4° Per. 15
(44,1

Digitized by Google

<36622239120018 S

<36622239120018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Vierundvierzigster Jahrgang.

1850.

Januar.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Als eigentliches Unterhaltungsblatt bleibt ihm die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen, Dichtungen jeder Form und dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug aufs Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehm werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich a archäologische Entdeckungen. Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Biographie rühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Ge der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftl dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter stu der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche s ermelsen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und des Blatts entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" kostet fl. 14. oder Rthlr. 8.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Nr. 1. Dienstag den 1. Januar 1850.

Politisch Lied, ein böses, böses Lied! —
— Und lohnt es wohl der Müh,
Die Musen mit dem Wüste zu entweih'n?
Herder

Zum Antritt des Jahres 1850.

Bisher trat höchst selten der Jahreswechsel ein, ohne daß er den Lesern dieser Blätter irgend einen wohlgemeinten poetischen Neujahrsgruß und Wunsch gebracht hätte. Fast immer war freiwillig oder aufgefordert einer unserer dichterischen Freunde zur Hand, der in den ersten Spalten des frischen Jahrgangs auf seiner Leier ein Stück spielte, in dem sich an die heitere oder ernste Musterung des abgelaufenen das Horoskop des angetretenen Jahres knüpfte. Wenn wir dießmal dieser Sitte untreu werden, so rechnen wir nicht allein auf die Nachsicht, sondern fast auf den Dank der Leser.

Es ist wohl keiner, der nicht in diesen letzten Stunden eines bedeutungsschweren Jahres mit doppeltem Ernste die Summe unseres öffentlichen Jammers und die Wechselfälle des eigenen kleinen Schicksals überrechnete. Da müßte es ihn fast widrig berühren, wenn ihm einer am Neujahrstag das Elend, das er mit angesehen und selbst erlebt, in schweren Sonäen noch einmal vorwöge, oder in tanzenden Diktylen es ihm auszureden suchte. Wir gestehen, wir fürchteten fast, ein in der letzten Zeit still gereiftes ächtes, eigenthümliches Talent möchte uns mit einer poetischen Neujahrsgabe erschrecken. Armer Poet, der mit der längst entbehrten, neuerdings kaum vermißten Gaß des wahrhaft Schönen sich zu einer Zeit an die Straße setzte, wo Alles mit zerstreuten Blicken daran vorüber eilte! Unsere Besorgniß war ungegründet; dagegen wäre es uns nicht schwer geworden, einen gebildeten, in einer der gangbaren Stylarten wohlgeübten Leierspieler aufzutreiben, der seine lyrische Walze auf Uhlands finnig gravitätische Tonweise gestellt hätte, oder aber auf die pathetisch gezwungene Freiligraths, oder auf die bittersüß spöttische Heines. Jedenfalls wären wir im Stande gewesen, den Lesern ein braves Gedicht zuzusichern, wenn nur nicht zu allen Zeiten mit den braven Gedichten so wenig herausgekommen wäre, als in den letzten Jahren in unserer Oeffentlichkeit mit den bloß braven, selbst edeln Männern.

Der Poet, dem wir das Wort gegeben hätten, wollte er gut brüllen, mußte schaudernd die mit Blut und Thränen beschriebenen Blätter unserer nächsten Vergangenheit vor uns aufrollen und aus der geballten Wortwolke Blitze zucken lassen, die Alles niederschmetterten, was der deutschen Freiheit und Einheit hemmend entgegentritt, sey es Rebellion oder Reaction, Groß- oder Kleindeutschland, Hohenzollern oder Habsburg, jedenfalls aber den Erbfeind in unserem eigenen Herzen, den bösen Geist der Stammeseifersucht und der Sonderung. Wie man in Ständeversammlungen der Geschäftsordnung dadurch Genüge thut, daß man gewisse lästige Berichte für verlesen erklärt, so wollen wir die Leser bitten, solches Gedicht für genossen anzunehmen, und sogleich bei Eröffnung des Jahrgangs zur prosaischen Tagesordnung dieser Blätter übergehen. Halten wir lieber eine kurze Neujahrspredigt in ungebundener Rede.

Indem wir uns aber dazu anschicken, sagen wir uns vor Allem, daß es ungehörig wäre, wollten wir in Prosa, gleichsam fußgehenderweise, dieselben Texte behandeln, die uns der von seinem Roß herab kanzelnde Poet nicht erspart hätte. Also nichts von den

Digitized by Google

Zerrüttungen und Aengsten der Gegenwart! nichts von der in plumpen Massen entfalteten Unvernunft und Eigensucht auf Barrikaden und in Parlamenten, in Clubs und in Cabinetten, wodurch wieder einmal eine verständigere Ordnung der deutschen Verfassung auf die Calenden der Griechen und der Juden Weihnachten vertagt worden! nichts von den literarischen Erscheinungen, in denen mehr zart als stark besaitete Gemüther unsere Bildung auf vollem Rückzug erblicken mögen! Wir fassen vielmehr diese Kultur von der Seite in's Auge, auf der sie durch die grenzenlose staatliche Verwirrung hindurch ihre festen, sich beständig verlängernden Linien in eine große Zukunft hineinzieht; wir greifen in die Vergangenheit nach einer verwandten entscheidenden Erscheinung zurück, und indem wir beide Phänomene zusammenhalten, suchen wir uns an großen planvollen Gang der Geschichte über eine Gegenwart zu beruhigen, die sich über lauter Planen immer mehr verwirrt.

Unser neunzehntes Jahrhundert ist eben zur Hälfte, wie man es nun nehmen will, in die Nacht der Zeit zurück- oder in den Lichtkreis der Geschichte herausgetreten. Ist dieß aber auch ganz genau wahr? Der mit komischem Ernst geführte Streit, ob das achtzehnte Seculum mit dem Jahr 1799 oder erst mit dem Jahr 1800 abgelaufen, könnte sich jetzt um die Halbscheid des Jahrhunderts in gleicher Weise wiederholen. Und dieß geschähe ohne Zweifel, wenn Jean Paul noch lebte, und jene leichter und gröber zugleich gewobenen Geister, welche mit ihm vor vierzig Jahren für ein nun dahingegangenes Geschlecht diese Blätter mit längst taub gewordenem Salze würzten. Wäre heute noch die lustig traurige Zeit der Franzosenherrschaft und der unumschränkten Souveränetät der Rheinbundsfürsten, der faselnden Romantik, der albern sinnreichen Gefühls-, Begriffs- und Wortspielerei und der Rambergischen Kupfer, sicher wäre jene Streitfrage oder irgend eine tändelnde Geschichtsbetrachtung an dieser Stelle zu einem Neujahrsblatt ausgestreckt worden. Wir können in Einem Athem rufen: wollte Gott, diese Tage wären noch da! und gottlob, daß sie hinter uns sind! Wir in trüberer und doch lichterer Zeit haben, wenn auch zu heiterem Zwecke, ein ernsteres Thema zu wählen.

Es sind noch sehr viele unter uns, die durch ihre Bildung nur zwei Seiten unserer Gesammtzustände in's Auge zu fassen gewöhnt sind: einmal die unmittelbare politische Bewegung, und dann die Kunst sammt der eigentlich sogenannten Literatur. Vergleicht ein solcher unsere junge und schon wieder verlebte schöne Literatur mit der drei- und vierhundertjährigen anderer Völker, kommt es ihm zu Sinn, daß die Neuzeit kaum einen vernünftigen Topf zu Stande bringt, wenn ihr nicht der Geist der Antike die Hand führt, so mag er sich als Deutscher und als moderner Mensch tief gedemüthigt fühlen; und wenn ihm die trostlose staatliche Verwirrung des Augenblicks den eigenen Kopf verwirrt, so ist er entschuldigt, wenn er darin den Anfang vom Ende aller Dinge erblickt. Vor lauter Schlingkraut der Tagserzeugnisse und Ereignisse sieht er den Wald unserer Kultur gar nicht. — Indem wir in Staat und Gesetz die Formen wechseln lassen und scheinbar das Frischeste hervorbringen, wiederholen wir im Grunde nur längst schon gedachte Gedanken und führen Zustände herbei, die in der Geschichte so oder so schon einmal dagewesen. In diesen Richtungen hat schon das Alterthum die Sphäre des menschlichen Wesens mit dem Gedanken ausgemessen, und vollends auf dem Gebiete des Schönen ist es der ewige Lehrmeister und Gesetzgeber. Ganz Neues, nie Dagewesenes, nach Idee und Form Originelles schafft der Mensch nur mit dem Werkzeug der Wissenschaft; sie ist das eigentliche Organ des menschlichen Fortschritts, und nach den großen Abschnitten ihrer Entwicklung messen sich die Stufenjahre des Menschen als eines Gesammtwesens, das im Wachsen und Reifen des Individuums sein treffendes Gegenbild hat. Die Wissenschaft ist die breite, sichere Grundlage der Bildung unserer Zeit und zugleich der unverwüstlichste Bürge der Zukunft.

(Fortsetzung folgt.)

Rom im Winter 1849.

Italien und die italienische Reiseliteratur früherer Zeiten sind verschwunden. Der Weidmannsche Meßkatalog pflegte sonst regelmäßig eine Reihe italienischer Reisen zu bringen, welche, nachdem die Gefahren der Alpenpassage und die Straßenräuberabenteuer im Großen vorüber waren (leider sind die letzteren neuerdings wieder aufgetaucht!), pittoreske Schönheiten zum hundertstenmal schilderten, die Mediceische Venus und den Belvedereschen Apoll und den Farneſischen Stier bewunderten und Stereotypen über die venetianischen und florentinischen Paläste, über die römischen und pompejanischen Alterthümer und den Aschenkegel des Vesuv producirten, über Vetturine, Wirthshäuser, Flöhe und Zollbeamten auf's Blut verfolgten, wie ihnen Aehnliches von diesen verhaßten Klassen geschehen war. Ich erinnere mich eines Korrespondenten aus Florenz in der Allgemeinen Zeitung, welcher noch vor wenigen Jahren Artikel über die Schönheit des Sonnenuntergangs und das Frühlingserwachen in den Cascinen schrieb. Die Land und Leben nach flüchtigen

Digitized by Google

und leichten, aber lebendigen Eindrücken schillernde Reiseliteratur ist wohl auf lange mit Fanny Lewalds Bilderbuch, die ästhetisch gelehrte und geistreiche, in welcher sich erst F. L. Stolberg, dann Kephalides versuchten, mit dem Stahr'schen Buche zu Grabe getragen worden, welchem es keinen Abbruch gethan haben würde, wenn confessionelle Antipathien und lästige Klatschereien über Personen daraus weggeblieben wären. Durch Levin Schücking wurde die politische Reiseliteratur initiirt. Ungeachtet der Menge von Porträts und von Detail aller Art über das erwachende constitutionelle Leben vertieth diese Römerfahrt bei jedem Schritte den Neuling, der eben erst nach Italien gekommen ist und die Italiener nach deutschen Begriffen beurtheilt, jedes Strohfeuer für die ächte erwärmende Flamme hält und jedes Wort glaubt, welches er vom Pater Ventura oder Herrn Masi, dem vormaligen Sekretär des Fürsten von Canino, vernimmt. Dem Buche begegnete übrigens das Mißgeschick, daß der größere Theil des Räsonnements bereits in sich zerfallen war und die Vorherzagungen sich als falsch erwiesen hatten, als es an's Licht trat.

Die italienischen Reisebeschreibungen älterer Gattung waren großentheils eine rechte Noth und Langeweile für den geworden, welcher Italien wirklich kannte, mit ihrem eben so seichten wie positiven Touristenurtheil, welches über Florenz und Rom nach vierzehntägigem Aufenthalt absprach und Lohnkutscher und Wirthe für die Nation ansah, oder aber bei jedem Schritte in den siebten Himmel verzückt ward und aus der Hyperbelatmosphäre gar nicht wieder auf die Beine kam. Ich fürchte nur, wir werden bei den neuen Reisebeschreibungen, wenn die Asthenie des Büchermarktes sie uns nicht ganz vom Halse hält, wie Revolutionen und Choleraquarantänen die Zahl der Fremden auf's Unmerkliche herabsetzen, nicht besser fahren. Denn der, welcher eben einen Winter im Lande gewesen, einigen Kammersitzungen beigewohnt (für jetzt würde ihm nur die Turiner Stoff bieten, und auch diese ist momentan geschlossen) und einige Kaffeehausdisputationen der großen Politiker und Kriegshelden der beiden letzten Jahre angehört hat, ist natürlich berufen eine Sentenz in letzter Instanz von sich zu geben und über Oesterreichs und Italiens Zukunft zu prophezeien. Für diese Gattung von Literatur dürften also die schlechten Zeiten des Buchhandels immer währen: das Publikum verliert durchaus nichts beim Nichterscheinen.

Mit dem alten Italien ist's für jetzt zu Ende, und doch ist das neue so unbehaglich, daß man sich immer wieder zu jenem wenden möchte, so vielfach auch dessen Gebrechen waren. Man hat der Kunst, der Literatur, dem heitern Leben den Rücken gewendet, um sich mit Politik und Krieg zu beschäftigen. Da man beide dilettantisch behandeln zu können glaubte, ist's mit beiden gar schlecht gegangen. Es gab bis noch vor Kurzem Schriftsteller, welche allen Ernstes docirten, man müsse die stehenden Heere abschaffen und sich mit bloßen Milizen behelfen, für welche sie dann bald die eine, bald die andere Verfassung entwarfen. Nicht nur daß die stehenden Heere eine zu schwere Last für die Budgets seyen, bedürfe man ihrer auch in diesen civilisirten Zeiten nicht mehr.

(Beschluß folgt.)

Neujahrserinnerung.

Kam in den ungeduld'gen Tagen,
Wo ich mir selbst zu jung noch war,
Von dem Gesetz der Zeit getragen,
Von Neuem an das neue Jahr,
Da hat vor den bewegten Sinnen
Sich alles anders dargestellt;
Ich fühlte lebhaft ein Beginnen,
Und wirklich neu schien mir die Welt.

Wenn jene feierliche Stunde
Im stillen Hause näher schlich,
Und kaum die rascheste Sekunde
Dem Knaben rasch genug verstrich,
Ward von dem aufmerksamen Kreise
Stets nach dem Puls der Uhr gelauscht,
Und nur gedankenlos und leise
Zwei Worte hie und da getauscht.

Doch schlug sie endlich, die so lange,
So still ersehnte Mitternacht,
Schien alles bei dem ersten Klange
Wie aus dem tiefsten Schlaf erwacht;
Ein Jeder will mit schnellem Munde
Im Freundesgruß der erste seyn,
Die Gläser klingen in der Runde,
Und doppelt schenken wir uns ein.

Und ihr Momente trunkner Wonnen,
Die ihr schon längst vergessen wart,
Ihr werdet luft- und lichtumsponnen,
Mir jetzt zur hellsten Gegenwart:
Die alten Freunde seh' ich wieder,
Und so wie sonst umarm' ich sie;
Ich höre neu der alten Lieder
Mir immer neue Melodie.

Digitized by Google

Doch werd' ich nie mehr es erleben,
Was ich so lebhaft jetzt gedacht,
Kein Gott kann es mir wieder geben,
Was jene Zeit so schön gemacht.
Wohl oft im raschen Weltgetriebe
Werd' ich getäuscht und täusch' ich mich:
Ach! um die Täuschung, die ich liebe,
Bemüht umsonst die Seele sich.

Es gleicht für mich den andern Tagen
Der erste Tag des Jahres nun;
Nur gibt er mir besondern Plagen
Mehr als die andern mir zu thun.
Es tönet nicht mit ernstem Klange
Der Glocke Schlag mir, der ihn bringt;
Mir wird die Zeit nicht mehr zu lange,
Denn nur zu leicht ist sie beschwingt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Der Ball im Rathhaus.

Zum erstenmal seit der Revolution, und ich glaube auch zum erstenmal seit der Vollendung des großen Gebäudes, hat das Pariser Hôtel-de-ville oder Rathhaus wieder zu einem prächtigen Feste gedient, und zwar zur Feier des Jahrstages der Präsidentenwahl am 10. dieses Monats. Als im Juni vorigen Jahres das Hôtel-de-ville von den Insurgenten zum Hauptquartier und zum Sitz einer demagogisch-republikanischen Regierung auserseh'n war, ahnte kein Mensch, daß man am Ende des folgenden Jahres zu Ehren eines Napoleoniden in eben diesen Räumen tanzen würde. Man hat freilich Mühe gehabt die großen Säle wieder zu räumen und zu reinigen; kurz nach der Revolution war das Rathhaus, welches ein wichtiger strategischer Punkt in der Hauptstadt ist, mit Truppen nicht allein besetzt, sondern angefüllt worden, und eine Zeitlang, während der großen Staatsverwirrung, wohnten und kantonirten hier Tausende von Bewaffneten, berufene und unberufene. Die Stadtbehörde hatte neunzehn Millionen Francs in der Staatskasse als Reservefonds liegen; sie sind darauf gegangen, und wenn man hätte mehr nehmen können, so wäre es ohne Zweifel geschehen. In Paris vergißt man indessen alles Ungemach sehr bald, wenn man es nur einmal los ist, und an's Verschleudern ist man ohnehin gewöhnt; sämmtliche Regierungen, welche auf einander gefolgt sind, haben sich dieses Fehlers schuldig gemacht, und da man sich jetzt wieder bemüht, so gut es gehen will, einige Ordnung in die Finanzen zu bringen, so hat man keinen Anstand genommen im Rathhause, wo es im vorigen Jahre so furchtbar kriegerisch aussah, am 10. December 1849 zu tanzen, ganz wie vor einigen Jahren in den Tuilerien, welche jetzt leer und öde sind, und wo so bald wohl nicht wird getanzt werden, wenn es dem jetzigen Präsidenten der Republik nicht gelingt sich dort einzunisten und kaiserliche Feste zu geben. Dieses Vergnügen kann man aber natürlich bis jetzt der hiesigen schönen Welt nicht verbürgen, und so erschien sie tiptop und im besten Schmucke beim Feste, das die Stadtbehörde gab. Drei große Säle, deren einer aus einer langen Galerie besteht, waren zum Balle eingerichtet, aber der Eingeladenen waren so viele, daß der Raum kaum hinreichte und man ziemlich gedrängt wurde. Aber solches Gedränge ist lange nicht so unangenehm als jenes im Frühjahr 1848, wo allerlei Deputationen mit dreifarbigen oder rothen Fahnen auf das Rathhaus zogen und den Dichter Lamartine zwangen eine Rede nach der andern zu halten, in der er die Leute wegen ihrer patriotischen Gesinnungen lobte und sie hinsichtlich der Absichten der Regierung beruhigte. Damals hatte man wahrlich keine Lust zu tanzen, und es hatte gar nicht den Anschein, als ob man jemals wieder einen Ball im Hôtel-de-ville geben würde. Seitdem hat sich gar vieles geändert. Namentlich hat Lamartine seine Reden mehr zu halten und lebt in der Provinz, wo er mehr für die Wiederherstellung seiner Finanzen zu sorgen hat, als für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe. Schon im vorigen Fasching konnte der Präfekt des Seinedepartements, der im Rathhaus seinen Sitz hat, den Pariser einige Bälle geben; aber der Ball am 10. December war doch der erste, der an Pracht und an Menge der Eingeladenen den ehemaligen Hofbällen gleich kam. Statt der Tuilerien hatte man das Hôtel-de-ville, statt der Orleansschen Familie den Präsidenten der Republik, einige Mitglieder der napoleonischen Familie, die Minister und obersten Beamten des jetzigen Freistaates; dieß war der ganze Unterschied. Ein zweiter Ball dieser Art wird aber nicht so bald gegeben werden; die Stadtbehörde ist nicht in so glänzenden Umständen, daß sie ihr Geld verlangen könnte. Sie hat in diesem Jahre wieder mehrere Millionen bei der Bank aufgenommen, die bedeutenden Schulden, die sie nach der Julirevolution machen mußte, sind noch nicht abgetragen, und leider ist, wie gesagt, in der letzten Revolution der Reservefonds gänzlich verschwunden. Man sieht auch hier wieder, daß das sicherste Facit der Revolutionen in Vermehrung der Ausgaben und in Verminderung der Einnahmen besteht. Hätte das Unwesen der Clubs länger gedauert, und hätte man noch ein Jahr weiter auf Stadtfesten im Hôtel-de-ville geschmaust und gewirthschaftet, so wäre die Hauptstadt bei allem ihrem Reichthum an den Rand des Verderbens gerathen und ein allgemeiner Bankerott wäre wahrscheinlich das Endresultat der großen Verwirrung gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 2. Mittwoch den 2. Januar 1850.

Italien, Italien, o du,
Das seine Schönheit unglückselig macht,
Ein traurig hartes Schicksal gaben dir
Mit ihrer Gunst die Götter!

Herder
nach dem Italienischen.

Rom im Winter 1849.

(Fortsetzung.)

Vom Schluß des Jahrs 1847 an suchte man den Satz praktisch zu beweisen. Jeder Nationalgardist dünkte sich in seiner Stube ein Held; man glaubte nur den Offiziersrock anziehen zu dürfen, um das Commandiren zu verstehen, und von Wissenschaft des Krieges war ebensowenig die Rede wie von Disciplin. Man hat dann gesehen wie's gegangen ist. Die Belagerung Roms, welche in den Annalen der Kriegsgeschichte einzig dastehen wird, nicht wegen der überwundenen Schwierigkeiten, sondern weil 25,000 Mann durch militärische Unentschlossenheit und den diplomatischen Unsinn eines kaum zurechnungsfähigen Unterhändlers zwei Monate lang vor einer mit einer alten Mauerlinie und einigen Bastionen versehenen Stadt aufgehalten wurden, wird man nicht als einen Entlastungszeugen für die neue Kriegskunst aufführen wollen, wenn gleich hie und da die Leute eines Freicorps sich tapfer schlugen. Wie es mit den Begriffen vom Kriege stand, ergibt sich aus dem von demokratischen Ministern auf der Tribüne vernommenem Trost: die Apenninen sind unsere Wälle! — der Tedesco wird nicht herüberkommen! Mit der Politik ist's nicht besser gegangen. Hier war der Dilettantismus noch leichter: es gab ja so viele Journale und ein so geduldiges Publikum. Du lieber Himmel, was ist da für Unsinn zum Vorschein gekommen! Und als es sich nun um die Praxis handelte, als die neugebackenen Publicisten auf die Rednerbühne stiegen und die Ministerbänke einnahmen, so wurden die Worte bald durch die Thaten geschlagen. Die Exaltirten stürzten die Moderirten, indem sie laut verkündeten, jetzt seyen Männer der That nöthig. Die Moderirten hatten für die Insswerksetzung ihrer Politik, sie mochte seyn wie sie wollte, doch etwas gethan; die Exaltirten thaten nichts als die Souveräne vertreiben und den Fremden, gegen welche sie sich heiser schrien, die Thore öffnen. Was sind nun die Folgen von allem dem gewesen? Man blicke auf die Hauptstädte Italiens: eine nach der andern hat die schwersten Verluste zu beklagen gehabt und krankt mehr oder minder an den Nachwehen, die so bald nicht schwinden werden.

Venedig ist auf Jahre ruinirt: sein eben wieder aufblühender Handel hat den härtesten Stoß erlitten; das Verhältniß zwischen den beiden Nationen, welches hier besser war als anderswo, ist völlig gestört; es wird lange währen, bis selbst die reichen Familien sich erholen und die ihres Silbergeräths und ihrer Kostbarkeiten beraubten Häuser sich wieder füllen, und die Bomben, welche bis in die Nähe des Marcusplatzes gefallen sind, haben zur Genüge bewiesen, daß es nicht mehr die Zeiten sind, wo Kaiser Maximilian und Ludwig XII. vor den Lagunen standen, ohne etwas ausrichten zu können, obgleich Venedig allein stand wie jetzt, nachdem es die ganze Terraferma ihres Eides der Treue ledig erklärt hatte. — Mailand, das glänzende, das reiche, das lebensfrohe Mailand, wer erkennt's wieder? Seine vornehmsten Familien im Exil und in zerrütteten Vermögensumständen, sein glänzender Corso leer, seine Vorstädte eingeäschert, überall Abneigung, Verdacht, Mißtrauen, Vorsichtsmaßregeln, gänzliche Entfremdung. — Turin, durch den unglücklichen Krieg und den Verlust von wenigstens

Digitized by Google

dreihundert Millionen Franken nicht minder hart geschlagen wie durch die politische Ungewißheit und den noch nicht festen Gang einer neuen Regierung, an welcher Parteiwuth rüttelt, gleichsam als wollte sie, nach allem schon von ihr angestifteten Unheil, noch die letzte Stütze wegreißen, welche dem, was man Italiens politische Unabhängigkeit nennt, geblieben ist. — Fiorenz von zehntausend Mann fremder Truppen besetzt, von Reisenden leer, mit leerer Börse, welche sich nicht wieder füllen will, und mit gestörtem Verhältniß zwischen Herrscher und Volk, das einst so vertrauensvoll und innig war. — Rom härter als irgend eine der andern Städte betroffen, und mehr denn sie durch eigene Schuld; durch Undankbarkeit und Sacrilegium seines Haupteß beraubt, des Schmuckes seiner Villen entkleidet, die von seinen Päpsten ihm geschenkten Wälle, nicht zu seiner Vertheidigung, sondern zum Schutz seiner ärgsten Feinde in Trümmer geschossen, überall Verarmung und Noth und der verdiente Vorwurf des Verraths und als edle That gepriesenen Meuchelmords. — Und Neapel, das besser weggekommen ist als alle, weil seine zuerst begonnene Revolution zuerst ein Ende nahm, seiner materiellen Mittel mächtig geblieben, wie voll regen Lebens, wenn man den Lärm einer Stadt von mehr denn 400,000 Einwohner in Anschlag bringen will, aber in allen höhern und geistigen Interessen auf's traurigste beeinträchtigt, voll Furcht und Verdacht; Alle, denen man nur irgendwie liberale Meinungen beimißt, beaufsichtigt oder gefangen oder flüchtig, die Polizei allmächtig und erbarmungslos und oberste Gebieterin über Studien und Literatur. — Die Revue der italienischen Hauptstädte zu Ende des Jahres 1849 ist nicht tröstlich!

Man wendet sich, wie gesagt, gerne zum alten Italien zurück, wenn nur die Gegenwart es zuläßt. Rom ist immer noch eine der Städte, wo man dieß am besten kann, und vermag man sich gar nicht loszumachen von der Oede des Vaticans und Quirinals, so hilft man sich, indem man fünf Jahrhunderte zurückgeht, wo Rom auch ohne Papst war und mit seinem Rienzi einen unglücklichen Anlauf zur Republik genommen hatte und mehr und mehr einsah, was es auf sich hat, wenn der Nachfolger Petri nicht am Tiber weilt. Damals währte die Prüfung manche Jahrzehnte, heute währt sie seit nicht viel mehr denn einem Jahre — aber was sind heute schon die Folgen! Doch vergessen wir, wenn's möglich, Politik und all ihr Unheil; wandern wir, wenn's ohne Aerger und Herzeleid geschehen kann, über das Forum, welches ohne seine alten Alleen so nackt und traurig da liegt, blicken wir hinab auf die ausgegrabene Area der Basilica Julia, wo man außer dem Grundplan nichts gefunden hat, oder schauen wir die innere Cella des Tempels der Venus und Roma an, welche man jetzt viel besser denn ehemals beobachten kann, nachdem ein Theil der Hofmauern des Klosters von Sta Francesca Romana abgebrochen ist. Eine Revolution ist doch zu etwas gut! Die Franzosen machten hier einst tabula rasa, indem sie die ganze Umgebung des Titusbogens vom modernen Anbau zu befreien anfingen. Pius VII. stellte zwar den hübschen Bogen löblicherweise wieder her, aber er baute auch das Kloster wieder auf, aus dessen Fenstern heute die französischen Schnurbärte schauen.

Die Archäologie, während sie in diesen traurigen Zeiten geringe oder keine Verluste zu beklagen hatte (die Kugeln, welche die Spada'sche Pompejusstatue hätten treffen können, wird man nicht in Anschlag bringen wollen), kann sich manchen Fundes erfreuen. Trastevere, wo man weniger nach Antiquitäten zu forschen gewohnt war, lieferte außer einem schönen bronzenen Pferde neuerdings eine semi-kolossale Statue von hymettischem Marmor, einen Athleten darstellend, der sich den Schweiß abstreift, gemäß der in der Naturgeschichte des Plinius enthaltenen Schilderung des Aporiomenos (Distringens se) des Lysippus. Im ersten Moment glaubten Manche hier das Original des Lysippus vor sich zu haben, welches Marcus Agrippa auf dem Stirngiebel seiner Thermen aufstellte, von wo Tiber es wegnahm, aber in Folge der Unzufriedenheit des Volkes wieder hinbringen ließ; aber man erinnerte sich bald daran, daß Plinius von einer Bronzestatue redet, und die gangbarste Ansicht ist, daß die transtiberinische Marmorbildsäule entweder eine Wiederholung der gedachten oder ein Werk des Polyklet von Sikyon ist, der denselben Gegenstand behandelte. Der Athlet steht und reinigt sich mit der von seiner linken Hand gefaßten Bürste (strigile) den etwas erhobenen rechten Arm; nach dem gewöhnten Typus dieser Schaukämpfer sind Brust und Schultern mächtig, der Hals kurz, der Kopf klein, die Beine gestreckt. Arme und Beine waren zerbrochen, aber kein Stück fehlte, und der berühmte Bildhauer Tenerani hat die Restauration leicht bewerkstelligt. Man denkt dieses schöne Werk, dessen Ausgrabung unter Leitung Canina's geschah, im vaticanischen Museum aufzustellen.

(Schluß folgt.)

Zum Antritt des Jahres 1850.

(Fortsetzung.)

Zugleich mit dem Triebe nach bürgerlicher Freiheit und einer vernünftigeren Ordnung des Staatswesens ist in den europäischen Völkern vor wenigen

Digitized by Google

Menſchenaltern die erſtaunlichſte Thätigkeit in allen Zweigen der Forſchung erwacht. Durch raſches, in der Geſchichte beiſpielloſes Erfaſſen der Geſetze der Natur und ſeines eigenen Weſens hat der Menſch in kurzer Friſt eine Herrſchaft über die Natur errungen, welche unſer Zeitalter von allen früheren beſtimmt und charakteriſtiſch unterſcheidet. Durch dieſe merkwürdige wiſſenſchaftliche Bewegung ſind wir jezt aber gerade hoch genug gehoben, um zu erkennen, daß wir nicht am Ziel, ſondern mitten in einer unabſehbaren Entwicklung ſtehen. Wir haben es zu dieſer Stunde im Wiſſen und Vermögen gerade weit genug gebracht, um zu ermeſſen, daß unſere jetzige Herrſchaft über die Natur nur Skize und Einleitung deſſen iſt, was der Menſch im weitern Verfolgen dieſer Bahn den Elementargeiſtern an Geheimniſſen abzwingen und an Dienſten auferlegen mag.

Es wird mit jedem Jahre mehr Menſchen deutlich, daß auf dieſem Wege der Boden einer ganz neuen Kultur in raſchem Wachsthum begriffen iſt. Vor wenigen Jahren noch war die Eiſenbahn die Blüthe praktiſcher Wiſſenſchaft und der Fruchtknoten, aus dem der vorausrechnende Gedanke in allen Beziehungen menſchlichen Verkehrs und menſchlicher Thätigkeit eine Fülle neuer Geſtaltungen entſprungen ſah. Und bereits ſieht ſich die Locomotive im Flug wie in der Bedeutung weit überſprungen vom wunderbaren unſichtbaren Strome, der längs den Schienengeleiſen den menſchlichen Gedanken in blitzſchnellen Schlägen über die Länder weg artikulirt. Erſt durch die Verknüpfung der Eiſenbahn mit dem magnetiſchen Telegraphen iſt das Werkzeug hergeſtellt, das in ſeiner Ausbildung die Welt umgeſtalten wird.

Die ſogenannten unwägbaren Stoffe der Natur ſind ſchon lange das peinigendſte Räthſel für die Wiſſenſchaft. Sie zweifelt nicht daran, daß Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus nur verſchiedene Verlaufungen deſſelben Proteus ſind; aber vergebens foltert ſie dieſen in unendlichen Experimenten durch die verſchiedenſten Naturkörper durch, um ihm ein Geſtändniß ſeiner eigentlichen Natur abzudrängen. Entſchlüpft er aber auch mit ſeinem Weſen dem Begriff, dem praktiſchen Griff der Wiſſenſchaft vermag er ſich nicht zu entziehen. Wir haben das Licht dazu gebracht, daß es mit feinſtem Pinſel ſeine eigenen Malereien kopiren muß; wir haben den elektriſchen Strom und den Magnet zum Sprachautomaten abgerichtet, der für jezt noch ſtammelt und ſtockt und nur über kurze Strecken hinüberruft, der aber dereinſt die wunderbarſte Sprachfertigkeit entwickeln wird.

Wir erblicken in dieſem zauberhaften Werkzeug das Hauptorganon, mit dem die wiſſenſchaftliche Forſchung der Neuzeit in die weltgeſchichtliche Bewegung eingreift, und das Auftreten deſſelben dürfte leicht eine ähnliche welthiſtoriſche Bedeutung haben wie die Erfindung des Bücherdrucks am Ausgang des Mittelalters. Auf dieſes innere kulturgeſchichtliche Verhältniß zwiſchen der neuen Kunſt der Gedankenmittheilung und dem Bücherdruck iſt vom Verfaſſer dieſer Zeilen im neueſten Hefte der Vierteljahrsſchrift hingewieſen worden. Der Gedanke wäre einer viel weitern Entwicklung fähig als er dort gefunden; aber in einem leichten Neujahrsblatt iſt keinesfalls der Ort dazu. Es ſollen hier nur die Punkte hervorgehoben werden, um die es uns bei vorliegender Betrachtung beſonders zu thun iſt.

Heute vor vierhundert Jahren lag der Genius oder Dämon der neuen Zeit in ſeiner Wiege; aber noch ehe er aus den Incunabeln heraus war, wurde es den Zeitgenoſſen klar genug auf was ſeine Sendung hinauslief. Die vierthalb letzten Jahrhunderte tragen in ihrem ganzen Charakter weſentlich den Stempel der Preſſe; die ganze ſtaatliche, religiöſe, wiſſenſchaftliche Entwicklung dieſes Zeitalters iſt ein Ausfluß der Kunſt der mechaniſchen Vervielfältigung und Verbreitung des Gedankens. Indem ſie aber der mächtigſte Hebel zur Steigerung und Verbreitung der Kultur wurde, ließ ſie auch eine Menge Unkraut unter dem Weizen der Geſittung aufwuchern. Sie wirkte mit Nothwendigkeit darauf hin, daß das todte geſchriebene Wort immer mehr das freie lebendige von Mund zu Mund überwog, daß der perſönliche Verkehr vom ſchriftlichen verdrängt wurde. Indem ſie unzählige natürliche Funktionen des geſellig lebenden Menſchen in Formeln ſchmiedete, indem ſie Geſetz und Richterſpruch, Lehre und Unterricht an das Wort und den Buchſtaben band, hegte ſie in den Gemüthern der Menſchen wie im Getriebe des Staats und in aller Oeffentlichkeit all die Gebrechen und Schwächen, die jedem von uns mehr oder weniger zum Bewußtſeyn kommen, wenn er unſer Zeitalter ein papiernes nennt oder nennen hört. In vielen Richtungen ſcheint die kulturgeſchichtliche Miſſion der Preſſe wirklich zu Ende, und ſie fängt bereits an, ſich von manchen Punkten des Volkslebens zurückzuziehen, die ſie bisher mit ihrem Schwarz auf Weiß tyranniſch beherrſcht hat. Der vielſtimmige, nicht mehr abzuweiſende Ruf nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Geſetzgebung und des Gerichts, der mächtig erwachte Drang nach lebendigem Gedankenaustauſch in perſönlichem Verkehr — hundert Erſcheinungen weiſen deutlich darauf hin, daß ſich das heutige Geſchlecht der papiernen Windeln und Feſſeln entledigen will, die unſerem Jahrhundert neben ſo viel Größe in nur zu Vielem den Charakter des Kindiſchen und Unfreien aufgedrückt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Die Opernbälle. — Ludwig XVII. — Noailles in der Akademie.

Daß die Oper ihre Winterbälle begonnen hat, daß es auf denselben sehr lebhaft zugeht, ja daß man den Pariser Strauß, den Orchesterdirektor Musard, auf den Schultern umherträgt, zum Danke für seine köstlichen Quadrillen, das kann nicht auffallen; die Leute, welche die Opernbälle zu besuchen pflegen, lassen sich durch keine Revolutionen stören, und es müßte schrecklich hergehen in Paris, wenn sie auf diese Lust Verzicht leisteten. Es werden auch sonst öffentliche Lustbarkeiten angekündigt, zum Theil zu wohlthätigen Zwecken, wozu der Winter häufig Veranlassung gibt. Einer dieser Bälle heißt der Industrieball und wird von den Fabrikanten, die sich an der letzten Ausstellung der Industrieprodukte betheiligt haben, veranstaltet. Viele dieser Fabrikanten und Erfinder sind mit Ordensdecorationen oder Ehrenmedaillen belohnt worden, und nach ihrem großen Gelage, zu dem der Präsident eingeladen war, wollen sie jetzt auch einen Ball geben, dessen Ertrag armen Arbeitern zu gute kommen soll. Der Nothdürftigen gibt es leider noch immer eine große Menge, obgleich in vielen Werkstätten wieder große Thätigkeit herrscht; besonders groß ist die Noth unter den Handwerkern, welche sich mit der Verfertigung von Luxuswaaren abgeben.

Unter so vielen närrischen Journalunternehmungen ist wohl die närrischste der eben ausgegebene „Unterrible.“ Das Blatt bekennt sich zu keiner der bestehenden Parteien, sondern sucht Anhänger zu einer ganz neuen zu werben, und zwar zu der Ludwige XVII. Ein Ludwig XVIII. hat vor fünf-und-zwanzig Jahren regiert, dessen ungeachtet haben mehrere Ludwige XVII. gespukt und ihre Rechte auf die Krone Frankreichs geltend gemacht. Schon lange fyagiert hier ein Herr von Richemont herum, der in der That ein bourbonisches Gesicht hat und es gern sähe, wenn man ihn für den Sohn Ludwigs XVI. hielte. Wie viel Anhänger er zählt, wüßte ich nicht zu sagen, vielleicht ein Dutzend. Diesen Prätendenten scheint das neue Blatt zu unterstützen. Vermuthlich gibt irgend eine gutmüthige oder leichtgläubige Seele etwas Geld her, um die Kosten einiger Nummern zu bestreiten, die man als Samen einer künftigen Ernte ins Publikum wirft. Aber kein einziges Journal hat von dem Blatt Notiz genommen, so daß das aufgewendete Geld verloren ist, und da Herr von Richemont schwerlich ein Millionär ist, so wird man es bei diesem Versuche bewenden lassen. Herr von Richemont wird noch lange im Luxemburger Lustgarten spazieren gehen, ehe sich ein Palast öffnet, um ihn als Herrscher aufzunehmen. Vor der Hand hat überhaupt kein Prätendent die geringste Hoffnung, der Stifter einer neuen Dynastie zu werden.

Kürzlich genoß man das Schauspiel einer akademischen Feierlichkeit ganz im Ton und nach dem Zuschnitt der alten Zeit. Als Lebru-Nollin und sein Gefichter am Ruder waren, hätte man nicht geglaubt, daß so etwas ferner möglich sey, ja man konnte zweifeln, ob die Akademien fortbestehen würden. Die Académie française ließ sich aber nicht irre machen, sie that als ob nichts im Staate vorgefallen wäre, und nach Chateaubriands Tode wählte sie einen ehemaligen Hofmann, den Herzog von Noailles, zu seinem Nachfolger, ganz wie sie zur Zeit Ludwige XV. oder XVI. gethan hätte. Der Herzog von Noailles hatte nun freilich nicht nur durch Namen und Titel Anspruch auf einen akademischen Lehrstuhl. Als Pair de France hat er bedeutende Reden gehalten, und als Schriftsteller hat er sich durch eine Geschichte der Frau von Maintenon, welche ihre Nichte an einen Noailles verheirathet hatte, einigen Ruf erworben. Natürlich hat er zu viel Pietät, als daß er der berühmten Ahnfrau und dem ihr zur linken Hand Angetrauten das geringste Böse nachsagen sollte. Seine Geschichte ist eine Lobrede auf Frau von Maintenon und ihren gekrönten Gemahl, und eine Widerlegung der gegen Beide vorgebrachten Beschuldigungen. Der Verfasser hat indessen doch viele Studien gemacht und ein beachtungswürdiges Geschichtswerk geliefert. Die republikanischen Journale betrachteten die Wahl des Herzogs als einen Scherz; der Akademie war es indessen vollkommen ernst damit, aber erst nach langem Aufschub wurde in diesem Monate der Gewählte feierlich aufgenommen. Der Herzog von Noailles beurtheilte in seiner Antrittsrede Chateaubriand ganz aus seinem gewöhnlichen aristokratischen und religiösen Standpunkte als einen unwandelbaren Anhänger der alten Ordnung der Dinge in Staat und Kirche. Wir haben jetzt aber Chateaubriands eigene Geständnisse in seinen sogenannten Mémoires d'outretombe; in diesen hat sich der geniale Dichter so ziemlich geschildert, wie er war, mit seinen guten und schlimmen Eigenschaften, und diese Schilderung ist richtiger, mithin besser als alle die in und außerhalb der Akademie von ihm entworfen worden sind. Aus diesen Bekenntnissen ersieht man, daß der große Schriftsteller sehr unabhängigen Geistes war, daß er seinen eigenen Gang zu gehen pflegte, mit wenigen Ausnahmen seiner Zeit zufrieden war, das Leben mehr wie eine Bürde als wie eine Wohlthat betrachtete, und in beständiger Unzufriedenheit alt wurde. Er war allerdings den Bourbons zugethan; allein ihre Rückkehr auf den Thron Frankreichs, zu der er doch das Seinige beigetragen, war weit davon entfernt seine Erwartungen zu befriedigen. Trotz seiner Anhänglichkeit an den alten Hof verkannte er keineswegs die Jämmerlichkeit desselben, und er hat sich in seinen Memoiren frei darüber ausgesprochen. Ein so hoher Geist wie der seinige war auch nicht dazu gemacht, sich unter irgend ein Joch zu beugen. Er gerieth mit den Ministern und mit Ludwig XVIII. selbst und zog sich von den Geschäften zurück. Der Umsturz des alten Throns kam ihm so unerwartet als vielen andern. Unter Ludwig Philipp war er noch unzufriedener als zuvor, und nun mußte er endlich noch eine neue Republik erleben, was ihn natürlich mürrischer machte als je, und in dieser trüben Stimmung hat der große Schriftsteller seine lebensmüden Tage geendet. Chateaubriand muß sich zu keiner Zeit wahrhaft glücklich gefühlt haben, nur seines Schriftstellerruhmes konnte er rein genießen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 3. Donnerstag den 3. Januar 1850.

Je suis devin, mes chers amis;
L'avenir qui nous est promis
Se découvre à mon art subtil.
Ainsi soit-il!

Béranger.

Zum Antritt des Jahres 1850.

(Schluß.)

Und gerade in dem Zeitpunkt, wo all das, was einst Wohlthat der erziehenden Presse gewesen, einem großgezogenen Geschlecht zur Plage geworden, wird dem Menschen ein neues gewaltiges Werkzeug der Kultur in die Hände gegeben, das noch unendlich mehr leistet als der Bücherdruck, aber in ganz anderer Weise, und das geradezu bestimmt scheint, die schlimmen Wirkungen der Presse zu korrigiren, indem es sie in vielen Beziehungen ablöst und ihr Amt übernimmt, aber in ganz anderer Weise führt. Schon jetzt, da wir erst die Incunabeln der magnetischen Telegraphie vor uns haben, erschrecken wir fast, wenn wir im Dämmerlichte der Zukunft die Wirkungen dieses neuen Verbindungsmittels der Geister vor uns hingebreitet erblicken; und doch sagen wir uns, daß wir gar keinen Maßstab dafür haben, was einst werden kann und muß, wenn das Kind zum Riesen erwachsen ist.

Einst, wenn ein dichtes Telegraphennetz die gesitteten Länder überzieht, werden in allseitigem, ununterbrochenem Zuge, in der Form von Botschaft und Befehl, von Gruß und Wunsch und Erkundigung, die menschlichen Gedanken von einem Ende zum andern blitzschnell überspringen und sich mit der geflügelten Erwiederung kreuzen. In dieser einzigen Vorstellung, ohne daß man sie weiter ausmalt, liegt für den Gedanken eine ganz neue Welt beschlossen, ein Wesen und eine Form der Gesellschaft, von denen wir so wenig einen Begriff haben als einst der Initialen malende Miniator vom deutschen Buchhandel und der englischen Zeitungspresse. Zunächst aber scheint der Gedanken leitende galvanische Strom dazu ausersehen, in höherer Potenz das Werk der Presse fortzuführen, indem er ihrer maßlos gewordenen Ausdehnung von selbst Schranken setzt. Die Telegraphie wird dem Bücherdruck wieder neue Kraft und höhere Bedeutung geben, indem sie in tausend Fällen und Beziehungen das gedruckte Wort unnöthig macht und dieses wieder zu Ehren bringt, wo man seiner nicht entrathen kann. Wir ahnen auf's Bestimmteste, daß mit dem Einsetzen dieses mächtigen Rades in das Getriebe der Welt eine ähnliche entscheidende Wendung der Geschichte gegeben ist wie einst mit dem Auftreten der Buchdruckerkunst, womit das Mittelalter zum Abschluß kam und eine neue Zeit anbrach. Die ganze Periode, welche in der Mitte liegt zwischen der Erfindung, die den Gedanken vervielfältigt, und der Erfindung, die denselben veralltgemeinwärtigt, werden spätere Geschlechter als eine Art Nachmittelalter bezeichnen, während uns als ein solches nur die Zeit bis zum großen Kriege erscheint, durch den mit der Schöpfung der heutigen Staatsformen Deutschlands Kraft vollends gebrochen wurde. Wie dem aber sey, der Anfang einer neuen Aera wird mit dem Punkte bezeichnet werden, wo der magnetische Telegraph das vierhundertjährige Werk der Presse in höherer Potenz aufnahm und fortführte.

So lange der Gedanke bei diesen stillen und doch so großartigen Erscheinungen der Zeit verweilt, fühlt sich das durch die Wirren der Gegenwart angeregte Gemüth wunderbar beruhigt. Wir sehen rückwärts, wie eine entscheidende Erfindung die Kultur und das ganze Wesen eines langen Zeitalters beherrscht, wie sie viele Geschlechter gebildet und verbildet hat. Wir sehen

Digitized by Google

vorwärts durch einen ähnlichen Griff des göttlich menschlichen Geistes bereits den Zettel einer langen Entwicklung aufgezogen, in den die Geschichte nur ihren Einschlag werfen darf. Sollen wir etwa das Geschick der allgemeinen Kultur gefährdet glauben, weil es die letzten Jahre deutlicher als sonst gemacht haben, wie weit die deutsche Masse noch in der Kultur zurück ist? Sollen wir an Deutschlands Zukunft verzweifeln, weil so viele unter uns die thörichte Hoffnung haben zerrinnen sehen, daß sich in Einem thätigen Anlauf, in Einem stürmischen Parlamente jahrhundertlange Sünde und Schande tilgen lasse?

Keiner, der die Geschichte kennt, wird zweifeln, daß die kräftige Skizze, welche die Wissenschaft heute mit den ersten Eisenbahn- und Telegraphenlinien entwirft, vom Eifer kommender Geschlechter zum lebensvollsten, farbenreichsten Gemälde ausgeführt wird. Ist dem aber so, warum sollte nicht Deutschland aus diesem Gemälde edler und freundlicher herausblicken als aus dem jämmerlichen Bilde des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts? Man mag sagen was man will, trog scheinbarer Trostlosigkeit sind unsere gegenwärtigen Zustände keineswegs so, daß man nicht hoffen dürfte, der neue Lauf der Welt werde Deutschland die Ehre und das Selbstgefühl wieder bringen, um die es in dem von der deutschen Erfindung des Bücherdrucks beherrschten Zeitalter sich selbst betrogen.

Wenn nun einmal durch das neue Mittel des Geisterverkehrs ganz Deutschland zu Einem großen Sprachsaal, Einer Wispergalerie geworden ist, ob dann wohl die ungeheure galvanische Batterie den sonderbaren Freiheitstrieb lähmt, der die Deutschen nie zur Einheit und damit nicht zur Freiheit kommen läßt? Wer weiß es? Und es ist kaum wahrscheinlich. So viel ist aber wohl sicher, daß die schlimmsten jener bösen Drogueu, die noch aus dem Laboratorium von Münster und Osnabrück stammen, der auflösenden und vernichtenden Kraft des galvanischen Stromes nicht widerstehen werden. Der Reformation, welche dem Bücherdruck auf dem Fuße folgte, wird es in der Welt der Telegraphie nicht am Gegenstück fehlen, und wenn dann auch eine solche Verbesserung an Haupt und Gliedern, nach der Weise der Verbesserungen, viel des alten Unkrauts stehen läßt und neues hervortreibt, so wird doch endlich der Deutsche der alten Jämmerlichkeiten los seyn, die jezt sein Herz verbittern. Die Gewaltigen aber, indem sie mit Eifer Eisenbahnen- und Telegraphenlinien verlängern, graben sie nicht unbewußt die Grube ihrer unveräußerlichen Ansprüche und der Mittel, mit denen sie zur Stunde noch die Welt regieren? Zu gleicher Zeit werden aber auch die neuen instrumenta regni parat seyn, und der Deutsche darf sie willkommen heißen, wären sie auch weit stärker als die jetzigen, wenn sie nur unabhängiger und großartiger sind. H. H.

Rom im Winter 1849.

(Schluß.)

Wurden so die hiesigen Sammlungen durch eine klassische Marmorarbeit bereichert, so ist die Auffindung der antiken Wandgemälde auf der Odyssee ein kaum geringerer Gewinn. In deutschen archäologischen und andern Blättern wurde bereits über den Fund berichtet, welcher in einem unter dem Abhange des Esquilin gelegenen Hause zu Anfang d. J. stattfand. Antike Wandgemälde mit historischer Landschaft sind fast einzig, und die Freude über diese Entdeckung ist somit vollkommen gerechtfertigt. Die zuerst gefundenen beiden Bilder, welche von der Wand abgenommen und sorgsam auf Leinwand übertragen, gegenwärtig das capitolinische Museum zieren, stellen Scenen aus dem Irrthygenenabenteuer dar. Die später aufgedeckten enthalten die Fortsetzung: die Schiffe des Odysseus im Hafen angegriffen, der Held von Ithaka auf hoher See dem Vorgebirge der Circe zusteuernd, Circe's Palast, vor welchem Odysseus Gastfreundschaft heischt, Odysseus den Tiresias um Rath fragend. Nicht alle sind so gut erhalten wie die ersteru, interessant und wichtig aber sind alle, und die beigefügten Namen der Hauptpersonen sind eine Eigenthümlichkeit. Von andern noch sind Spuren vorhanden. Die Landschaft in diesen Bildern ist leicht, gewandt und anmuthig behandelt und steht in richtigem Verhältniß zu den Figuren. — Anderer archäologischen Funde gedenke ich nur im Vorbeigehen, so der auf dem Trajansforum gefundenen Inschriften von Ehrenstatuen, darunter die für den Consul Flavius Sallustius aus dem Jahr Chr. 364, und für Nicomachus Flavianus mit dem Dekret der Kaiser Theodosius und Valentinianus. So ist man auch bei den Erdarbeiten an der Eisenbahn nach Frascati, jenseits der bekannten Porta Furba, des malerischen Durchgangs unter der antikmodernen Wasserleitung P. Sixtus V., auf eine Menge alter Mauerwerke, zum Theil mit Mosaikfußböden, Reste von Villen der Kaiserzeit, gestoßen. Der römische Boden bewahrt immer seinen alten Ruhm des Reichthums: kaum irgend eine Stelle läßt den Suchenden unbelohnt. An der genannten Eisenbahn, welche vorerst bis Frascati, dann nach Velletri führen soll, werden die Arbeiten jezt wieder aufgenommen und eifriger betrieben werden, nachdem die förmliche Concession von der päpstlichen Regierung ertheilt worden ist. Sie wird für die Bewohner Roms und die zahlreichen Besucher der Albanerhügel immer eine wesentliche Annehmlichkeit seyn; hoffen wir, daß ruhigere und bessere Zeiten

Digitized by Google

erlauben werden ſie nach der neapolitaniſchen Grenze weiterzuführen und den Anſchluß an die von Neapel über Capua längſt fertige, von dort nach San Germano zu bauende Bahn zu bewirken.

Unterdeſſen verſchwinden die Spuren der Belagerung mehr und mehr, wenn gleich Jahre darüber hingehen werden, bis ſie ganz vertilgt ſind, ja es in manchen Fällen gehen wird wie mit den Folgen der Zerſtörung durch Robert Guiscard, als er den ſüdöſtlichen Stadttheil wüſte legte. Der Normannenherzog Apulien kam, einen Papſt aus dem rebelliſchen Rom zu retten; die Franzoſen kamen, einen Papſt nach Rom zurückzuführen. Erſteres war raſcher gethan als das letztere, aber die Folgen waren für die Stadt ſelbſt noch trauriger. Noch liegen Viminal, Esquilin, Cälius, Aventin, Palatin öde, wenn man nicht ihre Klöſter und Villen in Anſchlag bringen will. So wird der Janiculus, ſo werden die Villen von den Wieſen bei der Engelsburg an bis Porta Pia ſich ſchwerlich zu früherem Glanze erheben. Die Zeit iſt verüber, wo päpſtliche Nepoten ihre Säle vergoldeten und Thürpfoſten von Verd' antico hinſtellten, und der Fürſt Tortonia würde ſich jetzt wahrſcheinlich lange bedenken, ehe er Schätze an ein Landhaus verſchwendete, wie das vor Porta Pia gelegene. Dem Fürſten Borgheſe wird's nicht zu verargen ſeyn, wenn er Kohl pflanzt, wo ſein Großvater und ſein Oheim Don Camillo die reizendſten Gartenanlagen zum Genuß des Volkes ſchufen, welches es ihnen ſchön gelohnt hat. — Um alſo auf die Ausbeſſerungen zurückzukommen, ſo hat man Straßen und Thore wieder gangbar gemacht, hat auf dem Janiculus, der am härteſten mitgenommen worden, manches hergeſtellt, und namentlich den Ponte molle in Reparatur genommen. Die Barrikadencommiſſion hatte der armen alten Brücke übel mitgeſpielt, und der Himmel weiß, wie es den Trümmern ergangen wäre, hätte Vater Tiber ſich irgend einen böſen Streich erlaubt. Jetzt iſt die verſtändige Reſtauration ſo weit vorgeſchritten, daß man nächſtens die Brücke wird wieder benutzen können, während man nun ſeit Monaten den höchſt unbequemen Umweg am Fuße des Monte Mario entlang durch Porta Angelica machen muß. An der jenſeitigen Brücke der Tiberinſel (Pons Ceſtius) ſind nur die Parapette auszubeſſern. An der Porta S. Giovanni, wo man nicht nur, um den drohenden Anzug der in Albano und Velletri lagernden Neapolitaner abzuwehren, ein rieſiges Bollwerk errichtet, ſondern auch die eben im Bau begriffene Straße nebſt allen Oſterien, Winzerhäuſern, Caſinos und Mauern zerſtört hatte, arbeitet man fleißig an der Wiederherſtellung der ſtark gebrauchten Straße, der großen Communikation mit dem Süden. Wären nur die Kaſſen des Gouvernements nicht ſo leer, ſo würden dieſe und andere nützliche Werke noch raſcher fortſchreiten. Aber der Geldmangel iſt gar zu groß und die Entwerthung des Papiers hat eine Theurung herbeigeführt, die man ſchwer wieder loswerden wird.

Die Magazine ſind in demſelben Maße mit Waaren gefüllt wie von Käufern leer. Alles was von den Fremden lebt, iſt ruinirt; Gaſtwirthe, Antiquitäten- und Raritätenhändler, die ganze kleine Künſtlerwelt, Lohnkutſcher, Beſitzer von Hôtels garnis, Modewaarenhändler, und was ſonſt in verwandte Kategorien gehört, ſchreien Jammer über Jammer. Der vergangene Winter gälte für golden im Vergleich mit dem gegenwärtigen (der uns bereits für dieſe Jahreszeit ungewöhnlichen Froſt und Schnee gebracht und durch ſeine Sciroccoſtürme franzöſiſche Revüen verhindert hat), ſagte man ſich nicht, daß man nun doch das Schlimmſte hinter ſich hat. Die Reconvaleſcenz nach dem hitzigen Fieber iſt dießmal freilich eine ſehr langſame: das Hauptſtärkungsmittel, Pio nono, fehlt. Wann er zurückkehrt — der Himmel weiß es. Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat wird dieſe Rückkehr verheißen; es wird nächſtens ein halbes Jahr, ſeit der Republik ein Ende gemacht iſt, und die vielen nach Gaeta und nach Portici geſandten Deputationen haben ſämmtlich väterliche Worte mitgebracht, auf die Adreſſen ſind geneigte Antworten ertheilt worden, aber noch iſt der Tag nicht beſtimmt, welcher dieſem traurigen Zuſtande ein Ende machen ſoll. Unterdeſſen ſind alle öffentlichen und Privatgebäude, Klöſter, Seminarien, die Paläſte des Adels, die Villen ſelbſt in Albano, Frascati, Ariccia mit franzöſiſchen Soldaten gefüllt, und als der Fürſt Doria Pamfili neulich nach langer Abweſenheit heimkehrte, mußte er in einem Gaſthof abſteigen, weil in ſeinem prachtvollen Palaſte kein Raum für ihn vorhanden war.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, December.

Der Gerichtsſaal Hantel.

Vielleicht kein neueres Gebäude der hieſigen Stadt hat ſolchen Wandel der Schickſale zu erzählen, als der große Saal des Darmſtädter Hofes. In einem vom Gaſthauſe früher getrennten Gebäude über Ställen und Remiſen aufgeführt, verſammelte er anfänglich die Einwohnerſchaft Darmſtadts zu Bällen und Concerten, war dann Jahrelang katholiſcher Betſaal, brachte

Digitized by Google

das Thürmchen mit dem Kreuz aus dieser Zeit in die spätere, der frühern wieder ähnlich hinüber. Ich dann deutschkatholische gottesdienstliche Uebungen, verwandelte sich zuletzt in einen Assisenſaal, und dazwischen fuhren dann theils einzelne Versammlungen mannigfachster Art wie stürmender Kometen oder der mehr regulirte Planetentanz von Wochenversammlungen politischer Vereine. Zu Letzteres, wenn auch unregelmäßiger, besteht noch jetzt neben der Eigenschaft des Assisenſaales, indem sich in solchem Fall die Theilnehmenden in den obern, sonst fürs größere Publikum bestimmten Theil des Saales ziehen, während der unter mit seiner Schranke, dem Tisch des Assisenhofs, den Sitzen der Geschworenen und den Bänken der Angeklagten im Dunkel der eingebrochenen Nacht sich selbst überlassen bleibt. Jene Sitze und diese Bänke waren interessen vor Kurzem noch besetzt. Die Geschworenen sind wieder zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurückgekehrt, und wenn auch gewiß keiner von ihnen die hohe Bedeutung des Institutes, dem er zu dienen berufen war, verkennt, so sind doch Alle sehr zufrieden, daß ihr Beruf für diesesmal sein Ende erreicht hat. — Und doch war die diesmalige Assisenſitzung nur eine außerordentliche. Sie dauerte nicht länger als vierzehn Tage. Es waren mehr kleine Sachen, welche in den Tempel der Themis zu treten namentlich die große Eisenbahnprocedur verhindert hatte, während es gleichzeitig galt den nächsten ordentlichen Assisen im voraus mehr Raum zu schaffen. Ein Gegenstand dieser nächsten ordentlichen Assisen, welche übrigens erst am 21. Januar beginnen, ist aber namentlich der Görlitz'sche Handel. Diese Angelegenheit ist über den Wolkenstürmen seit dem März vorigen Jahres faſt verschollen. Nach langer Pause hörte man, daß dem angeschuldigten Beamten des Grafen, mit Namen Stauff, ein Anwalt bestellt sey, um die Specialinquisition abzuwenden. Also erst an der Specialinquisition! Unterdessen war noch ein Punkt aufgetaucht, den der Untersuchungsrichter einer neuen Nachforschung werth hielt; es gab eine neue Procedur. Nun freilich soll diese geschlossen seyn. Das Neueste, was man von der Sache hörte, war zugleich ein Beitrag zur Charakteristik unserer Gefängnißverhältnisse. An den Vater des Stauff, der ebenfalls seit Jahr und Tag gefänglich eingezogen ist, war ein Brief von der Geliebten seines Sohnes gelangt, worin ihm diese einen hiesigen beredten Advokaten, der zugleich öfteed den politischen Chorագen in Sachen der Demokratie gemacht hatte, als Anwalt empfahl. Der Untersuchungsrichter, von der Ansicht ausgehend, daß die Geliebte des Sohnes in die weitliche Seelsorge ihres Schwiegervaters sich nicht zu mischen habe, gab den Brief nicht ab. Wie wunderbar also, als doch nach zwei Tagen der alte Stauff sich zum Verhör meldete und jenen Advokaten, obgleich dessen Ruhm erst lange nach seiner Verhaftung Blüthen getrieben hatte, zu seinem Beistande sich ausbat! Allem Anschein nach hatten hier Collusionen klatschfunden, was denn auch Anlaß zu einer, soviel ich weiß, erfolglosen Untersuchung gab. Gleiches Schicksal prophezeit man im Publikum — und wahrscheinlich mit gutem Grunde — der großen Untersuchung, von welcher die kleine ebenerwähnte ein Ausläufer gewesen ist.

(Schluß folgt.)

Paris, Dezember.

(Schluß.)

Literarische Vereine. — Theater.

Wir haben in der letzten Zeit den öffentlichen Sitzungen mehrerer literarischen Vereine beigewohnt, unter andern der der geographischen Gesellschaft. Diese hat nach immer, trotz der republikanischen Staatsumwälzung einen vom Herzog von Orleans gestifteten Preis für die wichtigste geographische Entdeckung zu ertheilen. Sie sah sich seit einigen Jahren nicht veranlaßt diesen Preis jemanden zuzuerkennen; indessen erwartet sie für von einigen Reisenden, unter andern von den Brüdern Abadie in Abyssinien zu liefernden Dokumente, als Landkarten, Tagebücher u. s. w., um zu entscheiden, ob ihnen der Preis ertheilt werden kann. Der Verein setzt unterdessen regelmäßig sein monatliches Bülletin fort, in dem er seine Verhandlungen bekannt macht und die ihm zugesandten Abhandlungen und Korrespondenzen mittheilt. Außerdem erscheinen noch immer die Annales des Voyages, in welchen ebenfalls geographische Entdeckungen bekannt gemacht werden. Einige große Reisebeschreibungen werden auf Kosten der Regierung gedruckt und mit vielen Kupfern und Landkarten ausgestattet. Dahin gehört vorzüglich die vor mehreren Jahren auf Staatskosten unternommene wissenschaftliche Expedition nach dem Eismeer, deren Beschreibung sehr weitläufig ausfällt, da der Bibliothekar Marmier, der dieselbe als Literat mitgemacht hat, die Geschichte Islands, die der skandinavischen Literatur und noch manches andere hinein bringt (in allem acht Bände) während die Naturforscher der Expedition ihr Fach auch sehr umständlich behandeln, so daß der bloße Text vierzig Bände umfassen soll, ohne die Kupferstichsammlungen. Marmier ist ein unermüdlicher Reisender; er hat bereits zehn oder zwölf Reisen unternommen und beschrieben: eine nach Rußland, eine nach dem Nil, eine dritte nach Algerien und er soll jetzt auf einer Reise nach Brasilien begriffen seyn. Seine Beschreibungen sind sehr oberflächlich, aber angenehm zu lesen. Den Californien haben wir wohl'rere Berichte zu erwarten; denn es fehlt nicht an Franzosen, die sich deethin begeben haben, um ihren Antheil an Goldhaufe und Goldklumpen zu erheben; bisher hat man aber nicht vernommen, daß irgend einer mit einer Ladung der kostbaren Waare in einem Hafen Frankreichs angelangt wäre. Statt dessen hört man von Prozessen zwischen den Unternehmern wahrer oder falscher Ausrüstungen nach Californien und den Theilnehmern und einges schiften Arbeitern. — Im Théâtre français ist jetzt in so fern Ruhe, als Dlle. Rachel wieder spielt, mithin die Theaterkasse füllt; aber die Herren Sociétaires nehmen das Geld mit Murren ein, denn man hat ihre Wirksamkeit beschränkt und ihnen ihre alte Freiheit genommen. Es werden sonderbare Geschichten vom Triumph der Rachel erzählt, und das Journal des Débats hat einen allegorischen Bericht über die Coulissenereignisse gegeben. Dlle. Rachel soll mächtig genug gewesen seyn, die beiden Vettern Peter und Louis Bonaparte mit einander zu versöhnen, und ihr sey dafür die Freude zu Theil geworden, die Macht der Herrn Sociétaires ein bischen zu mindern und ihre eigene zu mehren, so daß sie nun keinen Grund zu Klagen mehr hat, und sogar ihre Geschwister neben sich auf die Bühne stellen kann. Daß sie ihr Ansehn unter den anzuführenden Stücken hat, und spielen kann wann und so oft es ihr beliebt, versteht sich von selbst. Wenn nun kein neuer Stein des Anstoßes sich in den Weg legt, geht das Théâtre français seiner glänzenden Zeit entgegen. Dichter genug bereiten neue Stücke für dasselbe vor; überhaupt sind die Theaterdichter jetzt außerordentlich rührig. Besonders Beifall findet ein herzerreißendes Drama von Alex. Dumas „Graf Hermann," das er, seiner seit mehreren Jahren angenommenen Gewohnheit zuwider, ganz allein geschrieben, und wozu ihm der vor vielen Jahren vorgefallene Kriminalprozeß eines hiesigen Arztes, der seinen Freund vergiftet hatte, nachdem dieser ihm sein Vermögen vermacht, den Stoff geliefert hat. Im Dumasschen Stücke geht die Handlung in Deutschland vor, und aus dem Arzte hat der Dichter einen furchtbaren Spitzbuben gemacht. Dz.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 4. Freitag den 4. Januar 1850.

Geist und Kunst auf ihrem höchsten Gipfel
Muthen alle Menschen an.
Goethe.

Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen.
Schiller.

Aus der Glyptothek.

Ansicht.

Seh' ich die jonischen hier, dort schlanke korinthische Säulen,
Auf dem gebreiteten Grund mächtiger Stufen erhöht;
Ueber den Säulen, sich hell anblickend, die griechischen Giebel;
Rings, wie um Tempel, die still bergende Mauer geführt:
Schwillt mir das Herz, es verwandelt das rauhe Gebüsch sich in Lorbeer,
Und im Gestöber des Schnees athm' ich hellenische Luft.

Einlass.

Götter und Göttinnen ihr, ehrwürdige, Helden und Kaiser,
Laßt in den heiligen Raum, den ihr bewohnet, mich ein.
Fremd und gedrückt empfind' ich mich unter den lebenden Menschen:
Marmorne Geister, bei euch fühl' ich mich wohl und daheim.

Egyptischer Saal.

Obelisken und Stelen, Kanopen und Sphinxe mit Zöpfen,
Sperberkopf und Basalt, künden Egypten uns an.
Doch nicht jener Antinous nur, auch Anderes zeigt uns
Alterthümelnde, spät-römische Modefabrik.

Egyptisches Ehepaar.

Ach, wie rührt mich das alte vom Nil, das zärtliche Ehpaar!
Drei Jahrtausende schon hält es so treu sich umfaßt.

Innocentiussaal.

Griechische Linie, sey mir gegrüßt in dem erdegebrannten
Junoprofil, mir im Kopf dort des Athleten gegrüßt!
Streng abweisest du flüchtige Lust; doch dem ernsten Bewerber
Traust du die Schönheit selbst an zum unsterblichen Bund.

Aegineten.

1.

Die sich bei Salamis wacker gezeigt, Aeginas Bewohner,
Weihten den heiligen Bau hier dem hellenischen Zeus.
Helden von Aeakos Stamm schaun hoch aus den Giebeln: sie haben
Jetzt wie vordem Hellas gegen Barbaren geschirmt.

2.

Seht, so dachten die Griechen: den Leib erst richtig zu formen,
Mochte die Seele sich noch bergen im Maskengesicht.
Spät erst leuchtete dann aus entbundenen Zügen die Seele,
Und von der Seele verklärt, wurde zum schönen der Leib.

Apollo Citharoedus.

Heut ein Apoll, einst Muse genannt, von gediegener Arbeit,
Trifft das gewaltige Bild dennoch nur stumpf das Gemüth.

Digitized by Google

Pallas.

Dort blickt Pallas herab, voll Göttergedanken die Stirne,
Während der reizende Mund streng das Gemeine verschmäht.

Schlafender Satyr.

1.

Leben und Seele, Bewegung sogar, hat griechischer Kunstfleiß
Häufig dem Marmor verliehn, aber den Athem nur hier.

2.

„Sprecht doch leiser! ihr stört ihm den Schlaf.“ — Unnöthige Vorsicht!
Lärmt wie ihr wollt: so leicht wacht ein Betrunkner nicht auf.

Leukothea.

„Wie? mit dem Kinde Madonna, gesellt zu den griechischen Göttern? —
Nein, Leukothea ist's, Bacchus den Knaben im Arm.
Weibliche Liebe zum Kind war stets andächtig: es haben
Sie nach der gleichen Natur Christ wie Hellene geformt.

Silen.

Hieher schaut, Landleute: die mystischen Weihen des Rausches
Hatte den Griechen bereits Vater Silenus ertheilt.

Hochzeit des Bacchus und der Ariadne (Relief).

Geh' nicht uns Kleine vorbei! so zierliche griechische Leiber
— Bücke dich nieder und schau! — findest du nimmer, wie uns.

Laun Winkelmanns.

Doppelten Gruß dir bring' ich, du schmachtender: einen dir selber,
Aber den andern dem Mann, der dich den seinen genannt.

Satyr mit der Flöte.

Meister, beruhige dich! Es log dir die listige Schöne.
Lehnte, vom Feuer bedroht, er so behaglich am Stamm? *

* Von Phryne um das schönste seiner Werke gebeten, hatte ihr Praxiteles zwar dieß zugestanden, wollte aber nicht sagen, welches es selbst dafür halte. Da ließ sie die Nachricht beibringen, es brenne in seiner Werkstatt, worauf sich der Künstler, neben einer Erzstatue, vor allen um den Satyr besorgt zeigte, den man für das Original dieses Bildes hält.

Sterbender Niobide.

Niedergestreckt von den Pfeilen des Fernhintreffers Apollon,
Hab' ich dein frevelndes Wort, herrliche Mutter, gebüßt.

Torso eines knieenden Niobiden.

Hemme den Zorn, du schrecklicher Gott, wie kannst du die zarte,
Rührende Knabengestalt treffen mit grausamem Pfeil? —
Aber es schwirrte das Todesgeschoß, und den lieblichen Leichnam
Schändete noch fühllos, Hunden vergleichbar, die Zeit.

Pallas und Roma.

Kriegerisch beide, vom Helme bedeckt, unnahbare Jungfraun,
Sind sie sich ähnlich, und doch jede nur wieder sie selbst.
Träumerisch senkt den erhabenen Blick die hellenische Göttin:
Fest auf die Welt um sie her blickt die Patronin von Rom.

Medusa.

Schönes zu bilden, ist schwer; doch wer das Entsetzliche selber
Schön zu gestalten gestrebt, rang um den obersten Kranz.

Venus mit dem Delphin und Venus von Knidos.

1.

Wer doch erfreute sich nicht an dem Reize des kyprischen Mädchens,
Nicht an der knospenden Brust, an dem geschmeidigen Leib?
Doch wenn du die vollendete Pracht der ambrosischen Glieder
Ruhig dem sterblichen Blick, Göttin von Knidos, enthüllst:
Dann vor dem Schönen verblaßt anmuthiger Reiz, wie am Morgen
Lunens verspäteter Schein bleicht vor dem Bruder gestirn.

2.

Hieher kommt und empfanget die heilige Weihe der Schönheit,
Die ihr euch lauteren Sinns wisset und reinen Gemüths.
Wehrt auch Profane nicht ab: sie sehn liebreizende Glieder;
Aber die Göttin entzieht sich dem befudelten Blick.

Digitized by Google

3.

(Feuilleton.)

Ja, du leihst mir das Wort, germanischer Dichter: das Ewig-
Weibliche, welches du sangst, hab' ich in Marmor geformt.

Die Carrikatur seit dem 24. Februar.

(s. Nr. 288—290. 1849.)

IV.

Nächst Proudhon war vornehmlich Pierre Lerour die Zielscheibe des sich plastisch äußernden Humors. Lerour ist ein durchaus unschädlicher Socialist, dessen Krieg gegen die herrschende Schule Cousins vor Zeiten der studirenden Jugend, die nichts davon begriff, als daß es ein Dreinschlagen auf eine officielle Größe war, gelegen und genehm seyn mochte, dessen Lehren aber von den Zuständen des Jenseits und von der Einrichtung des Diesseits nach einer Art philosophischer Regel de Tri bei dem großen und wilden Heere der unruhigen Geister nie Eingang und nur einen sehr beschränkten Anhang gefunden hatte. Drei bis vier Jahre vor der Revolution war gar nicht von ihm die Rede, und nur als die Demokratie nach dem Februar alle ihre Truppen, von den unbärtigen Trossjungen, die kaum einen Säbel tragen konnten, bis zu den halb vergessenen Invaliden hervorholte, kam auch Pierre Lerour wieder auf die Bühne.

Von seiner mystischen Weisheit hatten natürlich die lustigen Meister der Carrikatur nur eine sehr unklare Idee, was ihnen um so weniger übel zu nehmen ist, als aller Wahrscheinlichkeit nach selbst die eifrigsten Jünger des Philosophen keine klarere haben, und wenn man den Berichten abtrünnig gewordener Eingeweihten trauen darf, der Erfinder des Systems über die Gebilde seines Geistes mit sich selbst nicht recht im Reinen seyn soll. Aber undeutliche Vorstellungen von einer Sache, auf die es ein Spaßvogel abgesehen hat, sind einer ironischen Auffassung sogar günstig, und so wurde denn die famose Trias, in der Alles was man von seinen Dogmen und Spekulationen wußte, zusammenfiel, das Schlagwort sämmtlicher gegen dieselben gerichteten Spottbilder.

Wenn Lerour auf der Rednerbühne erscheint, so treten immer drei Gestalten auf einmal auf; er trägt, wenn ihm das socialistische Attribut des Schweißes, was jedoch selten geschieht, zugestanden wird, nicht, wie sein Bruder im Galimathias, Considerant, Einen Schweiß, sondern drei, und wenn er während der Urlaubszeit des Parlaments auf die Jagd geht, so schießt er aus drei Gewehren, ist von drei Hunden begleitet und tödtet drei Hasen auf einmal. Aber bei weitem mehr als mit seiner Trias gibt die Carrikatur sich mit seinem Aeußern ab, das ihn allerdings von den gewöhnlich aussehenden Sterblichen auffallend unterscheidet. Sein ungeheurer Haarboden, sein langer, bis auf die Ferse reichender, nach Aussage der bösen Welt mit unverkennbaren Zeichen hohen Alterthums bedeckter Rock, seine sowohl durch Dicke als Höhe Achtung gebietende Statur und sein einigermaßen urmenschliches Benehmen, das eben so sehr von der civilisirten Haltung seiner meisten Collegen absticht, als es zu dem zottigen Style seiner Person und seiner Schriften paßt, lieferten den Carrikaturisten einen immer noch nicht aufgezehrten Vorrath von Nahrung für possirliche Gebilde.

Es wird eine Steuer auf neue Kleider vorgeschlagen: Lerour ist für alle Zeiten gegen die Unannehmlichkeiten dieser Auflage gesichert; die öffentlichen Einnehmer brauchen seinen Rock nur mit der Fingerspitze zu berühren, um sich auf ihre eigenen Unkosten, wenn sie anders einigen Sinn für Reinlichkeit besitzen, zu überzeugen, daß der Rock des Philosophen Diogenes Pierre Lerour nicht erst heute oder gestern aus der Hand des Schneiders hervorgegangen ist. Lerour kehrt nach Beendigung der Parlamentsferien nach Paris zurück; an der Barrière wird er angehalten, und mit dem Eisenstabe, mit dem der Mauthner gewöhnlich Heu-, Stroh-, Kleefuhren durchsticht, um zu sehen, ob sie nichts Verzollbares in ihrem Schooße beherbergen, wühlt derselbe Beamte zu demselben Zwecke in dem ungeheuern Haarbusch des im Namen des souveränen Volkes dieß geduldig ertragenden Pierre Lerour; und als der jüngere Bruder gleich ihm zum Deputirten gewählt wird, trägt er, Pierre Lerour, der Goliath unter den Socialisten, nach den Gesetzen der Schwere und republikanischen Brüderlichkeit, den schwächeren Ankömmling auf seinen Schultern und eingehüllt in das Urgebüsch, das auf seinem heiligen Haupte wuchert, wie der fromme Aeneas den Vater Anchises aus den Flammen Ilions, feierlich in die Nationalversammlung.

Die übrigen Socialisten werden verhältnißmäßig nur wenig von der Carrikatur belästigt. Louis Blanc ist im Exil, und die Abwesenden läßt die Satire gern in Ruhe; Gabet ist nachgerade verschollen; die Meetings der socialistischen Weiber gaben zu ein paar Skizzen Anlaß, die, ohne eben schlecht zu seyn, nicht zu den witzigsten gehören, aber die Polizei hat, wenn derlei Orgien wirklich je vorgekommen, dem Spuke längst ein Ende gemacht. Dagegen hat der Socialismus einen Bundesgenossen erhalten, der für die Carrikatur ein kostbarer Fund ist.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Bahnhöfe und Eisenbahnzüge.

Jetzt reist man nicht mehr durch die Welt, man fliegt. Von einem Ende Europas bis zum andern wird man versetzt wie im Traume. Man beschleußt die Reise; nun folgen Einbrücke auf Eindrücke, wie zerfließende Bilder gleiten Länder und Menschen an unsern Blicken vorüber, bis wir am Ziele angelangt, uns fragen, ob denn auch alles Wirklichkeit gewesen. Aber kein Zweifel! Die Glieder wie zerschlagen, der Kopf wüste wie nach durchschwärmten Nächten — dieß sind leider zu positive Zeugen von einer Seelenwanderung, bei der der arme Körper die Zeche bezahlen mußte. Zur Erholung muß man jetzt nicht mehr auf Reisen gehen; eher aus Grundsatz, etwa um Gemüthskrankheit, Herzleiden oder politische Gesinnungslosigkeit von sich abzuschütteln, um sich mit Bewußtseyn fragen zu können, wer oder was man eigentlich ist. — Auch ist es die schönste Gelegenheit pour fraterniser avec tout le monde, mit den rothen Rothen, den Blauen, den Gelben. Dr. Schütte, der so gerne die Correspondenzen aus dem Morgenblatt für die Nationalzeitung bearbeitet, wird vielleicht die Güte haben, hier seine Meinung einzuschalten. — Um zehn Uhr Abends reist man von Berlin ab, um sich um acht Uhr am nächsten Abend in Köln zu befinden. Das ist bequem, wenn man sich nicht in Bückeburg aufhalten will, ein Ländchen, das nicht im Zollverband ist, und für das daher keine Billets ausgegeben werden. — Wir kommen auf dem schönsten Bahnhof auf der ganzen Route an: das ist in Minden. Hier wird eine Stunde Halt gemacht, um zu speisen. Ein prachtvolles Wartezimmer nimmt die Passagiere auf, die sich alsbald um die gedeckten Tische reihen und den aufgetragenen Speisen wacker zusprechen. Ein behagliches Gefühl kommt über alle, die Glieder erwärmen sich, die Blicke werden heiterer und weilen mit Vergnügen auf den kostbaren Verzierungen des weiten Gemaches. Zwei Oefen schmücken daselbe; an jedem hängt eine beschriebene Tafel. Was steht darauf? „Hier raucht man nicht!“ in erster Zeile; »ici on ne fume pas,« in zweiter; »no smoking allowed here,« in dritter. Mir däucht, man hätte es füglich bei der ersten Zeile bewenden lassen können. Nun, unsere metaphysischen Deutschen müssen ewig in Wolken leben; kommt man dem Süden näher, ich meine den südlichen Rheinprovinzen, so findet man nur noch wenig Rauch, und in Belgien hat eine Dame gar nicht mehr zu fürchten sich in eine schmutzige Atmosphäre versetzt zu sehen, sobald sie einen Wagen besteigt, in dem ein männlicher Individuum Platz genommen. — Wir befinden uns aber noch in Minden, und zwar im Wartezimmer, wo die Cigarren verboten sind. Pfui! als wenn ein Teutone, nachdem er vierzehn Stunden im Wagen geraucht, auch hier noch bei seinem Mahle des Knasters bedürfte! Mich wundert nur, daß nicht längst schon ein Chrenmann diese Gesetztafeln der heiligen Porte den Göttern seines Volks in frommer Zorneswuth zum Opfer gebracht. Aber stille! Jetzt wirds Licht. Die Thüre öffnet sich und herein tritt mit mächtigem Schritt Seine königliche Hoheit der Prinz von Preußen. Man kann ihn in der That einen physisch schönen Mann nennen, ganz geeignet die in der Provinz durch ein Lächeln in den sieben Himmel zu versetzen. Hier aber stehen andere Größen, um sich vor ihrer Sonne zu neigen.

(Fortsetzung folgt.)

Darmstadt, December.

(Schluß.)

Der Görlitzsche Handel. — Die landständischen Wahlen.

In Bezug nämlich auf den Tod oder richtiger die Ermordung der Gräfin soll sich gar nichts gegen den Bedienten herausgestellt haben. Was die angeblich versuchte Vergiftung des Grafen betrifft, so liegt auch in Bezug hierauf weder Geständniß noch belangreiche Anzeige gegen den Bedienten vor; (das einzige, in dieser Beziehung ihn gravirende Geständniß soll die Angabe seyn, daß er Arsenik besessen, dessen verbrecherische Verwendung aber er auf's Entschiedenste in Abrede stellt,) und so ist selbst zweifelhaft, ob die unrechtmäßige Besitzergreifung fremden Eigenthums, wohin der Gräfin zugehörig gewesene, vom Vater des Bedienten verkaufte Sachen von Werth gehören, dem Bedienten nachgewiesen werden kann. Er selbst behauptet, diese Sachen von der Gräfin geschenkt bekommen zu haben. Gegen den Grafen, obgleich er im Einzelnen ihn nicht schonte, lautet hinsichtlich des Todes der Gräfin auch nicht die geringste Aussage des Bedienten, und so zieht sich mehr und mehr diese Angelegenheit, welche ihrer Zeit den europäischen Continent in Bewegung setzte, in den Nebel der Ungewißheit, und, den objektiven Thatbestand ausgenommen, völlig unerklärlicher Thatsachen zurück. Das Haus selbst, in welchem die Schauergeschichte sich zutrug, ist unterdessen durch Kauf in andere Hände gekommen, und das Zimmer, welches so manches erzählen könnte, wenn Wände nicht bloß Ohren, sondern auch Mäuler hätten, ist das Schlafkabinet einer deutsch-amerikanischen Familie, welche ihren letzten überseeischen Aufenthaltsort vor ungefähr Jahresfrist mit dem alten deutschen Vaterlande wieder vertauscht hat.

Die politischen Vereine — auch die demokratischen — schlummern hier. Was an Leben in den conservativ-liberalen waltete sich in den letzten Monaten in einen gemeinschaftlichen Ausschuß derselben zurückgezogen, welcher den landständischen Wahlangelegenheiten vorstand. Er that, was er konnte; aber freilich war dieser, wenn man die Ergebnisse in's Auge faßt, nicht viel. Indessen ist der Umstand, daß in der Provinz Starkenburg doch die meisten conservativ-liberalen Wahlen zu Stande kamen, der Thätigkeit jenes gemeinschaftlichen Ausschusses zuzuschreiben. Freilich konnte er als Centralcomité weniger wirken. — Alles ist jetzt hier in Spannung hinsichtlich des Schicksals des nun nächstens hier neu zusammentretenden Landtages. Daß die große Mehrzahl der zweiten Kammer demokratisch, also gegen das jetzige Ministerium seyn wird, bleibt selbst dann keinem Zweifel unterworfen, wenn man unterstellt, daß Manche jener Partei in einzelnen Fällen zum Ministerium über- und überhaupt leise auftreten werden. Es liegen vor die Verlängerung des alten Finanzgesetzes, die man wahrscheinlich für ein Vierteljahr statuirt, die deutsche Frage, das Wahlgesetz für den Reichstag in Erfurt. Beide Parteien bereiten bereits die Waffen der Rede und der Schrift.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 5. Sonnabend den 5. Januar 1850.

— That priest, the eldest son of fortune,
How bolily he works in all his business!
Shakespeare.

Der Volksmann von Paderborn.

Drei Geschichten aus Westphalen von Wilhelm Chézy.

I. Die Heimkehr des Verbannten.

Die Vergangenheit ist ein Spiegel der Gegenwart und der Zukunft. Die nachfolgende Erzählung aus dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts beweist das für unsere Tage ganz besonders einleuchtend, und eben darum beschwört der Dichter die alten Gestalten aus ihrem Grabe herauf, ohne Zorn und ohne besondere Vorliebe, nur der Wahrheit zu Gefallen.

Kein Wetterhahn drehte sich auf seiner Angel, kein Wölkchen zog am Himmel, kein Stäubchen wirbelte vom Boden der Domfreiheit, und wie gefegt lag am heitern Wintertag der Platz vor den blanken Capitelhäusern mit den hellen Fensterscheiben und den klösterlich geschlossenen Pforten. Dennoch gellten im umhegten Gemach dem Domherrn Erich von Brakelstein die Ohren, als triebe die Windsbraut draußen ihr tollstes Spiel. Was er vernahm, klang eigentlich nicht so überlaut, aber es rüttelte und schüttelte ihn, wie der Sturm die Eiche. Der alte Herr war auch nicht übel einem stolzen Eichbaum zu vergleichen. Die hohe straffe Gestalt, das frische Aussehen des Antlitzes, die klaren blauen Augen, der dichte Bart von der Farbe des Flachses schienen einem dreißigjährigen Reitersmann anzugehören. Das spärliche Haupthaar rund um die Glatze trug freilich den greisenhaften Silberglanz; der aber gewinnt sich eben so gut im Feldlager und beim Waidwerk als über den Büchern. Der adelige Mann Gottes sah gar nicht darnach aus, als pflege er viel mit Büchern umzugehen. Seine Tracht war eines Jägers Gewand, im Gürtel hing ihm anstatt des Rosenkranzes die Sattelpeitsche neben dem Hüfthorn; die linke Faust, vom Stulpenhandschuh beschirmt, trug und hielt statt des Breviers den belappten Sperber, welchem die Rechte häufige Liebkosungen zuwandte.

So saß der grüne Alte im bequemen Lehnsessel, die gestiefelten Beine lang von sich gestreckt, mit den Sporenrädern die Diele furchend. Vor ihm stand ein kleines Weiblein, dürr und morsch wie Lesholz, trocken und runzlig wie vergilbtes Pergament, doch regsam von Geberde und vor allem rührig von Mundwerk. War jemals einem Menschenkind die Zunge gelöst, so war das bei Billa der Fall, und wo es allein auf das Reden ankam, da bedurfte sie keines Vogtes; zum Schweigen hätte sie allenfalls einen brauchen können, dann hätte aber ein anderer dieses Amtes walten müssen, als der gnädige Herr, denn der würde alles in der Welt eher fertig gebracht haben, als seiner Hauserin den Mund zu stopfen. Seit einer guten Viertelstunde keifte sie in einem Athem fort und kam vom Hundertsten in's Tausendste. Im Bewußtseyn seiner neuen Schuld und seiner alten Schwachheiten ließ Erich alles über sich ergehen. Er hatte Abends zuvor einen schweren Kopf und einen leichten Seckel heimgebracht, so daß die Vorlesung über Zechen und Würfeln ganz am Platze schien. Billa sagte demgemäß mit vollem Recht: „Es ist ein Schimpf und eine Schande für des gnädigen Herrn weiße Haare, und macht seinem Stande keine Ehre, daß er immer wieder in sein Sündenleben zurückfällt. Seit zwanzig Jahren macht er tagtäglich Reu und Leid, doch nur um seinen Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen zu pflastern. Nehm' Er doch

Digitized by Google

einmal Vernunft an; nicht um meinetwillen, denn ich gelte ja längst nichts mehr, aber für den armen Johannes, welcher durch den Herrn um alles und alles gekommen ist." — „Nicht doch, Billa," schaltete der Domherr ein; „der Junge verdankt mir ja alles, was er ist und hat. Wer weiß das besser wie du? Eben so gut ist dir bekannt, daß du Alles bei mir giltst."

Diese Worte waren wie die Wassertropfen aus dem Sprühwedel, wovon die Glut höher aufzulodern pflegt. Mit Thränen in den Augen, auf den Lippen das Lachen des Ingrimms, belferte das Weib weiter: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Weiß der Herr, was er dem Jungen schuldig geblieben ist? Ich will's ihm sagen: den ehrlichen Namen. Gut und Geld ersetzen den ehrlichen Namen lange noch nicht; doch können sie immerhin eine Schadloshaltung vorstellen. Aber du mein Himmel, wo ist von solcher Vergnügung da nur eine Spur? Der gnädige Herr braucht sein Geld zum Schlampampen mit liederlichen Tröpfen, so daß für den armen Johannes nichts übrig bleibt, auch gar nichts. Dafür hätte der Herr mich schon in Köln lassen dürfen. Ich hätte zu jener Zeit freilich selber ein bischen mehr Verstand haben sollen. Die Jüngste war ich wahrhaftig doch nicht mehr. Wenn die Leute damals noch mein feines Aussehen lobten, dann dachte ich in meinem Sinn: vorbei ist vorbei, dreißig hat's geschlagen, zu Ostern geh' ich in's Kloster, doch will ich noch zum letztenmal die Fastnacht mitmachen. Wen führt zu selbiger Frist der böse Feind gen Köln? Den Herrn Erich. Wie sah er so stattlich, so ernsthaft, so ehrenfest aus! In der ersten Stunde gewann er mir das Herz ab. Die jungen Laffen und Löffler hatte ich bisher weidlich ausgelacht und etwa auch ein bischen an der Nase geführt; der Mann von vierzig Jahren nahm Rache für sie alle. Als er zu mir sprach: Billa, du bist nicht meine erste Liebe, wohl aber die letzte für dieses Erdenleben! Da war es bei mir aus und vorbei mit allen klösterlichen Gedanken. Ich glaubte an seine Liebe, ich traute seinen Schwüren, und mein Restchen Mutterwitz ging auf und davon, wie der Junker mir verhieß, ich sollte in einem langen Schleppkleid von Seide zum Altar treten und als Edelfrau von Brakelstein wieder von dannen gehen. Doch wie hat Er Wort gehalten? sag' Er's selber." — „Sey doch vernünftig, Billa," antwortete der Domherr. „Was ich damals in gutem Glauben verhieß, konnte ich hernach nicht halten, ohne dich wie mich in's tiefste Elend zu stürzen. Wie sah es in der Welt so hell und heiter aus, da ich zu Köln beim fröhlichen Reigen dich kennen lernte! Der Waldburger hatte die schöne Mannsfederin den Klostermauern entrissen, sich selber seiner Weihen entäußert und mit Agnes die Ringe gewechselt. Er wollte nicht Erzbischof mehr seyn, wohl aber Kurfürst zu Köln und Herzog in Westphalen bleiben. Wir meinten allesammt, er sollte das fertig bringen. Zur selben Frist ging unser Bischof Heinrich mit dem Gedanken um, seine Anna Bestorp zur Fürstin von Paderborn zu erheben. Wenn der Sprößling Wittekinds die Tochter des Doktors von Köln vor Gott und Welt als seine Gemahlin anerkannte, so durfte hernach den Genossen des Capitels nicht verwehrt seyn, dem Beispiel ihres Hauptes zu folgen. Sagte der Lauenburger doch selber oft genug, er würde es gerne sehen, wenn seine Domherrn sich in den heiligen Ehestand begäben. Doch kam alles anders, als wir uns eingebildet. Der kölnische Gebhard wurde mit seiner Agnes von Land und Leuten gejagt, unser Heinrich von Sachsen-Lauenburg aber stürzte mit dem Roß und brach das Genick. Wem solche Strafgerichte Gottes nicht das Gewissen gerührt, der hätte ein Scheln seyn müssen ohne Gewissen und Ehre. Mich brachten sie zur Besinnung und Reue."

(Fortsetzung folgt.)

Die Carrikatur seit dem 24. Februar.

(Schluß.)

Emil de Girardin hatte von jeher für den armen kranken Staat die mannigfachsten Arzneimittel in seiner Apotheke, und da die, welche er bisher angeboten, dem Publikum nicht mehr munden wollen, so wartete er denn endlich seinen Lesern auch einmal mit socialistischen Mischungen auf. Vor der Carrikatur aber haben alle Socialisten gleiches Recht, und die von heute werden eben so gut versorgt als die von gestern. Emil de Girardin, seit Menschengedenken außerdem als politischer Herenmeister und industrieller Tausendkünstler gefeiert, und durch seine Persönlichkeit sowohl als durch seine Feder ein getreuer Ritter seines Rufs, konnte unmöglich von der Carrikatur unbeachtet gelassen werden. Indessen erwies sie ihm nicht zu oft die Ehre sich mit ihm zu beschäftigen, allein so oft sie es that, kam fast immer etwas höchst Gelungenes heraus. Es ist z. B. eine sehr drastische Scene, wenn Girardin, dessen Kniffe schon alle verbraucht sind, und der am Ende verzweifelt, Abonnenten mit den Systemen zu angeln, die er bisher verfolgt, sich als Socialist verkleidet und aus der Garderobe des Socialismus den für diese Rolle nöthigen Anzug sich zusammensetzt. Proudhons Brille, Considerants Schweif, das Haar von Pierre Leroux und dessen vorsündfluthlicher Rock werden auf einem und demselben Leibe eklektisch vereinigt, und dieser

Digitized by Google

revolutionäre Harlekin in der tollen Maskerade, die seit Februar 1848 begonnen und noch immer, wenn auch minder lärmend fortgeht, wird von den souveränen Maulaffen der großen Nation als ein neuer Messias angestaunt.

Wenn nun die Häupter des Socialismus, wie Proudhon, Pierre Lerour, Considerant, darauf ausgehen eine ganz neue Gesellschaft zu gründen und selbst Emil de Girardin durch die völlige Umgestaltung des Steuersystems, die er fordert, etwas Aehnliches anbahnen möchte, gibt es auch bescheidenere Reformatoren, die sich ein besonderes Feld auf der unabsehbaren Fläche socialistischer Neuerung zur emsigen Bebauung abgesteckt haben. So läßt der Deputirte Joigneaux, ein zwar systematisch festgefahrener, aber wohlmeinender Mann, es seine besondere Sorge seyn, die Verhältnisse des Staates zum Ackerbau nach billigeren Grundsätzen als die bisher gültigen zu regeln; so arbeitet Joffrès, der sonst kein Socialist und nicht einmal ein Altrepublikaner ist, auf die Abschaffung der Ersatzmänner bei der Rekrutirung des Heeres, wie auf eine vernünftigere Ordnung der militärischen Dienstpflicht hin, und Schölcher hat keinen andern Gedanken als die Verherrlichung der schwarzen Race.

Seitdem ich von Schölcher weiß, sind die Sklaven der Antillen seine Passion; er hat aus der Bibel und der Philosophie, aus Staatswirthschaft und Politik, aus Aristoteles und Hugo Grotius, aus dem papistischen Rom und dem wesleyanischen England die Gründe hundertweise zusammengetrieben, um nachzuweisen, daß die Welt aus den Fugen gehen und die Menschheit eines jähen, sündhaften Todes sterben müßte, wenn die Neger nicht von ihren Ketten erlöst würden. Der Neger ist sein Ideal und er selbst hält sich für den Vater des Vaterlandes aller Neger, für die Vorsehung der fetthäutigen Söhne des Senegal und Niger. Ein so erhabener Menschenfreund konnte natürlich den Huldigungen der Carrikatur nicht entgehen. Sie hat auch ihm zu Ehren redlich das Ihrige gethan, bei verschiedenen Anläßen seine Verdienste bildlich hervorgehoben und ihn vor Befriedigung strahlend, von einer Heerde kleiner, schwarzer, zweibeiniger Phantome, die durch allerlei choregraphische Schnörkel ihre Freude bezeugen, kindlich umgeben, in die Galerie der Vertreter des Volks treten lassen. Schölcher ist ein guter Republikaner und doch konnte sein negerfreundliches Herz einer Bewegung stolzer Wonne oder wonnigen Stolzes nicht widerstehen, als er die Erhebung des wackern Faustin zur kaiserlichen Majestät erfuhr. Wie der Sieg der französischen Revolution durch Napoleons Krönung in Notredame geheiligt und vollendet wurde, so, meint er, sey auch die große Thatsache der Negeremancipation durch die Schöpfung eines schwarzen Kaisers zu ihrer wahren und vollen Geltung gekommen.

Dieser tiefen und geheimnißvollen Analogie zwischen dem verwegenen Soldaten, der auf dem Marsche von Marengo nach Austerlitz sich einen Thron unter seinem Feldherrnzelte errichtete, und dem frisch gekrönten Haupt von Haiti, Faustin dem Ersten, hat sich auch die Carrikatur bemächtigt und sie in einer Reihe äußerst ergötzlicher Darstellungen veranschaulicht. Faustin der Erste, kohlschwarz, mit aufgeworfenen Lippen, stumpfer Nase, hervorstehenden Backenknochen, kurz so häßlich, als ihn die Hand des Künstlers zu entwerfen vermochte, erscheint gekleidet wie Napoleon, entweder mit dem kurzen Rock, den Reiterstiefeln und dem weltberühmten Hut, oder in feierlicher Gala, wie der Kaiser bei großen Ceremonien aufzutreten pflegte, in kurzen Beinkleidern, seidenen Strümpfen, langgeschwänztem Frack. Dabei sind die Arme auf der Brust gekreuzt oder auf dem Rücken übereinander geschlagen, und in allen Stellungen und Bewegungen verhält Faustin sich genau wie der Held des Jahrhunderts. Daß dabei beständig Anspielungen auf den Neffen mit einfließen, versteht sich von selbst, und wenn Faustin der Erste das Gesicht seines Stammes, Uniform, Gang und Haltung aber von dem großen Onkel hat, so werden ihm gewöhnlich die unter den Auspizien des Neffen in Frankreich vorfallenden Tagesbegebenheiten von der satirischen Muse zugeschrieben. Neulich fand eine Hekatombe von altnrepublikanischer Gesinnung verdächtigen Präfekten statt. Die Carrikatur verlegte mit Benützung einer den Dichtern und Malern von jeher erlaubten Freiheit dieses Ereigniß in die neue Welt, unter das milde Scepter Faustins des Ersten. Faustin, von Kopf bis zu Fuß als Sieger von Austerlitz angethan und mit einem langen Fernrohr bewaffnet, jeder Zoll Napoleon, richtet seinen Tubus auf einen Punkt, wo mehrere Galgen, geschmückt mit schwarzen Menschengestalten, aufgepflanzt sind, und zur Erläuterung des Bildes steht beigeschrieben: Faustin der Erste fühlt das Bedürfniß, sein Verwaltungspersonal zu reinigen, »et fait suspendre pour cela plusieurs fonctionnaires.« Wie er selbst, ist Faustins ganzer Hof auf Napoleonschem Fuß eingerichtet. Er hat eine alte schwarze Garde mit Bärenmützen, wie sie die Grenadiere der großen Armee trugen. Faustin besitzt einen Mamelukken, der aber zum Unterschiede vom übrigen Gesinde weiß ist, gleich einer zarten Lady. Statt einer Nationalversammlung hat er eine Kammer der Gendarmen; Preßfreiheit, persönliche Freiheit, Volksvereine und ähnliche Mißbräuche sind gründlich ausgerottet; von Parteien ist keine Rede, es gibt weder Rothe, noch Blaue, noch Weiße, es gibt nur

Digitized by Google

Schwarze in ſeinem Reich. Kurz, blieb Cabets republikaniſches Ikarien bis jetzt eine Utopie, ſo iſt das monarchiſche Ikarien, nach dem Zeugniſſe der Carrikatur, durch den Negernapoleon, Fauſtin den Erſten, Kaiſer von Haiti, auf das Vollſtändigſte verwirklicht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortſetzung.)

Bahnhöfe und Eiſenbahnzüge.

Da kommt der Herr General von Franſois, Excellenz, mit ſieben Orden, und bringt ſich in Demuth vor dem, der ſolche einſt verliehen ſoll; da kommt von Münſter der Herr General von Gröben mit eben der Zahl, und zeigt gleichfalls ſein edles Antlitz; da kommt der Herr Miniſter von Bodelſchwing, und wie die Betterten ſonſt alle heißen, die Beihrauch zu ſtreuen hier verſammelt ſind. Es gibt im Menſchenleben Augenblicke, wo man den Prinzen näher ſteht als ſonſt: das iſt bei Tiſche. Einer nach dem Andern wird jetzt in ein Nebenzimmer gerufen und dort mit Caviar und herrlichen Fiſchen auf fürſtliche Rechnung bewirthet. Wie gut das ſchmeckt! — Wir wünſchen ihnen eine geſegnete Mahlzeit und reiſen weiter. — Der Bahnhof in Köln liefert uns leider keine ſo angenehmen Sternbilder. Wir ſehen in Deutz nur, wie gewöhnlich, den Herrn Inſpekter mit lauter Stimme gegen jede Bedrückung der Reiſenden eifern und die Herrn Kutſcher und Omnibusführer in den Bart murmeln, er ſey übler Laune, wie gewöhnlich. Der Mann gefällt mir aber; er verwaltet ſeinen Poſten wie ein Ehrenmann, und ſein ſchönes edles Geſicht ſpricht auch ſogleich aus, daß er es iſt. Uebrigens war auch die Einrichtung bedeutend verbeſſert. Ich ging freilich nicht in das Wartezimmer und kann daher nicht ſagen, ob man hungrige und ermüdete Reiſende immer noch auf die Straße hinauszagt; doch kann ich ſagen, daß die Leute mit den Nummern an den Hüten die Reiſenden nicht mehr preßten, daß ſie höflich waren und nach Beſorgung der Koffer um zwei Groſchen baten, die ſie von den Reiſenden erheben müßten, da die Eiſenbahn ihnen keinen Gehalt zahle, ſondern ſie vielmehr darauf anweiſe. Mich freute dieſe beſcheidene Rede, für die der Herr Inſpekter allen Dank verdient. Der Bahnhof in Köln hat wenig Reiz. Er ſteht einer gemeinen Kneipe ähnlich. Der Handelsgeiſt hat den Kölnern wohl nicht erlaubt, an einen ihnen nicht preßtabeln Luxus ihr Geld zu wenden. Enge Straßen, enge Herzen, enge Börſen; alles kaufmänniſch nach der Elle zugeſchnitten, Literatur und Kunſt dürre Felder, die man nicht urbar zu machen gedenkt, weßhalb man die Prieſter verſolen, als der menſchlichen Geſellſchaft überflüſſig, nur ungern unter ſich duldet. Darum haben ſich ſolcher unglücklichen Individuen auch nur wenige nach Köln verloren. — Es war zehn Uhr, als wir die Wagen beſtiegen, um nun die zweite Tagereiſe bis nach London zu beginnen. Aber der Menſch denkt, Gott lenkt. Kaum war ein halbes Stündchen vergangen, kaum hatte ich mich behaglich in meine Wagenecke eingeniſtet, die ſo übel nicht war — die Wagen erſter Klaſſe ſind vortrefflich — da ſtand der Zug ſtill. Wir hatten keine Station erreicht, das ſah ich durch das Fenſter. Ich öffnete es und fragte nach der Urſache unſres Haltens. Es war eine ſchaurige Nacht, der Regen ſchlug mir kalt in das Geſicht und der Sturm heulte in allen Nüancen ſeines vielfeitigen Organs. „Die Locomotive iſt nur ein wenig gebrochen,“ hieß es; „wir müſſen erſt eine andere holen.“ — Ich erkundigte mich, wie lange das währen würde. „Ein kleines Viertelſtündchen,“ hieß es. Ich gedulvete mich nun, aber das Viertelſtündchen nahm kein Ende. Ich ſah wieder hinaus und hörte die Leute über das Ausbleiben der Locomotive murren. Ich ſah wieder hinaus und bemerkte wie drei Offizianten mit einer Laterne auf dem Wege nach Köln fortſchritten. Jetzt wurde alles ſtill, kein Laut war mehr vernehmbar. Draußen heulte der Sturm nach wie vor über die weite Fläche, die ſeinem Toben kaum einen Widerſtand entgegenzuſetzen hatte, außer etwa unſere Wagenreihe; es war ſchaurig dunkel, kein Sternlein funkelte, kein Lichtſchein machte ſich bemerkbar, ſo weit auch das Auge nach einer menſchlichen Wohnung umherblickte; alles war ſchwarz, ſtill und ſtumm. Ein unheimliches Gefühl beſchlich uns. Gefangene waren wir, willige und zugleich unmächtige. Aus unſerer Gefangenſchaft führte kein Weg; ein Bahnzug konnte, uns hier nicht vermuthend, ſich und uns den Untergang bereiten, und wie wir auch ſannen, ſo gab es im weiten Bereich des Gedenkbaren keinen Ausweg für uns. Stunde nach Stunde verrann. Einer meiner Reiſegefährten, ein Engländer, der ſich in ungeduldiger Gedult, wie ich, in eine Ecke geworfen und im Schlafe Vergeſſenheit dieſes Zuſtandes geſucht, rief endlich in verzweifelndem Tone aus: „Nun wahrlich! ſo etwas kann einem doch nur in Deutſchland paſſiren!“ Wir lachten endlich Beide und verſuchten die Sache von der komiſchen Seite aufzufaſſen. — Es wurde zwei Uhr; da endlich hörten wir Stimmen. Gottlob! Ich fragte zum Fenſter hinaus, ob es jetzt weiter gehen würde? — „Weiter wohl,“ hieß es zurück, „wenn's aber nur weit geht.“ Das war ein ſonderbarer Troſt. Da wir aber den Sinn dieſer Antwort nicht gleich zu deuten wußten, ſo kam er uns für's Erſte ſpaßhaft vor. Die Locomotive wurde nun angelegt, aber wir ſtanden immer wieder ſtill, hörten kann dazwiſchen ein „vorwärts! vorwärts!“ ſchreinbar in dem Sinne geſprochen, wie früher die Lohnkutſcher mit ihren ermüdeten Pferden zu reden pflegten, und die Vorſtellung, daß die deutſche Gutmüthigkeit ſich mit ärtlichem Zureden ſogar an einer unartigen Dampfmaſchine verſuchen mochte, war ſo lächerlich, daß wir vor Vergnügen darüber kaum zu Athem kommen konnten.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 6. Montag den 7. Januar 1850.

Rückwärts wendet mir oft, zur Jugend des Menschengeschlechtes,
Unsere Ferne offenbrit satt, sich zur Begrenzung der Blick.
Griechisches Volk, du bist's, das schönste der Erstgeborenen,
Das dem unruhigen Geist Stunden des Feierns gewährt.

G. Pfizer.

Aus der Glyptothek.

Lesende.

Rasch die bemalten Gemächer durchschreiten wir: darf doch das Auge,
Will es Formen beschaun, nicht sich an Farben zerstreun.

Hippokrates.

Sorgsam spähn und bedächtig aus schattigen Höhlen die Blicke,
Wie mitfühlend den Schmerz, öffnen die Lippen sich bald.
Wunden schon viel erforschte dies Aug', und über der Heilung
Menschlichen Wehs hat die Stirn kahl sich und faltig gedacht.

Perikles.

Der dort unter dem Helme das allzuerhabene Haupt birgt,
Doch im Gesicht Hoheit eines Olympiers zeigt:
Donner und Blitz erregte sein Mund; drum zürnte der Vater
Zeus, und mit lindem Geschoß traf den Verwegnen Apoll.

Sokrates.

Wahrlich, aus gröberem Block hat ein edleres Bildniß ein Künstler
Nimmer geformt, als du, Sohn Sophroniskos, aus dir.

Sogenannter Xenophon.

„Lieber den Kleinias schau' ich, als Alles, was schön in der Welt ist;
Wäre für Anderes gern, nur nicht für Kleinias, blind.
Widrig sind Nacht mir und Schlaf, die mir den Geliebten verbergen;
Aber gesegnet das Licht, das mir den Herrlichen zeigt."

Xenophons ist dieß liebliche Wort. Doch tönte von Lippen,
Wie sie der Marmor uns zeigt, wohl ein so liebliches je?

Demosthenes.

Sehet die zuckende Lippe, vom mächtigen Geiste gebändigt,
Wie sie vor Attika's Volk scharfe Philippiken tönt.
Aber die Zeit für Hellas war um: bald sog nun die Lippe
Rettendes Gift, und von da hat sie nicht wieder gezuckt.

Alexander.

I.

Auf, schönlockiger Gott! schon stampfen die muthigen Rosse:
Tritt auf den Wagen und zieh flammend die himmlische Bahn!
Also sprach ich; da winkte von drüben die Muse: Von Zeus ist
Dieser ein jüngerer, doch nicht ein geringerer Sohn.
Auf, zu den Waffen, mein Held! schon grauet der Tag am Granikos;
Eh' er in's westliche Meer sinket, ist Asien dein.
Doch da lächelte du, o Göttin von Knidos: Zu meinen,
Nicht zu den Kämpfen des Mars, hab' ich ihn heute geweckt.

Digitized by Google

Salbe dir Glieder und Haar, mein Jüngling! Der Könige Töchter
Führ' ich zum Reigen, des Sieges köſtlichſte Beute, dir her.

2.

Göttlich der Kopf, herkuliſch der Hals und die mächtigen Schultern;
Aber der untere Theil iſt für den obern zu kurz.
So nahmſt du, ſo nehmen die Genien unter den Menſchen
Für ihr gigantiſches Werk ſtets das Geſtelle zu klein.

Athenische Graburne.

Leb', Eukoline, wohl! Sobald er die Kinder erzogen,
Eilt in Perſephone's Reich dir dein Oneſimos nach.

Römische Grabvase.

Hilarus, ihrem Gemahle, mit dem ſie der glücklichen Jahre
Neune verlebt, weiht hier Julia Nice den Stein.

Desgleichen.

Funfzehn Jahr hat Quintus, der Sohn von Publius Galens,
In der prätoriſchen Schaar wacker zu Piſa gedient.
Starb im vierzigſten Jahr. Nun widmet dem zärtlichen Bruder
Cajus, der Bruder, betrübt, dieſen Erinnerungsſtein.

Desgleichen.

Reich mit Gewinden verziert prangt hier des Philorenus Urne,
Welcher als Sklave den Schatz Claudius Cäſars gewahrt.

Hannibal.

Nicht ſein wahres Geſicht; doch iſt es die Larve, mit welcher
Einſt die italiſchen Frau'n ſchreckten die Kinder zu Bett.

Cicero.

Vor dem erhabenen Ernſt und dem tragiſchen Eifer in dieſem
Antlitz, dem tönenden Mund, vor der gewaltigen Stirn,
War es kein Wunder, daß Verres erlag, Catilina den Rathsſaal
Knirſchend verließ, und gerührt Cäſar die Rolle verlor.

Augustus.

1.

Daß dir die Welt ſich ergab, daß Rom dir, die ſtolze, gehorchte,
Daß Virgil und Horaz ihren Geſang dir geweiht, —
Alles erklärt dem Beſchauer der Stein. Geiſt thronet mit Hochſinn
Dir auf der Stirne: doch ſie zierten auch Andre, wie dich.
Dennoch ſingſt du ſie alle; denn unentrinnbare Schlingen
Hatten die Grazien ſelbſt dir um die Lippen gelegt.

2.

Hatt' er geſehn, gleich ſiegte ſofort dein göttlicher Oheim:
Glücklicher Neffe, von dir war, wer dich ſah, auch beſiegt.

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortſetzung.)

„Heuchler!“ zürnte Billa; „iſt das Reue und Beſſerung, wenn einer das Gute unterläßt, das er zu thun geſchworen, ohne darum ſeiner ſündhaften Lebensart ſich zu entſchlagen? Der Meineid iſt gerade nur ein Verbrechen mehr auf ſeinem Kerbholz.“ — Gelaſſen fuhr Erich fort: „Wie das erwachte Gewiſſen, wehrte auch der alltäglichſte Menſchenverſtand dem frevelhaften Beginnen. Mit dem Glauben der Väter hätte ich zugleich meinen Pfründen entſagen müſſen; wir hätten eine Bettelmannshochzeit hinter dem Zaune begehen dürfen und wären alle Beide etwa ſeitdem im Elend geſtorben und verdorben. Das hätte doch geheißen dem böſen Feind um nichts und wieder nichts die arme Seele verkaufen. Sage ſelber, Billa, haben wir nicht das beſſere Theil erkoren? Wir ſpinnen unſer Daſeyn in geſchertem Wohlſtand ruhig fort, und wenn nun über kurz oder lang das Stündlein ſchlägt, welches keinem ausbleibt, ſo haben wir mit unſern Sünden doch nicht die Gnade verſcherzt, die mehr werth iſt als alle irdiſchen Ehren. Vergiß nicht, Billa, daß die Frau von Brakelſtein ſammt ihrem Herrn in den Höllenpfuhl gefahren wäre, um nach zeitlichem Elend der ewigen Strafe zu verfallen.“ — Halb gerührt, halb ärgerlich verſetzte Billa: „Wenn der Jude zum Eid und der gnädige Herr zum Reden kommt, ſo können ſie beide ſich in's Fäuſtchen lachen. Bei alledem iſt der arme Johannes belogen und betrogen. Er hat die Linderſchuhe ausgetreten und ſollte verſorgt werden; doch wovon? Schulden in allen Ecken, die haben wir vollauf, doch ſonſt iſt bei uns nichts zu holen.“

Erich unterbrach ſie. „Der Junge ſoll nicht zu kurz kommen, verlaß' dich drauf. Er erhält von mir zwei aufgeſchirrte Roſſe, Harniſch und Degen, fünfzig Dukaten in die Taſche ſammt Empfehlungen von ſeiner fürſtlichen Gnaden. Damit iſt er für zeitlebens wohl verſorgt, wenn er ſich danach hält. Als ich neulich

Digitized by Google

zu Neuhaus war, erſah ich meine Gelegenheit, unſern Biſchof wegen der Briefe anzutreten. Wem gehört der Knabe? fragte der hochwürdigſte Herr Dietrich. Ich verſetzte: der arme Schelm hat nicht Vater, nicht Mutter und keinen Namen, aber ich bin ſein Verſorger. Einſtweilen habe ich ihn zum Bauern gelegt, doch iſt es Zeit, weiter für ihn zu denken. Ein Bauer kann er doch nicht werden."

„Weßhalb kein Bauer?" unterbrach die Alte den Domherrn mit ziemlichem Ungeſtüm; „gerade ein Bauer, ſonſt nichts. Er hat nichts anderes gelernt, und ſoll dabei bleiben. Bei den Deldrückern iſt er aufgewachſen und gilt für einen der ihren. Er iſt ſo groß und ſtark wie einer im ganzen Ländchen, und wenn die Jungen einander mit den eichenen Knitteln die Schrift auslegen, ſo pflegt er nie den Kürzern zu ziehen. Es iſt eine helle Freude mit anzuſehen, wie er die tüchtigſten Burſche lederweich zuſammenklopft. Der gnädige Herr muß eben ſo ein Stück tauſend Thaler in die Hand nehmen, um dem Jungen eine Meierſtatt zu kaufen. Aber freilich, woher nehmen und nicht ſtehlen?" — „Das Stehlen wirft du mir doch nicht zumuthen wollen?" lächelte Erich. — „Aber das Sparen," antwortete Billa. „Verſchwendet iſt auch geſtohlen, und das muthwillige Schuldenmachen iſt noch ärger."

„Das ſind eitle Reden," meinte der Domherr, „und mit den tauſend Thalern, die ich nicht habe, würde der Johannes doch nur ein Bäuerlein ſeyn. Ich hab' es beſſer mit ihm vor. Er iſt zum Reitersmann geboren und ſoll einer werden. Mit Schick und Glück bringt er's leicht ſo weit, daß er tauſend Thaler in einer Nacht verſpielen kann, ohne ſich darum den Bart auszuraufen. Das edle Blut gehört in Krieg und Schlacht. Dort wird mein Johannes ſich ſelber das Wappen verdienen, welches ſein Vater ihm leider vorenthalten mußte." — „Nein, tauſendmal nein!" rief die Hauſerin; „er ſoll keinen nichtsnutzigen Schlemmer und Dämmer geben, keinen Würfler, Zecher und Krippenreiter, der aus dem Büchlein von zwei-und-fünfzig Blättern betet. Ein Junker ſoll er nicht ſeyn, ſondern ein ehrlich freier Mann auf ſeiner Hufe Landes. Auch begehrt er's ſelber nicht anders. Den Herd will ſich er bauen und einer züchtigen Jungfrau in Ehren die Hand reichen. Jung gefreit hat keinen gereut."

Erich ſpitzte die Ohren. „Die Kinder machen uns alt," ſprach er; „der Junge denkt ſchon an's Freien? Wenn Gott den Schaden beſieht, ſo hat er ſich etwa auch einen Schatz ausgeſucht. Das gefällt mir an ihm, dafür iſt er ſeines Vaters Sohn. Doch muß er ſich das Freien vergehen laſſen, dafür iſt er abermals ſeines Vaters Sohn. Wer iſt die Schöne? des Meier'd M'rick'thröne oder gar die dumme Greit?" — „Was denkt der Herr?" gab Billa Beſcheid; „des Hannjoſts Kinder ſind dem Johannes Schweſter und Bruder. Er hat ſich in der Stadt etwas ausgeſucht, eines Uekerwalen braunes Töchterlein." — „Erich lachte. „Ein Wendenkind?" fragte er und fuhr dann fort: „auch nicht übel, das Heidenvolk hat hübſche Geſichter und iſt gut gewachſen." — „Wie ſpricht der gnädige Herr doch ſo vermeſſen!" rief Billa. „Die Uekern ſind ja die Gründer von Paderborn, die Altbürger dieſer Stadt, und er nennt ſie Wenden und Heiden!" — „Soll ich ſie etwa Sachſen heißen?" rief der Domherr aus; „Sachſen mit dunkeln Haaren und braunen Augen! Ich ſage dir, alter Schatz, daß ſie weder von Engern noch von Weſtphalen abſtammen, ſondern hergelaufene Wenden ſind, etwas beſſer wie Juden, doch lange nicht gut genug zur Verbrüderung mit blauem Blute."

Billa ſchüttelte das Haupt. „Sey der Herr ſo gut," ſprach ſie dazu, „am Ußenpuhl ſolche Reden zu führen. Nicht wahr, er wird ſein die Finger davon laſſen?" — „Verſteht ſich," ſagte Erich; „wer wird im Hauſe des Gehenkten vom Strick reden? Wo einer die Wahrheit geigt, da ſchlagen ſie ihm zum Trinkgeld den Fiedelbogen um's Maul, und vor allen andern iſt das walliſche Geſindel mit handgreiflichen Redensarten für und fertig." — „Auch ſind ſie nicht auf den Kopf gefallen," fuhr Billa fort, „und können auf ſchnöde Redensarten immer herausgehen. Vor allen andern der Henrik Dülmen und ſein Weib, die M'rieſene. Und Amerikren, ihr feines Töchterlein, iſt ehelich geboren; verſteht mich der Herr? Eines Altbürgers Kind wird etwa immer noch beſſer ſeyn, als wer links zu Schild und Helm gehört."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Pfalz, December.

Oeffentliches Leben. — Kriegszuſtand.

Ehe das Jahr ganz abläuft, in dem mein kleines Vaterland eine ſo denkwürdige Rolle geſpielt, an die es mit Ach und Weh wohl ſelbſt am längſten denken dürfte, glaube ich die Blicke der Leſer noch einmal auf daſſelbe lenken zu dürfen. Mancher fragt denn doch wohl in der Ferne: wie ſteht es jetzt dort? Möge er ſich befriedigt fühlen, wenn ich ſchlicht zuſammen ſtelle, was jetzt in unſerem öffentlichen Leben von einigem Intereſſe erſcheint.

Eine größere Stadt, die tonangebend auf die nähere oder fernere Umgebung wirkte, haben wir bekanntlich nicht in unſerer

Provinz, aber das ganze Ländchen mit seinen 600,000 Einwohnern, die auf 103 Quadratmeilen ziemlich dicht beisammen wohnen, trägt so ziemlich das Gepräge einer großen Kleinstadt. In der ganzen Welt vielleicht gibt es keinen Landstrich von solcher Größe, auf dem die Bewohner durch Bekanntschaft, Freundschaft und Verwandtschaft in ähnlicher Weise mit einander zusammenhängen, wie in der Pfalz. Es ist als ob es lauter Nachbarn aus dem nämlichen Viertel wären, so bekannt sind durchschnittlich die Leute mit einander. Und wen man nicht gerade persönlich kennt, von dem weiß man wenigstens, wer er ist, wo er wohnt, was er treibt und wie er lebt. Den Nichteingeborenen zeigt das nicht selten zum verwunderten Lächeln, wenn er die Menschen von vier Winden her sich schon von weitem zurufen hört: „Ruch hier?“ oder: „Guten Tag, Vetter!“ Einer meiner Bekannten pflegt zu sagen: „In der Pfalz weiß jeder, was der andere im Topfe oder in der Schüssel hat, und man muß sich in einer Gesellschaft von Pfälzern oder in einem öffentlichen Wagen und dergleichen über eine Person mit großer Behutsamkeit aussprechen, weil man nirgend sicher ist, daß nicht ein Vetter, eine Base, oder doch ein guter Bekannter derselben zugegen ist.“ Ich möchte sagen: wenn man an einem Ende des Kreises zupft, wackelt es am andern. Diese Erscheinung ist leicht erklärlich. Schon die Eintheilung von dem bayerischen Hauptlande weist uns Pfälzer mehr auf einander an. Hat ja ein bayerischer Geograph die Pfalz lächerlicherweise eine Gemeinderathsinsel genannt! Dazu kommt, daß unser öffentliches Gerichtsverfahren schon die Menschen mehr zusammenführt, als anderwärts; und dann ist das „gesellige Ding,“ der Wein, bei den verschiedensten Veranlassungen denn doch auch ein Faktor zur Vermittlung eines schnelleren und näheren Bekanntwerdens. Er gibt nicht selten den Anknüpfungspunkt für zusammenlaufende Fäden ab. — Dieses, soll ich sagen kleinstädtische Gefühl des Zusammengehörens und dabei das freund- und verwandtschaftliche Zusammenhängen der pfälzischen Bevölkerung zieht einerseits bei jedem Weh in Mitleidenschaft hinein, gewährt aber andererseits auch wieder wesentlichen Trost, besonders in trüber Zeit. Und solche haben wir, nicht bloß wegen des winterlichen Himmels über uns, sondern um so mancher unliebsamen Um- und Zustände willen. Das Unangenehmste ist der Kriegszustand, in dem wir leider immer noch leben. Zwar können wir es nicht genug rühmen, mit welcher Umsicht und Humanität der commandirende General Fürst Thurn und Taxis vom ersten Augenblick an die jetzt verfahren; indeß kann der gerechteste und mildeste Mann eine Calamität immer nicht zu einem Glücke machen. Die Einquartierung war bisher bei dem Stocken des Handels, dem Darniederliegen der Gewerbe, der Unverkäuflichkeit der Früchte und Weine eine schwere Last, deren Druck noch lange nachempfunden werden wird; gegenwärtig sind alle Gemeinden davon befreit. Die Truppen, welche nicht in die jenseitigen Kreise zurückgezogen wurden, sind zum Theil in die beiden Festungen Landau und Germersheim gelegt, zum Theil in andern Städten kasernirt. Außer in den beiden ältern Garnisonsstädten Speyer und Zweibrücken liegen einzelne Abtheilungen in Ludwigshafen, Kirchheimbolanden, Obermoschel, Neustadt, Pirmasens und Kaiserslautern.

(Fortsetzung folgt.)

London, Dezember.

(Fortsetzung)

Bahnhöfe und Eisenbahnzüge.

So rauschten, und standen, und schnurrten wir einige Zeit fort, wohl einsehend, daß unsere alle gebrechene Locomotive immer noch die Sünderin sey, die uns zurückhalte, daß man in Köln keine andere bereit gehabt, daß dort schon Alles geschlafen habe, und daß wir nun eben langsam forfahren müßten, bis wir einen andern Bahnhof erreichten und eine andere Maschine bekommen könnten. Die Zeit verging langsam. Wir fuchten sie durch den Schlummer zu tödten. Da weckte uns eine Stentorstimme. „Meine Herrn,“ schrie es durch die Thüre herein, „wir sind in Aachen und bleiben hier die Nacht.“ — Wir trauten unsern Ohren nicht; aber es war so. — Weil wir so lange ausgeblieben, war der Zug von hier abgegangen, und nun wollte man uns allein nicht weiter befördern; wir sollten jetzt auf den Morgenzug von Köln warten, der uns ins Schlepptau nehmen würde. Das war hart. So hatten wir die Nacht geopfert und nichts erreicht, als daß wir der unartigen Locomotive halber hier fest saßen. Man lud uns ein in einen Gasthof zu gehen, wir mochten aber nicht. Im unwohnlichsten Wartezimmer von der Welt rückten wir die harten Bänke zusammen, denn es gab kein Kanapé, und legten und darauf. Der Wärter war so großmüthig in einer Ecke des spärliche Licht brennen zu lassen, worauf er sich mit einem Blick auf die Büchse langsam entfernte. Was meinte dieser Blick? Ließe sich da vielleicht ein kleiner Schadenersatz finden? Wir sahen nach; alle Tische waren leer, aber unter denselben standen Körbe, die die Vorräthe enthielten, und woraus diese bestanden, wollten wir ihm untersuchen, als uns ein netter Bursche in die Augen fiel, der als Wächter daneben schlief. Armer Junge! wir wollten ihm keinen Schreck verursachen, und gaben daher die zu unserer Unterhaltung unternommene Entdeckungsreise auf. Der Engländer in unserer Gesellschaft war übrigens keineswegs mit unserm Abenteuer zufrieden. Er hatte Depeschen für die englische Regierung, die er zu einer bestimmten Stunde in Calais abliefern sollte; das Schiff, das dort auf ihn wartete, wußte nun ohne dieselben abgegangen seyn. Er meinte, die Direktion der Eisenbahn sey so gut für die Ankunft ihrer Passagiere verantwortlich, wie die Post, und er begriff nicht, wie diese Leute den gerechten Klagen von seiner Seite ihr parates: „es geht aber doch nicht,“ entgegenstellen konnten. Wir hörten übrigens später, daß diese Linie ein Privatunternehmen sey, und wünschten Alle von Herzen, daß dieselbe bis zu unserer nächsten Reise an Preußen abgetreten seyn möge. — Nachdem wir das schlechteste Eichorienwasser, das Aachen zu liefern vermochte, unter dem Namen Kaffee, für den hohen Preis von sechs Groschen hinuntergeschluckt — keine Arznei konnte schlimmer seyn — fingen wir denn endlich nach zehn Uhr in den Kölner Zug und sagten dem Aachener Bahnhof mit einiger Verachtung Lebewohl. Er muß noch lange schmollt seyn über die Aufnahme, die er seinen Passagieren am achtzehnten December 1849 angedeihen lassen. Nun gings im Finge fort. Wir durcheilten die schönen Gegenden an der Maas, die jetzt im Winterkleide nur ahnen ließen, wie herrlich sie im Sommerschmucke blühen, wie reizend ihre Thäler, wie erquickend ihre Höhen. Wir wurden von einem Bahnzug in den andern geworfen, und zwar mit der peinlichsten Eile und Confusion. Da gab es denn jedesmal unter den Reisenden der Klagen nicht wenige; jeder hatte seine eigene Leidensgeschichte zu erzählen, jeder über die Gefahr zu klagen, der er in Dunkelheit und Nacht in diesem Gedränge von Zügen ausgesetzt gewesen, und wie er sich noch wundere in den rechten Wagen gerathen zu seyn. Menschlicher wäre es gewiß, wenn ein Aufseher die Passagiere von einem Zuge in den andern führte, statt daß er ihnen mit einer Donnerstimme zurufst: »Messieurs, les voitures changent. Une minute!« und sie dann ihrem Geschick überläßt. Schon der Frauen wegen sollte man etwas rücksichtsvoller seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 7. Dienstag den 8. Januar 1850.

Jobchen schlief zwar, aß, sog und trank nicht minder,
Als sonst zu thun pflegen zwei oder drei Kinder,
Wurde dabei recht fleißig gewiegt,
War aber bei dem allen doch nicht vergnügt.

Jobsiade.

Aus der Kinderstube.

(S. Nr. 305—313. 1849.)

IV.

Der freundliche Leser, der uns auch bei den minder belebten Mittheilungen und allgemeineren Bemerkungen des vorigen Abschnitts mit Nachsicht begleitet hat, darf füglich erwarten, nunmehr auch wieder auf grünere Weide geführt zu werden. Größere Mannigfaltigkeit und blitzendere Farben treten uns jedenfalls entgegen, wenn wir jetzt die Blumenbeete der zwei jüngeren Kinder umwandern und beschauen.

Der Name Konrad ist mehr als sich gebührt in Abgang gekommen; er möge hier wenigstens auf dem Papier wieder aufleben und dem dritten Kinde in der Reihe zugelegt werden. — Was von dem ersten Jahr seiner Entwicklung berichtet wird, trifft auffallend mit demjenigen zusammen, was der Erstgeborene an sich wahrnehmen ließ. Die Entfaltung der körperlichen und geistigen Kräfte ging ohne allen Anstoß von statten. K. ist ein liebliches Kind voll Freundlichkeit und muntern Wesens, doch bei aller Lebendigkeit sehr ruhig und geduldig. Die consequente und streng regelmäßige Behandlung des Leiblichen nach den Grundsätzen, welche Hufeland im Buch für Mütter aufstellt, die fast pedantische Einhaltung der Ordnung und die Gewissenhaftigkeit, mit der die Mutter die Sorge für die Kinder zum einzigen Mittelpunkt ihrer eigenen Thätigkeit und ihres Nachdenkens macht, hat nächst dem Segen von oben zur Folge, daß alle unsere Kinder in ungestörtem Wachsthum und Gedeihen voranschritten. Eine durch langes Schreien unterbrochene Nachtruhe, mürrisches, unleidliches Wesen, Hautausschläge, Uebelsichtigkeit, triefende Augen, oder was sonst noch als so häufige Uebelstände der ersten Kindheit vorkommt, ist uns Alles mehr nur dem Namen nach und vom Hörensagen und durch andere Kinder bekannt.

Ferne sey es, dieß uns als Verdienst anrechnen zu wollen, ferne alles Rühmen, Großthun und Vorpredigen. So viel ist aber gewiß, daß mindestens die Hälfte krankhafter und unangenehmer Zustände der Kinderwelt, ja auch des spätern Alters, durch gewissenhafte Besorgung in den ersten Jahren beseitigt werden könnte, und daß dabei unendlich viel gesündigt wird durch Gedankenlosigkeit und aufopferungsflüchtige Untreue auch in den sogenannten gebildeten Ständen. Sollte es denn zu viel behauptet seyn, daß jedes gesunde und umsichtig behandelte Kind immerfort, im Wachen wie im Schlafen, ein liebliches Bild und eine heitere Erscheinung seyn müsse? Daß dem nicht so ist, daß es so viele ungeberdige, mißstimmte Kinder gibt, hat unter vielem Andern darin seinen Grund, daß gerade diejenigen Vorkommenheiten und Verrichtungen, welche eben durchaus nothwendig sind und sich täglich und stündlich wiederholen, z. B. das Waschen und Kämmen, die Anwendung des Schnupftuchs oder derjenigen Geräthe, mit denen das Töpferhandwerk auch in die Kinderstube hineinreicht, ja selbst Dinge, die den Kindern eigentlich einen Genuß bereiten, als Essen, Trinken, Schlafen, um nichts zu sagen über die Anwendung von Arzneimitteln, durch unzweckmäßige Behandlung denselben widerlich und zu einer Quelle immerfort erneuten Mißbehagens gemacht werden. Niemand als die Erwachsenen ist anzuklagen,

Digitized by Google

wenn auch nur Eines von den genannten an den Kleinen mit Unluſt, unter Schreien und Widerſtreben vollzogen werden muß. Rechnet man zuſammen, wie viel Samen zu mißbehaglicher Stimmung ein ganzes Jahr hindurch in den Kinderzimmern und Kinderherzen ausgeſtreut wird, ſo möchte man nicht bloß in ſittlicher Beziehung ausrufen: Wehe denen, die Eines dieſer Kleinen ärgern! — Ein Haus, das ein gewiſſenhaftes und umſichtiges Kindsmädchen gewonnen hat, achte dafür, daß es eine köſtliche Perle gefunden; der Grund, daß es ſo vielfach an dieſem Schmuck der Kinderſtube gebricht, iſt aber faſt eben ſo oft, als in dem Nichtfinden, darin zu ſuchen, daß die Mütter theils es fehlen laſſen an der Erziehung dieſer Erzieherinnen, theils auf dieſe abladen, was ihres Amtes wäre. So wird oft der Habicht über die Hühner geſetzt.

Im zweiten Jahr ſeines Lebens entfalteten ſich bei K. die geiſtigen und gemüthlichen Kräfte in überraſchender Schnelligkeit und Lieblichkeit. Die Bilder der Nationen der Erde von Fembo, 64 an der Zahl, lernt er mit Leichtigkeit und aus freiem Trieb vollkommen auswendig; den Patagonier, weil er die größte Figur iſt, nennt er von ſelbſt den lieben Gott. — Groß iſt ſeine Ausdauer, beſonders wenn es gilt, der Ordnung zu dienen; nichts ſoll am unrechten Ort liegen. Dieſer Sinn und Trieb für Ordnung, der auch bei den andern Kindern im zweiten Jahr in auffallender Stärke ſich regte, ſollte weit mehr, als es gewöhnlich geſchieht, beachtet und auf's Anſtändige und Sittliche gewendet werden. Die Achtung vor dem Beſtehenden, als Geſetz und Sitte Geltenden, ſchließt bei zweckmäßiger Leitung unmittelbar an den Ordnungsſinn im Aeußern ſich an, ſo daß es dem Kinde ordentlich zuwider wird, wenn es irgend eine beſtehende Ordnung verletzt ſieht, oder ſie ſelbſt zu verletzen verſucht wird. Auf dieſer Lebensſtufe iſt die Saatzeit für dieſe Frucht; es iſt ein großer Uebelſtand, wenn ſie verſäumt wird. Hat einmal der Verſtand eine größere Reife erlangt, ſo geht es nicht mehr, oder nur mit größter Mühe; die eigenen Reflexionen des Kindes hindern dann die doch ſo nothwendige Fügſamkeit in dieſe und jene, manchmal ſelbſt unvernünftige äußere Ordnung der Geſellſchaft; und doch iſt es ſo wünſchenswerth, daß dieſe Unterordnung, wie überhaupt Alles, was löblich iſt und wohllautet, bis auf einen gewiſſen Grad dem Menſchen zur andern Natur werde; das aber eben wird geſtört durch eine ſchon vorgerücktere Verſtändigkeit.

(Fortſetzung folgt.)

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortſetzung.)

Erich machte große Augen. Vom Seſſel aufſchnellend, durchmaß er mit langen Schritten das Gemach. Was er dabei in den Bart brummte, war nicht zu verſtehen; nur hie und da klang ein Wort hindurch, das ſchier wie Hochzeit lautete. Endlich fragte Billa: „Nun, Herr, wann ſoll denn die Hochzeit ſeyn?“ — „Ja wohl, Hochzeit!“ rief der Domherr, „hohe Zeit iſt es, der Sache ein Ziel zu ſtecken. Doch davon ein andermal. Ich verplappere hier um nichts und wieder nichts die edle Stunde. Reiche mir Hut und Mantel, ſchau nach deinen Töpfen und Keſſeln, während ich meiner Wege gehe.“

Weiter ſtand er nicht Rede. In ſeinen Mienen, in ſeinem Weſen offenbarte ſich eine höchſt ſeltſame Haſt und Aufregung, deren Urſache die Alte zu deuten ſich Mühe gab. Darum ſprach ſie in ihren Gedanken zu ſich ſelber: „Im Alter werden auch die luſtigſten Leute geizig. Er ſieht den Tag nahen, wo er wohl oder übel den lahmen Daumen wird rühren müſſen, und das macht ihn völlig verkehrt. Doch hilft's dir nicht, dein Sperren und Spreizen; du mußt dran glauben!“

Der geiſtliche Junker trat höchſt unwirſch über ſeines Hauſes Schwelle, begleitet von zwei Rüden, wie er denn ohne Hund und Vogel nur dann zu ſehen war, wenn er ſich zur Kirche begab. Kaum auf den Platz gelangt, begegnete ihm ein neues Aergerniß, und er wußte ſelber nicht, wie gelegen ihm das kam, um ſeine üble Laune daran auszulaſſen. Der Gegenſtand des Aergerniſſes war ein feiſtes Männlein in geiſtlichem Gewand, begleitet vom Meßner und einem Chorknaben mit Kerze und Schelle. Erich hätte billigerweiſe das Knie beugen müſſen, wenn nicht vor dem Diener des Wortes, ſo doch vor dem Heiligthum, wie unwürdig immer die Hand ſeyn mochte, welche daſſelbe trug. Statt deſſen vertrat der Domherr dem Begegnenden ſeinen Weg und fragte mit rauher Stimme: „Wohin, Hermann Tünneke? Was hat der Prädicant aus der Marktkirche auf der Domfreiheit zu ſchaffen? Mir ſcheint, er iſt gewaltig irre gegangen für einen, der ſchon ſo lange zu Paderborn wohnt.“ — Patzig antwortete der Prädicant: „Der Herr wird eher wie ich eines Wegweiſers bedürfen. Geb' er Raum und ſprech' er ein Stoßgebet für den lahmen Will'm, der in den letzten Zügen liegt!“ Höhniſch lächelnd fügte er halblaut hinzu: „Helfen wird's freilich nicht viel, aber ſchaden kann es doch nicht.“ — Mit drohend erhobener Fauſt rief der Domherr: „Zurück, Frevler! weiche von dannen aus dem geheiligten Bezirk der Domkirche! Ich warne

Digitized by Google

dich in Güte! Durch ſolche Uebergriffe könnteſt du leichtlich ganz und gar die Duldung verwirken, welche dir zur Schmach des biſchöflichen Stuhles hier zu Theil wird. Wag' es nicht, mit deinen Frevеln auch noch das Gehege des Capitels zu entweihen, oder dein letztes Stündlein hat geſchlagen."

Mit ſelbſtgefälligem Lächeln entgegnete Tünnecke: „Es wird keine Suppe ſo heiß gegeſſen, wie ſie angerichtet wurde, und die ſeine wird ſich auch noch blaſen laſſen. Ich wandle hier auf dem ſichern Boden meines guten Rechtes. Der Sterbende hat mich berufen, ich eile zu ihm kraft der Gewiſſensfreiheit, welche der würdige Biſchof Heinrich der Vierte uns beſtätigt, und die euer Dietrich von Fürſtenberg ſchwerlich anzutaſten wagt, wie gern er vielleicht ſich deſſen auch vermäße."

„Pfäfflein, Pfäfflein, laß dir rathen, ſonſt iſt dir nicht zu helfen," rief der Brakelſteiner. „Dein Maß iſt zum Ueberlaufen voll. Denk' ein wenig zurück. Heinrich von Lauenburg, auf welchen du dich berufſt, war drauf und dran, das Land dem böſen Feind vollends in den Rachen zu werfen; doch bevor er ſein fluchwürdiges Vorhaben vollführen konnte, ereilte ihn das himmliſche Strafgericht." — „Ei, ei," unterbrach Tünnecke den Eiferndеn, „wie der Herr doch ſo meiſterhaft das Mäntelein nach dem Wind zu hängen weiß! Denk' er ſelber ein wenig zurück, ſtatt mir dergleichen anzurathen. Wer pries denn damals aus vollen Backen die ſchöne, die leutſelige, die treffliche Kurfürſtin von Köln? Auch weiß ich noch die liebe Zeit, wo die Anna Beſtorp keinen eifrigern Aufwärter beſaß, als den Junker Erich. Nicht minder entſinne ich mich, ſind's doch noch keine zwanzig Jahre her, wie der Dompropſt Fürſtenberg zum Biſchof erkoren ward und nun der Wind urplötzlich aus einer andern Ecke blies. Da verwandelte ſich die herrliche Agnes in eine ſchnöde Meerkatze, und die kölniſche Anna in eine nichtsnutzige Pfaffenköchin. Was den Herrn ſelber noch näher angeht, davon will ich lieber gar nicht reden. Aber ich, der ſchlichte Paſtor, bin im Sturm der Widerwärtigkeit dem Evangelium treu geblieben, auch habe ich nicht minder, trotz der Zeiten Ungunſt eine unbeſcholtene Jungfrau zum Altar und als eine Hausfrau heimgeführt. Darum hab' ich auch nicht nöthig, meine Kinder wie junge Rüden auf die Höfe zu legen. Das iſt der Unterſchied zwiſchen uns Beiden, und jezt laſſe der Junker mich fürbas ziehen, damit ich ihm nicht ein mehreres ſage."

Jedes dieſer giftigen Worte traf und ſaß feſt wie ein Pfeil mit Widerhaken, doch gönnte der Getroffene dem böswilligen Schützen nicht die Freude, ſolche Wirkung ſich äußern zu ſehen. Mit eiſiger Ruhe bot er wieder an: „Meinetwegen darf der Tünnecke ſchon ſagen, was ihm beliebt, er kann mich weder beleidigen noch kränken, und wenn er einen ganzen Sommertag hindurch plapperte. Doch von der Domfreiheit hat er ſich hinwegzuheben, oder ich hetze ihn mit den Hunden von dannen." — Bei dieſen Worten begann Erich die Peitſche vom Gürtel zu nеſteln und ſagte, zu den Rüden gewendet: „Huh, mein Hund! hab' Acht, mein Hund!" — Da ſtemmten die Thiere ſich ſprungfertig auf die hintern Läufe, fletſchten das blanke Gebiß und harrten begierig des Winkes, der ſie auf den Mann hetze. Der Meßner faßte den Präſidicanten am Arm, zog den nur halb und halb Widerſtrebenden davon und ſagte dringend: „Laſſ' Er's nicht zum Aeußerſten kommen, ſchon um des hochwürdigſten Gutes willen, das er trägt." — „Das eben müßte mich ſchützen," meinte Tünnecke. Der andere aber fuhr fort: „Er kennt den Junker nicht, wie ich ihn kenne. Mich hat er ſchon einmal gottеserbärmlich durchkarbatſcht, und ich will dem Herrn nicht wünſchen, daß es ihm auch ſo ergehe. Der Brakelſteiner führt eine derbe Handſchrift, wie er überhaupt von einem geiſtlichen Herrn nichts an ſich hat, als eben nur die fette Pfründe."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortſetzung.)

Bahnhöfe und Eiſenbahnzüge.

In Bezug die Koffer geöffnet, — noch immer geöffnet! Wenn man nur durch ein Land fliegt, ſich nicht aufhält, ſeine Koffer ſogar nicht zu Geſichte bekommt, bis man den Ort der Beſtimmung erreicht, da könnte man doch der Viſitation überhoben ſeyn! Auf der Grenze von Frankreich hieß man alle Männer aus dem Wagen ſteigen, um ihre Taſchen zu unterſuchen; die Weiber durften des ſchlechten Wetters halber ſitzen bleiben. Unſere Reiſegeſellſchaft war übrigens aus ſehr intereſſanten Elementen zuſammengeſetzt. Da war ein Belgier, der die ganze Welt durchreiſt hatte, und ſogar kürzlich in Roſtock geweſen war, eine ſeltſame Verirrung der Natur. Dann kam ein kleiner

Digitized by Google

Holländer, der alle Sprachen redete, gleichfalls überall zu Hause war, und der, um uns zur Ehre seiner Landsleute einen Beweis ihrer Vielseitigkeit zu geben, so beiläufig einfließen ließ, daß er früher in Rom mit Bunsen Duette gesungen. Ein singender Holländer! Ich beschaute dieses Wunder der Natur mit weit geöffneten Augen. Dann kam ein englischer Deutscher. Wunderbar wie schnell das Nationale in einem fremden Klima verloren geht! Stand doch auf seinem Gesichte so deutlich das Ernste, Strenge, Bestimmte des Britten gezeichnet, oder vielmehr eingegraben, daß Niemand mehr darauf verfallen wäre, in ihm ein Kind der deutschen Erde zu suchen. Er ging über Ostende, weil er hoffte bei diesem Sturme seekrank zu werden, was seinem Teint für seine bevorstehende Hochzeit eine schöne reine Farbe geben würde. Die Ihee war so übel nicht. Ihm gegenüber saß ein englischer Russe, der meistens schlief, wenig sprach, aber alles verstand. Er war Ingenieurofficier und baute in Rußland Straßen. Seine Nachrichten von dort lauteten, daß es unter dem Volke gewaltig gähre, daß man recht sehr besorge, daßselbe werde zu einer Art von menschlichem Selbstbewußtseyn erwachen, und dann gewaltig an seinen Sklavenketten rütteln. Der Engländer sprach Französisch mit Leidenschaft, er nahm daher mit Vergnügen an der Unterhaltung Theil, die auf das Lebhafteste fortgeführt wurde, bis die Trennungsstunde schlug, worauf Jeder mit Bedauern seines Weges zog. Auf dem Bahnhofe in Calais waren die Officianten höchst liebenswürdig. Keine Untersuchung der Gepäcker, sobald man gleich weiter ging. Aber der Sturm heulte. Der Engländer rieth mir die Mittag zu warten, wo ein zweites Boot abgehe. Ich sah hinaus in die rabenschwarze Nacht, tauschte dem Zöllchen des Dampfkessels, dem brausenden Wellenschlag und beschloß meinen Muth durch ein paar Stunden Schlaf und den Strahl der alldebendenden Sonne zu stählen. Die übrigen Passagiere thaten ein Gleiches. — Ich dagad mich nach dem Hôtel de Killar und hatte dieß sehr zu bereuen, weil man mich die sechs Stunden, die ich dort verweilte, mit sechs Franken bezahlen ließ; ich empfehle daher allen Reisenden das Hôtel du Commerce, wo die übrigen Passagiere eine sehr gute und billige Aufnahme fanden. Auch nach einem Paße wurde man hier gefragt, um einen „Permis“ von der Polizei zu erhalten, ohne welchen der Capitän keinen Passagier aufnehmen darf. Das war mir noch nie begegnet. Auf einem englischen Schiffe ist man sonst so frei, wie auf englischem Boden, Niemand fragt wer man sey, oder wehrer man komme. Ich rebellirte daher erst ein wenig, weil ich mir dachte, es sey dieß nur ein Vorgeben, um eine gewisse Taxe auf den Reisenden zu legen; da es sich aber herausstellte, daß alles gratis geschehe, mußte ich endlich wohl gläubig seyn, und zog demgemäß das bis dahin verscharrte Papier, Paß genannt, aus der Tasche, wo es von Berlin her ohne Ansechtung geruht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Pfalz, December.

(Fortsetzung)

Der Kriegszustand. — Die Amnestie

Die Truppen sind alle möglichst gut untergebracht, am glänzendsten wohl in Kaiserslautern, wo sie in dem Sitze der weiland provisorischen Regierung, dem großen prächtigen Saale der neuen Fruchthalle, liegen und sich in dem glänzenden Stucco spiegeln, so weit Wände und Säulen nicht mit Brettern verschlagen sind. Ob es ihnen aber besser gefallen wird, als in den Häusern der Bürger, das ist eine andree Frage. Man fragt vielleicht: „Was hat denn nun der Kriegszustand noch Beschwerliches, wenn es so steht?“ Ich antworte: etwas Unheimliches behält er immer. Man kann nicht an ihn denken, ohne zu fragen: wer wird alle die Kosten tragen müssen? Und das macht schwere Gedanken. Aber noch ein anderes Gespenst steht dahinter. Die Fortdauer des Kriegszustandes bei der timiden, wahrhaft ruhesüchtigen Stimmung der Pfälzer führt auf die Vermuthung, daß man höhern Orts im Sinne habe, für die abzuurtheilenden politisch Angeklagten ein Specialgericht eintreten zu lassen, anstatt sie vor das Schwurgericht zu stellen. Und das macht auch schwere Gedanken. — Aber die Amnestie ist ja vor der Thüre und der heilige Christ bringt sie vielleicht schon in das Haus. Leider bricht die Pfalz über dieser Hoffnung nicht in allzulauten Jubel aus. Man weiß aus den Kammerverhandlungen in München zur Genüge, wie eng und schmal diese Amnestie ausfallen wird, und das drückt die Stimmung im Allgemeinen sehr herab. Nicht als ob diese im pfälzischen Volke für eine allgemeine, unbeschränkte und unbedingte Amnestie wäre — nichts weniger als das. Ich behaupte nicht zuviel, wenn ich sage, solche unbeschränkte Amnestie wäre nicht gern gesehen worden; aber eine möglichst weite wünscht man doch. Es kommt auch hier wieder jenes gegenseitige Belauschen ins Spiel. Wie viele Freunde, Bekannte und Verwandte sitzen noch hinter Schloß und Riegel! Und wenn sie einen auch von Haut und Haar nichts angehen, so liegen doch in ihren bekannten häuslichen und sonstigen Verhältnissen Gründe genug, sie auf freien Fuß zu wünschen. Ich selbst kenne unter den schon Monate lang Verhafteten Männer, die nach dem neuen Gesetze von der Amnestie ausgeschlossen bleiben müßten, von denen ich es aber mit der vollsten Bestimmtheit weiß, daß sie durchaus nicht zu den Rebellen gehören und sich zu einzelnen Handlungen lediglich darum hergelassen, weil die besonneneren Bürger sie darum baten, damit die Sache nicht in schlimme Hände gerathe und größeres Unheil abgewendet werde. Hoffentlich wird die Regierung einsichtig genug seyn, um solche Männer der Wohlthat der Amnestie theilhaftig werden zu lassen. Was sie im Drange der Umstände gegen den Buchstaben des Gesetzes gesündigt, ist wahrlich durch die Untersuchungshaft schon mehr als hinreichend verbüßt.

Noch sind die Untersuchungen nicht beendet, ja wenn die königliche Gnade nicht, wie sie es nunmehr kann, weit über die Grenzen jenes Gesetzes hinausgeht, so dürfte die Reihe derselben noch erweitert werden. In Erwartung der Amnestie haben die Gerichte manches zurückgelegt, was endlich doch wird vorgenommen werden müssen. So stehen die Sitzungen für Zuchtpolizeisachen an unsern vier Gerichtshöfen gegenwärtig jedesmal neue Verurtheilungen oder Freisprechungen solcher Personen, die wegen Excessen zur Zeit der Revolution angeklagt waren. Bei solchen Sitzungen steht man zuweilen mit Staunen, ja mit Grauen in die Einzelnheiten jenes teuflischen Treibens hinein. So sind am 18. vier junge Männer aus verschiedenen Gemeinden vor dem Zuchtpolizeigerichte zu Frankenthal gestanden, die seiner Zeit zu dem berüchtigten Corps gehörten, das den Namen Robert Blums auf der Standarte trug und sich „die Schaar der Rache“ nannte. Bei diesen Verhandlungen konnte man hören, wie gräulich diese Leute in einigen Dörfern bei Speyer gehaust, wo sie, um Geld und Lebensmitteln zu erpressen, das Vieh wegtrieben, die Menschen mit dem Tode bedrohten und mitunter schwer mißhandelten: dunkle Bilder, wie sie einst der Bauernkrieg geliefert. Der Gravirteste der Angeklagten wurde zu vier, ein anderer zu zwei, der dritte zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt, während der vierte mit zwei Monaten davon kam.

(Beschluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 8. Mittwoch den 9. Januar 1850.

Draw, men, for all this privileged place!
Blue-coats to tawny-coats! Priest, beware your beard!
Shakespeare.

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortsetzung.)

Im Fortgehen zurückgewendet, rief Tünneke dem Domherrn zu: „Ich weiche der Gewalt, doch werde ich Zeter und Weh über den Friedensbruch schreien. Wir wollen einmal sehen, ob es auf der rothen Erde noch Recht und Gesetz gibt. Wir werden erfahren, ob es einem Wegelagerer freisteht, den Geweihten des Herrn, den Verkünder des Evangeliums auf dem Pfade zum sterbenden Christenmenschen mit der Peitsche zu streichen und mit Hunden zu hetzen.“ Lachend schrie Erich ihm nach: „Tritt immerhin vor den Richter und bekenne deinen Frevel. Der Fürst und das Capitel haben dir ausdrücklich verwehrt, im Bezirk der Domfreiheit das Abendmahl in zweierlei Gestalt zu spenden, und dein eigenes Geständniß wird dir eine schwere Buße zuziehen. So eile denn, dich selber dem Arm der Gerechtigkeit zu überantworten; mir ohne Leid. Wir aber gedenken steif und fest an unsern verbrieften und besiegelten Rechten zu halten, und sollte die Welt darüber in Scherben gehen.“

Diese Worte rührten den Hermann Tünneke nicht sonderlich, dagegen tönten sie wie Engelsstimmen in den Ohren eines Mannes, der strengen Laufes einhergerannt kam, flatternden Haares, losen Gewandes, ohne Hut und Mantel. Der Ankömmling sank vor dem Domherrn in beide Knie und stotterte aus keuchender Brust: „Ich schreie um das Recht der gefreiten Stätte, das euch vor andern Freiheiten verbrieft und besiegelt ist.“ — „Steh' auf,“ antwortete Erich; „du brauchst nicht erst anzurufen, was dir von Gottes und Rechts wegen zusteht, sobald deine Sohle diesen Boden berührte. Hier darf keine Macht der Erde dir nur ein Härlein krümmen, magst du nun ein Senger oder Brenner, ein Dieb, Räuber, Mörder oder Rothzwinger seyn; nur Hexen und Trollen werden hier nicht gehegt.“ — Der Flüchtling erhob sich. „Der edle Herr habe Dank und Lob,“ sagte er, „und ich lache in seinem Schutze der Schergen, die mich sahen wollen. Da kommen sie schon mit Spießen und Stangen.“

Zwei Stadtknechte traten näher, Hut und Mantel des Flüchtlings in den Händen. „Gib dich, Jauchem,“ schrie der eine schon von weitem, worauf Erich, auf seines Hauses Pforte deutend, zu jenem sprach: „Nur da hinein!“ — Der ließ sich's nicht zweimal sagen, schlüpfte durch die Thüre und stellte das Uebrige seinem Gönner anheim. Festen Fußes erwartete Brakelstein die Häscher, mit denen folgende Zwiesprach sich entspann. „Heraus mit dem Mörder!“ — „Fort mit euch von der Freistatt!“ — „Der Herr wird doch keinen Todtschläger herbergen!“ — „Die Schergen werden mich doch nicht in's Verhör nehmen wollen?“ — „Wir holen den Jauchem mit Gewalt, wenn der Herr ihn nicht herausgibt.“ — „Versucht's immerhin auf eure eigene Gefahr.“ — „Das wollen wir schon ungeheißen thun.“

Herr Erich stellte sich groß und breit auf seine Schwelle. Die Knechte traten hinzu und legten Hand an, um den Junker wegzuschieben. Das bekam ihnen übel genug. Den einen traf das geflochtene Leder in der ritterlichen Faust so gewaltig über das Gesicht, daß er taumelnd niederstürzte, den andern faßten die Hunde, rißen ihn zu Boden und hielten ihn

Digitized by Google

feſt; wohlweislich rührte er kein Glied mehr, um nicht von den Beſtien zerfleiſcht zu werden.

Dieſen Auftritt hatten etliche Leute vom Marktplatz aus mit angeſehen, ohne den Zuſammenhang zu kennen. Sie nahmen gerade nur wahr, daß der übelberüchtigte Brakelſtein gemeiner Stadt Knechte mißhandelte. Da nun die Bürger ſchon ſeit längerer Zeit in allerhand Span und Hader mit dem Domcapitel lebten und Erich ihnen vor allen ein Dorn im Auge war, ſo gaben ſie unbeſehends den Schergen Recht, und ſofort ertönte von mehreren Seiten der Ruf: Burſprake! Burſprake! Wie Erich das gefährliche Geſchrei vernahm, ſetzte er das Hüfthorn an den Mund und blies des Waidmanns Nothruf. Die grellen Töne verklangen nicht unbeachtet. Ringsum ſchmetterte aus den Häuſern der Domherrn die Antwort, traten aus den Pforten die Junker, Knechte und Knaben mit reiſigem Zeug. Während in der Stadt von Ecke zu Ecke das ſchnelle „Sag's weiter“ wie der Funke durch den Linnenzunder lief, wurden von den Leuten des Capitels mit raſcher Hand die Ketten vorgezogen, welche die Grenze der Domfreiheit bezeichneten.

Während ſo im Herzen der guten Paderſtadt um liederlicher Urſach willen die Flammen des Aufruhrs bereits lichterloh emporloderten, herrſchte im Ußenpuhl in der Uekerenbauerſchaft noch die tiefſte Ruhe. Auf der Waſſerfläche des „Krötenpfuhls“ plätſcherten und ſchnatterten gemüthlich Enten und Gänſe; in den kleinen Häuſern trieben die Weiber ihre Geſchäfte, und wo ihrer mehr als eine beiſammen waren, mögen ſie wohl auch gethan haben wie die Schwimmvögel auf dem Waſſer. Vor den Thüren ſpielten und ſchrieen zahlreiche Kinder; wo die Männer daheim, trieben ſie in den Werkſtätten, was ihres Berufes war, oder machten ihre Werkzeuge zurecht.

Heutzutag iſt der Ußenpuhl verſchüttet und der Platz geebnet, doch im Ganzen weder das Viertel der Uekern und Maspern, noch überhaupt die Stadt dergeſtalt verändert, daß etwa ein Wiederkehrender aus der Zeit Dietrichs von Fürſtenberg ſich nicht mehr zurechtfinden würde. Noch ſteht die alte Ringmauer, wenn auch die Vertheidigungsthürme eingeſtürzt ſind bis auf einen, deſſen wankendes Gemäuer durch die Umarmung hundertjähriger Epheus aufrecht gehalten wird. Durch die Umfangmauer gewinnt Paderborn auf dem Grundriß die Geſtalt eines Schinkens, deſſen abgehauenes Bein beim Weſternthor herausragt. In der Mitte der Stadt ſteht die uralte Abtei Abdingbof („des Abtes Dinghof“), in der Umgebung ihres Baumhofes — Baumhöfe bei Kirchen und Klöſtern ſind eine beſondere Eigenheit des Landes Weſtphalen, und der Name bedeutet, was ſein Wortlaut ausſpricht. Oeſtlich vom Abdinghof ſteht der ehrwürdige Dom auf abſchüſſigem Boden, nordwärts von dem großen Platz, welcher ſich in die Benennungen Markt und Domfreiheit theilt, um dann im Ellenbogen als Domplatz ſich um die Oſtſeite des Gotteshauſes zu biegen. Von der Domfreiheit aus, welche der Kirchhof vom Dome trennt, führen Staffeln in eine Vorhalle, und von dieſer geht es wiederum abwärts in die Kirche, während von der andern Seite her die Treppe zur Kirchenpforte emporſteigen muß. Südwärts von der Abtei ſteht das Rathhaus auf einem unregelmäßigen Platz, an welchen ſich, vom Baumhof gegen Niedergang, ein anderer Platz anhängt, wo bis vor einem Menſchenalter die Markt- oder Markſche ſtand. Vor allen alten Eigenthümlichkeiten von unverwiſchtem Gepräg zeichnet ſich diejenige aus, welcher die Stadt den Namen verdankt. Rechts und links vom großen Garten unter Abdinghof entſpringt aus unzähligen Quellen die Pader; die Quellen geſtalten ſich ſofort zu Bächen, die Bäche zu einem Flüßchen, welches im Norden durch eine ausgebrochene Oeffnung unter der Ringmauer durch in's Freie fließt, um nach einer ſtarken halben Stunde Weges ſich in die Lippe zu ergießen. — Das Flüßchen iſt nicht allein durch die Art ſeines Urſprungs merkwürdig, ſondern auch durch die Eigenſchaften des Waſſers, das immerdar im Widerſpruch zur Luftwärme ſteht: im Sommer eiskalt, dampft es im Winter wie der Hauch aus dem Munde des Menſchen. Nie hat die raſche Woge des Froſted Kryſtalljoch getragen, und wenn tiefer Schnee ringsumher die Landſchaft deckt, ſo fließt dennoch die Pader zwiſchen zwei Streifen üppigen Grüns dahin.

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Kinderſtube.

(Fortſetzung.)

Auch im dritten Jahr iſt die geiſtige Lebendigkeit und Kraft des Kindes in zunehmendem Wachsthum begriffen, zugleich aber auch ſeine Heftigkeit, wobei übrigens doch eine erfreuliche Lenkſamkeit, beſonders durch das Wort der Mutter, Raum findet. Die Entwicklung der Körperkräfte leidet einigermaßen durch die übergroße Regſamkeit des Geiſtes und Reizbarkeit des Gefühls. Ein Verweis z. B. greift bei ihm tiefer als bei vielen Kindern ſcharfe Strafen. Groß iſt ſeine Gutmüthigkeit, noch größer ſeine Entſchiedenheit. Alles will er ſelber thun; auch wo die älteren Brüder ſich helfen laſſen, will er ſelbſt groß ſeyn. Unſchuldige Schelmmäßigkeit macht ihm großes Vergnügen. Er möchte eines Tags einen Aepfel haben, den zu nehmen ihm verboten iſt. Da ſagt er zur

Digitized by Google

Mutter: „Mutter, geb' hinaus, daß ich den Apfel nehmen kann.“ Zum Kindsmädchen, das ein Buch unter dem Arm hat, sagt er: „Du bist ein Buchhalter geworden.“ Dieses Buch war, um dieß im Vorübergehen zu bemerken, „das Mutterbuch von Fr. Köhler, drei Theile, Berlin 1840.“ Es verdient diese Schrift wegen der Reichhaltigkeit ihres Inhalts und der fast durchaus zweckmäßigen Auswahl des Besten aus der erzählenden Literatur für Kinder von den frühesten Jahren an dringend empfohlen zu werden. Mütter und Kindsmädchen können daraus eine Menge trefflichen Stoffes für Erzählungen, Schwänke und Spiele entnehmen; denn das sicherste Mittel, Ungereimtes, das sonst so gerne sich einschleicht, ferne zu halten, ist das, wenn man ungebildeteren Wärterinnen dieses oder ähnliche Bücher — auch das „Kinderbuch von Freihofer“ ist hier zu nennen, — in die Hände gibt.

Vom vierten Jahr melden die Tagebücher mancherlei artige Einfälle. K. fährt zum erstenmal auf der Eisenbahn. Weil nun alle Gegenstände so schnell an ihm vorüber zu fliegen und somit sehr weit fortzugehen scheinen, während er selbst glaubt stine zu stehen, sagt er: „Bäume und Häuser, Alles geht nach Amerika.“ — Ein andermal will er etwas thun, was kurz zuvor der ältere Bruder gethan hatte, deßwegen aber gezankt worden war. K. sagt: „ich will's auch thun, weil es L. gethan hat.“ „Dieser ist ja darob gezankt worden und schämt sich jetzt darüber,“ erwiedert die Mutter. Gleich ist K. mit der Antwort bereit: „ich will mich ja auch schämen.“ — Eines Tags kommt K. ganz aufgeregt nach Hause und sagt: „Wir haben den Hecker lebendig gesehen auf einem Bilde.“ — Es wird ihm gesagt, er solle einen Berg herunter langsam gehen; da erwiedert er: „Ja, aber der Berg hat gesagt, ich soll springen.“

Konrad spielt eines Tages mit dem ältern Bruder vor dem Thor an der Landstraße. Da kommt ein Mann vorüber mit einem Pferd und dessen Füllen. Sehnsüchtig ruhen die Blicke der Kinder auf dem kleinen Thier und seinen muntern Sprüngen, so daß der Pferdebesitzer selbst bemerkt, daß hier zwei Kinderherzen ganz und gar in dem Gedanken aufgehen: ach! hätten wir so ein Füllen! Wäre das Dichterwort: „ein Königreich für ein Pferd!“ nicht schon gefunden gewesen, dazumal hätte man's finden müssen. Dem Wanderer entging diese Gemüthsbewegung der zwei Knaben nicht und er sagte zu denselben: „Wenn ihr einen Strick hättet, würde ich euch das Füllen schenken.“ Und siehe da, von diesem Tage an wandern die zwei geraume Zeit jeden Nachmittag vor's Thor mit Schnüren in der Tasche, ob der Mann mit dem Füllen nicht wieder komme, und damit sie's gleich anbinden und heimführen könnten. — Noch länger dauerte eine ähnliche selige Täuschung der Kinder. Sie hatten gehört, daß es in dem benachbarten Wälchen Eichhörnchen gebe; hatten dieselben ja doch ihnen alle Haselnüsse im Garten vor dem Reifwerden geraubt. Von Stunde an wanderten sie nun tagtäglich in diesen Wald, mit Schnüren ausgerüstet, um das Eichhörnchen zu fangen und zu binden. Dieß währte einen vollen Monat, ohne daß sie je eine Spur eines solchen Thiers wahrnahmen. Nicht im geringsten machte sie das irre, unermüdet harrten sie der süßen Beute. Und als nach Monatsfrist L. einmal glaubte, hoch oben in einer Eiche etwas wie den Schwanz eines Eichhörnchens bemerkt zu haben, bekam der Eifer nochmals frische Nahrung einen zweiten Monat lang. — Wer B. Goltz über den Besitz des ersten Waldspechts hat berichten hören — in dem schon erwähnten Buch der Kindheit — der bedarf keiner weitern Bemerkung, um zu wissen, was Alles in jenen Monaten seliger Träumerei und Täuscherei in den Kinderherzen vorging.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Pfalz, December.

(Fortsetzung.)

Die pfälzischen Abgeordneten — Der Intentionsmandatar.

Der Faden der Gedanken leitet mich von Gericht und Gesetz zunächst hinauf zu den Gesetzgebern, wie sie jetzt in München beisammen sind. Eine merkwürdige Erscheinung, daß auf diesem Landtage die alte Erfahrung: die Pfälzer sind alle links und halten zusammen wie Pech, sich nicht wiederholt hat. Wir haben dießmal in unserem Abgeordnetencontingent höchstens einen, den man allenfalls auf die äußerste Linke setzen könnte. Der äußersten

Digitized by Google

Rechten hat die Pfalz gerade keinen Mann geliefert, nicht einmal der Rechten überhaupt, aber die andern Schattirungen sind alle vertreten. Es ist kein Schade, daß die Wähler von Revolutionsmännern, als welche sich einige Mitglieder des vorjährigen außerordentlichen Landtags ausgewiesen, nichts haben wissen wollen; auch ist es gut, daß die pfälzischen Abgeordneten nicht unbedingt der Leitung eines oder einiger hervorragenden Vertreter folgen, sondern ihre Ueberzeugung selbstständig aussprechen; aber daß ihre Ansichten oft so weit auseinander gehen, ja daß Einzelne in offener Feindschaft gegen einander stehen, das will dem Pfälzer daheim nicht recht einleuchten. Er meint, wie gesagt, Pfälzer müßten eben doch zusammenhalten. So viel möchte ich, ohne Prophet zu seyn, voraussagen, daß bei der Heimkehr unserer Abgeordneten von Festessen wenig die Rede seyn wird, abgesehen davon, daß die Zeit der Fest- und Zweckessen bei uns Gottlob so ziemlich vorüber seyn dürfte.

Das Gesetz über die Judenemancipation, für das die pfälzischen Deputirten einmüthig sprachen und stimmten, hat bei uns natürlich kein sehr großes Aufsehen gemacht. Die meisten Bestimmungen desselben sind für unsere israelitischen Landsleute ohne Bedeutung, da sie längst im Genusse fast aller bürgerlichen Rechte sind und es jedem ordentlichen Mann nicht schwer hielt, von der Zahl derjenigen ausgenommen zu werden, welche nach dem Gesetze ein Leumundszeugniß beibringen mußten, sobald dieß in einem Prozesse von der Gegenpartei verlangt wurde. Als eine auffallende Erscheinung muß ich dabei erwähnen, daß Christen bei ihren Prozessen mit Juden weit seltener von dem Rechte Gebrauch machten, das sogenannte Moralpatent vom Gegner zu verlangen, als dieses die Juden selbst ihren Glaubensgenossen gegenüber thaten.

Auf dem kirchlichen Felde, das namentlich im vorigen Jahre so sehr aufgewühlt worden und so manchen unerquicklichen Anblick bot, ist es gegenwärtig ziemlich stille. Doch ist dem Landfrieden nicht sonderlich zu trauen. Die Pfarrvereine wiesen in der Stille. Sie finden viele Anhänger, aber auch zahlreiche Gegner. Mit den deutschkatholischen Gemeinden, die sporadisch in einigen Theilen des Kreises vorkommen, will es keinen Fortgang gewinnen. Ihre Prediger, die zum Theil zu den rothesten Revolutionshelden gehörten, wie Loose zu Neustatt und Schmidt von Löwenberg zu Kaiserslautern, haben ihrer Sache wahrlich keinen Vorschub geleistet.

(Fortsetzung folgt.)

London, Dezember.

(Fortsetzung.)

Bahnhöfe und Eisenbahnzüge.

Nun wurde endlich das Schiff bestiegen, und damit war der große Schritt gethan; das sogenannte kostbarste Gut des Menschen, sein Leben, sollte nun in einer Nußschale über dieses unwirthbare Element getragen werden, das heute aus allen Windrichtungen blies. Wir eilten daher uns bequem zu lagern. Zwei Griechen, die mit mir gekommen, waren von der Partie, dann kamen zwei Franzosen, ein paar Italiener, und schließlich ein Engländer, ein hübscher junger Mann, der unglaublich für sein Leben zitterte. Die Griechen neckten ihn; sie riethen ihm umzukehren, noch sey es Zeit; vermuthe schreckte ihn aber wieder die Langeweile, der er in Calais zum Raube werden müßte; denn in drei bis vier Tagen war keine Aussicht auf günstigen Wind. Er bedachte sich noch immer; wir lachten; endlich trat er vor mich hin. »Do you speak english?« sagte er. Ich bejahte. »Well,« fuhr er fort, als sey es ihm eine Erleichterung, seine Sorge in seiner eigenen Sprache ausströmen zu lassen, »these gentlemen may well laugh, they have no children.« Nun lachten sie erst recht. Es war eine Confusion von Sprachen wie beim Thurmbau zu Babel. Jeder gab sich wie er war, scherzte, neckte den andern, und die Heiterkeit stieg, so wie der Moment der Gefahr näher kam. Unser Engländer blieb und scherzte mit. Endlich war die gefürchtete Minute da, wo das Schiff den Hafen verließ, und in einem Nu schloß sich jeder Mund. Alle Passagiere hatten das Deck räumen müssen, um nicht herabgespült zu werden; es bewegten sich daher in der Kajüte eine Menge Gestalten hin und her, die, sobald die Gefahr vorüber, wieder an die Luft wollten. Jetzt tauchte das Schiff tief unter, und dreghoch schlugen die Wellen über uns zusammen; jetzt erhob es sich eben so hoch, um dann wieder um so tiefer zu sinken. Es waren schauerliche Momente. Mochte der moralische Muth noch so groß seyn, physisch erzitterte der Mensch vor dieser Macht der Elemente und die kalten Tropfen rannen von der Stirne. Aber die Prinzessin Alice war ein treffliches Schiff, das schon einem Sturm Trotz bieten mochte, und so trug es uns denn auch, obwohl nicht sanft, doch sicher, an das jenseitige Ufer hinüber, wo der Engländer in seiner Freude über sein wohlerhaltenes Leben eine Branntweinflasche hervorzog, um mir etwas von diesem Nektar einzuflößen, da er dessen belebende Kraft für sich nicht bedurfte; denn seine Todesfurcht hatte ihn vor aller Seekrankheit bewahrt, und seine Freude that nun das Uebrige. Wir stoßen sämmtlich aneinander, um unsere Koffer öffnen zu lassen. Als dieses Geschäft, oder vielmehr diese Ceremonie vorbei war, führte man mich in ein Gastzimmer, wo meine Franzosen bereits beim Feuer saßen und über das Erlebte weltlagten. Wir bestellten uns indessen ein Mittagsmahl und die erwärmende Kraft von Porter und Portwein zeigte sich auch bald an einem wärmeren Pulsiren des Herzens, das dann in allerlei freundigen Ergüssen überfloß. Eine Dame schwärmte für Eine große europäische Republik; sie kam im Namen der großen Propaganda hier Proselyten zu machen. Ihr Mann war nur ihr Gehülfe. Sie brachte Kupfer mit, die die Sache durch Anschauung dem Volke verständlich machen sollten. Mich glaubte sie schon gewonnen, weil ich mit allem, was sie mir darüber sagte, vertraut war. Es fiel mir dabei wieder ein, wie vor nicht langer Zeit ein Franzose sich abgemüht mich zu überzeugen, daß die Menschheit eine Familie bilden könne, und wie ich ihm endlich, nachdem wir ein Gesetz, eine Münze, einen Glauben, ja auch eine Sprache angenommen, wie ich ihm da die Frage vorgelegt: »aber welche Sprache?« worauf er mich mit einem Ausdruck unbeschreiblichen Erstaunens gemessen, als wolle er sagen, wie man das noch fragen könne? und dann ausgerufen: „die französische, welche sonst?“ Welche sonst? Ich möchte doch den Streit sehen, den die einzige Wahl einer Sprache unter den Völkern veranlassen müßte! — Diese Theorien sind hübschen Seifenblasen zu vergleichen; wenn sie nur auch so harmlos blieben! In Köln sah ich auch ein Mitglied dieser Propaganda, das mir höchst gefährlich schien; der Mann hatte Mittel und Einfluß, und sogar von Amerika, wo er eine Fabrik besaß, bedeutende Unterstützung zu erwarten. Er versicherte mir, wir würden in einem Jahre eine europäische Republik haben, er führe die Beweise dafür bei sich, und sey fest entschlossen Gut, Blut und Leben daran zu setzen. Zum Glück hat nur die geringere Zahl dieser Weltverbesserer sich einer vollen Börse zu rühmen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 9. Donnerstag den 10. Januar 1850.

— Ich möchte nicht mit Wachsen eilen,
Weil Unkraut schießt und süße Blumen weilen.
Shakespeare.

Aus der Kinderstube.

(Fortsetzung.)

Der Vater mußte K. etwas versagen, was dem Kinde sehr am Herzen und in seinen Wünschen lag. Bald darauf wurde er von Jemand gefragt, wen er am liebsten habe. Die Mutter stand ihm natürlich, wie immer, an der Spitze, dann nannte er in der Antwort die Geschwister und die Kindsmagd; den Vater aber, den er sonst immer als den zweiten in der Reihe aufzählte, nannte er gar nicht. Gefragt, ob er denn den Vater nicht lieb habe, antwortete er nach einigem Besinnen: „Den Vater habe ich gerade so lieb wie er mich lieb hat.“ — Die kleine Schwester hat ihm etwas verdorben, deßhalb verklagt er sie bei der Mutter als „Schuldd'ranerin.“

„Sieht denn der liebe Gott Alles?“ fragte K. im Anfang des fünften Jahres. „Freilich sieht er Alles,“ antwortet die Mutter. „Nein, Alles sieht er doch nicht,“ fährt das Kind fort. — „Was meinst du denn, daß er nicht sehe?“ Antwort: „Sich selber sieht er nicht.“ — Ein andermal fragt der kleine Philosoph: „Wissen die Spatzen, wer sie sind?“ — Die kleine Schwester wird von Jemand gefragt, „wer macht den Sonntag?“ und erwiedert flugs: „der liebe Gott.“ K. wirft dagegen die trockene Bemerkung dazwischen: „Es ist eben auch ein Tag.“

Die Erziehung K's macht viele Mühe, nicht weil er unlenksam ist, aber er vergißt sich bei seiner Lebendigkeit immerwährend und legt es immer darauf an, seinen eigenen Weg zu gehen. Er ist wie im Denken so auch im Wollen weit selbstständiger als die zwei älteren Knaben. Das Selbstgefühl ist daher auch sehr stark ausgeprägt.

Die Kinder haben einen kleinen Turnplatz im Garten bekommen und tummeln sich tüchtig darauf herum. K. ist natürlich weniger gewandt und um ein Gutes weniger kräftig zu Turnkünsten, als die älteren. Doch eifert er diesen mit aller Anstrengung nach und gefällt sich, wenn er ein neues Kunststück zeigen kann, namentlich darin, wiederholt zu fragen: „Ist das schwer für mich?“ Wenn man dann sagt: „Freilich ist es eine Kunst für einen so kleinen Buben,“ so erwidert er regelmäßig: „Nein, für mich ist es keine Kunst.“ — Noch mehr zeigte sich das ausgesprochenste Selbstgefühl, vermöge dessen er gerade das Schwierige und Gefährliche aufsucht und sich zu allem fähig glaubt, auch zu stolz ist eine Schwäche einzugestehen, in folgender Vorkommenheit. Die Mutter raufte in Anwesenheit der Kinder Unkraut im Garten aus und sagte zu ihnen: „Die Disteln will ich ausreißen, weil sie stachlich und schwerer auszuziehen sind, ihr nehmet dann Vogelkraut und anderes Unkraut weg.“ Nicht lange steht es an, so sagt K.: „Die Disteln will ich ausziehen, sie sind mir lieber als Vogelkraut; für mich sind sie ganz leicht, leichter auszureißen als das andere Unkraut; das rühre ich nicht mehr an.“ — Um dieselbe Zeit stand er einmal vor Kälte schnatternd im Garten; die Mutter bedauert ihn und will ihn heimschicken, er aber sagt: „O mich friert gar nicht, ich glaube mir ist's im Winter zu heiß.“ — Ein andermal wird ihm etwas untersagt, worauf er erwiedert: „Ich hätte es gethan, aber ich will's eben selber nicht.“ — Er ist gefallen und sagt: „Warum gibt es denn eine Beule herauswärts, wenn man sich stoßt oder fällt?

Digitized by Google

es macht ja der Stein ein Loch hineinwärts." — Die Aeußerung aus derſelben Zeit: „Nicht wahr, Mutter, der Himmel hat eine Schelfe (Rinde), damit die böſen Leute nicht hinein können?" iſt auch eigenthümlich und ſonderbar genug, um bemerkt zu werden.

Wie das Denken, ſo iſt insbeſondere auch das Gefühl bei K. ſehr zart. Es waren eines Tags fremde Kinder da und bekamen mit K. Kuchen zu eſſen. Er hört, daß das eine dieſer Kinder noch nie Kuchen dieſer Art gegeſſen habe; da rührt er plötzlich nichts mehr von ſeinem Antheil an, wartet, bis das fremde Kind mit ſeinem Stückchen fertig iſt, und ruft dann laut ihm zu: „Wer von uns zuerſt mit der Hand an meinem Kuchen iſt, ich oder du, dem ſoll er gehören." Während der andere Knabe raſch zugreift und den Preis leicht davon trägt, rührt ſich K. nicht und ſagt nachher der Mutter ganz leiſe: „Das habe ich mit Fleiß gethan."

Solche zarte Empfindungen müſſen ja unbeſchrien bleiben; eben ſo iſt's mit den Regungen der Frömmigkeit. In einer Verſammlung von pietiſtiſchen Geiſtlichen wurde einmal mit rühmenswerther Ehrlichkeit die Frage erörtert, wie es komme, daß ſo häufig Kinder aus den Häuſern gläubiger Chriſten mißrathen. Der Grund hievon dürfte theils in Mißachtung des eben genannten Winks liegen, indem in ſolchen Kreiſen die innigſten und zarteſten Gefühle und Erfahrungen ohne Wahl und Rückſicht zum Gegenſtand offener Verhandlung gemacht werden, theils iſt er in der unzweckmäßigen Ueberſättigung mit religiöſem Stoff zu ſuchen. Ich kann mir nicht verſagen, über den letzteren Punkt einen bewährten Gewährsmann, K. v. Raumer, wiederum reden zu laſſen. Er ſagt: „Der Herr ſetzte einen Sabbath auf ſechs Wochentage; er wußte wohl, wie der von der irdiſchen Hülle gedrückte Menſch die feine Luft der hohen Sonntagsregion nicht lange ertragen kann. Dies dürfte auf das Zeitverhältniß anzuwenden ſeyn, welches zwiſchen dem Religionsunterricht und den Andachtsübungen einerſeits und den übrigen Lehrſtunden andererſeits ſtattfinden muß. Im Zweifel gebe man lieber zu wenig als zu vielen Religionsunterricht. Wer je ſolche Kinder unterrichtete, welche man früher mit Religiöſem überfüttert, bis zum Ekel und Widerwillen überfüttert hatte, der wird hierin beipflichten. Es iſt zum Verzweifeln, wie das Höchſte und Heiligſte von derlei Kindern mit völliger Gleichgültigkeit aufgenommen wird, beſonders von denen, welche durch breite und flache Erklärungen abgeſtumpft wurden; und noch mehr von denen, die man durch unaufhörliches Erweckungspredigen eingeſchläfert, die man faſt geiſtig getödtet hat, weil man ſich thöricht vermaß, durch geiſtloſes Geſchwätz ohne Kraft ihre Wiedergeburt zu bewirken."

(Fortſetzung folgt.)

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortſetzung.)

Eigenthümlich wie des Flüßchens Urſprung ſind auch die Stadttheile, welche dieſen Urſprung umgeben; mit ihren Gärten, mit ihren überrieſelten Fahrwegen, mit ihren Waſchbänken und mit den wunderlichen Uebergängen, wo einzelne Steine ſtatt der Brücke dienen. An den Bächen, welche unter dem Dom ihren Urſprung nehmen, wohnen die Ukeren, auch Ukerwalen geheißen, die ſich rühmen, die älteſten Anſiedler der Stätte zu ſeyn. Der Name deutet auf ſlaviſchen Urſprung; er iſt verwandt mit Ukermark und Ukraine. Wale bedeutet nicht bloß einen Wälſchen, ſondern überhaupt einen Fremdling. Das Völklein dieſer Walen hat keine Aehnlichkeit mit den blonden Geſchlecht der Saſſen; es iſt dunkel von Haaren und Augen, unruhiger Gemüthsart, und ſetzt der Verachtung von Seiten der Nachbarn trotzigen Stolz entgegen. Die Sprache, welche ſeine Väter einſt aus den wendiſchen Marken mitgebracht, iſt längſt verſchollen, doch ſollen ihre Ueberlieferungen ſich noch ſpät in's Mittelalter hinein erſtreckt haben, und ihr Gebrauch bei ſtrenger Strafe einſt verpönt geweſen ſeyn.

Henrir Dülmen, der Taglöhner, war ein ächter und rechter Sprößling ſeines Stammes, derb wie ein buchener Klotz, ſchwarz und borſtig von Haaren, mit kleinen blitzenden Augen im breiten Geſicht, mächtig von Schultern, Armen und Fäuſten, feſt auf plumpen Beinen und noch plumpern Füßen, ungefähr von Ausſehen wie der braune Zottelbär, doch eben ſo wie dieſer von behender Stärke. Sein Häuschen ſtand am Ußenpuhl, der alten Mahlſtätte der Uekerenbauernſchaft, unfern der Stadtmauer. Klein war die Hütte, doch um deſto lebhafter ging's darin zu. Ein Dutzend Kinder ſchrie und lärmte, daß Henrir oft ſein eigenes Wort kaum vernahm, und die vom Himmel beſchiedene Zahl war immer noch nicht voll. Schon ſprachen die Kleinen vom Storch, der wieder ein neues Wickelpüppchen bringen werde, und deuteten fleißig, daß er die Mutter nicht ſo arg in's Bein beiße, wie das vorigemal. Frau M'rielene ſah übrigens gar nicht aus, als fürchtete ſie ſich vor dem ſchwarzweißen Rothſchnabel; friſch und jugendlich trat ſie einher, ſo daß ſie leicht für die ältere Schweſter der braunen

Digitized by Google

Ammerirken * hätte gelten mögen, und mit ihrer gellenden Stimme vollführte ſie allein des Lärmens mehr, als Drürken, Libetken, Jauſſey, Leneken, Mattigeß, Jürgen und die andern Schreihälſe mitſammen. Drum hatte Henrix ſich auch vor die Thüre gemacht, wo er auf dem Schleifſtein ſeine Art ſchärfte. Während vom kreiſenden Stein die Funken ſtoben, ſprach der Arbeitsmann zu ſich ſelber: „Wahrlich, es iſt kein Wunder, wenn meine Kinder laute und helle Stimmen bekommen, als gehörten ſie dem Müller; mein Mi'eleneken macht ärgern Lärm als eine oberſchlächtige Mühle von drei Gängen. Gut wär's noch, wenn ſie den Lärm nirgends als im Hauſe machte. Da ließe ſich manche Ungelegenheit ſparen.“ — Das Selbſtgeſpräch unterbrach der Gerichtsbote: „Wo iſt dein Weib, Henrix Dülmen?“ fragte der Ankömmling. Spöttiſch entgegnete der Gefragte, auf die Hausthüre hinwinkend: „Was muß ich dir geben, Hermod, um deine glückliche Taubheit einzuhandeln?“ Der andere hob wieder an: „Rufe das Weiblein heraus, daß ich meine Botſchaft ausrichte.“ — Henrix rief drei- oder viermal. Endlich kam Antwort: „Was ſoll's?“ — „Meiſter Hermod fragt nach dir.“ — „Was begehrt er?“ — „Ich denke, er will dich zum Eſſen abholen.“ — „Ja wohl,“ ſagte der Gerichtsbote, „meine Herrn haben die Dülmenſche oft genug eingeladen, und da ſie den Weg nicht finden kann, ſo ſoll ich ihr das Geleit geben.“

* Ammerirken heißt: Anna Maria; Drürken: Gertraud; Libet (nicht Liebet): Eliſabeth. Andere Namen möge der geneigte Leſer ſich ſelber deuten. Der Verfaſſer glaubt, die Eigennamen in ihrer niederſächſiſchen Form beibehalten zu müſſen, während er die Reden auf Hochdeutſch wiedergibt, und nur ſeltene Ausnahmen bei einzelnen Ausdrücken ſich geſtatten. Der gaukundige Leſer wird ſich die Reden ohnehin in der landesüblichen Sprachweiſe denken; für die nichtkundigen wären die plattdeutſchen Ausdrücke nur ein ſtörender Aufenthalt.

Auf die Halbthüre gelehnt, ſchrie die Frau: „Ich weiß den Weg zum Rathhaus ohne dich, armſeliger Tropf; hab' ihn öfter machen müſſen, als mir lieb war.“ — „Deine eigene Schuld.“ — „Ich werde dahin auch wieder lehren, ſobald ich abkommen kann. Das Hausweſen geht vor. Die Schreiber kochen für meine armen Würmer keine Suppe, während ich in der Kanzlei die Zeit vertröſte. Ohnehin weiß ich auswendig, was ſie wollen. Hildebrands Lütkens Libet hat mich verklagt, weil ich ihr etwas anbefohlen habe, was ſie auch ohne der Rathsherrn Beiſtand kann bleiben laſſen.“ — Worauf der Bote: „Hätteſt du ihr nur nicht die zehn Gebote in's Geſicht geſchrieben und in grober Münze ein Trinkgeld dazu gegeben. Jetzt mußt du dafür drei Tage in den Thurm bei Brod und Waſſer. Das Urtheil iſt geſchöpft. Komm' und halt' uns nicht auf. Je eher du hineingehſt, um ſo bälder darfſt du wieder heraus.“ — „Hebe dich von dannen!“ zeterte das Weib unter argen Schimpfworten. „Ich brauche Gewalt,“ drohte der Diener des Rathes. Mi'eleneken lachte hellauf und ſah ihren Ehewirth bedeutſam dabei an, der ſpöttiſch den Mann der Gewalt mit ſeinen Blicken vom Kopf bis zu den Füßen maß. Dem Hermodius wurde unheimlich zu Muthe und er dachte in ſeinem Sinn, die Witterung ſey zu kühl für ein Bad im Ulzenpuhl. Darum wich er von dannen mit der Bemerkung, er werde von ſtarker Hand begleitet zurückkehren. Die Frau rief ihm nach: „Ich habe zufällig auf der Domfeſtheit zu ſchaffen und komme ſo raſch nicht wieder.“ — Da drehte Hermod den Kopf und antwortete: „Ammerirken geht doch auch mit? Nun, meinen Krapfuß an den edlen und feſten Herrn von Brakelſtein und an die tugendbeſohte Jungfer Billa.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

(Schluß.)

Bahnhöfe und Eiſenbahnzüge.

Doch zurück zu meiner Citoyenne, die während des Mahles immer eifriger in ihrem republikaniſchen Eifer wurde und am Ende ſchwerzlich auseiel, wie leid es ihr thue nicht engliſch zu ſprechen, um dem uns aufwartenden Kellner begreiflich zu machen, daß England eine Republik werden müſſe. Sogleich antwortete ihr der Menſch in ganz gutem Franzöſiſch, daß ſie ihn nie davon überzeugen würde; denn er haſſe den Namen Republik, und kein wohlgeſinnter Engländer werde ein Republikaner ſeyn wollen. Ich mußte lachen, denn er ſprach vollkommen die Empfindung der ganzen Nation aus. Madame wollte ihm nun begreiflich machen, daß ſeine Lage eine ſehr unglückliche ſey; denn wenn es ihm etwa in den Sinn komme, ein Künſtler werden zu wollen, ſo fehle es ihm dazu am Gelde; die Welt müſſe daher ſo eingerichtet werden, daß jeder umſonſt lernen könne, was ihm

Digitized by Google

beliebe. Er begriff dieß gar nicht; denn erstens war er ganz zufrieden mit seinem Stande, und machte gar nichts anderes werden, und zweitens konnte sein gerader, gesunder Verstand es nicht fassen, wie alle Welt umsonst unterrichtet werden könne; kurz die Dame wußte ihn aufzubeen. Als er hinausgegangen war, sagte ich lächelnd, ich finde ihre Aufgabe in England schwierig, sie werde hier nur die Bettler für ihre Republik gewinnen, jeder Arbeitende sey zufrieden. Sie hoffte noch auf die Chartisten, eine Klasse, die wir unsern deutschen Wühlern und Bummlern an die Seite stellen können. Wir aßen nun noch pour fraterniser einen Apfel von Perpignan zusammen und eilten dann nach der Eisenbahn. In England reist man so schnell, daß man vor dem Geräusch der Wagen nicht sprechen kann, unsere Unterhaltung bestand daher nur aus einzelnen Phrasen, die wir uns zuschrien. Monsieur sang. »Mon ami,« rief sie ihm zu, singe doch einmal die Hymne auf die Arbeit: ole créateur a créé le monde, le travail y seconde, etc.« Er stimmte das Lied an nach einer Melodie, die der Marseillaise ähnlich war, und Madame fiel mit ein. „Wir haben in Paris einen Salon de la fraternité,« erzählte sie mir dann, „wo wir zusammen kommen, Männer und Frauen; er ist allen zugänglich, weil das Entrée nur sehr gering ist. Da singen wir zusammen; ach! Sie glauben nicht wie schön das ist, c'est sublime, c'est religieux, diese Loblieder auf Arbeit und Fraternité!« — „Wie dumm," fuhr sie dann fort, „daß man kein Wort für Citoyen im Englischen hat! Ich möchte den Officianen gerne so anreden." Ich rieth ihr „Sir" zu sagen, das sey höflich und passend. — Sie versuchte nun diesen für die Republik zu gewinnen, war aber auch damit nicht glücklicher. Wenn es ihr in den zwölf Tagen, die sie zu diesem Zwecke in London zubringen will, nicht besser ergeht, so wird sie sich des Erfolges nicht sehr zu rühmen haben. Arme Frau! Und unsittlen dieser Schwärmerei für Freiheit und Gleichheit rief sie mir zu, sobald die Republik da sey, wolle sie sich auch Pferde und Wagen zulegen, denn sie gehe nicht gerne, ihre Füße seyen nicht dazu gemacht. Ich suchte innerlich recht herzlich. Ja, ja! so würde es mit der viel gerühmten Gleichheit kommen; das Capital würde in andere Hände übergehen, und wahrscheinlich in schlimmere. Diese Menschen arbeiten so gut für sich, wie jene, denen sie ihren Besitz entziehen wollen; darum wollen wir uns für's Erste damit begnügen, daß der Arbeiter seines Lohnes werth sey, und daß der Faule für seine Faulheit nach Verdienst leide. — Madame la citoyenne hatte eine ganz außerordentliche Abneigung gegen den König von Preußen gefaßt, dem sie vor zwei Jahren ein Buch zugeschickt, das sie geschrieben, und wofür ihr niemals ein Wort des Dankes geworden. — Beim Abschied nahm sie mich zärtlich in ihre Arme, küßte mich auf jede Backe und versicherte mich, sie würde den glücklichen Tag nun vergessen, an dem sie mit mir fraternisirt. Ich bat um ihren Namen: sie heiße Besançon, als Schriftstellerin aber la Citoyenne Goldsmith. „Goldsmith!" wiederholte ich, „das ist ja rein französischer Name." — »Non, non, mon amie, ich habe ihn der großen englischen Familie dieses Namens entlehnt." — Ich schließe bei dem Gedanken, wie wenig diese sich über eine solche Wahl geschmeichelt fühlen würde. — Wir trennten uns, werden uns aber bald wieder sehen; denn ich möchte die Zeichnungen gerne in Augenschein nehmen, auf denen die Fraternité alle Fürsten in den Staub tritt, um zu wissen, welchen Platz la Citoyenne Goldsmith meinen deutschen Prinzen angewiesen hat. — Sie aufzufinden ist mir darum nöglich, weil sie eine Freundin von Louis Blanc ist, dessen Adresse ich kenne. Sie brachte ihm sogar die letzte Nummer seines Journals mit, das er in Frankreich drucken läßt.

Aus der Pfalz, December.

(Fortsetzung.)

Kirchliche Bewegungen. — Zeitungswesen.

In der protestantischen Kirche rüsten sich Lichtfreunde und Orthodoxe zu neuen Kämpfen. Jene wollen auf der Generalsynode, die in das nächste Jahr hinüber geschoben werden muß, eine wesentliche Umänderung der Unionsurkunde in ihrem Sinne durchsetzen, diese treten dagegen auf und wollen conservieren, was die Kirche noch christlich Kirchliches hat. Das Schauspiel wird voraussichtlich wenig Ergötzliches bieten und wenig Ersprießliches zur Folge haben. Mittlerweile ist die gläubigere Partei emsig beschäftigt, durch einen evangelischen Verein der innern Mission in der Pfalz Bahn zu machen, und daneben steht die Gründung eines Rettungshauses in naher Aussicht. Wichern, der wackere Vorsteher des rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg, hat durch seine, wenn auch nur sehr kurze Anwesenheit in der Pfalz diesem Unternehmen so zu sagen die Weihe gegeben. Und wahrlich, es ist hohe Zeit, daß die praktisch frucktbare Wirksamkeit in den Vordergrund trete, denn wir müßten blind seyn oder die Liebe zum engeren Vaterlande geradezu verläugnen, wenn wir es uns nicht offen sagen wollten, daß die jüngste Zeit der Demoralisation in Schrecken erregendem Grade Vorschub geleistet und tiefe, mehr oder minder verdeckte Schäden bloßgelegt hat.

Die eigentlich pfälzische Presse, die zum Theil so vieles in der Heimath zuzuwachen hätte, ist nicht von sonderlichem Belang. Unter unsern Blättern ist nur ein einziges, das sich den Namen Zeitung beigelegt, die Speyerer Zeitung nämlich, und diese war an sich äußerst unbedeutend; aber das Lokale oder Provinzielle, eben jene Kleinbürgerlichkeit, von der ich Eingangs gesprochen, hat sich der Redakteur immer zu Nutze gemacht, und selbst das Personelle nicht immer in zarter Weise hereingezogen. Dieß und der Knappendienst, den die Speyerer Zeitung stets dem politischen und kirchlichen Radikalismus geleistet, gab das Pikante ab. Mit dem Eintreten des Kriegszustandes ward sie zeitweise unterdrückt, erscheint aber jetzt wieder. Sie muß natürlich jetzt leise auftreten, aber hoffentlich wird der Redakteur, der jetzt noch zu Zweideutigkeiten in Untersuchungshaft sitzt, für die Zukunft einsehen lernen, daß das Aufstacheln der Pfalz niemals zum Segen gedeihen ist, noch je gedeihen kann. Der Speyerer Zeitung und überhaupt den destruktiven Tendenzen hat sich schon im Frühjahre ein neues Blatt gegenüber gestellt, „der Bote aus den Vogesen." Er wied nicht ohne Geist redigiert von dem gegenwärtigen Regierenten Dr. Jäger, und will die freisinnig-conservative Richtung vertreten. Daß solch ein Blatt in der Pfalz möglich geworden, das danken wir den hoffiesen Uebertreibungen der Demokraten. Dafür suchen diese dasselbe als ultramontan zu ächten. Die Besonnenen halten ein solches Organ für nothwendig und heilsam. — Das dritte politische Blatt, das sich über die große Zahl unserer gewöhnlichen Wochenblätter erhebt, ist der zu Kaiserslautern erschienende „Bote für Stadt und Land." Er hat natürlich auch eine vecherrschend lokale oder provinzielle Unterlage, und sein Gebiet ist vorzugsweise der westliche Theil der Pfalz. Er bestand seit zehn Jahren unter der Redaktion des Reichstagsabgeordneten Schmitt, von der äußersten Linken, hielt sich früher gut, ward aber seit dem Ende des vorigen Jahres das wüthendste Organ der Umsturzpartei und endlich das officielle der löblichen provisorischen Regierung. Der Kriegszustand schnitt ihm den Lebensfaden ab. Fürst Taxis hat sein Wiederaufleben gestattet, und er verspricht nun unter anderer Redaktion ein gemäßigtes, dem Volke dienliches Blatt zu werden.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 10. Freitag den 11. Januar 1850.

— Weapons! weapons!
Tribunes, patricians, citizens! — what, ho! —
What is about to be? — Confusion's near!
Shakespeare.

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortsetzung.)

Diese Rede unterbrach der Ruf: „Bauer, zum Markt! Bauer, sag's weiter!“ — „Oho,“ rief Hermod, „die Burspraken sind ja bei Leib und Leben verboten, wenn sie nicht etwa von einem edlen Rath ausgehen.“ — Ohne sich an diese Mahnung zu kehren, schrie Henrik dem Nachbar die Losung zu, langte den Spieß hinter der Thüre vor und eilte raschen Schrittes dem Stelldichein zu, welches der Zuruf bezeichnete.

Der Marktplatz stößt, wie oben gesagt worden, unmittelbar an die Domfreiheit. Seine Mitte bezeichnet der Brunnen, wo die Wasserkunst ihr kühles Naß zum allgemeinen Besten spendet. Hier liefen auf den Lärmruf die Bürger aus allen Bauerschaften zusammen mit Wehr und Waffen, ohne erst lange nachzuforschen, ob das Aufgebot in gesetzlicher Form von den Vätern der Stadt ausgegangen sey. Mit vollem Recht: wenn's brennt, so ist nicht zu untersuchen, wie das Feuer entstanden; die Nachfrage kommt später. Gevatter Lütke und Gevatter Schmale überließen, wie billig, alle Verantwortung denen, welche den Lärm angehoben, und thaten einstweilen ihre Schuldigkeit.

Als Henrik Dülmen die Dingstätte erreichte, war schon eine gewisse Ordnung in die Unordnung gebracht. Die Bürger standen in Reihen und Rotten geordnet, denen jeder neue Ankömmling sich anschließen mußte, so daß Weg und Steg nicht ganz gesperrt blieben; die Führer wurden durch Zuruf gekürt, die Sprecher von starken Männern auf die Schultern gehoben, wo in Ermanglung des altsassischen Schildes ein Brettchen ihnen zum Sitze diente. Vor allen ließ Hermann Tünnefe sich laut und ungeberdig vernehmen. In den stärksten Ausdrücken schilderte er die Schmach, welche ihm zur Stunde bei Ausübung seines Berufes auf der Domfreiheit widerfahren. In nicht minder derber Weise sprach er von dem junkerhaften Uebermuth und dem unsittigen Lebenswandel der Stiftsherrn, welche sich als Herrn und Meister der Stadt geberdeten, mit Verachtung auf die Bürger niedersähen und freie Leute wie leibeigene Knechte zu behandeln sich unterfingen. Nach dem Prädicanten redete ein Rathsherr zu der erbitterten Menge. „Der Fürst und das Capitel,“ sprach er unter andern, „treten unsere verbrieften Rechte mit Füßen. Wir wollen es mit den geistlichen Zwingherrn machen, wie Peterling es längst gemacht hat.“

Peterling (auch Peterlin oder Peterlein) war der Beiname derer von Köln, die selber sich gern „freie Peterlein“ nennen hörten. Der Name wird hergeleitet vom heiligen Petrus, welchem der Dom geweiht ist. Nun hatten die freien Peterlein bei aller Frömmigkeit frühzeitig gelernt, einen Unterschied zwischen ihrem Erzbischof und dem Kurfürsten zu machen; dem geistlichen Oberhirten erwiesen sie alle gebührende Ehre, doch hinderte sie das nicht, gegen seine weltliche Macht mit eifersüchtiger Strenge ihre Rechte und Freiheiten zu bewahren und zu behaupten. Diese Umstände waren zu Paderborn hinlänglich bekannt, und darum erhob sich auf des Rathsherrn Ansprache das allgemeine Geschrei, sie wollten die Capitelhäuser mit stürmender Hand nehmen, die Domherrn zu ihrem Meister gen Neuhaus jagen, und fortan sollte innerhalb

Digitized by Google

der Ringmauern die Gemeinde allein zu gebieten haben, gerade wie jeder Bürger in seinen vier Pfählen schalten und walten müsse. Zwei Weiber an einem Herd, hieß es da, machen das ganze Haus verkehrt. — „Aus euch spricht die Eingebung des heiligen Geistes!“ schrie Tünnele, „des Volkes Stimme ist Gottes Stimme!“ — Ein Trompetenstoß gebot allgemeine Stille, worauf die Weisung an alle Rottenführer erging, in den Ring zu treten und einen Hauptmann zu erwählen. Der Ausrufer fügte hinzu: „Friede bei Haut und Haar, bei Hand und Hals im Namen meiner guter Stadt zu Paderborn! Keiner vermesse sich Ring und Ding mit Gewalt zu stören!“ — Der Bürgermeister fügte hinzu: „Erst wenn die Reihen gestellt sind, kann der Tanz losgehen.“

Somit hatte, was vor einer Stunde nur ein Auflauf gewesen, sich zur Fehde gegen das Capitel gestaltet, und der Rath in überraschender Uebereinstimmung mit Johannes an der Mauer sich an die Spitze des Aufruhrs gestellt, so daß ihrer viele sich einbilden mußten, das Aufgebot sey von ihm ausgegangen. * Diese Wendung war bedenklich genug für die Domherrn; mit erbangender Seele sahen sie einer Wiederholung von Auftritten entgegen, in Folge derer schon einmal ihre Häuser verwüstet und geplündert worden. Doch verloren sie darum nicht das Herz; auf der Höhe ihrer Dächer lösten sie Büchsen und Faustrohre, steckten sie qualmende Pechpfannen auf, in der Voraussetzung, es werde Lärm auf dem platten Lande geben und der Fürst auf seinem Schlosse zu Neuhaus von seiner Getreuen Noth die Kunde empfahen. Der alte Bischofssitz (heutzutag ein Soldatenkloster) liegt unfern der Padermündung an der Lippe linkem Ufer.

Während die Rottenführer sich bereiteten, der ergangenen Aufforderung Folge zu leisten, rief von der abschüssigen Eselgasse herauf eine helle Stimme: „Männer von Paderborn, ich begehre das Wort in einer unverschiebbaren hochwichtigen Angelegenheit!“ Alle Augen wandten sich nach der Stelle, von wo der Ruf ausgegangen. Sie erblickten auf den Schultern seiner Nachbarn einen langen Mann, hager von Gestalt, bleich von Zügen, und trotz seiner jungen Jahre von greisenhaft welkem Aussehen. — „Still, Wolfgang Günter!“ herrschte der Ausrufer dem bleichen Mann zu. Der aber ließ sich nicht abschrecken. „Mitbürger, Freunde,“ rief er, „ihr kennt mich genugsam, um zu wissen, daß ich nicht um eitler Ursach willen das Wort begehre. Ihr kennt mich allesammt als einen Freund des Volkes. Viele von euch sind mir insbesondere zu Dank verpflichtet. Ich habe, wie ihr alle wißt, mein geringes Erbe daran gewendet, um die Wissenschaft des Rechts zu erlernen.“

(Fortsetzung folgt.)

* Unter „Johannes an der Mauer“ ist der gemeine Mann zu verstehen; die Redensart ist leicht genug zu deuten, wenn auch ihr Ursprung unbekannt.

Aus der Kinderstube.

(Fortsetzung.)

Niemals mehr, als wenn es sich um die zartesten Blüthen des Menschenherzens handelt, sollte man sich ein Gewissen daraus machen, die Knospen aufzurollen und aufzuzerren, statt sie sich entfalten zu lassen. Was bestimmt ist dem Menschen der köstlichste Labetrunk für die Hitze des Lebensmittags zu werden, wird so oft vor der Zeit vergeudet, ja selbst in Gift für ihn umgewandelt; man verfährt, wie von den Bewohnern der Gegend von Lima berichtet wird, sie gewinnen herrliche Trauben, um Nichts als — Branntwein daraus zu machen. Und wie im Großen und Wichtigsten, so wird, besonders bei den ersten Kindern, auch in andern weniger bedeutsamen, aber doch auch einflußreichen Dingen, im Spielen, Lesebüchern ꝛc. häufig der Mißgriff begangen, daß man den Jahren vorauseilend sättigt, ehe der Hunger erwacht ist.

Nicht schwächer als das Zartgefühl ist bei K. auch schon das Gefühl für Ehre ausgeprägt. Will man ihn folglam haben, so ist das beste Mittel, wenn man zu ihm sagt: „Konrad ist gegenwärtig so brav; wir wollen sehen, wie er sich heute beträgt.“ — Während der älteste Knabe fragelustig sowohl als erfinderisch ist, wenn ihm neue ungewohnte Begriffe aufstoßen, aber vorzugsweise in der Richtung auf das Sprachliche, die Ableitung der Wörter und dergleichen, oder auch in Betreff der Gründe und des Zusammenhangs der Dinge, kurz von Seiten des grübelnden Verstandes, ist K. hiebei wie auch sonst mit der Anwendung der Phantasie und poetischer Anschauung bei der Hand. — Schnupftabak z. B. heißt er Nasenzucker.

„Es ist erstaunlich, wie viel die stete Anwesenheit und Aufmerksamkeit der Mutter in Verbindung mit dem darauf ruhenden Glauben des Kindes, die Mutter wisse Alles, ausmacht. Zugleich ist der Vortheil dabei, daß die zartesten Regungen des Gemüthslebens, welche kein Fremder beachten kann und beachtet, nicht unbenutzt vorbeigehen und verkümmern. Deßhalb ist es nicht zu verwundern, daß in denjenigen Kreisen, wo die Kinder der Mutter nur zeitweise zum Liebkosen oder Possenmachen oder Zanken nahekommen, edle Naturen so äußerst selten sind.“ — Zu dieser Bemerkung gab der Mutter nachfolgender Vorfall Veran-

Digitized by Google

laſſung. Das Kleinſte im Geſchwiſterkreiſe, die einjährige Mathilde, hatte Konrad empfindlich am Haar gezogen. Er weinte und war böſe. Die Mutter aber zeigte ihm das muntere Kind und ſagte: „Sieh, wie lieb das Schweſterlein iſt, es iſt dir gar nicht böſe.“ Das brach weit mehr als ein Zank dem Knaben das Herz; ſo erſt fühlte er's lebendig, daß er Unrecht thue, dem bewußtloſen Kind zu grollen. — Wie ganz anders verfahren die meiſten Kindsmädchen in ſolchen Fällen! Die Kinder gegen einander aufzureizen, iſt ihnen nicht ſelten eine Kurzweil, wo nicht gar eine Freude. Gemachte Fehler einzugeſtehen, iſt gewöhnlich eine Kunſt, und zwar keine leichte, wie jeder weiß, an der man das ganze Lebenlang zu lernen hat; ich ſollte meinen, wenn irgend Etwas, ſo iſt eine derartige zart einwirkende Mutterweisheit die beſte Lehrmeiſterin dafür, und ſolche Wege müſſen in den erſten Lebensjahren eingeſchlagen werden, um der menſchlichen Selbſtgefälligkeit ſolche ihr ſo ſchwer fallende Geſtändniſſe abzuzwingen.

Dem K. werden neue Schuhe angemeſſen; der Schuhmacher ſagt, er ſolle ihm den rechten Fuß bieten. Nun weiß er aber noch nicht ſicher, was rechts und links iſt. Statt nun aber darob ſich fremden Raths zu bedienen, wie es jedes der andern Kinder gemacht hätte, hilft er ſich ſelbſt. Er geht in aller Stille an den Platz, wo er gewöhnlich bei Tiſch ſitzt, probirt, auf welcher Seite die Hand ſey, mit der er zu eſſen pflegt, und weiß nun, welchen Fuß er zu bieten hat. — Der älteſte Bruder ſchlägt mit einem Meſſer auf den Kinderteller. Die Mutter unterſagt es ihm. H. entſchuldigt ſich: „Ich ſchlage ja mit dem Rücken des Meſſers.“ — „Ja,“ fällt ihm der kleine K. in's Wort, „daß es um ſo breitere Löcklen (Löcher) gibt.“

Unter den Kindern entſpinnt ſich ein Zwiegeſpräch über arme Leute. Es iſt entſchieden ein Vortheil des Lebens auf dem Lande, daß die Kinder weit unmittelbarere und häufigere Eindrücke von den Nöthen des Lebens bekommen. Unſer Konrad, als wüßte er, daß man ſchon die Armen des lieben Gottes Hofgeſinde genannt hat, ſagt: „Aber nicht wahr, böſe arme Leute gibt es nicht?“ Der Aelteſte ſagt: „Ich glaube doch, daß nicht alle Arme brav ſind,“ und die Mutter fügt bei, es komme manchmal vor, daß Einer aus Armuth ſtehle. „Aber,“ fällt H. in's Wort, „es gibt auch Reiche, die ſtehlen; weißt du, der Reiche, der ſo viele Schafe und Rinder hatte und dem Armen ſein einziges Schäflein genommen hat?“ — K. darf die Bilderbibel mit anſehen. Es wird von der Himmelsleiter erzählt; gleich ruft er aus: „Da wäre ich dran in den Himmel hinauf, wenn ich der Jakob geweſen wäre.“

„Es iſt mir,“ bemerkt der Vater im Verlaufe dieſer Aufzeichnungen, „immer eine Beruhigung, „wenn ich den kleinen K. ein und das anderemal recht derb kindiſch ſich gebaren ſehe. Denn da ſeine Einfälle manchmal weit über die Kräfte ſeines Alters hinauszugehen ſcheinen, ſo liegt die Befürchtung nahe, er könnte ein zu frühreifes Kind werden. Kinder dieſer Art tragen aber nach der Erfahrung faſt alle einen ſchnell ſich entwickelnden Todeskeim in ſich, wie denn ja auch eine kranke Pflanze ihre Früchte oft zu einer auffallend ſchnellen Reife bringt.“ Derlei ächt Kindiſches tritt aber nicht ſelten bei K. hervor, wenn er z. B. eine und dieſelbe Erzählung ſechs- und achtmal nachelnander anhören will, Erzähltes ganz nur nach den Einzelnheiten und mit den jedesmaligen Worten, gar nicht als zuſammenhängendes Ganzes auffaßt, nicht begreift, daß zwei halbe Wecken ſo viel ſind als ein ganzer u. dgl. — Ein ſolcher kindiſcher Zug iſt auch die große Neigung Konrads, ſich umſchloſſene Räume zu ſchaffen und darin als in einem feſten eigenen Beſitz ſich zu verbauen. Je mehr dieß in der Nähe der Mutter geſchehen kann, deſto lieber iſt es ihm; wo möglich thut er's unter dem Seſſel, auf dem die Mutter ſitzt, und nennt ſich dann ihr Küchlein. — Wer erinnert ſich nicht ähnlicher Zuſtände und Stimmungen aus früheſter Kindheit, und wie ſie darin vorzüglich ihren Reiz hatten, daß in dieſer Form zum erſtenmale das Gefühl eines ſichern Beſitzes, einer ganz eigenen umſchloſſenen Heimathwelt erwachte?

So ſehr K. bereits über den Fünfvierteljahre älteren Bruder L. eine gewiſſe Meiſterſchaft übt, ſo neidlos erkennt der Letztere ihm dieſe Art von Vorrang zu und fügt ſich, wenn er anders nicht förmlich dadurch in gerechten Anſprüchen verkürzt wird, dem ſelbſtſtändigeren und regſameren Bruder. Daß dieß nicht zu weit gehe, K. nicht meiſterlos und anſpruchsvoll, L. zu unſelbſtſtändig werde, erfordert eine umſichtige Ueberwachung und zu Zeiten eine abſichtliche Bevorzugung des älteren Kindes, was ſich dann K. auch bereitwillig gefallen läßt, um ſo mehr, ſeit L. die Schule beſucht und dem Kleinen durch einen Schein von Gelehrſamkeit imponirt.

Große Betrübniß und Zorn kann man in K. erregen, wenn man davon ſpricht, daß ſeine Mutter einmal auch eine alte Frau werde, die an einem Stocke gehen müſſe u. dgl., oder gar, daß ſie einmal ſterben werde. Ganz entrüſtet aber wurde er, als eines Tags die kleine Schweſter in aller Unſchuld ſagte: „Die Mutter iſt böſe, man muß den Vater holen, daß er ſie ſchlage.“

Eines Abends läutete die Abendglocke; nur Konrad und das Schweſterchen waren im Zimmer inmitten mehrerer Erwachſenen und beteten ihre Sprüchlein. Nachdem K. mit ſeinem: „Känte, Abendglöcklein, läute“ fertig war, ſagt er: „Weil L. nicht da iſt, will ich

Digitized by Google

auch sein Gebet beten," und spricht dann wirklich, ohne anzustoßen, die ihm noch nie förmlich eingeprägte Strophe:

„Lieber Mensch, was mags bedeuten,
Daß man thut die Glocke läuten?
Es bedeutet abermal
Unsres Lebens Ziel und Zahl.

Wie der Tag hat abgenommen,
So wird auch der Tod einst kommen:
Drum, o Mensch, so schicke dich
Daß du sterbest seliglich."

(Schluß des vierten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Pfalz, December.
(Schluß.)

Literatur. — Verhältniß zu Baden.

Außer dem Landauer Eilboten und dem Gufeler Glandboten erscheinen in den verschiedenen Städtchen noch mindestens ein Dutzend Wochenblätter, in welche die Politik ebenfalls mit hineinspielt. Auch an einem „Schuldblatte" fehlt es nicht, wohl aber diesem an Gediegenheit und würdiger objektiver Haltung. Es macht dem Lehrerstande weder sonderliche Ehre, noch wird es ihm und der Schule großen Vorschub leisten. — Auch die Kirchen liefern ihr Contingent zu diesem kleinen papierenen Heere. Von Speyer läßt der strengkirchliche Katholicismus den „christlichen Pilger" ausgehen, der aber, um seines schroffen, nicht selten gehässigen Auftretens willen, außerhalb der Pinsvereine wenig Freunde findet. — Zu Landau druckt die nämliche Presse zwei protestantische Antipoden, den „evangelischen Kirchenboten" und das „protestantische Kirchenblatt," beide zunächst für die Pfalz bestimmt. Der erstere ist das Organ der biblisch Kirchlichen, das letztere wird von Pfarrer Frang redigirt, ist an die Stelle der verblichenen Morgenröthe getreten, und führt die rationalistischen und lichtfreundlichen Oppositionswaffen. Blätter genug auf ziemlich mäßigem Raume, aber der eigentlich genießbaren Früchte nicht viel. Im Uebrigen feiert gegenwärtig die pfälzische Presse gänzlich. Wissenschaft und Poesie liegen unter dem dieternen Drucke der Zeit- und Tagespolitik athemlos stille. Dagegen beschäftigen uns jetzt mehrfach die Broschüren, welche unsere Revolution hervorgerufen. Fenner von Fennebergs Schrift „zur Geschichte der pfälzischen Revolution und des badischen Aufstandes," und Bambergs „Erlebnisse aus der pfälzischen Erhebung" haben den Anfang einer Literatur gemacht, die für den Eingeborenen und Angezogenen von besonderem Interesse ist, und und sicherlich noch manche Flugschrift aus der Schweiz, aus Frankreich, ja selbst aus Amerika liefern dürfte. Wie ich höre, sollen noch manche unserer Flüchtlinge im Sinne haben, über diese verunglückte Revolution und ihre Betheiligung an derselben zu schreiben. Mögen sie es thun! Sie überheben damit die Gegner jenes Tollsinns der Mühe, das ganze Treiben zu beleuchten. Denn nach Fennebergs und Bambergs Schriften zu schließen, sind gerade die Schilderungen aus den Federn der Revolutionsmänner selbst so recht geeignet, ihren blinden Nachbetern den Staar zu stechen. Unserm pfälzischen Volke werden sie von Nutzen seyn. Es wird sich die Lehre daraus abstrahiren, daß von solcher Sache und solchen Vertretern kein Heil zu erwarten steht.

Schließlich noch ein Wort über unser gegenwärtiges Verhältniß zu unsern badischen Nachbarn. Wenn ich an den 20. Mai denke, an welchem Pfälzer und Badener zu Mannheim das große Verbrüderungsfest feierten, und sehe, wie beide jetzt zu einander stehen, so fällt mir das alte varium et mutabile genus ein. Die Badener sind schlecht zu sprechen auf die Pfälzer. Sie werfen diesen vor, in der Pfalz habe man die Geschichte angefangen, sie hineingezogen und dann doch nicht Stich und Stand gehalten. Die Pfälzer dagegen glauben mit größerem Rechte sagen zu dürfen: ihr in Baden hattet längst den Reigen aufgehoben und den Tanz eröffnet, und ohne eure Offenburger Versammlung wäre er bei uns nicht angegangen. Auch habt ihr uns zur Zeit der Gefahr sitzen lassen, indem ihr uns zur rechten Zeit nicht einmal um Geld und gute Worte von euern Kanonen und überflüssigen Flinten abgetreten, damit wir uns mit Erfolg hätten wehren können. — Bei Gott, ein sehr unnützer Streit! Wolf geht Wolf hat Unrecht hierüber gepfannt zu seyn; die Schuld liegt da weder hüben noch drüben, die beiderseitigen Anführer jenes Reigens tragen so ziemlich gemeinsam die Schuld, das Volk nur die unglückseligen Folgen, so hier wie dort. Inzwischen war noch ein Incidenzpunkt hinzugekommen. Die Schiffbrücke zwischen Mannheim und Ludwigshafen ist bekanntlich beim Einrücken der Preußen im Juni zusammengeschossen und bis heute noch nicht hergestellt worden. Da sie von jeher den Hauptübergang gebildet, so empfand man beiderseits die Hemmung im Verkehr ziemlich hart. Vorzüglich litt Mannheim darunter, darum auch von Mannheim nicht selten heftige Ergießungen des Unmuths, weniger gegen die Pfälzer, als gegen die bayerische Regierung, welche der Aufstellung der Brücke Hindernisse in den Weg lege. Wenn dabei von Mannheimer Seite auf die preußische Stütze oder Krücke gedocht wurde, so verletzte das denn doch die Pfälzer, und der Häfeleien, wenigstens in Worten, waren nicht wenige. Lauter Vorahnungen künftiger deutscher Einigkeit und Stärke. Dieser Streit hat nun sein Ende gefunden. Die bayerische Regierung hat nie, wie man meinte, auf dem halben Antheil an der Rheinbrücke bestanden, aber zur Bedingung der Wiederaufstellung derselben hat sie die Gewährung des hohen Brückengeldes auf die Hälfte herunter- und durchgesetzt. Darüber sind jetzt Pfälzer, Badener und Fremde herzlich froh, und die Mannheimer haben die meiste Ursache dazu. Wenn die Brücke wieder aufgestellt ist, was in Bälde der Fall seyn wird, so kommen wir schneller, sichrer und wohlfeiler zusammen und werden sicherlich wieder ganz gute Freunde. Die preußische Uniformirung der badischen Landeskinder, die ihr Pfälzisch und Schwäbisch auch unter der Pickelhaube mit dem Greifen nicht verläugnen, wird uns dabei durchaus nicht stören.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 11. Sonnabend den 12. Januar 1850.

Quo vis cunque loco potes hunc legere libellum:
Versibus explicitum est omne duobus opus.
Martial.

Aus der Glyptothek.

Livia.

Wie? auch den Gatten gewannst du durch listig bereitete Tränke?
Denn in dem harten Gesicht lag, was bezauberte, nie.

Angeblicher Mäcenas.

Wohl epikurischer Sinn ist in schwammigen Zügen zu lesen:
Doch kein horazischer Geist spielt um den wulstigen Mund.

Germanicus.

Zwiefach preisen wir billig Germanicus freundliche Milde,
Da sein Gesicht uns den Mann völlig als Claudier zeigt.

Agrippina.

Edel, gediegen und stolz, ablehnend die sanfteren Reize,
Wie Rom selber, so stellt sich Agrippina uns dar.

Tiberius.

Nase vom Adler und spähender Blick, verriegelte Lippen,
Stolz sich erhebendes Kinn, Adel in jeglichem Zug:
Das ist Tiber aus der besseren Zeit, da die Welt und des Busens
Grause Dämonen er gleich kräftig im Zügel noch hielt.

Caligula.

Aus rothscheckigem Stein hat keckanspielend ein Meister
Hier dein verzerrtes Gesicht, blutiger Toller, geformt.

Claudius.

Daß abwesend sein Geist, es verkünden's die starrenden Züge;
Aber das tödtende Wort findet von selber der Mund.

Nero.

Nun, wie oft noch begegnest du uns, dickhalsiger Nero?
Bist, im Heroencostüm selbst, nur gedunsen, nicht groß.

Galba.

Wie dir so schwer aus der Hand sich die blanken Sesterzien lösten,
Zeigt um den grämlichen Mund, Galba, die Falte noch heut.

Vitellius.

Sey mir gegrüßt, Feinschmecker, du Glücklicher! Wie dir die Austern
Mundeten einst, man sieht's noch an den Lippen dir an.

Vespasian.

Zäh und ein gründlicher Rechner, nichts Ueberschwängliches: eben
Wie ihn nach Nero die Welt, sich zu ernüchtern, bedurft.

Titus.

Stets colossal dein rundes Gesicht, du gütiger Titus?
Recht! denn war nicht in dir Güte mit Größe gepaart? —
Doch, was so schmerzlich die Lippe dir hebt und die Stirne bewölkt, ist's
Um Berenice das Leid? ist's ein verlorener Tag?

Digitized by Google

Domitian.

Wahrhaft zeigt ſich, ſogar wenn ein Schmeichler den Meißel geführt hat,
Gegen das biegſame Wort kriechender Dichter, der Stein.
Den Martialis beſingt, ihn finden wir nicht in dem Marmor;
Aber Suetonius' und Tacitus' Domitian.

Trajan.

Tüchtig und ſcharf, es iſt wahr; doch nicht recht römiſch: die Zeit kommt,
Wo durch barbariſches Blut Rom ſich, die kranke, verjüngt.

Marc Aurel.

Redlichen Wahrheitsſinn und ein ernſtes Bemühn um das Rechte
Zeigt uns des Kaiſers Geſicht auch in dem gröberen Stein.

Saal der Neueren.

Wohl auch dieſes Gemach birgt Treffliches; aber es heißt ja:
Wer ſich am alten geladt, trinkt nicht vom neuen ſogleich.

Abſchied.

Und ſo entlaſſet ihr denn, durch herrliche Gaben beſeligt,
Wie es den Reichen geziemt, Götter und Helden, den Gaſt.
Kleines Geſchenk in dem preiſenden Wort reicht dieſer dagegen;
Doch von dem Armen vergnügt Gerſte und Salz ja den Gott.

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortſetzung.)

„Stille bei Hand und Hals!“ mahnte der Ausrufer; das Volk jedoch ſchrie: „Rede, Meiſter Wolfgang, ſprich frei heraus!“ — So fuhr Günter denn fort: „So arm ich bin, habe ich nie darauf geſonnen, mich zu bereichern, ſondern ſtets vor Gericht das Recht des Armen gegen den Reichen verfochten. Ich brauche das nicht erſt zu beweiſen. Seit beinahe zehn Jahren bin ich ein Anwalt, und die ganze Zeit her hat es mir wahrlich an nichts weniger gefehlt als an Geſchäften. Jeder andere wäre dabei reich geworden, doch ich verdiene kaum das liebe Brod, und beſäße nicht einmal eine eigene Behauſung, hätte meine Ehefrau ſie mir nicht zugebracht. Ihr ſeht alſo, Mitbürger, daß ich euer Vertrauen verdiene, und daß ihr wohl daran thun werdet, wenn ihr mich anhört.“ — „Sprich, Meiſter Wolfgang, komm' aber zur Sache.“ — „Sogleich, Mitbürger, doch gebt ein wenig Raum, damit ich droben beim Brunnen eine Stelle gewinne, wo ihr Alle mich ſehen und hören mögt.“

Sofort öffnete ſich eine Gaſſe. Günter ſchritt hindurch, an der Hand einen Begleiter führend, welchen die jüngern für einen Fremdling anſahen, während er den älteren halb und halb wie ein Bekannter vorkam. Die Erſcheinung war eine von denen, welche nicht ſo leicht unbeachtet vorübergehen. Das ſchlichte Gewand umhüllte eine hohe Geſtalt vom derbſten Gliederbau und ſtolzer Haltung. Unter dem ſpitzen Hütlein von ungefärbtem Filz quollen geringelt die Haare hervor, braun und weiß geſprenkelt, wie Kümmel und Salz durcheinander, doch in unverſehrter Jugendfülle. Friſch und kräftig ſchaute das Antlitz drein, mit ſeinen wackern Augen von nußbrauner Farbe unter dem Schatten überhängender Brauen, mit ſeiner gewaltigen Naſe, deren Nüſtern wie die eines ſchnaubenden Roſſes ſtolz und leidenſchaftlich ſich ausblieſen, mit dem dunkeln Krausbart, von Silberfäden nur wie zur Zierde durchwirkt. Endlich ſprach einer: „O heiliger Liborius, das iſt ja dein mißrathener Schützling, der Schenkwirth von Schervede!“ Und alsbald durchlief die Reihen das Gemurmel, Liborius Wichards, der Verbannte, ſey zur Stadt gekommen.

Der Name dieſes Mannes war den meiſten nicht unbekannt, doch erging es ihnen damit wie einem, der zwar läuten hört, aber nicht weiß wo die Glocken hängen. Bewußt war ihnen allenfalls, daß Wichards vor einem halben Menſchenalter (im Jahr 1586) von dannen hatte weichen müſſen, nachdem er früher des Rathes geweſen und ein reiches Erbtheil beſeſſen hatte. Wie er jedoch abgehaust, darüber waren die Nachrichten ſchwankend. Die einen behaupteten, das Geld ſey in Rheinwein und Ochſenmark draufgegangen, die andern, ein Rechtsſtreit mit dem Rathe habe es gefreſſen. Weiter hatte von Wichards verlautet, daß er Schenkwirth zu Schervede geworden und von dort nach ſeines Weibes Tode gen Warburg gezogen war, woſelbſt er mit der zweiten Ehefrau einen Antheil am Spitalgut zum heiligen Petrus erhalten hatte. Von Warburg her klang ſein Ruhm eben nicht ſonderlich ſein; er galt für einen unnützen Zänker und Stänker und ein edler Rath hatte ihn ſchon mehrfach einlegen laſſen. Dieſe Umſtände waren nicht geeignet, dem Heimgekehrten eine günſtige Aufnahme zu bereiten, und kein Wunder ſchien es, daß zahlreiche Stimmen Einſpruch erhoben, als Liborius neben dem Anwalt ſich auf die Schultern heben ließ.

„Herunter mit dem Bannling!“ hieß es von vielen Seiten; „er weiche von dannen in Ballingſchaft und Elend!“ Dieſes Geſchrei ging vorzugsweiſe von den

Digitized by Google

Rathsverwandten und ihrer Sippſchaft aus; das aber wußte der große Hauſe nicht zu unterſcheiden, und daher unterſtützte die Menge aus tauſend Kehlen den Zuruf. Da ſprach Wolfgang zu ſeinem Schützling: „Tauche einen Augenblick unter, mein Freund, und laß den Windſtoß vorüberſauſen.“ Wichards mußte ſich der Weiſung bequemen, weil ſeine Träger ihn abſetzten, während der Anwalt mit beiden Händen der tobenden Menge zuwinkte, die ſich nicht zur Ruhe geben wollte. Mit unſäglicher Mühe gelang es ihm endlich doch ſich verſtändlich zu machen. Mit aller Kraft ſeiner durchdringendem Stimme ſchrie er: „So lieb euch euer Leben iſt, hört doch, was wir euch zu ſagen haben. Euer und eurer Kinder Wohl hängt daran. Ihr ſeht die Feuerzeichen, ihr vernehmt das Knallen und Knattern in der Höhe, und dennoch vertrödelt ihr die gezählten Augenblicke?“ — „So ſprich, Wolfgang, wir hören ja.“ — „Nicht ich bin es,“ hob Günter wiederum an, „nicht ich, welcher die inhaltſchweren Worte zu verkünden hat. Einen andern müßt ihr hören, wenn ihr nicht eurem eigenen Leib und Leben feind ſeyd. Hört ihn an, ich beſchwöre euch um eurer Weiber und Kinder willen! hört ihn! vor allen gilt mein Wort euch, ihr wackern Ueleren. Iſt es doch euer Mann, der zu reden begehrt.“

Nun haben von uralten Zeiten her die Ueleren unter ihren eigenthümlichen Satzungen auch das Herkommen, daß ſie einen „König“ küren, der zwar keine amtliche Geltung, aber gerade darum deſto mehr wirkliche Macht beſitzt. Die Wahlhandlung wird nicht feierlich vollzogen; um ſo ſicherer erhält die Würde ein großer ſtarker Mann von aufgeweckem Kopf und erprobter Herzhaftigkeit durch die allgemeine Zuſtimmung in ſtillſchweigender Uebereinkunft. Der Uelerkönig war damals Walter Grevenberg, ſeines Zeichens ein Zimmermann, mit dem Spottnamen Kleckenpott geheißen. Dieſer König „Topfgucker“ hatte kaum Günters Aufforderung vernommen, als er ſie auch unterſtützte. Sein Wort fand ſchnellen Gehorſam. „Ueler hie, Ueler da!“ ſchrieen die braunen Geſellen einander zu, und des Liborius Sache war ſoweit gewonnen, daß er reden durfte.

Die Wogen glätteten ſich, und Wichards begann ſeine Anſprache ſo gelaſſen und unbefangen, als wäre nicht das Geringſte vorgefallen. „Männer von Paderborn,“ ſagte er, „nach jahrelanger Abweſenheit trete ich wieder in eure Mitte, und eine Schickung des Himmels fügt es, daß meine Rückkehr mit einem folgenſchweren Augenblick eures Lebens zuſammentrifft. Vergönnt, daß ich über das, was vorgeht, mich ſelber in's Klare ſetze, bevor ich weiter ſpreche. Ihr ſteht hier, wenn ich recht verſtanden habe, in Wehr und Waffen, um als getreue und ergebene Knechte eines edlen Rathes Vorrechte gegen die Uebergriffe des Capitels zu vertheidigen.“ — „Unſere eigenen Rechte, Libort,“ ſchrien mehrere Stimmen; die Ueleren aber geboten Stille und ihnen ſtimmten viele bei, deren Sinn und Gedanken ſchon das eine ſcharfe Wort umgeſtimmt hatte. „Was geht uns eigentlich des Rathes Span und Hader an?“ murmelten ſie, während Wichards fortfuhr: „Ein ſchönes Ding iſt es um die Treue. Die Deutſchen werden in der ganzen Welt von allen andern Völkern wegen ihrer Treue gegen die angeſtammte Obrigkeit geprieſen. Wir von Paderborn ſind nicht die letzten in der Reihe der alſo Belobten. Wir haben unſere Ergebenheit durch ſchwere Opfer bewährt und ſtehen im Begriff noch ſchwerere zu bringen. Unſere Vorfahren, die alten Sachſen, waren blinde Heiden, und weil nun keine Gnade ſie erleuchtete, ſo wußten ſie nichts von einer angeſtammten Obrigkeit. Im Krieg erkoren ſie den Tüchtigſten zum Führer, im Frieden hatten ſie erwählte Schiedsrichter für kleinere Händel. Die großen Angelegenheiten ſchlichteten ſie ſelber in offener Gemeinde. Von dieſem heidniſchen Brauch hat unſere gute Stadt manches noch an ſich gehabt, da ſie zuerſt in Aufnahme kam. Die Bürger küren die Rathsherrn aus ihrer Mitte durch freie Wahl.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

Eine weibliche Hochſchule.

Erlauben Sie mir, an die Spitze dieſes Berichtes die Auskunft über eine Anſtalt ſtellen zu dürfen, die ich für höchſt wichtig halte und die mir, ich läugne es nicht, eben deßhalb überaus werth iſt. Dieſe Anſtalt, eine weibliche Hochſchule — ſtoßen Sie ſich nicht an dem Namen — iſt eine neue Frucht des raſtloſen Strebens unſeres hochherzigen Frauenvereins, der jetzt den Namen: „Hamburger Bildungsverein deutſcher Frauen“ angenommen hat und unermüdlich nach allen Richtungen hin das Gute, Edle und Schöne befördert, und zwar von einem durchaus liberalen Standpunkte aus. Viele unſerer Frauen mußten ſich ſagen, daß ſie nach beendetem Schulunterricht, oder nach der Confirmation, mit höchſt mangelhaften Kenntniſſen und durchaus unvorbereitet auf die ſie erwartenden Pflichten als Gattinnen, Mütter und Hausfrauen, ſchon zu einer Zeit dem Unterrichte entnommen worden und in's geſellige Leben getreten, wo die Bildung eigentlich erſt hätte beginnen ſollen. Wurden

Digitized by Google

solche halbgebildete Jungfrauen nun gar früh verheirathet, wurden sie, in Folge der Verhältnisse, sofort in den sinnverwirrenden Strudel der Vergnügungen, der großen, in der Regel flachen Gesellschaft gezogen, so wurde ihr Geist im Beginn der Blüthe geknickt, sie gingen sie unrettbar für das höhere Leben verloren und wußten keine der ihnen von der Natur auferlegten Pflichten zu erfüllen. Lebendig todt sahen wir sie unter uns umherwandeln, sie, in denen vielleicht so viele Keime des Guten und Edeln erdicht worden waren. Dieses moralische Elend, von dem unsere geistig so frohsinnen Frauen täglich traurige Beispiele vor Augen hatten, ließ den Vorsatz in ihnen reifen, demselben wo möglich durch die Begründung einer Anstalt abzuhelfen, in der das beim Schulunterricht Versäumte nachgeholt, in der der Geist und die Fähigkeiten jugendlicher Wesen nach Möglichkeit entwickelt würde. Sie theilten ihren Vereinsschwestern ihre Ansichten und Wünsche mit und fanden vollen Anklang. Das nöthige Capital wurde durch Aktienzeichnung schnell zusammengebracht und zwei der Damen machten sich im verflossenen Sommer auf die Reise, um einen würdigen Vorstand zu suchen. Sie waren so glücklich, ihn in Professor Karl Fröbel zu finden, der, im Verein mit einer hochgebildeten Gattin, eine großartige Erziehungsanstalt in Zürich ereichtet hatte, sich aber sofort bereit erklärte dieselbe aufzugeben, um dem an ihn ergehenden neuen Rufe Folge leisten zu können. Die Gatten sind jetzt in unserer Mitte; eine geräumige Wohnung mit Garten ist vom Verein gemiethet und eingerichtet worden, eine Anzahl Schülerinnen gemeldet und zum Theil schon eingetroffen, und die Hochschule für das weibliche Geschlecht wird zu Neujahr frisch und fröhlich, unter der freieellen Obhut des „Hamburger Bildungsvereins deutscher Frauen" in's Leben treten. Die gelehrtesten und trefflichsten Männer der Stadt haben ihre Theilnahme zugesagt und werden Unterricht in der Anstalt geben. Dieser Unterricht wird bestehen in Mathematik, neuern Sprachen, Geschichte (auch Geschichte aller Religionen), populärer Astronomie und Chemie, Physik, Botanik, Geographie, Literaturgeschichte, Erziehungslehre, Zeichnen, Gesang und Einleitung in die Philosophie. Durch die Frau Fröbel werden die Zöglinge in Allem unterrichtet und praktisch eingeweiht, was zum Hauswesen, zur Erziehung der Kinder, zur Armen- und Krankenpflege gehört, während die vortheilhaften, ein Haus machenden Damen des Vereins durch Aufnahme der Zöglinge in ihre geselligen Kreise sie für die höhere Gesellschaft auszubilden suchen. Es wird durchaus ein Familienleben seyn, in das sie in dieser Anstalt treten. Der Lehrkursus ist auf drei Jahre berechnet, das Honorar beträgt jährlich 400 Thlr. Für diejenigen, welche sich dem Lehrfache widmen wollen, ist ein Fröbelscher Kindergarten mit der Anstalt verbunden worden, an demselben können aber auch andererre Schülerinnen thätig seyn. — Anmeldungen nimmt Professor Fröbel, Holländischer Brook Nr. 25, als Actuar an. Sechs Damen des „Bildungsvereins" bilden den Verwaltungsausschuß. Ich glaube, indem ich dieses reichen Segen verheißende Institut der Beachtung Gebildeter dringend empfehle, noch besonders darauf aufmerksam machen zu müssen, daß es bei demselben durchaus nicht auf eine sogenannte Emancipation des Weibes, sondern allein darauf abgesehen ist, Gattinnen, Mütter und Hausfrauen zu bilden, die eben den Beruf als solche für den höchsten und heiligsten halten; Gattinnen, die dem Gatten in seinen Mußestunden eine gebildete Unterhaltung zu gewähren im Stande sind; Mütter, die die Erziehung ihrer Kinder selbst zu leiten, den diesen ertheilten Unterricht zu beurtheilen verstehen; Hausfrauen endlich, die auch die niedrigsten Beschäftigungen durch den Geist zu adeln wissen, mit dem sie sich denselben unterziehen. Edle, geistreiche und sinnige Frauen haben sich aus uneigennütziger Liebe für ihr Geschlecht der Ueberwachung dieser Anstalt unterzogen und widmen ihr einen Theil ihrer Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Rom, December.

Literatur

Nachdem ich es kürzlich versucht Ihnen en Umblick und den bürgerlichen Zustand des neuesten Roms zu schildern, sage ich heute Einiges von Literatur und Kunst, und das Capitel wird rasch abgethan seyn; denn es versteht sich, daß Kunst und Literatur nicht besser daran sind als Gewerbe und Handel. — Ein Hauptzweig der römischen Literatur ist von jeher die theologische und die antiquarische gewesen; den Theologen ist seit einiger Zeit die Lust am Arbeiten oder mindestens am Druckenlassen verdorben worden, und da die Archäologie ohne Unterstützung der Regierung nirgend bestehen kann, steht es auch mit dieser bedenklich aus. Die päpstliche Regierung that bis zu den jüngsten Tagen der Verwirrung viel für die letztere Wissenschaft, wenn sie auch nicht immer auf gehörige Weise unterstützt ward. Der erste Band von Canina's Prachtwerk über das alte Etrurien, gegenwärtig päpstlichen Antheile, ist, so viel mir bekannt, das letzte gewesen, was in diesem Fache an's Licht trat. Eine eifrige Beschützerin dieser Studien, die verwittwete Königin von Sardinien, ist nun auch gestorben; durch ihre Unterstützung erschienen Canina's Beschreibungen von Tusculum und Veji. Unter solchen Umständen ist es doppelt anerkennungswerth, daß das Institut für archäologische Korrespondenz seine Publikationen fortsetzt, von denen kürzlich wieder neue Lieferungen erschienen, Annalen und Monumententafeln enthaltend. Bei der Abhängigkeit dieser Anstalt von den Geldmitteln von Privatleuten aller Länder ist diese ungeirrte Thätigkeit um so erfreulicher. Ein Buch von Viola, dem Sohne des Verfassers des bekannten Geschichte von Tivoli, »Tivoli nel decennio 1835 – 45,« bringt alle in und bei dem udum Tibur gefundenen Inschriften und sonstigen antiquarischen Entdeckungen, während es die Fakta in geistloser Weise zusammenstellt. Von A. Coppi's kritischen Annali d'Italia neuer Bearbeitung ist seit dem dritten bis 1801 gehenden Bande nichts mehr erschienen; der Verfasser ist jetzt bei der Redaktion des Giornale di Roma beschäftigt, welches seit dem Einrücken der Franzosen den republikanischen Monitore ersetzt hat (dessen letzte Nummer, im Augenblick gedruckt, wo General Oudinot schon in der Stadt war, ein historische Curiosum und Denkmal der mangelnden Autorität der befreienden Eroberer bleiben wird), wie der Monitore die Gazzetta, und diese das alte Diario, welches so viele Jahrzehnte hindurch, nebst der Gazzetta di Bologna die einzige politische Zeitung im Kirchenstaat gewesen war. Mit der periodischen Literatur ist's faßt zu Ende, wenn man den im gouvernementalen Sinn redigirten Osservatore Romano ausnimmt. Man athmete erleichtert wieder auf, als die Fluth von meist schlechten Journalen und Flugblättern aller Art plötzlich stockte. Die Polizeimaßregeln waren dann freilich wiederum von der Art, daß man auch dem Unschädlichsten den Krieg machte. Seitdem sind die Pressen ziemlich unbeschäftigt gewesen. Eine Darstellung der Ereignisse der letzten fünfzig Tage der Republik ist erschienen, aber eine pragmatische documentirte Geschichte der Zeit von der Uebreise des Papstes an ist sehr zu wünschen. Coppi wäre der Mann, sie als Fortsetzung seiner Annalen zu liefern. Die nackte Darstellung der Thatsachen ohne Räsonnement würde vollkommen genügen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

Nr. 1. Sonnabend den 12. Januar 1850.

[188] In allen **Buchhandlungen und Leihbibliotheken** ist zu haben der soeben bei F. Kuhnt in Gießen erschienene **höchst interessante Roman:**

Neue deutsche Zeitbilder

1. Abthlg. **Anna Hammer.** 3 Bde.
Preis 3 Thaler.

Diese Zeitbilder, aus der Feder eines **Deputirten der aufgelösten Berliner und Frankfurter Nationalversammlung geflossen,** schildern das deutsche Leben in ergreifender Weise; sie führen uns das Garnisonleben vor und lassen uns einen Blick thun in die Mysterien der Justiz, wie in die geheimen Intrigunen des Hoflebens, sie beschreiben uns die einförmigen Stunden und Tage im Kerker, die leidenschaftlichen Triebfedern einer Verschwörung und geleiten uns in die Hütte des Landmannes wie auf den geräuschvollen Markt der Oeffentlichkeit, bis endlich der Ausbruch der Revolution das Geschick des Staates und der speciell hervorgehobenen Charaktere entscheidet.

Der Name des Verfassers, der in allen Gauen Deutschlands einen guten Klang hat, der in der Tragödie des verflossenen Jahres oft genug genannt ist, muß verschwiegen bleiben, weil den brengenden Zeiten der Gegenwart, in denen auch der Verfasser schmachtet, Rechnung getragen werden muß und weil der Dichter auf der Zinne der Partheі gern sich, seinen Namen, sein Geschick vergißt.

[187] Im Verlage der **B. Schmid'schen** Buchhandlung (**F. C. Kremer**) in **Augsburg** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bilder des Geistes in Kunst und Natur.

Von Dr. **Kl. Dentinger.**

Zwei Bändchen. Erstes Bandchen (zweite Auflage): Gezeichnet auf einer Reise nach Florenz im Jahre 1845. 8. br. 1 fl. 12 kr. oder 22½ Ngr. Zweites Bändchen: Gezeichnet auf einer Reise an den Rhein im Jahre 1847. 8. br. 48 kr. oder 15 Ngr.

[2] Zu Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erzählungen

von

Gottfried und Johanna Kinkel.

8. Velinpapier. brochirt. Preis 3 fl. 30 kr. oder Rthlr. 2.

Manches vereinigt sich, um dieses Buch zu einer der anziehendsten litterarischen Erscheinungen der neuesten Zeit zu machen. — Ist es überhaupt selten, daß ein wahrer Dichter eine an poetischer Begabung ihm ebenbürtige Gattin findet, so ist es vielleicht noch nicht vorgekommen, daß sich ein solches Paar zu einer Schrift vereinigen konnte, die den Eindruck macht, als ob derselbe schöne Geist abwechselnd auf den männlichen und auf den weiblichen Grundton gestimmt wäre. Es ist eine bunte Reihe von Erzählungen und Skizzen, in denen glückliche Erfindung mit bedeutendem Formtalent, tiefes Gefühl mit der besten niederrheinischen Laune vereinigt sind, und es beschäftigt aufs angenehmste, hier der männlichen, dort der weiblichen Ausprägung dieser Eigenschaften zu begegnen. Mit vielen heitern Eindrücken verflicht sich in der Seele des Lesers unwillkürlich der wehmüthige Gedanke an das trübe Geschick, das in verhängnißvoller Zeit zwei Menschen getroffen, die vor Kurzem noch in so anmuthigen Spielen der Einbildungskraft gewetteifert. Was die Verfasser dieses in seinen meisten Theilen so behaglichen Buches waren, als sie es schrieben, und was sie jetzt sind — wir sehen darin das neueste Schicksal Deutschlands abgebildet.

Stuttgart und Tübingen. Januar 1850.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[190] Zu Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Schwurgerichte

in

Württemberg

dargestellt

nach Anleitung des Gesetzes vom 14. August 1849 über das Verfahren in Strafsachen, welche vor die Schwurgerichtshöfe gehören, mit Erläuterungen, insbesondere unter Berücksichtigung seiner Quellen, und unter steter Vergleichung desselben mit dem englischen, nordamerikanischen, französischen und belgischen Strafprozesse, so wie mit den neuesten Gesetzgebungen im Großherzogthum Hessen-Darmstadt, in den Königreichen Bayern, Preußen und Sachsen, im Kurfürstenthum Hessen, im Großherzogthum Baden ꝛc. ꝛc.

von

Oberjustizrath Holzinger

v. Z. bei der königl. Oberregierung in Stuttgart.

Mit dem Gesetzestext und einem alphabetischen Register.

gr. 8. broch. Preis fl. 1. 48 kr. oder Rthlr. 1. 6 Ngr.

Stuttgart und Tübingen, December 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[3] Zu Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bilder

aus dem

Soldatenleben im Kriege

von

F. Wo. Hackländer.

Mit dem Bildniß des Feldmarschalls Radetzky.

8. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Die besondere Gabe des Verfassers für Genremalerei bewährt sich in diesen „Bildern aus dem Soldatenleben im Kriege" gleich einzelnen und glänzend wie in ihren friedlichen Vorläufern. Die Wirklichkeit ist in den kleins-

Digitized by Google

sten Zügen belauscht, erfaßt, wiedergegeben, und ein unverwüstlicher Humor wirft die und da sein keckes Licht mitten in düstere Nacht- und Schlachtstücke. Hat- länder hat für solche Aufgabe das rechte Auge und die rechte Hand; außerdem kam ihm in dem Lande der Lombarden und Piemontesen seine preußische Vorschule unter weiland General Tschien und Feldwebel Dose ganz wohl zu statten. Soldat und Reisender und Schriftsteller zugleich, verstand er den glorreichen Siegeszug des Doppeladlers mit seiner Feder zu begleiten, ohne ein streng militairisches, rein ästhetisches, oder scharf poli- tisches Buch zu geben. Sein Buch ist, was es heißt, ein Bilderbuch, das zahlreiche Freunde und Leser finden wird.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1850.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Buch für Kinder

gebildeter Stände

von

Ernst von Houwald.

Neue Ausgabe mit 60 Holzschnitten.

Elegant gebunden Preis 2 Rthlr.

Des gefeierten Verfassers Erzählungen, Märchen, Romane, Schauspiele ꝛc. sind zu bekannt, um weitläufiger Empfehlung zu bedürfen. Sie pflanzen in die jugend- lichen Gemüther den Keim der Tugend, gewöhnen an Nachdenken, reinen die Bildungslehre, veredeln den Ge- schmack, und es kann für Kinder reiferen Alters wohl kein passenderes Geschenk gewählt werden. Die vorlie- gende neue Ausgabe ist mit 60 trefflich ausgeführten Holzschnitten geschmückt und dennoch im Preise gegen die frühere ansehnlich ermäßigt.

Leipzig.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[1] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat November 1849.

Größere Aufsätze.

Der indische Archipel. — Die Halbinsel Kamtschatka. — Die Ausbrüche des Vesuvs. — Die Kirchen in Saragossa. — Ein Besuch des Buddhistentempels Kin-Schan. — Züge aus dem Leben von bunter Räubern. — Sagen des russischen Volks. — Zweiter Abschnitt. — Ein Wort über die jetzige Litteratur in Frankreich. — Etwas über die Mecca-Karawane in Damaskus. — Hr. Thiersch. — Mexikos Kriegsschiffen und Sprache. — Die niederländische Missionsstraße. — Die Schneeberge im südlichen Afrika. — Das Lager des Schah der innern Kirgisenhorde. — Canada. — Der indianer Californiens. — Der Ehrgeiz der Sahnkarawanen. — Die Fallians-Inseln. — Benevent. I. II. — Bemerkungen über Spanien. — Einige Notizen über Centralamerika. — Algerien. — Nachrichten aus Californien. — Ein tüchtiger Reiter im Beinschienenleteg. — Ranches und Rancheos in Californien. — Die Thäler von Grindaet.

Chronik der Reisen.

Reise nach Californien. — V. Mendoza; Wanderung über die Gorrillieren im Winter. — Das große Tafelland von Thibet. — Wanderung Sir John Richardsons zur Aufsuchung von Sir J. Franklin. — Die Fahrt des Capt. Sir J. Ross. — Ein Ausflug nach Sebra an der marokkanischen Grenze.

Kleinere Mittheilungen.

Ausgrabungen Rawlinsons in Hillah. — Der Chagos-Archipel. — Abnahme der Bevölkerung in Irland. — Indische Münzen in den Ruinen von Sorai. — Angeblich phönizische Ueberreste in England. — Sonderbares Wetter in Rußland im Monat August. — Das aus Traubenstroh. — Komisches Theater in England. — Heftigkeit des Monsuns in Indien. — Etwas über altnordische Literatur. — Ausschreiben der Nachrichten über Sir John Franklin. — Entdeckung von unterirdischen Gemächern in Frankreich. — Die unentwickelte Indianerstadt im Norden von Guatimala. — Die Pelzpflanze. — Medicinische Geologie. — Zunahme der irischen Bettler in London. — Tiefsondirung am obern See. — Der französische Luftschiffer Arban. — Der Mosaikunsinn in England. — Hr. Du Couret's Mission nach Afrika. — Carricatur aus Gremieux. — Fortschritte der Britanniabrücke. — Abnahme der Hirschthiere in England. — Hölzerner Gasthof in Belgien für Californien gebaut. — Capt. Ritter's antiquarische Nachrichten über Indien. — Die lactographische Aufnahme von England. — Astronomische Expedition nach Chili. — Neuerfundene Kanone. — Benützung der Ebbe zur Reinigung der Hafenstädte. — Die Abbildungen aus den irischen Höhlen.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Ersterer liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Das Nibelungenlied

von

Dr. Karl Simrock.

Dritter Theil:

Die beiden Dietriche. Die Rabenschlacht.

Die Heimkehr.

(Des Heldenbuches 6ter Theil.)

gr. 8. brochirt. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Mit diesem 6ten Band ist das Heldenbuch geschlossen. Die früheren Bände enthalten: I. Gudrun. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr. II. Das Nibelungenlied. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. III. Das kleine Heldenbuch: Walther und Hildegunde. Alphart. Der hörnene Siegfried. Der Rosengarten. Das Hildebrandslied. Ortnit. 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. IV. Das Amelungenlied 1ster Theil: Wieland der Schmied. Wittich Wielands Sohn. Eckens Ausfahrt. 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. V. Das Amelungenlied 2ter Theil: Dietleib. Siebichs Verrath. 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Preis des vollständigen Werkes 18 fl. 15 kr. oder 10 Rthlr. 15 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Novellen

von

Eduard von Bülow.

Drei Bände.

8. Velinp. broch. Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Inhalt: I. Der Verstand des Zufalls. — Das Gewissen. — Ein Felddingsteuan. — Die Genueserin. — Die neueste Melusine. — Ein Wiedersehen. — II. Das neue Leben. — Der Mönch. — Traum im Traum. — Die Offenbarung. — Der Schatz. — Die schwarze Burg. — III. Das Modell. — Die Schwesternacht. — Die Emancipirten. — Die Gefängerwette. — Eine italienische Reise. — Nachwort.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Für Lese-Cirkel und Leihbibliotheken.

Erin.

Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen

mit

lebensgeschichtlichen Nachrichten von ihren Verfassern

und

Sammlung der besten irischen Volkssagen, Mährchen und Legenden

von

K. v. K.

Sechstes Bändchen.

8. brochirt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

Mit vorliegendem sechsten Bande ist diese interessante Sammlung vorläufig geschlossen und kostet nun vollständig 132½ Bogen stark 9 fl. 27 kr. oder 5 Rthlr. 22 Ngr. Statt aller Anpreisung lassen wir die Hauptabschnitte des reichhaltigen Inhalts folgen und bemerken nur noch, daß auch jedes Bändchen einzeln abgegeben wird.

Gerald Griffin, ein Schriftstellerleben. — Die begrabenen Beine. — Carrig-Clina. — Die Christnacht. — Columbkill (St. Columba) und der Druide. — Dherro Dhielha. — Der Elfenborn. — Fin Mac Cul (Fingal). — Fin Mac Cul und der Lachs der Weisheit. — Fin Mac Cul's Fingerstein. — Fin Mac Cul und der Ostkönig. — Fin Mac Cul's Berghieb. — Der Fräuleinthurm. — Der geborgte See. — Der gesegnete Torf. — Der Goban Saer. — Hans mit der Laterne (der Irrwisch). — Die Hasenjagd. — Der Holzkännchenmacher und die Elfen. — Sankt Kevin (Cavan). — Die heilige Latirin und der Schmied. — Die Münsterglocken von Limerick. — Der Mönchssee. — Osschin (Ossian) und das Land der Jugend. — Sankt Patrick's Esche und Quelle. — Der Puka. — Der Reiter ohne Kopf. — Der rothe Bettelmann. — Der Schloßbau von Ballinacarrig. — Die Spuckstadt. — Der Teufel als Naglergesell. — Der Todeskünder. — Die verfallene Schmiede. — Die Wehmutter und der Elf. — Anmerkungen.

Gerald Griffin, die Schulfreunde. — Der Bierfee. — Die Bischofsinsel. — Der braune Mann. — Darby Duly und sein Schimmel. — Der Drehstein des Unheils. — Die drei Rathschläge. — Elfenbeute. — Die Elfenburg und der heilige Quell. — Der Elfenfürst von Knockma. — Fin Mac Cul und die Hexe mit dem Finger. — Der Fluch von Kilconnel. — Der Geschichtenerzähler in Verlegenheit. — Herr Dowling O'Hartigan. — Der Jagdruf des Elfenkönigs. — Mac Enciry, der Habgierige. — Melcha und der See der Rache. — Die mißlungene Rettung. — Owney und Owney-na-Peak. — Der Poltergeist. — Der Priesterspruch. — Der Räuber und seine Stute. Der Räuberstutz. — Des Sackpfeifers Abenteuer. — Die Schwäne Lir's. — Die Stadt im See. — Sankt Columba. — Sankt Kiran. — Sankt Patrick. — Vom versunkenen Lande. — Die weiße Frau von Ballintobber — Das Wichtelmännlein. — Kürzere Legenden und Volkssagen. — Einiges von irischen Heiligengeschichten und Volksüberlieferungen. — Aberglaube. — Sprichwörter. — Anmerkungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

Karte

von Ungarn und Siebenbürgen

nebst Theilen der angränzenden Länder.

Preis color. 45 kr.

Verlag der **Lit.-artist. Anstalt** der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **München.**

Gesammelte Werke

des Grafen

August von Platen.

Neue Ausgabe in fünf Bänden gr. 8. auf feinem Velinpapier geschmückt mit dem Portrait des Dichters.

Preis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 15 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Armuth und Christenthum.

Bilder und Winke

zum christlichen

Communismus und Socialismus.

Von

Dr. Heinrich Merz.

8. brochirt. Preis 1 fl. — oder 20 Ngr.

Wenn allein die rettende Liebe, welche der Ursprung, das Wesen und die Aufgabe des Christenthums ist, den klaffenden Wunden einer durchwühlten Zeit und eines entsittlichten Geschlechtes Heilung und Hilfe zu bereiten vermag, so werden die Bilder und Winke, welche ein geistreicher Schriftsteller über „Armuth und Christenthum" aus der Geschichte der Vergangenheit und unter den edelsten Bestrebungen der Gegenwart gesammelt und in einer ebenso anziehenden als gemeinfaßlichen Form vorgetragen hat, Vielen willkommen seyn, die sich über die tieferen Ursachen und über das dauernde Heilmittel des gesunkenen Wohlstandes und der aufgelösten Ordnung und Sitte zu verständigen wünschen. Das vorliegende Buch ist daher ein wichtiger Beitrag zu dem neuerwachten großen Werke der inneren Mission, und dürfte besonders geeignet seyn, das Interesse dafür unter den gebildeten Kreisen zu verbreiten.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Digitized by Google

Ansichten der Natur

von

Alexander von Humboldt.

Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe.

2 Theile. 8. brochirt. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Bald nach seiner Rückkehr aus der neuen Welt, wo er durch erstaunliche wissenschaftliche Thätigkeit den Grund zu seinem Ruhme gelegt, gab Alexander von Humboldt seine Ansichten der Natur heraus, ein Buch, das eine Reihe der anziehendsten Naturbilder in der edelsten Sprache enthielt, wobei jedem Abschnitt wissenschaftliche Erläuterungen beigegeben waren. Humboldt verfolgte dabei den doppelten Zweck, die Phantasie zu beschäftigen, und durch Vermehrung des Wissens das Leben mit Ideen zu bereichern. Er wollte nicht nur eine geistreiche Lektüre bieten; er wollte, indem er der belebten Schilderung einzelner Landstriche und Naturerscheinungen die wissenschaftlichen Belege beifügte, den Leser mit dem wahren Wesen der auf strenge Beobachtung gegründeten Wissenschaft bekannt machen; er wollte ihm durch die Einsicht in die durch die ganze Natur herrschende Gesetzlichkeit eines der reinsten und kräftigsten Bildungsmittel an die Hand geben. — Seit der ersten Ausgabe dieses vortrefflichen Buchs ist fast ein halbes Jahrhundert verflossen. Mit dem Auge des großen Naturforschers haben sich seitdem alle Zweige der Wissenschaft mächtig ausgebreitet, eine Menge ganz neuer Ansichten und Anschauungen sind zur Geltung gekommen, und so erwarb sich der kein geringes Verdienst, der ein Buch, das seiner Zeit für die deutsche Kultur von nicht geringer Bedeutung gewesen, nach den heutigen Standpunkten umarbeitete. Daß es aber dem hochverehrten Verfasser nach mehr als einem Menschenalter vergönnt seyn sollte, dieß noch selbst zu vollbringen, das erscheint uns als die wunderbare Krönung des reichsten und fruchtbarsten Lebens. Kaum hatte der Achtzigjährige mit seinem Kosmos dem gebildeten Europa das weltbesitzende Geschenk gemacht, so griff er mit Liebe zum bedeutenden Werk seiner Jugend, um es zum Genuß eines neuen Geschlechts zu verjüngen. — Die neue Ausgabe ist fast um die Hälfte stärker als die zwei früheren; mehrere Abschnitte sind ganz neu, die wissenschaftlichen Erläuterungen sind fast alle ergänzt oder durch neue inhaltreichere ersetzt; die den ältern unserer Zeitgenossen so werthen „Ansichten der Natur" sind nach dem heutigen Stande des Naturwissens und nach dem Bedürfnisse der Zeit völlig umgeschmolzen. — Humboldt selbst spricht es im Vorwort aus, daß die Verbindung eines literarischen und eines rein wissenschaftlichen Zwecks eigenthümliche Schwierigkeiten darbiete. Schwerlich möchte einer der jetzt Lebenden eine solche Aufgabe glücklicher lösen als der Mann, bei dem sich, was so selten ist, der höchste wissenschaftliche Scharfsinn und das ausgebreitetste Wissen mit dem bedeutendsten schriftstellerischen Talent vereinigt finden. Dieses Buch ist für alle Bildungsstufen von größter Bedeutung, und wer es genossen und darüber der miren Gegenwart Deutschlands vergessen hat, der mag Trost aus dem Gedanken schöpfen, auf welcher Höhe ein Volk stehen muß, aus dessen Geist solche Werke geboren werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Uebersetzungs-Anzeige

von

Guizot's Vorrede

seiner

Geschichte der englischen Revolution.

Gleichzeitig mit dem französischen Original dieser an 16 Bogen umfassenden, von dem Herrn Verfasser als eigene Brochure herauszugebenden Vorrede erscheint in unterzeichnetem Verlage eine deutsche unter den Augen des Verfassers selbst ausgearbeitete Uebersetzung, wie zu London eine englische. Frankreich und England erwarten diese Brochure mit größter Spannung, und soll dieselbe hiemit also gleichzeitig auch dem deutschen Lesepublikum geboten werden.

Bekanntlich hat Guizot schon früher 2 Bände einer Geschichte der englischen Revolution herausgegeben. Seine Anstellung als Minister und die mit einer solchen Stellung verbundenen Geschäfte hinderten ihn, in einem dritten Bande die Fortsetzung zu geben, welcher er nunmehr die Muße seines Londoner Aufenthaltes gewidmet hat. Zugleich hat er in seiner dortigen Zurückgezogenheit die ersten zwei Bände dieses Werkes total umgearbeitet. Zum ersten Bande dieser neuen Ausgabe seiner Geschichte der englischen Revolution nun, hat Herr Guizot eine so bedeutende Vorrede geschrieben, daß sie, der Vorläufer des größeren Werkes, als eigene Brochure erscheinen wird, und diese ist es von der es sich hier handelt. Ihr Inhalt ist eine eben so klare als geistvolle Auseinandersetzung warum die englische Revolution zu einem glücklichen Ende geführt hat, nebst eben so klarer Darlegung der Gründe, warum die neueste französische Revolution von 1848 zu einem solchen Erfolge nicht führen konnte.

In der zu erwartenden Brochure werden wir also das Bild einer wahren und das einer falschen Revolution zur Anschauung erhalten, ein Stoff der für ganz Deutschland eben so großes Interesse bieten dürfte, als groß die Spannung ist, mit der man dem geistvollen Gemälde des großen Meisters in England und Frankreich entgegensieht.

Stuttgart, den 6. Januar 1850. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 12. Montag den 14. Januar 1850.

Der heilig Christ isch hinecht cho,
Her Chindes Fleisch und Blut ag'no.
Hebel.

Berliner Briefe.

Die Weihnachtszeit.

Will man sich einmal überzeugen, daß Berlin eine große und eine reiche Stadt ist, so muß man es in der Weihnachtszeit beobachten, in der alljährlich der steigende Luxus der Weihnachtsbescheerungen die ganze Bevölkerung in Bewegung sezt. War im vorigen Jahre darin eine kleine Beschränkung eingetreten, so ist dafür in diesem eine Vermehrung der Buden auf dem Weihnachtsmarkte und eine gesteigerte Pracht in allen Ausstellungen bemerkbar, was anzudeuten scheint, daß die Gewerbtreibenden an die Consolidirung unserer politischen und geselligen Zustände ernstlich glauben.

Schon acht Tage vor dem Feste erstehen auf dem Gensdarmenmarkte und auf andern großen Plätzen wahre Tannengebüsche, und wo im Sommer nicht ein Grashalm sprießt, sieht man mitten aus Schnee und Eis das kräftigste Grün emporragen. Aber eben so zahlreich als die Tannenbäume erscheinen die aus Holzspänen geschnizten grünen Pyramiden, vom Volke durchgehends „Perjamiden" genannt, die in allen Größen angefertigt auch dem Aermeren zugänglich sind, da man die kleinsten für wenige Groschen erhält. Von der Herkulesbrücke ab, wo die ersten „Perjamidenleute" ihren Stand haben, über den Museumsplatz fort, bis zum Schloßplatze und die ganze breite Straße entlang ist alles voll Buden, voll Verkäufern und Käufern; auf offener Straße bildet sich eine Industrieausstellung, die mir in gewissem Sinne reizender erscheint und maßgebender für den Zustand unserer kleinen Gewerbthätigkeit, als die großen Ausstellungen, welche in den Sälen des Akademiegebäudes veranstaltet werden. Hier auf dem Markte wird mehr die Handarbeit als das Maschinenwesen vertreten; nur wenige große Fabriken bieten ihre Waaren auf dem Markte feil, in den meisten Fällen verkaufen hier Handwerker die selbsterzeugten Produkte, woneben freilich auch viel Nürnberger Spielzeug in den Handel kommt. Blechwaaren, gröberes Fayence und Steingut, Korbarbeiten, Pappsachen, Wachsarbeiten, sämmtlich sowohl für den Gebrauch der Erwachsenen, als für das Spiel der Kinder berechnet, bilden die Mehrzahl der ausgestellten Gegenstände. Hie und da werden Hauben und Hüte für den Bedarf der untern Klassen verkauft, es läßt sich auch wohl eine Bude mit kleinen Baumwolltüchern sehen, während die zu Kleidern und Wäsche bestimmten Baumwollen-, Leinen- und Wollenwaaren gänzlich fehlen, wogegen dieselben an den drei andern Jahrmärkten Berlins vielfach ausgestellt werden.

Alljährlich taucht unter den Puppen, Spielsachen und Pyramidenverzierungen irgend eine Neuigkeit auf, die dann fortlebt und in die Reihe der feststehenden Weihnachtsgaben aufgenommen wird. Vor einigen Jahren, als bei der Eröffnung des zoologischen Gartens die großen schwarzen Bären die Lieblinge des Publikums, das Entzücken der Kinderwelt wurden, kamen die handhohen, aufrecht stehenden Bären auf, welche in Bewegung gesezt werden konnten, sobald man mit der Hand auf die Tischecke klopfte und den Tisch erschütterte, auf dem sie standen. Sie sind jezt zur vollen Lebensgröße herangewachsen, werden auf Rädern gerollt und mit acht Thalern das Stück bezahlt. Im vorigen Jahre erschienen die Schutzengel als Schmuck für die Gipfel der Tannenbäume und Pyramiden. Es war bald nach der Auflösung der

Digitized by Google

Kammern, bald nach der rettenden That der Oktroyirungen, und man mochte inſtinktmäßig fühlen, daß dem Lande Schutzengel fehlten. Sie hatten ein heiter lachendes, roſiges Geſicht, kornblaue Röcke mit goldenen Sternen, prächtige goldene Flügel und waren ſehr ſchön anzuſehen. Dieſes Jahr endlich hat die „Tannenmänner“ erfunden, und die Tannenmänner übertreffen alles Vorhergegangene.

Aber was ſage ich? — erfunden? — das Wort paßt ſo wenig auf die Tannenmänner als auf das Bekanntwerden von Amerika. Die Tannenmänner ſind nicht erfunden, ſie ſind auch nicht entdeckt, ſie ſind nur ſichtbar geworden. In der Seele eines jeden Menſchen, den die Poeſie des Weihnachtstannenbaumes ſeit ſeiner Jugend beherrſcht hat, muß in tiefem Ahnen ein Tannenmann geſchlummert haben, und jeder Germane muß auffauchzen in Kinderfreude, er muß rufen: „da iſt er! da iſt er!“ wenn er den erſten Tannenmann in treuer, verläßlicher Deutſchheit vor ſich ſtehen ſieht.

Ich weiß nicht, wie raſch der Tannenmann ſeinen Weg durch die chriſtlich-germaniſchen Staaten machen wird; ich weiß nicht, ob er ſchon dem ganzen Vaterlande erſchienen iſt, oder ob er nur erſt Berlin mit ſeinem Auftreten begnadigt; aber ich weiß, daß er mich entzückt hat bis in's tiefſte Herz, und daß ich ihn nicht vergeſſe, ſo lange meine Augen einen Weihnachtsbaum ſehen, denn der Tannenmann iſt die Poeſie des Weihnachtsbaums. Er iſt etwa einen Fuß hoch. Seine Arme und Beine ſtecken in Tannenzapfen, welche ihm eine weite braune Jacke und braune Hoſe bilden, aus denen die rothen Hände und nackten Füße hervorſehen. Sein Geſicht iſt alt, ſehr alt; aber die große krumme Naſe, die zuſammengewachſenen Augenbrauen, der dicke Mund und all die Runzeln und Falten in dem rothen Geſichte ſehen ſo verläßlich, ſo treu und ehrwürdig aus, daß es uns plötzlich einleuchtet, der Tannenmann habe ſchon in den alten Wäldern Deutſchlands geſeſſen, als zuerſt die Kunde von dem gekreuzigten Chriſt vor den Altären der nordiſchen Götter erklang. So freudig überraſcht wir ihn anblicken, ſo ruhig ſchaut der Tannenmann in die Welt, deren Treiben er ſeit Jahrhunderten geſehen hat. Ein grüner Moosbart umgibt ſein ehrwürdiges Geſicht, ein grünes Moosbüſchel ziert ſeinen aus der Spitze eines Tannzapfens gemachten kleinen Hut. Ein Wamms von Rinde ſchützt den Leib, ein großer Stock prangt in ſeiner Linken, und in einem Korb aus Rinde trägt er, tief in Moos gebettet, das Chriſtkind auf ſeinem Rücken durch die Welt. Der Deutſche hat kein Herz, den der Tannenmann nicht wie ein liebes Mährchen aus den Tagen der Kindheit mit freudiger Rührung erfüllt.

(Fortſetzung folgt.)

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortſetzung.)

„Das thun wir ja noch!“ rief's von allen Seiten. Liborius zuckte verächtlich mit den Achſeln. „Lieben Freunde,“ hob er nach einem Weilchen wieder an, „ihr müßt begreifen lernen, daß der Schein trügen kann. Seht, da ich ein junger Laffe war, bin ich ja ſelber in den Rath gewählt worden. Weßhalb? Etwa um meiner Verdienſte willen? Beileibe! Ich war ſchöner Leute Kind, beſaß Haus und Hof, Aecker und Wieſen, Gülten und Zehnten, und meine Väter hatten ſeit Menſchengedenken im Rathe geſeſſen. Darum ging mir's wie dem kölniſchen Jungen, dem ſeine Mutter zurief: „Drickes, treck'n Bugel in, du biſt Rathsherr worden.“ * Späterhin, als ich mir Verdienſte um das gemeine Weſen zu erwerben ſuchte, da bin ich grade darum aus der Zunft geſtoßen worden, zum deutlichen Wahrzeichen, daß auch hier nur Herkommen und Erbrecht gelten dürfen, und daß wir ſo gut als die Unterthanen von Rietberg eine angeſtammte Obrigkeit von Gottes Gnaden beſitzen, wie es chriſtlichen Deutſchen geziemt.“

Der kaum beſchwichtigte Sturm brach von neuem los; dießmal aber ſchwollen von ſeinem Hauch des Liborius Segel, und der Mann, welchen die vielköpfige Menge eben noch in's Elend zurück hatte jagen wollen, wurde im Handumwenden ihr erklärter Günſtling. Die Herrn vom Rath ſammt ihrem Anhang ſuchten durch wüſtes Geſchrei den Redner zu verſprengen, bewirkten aber nur das Gegentheil von dem, was ſie bezweckt. Wozu kurz zuvor die Uekern den erſten Anſtoß gegeben, das offenbarte ſich jetzt als die Herzensmeinung der geſammten Bauerſchaften. Die Herrn mußten arge Drohworte vernehmen und ſonſt noch ſchlimme Reden wohl oder übel hinabwürgen; vielleicht wär' es ſogar ſchlimmer gekommen, hätten ſie nicht den Weg zur Domhalle hinab noch zeitig genug eingeſchlagen. Der Küſter öffnete ihnen die Pforte, ſo daß ſie durch das Gotteshaus entweichen mochten und mit einem blauen Auge für dießmal noch davon kamen. Dem Wichards aber wurde zugerufen, er möge jetzt die ernſthafte Sache auch mit Ernſt angreifen, des Scherzes ſey übergenug. „Drauf, mein Freund,

* „Heinrich, zieh den Vogel ein.“ Unter Vogel (auch Pattevugel) iſt der papierene Tracht zu verſtehen, welchen die Knaben an einer Schnur in die Höhe ſteigen laſſen. „Drickes“ kommt vom niederländiſchen Hendrik. Der genannte Taufname war ſtets ſo häufig in der heiligen Stadt, daß er noch bis zum heutigen Tage ſprichwörtlich einen Kölner überhaupt bezeichnet.

Digitized by Google

hämmere tapfer los auf das glühende Eisen!“ mahnte Günter und rieb ſich ſtillſchmelzend die Hände.

Der Mahnung hätte es kaum bedurft. Wichards warf ſich in die Bruſt und begann auf's Neue zu ſprechen: „Meine Freunde, ſeit unvordenklichen Zeiten waren in dieſer Stadt die freien Wahlen nur ein eitles Gaukelſpiel. Die bevorrechteten Geſchlechter betrachten ſich bis zum heutigen Tag als die erblichen Fürſten von Paderborn, euch als ihre hörigen Leute, euer Gut als ihr Eigenthum. Ich beweiſe, was ich ſage. Die Gemeinde iſt der reichſten eine im ganzen Land. Ich kann das beſſer wiſſen als hunderte von euch. Zur Zeit, da ich des Rathes war, nahm ich mir die Mühe, alle Briefe genau durchzuſuchen, obſchon der Säckelmeiſter ein Geſicht dazu ſchnitt, als hätte er eben eine Pfanne voll junger Teufel verſchluckt. So reich iſt das Gut gemeiner Stadt, daß bei redlicher Verwaltung ſein Ertrag nicht nur ausreichen würde, alle öffentlichen Ausgaben zu decken, ſondern auch noch etwas zur Vertheilung unter die Bürger übrig bleiben müßte. Statt deſſen iſt es durch die treuloſen Stadhalter ſo weit gekommen, daß ſie auf dem Rathhauſe bereits von einer Umlage auf den gemeinen Mann zu munkeln beginnen. Ich ſage euch damit nichts Neues. Längſt ſchon verlangt Johannes an der Mauer Rechnungsablage für die Vergangenheit, Ordnung für die Zukunft. Ihr habt vor drei Jahren aus eurer Mitte fünf-und-zwanzig Verordnete beſtellt, um die Beſchwerden der Bürger aufzunehmen. Was iſt damit erreicht worden? So gut wie gar nichts. Die Verordneten legten ſechzehn Beſchwerdepunkte vor; der ganze Beſcheid darauf war die gnädige Vergünſtigung, aus jeder Bauerſchaft einen Vertrauensmann zu erküren, der nach Eid und Pflicht die Einnahmen und Ausgaben prüfe. Die Prüfung fand ſtatt und die liederliche Wirthſchaft kam zu Tage; doch das war gerade nur den Mäuſen gepfiffen. Es wurde nicht beſſer, ſondern ſchlimmer. Soll ich euch ſagen wie und warum?“ — „Laß' hören, Wichards!“ ſchrie das Volk; „nimm kein Blatt vor den Mund! Alles wollen wir wiſſen, alles muß an das Licht der Sonne! Rede, Libori, rede frei von der Leber weg! Fürchte nichts!“ — „Wenn Furcht und Scheu meine Sache wären,“ ſprach Wichards, „ſo ſäße ich warm und bequem in der Wolle bis über die Ohren, hätte mir längſt einen Wackelbauch angemäſtet und ſähe juſt aus wie jeder andere Rathsverwandte. Vernehmt denn: eure von Gott beſtellte Obrigkeit verwahrloſt und beſtiehlt nicht allein das gemeine Gut, ſondern ſchlägt auch Wohlſtand und Wohlfahrt des Einzelnen auf's Schnödeſte in die Schanze. Euch Allen iſt bekannt, welches koſtbare Vorrecht wir auf der Domfreiheit beſitzen; wer immer ſich in ihren Schutz begibt, den darf kein Scherge greifen, kein Richter richten. Es iſt freilich wahr, daß mit der Freiſtätte ſchon viel des Mißbrauchs getrieben wurde; wenn wir aber den Mißbrauch im voraus verhüten wollten, ſo würde keine auch noch ſo geringfügige Freiheit übrig bleiben und am Ende jeder von uns ein Vorlegeſchloß am Munde tragen. Auch iſt unſern Herrn nicht der Mißbrauch, ſondern die Freiheit ſelber ein Pfahl im Fleiſche. Seit lange ſchon trachten ſie nach unumſchränkter Gewalt. Nur darum geſchah es, daß ſie im vier-und-neunziger Jahr die Kindsmörderin von der Domfreiheit mit ſtarker Hand hinwegnahmen. Der Biſchof ſperrte darob die Stadt, das aber kam den Schmeerbäuchen juſt gelegen. Weil kein Bäuerlein mehr zu Markte fuhr, ſo konnten ſie ihre aufgeſpeicherten Vorräthe zu Wucherpreiſen losſchlagen und der arme Mann mußte die Zeche bezahlen.“

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, December.

(Schluß.)

Kunſt und Wiſſenſchaft.

Und die Kunſt? Man muß wirklich bewundern, daß ſie in ſolchen Zeiten nicht völlig aufgehört hat. Unter den ſchwierigſten und beängſtigendſten Verhältniſſen iſt aber immer noch Manches geleiſtet worden. Verſchiedene Künſtler, welche während der ſchlimmen Tage abweſend waren, Tenerani u. A., ſind zurückgekehrt. Von Deutſchen ſind die Bildhauer Wolff, Kümmel, Achtermann, Loiſch, Mathiä u. A., die Maler Werner, Kaſtelowski, Törnner, J. Elſaſſer, Ahlborn, Frey, Schlegel u. A., denen ſich nun auch der däniſche Marinemaler Tönning wieder zugeſellt hat, vielfach thätig geweſen. Roms neue Ruinen geben vielfachen Stoff, Zeichnern ſowohl wie Daguerreotypiſten und Photographen nach der Talbotſchen Erfindung, worin ein Franzoſe, Flachéron, es zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hat. Die Republik, der es nicht darauf ankam, ob ſie viel Geld oder wenig ausgab, da ſie

Digitized by Google

nach Kassuldsicher Weise nur Bons zu drucken brauchte, bei denen jetzt das päpstliche Gouvernement das Nachsehen hat, gend auf dem Forum und hatte an der Paulskirche tüchtig weiter. Es war ihre nicht übel berechnete Politik, so viel Arbeiter als möglich zu beschäftigen und hohen Taglohn in Papier zu bezahlen, um sich Anhänger zu verschaffen oder mindestens das niedere Volk ruhig zu halten. Daß panem et circenses hat sie überhaupt nicht übel verstanden. Sonst aber blieben manche angefangene Arbeiten liegen, unter andern die seit längerer Zeit begonnene Restauration der Kirche St. Maria sopra Minerva, bekanntlich der einzigen in, freilich nicht schönen, gothischem Styl gebauten Kirche Roms. Der fromme und fleißige Architekt, welcher dieses Werk leitete, hat nicht die Freude gehabt es vollendet zu sehen. Fra Girolamo Bianchedi war im Jahr 1805 zu Faenza in der Romagna geboren, trat zwanzigjährig in den Predigerorden, legte sich mit großem Eifer auf das Studium der Architektur und restaurirte mit großer Geschicklichkeit die berühmte Kirche St. Domenico zu Bologna. Der Cardinalbischof von Imola, jetzt Papst Pius IX., berief ihn zu ähnlicher Arbeit nach gedachter Stadt, und endlich wurde ihm die Herstellung von St. Maria sopra Minerva übertragen. Ich habe die immer geschlossene Kirche nicht gesehen und kann folglich über die Zweckmäßigkeit des von der Akademie von St. Luca zugetheilenen Planes kein Urtheil fällen. Die über den Dominikanerorden herringebrochene Verfolgung, welcher, wie man weiß, mehrere Mitglieder desselben in den Schreckenstagen zum Opfer fielen, unterbrach das Werk, und der Architekt starb in den letzten Oktobertagen. Wenn der treffliche Pater Vincenzo Marchese in Florenz einmal eine neue Ausgabe seiner schönen Denkwürdigkeiten der Künstler des Predigerordens veranstaltet, wird Fra Girolamo Bianchedi nach Fra Sisto und Ristoro und Fra Giocondo eine Stelle finden.

Andere Verluste, und sehr empfindliche, haben wir zu beklagen, den des Professors Sarti und des Monsignor Laureani. Emiliano Sarti hat nicht für die Wissenschaft gelebet, was seine ungewöhnlichen Kenntnisse und sein scharfer Verstand erwarten ließen; innere Gründe und äußere Verhältnisse haben dazu mitgewirkt. Aber der Kuhm, einer der tüchtigsten Antiquare und Philologen Italiens gewesen zu sein, wird ihm bleiben. In den letzten Jahren trat Einiges von ihm an's Licht, aber die von ihm zugesagte Theilnahme an dem zur Ergänzung der großen Platner-Bunsenschen Beschreibung Roms bestimmten, der Epigraphik und den ältesten Kunstgraphen gewidmeten Urkundenbuche, welches er in Gemeinschaft mit Ed. Gerhard bearbeiten sollte, ist ein bloßer Plan geblieben. — Gabriele Laureani, welcher am 14. Oktober über sechzigjährig starb, wird allen Besuchern der vaticanischen Bibliothek, deren erster Custos er mehrere Jahre hindurch war, in ehrenvollem Andenken bleiben. Fein gebildet, ein guter Latinist, längere Zeit Lehrer der schönen Wissenschaften am Collegio Romano, wurde er unter Papst Gregor XVI. an die Bibliothek gezogen, wo Angelo Mai und Giuseppe Mezzofanti seine Vorgänger waren, und an welcher er durch Bereicherung der Münzkabinets und Anordnung der Sammlung alter Bilder sich ebenso verdient machte wie durch Förderung des Studiums und manche auch Ausländern gewährte Erleichterung, welche die handschriftlichen Schätze einigermaßen zugänglicher machte, wenn gleich die Vaticana in dieser Beziehung bekanntlich in Folge ihres allzu ängstlich strengen Reglements und ihrer beschränkten Arbeitszeit unendlich viel zu wünschen läßt. Laureanis letzte Tage wurden noch durch die Noth und Aengste der Revolutionszeit getrübt, als noch dem Umsturz aller Ordnung und Verwerfung alles Hergebrachten auch die vaticanische Bibliothek vor Entfremdungen und Verlusten nicht sicher und die oberste Leitung aller auf Kunst und Literatur sich beziehenden Anstalten in die Hände eines Sterbini gerathen war — ein arger Abfall, wenn man an die Verwaltung eines Cardinal-Camerlengo dachte. An die Stelle des Verstorbenen ist interimistisch der zweite Custos Monsignor Molza getreten.

Hamburg, December.

(Fortsetzung.)

Die Elbe. — Grosshandel.

Der Winter hat sich plötzlich bei uns eingestellt und unsere Elbe ist bereits mit einer festen Eisdecke belegt. Daß dies sehr schnell geschah und in nur wenigen Tagen das Eis die Dicke erlangte, daß es schon mit leichtem Fuhrwerke befahren werden konnte, ist ein Glück für die überelbischen Landleute, die, genöthigt, ihre Waaren, als Milch, Gemüse, Fische u. s. w. täglich zur Stadt zu bringen, dieß oft mit wirklicher Lebensgefahr thun müssen. Der Herbst ist in der Regel in unserer Gegend die schönste Jahreszeit. Es stellt sich dann gewöhnlich noch eine Art von Nachsommer ein und der Frost wird erst mit Anfang December so stark, daß die Elbe hält. Von der Mitte Novembers bis zu diesem Zeitpunkte friert es während der Nacht und die noch hell strahlende Sonne thaut zum Theil die in der Nacht gebildete Eisdecke wieder auf, wodurch sich der Fluß mit schwimmenden Eisinseln bedeckt, die die Passage vom jenseitigen hannöverschen Ufer, wie auch von den Hamburg und Lübeck gemeinschaftlich angehörenden Vierlanden, die uns mit Geflügel, Früchten und Gemüsen versorgen, oft Wochen lang lebensgefährlich machen, indem sie die zur Stadt fahrenden Schiffe und Kähne einschließen, so daß sie weder vor- noch rückwärts können. Man sieht dann oft tagelang die armen Leute im Eise stecken und der Gefahr des Erfrierens in ihren offenen Booten ausgesetzt, ohne ihnen Hülfe bringen zu können, weil jeder, der sich hinaus wagte, unfehlbar dasselbe Schicksal hätte. In diesem Jahre stellte sich aber, nach einem wahrhaft belebenden Novemberwetter, der Frost so schnell ein, daß der Fluß schon am zweiten Tage hielt, und so zeigte er alsbald wieder das Bild der Belebtheit, die ihn so interessant macht. Statt von Schiffen und Kähnen, ist er jetzt von Schlitten aller Art; von Frachtwagen u. s. w. befahren und die unserer Jugend tummelt sich darauf herum. Unsere Kaufleute sind indessen schlecht damit zufrieden, weil dadurch die Seeschifffahrt, und damit ihre Spekulationen ein unerwartet schnelles Ende gefunden haben. Seit dem mit Dänemark abgeschlossenen Waffenstillstande nahm der Grosshandel einen außerordentlichen Aufschwung, und zwar vorzüglich dadurch, daß die Preise des Kaffees plötzlich so bedeutend in die Höhe gingen, daß an diesem einzigen Artikel viele Millionen an hiesiger Börse gewonnen wurden. Man erzählt in wohlunterrichteten Kreisen, ein hiesiges großes Handlungshaus habe allein eine Million daran gewonnen, und andere Kaufleute, die früher nur geringes Ansehen an der Börse genossen, sollen plötzlich zu Millionären geworden seyn. Durch die jetzt regelmäßig fahrenden Paketdampfschiffe hatte man frühzeitig Kunde von dem Mißglücken der Kaffeeernte und machte demgemäß große Bestellungen in Südamerika, wodurch natürlich die Preise alsbald hinaufgeschraubt wurden. Unsere Millionäre hatten dadurch das Spiel gewonnen in Händen; sie brauchten ihr von ihnen erfundenes ungeheuern Vorräthe nur kurze Zeit an sich zu halten, um die Preise von Tag zu Tag zu steigern, und dann mit Behutsamkeit die Waare auf den Markt zu bringen, um sicher großen Gewinn zu erlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 13. Dienstag den 15. Januar 1850.

Now jet it work! Mischief, thou art afoot,
Take thou what course thou will!

Shakespeare.

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortsetzung.)

„Das Sündengeld," fuhr Wichards fort, „hatte den gewissenlosen Geizhälsen so trefflich behagt, daß sie vor ein paar Jahren dasselbe Schlämplein wiederholten und heute zum drittenmal es ausführen möchten. Aber der Krug geht zum Brunnen, bis der Henkel bricht. Ich denke, meine Freunde, wir wollen lieber den Todtschläger unversehrt entrinnen lassen, als zum Schaden des gemeinen Säckels wie jedes Einzelnen für den schnöden Gbrgeiz und die noch schnödere Gewinnsucht der unersättlichen Zwingherren unsere Haut zu Markte tragen. Im Jahr Eins haben Bäcker und Bierbrauer sich der Sperre wegen auf die Dörfer gezogen; wenn es wieder so kommt, so mögen wir getrost allesammt zum Kleppenka in den Busch ziehen und uns die Sonne in den Mund scheinen lassen. Gesprochen hab' ich, ein schlichter Mann, nach bestem Wissen und Gewissen. Das Handeln, Mitbürger, ist an euch."

Wild und wirr tobte das Volk durcheinander. Die einen schrien: „Ja, laßt uns handeln!" die anderen: „Das freie Wahlrecht wollen wir wieder haben!" die dritten: „Den Raub heraus, ihr Diebe!" die vierten: „Zum Rathhaus, auf, zum Rathhaus!" Dieser letzte Ruf gewann die Oberhand und die Masse wälzte sich tosend wie ein geschwollener Waldbach dem Rathhause zu. Wichards, Günter und die Ihren ließen dem entfesselten Strom seinen freien Lauf. Einzelne traten zu ihnen, um den Heimgekehrten noch besonders zu grüßen. So auch Henrik Dülmen. Diesem streckte Wichards beide Hände entgegen und rief ihn an: „Grüß dich Gott, mein alter Junge, wie geht's, wie steht's? Was ist aus dir geworden?" — Lachend versetzte der Taglöhner: „Der Herr sieht es ja, ein Kerl ist aus mir geworden, wie mein Vater einer war, recht und schlecht. Meine Werke folgen mir nach auf dreizehn paar Sohlen, und ein Weiblein hab' ich, wie keiner in der ganzen Bauerschaft. Wenn ich nach Hause komme, brauch' ich bloß guten Tag zu sagen, das Uebrige spricht sie alles ganz allein." — Einstimmend in des alten Bekannten fröhliche Weise, antwortete Liborius: „Das ist eine Hauptsache, Henrik; wären unsere Mütter keine Plappermäuler gewesen, so hätten wir nicht reden lernen."

Das Zwiegespräch unterbrach Hermann Tünnele. Katzbuckelnd nahte er der Gruppe und redete salbungsvoll den Wichards an: „Vergönne der edle Herr auch mir, dem bescheidenen Verkündiger des göttlichen Wortes, ihn nach langer Verbannung in seiner Vaterstadt willkommen zu heißen. Er ist zu guter Stunde heimgekehrt. Seine Feinde sind verdorben und gestorben, und wer etwa davon noch übrig, dem ist keine Macht gegeben, dem Herrn Wichards zu schaden." — „Der Hochwürdige Herr sey bedankt für seine gute Meinung," versetzte Wichards nicht ohne einen Anklang leisen Spottes; „ich erachte es für einen absonderlichen Gewinn, den Herrn zu meiner Ansicht bekehrt zu haben." — Tünnele fühlte des Vorwurfs ganze Schärfe und sagte deßhalb: „Meine Freude an des werthen Herrn Wohlergehen schließt nicht aus, daß ich mich über Eins oder das Andere verwundere. Ich habe immerdar den Herrn für einen Bekenner der reinen Lehre gehalten und nehme heut

Digitized by Google

mit nicht geringem Erſtaunen wahr, daß er den Vorrechten des Biſchofs und der übermüthigen Domherrn das Wort redet.“ — Wichards legte dem Prädicanten ſeine Hand auf die Schulter und antwortete: „Wenn ich einen Baum fällen will, ſo leg' ich die Art bei der Wurzel an; die Krone ſtürzt hernach ſchon von ſelber. Hat mich der hochwürdige Herr Paſtor verſtanden?“

Die Domherrn waren einſtweilen der Gefahr enthoben, doch darum kehrte der Schuſter nicht zu ſeinen Leiſten, der Schneider nicht zu ſeiner Scheere zurück. Der Zimmermann ließ das Richtſcheit, der Tiſchler den Hobel, der Strohſchneider die Lade, der Dreſcher den Flegel ruhen, um vor dem Rathhaus zu pochen und zu drohen. Die Rathsherren aber boten dem Sturme keck die Stirn. „Wir ſteifen uns auf unſer gutes Recht,“ ſprachen ſie unter einander, „und wollen keinen Fußbreit weichen. Durch unzeitige Nachgiebigkeit würden wir die Angelegenheit nur ſchlimmer machen. Wir wollen uns lieber mit dem Fürſten ausſöhnen; der wird um ſeines eigenen Vortheils halber nicht zögern, uns hülfreiche Hand zu leiſten. Laßt uns nicht den Muth verlieren! Zieht das Nothglöcklein an, um die Bauern zu rufen. Wie lange dauert's, ſo ſchleppt der alte Eſel wieder die alten Säcke zur Mühle und begnügt ſich mit ſeinen Diſteln wie zuvor? Des Volkes Auflauf iſt ein Regenſchauer im April, thut wild und toll, dauert aber nicht lang und macht nur beſſer, was er eben noch zu verderben drohte.“

Während in ſolcher Weiſe ein edler Rath hinter verrammelten Thüren leidenden Widerſtand leiſtete, lief ein treuer Bote gen Neuhaus zum Biſchof, um den Fürſten zum Bündniß gegen Johannes an der Mauer einzuladen. Inzwiſchen waren auf dem Lande die Feuerzeichen geſehen, das Glöcklein vernommen worden, und ſchon rannten von Hof zu Hof die raſchen Jungen, in der Hand den Feuerbrand vom Herde. Durch Feld und Wald dröhnte des Hornes gewaltiger Ruf von den Sammelplätzen her. Auf den Kirchthürmen der Dörfer aber ſchlugen die Glocken, klipp-klapp-klipp, den dreifachen Orlogruf, welchen jedes Ohr leichtlich vom Doppelſchlag des Brandſturmes unterſcheiden mochte. Nirgends ließ die Mannſchaft ſich vergebens aufbieten, und das hatte ſeinen triftigen Grund. Seit einigen Jahren nämlich waren zu wiederholtenmalen aus den Niederlanden Haufen von Söldnern in's Hochſtift eingefallen, um mit Rauben und Plündern, mit Sengen und Brennen, mit Morden und Schänden ſich eine ſoldatiſche Ergötzlichkeit zu bereiten. Doch Dietrich, der Biſchof, hieß nicht umſonſt Fürſtenberg; bei aller Herzensgüte war er ein tüchtiger Rittersmann, einer von den Unverzagten, welche da ſagen: „Hilf dir ſelber, ſo wird der Himmel dir beiſtehen.“ Darum hatte er zur Einrichtung des Landſturmes erfahrene Kriegsleute auf die Dörfer gelegt, die wehrhafte Mannſchaft in Aufgebote eingetheilt, Hauptleute und Fähnriche beſtellt und Lärmplätze beſtimmt, ſo daß es nur eines Winkes bedurfte, um alles Volk zu ſeinen Bannern zu ſammeln. Vom kornreichen Sintfeld bis hinab zu den Steppen, wo dem Sandboden die Ems entſpringt, von Kalenberg bis nach Steinheim, vom Weſerſtrande bis zum Bückgau blinkte, ſtarrte, dröhnte, raſſelte und ſchrillte das ganze Land von Helmen, Spießen, Harniſchen, Trompeten, Trommeln und Querpfeifen. Weßhalb? Weil es dem böſen alten Brakelſteiner beliebt hatte, den Dienern des Rathes von Paderborn die Morgenſuppe mit Rinthsleder zu ſchmelzen.

(Schluß des erſten Abſchnitts.)

Berliner Briefe.

(Fortſetzung.)

Faſt bei keiner Beſcheerung für Kinder oder Dienſtboten hat der Tannenmann heuer gefehlt. Er iſt auch viel ſchöner geweſen, als ein großer Theil jener ſogenannten Rippes, die aus Alabaſter, Bronze, Sammet u. ſ. w. kläglich zuſammengeflickt und eben ſo nutzlos als ſchönheitsbaar, das Entzücken unſerer Frauen ſind, deren Geſchmacksverbildung ſich gerade darin recht augenſcheinlich darthut. Am Morgen des Weihnachtsabends war das Gedränge vor den Ständen der Leute, welche Tannenmänner verkauften, wirklich gefährlich, wie denn überhaupt ein Kleinſtädter ſich in dem Gewühl dieſes Tages geradezu beängſtigt fühlen müßte.

In den Hauptſtraßen wimmelt es von Menſchen, die mit Päcken, Pyramiden, Spielzeug, Tannenbäumen beladen, ſich auf den Trottoirs nicht raſch genug fortbewegen können und auf dem Fahrwege ihr Heil verſuchen. Aber hier rollen beharrlich die Droſchken auf und ab, die den Reichen die Tannenbäume zuführen, welche zu groß ſind, um von der bequem gewordenen Dienerſchaft die weiten Wege durch die Stadt getragen zu werden. Jeder eilt, Jeder ſucht ſchnell nach Hauſe zu kommen, der General, der die reichen Geſchenke für Frau und Kind nach Hauſe bringen läßt, wie der Bäckerburſche, der die großen Bleche voll duftender Kuchen in die Häuſer trägt. So haſtet ſich Alles den ganzen Tag hindurch, bis der Tag ſinkt und es ſtiller in den Straßen wird. Die Mittelſtände ſind nun in ihren Wohnungen und machen hier die letzten Zurüſtungen für die Beſcheerung, und bisweilen tauchen ſchon zwiſchen den weißen

Digitized by Google

Gardinen die einzelnen Lichter an den Tannenbäumen auf, die man zur Probe anzündet. Aber die Reichsten und die Aermsten sind noch unterwegs, und nun, wenn die Dämmerung eintritt, fahren plötzlich Möbelwagen durch alle Straßen und Livréebedienter und Ladenboten der großen Magazine eilen vorsichtig über den glatt getretenen Schnee. Hier wird ein Rissing'scher Flügel, dort ein prächtiges Sopha von Hillt vor einem vornehmen Hause abgeladen, Prachtstücke, die in irgend einem Salon die Ueberraschung der Hausfrau vollenden sollen. Die herrlichsten Stubenuhren und Kaminbronzen, die lange vorher bestellten Oelgemälde und Statuetten werden erst im Schutze der Dunkelheit behutsam umhergetragen, während die ärmsten Volksklassen, die ihre Weihnachtsgabe für die Kinder von dem eben verdienten Lohne, von dem eben erhaltenen Weihnachtsgeschenke kaufen müssen, erst anfangen ihre Wahl zu treffen und dann schleunig mit der blanken Pyramide und den blanken Pfefferkuchen ihrer entlegenen Wohnung zueilen. Aber die lange vorher gekauften flammenden Girandolen in den Palästen entzünden keine hellere Freude als die spärlichen Wachslichter an der kleinsten Pyramide.

Es war sechs Uhr Abends, als ich mich zu einer befreundeten Familie begab, um Theil zu nehmen an der Bescheerung für die Kinder. Der Halbmond stand leuchtend am Himmel, die Sterne funkelten, der Reif an den Bäumen auf dem Leipziger Platze glänzte wie brillantirt in der hellen Nacht. Die Glocken der Thürme erklangen. Sie läuteten das Liebesfest ein, zur Liebe, zur Brüderlichkeit ermahnend an dem Gedenktage dessen, der sicherlich nicht eine Theorie finsterer Ascese in die Welt zu bringen meinte, als er zuerst die Religion der Bruderliebe verkündete.

Die sogenannten Berliner Weihnachtsausstellungen haben eine gewisse Berühmtheit, weßhalb von denselben auch hier die Rede seyn muß, um so mehr, als sich die Tendenzen der Zeit deutlich darin spiegeln.

Die Ausstellungen bei Fuchs, Mylentz oder Kroll, wo man unter einer Art von Theaterdekoration umhergeht oder eine Mahlzeit verzehrt, sind allein darauf berechnet, durch den oberflächlichen Genuß für eine halbe Stunde zu unterhalten. — Auch das Gropius'sche Diorama, das in seiner Art künstlerisch vollendet ist, gehört nicht in den Bereich unserer Betrachtung, wohl aber die Kunstausstellungen in der Akademie und in der breiten Straße.

Die Ausstellung in der Akademie wird von einem seit Jahren bestehenden Künstlerverein veranstaltet. Es sind, wie sonst schon, sechs große transparente Bilder aufgestellt, welche nacheinander erleuchtet und von dem vortrefflich geübten Domchor mit Vokalmusik begleitet werden, die sich dem Motiv des Bildes anpaßt. Dieses Jahr sind vier Raphaelsche Bilder aus den Loggien dazu gewählt: Gott Vater in den Wolken, Adam und Eva im Paradiese, die Verkündigung des Abraham und die Auffindung des Moses. An sie schließen sich an: Joseph und seine Brüder, nach einer schönen Jugendarbeit von Cornelius in der Casa Bartoldi zu Rom, und eine Geburt des Heilands von Rubens. Alle diese Bilder, zwölf Fuß lang und neun Fuß hoch, sind von den besten Künstlern, wie Meierheim, Hopfgarten, Schadow u. s. w. gemalt, und man hat von ihnen und von der ganz vortrefflichen alten Musik einen wahrhaften Genuß. Die Einnahme dient zur Unterstützung hülfsbedürftiger Künstler und zur Versorgung ihrer Wittwen und Waisen. Der Fonds soll seit den fünf Jahren, die das Unternehmen besteht, schon sehr bedeutend geworden seyn, obgleich man im vorigen Jahre keine Ausstellung wagte und also ein Jahresertrag ganz verloren worden ist.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Januar.

Theater. — Skulptur.

Florenz ohne Kunst und Künstler ist nicht mehr Florenz, und auch hier feiert die Kunst unfreiwillig. Die Theater hatten sich nur durch Schaustücke. Dabei ist es merkwürdig, mit wie Wenigem der Italiener, dem in Kunstsachen ein feines Gefühl nicht abgesprochen werden kann, durch die Theaterdirektionen sich zufrieden stellen läßt. Wenn nur eine einzige Sängerin sich über die mittlere Höhe musikalischer Leistungen erhebt, genügt dieß dem Publikum. An eine nur auch leidlich gute Besetzung aller Rollen, an den hinreißenden bezaubernden Eindruck einer gelungenen Gesammtdarstellung ist in Italien gar nicht zu denken, und sonderbarer Weise wird auf das dramatische Moment bei den Opern gar kein Gewicht gelegt. Noch niemals habe ich die Norma schlechter aufführen sehen als in der Pergola. Und doch war dieser Abend noch ein glücklicher Fund in Vergleich zu Verdi's Rebukadnezar, der als das eigentliche Stück der Saison regelmäßig über die Bretter geht. Ein gemeinerer musikalischer Charlatanismus ist mir noch nicht zu Ohren gekommen. Die Hauptsache ist allerdings in Italien das Ballet, das niemals fehlen darf. Selbst in den Volkstheatern, wo man etwa neun Kreuzer für den Parterreplatz bezahlt, werden auf die glänzende Ausstattung der Ballette große Summen verwendet. Auf die

Pergola hat spaßhafter oder wenn man lieber will unglücklicher Weise unser Faust, richtiger eine colossale Carrikatur des Faust sich verirrt. Bekanntlich hat Grabbe den barocken Einfall gehabt, den Faust und den Don Juan in Eins zu verschmelzen; damit nicht zufrieden hat der italienische Balletcomponist zu dieser Mischung auch noch Robert den Teufel und den Freischütz hinzugenommen, ohne daß übrigens ein korinthischer Erguß daraus entstanden wäre. Bei den Entlehnungen war es nur auf eine sauce piquante abgesehen. Der Vater Gretchens ist der Commthur, der von Faust erstochen wird, und zum Schlusse muß ein zwischen Felsen stehender Madonnenbild Fausts Vertrag mit dem Teufel zerreißen. Dabei fiel mir ein, daß der Professor der Moral, der uns Gymnasiasten vom Theaterbesuch abhalten wollte, den Schluß des Freischütz einen groben Verstoß gegen die ewigen Gebote der Moral nannte. Wie dem auch seyn mag, mit gefielen in dem Ballet Faust die Contretänze zwischen den Teufeln und den Teufelinnen nicht; nicht daß ich es für unmöglich oder unangemessen hielte, einen Höllentanz auszuführen; ich meine nur, daß der Teufelstanz, um anzusprechen, eben so wenig dumm seyn darf, als der Teufel selbst. Umgekehrt scheint der Componist es darauf abgesehen zu haben, den Teufel und seine Sippschaft recht abgeschmackt erscheinen zu lassen. Die Teufelinnen wissen mit ihrem Wesentlich auch gar nichts anzufangen. Haben die Cumeniden der Griechen sich ebenso geberdet, so ist es schwer zu begreifen, wie Euripides dadurch, daß er dieselben auf die Bühne brachte, unter seinen „hoffnungsreichen" Zuschauerinnen Unglück anrichten konnte. Dagegen nimmt es sich sehr hübsch aus, wenn die Hölle sich urplötzlich in ein Serail verwandelt und die Teufelinnen, während Faust mit dem Teufel auf dessen rothem Mantel davonreitet, mit einem male als polnische Polkatänzerinnen dastehen.

Vielleicht das andere Zweige der florentinischen Kunst mehr Befriedigung gewähren. Sagt man doch allgemein, die hiesigen Bildhauer können sich den bedeutendsten Künstlern der Neuzeit kühn zur Seite stellen. Es ist richtig, unter den Statuen berühmter Todtaner, mit denen in neuester Zeit durch eine patriotische Gesellschaft die Plätchen der Uffizien geschmückt wurden, nimmt sich der Giotto, den Dupré im Auftrag der Großherzogin ausführte, sehr gut aus. Das Porträt des großen Künstlers tritt voll Geist und Charakter vor den Beschauer; allein ist dieß die höchste, ist es überhaupt die eigentliche Aufgabe der Sculptur, mit gänzlicher Verleugnung ihres monumentalen Charakters bloße Porträtähnlichkeiten zur Darstellung zu bringen? Nach Dupré's Vorgang haben die florentinischen Bildhauer allgemein diese Richtung eingeschlagen und Michel Angelo's Schule mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Wenn man den unmittelbar daneben stehenden David des großen Florentiners betrachtet, sollte man kaum glauben, daß dieser mit Dupré's Giotto innerhalb derselben Mauern entstanden sey. Abgesehen davon, daß die Bildhauerei mit der Malerei in Hinsicht der Porträtähnlichkeit unmöglich gleichen Schritt halten kann, will es mich bedünken, diese Richtung müsse in das Geiste und Charakterlose verfallen und könne selbst in der glänzendsten Technik keinen Ersatz bieten für den Beelauf des Ewigen und Göttlichen in der Menschennatur. Der weiße kalte Marmor bleibt stumm, und wenn er die Geschichtzüge des Eingelste nachbildete, eben weil seine Sprache nur das Allgemeine, aber die Individualität Hinaustragende ist. Nur Dupré hat eine künstlerische Individualität hinzustellen vermocht, die andern alle, nicht einen ausgenommen, liefern, trotz aller technischen Vollendung ihrer Arbeiten, weiter nichts als Mumien.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, December.

(Fortsetzung.)

Spekulationen. — Der magnetische Telegraph.

Das plötzliche Aufhören der Schifffahrt machte nun diesen Spekulationen ein Ende, vielleicht zum Glück für viele, die, durch die Aussicht auf großen Gewinn verlockt, sich jetzt noch daran betheiligt hätten. Denn eine langjährige Erfahrung lehrt, daß in der Regel die zuletzt auf einen Artikel Spekulirenden das Bad bezahlen müssen und durch das zu Grunde gehen, wodurch sie plötzlich reich werden wollten. Es stellt sich dann oft heraus, daß die Preise nur künstlich in die Höhe geschraubt worden waren; der Markt ist wieder mit dem fraglichen Artikel überfüllt, die Preise sinken eben so schnell, als sie in die Höhe gegangen waren, und große Falliffements sind unausbleiblich. Das sicherste Mittel, mäßig reich zu werden, ist und bleibt immer, sich mit einem geringen Gewinn zufrieden zu geben, d. h. heute zu kaufen und morgen wieder zu verkaufen, wenn man es mit einem kleinen Aufschlag thun kann. So ist anzunehmen, daß der jetzt so ungewöhnlich hoch im Preise stehende Kaffee zum Frühjahr äußerst wohlfeil seyn wird, und wer bis dahin seine Vorräthe zurückgehalten hat, muß dann nothwendig stark daran verlieren. — Die dem öffentlichen Verkehr jetzt von der Krone Preußen übergebene electro-magnetische Telegraphenlinie, die bereits über Berlin bis Frankfurt a M. geht, befördert die Spekulation in Staatspapieren außerordentlich. Diese Linie geht inmitten der beiden Eisenbahngleise unter der Erde weg. Man hat eine zwei Fuß tiefe Rinne gegraben und den mit Guttapercha überzogenen, etwa einen kleinen Finger dicken Draht in dieselbe gelegt. Dieser Draht wurde, auf eine große Rolle gewickelt, auf einem kleinen Wagen nachgeführt; wo er zu Ende war, leitete man einen zweiten vermittelst einer kleinen mitgeführten Feldschmiede an. Diese Telegraphen, dessen Ausgangspunkt an unserer Börse ist, bedienen sich die Fondsspekulanten, um zu gleicher Zeit an der hiesigen und an der Berliner Börse zu spekuliren. Zeigt sich irgend ein Staatspapier „angenehm," so läßt der Fondsspekulant eine telegraphische Ordre an seinen Berliner Geschäftsfreund ergehen, dort solches Papier für ihn zu kaufen; dieser führt die erhaltene Ordre auf der Stelle aus und läßt dieß sofort zurücktelegraphiren. So erfährt der Spekulant nicht nur an demselben Tage, sondern oft noch an der Börse, daß er um so und so viel reicher — oder ärmer — geworden, denn nicht jede Hoffnung oder Erwartung wird erfüllt. Auf solche Weise werden große Reichthümer erworben und verloren. Indessen steht fest, daß dem sehr Reichen benutzung immer mehr Wege eröffnet werden, es zu einem enormen Vermögen zu bringen und eben dadurch das Proletariat zu vermehren. Die Summe alles Bestehenden ist nun eine gegebene; hat nun Einer allzuviel, so müssen diesem gegenüber ihrer viele darben. — Der erste Telegraph, den Hamburg hatte, war ein optischer, und dessen Begründer, ein sehr vermögender Mann, soll den größten Theil seines Vermögens auf die Errichtung desselben verwendet haben. Seit uns ein Amerikaner den electro-magnetischen Telegraphen gebracht, hat der optische seine Thätigkeit einstellen müssen und der Begründer desselben muß sein Capital als verloren betrachten. Der magnetische Telegraph zwischen hier und Berlin wird so stark benutzt, daß er schon jetzt täglich die Summe von 100 Rthlr. einbringen soll; freilich sind die angesetzten Preise sehr hoch; allein man muß sie bezahlen, weil es an Conkurrenz fehlt.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 14. Mittwoch den 16. Januar 1850.

— The village fame,
Where, Harold, thy forefathers muldering lie.
Bowles.

Byrons Grab.

Das Landhaus meines gastlichen Freundes war eine Wegstunde von Hucknall Torkard, halben Wegs zwischen diesem Dorfe und der gewerbthätigen Stadt Nottingham. Schon am zweiten Tage meines Dortseyns benutzte ich die in den comfortabeln englischen Landhäusern vom beendigten Frühmahle bis zur späten Tafelstunde zu freier Verfügung bleibende Zeit, um eine Fußwanderung nach dem genannten Dorfe zu machen. Vielleicht hätte es beim Frühstück nur der Erwähnung meines Vorhabens bedurft, um von den außer mir anwesenden drei weiblichen und vier männlichen Gästen wenigstens einige zur Begleitung zu veranlassen. Sie wußten alle, daß in der kleinen Kirche von Hucknall Torkard die Asche eines der größten Dichter, die Asche Byrons ruht, und Keiner hatte noch sein Grab besucht. Ich hatte aber nicht davon sprechen mögen, weil ich den Gang allein machen und auch gehen, weder fahren noch reiten, und auf dem Wege mich überzeugen wollte, ob die Bauern wissen, wer in ihrer Kirche schläft.

Aus dem zum Landhause gehörenden Park kam ich auf den Fußpfad nach Hucknall. Ich begegnete mehreren Dörflern beiderlei Geschlechts, fragte die Einen, ob dieß der Weg nach Hucknall, Andere, wie weit es dahin sey, und erhielt von Allen artigen Bescheid, und nie, ohne daß sie der Kirche gedachten und in der Kirche mein Ziel vermutheten. »All right to the church, and that's your point, I reckon,« sagte der Eine; »barely two miles to the church, where you're going, I take it,« antwortete ein junges Mädchen, und ein altes Mütterchen, das am Arme eines Knaben langsam einherschritt, belehrte mich kopfschüttelnd: »Na! nat to the church it isn't, by a good bit: and 'tis the church I'spose ya want.« So bewußt sind sich die Hucknaller, daß ihre Kirche der Magnet ihres Dorfes und Byrons Grab der Magnet ihrer Kirche ist.

Das Dorf streckt sich lang hin und die Kirche steht — in der Richtung, von welcher ich kam — ziemlich am äußersten Ende. Die Häuser der Einwohner wetteifern in Bescheidenheit mit ihrem Gotteshause. Nur einzelne hatten die in England üblichen freundlichen Blumengärten; an keinem rankte sich der Epheu empor, welcher mit Rosen durchflochten die Häuser und Hütten der englischen Landleute zu schmücken pflegt. Die Kirche ist eine ganz gewöhnliche Dorfkirche, im Aeußern und Innern ohne architektonische Zier, ein niedriges, stilles Gebäude, wo man andächtig beten und ruhig schlafen kann. Um in das Heiligthum zu gelangen, bedurfte ich des Küsters und seines Schlüssels. Auf schwarzer Tafel am Eingangsgitterthor zu den die Kirche umgebenden, mit nutzbaren Obstbäumen bepflanzten Gräbern las ich in weißen Buchstaben, wo der Küster wohne — ein paar hundert Schritte entfernt — und daß er stets bereit sey die Kirche zu öffnen. Neben mir, während ich las, erschien wie aus der Erde gewachsen ein bausbackiger Junge, ein Bild blühender Gesundheit, mit im Winde flatterndem Haar, baarfuß, in leinenen Hosen, ohne Weste, ohne Jacke, die Hemdärmel über die Ellbogen aufgerollt. Aus großen braunen Augen sah er ehrlich zu mir empor und fragte, ob er den Großvater rufen solle. — „Ich brauche keinen Großvater,“ antwortete ich, „sondern den Küster und den Kirchen-

Digitized by Google

schlüssel." — „Aber Großvater ist der Küster," fuhr der Knabe auf. — „Das ist ein Anderes," versetzte ich; „gut, so ruf' ihn; doch halt, was willst du dafür haben?" — „Was der Herr mir geben wird." — „Und dein Großvater für das Zeigen der Kirche?" — „Nicht weniger als einen Schilling; kein Gentleman gibt weniger." — Also auch in Hucknall Torkard gilt der Trumpf, mit welchem durch ganz England die Schillinge gestochen werden. Der Knabe sprang fröhlich fort und der Küster ließ nicht auf sich warten.

Er hätte Urgroßvater seyn können, denn er war seit sechs-und-vierzig Jahren Schullehrer und nebenbei Küster. Die Siebzig waren ihm aber nicht anzusehen, so frisch war sein Gesicht, so rüstig sein Gang, so geläufig seine Zunge, so stramm seine Haltung; übrigens ein kleiner, untersetzter Mann mit blanken Zähnen, schwarzen Augen und braun und grau gemischtem Haar, ein nicht unwürdiger Träger des weit verbreiteten Namens Green.

Was an Byron, dem Dichter, der Vergänglichkeit gehört hat, das ruht eingesargt und eingesenkt vor dem Altar. Ueber seinem Sarge lernt die Dorfjugend Sonntags singen. Herr Grün hat das eingeführt, nicht als Todtenfeier für den Unsterblichen, sondern weil Ort und Tag ihm am geeignetsten dünken, die Dorfjugend singen zu lehren. Unter Byrons Sarge steht der Sarg seiner Mutter, beide von gleicher Länge, und die Inschrift auf seiner Mutter Sarg lautet:

The Honourable Catherine Gordon Byron
Of Gight:
Mother of George, Lord Byron,
and lineal descendant of the
Earl of Huntley, and Lady Jane Stuart,
daughter of
King James the First of Scotland;
Died in the 36th year of her age,
August, 1st, 1811.

Im Todesjahre seiner Mutter kehrte der Dichter, ob geheilt oder nicht von den Schmerzen einer unerwiederten Liebe, aus Portugal, Spanien und Griechenland heim und gewann durch Childe Harold den Lorbeerkranz. Die Mutterliebe war zum Stolz geworden, und stolzer als auf ihre Abstammung von König Jakob dem Ersten von Schottland war Catharine Gordon auf ihren Sohn George, Lord Byron. Deßhalb wurde er nach ihrem Begehren in der Inschrift vorangestellt und von der stolzen Mutter vergessen, daß sie auch Mutter einer Tochter war. Der Todesengel pflückte das Leben des Sohnes, und ohne die vergessene Tochter würde nichts die Stelle bezeichnen, wo er schläft. Hinter der unmittelbar bei der Kanzel befindlichen und zum Gute gehörenden großen viereckigen Familienkapelle, in welcher Byron als Knabe mit seiner Mutter gesessen, im Rücken dieser Kapelle, zwischen ihr und der kleinen Altarthüre gegenüber berichtet eine einfache Marmortafel, wer in the vault beneath ruht.

In the vault beneath,
Where many of his ancestors, and his mother are buried,
Lie the remains of
George Gordon Noel Byron,
Lord Byron of Rochdale,
In the county of Lancaster,
The Author of Childe Harold's Pilgrimage.
He was born in London on the
22nd of January, 1785:
He died at Missolonghi, in Western Greece, on the
19th of April, 1824,
Engaged in the glorious attempt to restore that
Country to her ancient freedom and renown.
His Sister,
The Honourable Augusta Mary Leigh,
Placed this tablet to his memory.

(Schluß folgt.)

Berliner Briefe.

(Schluß.)

Diesem alten Künstlervereine hat sich, ich weiß nicht ob zur Seite oder gegenüber, die Genossenschaft der jüngeren Künstler gebildet. Sie haben in der breiten Straße ebenfalls transparente Bilder, aber nicht nach alten Meisterwerken, sondern neue Compositionen aufgestellt. Mit Ausnahme einer Copie der Nacht von Correggio, von Gütling, und einer Madonna von Wagner, welche mit dem Christkinde an der Hand Kinder der Menschen mit Blumen beschenkt, sind es lauter Genrebilder. Denn das sehr anmuthig gedachte Bild von Burger, das einen Tannenbaum im Walde darstellt, den die Elfen schmücken, welche dazu Feuer von den Gnomen borgen, möchte wohl auch in diese Kategorie zu stellen seyn. Die andern Darstellungen schildern den Weihnachtsabend in den verschiedensten menschlichen Verhältnissen. Wir sehen von Röder vor Kälte starrende Kinder Waldteufel und Fahnen zum Kaufe feil bieten; von Heidenreich arme Kinder, welche aufjubeln bei dem Lichte, das aus den Fenstern der Reichen fällt, während die Mutter, die sie trägt und führt, von Schmerz und Kummer verzehrt scheint. Von Wagner ist eine Christbescheerung in der Dachstube, wo der Proletarier den Baum für Weib und Kind entzündet, die auf der Erde schlafend vom Monde beleuchtet werden, der durch das Fenster fällt; von Hartmann des Wanderburschen Christabend, dem im Bauernhause das Kind auf dem Arm der Hausfrau einen Teller Backwerk entgegenhält, während der Vater, die Pfeife im Mund, am

Digitized by Google

Ofen ſtehend, mit behaglichem Lächeln zuſieht. — Es folgen die Chriſtbeſcheerung in der Armenſchule von Kretſchmar; des Kindes erſter Weihnachtsabend von Herbig; des kranken Kindes Weihnacht von Heil; lauſchende Kinder von Brand; Weihnachtsfeier in einer bürgerlichen Familie von Stöckel; Beſcheerung in der vornehmen Familie von Burger, und ein niedliches Bild von Wisniewsky: Ueberraſchung durch die Geliebte, auf dem eine in Shawl und Hut gekleidete, anmuthige Frauengeſtalt, eben zur Thüre eingetreten, den Weihnachtsbaum für den Geliebten aufputzt, der im Lehnſtuhl vor dem Schreibtiſch eingeſchlummert iſt.

Alle dieſe Bilder laſſen in künſtleriſcher Vollendung wohl Manches zu wünſchen übrig, aber der Gedanke iſt ſchön, der durch die ganze Reihe der Bilder geht und das menſchliche Gefühl in allen ſeinen Stufen ſchildert, während zugleich die Ungleichheit der Menſchenloose in rührender Wahrheit dargeſtellt wird.

Dieſer jüngere Künſtlerverein iſt unter dem Namen „die Kunſtgenoſſenſchaft“ zuſammengetreten, um der Bedrückung zu entgehen, durch welche die Kunſthändler den Gewinn der jüngern, noch ungekannten Künſtler ſchmälern, wenn Geldnoth ſie zwingt ſich dieſer Zwiſchenhändler zu bedienen. Es ſoll ein eigenes Verkaufslokal, eine permanente Ausſtellung, eine Vorſchußkaſſe gegründet, kurz ein ſelfgovernment eingeführt werden, bei dem man die Bequemlichkeit und den Vortheil des Publikums mit dem Vortheil der einzelnen Künſtler beſſer zu vereinigen hofft, als es bisher möglich geſchienen hat. Schon jetzt bietet die Ausſtellung eine Menge guter Copien alter Bilder, Originalcompoſitionen, Aquarelle, Handzeichnungen, Gyps- und Erzſtatuetten für mäßige Preiſe dar, die ſonſt das Publikum theurer kaufen und der Künſtler billiger verkaufen mußte, ſo daß man dieſe Einrichtung nur zu loben hat.

Auf Aſſociation ſind auch der Bazar in der breiten Straße und die Ausſtellung des Handwerkervereins in der Johannisſtraße gegründet. In jenem haben Fabrikanten aller Art zum erſtenmal ein gemeinſames Lokal gemiethet, um ihre Waaren feil zu bieten, was ſicher eine Erſparniß an Ausgaben und ſomit größern Gewinn ermöglicht, zumal man als Zugabe ein paar Figurentheater aufgeſtellt hatte, welche Neugierige herbeilockten. In der Johannisſtraße aber ſind, wie ſchon früher, die Mitglieder des Handwerkervereins zuſammengetreten, größtentheils Geſellen, welche die Arbeiten ihrer Mußeſtunden dort von Anfang December bis zum 22. des Monats verkaufen. Sie ſollen in dieſem Jahre ſehr gute Geſchäfte gemacht haben, da faſt alle Arbeiten ſolid und ſchön waren.

Das Prinzip ſolcher Aſſociation macht in den arbeitenden Ständen auf die erfreulichſte Weiſe ſich mehr und mehr geltend. Man will ſich nicht mehr mit Almoſen begnadigen laſſen, wenn man ſich ſelbſt helfen kann. Ueberall, vornehmlich auch bei dem wichtigen Verein der Arbeiter für die Geſundheitspflege, hat ſich die Zahl der Theilnehmer ſeit Jahresfriſt faſt verdoppelt. Die Arbeiter verwalten die Beiträge ſelbſt, unter Zuziehung einiger Aerzte und Gewerkeälteſten, und es zeigt ſich für den einzelnen Kranken, für die Gewerke, denen ſonſt die Krankenverſorgung ſehr ſchwer wurde, und für die Aerzte ein weſentlicher Vortheil dabei. Die Aerzte, welche in den einzelnen Vereinsbezirken wohnen, viel beſſer beſoldet werden als die ſtädtiſchen Armenärzte, und alle Hülfsmittel an Arzneien, Verband u. ſ. w. gegen von ihnen ausgeſtellte Reverſe zu ihrer Dispoſition haben, können mühelos beim Beginn der Uebel zu Rathe gezogen werden, während man ſie früher aus Furcht vor den Koſten und vor dem Krankenhauſe auswachſen ließ, bis ſie unheilbar geworden waren. Der Gemeinde fiel dann ein arbeitsunfähiger Menſch zur Laſt, wenn ſie nicht gar die Verſorgung von Wittwen und Waiſen zu übernehmen hatte, während jetzt oft mit den geringſten Mitteln einer Familie der Ernährer erhalten und eine Menge Ausgaben der Gemeinde erſpart wird.

Man hofft in dieſem Jahre den Verein für Krankenpflege auf die ganze Stadt auszudehnen, und indem man für das materielle Gedeihen der arbeitenden Klaſſen ſorgt, in ihnen zugleich das Gefühl der Gegenſeitigkeit und Brüderlichkeit zu befeſtigen und es ihnen klar zu machen, wie Gemeinden ihre Angelegenheiten ſelbſt verwalten können zum Nutzen jedes Einzelnen und zum größten Vortheil der Geſammtheit.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

(Fortſetzung.)

Die Preſſe.

Wenn ich in meinem letzten Berichte die Meinung ausſprach, daß eben die allzugroße Strenge unſeres Preßgeſetzes die volle Ausführung deſſelben verhindern werde, ſo hat ſich bereits ein Fall ereignet, der für dieſe Anſicht ſpricht, und da er für ganz Deutſchland Intereſſe haben dürfte, theile ich ihn mit. In einem Artikel des ſehr ſcharf gehaltenen „Opponenten“ war behauptet worden; unſer Senat habe der Conſtituante einen falſchen Wechſel mit dem feierlichen, ſpäter nicht gehaltenen Verſprechen: „die von derſelben feſtgeſtellte Verfaſſung ungeſäumt einführen zu wollen“

Digitized by Google

(Worte eines Senatsconclusum) aufgestellt, sich somit einer betrügerischen Handlungsweise schuldig gemacht. Obgleich nun dem Senat fak in allen unsern öffentlichen Organen wiederholt und mit bürren Worten dieser Vorbruch, und zwar ungestraft, vorgeworfen worden war, fand sich doch der Staatsanwalt, Dr. Hrise, veranlaßt, den „Opponenten“ wegen dieser Behauptung zur Rechenschaft zu ziehen, und der verantwortliche Redakteur, L. Hachter — nicht mit dem ehemaligen Reichsminister zu verwechseln — wurde vor die Schranken des Niedergerichts gefordert. Der Staatsanwalt trug auf eine Strafe von 400 Mark oder 80 Tage Gefängniß an. Als Vertheidiger des Angeklagten trat Dr. Trittau, ein auf der äußersten Linken stehendes Mitglied unserer Constituante und ein zwar etwas lebhafter, aber geistreicher Mann, auf und verlangte den Wahrheitsbeweis des im „Opponenten“ behaupteten durch Vorladung sämmtlicher Mitglieder der Constituante als Zeugen zu führen. Dagegen erhob sich der Präses des Niedergerichts, Dr. Berchan, mit dem Verbot der Eintrede der Wahrheit, d. h. dem Vertheidiger sollte nicht erlaubt sein den Beweis zu führen, daß das, was im „Opponenten“ gestanden, auf Wahrheit begründet sey. Dieser in den Annalen der Gerichtspflege wohl einzige Verfahren veranlaßte den Vertheidiger zu der Erklärung, daß er unter solchen Umständen und vor einem solchen Gerichte, das sich als Partei aufgestellt, die Sache nicht weiter führen könne noch werde. Man veranlaßte jetzt den anwesenden Angeklagten, sich nach einem andern Vertheidiger umzusehen, was er auch that; allein die anwesenden Anwälte erklärten, unter solchen Umständen sich auch nicht darauf einlassen zu wollen, vor diesem Gerichte aufzutreten. Die Sitzung mußte also aufgehoben werden. Einige Tage später erneuerte man die Citation und jetzt trat Dr. Trittau mit einer Verherrescenzverklärung des Niedergerichts auf, das nothgedrungen in dieselbe willigen und zugeben mußte, daß die Sache, dem gewöhnlichen Laufe zuwider, zuerst an das Obergericht gewiesen werde. Auch dieses, weil aus Censoren zusammengesetzt, die also in eigener Sache zu richten haben würden, wird Dr. Trittau verwerfen und die Verweisung an das Oberappellationsgericht in Lübeck und von diesem an ein anderes, unparteiisches Gericht fordern. Daß dieser Vorfall in unserer Stadt ein faßt eben so großes Aufsehen erregte, als der Waldeckische in Europa, brauche ich kaum zu sagen. Die Entrüstung über den versuchten „kühnen Griff“ unseres bis dahin für unabhängig gehaltenen Niedergerichts ist in allen Schichten der Bevölkerung gleich groß. Für die Conservativen sind moralische Niederlagen der Art jedesmal ein Schrecken, weil sie ihnen einen Theil ihrer Kräfte, und zwar die besten, entziehen. — Das neue Preßgesetz findet immer mehr Mißbilligung beim großen Publikum, und man schämt sich fast desselben, seit ein im hiesigen „Freischütz“ erschienener, der „Prager Zeitung,“ einem Regierungsorgane, entnommener Artikel den Beweis geführt hat, daß sich das schon hinlänglich strenge österreichische Preßgesetz in vielen wesentlichen Punkten liberaler darstellt, als das der freien Reichs- und Hansestadt Hamburg.

(Fortsetzung folgt.)

Florenz, Januar.

(Fortsetzung.)

Skulptur — Malerei.

Des Beispiels wegen will ich mich nur auf Pompaloni's Leonardo da Vinci berufen. In dem Saal der Uffizien, den die Bildnisse berühmter Maler schmücken, hängt ein wundervolles Portrait Leonardo's; Pompaloni hat sich ängstlich daran gehalten, und siehe da, das Ergebniß war kein anderes, als daß der lange Bart und das Barret, die dem getreulich nachgebildeten, eben deßhalb aber völlig nichtssagenden Kopf beigegeben sind, weit eher einen ägyptischen Hierophanten vermuthen lassen, als einen der größten Genies, die je gelebt. — Ihre ganze Verderbtheit offenbart indessen diese Schule erst da, wo sie in Ermangelung von wirklichen Bildnissen auf die eigene Erfindung von Porträtähnlichkeiten angewiesen ist. Weitaus die meisten Pariser Bildhauer sind in Dupré's Fußstapfen getreten und unterscheiden sich von den Florentinern nur dadurch, daß sie, um zu individualisiren, den Effekt und darum den Affekt aufs Höchste treiben. Der zum Luxemburg gehörende Garten wurde dazu ausersehen, mit den Bildsäulen derjenigen Frauen geziert zu werden, die sich in der Geschichte Frankreichs besonders ausgezeichnet. Bei mehreren derselben, wie namentlich bei der heroischen Prinzessin von Joinville, die den Prinzen Condé nach der Barrikadenschlacht im Faubourg St. Antoine durch Oeffnung der Stadtthore vor der gänzlichen Niederlage rettete, ist die Porträtähnlichkeit sehr gut gelungen; bei andern Frauen, deren Geschichte in das Dunkel der Sagenzeit zurückreicht, sah der Künstler, der sich auf seine eigene Phantasie verlassen mußte, keinen andern Ausweg vor sich, als durch leidenschaftliche Stellungen und ungeheuig betonte Beigaben die Aufmerksamkeit von dem nichtssagenden Gesicht, das dem nächsten besten Modell nachgebildet ist, abzulenken. Die Betrirungen, in die viele auf diese Weise geriethen, sind wahrhaft herzlohnend, um so betrübender, wenn man den ungeheuern Fleiß wahrnimmt, der auf die Arbeit verwendet wurde.

Von der Malerei vollends ist gar nichts zu sagen; fak sollte man glauben, dieselbe ertötire gar nicht mehr und die Kunst, vermittelst der Farbe Lebendiges darzustellen, sey gegen den Schluß des sechzehnten Jahrhunderts verloren gegangen. Da sigen die Armen vor den Kunstwerken der großen Meister, ängstlich bemüht, dieselben Zug um Zug nachzuzeichnen; aber wie selten gelingt es auch nur Einem unter den vielen hunderten, den Farben ihr Geheimniß abzulauschen und das leuchtende Leben wenn auch verblaßt und abgeschwächt wenigstens in ein paar glücklichen Pinselstrichen wiederzugeben! Doch lassen wir das, wir leben einmal im kritischen Zeitalter und dieses kann für die Kunst nur ein eisernes sein. Grund genug, warum der Liebhaber der Kunst auf das Schmerzlichste wünschen muß, daß wenigstens der Kunstkritik ihre wesentlichen Elemente und die wichtigsten Anhaltspunkte erhalten werden. Dieß gilt namentlich von den Freskomalereien, die meines Erachtens bei der Beurtheilung und zu dem Verständniß des goldenen Zeitalters der Malerei den Ausschlag geben. Mein Reim, das Manchem parador klingen mag, lautet: ein großer Meister kann nur in seinen Wandmalereien ganz erkannt, und zumal in dem Einfluß, den er auf die spätere Generation geübt, gehörig gewürdigt werden. Von der florentinischen Schule ist dieß außer Zweifel. Da nun aber durch die Florentiner das Zeitalter der christlichen Kunst in ihrer vollendetsten und freiesten Entfaltung vorbereitet und auf den Punkt geführt wurde, wo die künstlerisch darzustellenden Ideen ihren Schwerpunkt nur in sich selbst, d. h. in der schöpferischen, frei waltenden Anschauung des Künstlers hatten, so hat der oben aufgestellte Satz allgemeine Geltung Um so freudiger begrüßen wir jeden neuen Fund, durch den verborgene Schätze zu Tag kommen. Die Liberalität, womit man in Florenz dem Reisenden die Besichtigung, und zwar eine bequeme, genußreiche Besichtigung aller Kunstdenkmale möglich macht, ist hinlänglich bekannt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 15. Donnerstag den 17. Januar 1850.

Daheim regierten sie sich fröhlich selbst
Nach altem Brauch und eigenem Gesetz;
Der höchste Bannbann war allein des Kaisers,
Und dazu war bestellt ein grober Graf, —
Und unter offnem Himmel, schlicht und klar,
Sprach er das Recht und ohne Furcht der Menschen.
Schiller.

Der Volksmann von Paderborn.

II. Die freie Wahl.

Wo der kühne Römer einst über germanische Sümpfe seine „langen Brücken" gespannt, liegt die Landschaft Delbrück, in der bis zum heutigen Tag ein ursprüngliches Geschlecht von Recken haust, blauen Auges, gelben Haares, riesig von Gestalt und Gliedmaßen, frisch und frei von Gemüth, ringfertig und raufslustig und immer durstig. Das Ländchen ist nordöstlich in geringer Entfernung von Paderborn zu suchen, am Flüßchen Hauptenbeck, das in den Heiden beim Sennerfeld unfern der Emsquelle seinen Ursprung nimmt. Stolz auf ihre uralte Freiheit, zählten die Delbrücker zu ihren besten Errungenschaften das eigene Landrecht, so daß beim Jahresgericht der fürstliche Droste nur zugelassen wurde, nachdem er ausdrücklich erklärt hatte, er komme nicht, um das Recht zu bringen, sondern um es zu finden.

Im Orte Delbrück, wo die Pfarrkirche stand, wurde in der offenen Halle „zum Hagedorn" das Gericht gehegt vor allem Volke, wobei die Schöffen nach der Urväter Weise mit Spießen in den Händen erschienen. Die Untersuchung in peinlichen Sachen führete der einheimische Gograve (Gaugraf) mit den beiden Landknechten, und der Spruch erfolgte ebenfalls im Hagedorn. Die Frevelthädigung aber geschah auf dem Holtingsgericht, welches die Strafen über das Abmähen des Grases auf den „Plagen" zum Nachtheil der allgemeinen Weide erkannte. Die Genossen der Mark, „Maier, Kötter, Bardenhauer und alte Zulagerer," steckten im Ring ihre Messer in den Boden. Wessen Name gerufen ward, der zog sein Messer heraus und sprach dazu, je nach den Umständen: Ich ziehe mein Messer auf Recht! — oder: ich ziehe mein Messer auf Herrengnade! Wer auf Recht gezogen hatte und von den „Schernen" auf ihren Eid eines „Hudefevels" überwunden ward, der mußte die doppelte Buße zahlen. — Zu dem kostbaren Recht, wodurch das Volk seine altdeutsche Gerichtsverfassung, die Grundveste aller Freiheit, sich bewahrt sah, gesellten sich sonstiger Vorrechte noch mehr; so der „Glockenschlag," was wir heutzutag das freie Versammlungsrecht heißen. Die Delbrücker zogen ihre Glocke nach eigenem Gutdünken; dem Stürmen im Lande folgten sie nur, wenn ein Feind in's Hochstift fiel oder Feuersgefahr zur Hülfe mahnte. — Darum geschah es, daß an jenem Tage des Auslaufs zu Paderborn die Glocke von Delbrück ihren Schwengel ruhen ließ und die Boten ohne Feuerbrand zu den Höfen liefen, bloß um zu rufen: „Der Lärm geht uns nichts an. Der Bischof soll mit den Padeborneen sich vertragen wie er eben kann. Sag's weiter, Bauer."

Ein solcher Bote kam zum Kreuzhof, auf welchem am Gehölz hinter Westerloh der Maier Hannjost saß. Der Bauer auf seiner Väter freiem Erbe ist der ächte und rechte Edelmann nach urdeutscher Weise. Solche Edelinge waren zwar damals schon seit Jahrhunderten selten genug, weil die meisten längst zu Junkern geworden, welche ihren Knechten allein die Landwirthschaft überließen, woher auch die Redensart vom junkernden Bader stammt, wenn derselbe mit leeren Halmen hochauf in's Steoh schießt. Aber der Kreuzmaier war ein freier Sasse, wie seine Ahnen schon lange zuvor gewesen, ehe nur Karl der Große geboren,

Digitized by Google

geſchweige denn in's Land gekommen war. Der Name des Gehöftes war viel jünger als das Erbe ſelber; er ſtammte aus den Tagen des heiligen Sturmio, welcher hier mit eigener Hand das Bild des gekreuzigten Erlöſers an die alte Eiche vor dem Hauſe geheftet haben ſoll. — Der Bote traf den Maier ſammt den Ehebolden am flackernden Herd mit winterlicher Arbeit beſchäftigt. Die Maierin mit ihren Töchtern Mariekthrine und Greit, und die Mägde drehten, zogen und wirbelten den blonden Flachs zu feinen langen Fäden. Hannjoſt und ſein Pflegeſohn Johannes hämmerten allerhand Eiſenwerk zurecht. Die Knechte beſſerten mit kundiger Hand verſchiedene Geräthſchaften aus oder ſchnitzten Lichtſpäne für den langen Abend.

„Gelobt ſey Jeſus Chriſtus," grüßte der Eintretende. — „In Ewigkeit, Amen," hieß die Antwort, welcher der Meier die Frage hinzufügte: „Was Neues, Jauſſep, mein gutes Männeken?" — „Nicht viel," beſchied der, indem er ſich beim Feuer niederließ; „doch muß es weiter geſagt ſeyn. In der Stadt ſtoßen ſie einander die Schädel ein und auf dem Lande läutet es deßwegen Orlog. Geht uns aber nichts an; wir ſollen alle ruhig am Herde ſitzen bleiben und unſern Speck in Frieden verzehren." — „Fort mit der Anſprache!" gebot der Bauer einem jungen Knecht, der unverweilt ſich auf den Weg machte. Johannes ließ den Hammer fallen und rief voll Eifers: „Wie, wollen wir uns gemächlich die Pfoten wärmen, während es droben Span und Hader gibt?" — „Ei warum denn nicht?" entgegnete Hannjoſt; „von außen her droht uns kein Feind und in der Stadt können ſie gar nichts beſſeres thun, als wenn ſie immer einen nehmen und den andern damit todtſchlagen. Wenn ſie alle zu Grund gehen, iſt doch kein einziger zu wenig da." — Worauf Johannes: „Und wenn ihr alle am Herdbrand ſitzen bleibt, ſo lauf' ich allein nach der Stadt. Ich kann es nicht vertragen, meine guten Freunde in Noth zu wiſſen und dabei meine Hände in den Schooß zu legen." — Die Maierin und ihre Töchter erhoben Einſpruch. — „Laß' die Stadtbauern ihre Händel allein ausfechten," mahnten ſie; „ſie meinen es doch nicht gut mit uns; wenn's nach ihrem Sinn ginge, ſo wären wir längſt ihre armen Leute." Hannjoſt hieß das Frauenvolk ſchweigen. „Der Johannes hat im Grunde recht," ſagte er; „ſeine Jungfer Billa könnte vielleicht des Beiſtandes bedürftig werden, und er iſt verbunden ihr beizuſpringen. Mit einem treuen Herzen allein iſt's nicht gethan, der Mann muß dabei eine treue und gewärtige Fauſt beſitzen. Auch habe ich ſelber in der Stadt etwas zu beſtellen, was du ausrichten kannſt, mein Junge. Doch das muß ich dir allein ſagen. Komm 'mal mit."

In der ſtillen Kammer hob der Alte wieder an: „Ich weiß recht gut, was dich nach der Stadt zieht." — „Fürwahr, das zu errathen iſt kein Herenwerk," verſetzte der Jüngling; „ich mache ja kein Geheimniß draus." — Hannjoſt fuhr fort: „Wie recht und billig iſt. Ein tüchtiger Kerl tritt freiſam jedem unter die Augen. Auch will ich dir keinen Zwang auflegen, aber etwas ſagen muß ich dir. Ich liebe dich als dein Vater. Oder weißt du's anders?" — Johannes ſchüttelte des Maiers Hand und entgegnete dabei: „Ich habe dich immer für meinen Vater gehalten. Als deine Jungen ſtarben, einer nach dem andern, betrauerte ich meine leiblichen Brüder, und ſo oft ich für ihre armen Seelen bete, hört unſer Herrgott ſie von mir gewiß nicht anders nennen. Wer immer auch meine unbekannten Eltern ſeyn mögen, in meinem Herzen biſt du mein Vater, wie die Frau Libet meine Mutter und die zwei Mädchen meine Schweſtern." — „Ganz recht, mein Junge," ſprach der Maier mit weicher Stimme; „und eben weil ich dich ſo lieb habe, möchte ich dich auch wie meinen leiblichen Sohn verſorgen. Ich will dir den Kreuzhof laſſen."

Johannes ſchüttelte das Haupt. „Das geht nicht an," ſagte er, „das Erbe gehört den rechten Kindern. Und wollten wir zwei auch deine Töchter darum verkürzen, ſo würden ſie beim Hagedorn uns zeigen, wo Barthel den Moſt holt. Wir wollen aber ſchon von ſelber nicht, denk' ich." — Der Bauer nickte freundlich und antwortete: „Mein Großvater hat mit dem Capitel einen Erbvertrag errichtet. Für allerhand Nutzungen, die es ihm unentgeltlich überließ, ſoll nach Ausſterben unſeres Geſchlechts die Meierſtatt ein Domlehen werden. Damals war unſere Sippſchaft zahlreich; jetzt ſind außer mir nur meine zwei Mädchen noch übrig. Die eine Tochter erhält den Hof; welche, das ſteht in meiner Wahl. Nun denk' ich ſo: du nimmſt dir eine zum Weibe, welche dir eben am beſten behagt. Jede wird's zufrieden ſeyn. Bedenke dich nicht lange, ſondern ſchlag' ein. Du brauchſt dann nicht darauf zu warten, ob deiner Pflegerin gnädiger Herr etwas für dich thun will, und erhältſt mehr, als er dir mit dem beſten Willen zu geben vermöchte. Thu', was ich ſage. Ein Mann, ein Wort: ſchlag' ein!"

(Fortſetzung folgt.)

Byrons Grab.

(Schluß.)

War es, daß der Küſter die Bewegung bemerkte, mit welcher ich die drei letzten Zeilen las, oder war es Zufall, oder ſeine Gewohnheit, er ſagte, den Faden meiner Gedanken gleichſam fortſpinnend: „Ja, ſeine

Digitized by Google

Schwester, die hochgeborene Auguste Marie Leigh, hat diese Tafel seinem Gedächtnisse gestiftet. Sie wartete ein volles Jahr, ehe sie es that, immer hoffend, daß Jemand, der ihm näher stehe, sein Andenken ehren werde. Als es nicht geschah, verfaßte sie selbst die Inschrift und ließ sie in den Marmor graben." — Hätte Byron recht gehabt, fragte ich mich, als er in dem schmerzlichsten seiner Briefe schrieb: „Das einzige Wesen, das mich je wahrhaft geliebt, ist meine Schwester!" Scheute sich seine Wittwe, dem Heimgegangenen einen Denkstein zu weihen, warum schwieg auch seine Tochter, seine Adda?

In der Sakristei liegt ein Album, in welches der Küster die Fremden ersucht ihre Namen einzuschreiben. Beim Durchblättern fiel mir ein Name auf, welcher an dieser Stelle doppelt schwer wog, der Name dessen, der seinen Besuch in Newstead mit unverlöschlichen Farben gemalt, der durch die Feder zum Herzen gesprochen hat: »Washington Irving. January 8th. 1832.« „Ich erinnere mich des Herrn sehr wohl," äußerte der Küster. „Man sah ihm den Mann von Gefühl und Geist an. Er stand ruhig und schweigend, scheinbar tief in Gedanken auf Lord Byrons Grabe. Es freut mich stets Jemand zu finden, der dort keine Narrheiten begeht." — „Narrheiten?" wiederholte ich, „wie so?" — „Ich kann es ehrlich und mit gutem Gewissen anders nicht nennen," sprach Master Grün und nahm eine oratorische Stellung an. „Das Album gibt Zeugniß, daß Fremde aus allen Ländern hierher kommen, und die Art, wie sich Manche benehmen, dünkt mich oft geradezu unverninftig, um nicht zu sagen tollhäuslerisch. Die Einen weinen, so wie sie das Grab betreten, als wäre Lord Byron ihr leiblicher Bruder oder Vater; Andere halten ordentliche Standreden und deklamiren Stellen aus Childe Harold, oder Lara, oder sogar — ich glaube Sie werden mir Recht geben, daß mich das jedesmal schaudern macht — aus Don Juan. Eines Tags war ein deutscher Herr hier, ein berühmter Dichter, wie ich später hörte — ich will Ihnen seinen Namen zeigen — das ist er, aussprechen kann ich ihn nicht — der verlangte nichts Geringeres, als daß ich ihn die ganze Nacht hier allein lassen, ihn in die Kirche einschließen sollte. Es begreift sich, daß ich bei meiner Verantwortlichkeit darauf nicht eingehen konnte. Da, denken Sie sich, kniete er nieder und küßte die Steinplatte. Der Mensch gewöhnt sich an Alles, sagt das Sprüchwort, aber das war mir beinahe zu arg."

„Möge man über Lord Byron urtheilen, wie man wolle," sagte ich ablenkend; „er hätte doch anderswo begraben werden sollen." — „Sie meinen in der Westminster-Abtei?" versetzte Master Grün; „es wäre auch fast geschehen. Aber ihm war ja nichts heilig und vor keiner bestehenden Ordnung wollte er sich beugen." — „Demungeachtet," meinte ich, „hätte ihm ein Platz im Dichterwinkel der Westminster-Abtei gebührt." — „Ich erlaube mir, nicht Ihrer Ansicht zu seyn," antwortete der Küster, „und keineswegs aus Eigennutz. Ich bekenne, daß der Beschluß des Capitels, Lord Byron die Aufnahme zu verweigern, für mich von Belang ist; aber ich sehe davon ab, stelle mich auf ganz neutralen Boden und frage: was hat Lord Byron für die Welt und für die Menschheit gethan? Hat er wie Watt die Dampfkraft entdeckt? oder wie Davy die Sicherheitslampe erfunden? oder wie Arkwright eine Spinnmaschine? Nichts von alledem. Ein fashionabler Dichter war er, der sehr schöne Verse geschrieben hat, aber sehr häßliche Moralen. Das ist meine unmaßgebliche Meinung." — „Und nicht die Ihrige allein," sagte ich und nahm zum Fortgehen den Hut.

Auf dem Rückwege durch die Kirche fragte ich, ob Byrons Wittwe und Tochter das Grab besucht haben? — „Nicht daß ich wüßte," lautete die Antwort; „vergessen hätte ich es sicherlich nicht und wissen müßte ich es, da außer mir Niemand die Kirche öffnen darf. Auch sind Sie nicht der Erste, der mich das fragt. Unter Andern haben es zwei hohe in Gott ruhende Herren gethan, der Herzog von Orleans und der Herzog von Sussex. Aber die Schwester, Mistreß Leigh, ist hier gewesen — zweimal: das erstemal, als die Inschrift der Marmorplatte enthüllt wurde, wobei eine kleine Feierlichkeit stattfand, an welcher ich mitwirkte, das zweitemal allein, und da habe ich sie beten und weinen sehen."

Mir fiel Burke's Wort ein: „Wir sind Schatten und jagen Schattenbildern nach." Bald kam ich über duftige Wiesen in den Park, dann in's Landhaus zurück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Januar.

(Schluß.)

Kunst.

Das in dem aufgehobenen Nonnenkloster Onofrio delle Monache im Jahr 1845 wieder aufgefundene und vortrefflich erhaltene Abendmahl Rafaels, sowie die stark beschädigten Fresken Giotto's, die man 1840 in dem von Arnolfo erbauten Staatsgefängniß — Bargello — entdeckte, werden ganz genügend conservirt; aber wie traurig es damit, daß das herrliche Gastmahl des Pharisäers von Dom. Ghirlandajo, jedenfalls eines der bedeutendsten Werke dieses großen Meisters, dessen Verdienste ich weit höher anschlage, als gewöhnlich geschieht, in dem zur Kirche

Digitized by Google

bei Carmine gehörenden Kloster schmählich zu Grunde geht, da das frühere Refectorium als Keller dient? Wie kommt es, daß das vortrefflich erhaltene Abendmahl im Refectorium von St. Croce dem Staub und Unrath einer daselbst eingerichteten Teppichfabrik ohne allen Schutz ausgesetzt wird, dessen gar nicht zu gedenken, daß von der österreichischen Einlagerung sogar die überaus herrlichen Fresken Fiesole's in St. Marco nicht verschont bleiben? Es ist immer gut, das Eine zu thun und das Andere nicht zu lassen. Das Abendmahl in St. Croce, wohl aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, ist um so merkwürdiger, da Rafael in dem seinigen — es wurde 1505 gemalt — der Hauptsache nach die von dem ältern Künstler gewählte Anordnung beibehalten hat. Johannes liegt an der Brust des Herrn und Beiden gegenüber sitzt der Verräther, der einzige auf dieser Seite des Tisches, und ohne Heiligenschein. Die Arbeit von Rafael ist besonders dadurch merkwürdig, daß in ihr sich entschiedener als in irgend einem andern Bilde desselben Künstlers jene fast kindliche Naivetät verräth, die im Begriffe steht sich von dem beschränkten Standpunkt der umbrischen Schule und dem überlieferten Canon einer meist wenig charakteristischen Schönheit frei zu machen. Noch ist durchgängig die Verticale beibehalten, was dem Ganzen den Anstrich einer gewissen steifen Gebundenheit und Befangenheit gibt; aber aus den wunderbar lieblichen Gesichtern, von denen keines das reife Mannesalter ausdrückt, leuchten bereits die ersten Funken jener frei sich bewegenden Anmuth, in der Rafael von seinem andern übertroffen wurde. Wie scheint es, die Kunstkritik habe noch eine wesentliche Aufgabe unerfüllt gelassen, indem noch Niemand im Einzelnen nachwies, wie, nachdem die Schranke der byzantinischen Typik einmal durchbrochen war, die durch Giotto freigewordene Kunst sich aus freien Stücken dem Gesetze gewisser herkömmlichen Darstellungen fügte, die Schritt um Schritt im Einzelnen umgebildet und abgeändert, zuletzt dahin führten, daß der Künstler nur seinem eigenen Genius, seinen eigenen Eingebungen folgte. Damit hatte die Malerei ihren Höhepunkt erreicht und ging, jeder typischen Auffassung ledig, von jeder traditionellen Gesetzmäßigkeit erlöst, an dieser ihrer Ungebundenheit rasch zu Grunde. Mit dem ganzen Nachdruck einer außerordentlich begabten Künstlernatur für die Kunst absolute Freiheit beansprucht zu haben, dieß scheint mir das große, unbestreitbare Verdienst Ghirlandajo's zu seyn, dessen genanntes Bild, von dem in wenigen Jahren kaum noch eine Spur zu sehen seyn wird, seinem künstlerischen Werthe nach weit höher steht als das Abendmahl Rafaels. Möchte es doch einem begabten Künstler belieben, nur zwei Darstellungen: den ersten Tempelbesuch Marias, und das Sposalizium, aus dem Cyklus der Freskomalerei auszuwählen und der Zeit nach geordnete Zeichnungen aller noch vorhandenen Fresken, in denen die beiden Vorstellungen behandelt sind, zu fertigen. Ich kann mir keine interessantere und lehrreichere Kunstkritik denken, und die deutlichen den Beweis zu führen vermöchte, wie die Malerei ohne typische Regel und überlieferte Gesetze zu Grunde gehen müßte. Man erinnere sich nur an den überaus herrlichen ersten Tempelbesuch Marias von Tizian in der Galerie zu Venedig, wo der Künstler seine Mutter als Hökerfrau abgebildet hat. Weiter konnte man in der Technik nicht gelangen, aber weiter auch nicht in der Trivialisirung des Höchsten gehen. Schon Andrea del Sarto hat Ungebundenheit mit Freiheit verwechselt. Sein Abendmahl im St. Salavi hält sich an gar keine der überlieferten Vorstellungen und setzt den Verräther unmittelbar an die Seite des Herrn, ohne denselben durch ein besonderes Merkmal, oder auch nur eine auffallende Gesichtsbildung kenntlich zu machen. Dagegen ist alles voll Leben und Bewegung, jedoch ohne Geist. Und so blieb es auch später. Bei aller erfreulichen Anordnung seiner Compositionen ist Andrea del Sarto durchaus geistlos, namentlich in seinen Frauen, wozu sicherlich der Umstand beitrug, daß bei Malers eigene Frau zwar schön, aber ohne alle ideellen Vorzüge war. Ob wohl Rafael dieselbe Erfahrung gemacht hätte, wenn er länger mit der Fornarina zusammenlebte?

A. H.

Hamburg, December.

(Fortsetzung.)

Die preußische Besatzung. — Handel.

Daß wir noch immer mit preußischer Einquartierung gesegnet sind, obgleich die Krone Preußen die Erklärung abgegeben hat, daß sie für die Augustauftritte vollständige Satisfaktion erlangt habe, wissen Sie aus den Zeitungen, aber nicht, mit welchen Summen unsere finanziell so bedrängte Stadt die Ehre und das Vergnügen einer preußischen Besatzung zu bezahlen hat, nämlich mit monatlich 50,000 Thalern, und zwar werden wir mit dieser Summe nur für den Fall davon kommen, wenn Preußen sein Wort hält und für den Kopf täglich sechs Groschen vergütet, was kaum die Hälfte von dem ist, was der Bürger für den bei ihm Einquartierten zu bezahlen hat, wenn seine Lokalität oder sonstige Verhältnisse es ihm nicht erlauben den ungebetenen Gast bei sich aufzunehmen und zu beköstigen. Wer also ein Jahr lang einen einzigen Soldaten im Quartier hat, muß die bedeutende Summe von 182 Mark 8 Schill. oder 73 Thlr. zulegen, und dieß trifft oft wirklich arme Leute, die kaum im Stande sind sich und die Ihrigen selbst zu ernähren. Die Herren Preußen wollen dazu nur in gewissen, von ihnen selbst angegebenen Stadttheilen einquartiert seyn, folglich kann man die Last nicht einmal über die ganze Stadt vertheilen. Freilich wird die gesammte Ehrenverschaft die Kosten am Ende aufbringen müssen, die schon jetzt sich über eine Million belaufen, da sie vom 12. August bis Ausgang Octobers bereits eine halbe Million betragen haben, und das Doppelte betragen werden, wenn Preußen keine Entschädigung zahlt. Patrioten, die Damen der hanse volée und unsere Dienstmädchen sind freilich darüber einig, daß wir mit solchen Summen das Glück, preußischer Bielehlauben in unsern Wachstuben, auf Bällen und auf der Gasse zu erblicken, nicht zu theuer bezahlen.

Zu den Spekulationen der letzten Zeit gehört auch die Versendung ganz fertiger Häuser, die bei ihrer Ankunft bloß zusammengefügt zu werden brauchen, nach Californien. Ein solches Haus, in dem eine nicht allzuzahlreiche Familie den nothwendigen Platz hat, kommt den hiesigen Absender, mit der Fracht, auf 12 bis 1500 Thaler zu stehen, und es sollen so gute Geschäfte damit gemacht werden, daß man auf mehrere hundert Procent Gewinn rechnen kann. Andere Sendungen haben, bei der Weite des Wegs, der theuern Fracht und der Ueberfüllung des Marktes im neuen Eldorado, zum Theil mit Schaden losgeschlagen werden müssen und das wird bald auch mit diesen fertigen Häusern der Fall seyn, da selbst hier am Orte schon eine starke Concurrenz eingetreten ist. So werden auch hier nur die zuerst Spekulirenden reich werden. — Der Kornhandel liegt noch immer darnieder und es muß in diesem Artikel viel Geld verloren worden seyn. Eben so geht es mit dem Vieh- und Fleischhandel. In frühern Jahren wurden viele tausend Stück Hornvieh, auch Massen von gepökelten Fleisch, nach England ausgeführt, was die hiesigen Fleischpreise sehr hoch erhielt; im jetzt verflossenen Jahre soll aber dieser Handel schlecht remittirt haben, da die Amerikaner als Concurrenten aufgetreten sind.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 16. Freitag den 18. Januar 1850.

Nach bekannten Grundſätzen iſt die männliche Natur mehr epiſch und Reflexion, die weibliche mehr lyriſch und Empfindung.

Jean Paul.

Aus der Kinderſtube.

(ſ. Nr. 7—10.)

V.

Wenn nicht früher Geſagtes wiederholt werden ſoll, muß die Berichterſtattung über das vierte der Kinder, ein Mädchen, das jetzt im vierten Jahre ſteht, wenigſtens in Betreff der zwei erſten Lebensjahre ſich kurz faſſen. — Noch mehr als die Knaben hatte unſere Mathilde, wie ſie hier ſich nennen laſſen möge, einer ungeſtörten Entwicklung an Leib und Seele zu genießen. Sie iſt nach Jahresfriſt kugelrund und lernt gehen mit dem, wie es ſcheint, für unſer Haus obligaten Zeitpunkt von Fünfvierteljahren. Obgleich es mit dem Sprechen etwas länger anſteht, ſo holte doch das Kind das Verſäumte ein, nicht allein, indem es nunmehr im vierten Jahr um ein ziemliches mehr ſpricht als die Knaben, und als eine vielleicht ſpecifiſch weibliche Eigenthümlichkeit das an ſich hat, daß ſie am Sprechen ſelbſt an und für ſich Behagen findet und es als Selbſtzweck behandelt, ſondern auch ſchon im Anfang, ſobald das Eis gebrochen und es ihr klar geworden war, daß man den Mund nicht bloß zum Eſſen und Trinken benutzen könne. Ihre erſten ordentlichen Sprachverſuche hatten nämlich das Eigene, daß ſie ſich's weit bequemer machte, als die Knaben auf dieſer Altersſtufe; bei allen größeren Wörtern ſprach ſie nur den Hauptlaut aus und ließ die übrigen und ſchwereren Sylben aus eigener Machtvollkommenheit weg. So gab es ihr im Sprechen bald ein gutes Stück.

Mit dem dritten Jahr tritt die äußere und geiſtige Aehnlichkeit des Kindes mit dem Erſtgeborenen mehr und mehr heraus; doch iſt ihre Lebendigkeit weniger heftig und wird, wenn gleich die Brüder die Schweſter mit geziemender Rückſicht und Galanterie zu behandeln wetteifern, durch ihre niederſte Stellung in dem Kinderkreiſe in gehörigen Schranken gehalten. Daß ſie ein Mädchen iſt, zeigt ſie ſchon in dieſem Jahr durch auffallende Werthſchätzung ſchöner Kleidungsſtücke, während ihr dagegen die Peitſchen über die Maßen gleichgültig, wo nicht widerlich ſind. Auch die Puppen ſpielen bei ihr eine ſehr wichtige Rolle. Einmal meinte ſie, ſie müſſe ihre Puppe ruhig hinlegen und dürfe ſie nicht herumtragen, „damit ſie nicht ſchwitze.“ Eben ſo leben ihr ihre eigenen Glieder. Sie hatte ſich empfindlich an einem Finger verletzt; ſie wimmert und ſeufzt und ſagt dabei: „hörſt du, wie der böſe Finger ſchnauft?“ Zu Weihnachten hatte ſie unter anderem Spielzeug eine ihr ganz beſonders werthe ganz kleine Wiege von Tragant mit einem Wickelkind bekommen. Tante Marie ſagte einmal im Scherze zu ihr: „lege deine große Puppe in die kleine Wiege.“ M. antwortete: „ja, ich will aber nur warten, bis das kleine Wickelkind darin aufgeſtanden iſt,“ und veranſtaltete ein ausnehmend pfiffiges Geſichtchen dazu.

An Weichheit des Gefühls ſo wie an Gutmüthigkeit wetteifert ſie mit Bruder L. Als einmal Konrad ihr eine Locke Haar in förmlichem Streit ausgeriſſen hatte, und darob ſcharf gezankt, bitterlich weinte, zog M. ihr Schnupftüchlein heraus und trocknete ihm die Thränen ab, mit den Worten: „Wart nur, K., 's thut mir bald nicht mehr wehe.“ Zugleich weinte ſie aus Mitleid ſo heftig, als der Bruder aus Scham und Leid über ſeine Unart und den Zank. — Daneben

Digitized by Google

hat sie aber von Recht und Unrecht noch ganz unklare Begriffe; sie ist unartig, ohne es zu wissen, und wiederum kann sie mitten unter harmlosem Spiel ängstlich fragen: „ist M. nicht böse? bin ich lieb?“

Kinder haben ein weit klareres und schärferes Denken, so wie noch mehr ein feineres Merken, als Erwachsene gewöhnlich voraussetzen. Im Anfang des dritten Jahres war es, daß M. eines Tags einen Besuch in einem Nachbarhause machte. Beim Gehen sagte die Frau jenes Hauses scherzweise: „Adieu, Fräulein Mathilde.“ Sogleich versteht das Kind den Spaß und erwiedert: „Gute Nacht, Frau Nachbarin;“ sonst hatte sie nie daran gedacht diesen Titel zu gebrauchen. — Die Mutter hatte sich beim Gartengeschäft die Hand beschmutzt; M. sieht dieselbe eine Weile stillschweigend an und sagt dann: „aber nicht wahr, ich kriege das erste Waschwasser?“

Geschäftig und dienstfertig zu seyn ist ihr ein wahres Bedürfniß und es tritt hierin am stärksten der Unterschied von der Knabennatur der Brüder heraus. Besonders zeigt sich dieß im Laufe des vierten Jahres. Die Brüder kamen durchnäßt und durchfroren von der Schlittenbahn heim, da sucht die Schwester Leinwandstücke zusammen, hält sie an den Ofen und wärmt den Knaben die nassen Füße. — Der Mutter beim Anlegen der Kleider zu helfen, ist ihr die größte Freude, gerade wie nach seiner Art Bruder K. im Stande ist sich einer innigen Lust hinzugeben, wenn er auch nur eine Hand oder einen Fuß der Mutter zum Spielen und Herzen erwischen kann. — Die gutmüthige Hingabe des Mädchens wirkt beinahe ansteckend auf die Brüder. Konrad war gestoßen worden und weinte bitterlich; da ruft M.: „machet mir meine Schublade auf, ich muß dem K. etwas Gutes bringen.“ Der älteste Bruder wird durch diese Freigebigkeit der Schwester tief gerührt und sagt: „M. ist doch gar zu lieb,“ K. aber ruft mitten im Schmerz: „Nein, M. darf mir nichts geben, sie hat ja selbst so wenig; es thut mir nicht mehr weh.“

Neben der Dienstbeflissenheit und Redseligkeit ist es aber die Neigung, mit schalkhaftem und leichtem Sinn über die Anforderungen der Wahrhaftigkeit, des Rechts und Gehorsams hinwegzukommen, was das Mädchen wesentlich von den drei Knaben unterscheidet. Verbotenes zu thun, fällt ihr weit weniger schwer; wenn man ihr etwas untersagt, was ihr lieb ist, so kann sie sagen: „Mathilde hört es nicht;“ glaubt sie sich unbemerkt, so treibt sie gerne Dinge, die sie als unrecht kennt; über Verletzung des Rechts vollends sich entrüstet zu fühlen, wie es besonders der Erstgeborene von frühen Jahren an im Brauch hatte, liegt ihr ganz ferne. Allerdings trägt hiebei meistentheils die Lebendigkeit und Vergeßlichkeit des früheren Alters die Schuld, und man könnte ihr vielfach unrecht thun, wollte man alle Aeußerungen des Ungehorsams so scharf strafen, als es bei einem sieben- oder achtjährigen Kinde durchaus nothwendig ist. Auf der andern Seite wäre es aber sehr vom Uebel, wenn die Unkräftigkeit des sittlichen Gefühls, insbesondere die Neigung in Sachen der Wahrhaftigkeit es leicht zu nehmen, gleichgültig betrachtet und behandelt würde. Das Gewissen zu schärfen, halbe Wahrheit als Lüge zu bezeichnen und verabscheuenswerth zu machen, allem Scheinwesen mit Macht entgegenzutreten — das sind Pflichten, denen die Erziehung schon beim vier- und fünfjährigen Kinde nachzukommen hat; und man lasse sich doch ja nicht durch die schelmmäßige und scheinbar unschuldige Form, in der jene Neigung anfänglich auftritt, zur Nachsicht oder zu possenhafter Behandlung verleiten. Keinem Unkraut läßt sich in spätern Jahren, wenn es einmal eine tiefer wurzelnde Lebenskräftigkeit erlangt hat, schwerer beikommen, als diesem, besonders bei Mädchen, welche viel leichter und früher als Knaben die Kunst lernen, gröbere Ausbrüche häßlicher Eigenschaften zurückzuhalten oder sie in annehmliche Formen zu kleiden.

[Schluß folgt.]

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortsetzung.)

Johannes ließ die dargebotene Hand an ihrem Ort. „Ich danke dir für deinen guten Willen,“ sprach er, „aber es geht nicht.“ — „Oho, warum denn nicht?“ — „Deßhalb haben sich wegen der Trine ihrer zwei gerauft, der Jürgen von Sporthof und der Mattiges von Rienbrugge; sie hätten einander umgebracht, wenn ich ihnen nicht die Köpfe zurechtgesetzt. Ich prügelte sie alle Beide, bis sie zur Besinnung kamen.“ — „Recht mein Junge, doch ist damit nicht gesagt, daß einer das Mädchen haben mußte. Und dann wäre ja erst die Greit noch zur Hand.“ — „Wenn auch, Vater, so ist noch eines zu bedenken. Könntest du mich mit deiner Tochter zur Kirche gehen sehen, ohne dir einzubilden, daß Schwester und Bruder mitsammen wandelten? Würde es der Mutter nicht eben so vorkommen? Und wenn der Priester am Altar fragte: Johannes, willst du gegenwärtige so und so zu deiner Hausfrau nehmen? würde ich nicht rufen müssen und mit mir die ganze Gemeinde: dürfen denn Geschwister einander heirathen?“

Diese Worte machten den Alten nachdenklich. „Daran habe ich freilich noch nicht gedacht,“ sprach er vor sich hin. „Im ganzen Land sind ihrer wenige,

Digitized by Google

welche dich nicht für meinen leiblichen Sohn halten. Kaum einer oder der andere wird ſich entſinnen, daß du eine Waiſe biſt, als Säugling aus den Flammen des brennenden Dorfes wunderſam gerettet, ſo daß keine Seele weiß, wer deine Eltern waren. Die Jungfer Billa, damals zufällig auf der Reiſe, hat das halbverſchmachtete Würmchen am Wege aufgeleſen und mit Bergunſt des Brakeſteiners mir übergeben, und ſeitdem haſt du immer für mein Kind gegolten. Hätte ich nur damals denken können, wie alles noch kommen würde, ſo müßteſt du heute vor dem Landrecht mein Junge ſeyn. Doch vorbei iſt vorbei. Aber ich gebe darum die Sache nicht für verloren, und will am Sonntag ſelber zur Stadt gehen. Die hochwürdigen Väter Jeſuiten ſollen ja für alles Rath wiſſen, hab' ich mir ſagen laſſen. So, und jezt geh mit Gott, wohin die Pflicht der Dankbarkeit dich ruft."

Johannes nahm den eichenen Knüppel zur Hand, des Delbrückers unzertrennlichen Begleiter, und machte ſich auf den Weg. Leicht waren ſeine Füße, ſchwer das Herz. Es that ihm wehe, dem Nährvater nicht zu Willen zu ſeyn, noch ſchwerer aber laſtete auf ihm die Sorge um das Loos der Liebſten in der empörten Stadt, ſowie der Gedanke an Billa und Erich, denen nur allzuleicht Schaden erwachſen konnte. Auf wohlbekannten Fußpfaden eilte der Wanderer in gerader Richtung auf Neuhaus zu. Hier wurde er aufgehalten; das jenſeitige Ufer war mit einer unabſehbaren Poſtenkette beſezt, dieſſeits lagerte eine Reiterſchaar. — „Du darfſt nicht durch, mein Junge," ſagte der Wachtmeiſter, der im Fährhäuschen ſein Einlager genommen," und wenn wir dich auch hinüber ließen, was würde dir's helfen? Weg und Steg zur Stadt ſind geſperrt, und die in der Stadt haben ihre Pforten geſchloſſen, die Brücken aufgezogen, die Fallgatter niedergelaſſen. Sie werden aber Vernunft annehmen, ſobald ſeine fürſtliche Gnaden ihnen mit Karthaunen eins aufſpielt."

Johannes mußte ſich fügen, ſo lang ihm auch Zeit und Weile wurden. In jeder Viertelſtunde kam ein neues Gerücht von Mord und Todtſchlag. Bald ſollte das Rathhaus erſtürmt, der geſammte Rath erſchlagen ſeyn; bald hieß es, die Capitelhäuſer würden verwüſtet und geplündert, bald auch, die Lutherſchen griffen Abdinghof an, und bald wiederum, das biſchöfliche Volk berenne ſchon die Mauern. Dieſe lezere Angabe war die unglaublichſte von allen; kein Stückſchuß ließ ſich vernehmen, und während der ganzen Nacht flackerte kein Feuerſchein auf. So ging es noch zwei volle Tage, bevor der dritte Morgen Troſt brachte. Die Aufrührer in der Stadt hatten ſich nach und nach beſchwichtigen laſſen, theils durch Drohungen von Seiten des Biſchofs, theils durch Verheißung von Zugeſtändniſſen durch Bürgermeiſter und Rath. Am Nachmittag wurde endlich auch die Verbindung wieder freigegeben und der ungeduldige Johannes flog wie die Kugel aus dem Rohr ſchnurſtracks ſeinem Ziele zu, durch das Neuhäuſer Thor in die Stadt, an den Kapuzinernonnen vorüber durch die Kieſan und Mühlenſtraße. Hier ſtutzte er: Eigentlich ging ſein Weg rechts hinauf an der Dompader; doch dauerte die Unentſchloſſenheit nur einen Augenblick; er wandte ſich links über die Betten der herabſtrömenden Bäche zum Uekerviertel und hatte bald den Außenpuht erreicht.

Henrik Dülmen ſaß in ſeiner Küche und hütete der Kindlein. Johannes nahm ſich kaum Zeit, guten Tag zu ſagen, bevor er nach Ammerikken fragte. „Setz' dich her, Junge," beſchied Henrik, „und habe Geduld, ſie wird ſchon wieder nach Hauſe kommen. Was gibt's Neues?" — „Darnach muß ich dich fragen," entgegnete Johannes. „Vor allem ſage mir, ob die und den Deinen nichts Uebles widerfahren. — „Behüte Gott," ſagte der Taglöhner, „Alle ſind wir friſch und geſund." — „Doch argen Schrecken habt ihr ausgeſtanden." — „Wir? davon wüßte ich nichts zu ſagen, lieb Männelen. Die es anging, denen mag freilich grün und blau vor den Augen geworden ſeyn. Doch hat's nichts geholfen und ſie ſind um kein Quentlein klüger wie zuvor. Deſto ſchlimmer für ſie; wem nicht zu rathen, dem iſt auch nicht zu helfen."

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Chriſtfeſt.

Weiße Weihnachten, grüne Oſtern, heißt das deutſche Sprichwort, das für England nicht wohl gelten kann, weil beide Feſte hier gewöhnlich in's Graue ſpielen. Es ſcheint jedoch als habe die Natur vor dem Thorſchluß eines halben Seculums eine kleine Pauſe gemacht und ſich ein reines Kleid angezogen, um ſo das Jahr 1850 wie im bräutlichen Schmucke zu begrüßen.

Digitized by Google

und als sey der Weihnachtstag gewissermaßen die Vorfeier hiezu gewesen, an dem sie die neue Toilette versuchte. Die „Times“ nennt es sogar old fashioned Christmas, „wie er kaum im Gedächtniß der Menschen lebe; jedenfalls hatte ich noch keinen solchen auf englischem Boden erlebt, und herzlich freute ich mich des hellen Sonnenscheins, der weißen Schneedächer und der trocknen Wege. Man kennt hier keinen „heiligen Abend“ und keinen zweiten Feiertag, was also von Festlichkeiten vorgehen soll, muß sich auf den 25. December concentriren. An diesem Tage behängen Herrn und Diener ihre Zimmer mit Holly, einem hochrichten, hartblätterigen Strauche mit rothen Beeren, und mit Mistletoe (Mistel), dem alten Druidenstrauche, mit schönen weißen Beeren, welche beide vom Weihnachtstage ungertrennlich sind. Ist dieses Geschäft abgemacht, so denkt man daran die Christmas-box zu vertheilen. Es ist dieß aber durchaus keine Nothwendigkeit wie bei uns. Das Beschenken wird eigentlich nur hier und da, wo gerade die Laune anstrigt Jemand eine Freude zu machen, aus dem Schatze alter Sitten hervorgeholt. Nun kommt das Frühstück, das heute kleine Zugaben aufweist, zu denen auch eine Vase mit Weihnachtsrosen gehört, einer schönen großen weißen Blume mit meergrüner Färbung im Kelche, die aus der Provinz nach London gebracht, hier zum Feste in Sträußen zum Verkaufe ausgeboten wird. Das Land überhaupt sendet der Stadt allerlei reiche Gaben, womit die Gäste heute zu bewirthen sind; denn Gäste hat jeder, und viele Familien in London selbst besuchen sich um diese Zeit auf einige Tage, was bei den ungeheuren Entfernungen das einzige Mittel ist zu behaglichem Beisammensein. Aus Norfolk kommen die herrlich gemästeten Truthühner, die bei einem Christmas-dinner nicht fehlen dürfen, sonst hätte man ja kein Glück im nächsten Jahre; dem Hahn gegenüber aber muß ein Stück Rostbraf stehen, sonst wäre man gar nicht mehr englisch. Aus Kent sind die schönsten Gemüse angelangt, namentlich die beliebten Jerusalemer Artischocken, die in einer weißlichen Buttersauce gegeben werden. Aus Wales kommen die prächtigsten Hämmel und aus Yorkshire eine ungeheure Wildpastete, die vierzig Pfund schwer ist, und mit ihren bunten Verzierungen in majestätischer Ruhe wie eine ägyptische Gottheit thront. Die Sahne aus Devonshire habe ich noch vergessen, und doch ist sie eine Lieblingsspeise und wird dem braunschwarzen Plumpudding, nachdem derselbe lange genug unter den mystischen blauen Flammen des Arak verborgen gewesen, als schöne weiße Bedeckung übergegossen. In solche materiellen Genüsse vertieft sich ganz London am Weihnachtstage, und gewiß thut es sehr wohl daran, denn solche Dinge sind erreichbar; und auch den Armen läßt jeder Wohlgesinnte davon zufließen aus in seinen Kräften steht. So sah ich die Frau eines unbedeutenden Geistlichen beschäftigt 120 Billete anzufertigen, um dieselben an arme Familien ihres Kirchsprengels auszutheilen, die sich darauf von ihrem Fleischer eine bestimmte Portion für ihr Weihnachtsmahl holen sollten. Diese Christgabe rührte mich ungemein; sie ist ächt christlich.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, December.

(Schluß.)

Jenny Lind. — Das rauhe Haus. — Theater.

Jenny Lind, die Vielgefeierte, hat unsere Stadt mit einem Besuche beehrt, aber nicht um auf unserer Bühne aufzutreten. Wie allgemein behauptet wird, hat sie sich dem Pietismus in die Arme geworfen und will durchaus nicht mehr auf dem Theater, sondern nur noch in Concerten und zu wohlthätigen Zwecken singen, welches letztere sie während ihrer letzten Anwesenheit auch hier einige male, und zwar mit dem glänzendsten Erfolge, gethan hat. Daß sie „unter die Pietisten gegangen,“ wie man hier sagt, ist deßhalb zu bezweifeln, weil sie es dem Fräulein Amalie Sieveking, die als das Haupt der hiesigen Pietistinnen angesehen werden muß, bestimmt abgeschlagen haben soll, in einem von dieser veranstalteten Concerte zu singen, was sie doch wohl nicht gethan hätte, wenn sie selbst eine Kopfhängerin geworden wäre. — Das von den Fräuleins gestiftete sogenannte „rauhe Haus,“ eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder, das man nicht mit der von den liberalen Frauen in's Leben gerufenen, gleichen Zwecken geweihten „Pestalozzi-Stiftung“ verwechseln darf — das rauhe Haus sieht sich gegenwärtig in einen unangenehmen Handel verwickelt und wird in mehreren unserer Blätter auf's Heftigste angegriffen. — Ein Vorfall in einem hiesigen Bildungsverein machte großes Aufsehen. Es wurden daselbst Vorlesungen, auch über Geschichte, gehalten, und in der letzten Zeit über den großen Bauernkrieg. Unter der Hand wurden aber von oben herab Versuche gemacht, diese Vorträge zu unterdrücken, weil sie zu aufregend seyen. Man ließ sich indeß nicht irre machen und die Vorträge werden fortgesetzt. Es steht nun dahin, ob man zu einem offenbaren Verbot schreiten wird. Wer aber nur einigermaßen mit der Geschichte vertraut ist, muß sich, bei dem bekanntlich so unglücklichen Ausgang des Bauernkriegs, nicht wenig darüber wundern, daß man diese Vorträge als aufreizend bezeichnet. Nichts könnte die Demokraten unserer Zeit wohl so sehr entmuthigen, als eben der schlimme Ausgang jener ersten großen Bewegung, die noch von weit größern Kräften unterstützt war, als die jetzige.

Um von dem großen Weltstreit auf das kleinere bretterne überzugehen, muß ich anführen, daß die so große Erwartungen erregende Oper unseres Landsmanns Bergson: „Louise von Montfort,“ zwar nicht einen Fiasco gemacht, sich aber durchaus keines Beifalls zu erfreuen gehabt hat. Einen Theil der Schuld trägt das unter aller Kritik elende, gehalt- und poesielose Libretto, einen andren aber der Componist selbst, der sich der Reminiscenzen aus den neuesten italienischen Tonwerken allzuhäufig schuldig gemacht und nur sehr wenig Eigenes geliefert hat. Freilich mag das in unserer Zeit auch schwer fallen; indessen begreift man nicht, wie eine solche Compositeu den so häufigen Italienern, diesen grossen Musikkennern, gefallen konnte, und doch wurde wiederholt behauptet, daß die Oper „im Lande der Töne“ Glück gemacht habe und oft aufgeführet worden sey. Da man aber für den Winter, um einigermaßen durchzukommen, eine große Oper haben muß, läßt die sehr thätige Direktion den Meyerbeer'schen „Prophelen“ mit großem Eifer einstudiren. — Mosengeils „Deborah“ hat sich Gunst erworben; eben so eine Zauberposse mit Gesang des talentreichen Mollheim: „Mosen im Norden, oder Reichthum, Ruhm, Klang,“ welche das behaglichs Thaliatheater viele Abende füllte. Eine Menge anderer Neuigkeiten werden in beiden Theatern einstudirt, und ich wünsche der regsamen Direktion, daß sich wenigstens einige Treffer darunter befinden mögen. Was gefallen oder nicht gefallen werde, läßt sich bei unserm wetterlaunischen Publikum nicht vorhersagen. — An Concerten ist kein Mangel. Das des jungen Rijuntanten Göegers, Nemenyi, eines trefflichen Geigenspielers, zum Besten seiner flüchtigen Landsleute, hatte einen seltenen Erfolg. Eines gleichen hatten sich die hier angestellten Sammlungen für die nach Amerika auswandernden Ungarn und die nach der Schweiz geflüchteten Mitglieder des deutschen Parlaments zu erfreuen. Hinsichtlich der Wohlthätigkeit steht Hamburg keiner andern Stadt nach.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 17. Sonnabend den 19. Januar 1850.

You are strange ones! — When you speak best unto the purpose, it is not worth the wagging of your beards.

Shakespeare.

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortsetzung.)

„Was ist denn losgewesen?“ fragte Johannes. — „Pah, lauter einfältiges Zeug. Mein M'rieleneken hat einer dummen Trine, eigentlich heißt sie Libet, den Kopf gewaschen, und dafür soll sie in den Thurm.“ — „Darum ist doch der Höllenlärm nicht gewesen?“ — „Es hat auch dazu beigetragen, Johannes; der letzte Tropfen macht das Maß übervoll. Der Scherge wollte das Weibchen zum Thurm holen, und darüber ging der Teufel los. Fast wären Bürgermeister und Rath bei der Gelegenheit abgefangen worden. Doch was hat die eindringliche Lehre genützt? Kaum daß der Bischof Ruhe geschafft, wenn auch nicht in den Köpfen, doch auf den Gassen, so sind die Herrn stott oben auf und hätten mein Weibchen frischweg in den Thurm gelegt, wäre sie nicht aus dem Wege gegangen. Jetzt kann ich die Kindsfrau machen, während M'rieleneken beim Brakelsteiner Maulaffen feil hat.“ — „Und Ammeritten?“ — „Ist gerade hingegangen, um ihr den Sonntagsrock zu bringen. Die gute Frau mußte sich aus dem Staub machen, wie sie eben ging und stand. Es ist ein wahres Elend mit unsern alten Rathsherrn, doch soll's nicht gar zu lange mehr dauern. Allzuscharf macht schartig. Wir müssen neue Rathsherren haben. Der Bischof kann uns bei zweitausend Goldgulden Strafe verbieten, Lärm auf der Straße zu machen oder sonst seiner Entscheidung vorzugreifen, doch unser Wahlrecht, das kann er uns nicht verkürzen oder gar nehmen. Wichards hat es uns auseinandergesetzt. Dießmal soll die Wahl kein Possenspiel seyn, sondern bitterer Ernst; und ist der Libori erst Bürgermeister, dann soll der Hermod einmal zusehen, was er für Prügel kriegt. Durch Sonn' und Mond will ich ihn jagen, daß ihm die Fixsterne an den Hosen hängen bleiben.“

Aus Henrir war nichts weiter herauszubringen als Reden solcher Art, die immer wieder auf den Rathsdiener Hermodius zurückkamen. Johannes rüstete sich zum Aufbruch. Wie er eben dem Hausherrn die Hand zum Abschied reichte, kam von außen Jemand auf verwunderliche Weise herein, indem er über die untere Thürhälfte einen Purzelbaum in's Haus schlug. Dieser absonderliche Besuch war ein kleiner vierschrötiger Kerl mit einem glänzend rothen Angesicht, in ziemlich buntscheckiger Tracht. — „Jöchelchen,“ rief Henrir ihn an, „was ist los, du närrischer Spielmann?“ — Joachim faßte den andern mit beiden Händen, tanzte mit ihm herum und schrie dazu in jauchzendem Ton: „Das Spiel gewonnen in Paderbronnen! in Paderbronnen das Spiel gewonnen!“ — „Schön, gut, recht!“ versetzte Henrir, sich losmachend; „doch laß' mich auch das Nähere wissen. Hat der Rath die Beschwerden der Fünfundzwanziger verabschiedet nach Recht und Billigkeit?“ — „Besser.“ — „Was der Tausend! So hat etwa der Fürst einen edlen Rath zur Wiedererstattung des unterschlagenen Geldes verurtheilt?“ — „Besser.“ — „Ich wüßte nichts Besseres.“ — „Doch, Henrir, doch: unser Wolfgang Günter ist Stadtschreiber. Riechst du den Braten? Wir haben den rechten Fuß zwischen Thür und Schwelle, und mit dem Ausperren ist's vorbei.“ Nach welchen Worten der überlustige Spielmann den Freund umarmte und dann gerade so wie er hereingekommen,

Digitized by Google

wieder über den Thürflügel hinausschoß, um draußen auf einem Fuße tanzend sein Sprüchlein vom gewonnenen Spiel auf's neue anzuheben. Henrik lachte mit dem ganzen Gesicht. „Die Freude ist dem armen Schelm wohl zu gönnen," sagte er; „doch wird sie leider nicht von langer Dauer seyn. Auch Kinder und Narren dürfen nicht immer ungestraft die Wahrheit sagen. Ein neues Regiment wird den tollen Jungen mit seinem losen Maul grad so oft in den Block legen und ausspeitschen lassen, als es bisher geschehen ist. Die Hiebe machen ihn nicht gescheit. Mich wundert das nicht. Wie soll ein Geck durch das bischen Schläge zur Vernunft kommen, wenn wohlweise Herren selbst in der dringendsten Gefahr für Leib und Leben nicht ein Fünkchen Einsicht gewinnen? Gestern noch so gut wie todt, wollen sie heute schon wieder mein M'rieleneken einsperren, das gute arme Weibchen."

Im stillen Winkelchen auf dem Speicher hielten ihrer zwei heimliche Zwiesprach, mit leiser Stimme, doch hochschlagendem Herzen und tieferregter Seele. Die Beiden aber waren kein Liebespaar, sondern zwei Weiblein, ein altes und ein junges. Die Junge weinte, die Alte hatte rothe Augen, doch war sie muthig und gefaßt und sagte, die Wangen des Mägdleins mit ihren knöchernen Fingern streichelnd: „Sey zufrieden, Ammerikken. Du brauchst ja bloß ein herzhaftes Nein zu sagen, so bist du des Versuchers ledig." — „Ich weiß das wohl und hege keine Furcht," antwortete das braune Kind; „aber ich kann den Schmerz nicht verwinden." — „Laß gut seyn, Kind," fiel ihr die Alte in's Wort; „das Fragen schlägt dir kein Loch in den Kopf. Mich bedaure; ich habe keine Heimath, keine Zuflucht als allein dieses Haus, keinen Nothanker, als den lasterhaften Greis. Bei dir kommt er freilich übel an; doch wer steht mir dafür, daß nicht eines Tages irgend ein gottverlassenes Geschöpf mit beiden Händen zugreift und mich arme Alte in die weite Welt jagt? Bei mir steht alles und alles auf dem Spiele. Darum magst du dich auch auf mich verlassen. Liegt mir doch selber dran, daß du mit dem Johannes versorgt werdest, damit ich einen Rückhalt und für den Nothfall eine Zuflucht gewinne. Mein Junge wird niemals undankbar an mir handeln, dessen bin ich getröstet."

(Fortsetzung folgt)

Aus der Kinderstube.

(Schluß)

Eine gewisse Schwäche des sittlichen Gefühls, zumal in Sachen der Wahrhaftigkeit, verbunden mit der Kunst, Unsittliches hinter annehmlichen Formen zu verstecken, einer Kunst, die nicht allein den Buchstaben des Gesetzes und den Schein des Rechtes zu wahren, sondern selbst in fromme Wendungen sich zu kleiden versteht, etwa wie Jakob selbst in dem Augenblick, da er seinen Bruder um den Segen betrog, zu dem blinden Vater sprechen konnte: „Der Herr, dein Gott, hat mir's beschert" — das ist das schleichende Hauptübel einer jeden an Ueberbildung krankenden Zeit, und so auch unseres Zeitalters. Dieses Uebel erscheint nur dem oberflächlichen Beobachter minder beachtenswerth als grobe Ausbrüche eines gemeinen Sinnes, nicht aber dem tiefer Blickenden. Dieser wird, dem bessern Arzte ähnlich, ein chronisches Leiden wichtiger nehmen als eine acute Krankheit, und wird kaum die Hand umkehren zwischen der Scheinheiligkeit unserer Tage und der Frivolität des vorigen Jahrhunderts, zwischen der despotischen Willkür, welche einen mißliebigen Landschaftsconsulenten ohne Recht und Urtel fünf Jahre lang auf die Frohnveste sperrte, und der diplomatischen Staatsweisheit, welche ihre Beamten corrumpirt, angeblich freie Wahlhandlungen illusorisch macht und den Völkern ein X für ein U esamotirt. Denn er weiß, daß derartige schleichende Uebel, Scheinwesen, Lüge, eine Weichlichkeit, welche die ungeschminkte volle Wahrheit nicht hören, nicht sagen, nicht üben kann, ein Gift ist, das ein Volk gründlich zu zerrütten vermag. Denn „wo die Sparren faulen, stürzen bald die Saulen."

Doch warum Alles das hier? wie hängen derlei Erörterungen mit dem Bericht über ein vierjähriges Mädchen zusammen? — Näher wohl als es scheint. Daß unsere Zeit an den genannten Schäden erkrankt ist, daß nicht bloß die heftig hervorbrechenden Uebel und die Geschwüre, welche in den untern Klassen der Gesellschaft zu Tage kommen, nein, daß auch jene verdorbenen Säfte in allen Gliedern und Organen der großen Gemeinde, auch den sogenannten Gebildeten, einer Kur bedürfen, wäre es auch nur, damit diese fähig werden für die Gefühle, Bestrebungen und rettenden Thaten, welche dem der edlen Gesittung des neunzehnten Jahrhunderts drohenden Verderben allein zu steuern vermögen — wer könnte das heute mit Grund bestreiten? Diese Kur hat aber zu beginnen am heranwachsenden Geschlecht. Denn es ist doch wohl bekannt, daß für schleichende Uebel des äußern Menschen und eben so für desgleichen Schäden des innern Lebens die Krankheitsursachen meist in früherer Jugend aufzusuchen sind. Es ist ferner nicht zu Abrede zu ziehen, daß auch die Kinderwelt, obwohl der Natur der Sache nach vorherrschend zu acuten Krankheiten geneigt, in unsern Zeiten eine auffallende Empfänglichkeit für chronische Leiden im Leiblichen zeigt, daß dieß nicht

Digitized by Google

minder von ihrem geiſtigen Leben gilt, daß es heutzutage weniger unartige, aber deſto mehr ſittlich unkräftige, unwahre, wortbrave, aber heimlich verdorbene Kinder gibt. So dürfen wir bei dem Verſuche, Winke zu geben über die Aufgabe der Erziehung in unſerer Zeit, ſolchen Andeutungen und nimmermehr für überhoben halten. Es muß vielmehr laut ausgeſprochen werden: wenn man wirklich das Beſtreben hat, das deutſche Volk durch das Mittel, das allein nachhaltig wirken kann, durch ein geſundes Chriſtenthum, innerlich kräftig zu machen, ſo thut nichts mehr Noth, als den chriſtlichen Satz: „die Wahrheit wird euch frei machen," nach allen Seiten zur Anerkennung zu bringen, und zwar nicht bloß in der Wiſſenſchaft, ſondern in gleichem Grade im Leben und in der Vorſchule des Lebens, der Erziehung. Wie überhaupt, wer den Wahrheitsſinn verloren hat, aufhören ſollte, als ſittlich gebildeter Menſch und als Chriſt zu zählen, mag er noch ſo viele Bildung zur Schau tragen oder Glaubensſätze im Munde führen, ſo muß vor Allem darauf gehalten werden, daß die Pflege des Sinnes für ungefärbte Wahrhaftigkeit als einer der Leitſterne erſter Größe für das ganze Gebiet der erziehenden Thätigkeit in unſerer Mitte gelte.

So führt uns dieß ungeſucht wieder in die Kinderſtube zurück, und es mögen zum Schluß noch einige Vorfälle und Einfälle aus dem dritten und vierten Lebensjahr der kleinen M. Raum finden.

Der Vater war eines Tags auf einer kleinen Reiſe abweſend; ſeine Zurückkunft verſpätete ſich; er war noch nicht zu Hauſe, als ein ſtarkes Gewitter am Himmel aufzog. Da fragt M. mit lächelnder Miene: „Mutter, wäre es dir jetzt recht, wenn der Blitz den Vater todtſchlüge?" Der älteſte Bruder brach über dieſe Aeußerung in lautes Wehklagen aus; der dritte aber, Konrad, ließ ſich dadurch doch nicht abhalten, nach einer Weile ganz kalt zu fragen: „iſt der Vater jetzt todt?" — So wenig vermögen Kinder in den erſten Jahren einen gedachten Schmerz zu fühlen; man hatte es ja nicht für Mangel an Zartgefühl, ſondern ſage lieber: wo noch die Kraft fehlt, ein Wehe zu überwinden, da wird es auch nicht auferlegt. Wie könnten auch ſonſt Kinder über den Todesfall in der Familie hinüberkommen? Und ſo heiße man es auch gut, wenn einem Kinde vergönnt wird, bei der Leiche ſeiner Mutter ſich ſeiner neuen ſchwarzen Schürze zu freuen.

Ebendahin gehört Folgendes. An einem Winterabend, da die Mutter Mühe hatte, die in's Zimmer gebannten Kinder zu beſchäftigen und zu unterhalten, und von dem Lärm erſchöpft beifügte: „Wenn ihr nicht ruhig ſeyd, wird mein Kopfweh ärger und ich werde recht krank," fragt M. ganz ruhig: „Dann ſtirbſt du vielleicht auch, und nicht wahr, dann kriegen wir eine Stiefmutter? Dann gehen wir aber gleich fort." — „Wohin wollt ihr dann gehen?" fragt die Mutter. „Wir gehen eben alle fort; dann ſpringt die Stiefmutter uns nach, wir aber gehen in der Großmutter Haus, ſchließen die Thüre zu und nehmen den Schlüſſel herein; dann kann die Stiefmutter uns nicht kriegen," ſetzte die Kleine mit beredter Zunge auseinander und gab der Hausfrau zu der Bemerkung Veranlaſſung: „Das iſt eine Frucht der Volks- und Hausmährchen von Grimm, die, ſo trefflich ſie ſonſt ſind, in dieſem Einen Stück mir nicht ganz gefallen, weil ſo vielfach böſe Stiefmütter eine ſo traurige Berühmtheit darin bekommen."

Der fromme Sinn des Kindes trat recht lieblich heraus, als die Mutter einmal von Haus abfuhr, um einen Beſuch in der Nachbarſchaft zu machen. Dem Wagen nachblickend betete M. leiſe vor ſich hin: „Lieber Gott, laß meine Mutter wieder gut heimkommen!" — Wenn die Abendglocke läutet, iſt keines der Kinder ſo ernſtlich darauf bedacht, daß das Gebet nicht verſäumt werde, als Mathilde. Auch bei Erzählungen aus der bibliſchen Geſchichte hört ſie ſchon ganz andächtig zu. Doch läßt ſich nicht ſagen, daß in dieſem Eifer die Knaben hinter dem Mädchen zurückbleiben; beſonders hat der Aelteſte für religiöſe Fragen und Uebungen fortwährend das lebendigſte Intereſſe in Haus, Schule und Kirche. Letztere darf er jedoch nie beſuchen, als wenn es ihn ſelber treibt. — Von der Geſchichte des armen Lazarus tief ergriffen, ſagte Heinrich ſchon vor geraumer Zeit einmal: „da ſind ja die Hunde zu Leuten und die Leute zu Hunden geworden."

Gemäß der altrömiſchen Sitte, dem Gaſtfreund zum Abſchied eine gaſtliche Gabe mit auf den Weg zu geben, möge es uns erlaubt ſeyn, dem freundlichen Leſer, der es nicht verſchmäht hat, in unſerem Kinderkreiſe einzukehren und darin zu weilen, als Gaſtgeſchenk nachfolgende weniger bekannte Anekdote anzubieten, welche, in etwas einfacheres Gewand gekleidet, in dieſer und jener Kinderſtube gute Aufnahme finden dürfte.

Man hatte mir, erzählt einer der Berichterſtatter über Goethes Leben, Eckermann, ein Neſt junger Grasmücken gebracht nebſt einem der Alten, den man in Leimruthen gefangen. Nun hatte ich zu bewundern, wie der Vogel nicht allein im Zimmer fortfuhr ſeine Jungen zu füttern, ſondern wie er ſogar, aus dem Fenſter freigelaſſen, wieder zu den Jungen zurückkehrte. Eine ſolche, Gefahr und Gefangenſchaft überwindende elterliche Liebe rührte mich tief und ich äußerte mein Erſtaunen darüber gegen meinen Freund

Digitized by Google

Goethe. „Närrischer Mensch,“ antwortete dieser mir lächelnd, „wenn Ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr Euch nicht verwundern.“

„Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.“

„Beseelte Gott den Vogel nicht mit diesem allmächtigen Trieb gegen seine Jungen, und ginge das Gleiche nicht durch alles Lebendige in der ganzen Natur, die Welt würde nicht bestehen können. So aber ist die göttliche Kraft überall verbreitet und die göttliche Liebe überall wirksam.“

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Master Soyer. — Kleine Gewerbe.

Oeffentliche Vergnügungen, Volksbelustigungen, oder dergleichen gibt es an diesem Tage nicht. Alle Läden sind geschlossen, aber nicht aus religiösem Bedenken, sondern einzig weil eben jeder seinem Vergnügen nachgeht, und in diesem Sinne ist der Weihnachtstag der wirklich einzige Festtag im Jahre. In die Kirche geht, wer Lust hat, und darum gar manchrr; nachher feiert Alles. In diesem Jahre kam vollends das Eis in den Parks den Leuten zu statten. Im Hyde Park war der Serpentine nicht ganz baldbar; aber im St. James Park konnte man Schlittschuh laufen, und dieß benutzte denn auch jeder, dessen Füße darauf eingeübt sind. So fand sich denn unter andern auch der berühmte Koch vom Reform-Club, Mr. Soyer, ein, und hatte das Unglück in das Wasser zu fallen. Glücklicherweise ist die Polizei bei diesen Gelegenheiten sehr wachsam und trifft im voraus jede Vorkehrung, um ein verunglücktes Individuum in's Leben zurückzurufen; dieß geschah denn auch jetzt, und so erblickte denn Mr. Soyer nach einigen Stunden das Licht der Welt zum zweitenmale, eine Wiedergeburt, die die Menschheit mit Freuden, er selbst aber für den Augenblick mit einigem Staunen begrüßte. Ob man wohl in Deutschland weiß, daß Mr. Soyer der berühmteste Koch in London ist? — le prince de la cuisine? Genug, ein Prinz ist er, gleichviel welcher Sorte, und Schriftsteller dazu. Sein größeres Werk über Gastronomie ist nur für die gelehrte Welt, es ist für Frauen, Köchinnen, und kleine Haushaltungen ganz unverständlich; aber ein kleineres, in welchem er seinen großen Geist in die geringsten Details der Oekonomie herabsteigen lassen, wird man bald in jeder Haushaltung finden, weil kein Ehemann mehr anders als à la Soyer gekocht haben will. Wollen wir gleich einmal den berühmten Apfelpudding nach seiner Vorschrift versuchen? Man nehme ein halbes Pfund vom schönsten Schmalz, dazu 1¼ Pfund Mehl und rolle es in einen ½ Zoll dicken Teig aus, nachdem man es zuvor noch mit einem Theelöffel voll Salz und einer Tasse Wasser gemengt. Nun wird ein Napf mit Butter ausgestrichen, darein der Teig gelegt, in diesen geschnittene Aepfel, und dann das Ganze in eine Serviette gebunden und in einer Kasserole mit Wasser eine Stunde gekocht. So schnell ist unser Pudding à la Soyer abgefertigt. — Man thut der Menschheit doch etwas zu gute, wenn man sie so praktisch nützlich unterweist. Das fühle ich in diesem Augenblick mit Soyer, und Deutschland wird sich jetzt hoffentlich freuen, daß dieser Wohlthäter der Menschheit am ersten Weihnachtstage nicht gestorben ist, weil es sonst vielleicht nie zu dem Recept eines ächten englischen Apfelpuddings gekommen wäre. So müssen die Menschen immer erst sterben, oder doch ihrem Tode recht nahe kommen, ehe wir ihrem Verdienste die rechte Würdigung angedeihen lassen. Mich wundert eigentlich, daß nicht mehr Leute einen Scheintod versuchen, um erkannt zu werden. Wie die Welt jetzt ist, gehen ganze Geschlechter von hommes incompris in den Himmel über und bringen die Erde dort in einen schlechten Ruf, was denn nicht so ganz unverdient ist.

Sonderbar muß man es finden, daß in diesen kalten Wintertagen, während der Schnee nun wirklich einmal den Boden bedeckt, ohne sich gleich in schmutziges Wasser zu verwandeln, überall Orangen ausgeboten werden, als gälte es sich Kühlung zu verschaffen oder den Durst zu löschen. Frauen und Männer tragen dieselben in Körben schön aufgeschichtet auf dem Kopfe und quälen einen, daß man ihnen ein weniges von ihrer köstlichen und dabei so billigen Waare abnehme. Man ist aber hinter ihre Schliche gekommen. Wie denn überhaupt das Sprichwort: ehrlich währt am längsten, in den Straßen Londons nicht zu Hause ist, sonnte man auch hier darauf gefaßt seyn, daß irgend eine Schlange unter dem Rosen schlummere. Jene Leute kaufen die kleinen, sauern, garstigen Orangen und kochen sie auf eine Art, daß sie größer und schöner aussehen, aber natürlich höchst geschmacklos, kaum genießbar sind. Auf diese Weise haben sie die Menschen seit längerer Zeit angeführt und finden wahrscheinlich noch immer der unschuldigen Thoren genug, die sich von einer solchen Eva für ihren guten Penny einen dieser gekennten Aepfel aufschwatzen lassen, um dann mit saurem Gesichte an der herben Frucht zu zehren. Von Ansehen sind sie wirklich vortrefflich. — Eine herrliche Spekulation haben hier die Handschuhmacher gemacht. Es ist nämlich kürzlich in Paris ein großer Ratzenmord begangen worden. Sie hatten sich so furchtbar vermehrt, daß sie den Kindern des Landes gefährlich wurden, oder vielmehr ihren Fleischtöpfen, und so beschied man den Todesengel in Gestalt eines lebernen Sacks und legte diesen mit einem Köder an den Ausgang der Wasserrinnen, um ihn, sobald er gefüllt war, zuzuziehen. Auf diese Weise erbeutete man 260,000 der schönsten Geschöpfe, die jetzt des Privilegiums genießen sollen, nachdem sie eine kleine Reformation durchgemacht, die schönen Hände der Töchter Britanniens zu zieren.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 18. Montag den 21. Januar 1850.

Nil admirari, prope res est una —
Solaque quae possit facere et servare beatum.
Horat.

Es ist möglich.

In der Hauptstadt eines Fürstenthums am Rhein lebte zu Anfang der letzten neunziger Jahre ein Mann, ein hoher Beamter, der in engen und weiten Kreisen, im Scherz und Ernst „Herr von Möglich" genannt wurde. Der Beiname war die natürliche Folge seiner Gewohnheit, fast mit jedem Satze die Worte: „es ist möglich," zu verbinden. Sie beherrschte ihn dergestalt, daß er auch bei seinen Vorträgen im Regierungsrathe ihr nachgab und dadurch oft die Mundwinkel seiner Kollegen zu einem Lächeln verzog, wie wir über die Schwächen unserer Nebenmenschen zu lächeln pflegen. Der Geheimerath bemerkte es wohl, war sich seiner Angewöhnung bewußt, kannte auch den Beinamen, den sie ihm eingetragen, sah aber keinen Grund sie abzulegen. Ueberdieß brachte sie ihm keinen Nachtheil. Er stand in allgemeiner Achtung, eben so sehr wegen seiner vielseitigen Kenntnisse und seiner Geschäftstüchtigkeit als wegen seines offenen, geraden Wesens und eines für Prophetengabe geltenden Scharfblicks. Klug wie er war, verhehlte er sich nicht nicht, daß er letztern Ruhm zum großen Theil seiner Angewöhnung und seinem unerschütterlichen Grundsatze verdankte, die drei Worte, mochten sie ihm auch wider seinen Willen und gegen seine Ueberzeugung entschlüpft seyn, unter keiner Bedingung zurückzunehmen.

Daß dieß auf sein äußeres Leben mächtig einwirkte, ist nicht bloß möglich, sondern Thatsache, und der Geheimerath verblendete sich darüber so wenig, und war so ganz damit zufrieden, daß er keine Gelegenheit versäumte, seinem einzigen Sohne die Allgewalt der fraglichen Worte begreiflich zu machen und ihm dringend zu rathen, sie ebenfalls im Munde zu führen. Lange hörte der Sohn das schweigend an. Es ging ihm wie vielen Söhnen: er dünkte sich klüger als sein Vater und hielt dessen Rath, wenn nicht für Wahnsinn, doch für wunderliche Idiosynkrasie. Aber eines Tags riß ihm die Geduld. „Nein, lieber Vater," entgegnete er, „muthen Sie mir das nicht zu. Die Angewöhnung wird Ihnen nachgesehen, wird an Ihnen entschuldigt; an mir würde sie eitle Nachäfferei heißen, würde mich zur Zielscheibe des Hohns und Spottes machen."

„Es ist möglich," antwortete der Vater; „warum aber willst du die Menschen nicht lachen lassen über eine Gewohnheit, die von der Klugheit empfohlen dir Ruhe, Sicherheit und Glück verbürgt? Glaube nicht, daß ich mir die drei Worte aus Zufall angewöhnt habe. Ich habe sie mir angeeignet und zur Lebensmaxime gemacht, nachdem traurige Erfahrung mich reiflich denken gelehrt. Was ich besitze und was ich bin, danke ich den drei Worten. Das Unglück meiner Jugend und bittere Verzweiflung trieben mich ihnen zu, und als ich sie erfaßt, richtete ich mich an ihnen auf und errang mit ihrer Hülfe meine Stellung. — Mein kleines elterliches Erbe reichte aus, meine Universitätsstudien zu vollenden. Weil ich dann vor dem Schuldenmachen mich sorgsam hütete, galt ich für einen wohlhabenden Menschen und erhielt Zutritt in Gesellschaften, die bloß zu wissen brauchten, wie schmal ich lebte, um mich nicht anzusehen. So dagegen wurde ich überall freundlich empfangen und mitunter ausgezeichnet. Aber unter den vielen Männern meiner Bekanntschaft hatte ich nur einen Busenfreund, und in der großen Zahl meiner weiblichen Bekannten gab es

Digitized by Google

auch nur Eine, die meinem Herzen theuer war. Doch zu ihr, der Tochter eines hohen Offiziers aus altadeliger Familie, durfte ich die Augen nicht erheben; ich durfte es nicht, bis unerwartetes Glück mir lächelte. Die verwittwete Herzogin ernannte mich zu ihrem Kammerherrn und fast gleichzeitig erhielt ich Nachricht vom Tode eines Verwandten in Batavia, der mich zum Erben seines beträchtlichen Vermögens eingesetzt. Nun ward ich um die Hand meiner Geliebten und empfing ihr und ihrer Eltern Jawort. Es war mir unmöglich, mich von Karolinen zu trennen, um die Erbangelegenheit in Amsterdam zu ordnen. Auch ließ sich das durch einen Andern abthun, und mein Freund, mein Busenfreund, war zur Besorgung bereit und ging für mich mit ausgedehntester Vollmacht nach Amsterdam."

„Sie haben das nie gegen mich erwähnt," sagte der Sohn. — „Es ist möglich," fuhr der Vater fort, „und du wirst sogleich errathen warum. Das plötzliche Ausbleiben der Briefe meines Freundes machte mich um ihn besorgt. Ich zitterte für seine Gesundheit, für sein Leben; ich opferte die Liebe der Freundschaft, riß mich von Karolinen los, besiegte den Schmerz, sie in der Scheidestunde ihrer Mutter ohnmächtig in die Arme sinken zu sehen, und eilte nach Amsterdam. Was ich hier erfuhr, war, daß mein Busenfreund mich erst getäuscht, dann betrogen, daß er mit meinem Erbtheile sich nach Amerika geflüchtet, daß ich Alles eingebüßt hatte. „Es kann nicht seyn!" rief ich, als die Gewißheit vor mir lag; „es ist unmöglich!" Ich mußte bald begreifen, daß es möglich sey, und sagte: „ja, es ist möglich!" Ich verließ Amsterdam, um bei Karolinen Balsam für mein wundes Herz zu finden, und wieder mußte ich sagen: „es ist möglich!" als ich bei meiner Ankunft vor allen Dingen erfuhr, daß drei Tage nach Empfang meines mein Unglück erzählenden Briefs meine Braut die Braut eines Andern geworden war."

„Von dieser Stunde an hielt ich Alles für möglich, außer daß ich glücklich werden könne, und wie widersinnig und unwahrscheinlich auch eine Vermuthung klingen mochte, meine Antwort blieb: „es ist möglich!" Die drei Worte umfaßten das System meiner praktischen Philosophie, und ich wiederholte sie, bis sie mir ein Trostspruch wurden in meinem Schmerze, ein Gegengift meiner Verzweiflung. Als ich dann eines Tags mich fragte: „kannst du wohl in dieser Welt wieder glücklich werden?" gleitete mir die Antwort über die Lippen: „es ist möglich." Und was ich unwillkürlich sprach und mechanisch hoffte, hat der Erfolg gerechtfertigt. Ich machte mir die Worte zum Grundsatze und lebte nicht länger in einer idealen Welt, wo nur Engel oder Teufel wohnen. Das Glück konnte mich ferner nicht berauschen, denn ich gedachte seiner Unbeständigkeit und sagte zu mir: „es ist möglich." Eben so konnte das Unglück mich weder überraschen noch entmuthigen. „Es ist möglich," hatte ich zu mir gesagt und war darauf gefaßt. Stimmst du mir nun bei, mein Sohn, daß die meisten Menschen im gewöhnlichen Leben wie in außerordentlichen Vorkommenheiten nach dem Impulse des Augenblicks handeln, nach einem Impulse, von welchem sie sich keine Rechenschaft geben können und dessen sie sich kaum bewußt sind, so höre meinen Rath und mache meinen Grundsatz zu dem deinigen, wäre es auch bloß, um dir dadurch die Macht der Selbstbeherrschung zu gewinnen und die Fähigkeit zu handeln oder zu dulden. Sprich dir die Worte so oft vor, daß sie von selbst über deine Lippen gehen. Es ist möglich, glaube mir!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortsetzung.)

Ammerirken lächte durch ihre Thränen. „Johannes ist die ehrlichste Haut im ganzen Land," sprach sie, „und wird seiner Schuldigkeit zeitlebens eingedenk seyn. Er spricht immer von dir, als wärest du, Gott verzeih mir die Sünde, seine leibliche Mutter, und hat seine Pflegeeltern selber nicht lieber wie dich." — Die Alte schmunzelte selbstzufrieden in sich hinein. „Ohne mich wäre er nicht am Leben," entgegnete sie, „und auch seines Lebens Glück und Zufriedenheit soll er mir noch verdanken. Mir liegt seine Sache am Herzen, wie dir, und du kannst mir blindlings vertrauen. Willst du?" — „Gewiß, liebe Billa, ich traue dir unbesehens." — „Die Hand drauf! Jetzt wirst du auch nicht ansehen, guten Rath von mir anzunehmen?" — „Ich werde ihn aufmerksam hören und getreulich befolgen."

Trotz dieser Verheißung zögerte Billa, bevor sie, nicht ohne lange Umschweife, dem Mägdlein ihren Rath ertheilte, welcher darauf hinauslief, durch verstellte Zuthulichkeit und sonstige Künste der Gefallsucht den Brakelsteiner gänzlich zu verstricken, um ihn dann späterhin dahin zu locken, wo sie Beide seiner bedurften. Die Alte schloß: „Wenn du klug und getreulich vollführst, was ich von dir heische, so ist dein Glück gemacht." — „Es wird schwerlich gehen, wie du meinst," bescheid Ammerirken darauf; „ich verstehe mich nicht auf die Kunststückchen, welche ich üben soll. Auch ist der Junker mir widerwärtig und ich vermag ihm kein freundliches Gesicht zu weisen." — Billa dachte

Digitized by Google

ein Weilchen nach, dann fragte ſie plötzlich: „Sag' mal, Kleine, haſt du den Junker noch niemals recht aufmerkſam betrachtet?“ — Das Mädchen ſchüttelte den Kopf. — „Thu's doch,“ ſprach jene weiter mit bedeutungsvollem Lächeln, „und es wird dir leicht werden, ihm ein bischen ſchön zu thun. Schaut doch aus ſeinen blauen Augen der leibhaftige Johannes.“ — Billa hatte im Eifer mehr geſagt, als ſie eigentlich Willens geweſen. Jetzt war die Reihe zu lächeln an Ammerirken; doch ſenkte ſie dabei die Wimpern, und glühend roth verſetzte ſie: „Ich will's verſuchen, liebe Jungfer, obſchon mir's vorkommt, als ſollte ich jetzt noch weniger fertig bringen, was du von mir begehrſt, wie zuvor.“

Die geheime Berathſchlagung unterbrach die gellende Stimme der Frau M'rielene. „Ich ſuche dich wie eine Stecknadel im Bund Heu,“ rief die Mutter der Tochter zu; „habe nothwendig mit dir zu reden.“ — „Laßt hören, Frau Mutter.“ — „Hier iſt nicht der Ort dazu. Komm mit mir. Kannſt du mit der Jungfer Billa dich verſtecken, ſo wirſt du auch ein Viertelſtündchen für deine Mutter finden.“ — Die Hauſerin ſagte dazu: „Ich mache ſchon Platz, Dälmenſche, ſey nur zufrieden. Die Kleine hat ſich nicht verſteckt, ſondern mir geholfen, weil ich juſt etwas hier oben zu thun hatte!“ — Billa und M'rielenchen maßen ſich dabei mit giftigen Blicken vom Kopf bis zu den Füßen, von den Füßen bis zum Kopf. Jene ging und hörte noch auf der Bodentreppe, wie die Mutter zu der Kleinen ſagte: „Das alte Gerippe iſt die längſte Zeit hier geweſen und ſoll mich nicht oft mehr ärgern.“ — „Undankbare Kröte!“ murmelte die Hauſerin und horchte nach unten, wo ſie laut reden hörte. Zum erſten Stock hinabſchauend, ſah ſie auf dem Flur ihren lieben Johannes mit dem Junker ſtehen. „Hätteſt auch wohl ein andermal kommen dürfen!“ dachte ſie, während Erich drunten ſprach: „Du erſcheinſt wie gerufen, mein Junge. Ich bedarf eines ſichern Boten, der mir ein wichtiges Papier zum Fürſten trage. Tritt herein, ich muß erſt ein paar Zeilen ſchreiben. Ein Engel hat dich herbeſtellt; deiner Fäuſte bedürfen wir zwar nicht, wohl aber um deſto mehr deiner Füße.“

Johannes machte eine trübſelige Miene. „Ich bin ſehr müde,“ ſagte er. — „Warum nicht gar!“ rief der Junker, „ein Kerl wie du wird niemals müde.“ — „Auch möchte ich wohl mit der Jungfer Billa reden,“ fuhr Johannes fort. Worauf Erich: „Wird Zeit haben damit, will ich hoffen. Komm herein und ſetz' dich einſtweilen. Ein Biſſen und ein Schluck ſtehen vom Veſperbrode noch auf dem Tiſch.“

Die Beiden verſchwanden. Billa aber ſtieg die Treppe hinab und machte ſich im Vorhaus zu ſchaffen, um dem Jungen wo möglich ein tröſtliches Wort auf den Weg mitzugeben. Er ſollte vernehmen, wie ſeine Liebſte ihm unwandelbar hold und gewärtig ſey, und daß hinter dem düſtern Gewölk der Gegenwart die Sterne in unverſehrtem Glanze leuchteten, welchen Troſtes der wackere Johannes ſchier bedürftiger war, als er ſelber wußte. Stand doch im Briefe des Domherrn an den Biſchof: „Seine fürſtliche Gnaden ſoll beurtheilen lernen, wen ſie mit der Gunſt ihrer Empfehlung beehren will, und ich bitte ſie daher, dem Jungen eine ſchwierige und weite Sendung anzuvertrauen, nöthigenfalls auch die Probe mehrfach zu wiederholen. Einſtweilen beſorge ich ſeine Ausrüſtung für die Ritterfahrt zu Mendoza's Schaaren.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Schleswig-Holſtein, Januar.
Zuſtände in Nordſchleswig.

Ein trauriges Bild gewähren jetzt dem Deutſchen die Zuſtände in Schleswig. Durch Mittel jeder Art ſucht die Landesverwaltung in Flensburg, vom Volksgeiſt „Landesverſpaltung“ genannt, das däniſche Element zu unterdrücken, das däniſche zu begünſtigen. In Flensburg, Apenrade, Hadersleben, in allen Städten von Nord-Schleswig fallen faſt täglich Scenen vor, die oft ſehr komiſch zu nennen wären, wenn ſie nicht ein zu ſchmerzliches Gefühl erregten. Da faſt alle Beamte von Ehrer der Landesverwaltung den Dienſt verweigert haben, ſo muß dieſe ſich Subjekte aller Art zuſammenſuchen, um nur mit den nothwendigſten Geſchäften auf dem Laufenden zu bleiben. Man hat aus Kopenhagen Beamtengeſindel aller Art herbeigeſchafft, um im Namen der Landesverwaltung oder vielmehr des Herrn von Tillich Schleswig zu regieren. Kaufleute, die wegen betrügeriſchen Bankerotts aus ihren Wohnorten ſich entfernen mußten, verſehen jetzt Poſtmeiſter- oder Rentbeamtenſtellen, Beamte, die wegen Kaſſendefekten, wegen Beſtechung u. ſ. w. aus dem Dienſt entlaſſen waren, ſind jetzt gewaltige Polizeiverſteher. Eine Maſſe junger däniſcher Pfarramtskandidaten verſieht viele Predigerſtellen, da eine Menge deutſch geſinnter Paſtoren, beſonders im Sundewitt, freiwillig von ihrem Poſten abgetreten oder von Herrn von Tillich entfernt worden ſind. Wer in den Städten des nördlichen Schleswig, wo jetzt ſchwediſche Beſatzung liegt, ſich mit einer deutſchen oder ſchleswig-holſteiniſchen Kokarde

Digitized by Google

sehen läßt, wird von den Polizeidienern angehalten und ihm das Abzeichen mit Gewalt abgenommen; nach Umſtänden wird er ſogar beſtraft oder auf dem Schub aus dem Thore gebracht. Die Schanzen von Düppel, die mit dem Blute der ſächſiſchen und bayeriſchen Soldaten ſo theuer erkauft ſind, hat man von däniſchen Soldaten und Matroſen völlig demoliren laſſen, während von der dort befeſtigten Inſel Alſen ſo recht wie zum Hohn die däniſche Dampfesflagge herüberblickt. Selbſt die Gräber der gefallenen Krieger hat der däniſche Fanatismus zum Theil nicht verſchont, und mehrere ſind wirklich vandaliſch verwüſtet worden. Die Lage der deutſch geſinnten Einwohner von Flensburg, Apenrade, Hadersleben, Chriſtianſelde läßt ſich darnach leicht ermeſſen. Den Beleidigungen des däniſch geſinnten Pöbels ſind ſie ohne allen Schutz preisgegeben. Das ſchwediſch-norwegiſche Militär verhält ſich größtentheils bei ſolchen Streitigkeiten ziemlich theilnahmslos, begünſtigt weder die Dänen noch die Deutſchen; von den Offizieren ſchreinen manche mehr däniſch als deutſch geſinnt, die Mannſchaft aber hat ſchon mehrmals Streitigkeiten mit dem däniſchen Pöbel gehabt. Es fällt in dieſem Landſtrich recht in die Augen, wie viel vortheilhafter die Bedingungen des Waffenſtillſtandes von 1848 für die Herzogthümer waren, als die von 1849. Damals konnten deutſche Truppen alle Landestheile beſetzen, eine gemeinſame Statthalterſchaft regierte beide Herzogthümer; jetzt iſt Nord-Schleswig ganz von den Deutſchen geräumt, von fremden Kriegern beſetzt, und die Statthalterſchaft hat ſich auf Holſtein beſchränken müſſen. Und um ſolches Reſultat gegen das kleine Dänemark mit ſeinen anderthalb Millionen Menſchen zu erhalten, mußten deutſche Truppen aus dem tiefſten Süden und vom Rhein hieher marſchiren, der Ehrentag von Idſtersſede uns leuchten, die blutigen Tage von Düppel, Kolding und Gudſoe ſiegreich ſich für uns enden!

(Fortſetzung folgt.)

London, Januar.

(Schluß.)

Literatur

Sonderbar, daß auch unter dieſen Ragen, die meiſtens fremden Urſprungs waren, die ſchönſten wieder England angehörten, und ſich durch ihr ſchwarzes Fell, ihren prächtigen Schwanz und über coloſſale Größe ſogleich vor allen andern hervorthaten. Alles muß doch hier am beſten gedeihen! Leider aber auch im Ueberfluß, wie zum Beiſpiel die Mäuſe. Da hat man nun bei einer Zählung gefunden, daß ihrer eine halbe Million mehr ſind, als der männlichen Individuen, und da dieſe Ungleichheit der Zahl, ſo lange man dem Islam nicht huldigen will, in der Staatswirthſchaft eine gewiſſe Unordnung veranlaßt, ſo iſt Lord John Ruſſel in ſeiner Weisheit darauf verfallen, dieſelben, nicht wie die Ragen todtzuſchlagen, aber auf Schiffe zu laden, die ihnen einen ſanften unvorbereiteten Untergang bereiten. In eine andere Welt ſollten ſie zu ohnehin gehen. Wer ſich von Deutſchland aus anzuſchließen wünſcht, der melde ſich bei Zeiten. Wir haben dort noch keine Zählung gehabt; doch läßt ſich vermuthen, daß wir bei einer ſolchen ebenfalls zu einem weiblichen Plus kämen. — Doch laſſen wir jetzt die Ragen und Mäuſe und wenden uns ein wenig zu der literariſchen Welt und ihren Repräſentanten, den ächten Prieſtern der Gottheit. Da iſt vor Allem einer Erſcheinung zu erwähnen, die uns nahe angeht; wir Deutſchen, bei unſerm bekannten ſtarken Nationalgefühl, geben ja immer einem Talent, das unſerm Boden entſproſſen, den Vorzug, und ſchon die beiden Pünktchen über dem u, die nur unſerer Sprache eigen, werden jedes teutoniſche Herz bei dem Namen, den ich jetzt nennen will, mit reiner Freude erfüllen. Glücklich heißt der Glückliche, den ich meine. Er iſt aus China zurückgekehrt mit einem ſolchen Ueberfluß von Neuigkeiten über dieſes älteſte neue Land, daß die geographiſche Geſellſchaft gar nicht weiß, wie ſie es machen ſoll, um den unendlichen Stoff ſeiner Mittheilungen abdrucken zu laſſen. Ein deutſcher Kopf iſt auch in dieſem Bezug eine ergiebige Quelle, und jetzt, wo man alles mit Maſchinen ſo leicht bewerkſtelligt, kann es unmöglich große Schwierigkeiten haben, noch ſo viele Worte ſchwarz auf ein weißes Blatt abzuprägen. Das ſollte ſich in England vor Allem recht leicht in's Werk ſetzen laſſen. — Die eingeborenen Literaten ſind auch recht fleißig. Dickens arbeitet an ſeinem David Copperfield, der vortrefflich iſt, und von dem jetzt ſchon acht Nummern erſchienen ſind. Damit trat freilich eine kleine Pauſe ein, veranlaßt durch eine berühmte Zwergin, die Prinzeſſin Hühneraugenſchneiderin, die ihr Contorſel im Buche entdeckt haben will und darauf dringt, daß mit ihrer werthen Perſon kein ſolcher Mißbrauch getrieben werde. Die kleine Dame iſt allbekannt als die Wohlthäterin der ausgezeichnetſten Zehen der Hauptſtadt. Sie wohnt am Eingange von Regents-Park, hat eine hübſche Wohnung und eine kleine niedliche Equipage, in welcher ſie zu ihren Patienten fährt, von denen die meiſten indeſſen vorziehen ihr aufzuwarten, weil ſie dann eine kleine unbenannte Nationgabe für eine halbe Guinee aus dem Wege geräumt erhalten, was immer noch ein anſtändiger Preis iſt. Unangemeldet darf man ihr aber nicht kommen. Das Vorzimmer der Frau Hühneraugenſchneiderin iſt ſtets gefüllt mit Wartenden, und drängt ſich unter dieſe ein nicht angemeldeter Fußleidender, ſo kommt die kleine Dame mit zornglühenden Wangen und verweiſt ihm ſein unberufenes Eindringen ohne ihre alterthümliche Celaubniß. Sie iſt, was man auf Engliſch an characterc nennt; ſie ſpricht aus, was ſie denkt, und dieſe Gedanken ſind in ihrem eignen nicht kleinen Kopfe entſtanden. Sie ſoll noch mit Dickens über beſagten delikaten Punkt in einem Briefwechſel begriffen ſeyn, der der Welt, wenn bekannt, eben ſo viel Vergnügen gewähren möchte, als das Buch, um das es ſich handelt. — Thackeray iſt mehrere Monate lang krank gewieſen; Pendennis hat daher eine Unterbrechung erlitten und erſt jetzt wird eine neue Nummer und zugleich die Ausgabe aller bisher erſchienenen in einem Bande angekündigt. Der neue Roman Shirley, den man in Berlin mit ſo vielem Intereſſe erwartete, wird auch hier verſchlungen, doch allgemein als Jane Eyre nicht gleichkommend bezeichnet. Die bis dahin unbekannte Verfaſſerin dieſer Werke iſt jetzt gottlob! auch entdeckt worden, und die Neugierde kann in dem Bezug einmal wieder Athem ſchöpfen. Die Glückliche, die in dem myſtiſchen Dunkel ihres Incognito das geſpendete Lob ſo behaglich einfangen konnte, heißt Miß Bronte, iſt die Tochter eines alten Landgeiſtlichen in der Nachbarſchaft von Bradford in Yorkſhire, und ſieht Jane Eyre auf ein Haar ähnlich. Zwei ihrer Schweſtern waren Erzieherinnen, und wahrſcheinlich hat ſie ſich die Erfahrungen derſelben zu Nutze gemacht; beide haben ebenfalls im letzten Jahre einen Roman geſchrieben, „Witheringhights,“ und einen andern, deſſen Name mir entfallen; aber wie der Vogel Phönix ſind ſie nach dieſen Produkten geſtorben. Miß Bronte allein iſt nun übrig und, wie es ſcheint, nicht geſonnen ſchon jetzt von der Bühne abzutreten. — Mrs. Auſtin befindet ſich jetzt bei Guizot auf ſeinem Landſitze bei Paris und überſetzt ein Werk, das er ſchreibt, begreiflich, ſo wie er damit fortrückt. — Von der geheimnißvollen Schönen aber, die im Frith of Forth auf einer kleinen Inſel in den Ruinen eines alten Kloſters ganz einſam haust, ein andermal.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 19. Dienstag den 22. Januar 1850.

It is said: — labour in thy vocation; which is as much to say as: let the magistrates be labouring men; and therefore should we be magistrates.

Shakespeare.

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortsetzung.)

Wer dämmt den Waldstrom, wenn er von Regengüssen geschwellt einhertost? Wer hält den Schneesturz auf, wenn er im Lenze an den Berglehnen niedergeht? Wer fängt die Kugel im Flug? Der's vermag, wird allenfalls auch stark und klug genug seyn, den bösen Geist des Aufruhrs zu bannen, der sich einer ganzen Bevölkerung bemeistert hat. Bis zum heutigen Tage ist aber diese Kunst noch zu erfinden. Auch zu Paderborn half kein Halten und kein Sperren mehr. Zwar gab es ihrer viele in der Stadt, die, weil sie von ganzer Seele der Kirche treu geblieben, schon darum dem Bischof nur ungern den Gehorsam versagt sahen; zwar waren unter den Anhängern der luther'schen Lehre nicht wenige, welche wohl dem geistlichen Oberhirten die Ehrfurcht weigerten, aber dennoch in ihm den weltlichen Fürsten nicht verkannten; aber die stürmische thatkräftige Minderheit ließ diese zahmere Mehrheit nicht zur Geltung gelangen, weil ja stets und überall die Mehrzahl der Wohlgesinnten aus Verzagten besteht; ganz natürlich, denn wen kecker Muth beseelt, der pflegt meistentheils dem Neuen hold zu seyn, wär's auch nur um der Gefahr halber, die sich auf den Weg stellt.

Für den Augenblick war's ruhig. Der Sturm schöpfte Athem, um hernach mit erneuter Wuth zu blasen. Still und friedlich zeigte der Sonntagsmorgen kein anderes Gesicht als jeder andere seines Gleichen. Die Leidenschaften schienen zu schlummern, die Geschäfte ruhten mit voller Berechtigung, und nicht etwa wie in den jüngsten Tagen darum, weil die Handwerker dem Lärmmachen nachliefen. In den Kirchen waren schon mehrere heilige Messen gelesen worden; bei den Minoriten hatte ein Vater aus der hochwürdigsten Gesellschaft unseres Erlösers, in der Marktkirche Hermann Tünneke die Predigt gehalten, jener zur Sühne, dieser zum Streite mahnend. Bald sollte die Domglocke zum Amt rufen. Hans Köning trat, des Läutens gewärtig, vor seine Thüre. Sein Haus stand am Marktplatz und war der stattlichsten eines, wie der Besitzer zu den angesehensten Bürgern gehörte, und zwar nicht bloß um seines Wohlstandes willen, obschon der Reichthum nicht minder als der Schmeerbauch und das Vollmondsgesicht mit dem feisten Doppelkinn schwer genug in der Wagschale lagen. Reiche dicke Leute sind überall wohlangesehen.

Als Köning eben den Fuß über die Schwelle gesetzt, kam von den Schildern herab ein hagerer Mann, mit vorstehenden Glotzaugen im schwindsüchtigen Antlitz, mißvergnügten Aussehens, hastigen Schrittes, in allem und jedem das Widerspiel des behäbigen Wanstes. Köning bot ihm die Zeit und fügte hinzu: „Der Meister Wennebier schießt ja ganz in Gedanken an meinem Haus vorüber. Drinnen sitzen Grethchen und Mine in bloßen Strümpfen und harren mit Aengsten ihrer neuen Schuhe, welche der Meister schon am Mittwoch hätte bringen müssen.“ — Der Schuster blieb stehen. „Das soll wohl seyn,“ sagte er, „doch sind die Schuhe nicht fertig.“ — „Die Kinder können nicht in's Hochamt,“ brummte Köning, „und kommen so um jede heilige Messe durch Seine Schuld.“ — Wennebier zuckte spöttisch die Achseln und entgegnete: „Wäre nur jede Schuld so leicht wie die!“ —

Digitized by Google

Köning fuhr fort: „Der Meiſter wird ſchon merken, was ſie gilt, wenn er ſie drüben auf dem Kerbholz findet. Im Uebrigen wird ihm ſeine Faulheit ſchon dieſſeits theuer genug zu ſtehen kommen. In der Markirche verſcherzt er ſeiner koſtbaren Seele Heil; ſein irdiſcher Wohlſtand geht beim Dingen vor dem Rathhaus in die Brüche. Bedenk' Er doch, Meiſter, daß Er in den letzten Tagen nicht nur dieſe Tage ſelbſt verloren, ſondern auch die Zukunft mit eingebrockt hat. Er wird ſeine ganze Kundſchaft einbüßen." — Wennebier lachte. „Die Zeit iſt nahe," meinte er, „wo ich der Kunden nimmer bedarf. Ich habe mich lange genug für andere Leute geplagt, jetzt wollen wir den Spieß 'mal umkehren. Libori Wichards ſoll Bürgermeiſter werden." — „Und dann?" fragte Köning. — „Dann," beſchied Wennebier mit wichtiger Miene, „dann darf keiner mehr haben wie der andere und wir leben alle herrlich und in Freuden." — „Viel Glück zum neuen Regiment!" ſpottete Köning. „Doch wo werden wir Schuhe herbekommen, wenn keiner mehr zu arbeiten braucht?" — „Die kaufen wir." — „Von wem? Wenn wir zu Junkern werden, ſo macht's das ganze Land wie wir. Der Bauer wird aufhören den Acker zu beſtellen, ſobald der Handwerker nicht mehr arbeitet. Bedenk' Er das wohl, Meiſter Wennebier."

Der Schuſter war von dieſen Worten betroffen, doch nicht belehrt und noch weniger bekehrt. „Ich bin nicht ſo weiſe," antwortete er, „daß ich dem Meiſter Köning das rechte Licht aufſtecken könnte, aber dennoch nicht ſo dumm, wie er meint. Ich weiß recht gut, daß er nur aus Sorge für ſeine Hühner und Gänſe redet. Einen ſchlichten Mann wie mich mag er mit ſeinen Redensarten auch leicht aus dem Felde ſchlagen; doch helfen wird's ihm nicht. Was geſchehen ſoll, das geſchieht, und iſt erſt alles eingerichtet, ſo wird Wichards auch ſchon zu ſorgen wiſſen, daß die Sachen ihren gedeihlichen Fortgang nehmen. Wichards, der große und weiſe Freund des Volkes, wird alles gehörig richten und ſchlichten." — „Gott ſegne uns den kunſtreichen Meiſter Liborius!" ſprach eine tiefe Stimme dazu; „ein Stümper iſt gegen ihn der weltberühmte Doktor Eiſenbart, der die Blinden gehend macht und die Lahmen ſehend." — Eine zweite Stimme ergänzte: „Wenn unſer Herrgott mit dem Wettermachen nicht mehr recht fertig wird, ſo ſoll er nur den Wichards rufen, der wird's allen Leuten recht machen."

Die beiden Herzugetretenen waren Bürgersleute, ein älterer Mann und ein jüngerer, alle zwei von behäbigem Aeußern. Der Schuſter ſchaute ſie überzwerch an. „Das ſoll wohl ſeyn," ſagte er mit ſeiner gewöhnlichen Redensart; „der geldgrüne Neid ſpricht aus euch, doch redet er die Wahrheit. Der Meiſter Jauchem Thomberge ärgert ſich an des Liborius ehrenvoller Heimkehr, den er doch in's Elend hat jagen helfen, und den Meiſter Mattigs Koithe verdrießt, daß ſein Schwager Günter Stadtſchreiber geworden iſt." — „Nicht doch, liebes Männelen," antwortete Koithe, „mich freut es, daß mein Schwager, der arme Schelm, es endlich zu etwas gebracht hat, und ich will nur wünſchen, daß er dabei auf einen grünen Zweig komme. Es wird für mich ein Troſt ſeyn, und mehr noch für unſern guten ehrlichen alten Schwiegervater, den Meiſter Thomberge, um ſeiner armen Enkel willen." — „Verſteht ſich," ſpottete Wennebier entgegen; „Euch war längſt bange, des Günters Kinder könnten einmal vom Großvater und vom Ohm etwas heiſchen. Doch tröſtet Euch, es hat damit noch lange keine Noth. Unſer biederer Wolfgang iſt freilich arm geblieben, weil er ſich der Armen und Bedrängten annimmt, ſtatt für die Reichen dem Geſetz eine wächſerne Naſe zu drehen; doch dafür heißt es auch in der Schrift: ich ſah nie die Kinder des Gerechten ihr Brod vor fremden Thüren ſuchen." — Thomberge fiel ihm in die Rede: „Ich werde mit vom Tünnele ein Paar neue Schuh anmeſſen laſſen, Meiſter Wennebier muß die heilige Schrift auslegen." — Giftig erwiederte der Schuſter drauf: „Der Domine wird dem Meiſter ſchon etwas anmeſſen, „verlaſſ' er ſich drauf. Wie lange dauert's noch, ſo predigt unſer Hermann im Dom?" — „Wird eine ſaubere Wirthſchaft geben," brummte Thomberge, „wenn wir ſogar im Dome hören müſſen, was den Tagediben und Lumpen wohlgefällt." — Köning unterbrach ihn: „Aergere dich doch nicht, Gevatter. Wir werden noch den Tag erleben, an welchem der Prädicant aus der Stadt weichen muß, ſeine Habe im Schnupftuch, den Bettelſtab in der Hand. Wer ſeiner nicht entrathen mag, kann ihm dann nachlaufen; wir werden keinen halten, und hieße er auch Wennebier."

(Fortſetzung folgt.)

Es iſt möglich.

(Fortſetzung.)

Der Ausbruch der erſten franzöſiſchen Revolution berührte das deutſche Fürſtenthum, in welchem Herr von Möglich das Amt eines Geheimeraths bekleidete, und die Flucht Ludwigs des Sechzehnten verſammelte den Staatsrath, welchem der Fürſt beiwohnte. „Die Deutſchen ſind keine Franzoſen," ſprach der Fürſt mit Nachdruck; „was die Pariſer in blindem Wahnſinn an ihrem angeſtammten Herrn und Könige gethan, keinem

Digitized by Google

meiner Unterthanen würde es einfallen, das mir zu thun. Was meinen Sie, Herr Geheimerath?" — Die Frage war an Herrn von Möglich gerichtet. Sie überraschte ihn, denn seine Gedanken waren in Paris, und ohne Absicht die Achseln zuckend, antwortete er: „Es ist möglich, gnädigster Herr." — „Möglich!" rief der Fürst und erbleichte; „was wollen Sie damit sagen? Meinen Sie, es könnte der Tag kommen, wo meine Unterthanen sich gegen mich auflehnten, mich von Land und Leuten vertrieben?" — „Es ist möglich, gnädigster Herr," wiederholte der Geheimerath, jetzt mit Bedacht und seinem Grundsatz treu, die drei Worte nie zurückzunehmen. „Und warum sollte es nicht möglich seyn?" fuhr er fort; „gibt es doch nichts Unverläßigeres als Volksgunst. Ein Volk besteht aus Einzelnen, jeder Einzelne hat sein eigenes Interesse, und dieses ist ihm lieber als das Interesse des Fürsten. Wie sehr daher auch Ew. Hoheit von Ihren Unterthanen geliebt und verehrt werden — ich weiß, es kann nicht in höherem Grade der Fall seyn, als Ew. Hoheit es verdienen, ich weiß aber auch, daß jede neue Ordnung der Dinge neue Hoffnungen weckt, und möchte deßhalb nicht schwören und bürgen, daß der Tag nicht kommen könnte, wo Ihre Unterthanen, fortgerissen von trügerischen Hoffnungen, alle empfangenen Wohlthaten vergessen, die fürstlichen Wappen zerbrechen und Freiheitsbäume errichten."

Ohne ein Wort der Erwiederung stand der Fürst auf, warf Herrn von Möglich einen zürnenden Blick zu und verließ den Saal. Die Ungnade des Herrschers machte sich Herrn von Möglich allenthalben fühlbar und hinter seinem Rücken hieß es überall: „Welcher Thor der Mann ist mit seinem unbesonnenen: es ist möglich!" Als später die Franzosen das Fürstenthum beiegten, Seine Hoheit flüchtete, das Volk die fürstlichen Wappen zerbrach und Freiheitsbäume pflanzte, erinnerte man sich der Aeußerung des Herrn von Möglich. Er hieß ein Märtyrer seiner Prophetengabe, ein Opfer des gestürzten Despotismus und wurde an die Spitze der Staatsgeschäfte gestellt. Er verwaltete sie mit seiner frühern Tüchtigkeit, stumpfte durch diplomatisches Geschick die scharfen, verletzenden Kanten der neuen Regierungsform, war gerecht gegen jeden, hing sich an keine Partei und wurde deßhalb von jeder verdächtigt. Die Jakobiner sahen in ihm den verkappten Royalisten, die Royalisten den heimlichen Jakobiner. Er wußte das, aber es kümmerte ihn nicht.

Ein Abgeordneter der französischen Republik kam in das zum Departement umgestaltete Fürstenthum und wurde mit größten Ehren empfangen. Alles umdrängte ihn, machte ihm den Hof, und es fehlte nicht an Winken und Zuflüsterungen in Betreff der kühlen republikanischen Gesinnung des Herrn Möglich — jetzt nicht mehr „von." Der Abgeordnete merkte sich das und bei dem ihm gegebenen Festmahle, nach vielen Trinksprüchen auf allgemeine Freiheit, auf die Rechte des Volks und auf die Siege der Republik, erhob er sich in begeisterter Rede und sprach seine Verwunderung aus, daß Fürsten noch wagen könnten, Widerstand zu versuchen, da die Bahn der Revolution um den Erdkreis gehe. Der Widerstand der Fürsten müsse nur ihren Sturz beschleunigen, denn ihre letzte Hoffnung liege in unbedingter Unterwerfung; die Bourbons könnten nur über die Trümmer Europas auf den Thron Frankreichs zurückkehren, und bloß Thoren oder Verräther könnten solche Möglichkeit träumen. „Sie sind ein Deutscher und haben kälteres Blut als die Franzosen," wendete sich der Redner bei dem letzten Satze an Herrn Möglich; „so entscheiden Sie und sagen, ob ein vernünftiger Mensch an Wiedereinführung der Monarchie in Frankreich glauben kann?"

„Es ist möglich," antwortete der Staatsbeamte. — „Ich achte jede Meinung, wie tief sie mich auch verletzt," entgegnete der Abgeordnete. „Ich achte die Ihre, obschon in meinen Augen, wer an der Unüberwindlichkeit der Freiheit zweifelt, die Freiheit nie geliebt hat. Doch fordere ich die Gründe Ihrer Meinung. Können Sie Gründe haben?" — „Es ist möglich," antwortete der Gefragte. „Das freie Athen gewöhnte sich an Perikles und unterwarf sich einem Könige von Macedonien. Das freie Rom hatte zuerst ein Triumvirat, dann einen Cäsar, endlich einen Nero. England war ein Gemeinstaat, beugte sich vor Cromwell und rief seinen König zurück." — „Was Römer, Athenienser und Engländer!" brauste der Abgeordnete auf. „Wie paßt Alles dieß auf Frankreich? Im Namen der Republik erkläre ich, daß Sie Unrecht haben und nur Verzeihung finden können, weil Sie nicht von Geburt Franzose sind!"

Die Verzeihung hatte indessen ihre Lücken. Herr Möglich wurde seiner Stelle entsetzt und löste sich mit Mühe von der Anklage, unehrerbietig von der Republik gesprochen zu haben. Die Zeit brachte ihm Entschädigung. Bonaparte wurde erster Consul, dann Consul auf zehn Jahre, dann Consul für die Dauer seines Lebens, dann Kaiser und König, und Herr von Möglich — nun wieder „von" — weil zur gemäßigten Partei gehörig, erhielt seine Stelle zurück und erntete mehr als je den Ruhm politischen Scharfblicks.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Schleswig-Holſtein, Januar.

(Fortſetzung.)

Nord- und Südſchleswig.

Man kann hier in der That nicht ſtolz auf den deutſchen Namen ſeyn. Man komme hieher nach Apenrade und Hadersleben, höre die ſchlichten Worte der patriotiſch geſinnten Bürger, die freudig zwei Jahre lang Opfer über Opfer gebracht, und freudig immer auf's Neue dazu bereit wären, könnten ſie nur einen Erfolg abſehen, und wem kann nicht das Blut in einige Wallung geräth über die unſägliche Schmach, die uns hier widerfahren, der hat ein merkwürdig ruhiges Temperament. — Der größte Theil der Landbevölkerung in Nord-Schleswig verhält ſich auch jetzt wie immer ziemlich paſſiv. Dieſen Bauern, die weder deutſch noch däniſch ſprechen, ſondern das ſogenannte „Plattdäniſch," eine abſcheuliche Mundart, die der ächte Kopenhagener kaum verſteht, kümmern ſich im Ganzen ſehr wenig darum, ob ihr Vaterland zu Dänemark oder zu Deutſchland kommt. Nur keinen Krieg wieder! keine Einquartierung! keine vermehrten Abgaben! dieß iſt ihr Hauptwunſch, hinter dem alles übrige weit zurücktritt. Indeſſen fürchten ſie die Trennung von Holſtein ungemein, da Schleswig auch in materieller Beziehung zu nahe mit demſelben verbunden iſt, als daß es die Trennung davon lange ertragen könnte. Sagt man dieſen Bauern, Schleswig ſolle von Holſtein getrennt und eine Zollline zwiſchen beiden Ländern gezogen werden, ſo machen ſie ungemein bedenkliche Geſichter, kratzen ſich lange hinter den Ohren und ſagen in ihrem breiten, langſamen Deutſch, das ſie nur ſehr mangelhaft reden: „Na denn wullt wir leebre to ten Düfels." Fanatismus für die däniſche Sache iſt bei dieſer nordſchleswigſchen Landbevölkerung ſehr ſelten, ſo ſehr ſie auch jetzt wieder von däniſchen Schullehrern, Predigern, ja eigenen reiſenden Agenten aufgehetzt wird. Es ſind gegenwärtig eine Menge Beurlaubte der däniſchen Armee hier in der Heimath. Dieſe Leute zeigen ſehr geringe Neigung wieder zu ihren Fahnen zurückzukehren, und ſind nichts weniger als kriegeriſch geſinnt. Sicher werden ſehr viele nicht gehorchen, wenn ſie wieder einberufen werden. Ganz anders iſt der Geiſt im ſchleswig-holſteiniſchen Heere. Auch von dieſem ſind viele Beurlaubte hier, beſonders in den Städten Hadersleben und Apenrade, von wo ſehr viele Bürgersſöhne als Freiwillige eingetreten ſind. Auch iſt Behandlung, Verpflegung und Kleidung bei der ſchleswig-holſteiniſchen Armee ſo unendlich beſſer als bei der däniſchen, daß ganz abgeſehen von politiſchen Stimmungen, der Soldat natürlich viel lieber in erſterer dient. In Dänemark wird das Heer allein aus den untern Ständen rekrutirt, es findet Stellvertretung für Geld ſtatt, körperliche Züchtigungen ſind noch häufig, die Uniform iſt äußerſt ſchlecht und vom allergröbſten Tuch, die Bezahlung gering. Ganz anders im jungen ſchleswig-holſteiniſchen Heere. Daſſelbe iſt ganz nach dem Muſter der preußiſchen Armee gebildet, Alle ohne Unterſchied von Stand und Vermögen müſſen perſönlich ihrer Dienſtpflicht genügen, die Soldaten werden mit Sie angeredet; körperliche Strafen, ja rohe Schelt-wörter ſind ſtrenge verpönt; die Bezahlung iſt gut, die Uniform faſt ganz der preußiſchen gleich, zweckmäßig, dem Auge wohlgefällig, ja faſt elegant. Vielleicht iſt im Augenblick der Dienſt in keinem Heere ſo angenehm wie in dieſem; dieß beweiſen auch die vielen Freiwilligen aus allen deutſchen Ländern, die hier fortwährend als gemeine Soldaten eintreten. Die Trabanten des Herrn von Tillisch ſcheuen kein Mittel, um junge Beurlaubte der ſchleswig-holſteiniſchen Armee vom Wiedereintritt in dieſelbe abzuhalten. Ermahnungen, Drohungen, Beſtechungen werden angewendet; nur ſelten mit Erfolg. Die Beurlaubten der ſchleswig-holſteiniſchen Bataillone kommen faſt immer wieder, ſobald ſie einberufen werden, und gerade dieſes freudige Einrücken trotz aller Hinderniſſe und Verſuchungen iſt der ſchärfſte Beweis, wie feſte Wurzel der Wunſch nach einem ungetheilten eng mit Deutſchland verbundenen Schleswig-Holſtein ſelbſt im größten Theil der Bevölkerung von Nordſchleswig gefaßt hat.

Etwas beſſer als in dem nördlichen Theil von Schleswig, ſteht es im ſüdlichen aus, der von preußiſchen Truppen beſetzt iſt, obgleich auch dort die Verhältniſſe traurig genug ſind. Allein hier herrſcht wenigſtens kein däniſcher Pöbel, wie in Flensburg, und darf ſich ungeſtraft die frechſte Verhöhnung alles Deutſchen erlauben. In der ganzen Hälfte Schleswigs von Flensburg ſüdwärts gibt es gar keine dänenfreundliche Bevölkerung mehr, hier iſt ohne Ausnahme Alles ächt deutſch geſinnt, und ſo fällt hier wenigſtens der Zwieſpalt weg, der zur Verſchlimmerung der Zuſtände Nordſchleswigs ſo viel beiträgt. Hier im ſüdlichen Schleswig kann aber die Landesverwaltung nur durch Bajonette herrſchen, ohne dieſe würde kein Menſch den Anordnungen derſelben die mindeſte Beachtung ſchenken. Den armen preußiſchen Soldaten wird die wahrlich nicht angenehme und ruhmvolle Aufgabe zu Theil, die Exekutoren der Landesverwaltung abzugeben. Ihr kriegeriſches Ehrgefühl empört ſich gewaltig dagegen, aber der Gehorſam, des Kriegers erſte Pflicht, bindet ſie. Indeſſen wo ſie nur können, ſuchen ſie die ihnen gewordene Aufgabe zu umgehen und den Dänen zu zeigen, wie viel lieber ſie ihnen im offenem Kampfe gegenüberſtänden, als jetzt ihre Bundesgenoſſen zu ſeyn gegen deutſches Recht und deutſche Sitte. Man kann ſich in der Ferne kaum einen Begriff davon machen, wie tief der Widerwille gegen alles Däniſche und vollends der Haß gegen die Landesverſammlung beim Kerne der ſüdſchleswigſchen Bevölkerung gewurzelt iſt. Faſt all die kleinen Städte, Tondern, Huſum, Tönningen, Eckernförde haben ſtarke Abtheilungen preußiſcher Truppen als Exekution, da ſie ſich beharrlich weigern den Anordnungen der Landesverſammlung nachzukommen, und doch ertragen ſie die Laſt, welche die einzelnen kleinen Bürger ſehr hart drückt, ohne Murren. Auch nicht das Mindeſte geſchieht hier freiwillig, nicht der ärmſte Bürger würde ein Amt von der Landesverſammlung annehmen.

(Fortſetzung folgt.)

Berichtigung.

Bei den Epigrammen aus der Glyptothek hat ſich noch in der letzten Zeile (Nr. 11. S. 42) ein Druckfehler eingeſchlichen: ſtatt Gerſte und Salz, iſt Gerſte mit Salz zu leſen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 20. Mittwoch den 23. Januar 1850.

— Quo fata trahunt retrahuntque, sequamur.
Virgil.

Es ist möglich.

(Schluß.)

Napoleon, Herr eines Theils von Europa, verschenkte Kronen und Königreiche, und bei einem seiner geschaffenen Könige wurde Herr von Möglich Minister. Die Republik war verschwunden, mit ihr der Republikanismus. Frankreich lag im Staube vor seinem Gebieter. Es galt für eine Schmach, republikanische Gesinnung gehegt zu haben, und Jeder wollte der Einzige gewesen seyn, der von der Strömung sich nicht fortreißen lassen, der wenigstens im Herzen dem Königthume stets angehangen.

„Ich sehe darin keine Schmach," meinte Herr von Möglich bei Gelegenheit eines betreffenden Gespräches; „es war eine Epidemie, man wurde angesteckt. Die Epidemie kann wieder kommen, kann wieder anstecken. Es ist möglich." — „Nein, nein!" rief ein Aristokrat; „es gibt Möglichkeiten, die sich abnutzen, Schwachheiten, die, einmal überwunden, es für immer bleiben, Wechsel, die sich erschöpfen." — „Es ist möglich," antwortete der Minister; „nur bitte ich sich an Addisons Geschichte von dem egyptischen Sultan zu erinnern."

Auf den Wunsch der Gesellschaft erzählte sie der Minister folgendermaßen. „Ein freidenkender Sultan von Egypten ging in seinem religiösen Unglauben so weit, über Mahomets bekannte Lustreise zu lachen, auf welcher derselbe eine Unzahl von Dingen in so kurzer Zeit sah und erlebte, daß er bei der Rückkehr sein Bett noch warm fand und einen Wasserkrug, den er bei seiner Entführung umgestoßen, aufhob, ehe alles Wasser ausgelaufen. Ein im Rufe der Wunderthätigkeit stehender Derwisch erbot sich, den Sultan von seinem Unglauben zu heilen, und da letzterer sich zu einer Probe bereit erklärte, ersuchte ihn der Derwisch, in Gegenwart seines Hofs seinen Kopf in ein Faß Wasser zu stecken und unverweilt wieder heraus zu ziehen. Der Sultan willigte ein, senkte seinen Kopf in das Wasser und war nicht wenig, aber nichts weniger als angenehm überrascht, in völlig fremder Gegend sich am Fuße eines steilen Berges zu erblicken. Ein Holzschläger, den er traf, zeigte ihm den Weg nach der nächsten Stadt. Von dem vielen Lustigen und Traurigen, das dem Sultan hier widerfuhr, genügt zu erwähnen, daß er eine schöne und reiche Frau heirathete, die im Laufe der Jahre ihm vierzehn Kinder schenkte und nach deren Tode er so arm wurde, daß er sich und die Seinigen mit Lastragen ernähren mußte. Wie er am Fuß des Bergs die Arglist des Derwisches verwünscht, so bereute er jetzt seinen frühern Unglauben, wofür er sein Unglück als gerechte Strafe erkannte, legte die Kleider ab, um vor dem Gebete, zu welchem sein Herz ihn trieb, die nach mahometanischer Sitte erforderliche Abwaschung zu verrichten, tauchte seinen Kopf in ein Gefäß voll Wasser, stand, als er ihn emporhob, vor dem Faße des Derwisches und seinem versammelten Hofe, und vernahm, daß er die Stelle nicht verlassen, daß alle seine Erlebnisse in der halben Minute liegen, die er zugebracht, um unter- und aufzutauchen. — Diese Geschichte, meine Herren," schloß der Minister, „dürfte unser Gespräch erläutern. Wem in Frankreich und zum Theil in Deutschland vor der Revolution gesagt worden wäre, was er im Laufe derselben thun werde, er hätte es nimmermehr geglaubt, und nun er mit

Digitized by Google

herausgezogenem Kopfe vor dem Waſſerfaſſe ſteht, dünkt ihm Alles, was er gedacht, geſehen und gethan, ein Wunderbild. Sollten die Bourbons und die Emigrirten auf franzöſiſchen Boden zurückkehren, ſo wird mit ihnen ein Gleiches der Fall ſeyn. Sie werden alle Ereigniſſe ſeit 1789 für einen Traum halten und demgemäß handeln. Ich ſage, es iſt möglich."

Die meiſten der Geſellſchaft lächelten und ſchwiegen. Nur ein alter Herr, ein Freund des Miniſters, entgegnete: „Sie könnten Recht haben, wenn Ihr „Sollten" eintritt. Das aber ſteht mehr als zu bezweifeln. Es wäre das Wunder aller Wunder." — „Es iſt möglich," ſagte der Miniſter.

Napoleon zog mit ſeinem Heere nach Rußland. Der König, deſſen Miniſter Herr von Möglich war, fragte ihn im Vertrauen, welchen Ausgang er prophezeie. Der Miniſter verſicherte darüber kein Urtheil zu haben. „Ich zweifle keinen Augenblick," verſetzte der König, „daß der Kaiſer das neue Jahr in Petersburg feiert." Der Miniſter ſchwieg. „So reden Sie doch," drängte der König; „doch ich weiß ſchon, Sie vermuthen einen ungünſtigen Ausgang." — „Es iſt möglich," ſagte der Miniſter und zuckte ſeiner Gewohnheit gemäß die Achſeln. Der König wandte ihm den Rücken und gab ihm bald nachher ſeine Entlaſſung. Als jedoch die Trümmer von Napoleons Heere heimwärts wanderten, hieß Herr von Möglich ein Prophet, welcher das Schickſal aller Propheten habe.

Nach Napoleons Sturz nahmen die von ihm entthronten Fürſten ihre Throne wieder ein, und Herr von Möglich erhielt ſein Portefeuille aus der Hand des neuen Herrſchers zurück. Nicht lange, ſo trübte ſich das Verhältniß des alten Miniſters zu dem jungen Fürſten, der in deſſen Folge ihm eines Tags Mangel an Loyalität vorwarf, „ein Mangel," ſetzte er hinzu, „der eigentlich nicht Wunder nehmen kann, da Sie jeder Regierung gedient haben." — „Um bei jeder in Ungnade zu fallen," erwiederte der Miniſter, „ſo oft der Gang der Regierung mit meinem Sinne für Mäßigung nicht Schritt hielt. Ich glaubte ſtets ihr am beſten zu dienen und in keiner andern Weiſe dienen zu dürfen, als daß ich dem Staate und dem Volke diente, und weil Volk und Staat ſtets die Dienſte ſeiner Bürger nöthig haben, glaubte ich jeder Regierung dienen zu müſſen. Es iſt möglich." — „Aber das Volk hat zu gehorchen," warf der Fürſt ein. „Wer die Perſon des Fürſten vom Staate trennt, iſt — im Herzen wenigſtens — ein Rebell." — Darauf bat Herr von Möglich um ſeinen Abſchied, der ihm gern gewährt wurde. „Ich gehe," ſagte er in ſeinem Geſuch, „weil ich gehen muß, und ich muß gehen, weil ich nicht rückwärts gehen kann, nicht den Kampf mitkämpfen will gegen Recht und Wahrheit, gegen bürgerliche und religiöſe Freiheit, gegen Intelligenz und ihren Ausdruck, die Preſſe. Solcher Kampf hat die Franklins und Washingtons in's Leben gerufen und die Baſtille geſchleift. Gleiche Urſache, gleiche Wirkung. Es iſt möglich."

Der dieß ſchrieb, war im Jahr 1848 todt. Mit ſeinem Sinn für Mäßigung hielt auch das Jahr 1848 nicht Schritt; ein Umſchwung iſt erfolgt, und Weiteres — iſt möglich.

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortſetzung.)

Das Zuſammenläuten machte dem unerquicklichen Geſpräch ein Ende. Die Männer eilten zum Dom, um etwa im Hauſe des Herrn die andächtigen Gedanken zu finden, die ſie eigentlich hätten mitbringen ſollen. Sie trafen aber nur auf Störung und Aergerniß. Die weiten Hallen füllten ſich dichtgedrängt mit Volk, wovon ein großer Theil offenkundig zu den Abtrünnigen gehörte, mithin nur gekommen ſchien, um ſein Recht zum Betreten der Hauptkirche nicht zu vergeben. Dieſe Abgefallenen zeigten nicht nur ſelber keine Andacht, ſondern ſuchten auch geſtiſſentlich die Andacht der Gläubigen zu beeinträchtigen. Ohne Ehrfurcht vor der Stätte Heiligkeit, ohne Rückſicht für ihre Mitbürger verhandelten ſie die Tagesereigniſſe. Dem mahnenden Ziſchen ſetzten ſie ein trotziges Pfeifen entgegen. Auf den lauten Ruf zur Stille antwortete ihr vermehrtes Geſchrei. Vor allen zeterte Wennebier, der Schuſter: „Ihr Baalsdiener und Pfaffenknechte, hebt euch von dannen!" — In allen Ecken erhob ſich Lärm mit vollem Geſchrei. Die einen tobten: „Hinaus mit den Ketzern! hinaus mit den Tempelſchändern!" Die andern rasten: „Fort mit den Baalsknechten!" Wieder der andere brüllten: „Wir wollen nicht ſchlechter ſeyn als Peterling von Cöln! Freiheit, Freiheit!"

Während ſo die ehrwürdigen Wölbungen im Haus des Friedens von aufrühriſchem Geſchrei widerhallten, ſetzten am Hochaltar der Prieſter mit ſeinen Beiſtänden und auf dem Chor die Sänger ſo gefaßt und ſicher die heilige Handlung fort, als waltete nicht die geringſte Störung ob. Des Prieſters tiefe, gewaltige Stimme, der Orgel mächtiges Dröhnen, der vielſtimmige Geſang von oben, in welchen die unerſchrockene Andacht der Frauen und Jungfern einfiel, — ſie beherrſchten auf Augenblicke vollſtändig das Toben der entfeſſelten Leidenſchaften. Ein ſolcher Augenblick war es, in welchem das volle Geſchrei vor dem triumphirenden

Digitized by Google

»salutaris hostia« zurücktrat, als vom Haupteingang her eine durchdringende Stimme ſchrillte: „Alles verlor'n zu Paderborn, zu Paderborn alles verlor'n!“ — Aller Augen wandten ſich nach der Seite, von wannen der Unheilsruf erſchallte. Jöchelchen, der Spielmann, ſtand auf dem Opferſtock und wiederholte unter närriſchen Geberden unabläſſig den Kehrreim. Schrecken bemeiſterte ſich der Gemüther. Einige meinten, die Stadt brenne an allen Ecken, andere wähnten, der Biſchof ſtehe mit reiſigem Zug vor den Pforten, und die Aufregung wurde nicht geringer, als die Menge endlich den wahren Grund des neuen Lärms begriff. Damit aber hatte es folgende Bewandtniß.

Nach der einſtweiligen Beſchwichtigung des Auflaufs war die Erbitterung in der Stadt nur ärger geworden, und mit dem Ingrimm zugleich die Zuverſicht der Mißvergnügten gewachſen. Sie hatten erfahren, wie beim Sturmläuten damals die Delbrücker gar nicht unter die Waffen getreten waren, und wie nun ſeitdem die Bauern ringsum im ganzen Lande ſagten, ſie ſeyen um kein Haar geringer als die Delbrücker, und werden darum niemals ſich dazu verſtehen, gegen die von Paderborn zu kämpfen. Der Fürſt hatte ſich demnach in ſeinen Maßregeln auf die ohnmächtige Waffe der Feder beſchränkt geſehen. Nachdem er geſchrieben: bei der nächſten Wahl dürfe keiner in den Rath gebracht werden, welcher ſich bei dem Wichardsſchen Handel betheiligt habe, war die erſte Antwort der Mißvergnügten geweſen, den Wolfgang Günter mit Gewalt in der Stelle des Stadtſchreibers beſtätigen zu laſſen, aus welchem Zeichen ſich auf den Erfolg der nächſten Wahlen ſchließen ließ. Nach dieſen Vorgängen waren von den fünf-und-zwanzig Verordneten einige abgetreten, geſchreckt durch die Gewaltthätigkeiten der Volksmänner. In Anſehung dieſer Umſtände hatte Dietrich von Fürſtenberg geboten, Wichards und Günter als Unberufene von den Verhandlungen auszuſchließen; der Erfolg war geweſen, daß ein edler Rath ſein Unvermögen hatte bekennen müſſen, während die Genannten nur um ſo unumſchränkter die Gebieter ſpielten, ſo daß thatſächlich alle Gewalt in den Händen des Libor ius Wichards, des neuen Stadtſchreibers Günter und des Prädicanten der Markkirche lag. Darum mochte der Biſchof beſchloſſen haben, ſich dieſer Häupter zu bemächtigen; wenigſtens hatte er den Stadtſchreiber, als dieſer ſich zu Neuhaus blicken ließ, ohne weiteres handfeſt gemacht. Daher der neue Sturm. — Wüſtes Geſchrei erfüllte das Gotteshaus und deſſen Umgebungen. Die Menge ſtrömte durch alle Thüren hinaus, zum Theil aus Scheu vor der Entweihung, zum Theil darum, weil auf des Spielmanns erſten Ruf die eingebildete Feuersgefahr viele zum Aufbruch getrieben, wodurch die Maſſe in Fluß gekommen war.

Zum Rathhaus eilten die Väter der Stadt, eben dahin ſtürmte das Volk. Der Rückfall ſchien bedenklicher, als der Krankheit erſter Ausbruch geweſen. Der Auflauf kam dießmal nicht ſo aus dem Stegreif, wie der vorige gekommen war, obſchon der nächſte Anlaß zum Lärm, nämlich Günters Verhaftung, nicht in der Berechnung gelegen. Das Häuflein der eigentlichen Aufrührer hatte bereits eine geordnete Geſtaltung gewonnen. Die Führer wußten, was ſie zu thun hatten, um die Mißvergnügten zuſammenzubringen, die Lauen in Glut zu ſetzen, die Zaghaften zu ermuthigen, oder mindeſtens mit ſich zu reißen, die Gegner einzuſchüchtern. Wie aus dem Boden gewachſen ſtand Wichards mit einer Art von Leibwache vor dem Rathhauſe, an welchem ſie die „Scharnen“ beſetzten, den Verbau, wo an Wochentagen die zünftigen Metzger das Fleiſch feil hielten. Ein ausgelegter Laden wurde zur Rednerbühne hergerichtet. Gelehnt auf eine Hellebarde, betrachtete Wichards mit ſchadenfrohem Lächeln das wilde Getümmel und gab mit halblauter Stimme ſeinen Getreuen die nöthigen Weiſungen. Zunächſt bei ihm hielten ſich der Kleckenpott und Henrik Dülmen mit erleſenen Geſellen, Hermann Tünnele, Johannes Wennebier, der Schuſter, mit andern Schreiern ſeines Gelichters, lauter trefflichen Hausvätern, denen die Arbeit ſchon vor dem Anfang verleidet zu ſeyn pflegte, und deren Durſt die böſe Welt ungerechterweiſe nicht in Rechnung brachte, wenn ſie über das viele Trinken läſterte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Neujahr — Journale.

Dießmal hat das neue Jahr in größerer Ruhe und mit allgemeinerer Theilnahme begonnen als das vorigemal. Der Abſatz von Neujahrsgeſchenken, welche hier in allen Ständen üblich ſind, muß ſehr bedeutend geweſen ſeyn. Darin beſteht nun freilich nicht der geſammte Handel von Paris; aber auch in andern Fächern iſt der Umſatz ungleich beſſer, als vor einem Jahre. Man hat ſich von der ſchrecklichen Erſchütterung durch die Februarrevolution allmählig wieder erholt, oder fängt an ſich daran

Digitized by Google

zu erholen. Man sieht sich einstweilen von der Gefahr der Gütertheilung, oder was ungefähr dasselbe ist, von der Gefahr einer allgemeinen Plünderung, womit damals die Socialisten die bürgerliche Gesellschaft bedrohten, befreit, und hofft das Erworbene künftig eben so ruhig genießen zu können, als vor der Revolution. So lange die andern Parteien enge zusammenhalten (und dieß ist jetzt ihr gemeinschaftliches, dringendes Interesse), werden die Socialisten nichts gegen sie vermögen, zumal sie in mehrere Sekten gespalten sind, welche einander in ihren Tageblättern heftig anfeinden. Ueber den Zweck sind sie allerdings einig, nicht aber über die Mittel, dazu zu gelangen, und über die Benutzung des Sieges, wenn er ihnen zufallen sollte. Eines dieser Blätter verspottet die Louis Blanc'schen Handwerkervereinbindungen zur Unternehmung von Arbeiten, ein anderes macht sich über die Fourrieristischen Phalanstères, ein drittes über Proudhons mißlungene Volksbank lustig; dabei sind sie aber sammt und sonders erbitterte Feinde der sogenannten Reactionäre, das heißt aller, welche die Demagogie bekämpfen. — Emil de Girardin klagt in seiner Presse, daß er seit der letzten Revolution 28,000 Abonnenten verloren habe; la Tribune des peuples, ein demokratisches Blatt, das vorzüglich die polnischen Angelegenheiten besprach, hat aus Mangel an Capital eingehen müssen; das neue Blatt le Temps ist bankerott geworden, und sein Herausgeber Dürien sitzt in der Schuldhaft; viele andere Blätter stehen finanziell sehr schlecht. Die Hauptursache ist wohl, daß im Jahr 1848, als täglich etwas neues und unerwartetes vorfiel, neue Blätter emporkommen konnten, weil jedermann begierig war die Zeitungen zu lesen. Allmählig aber ist wieder Ruhe an die Stelle der heftigen Bewegung getreten, die Zeitungen haben Morgens oder Abends wenig auffallendes zu melden, und da die neuen Blätter großentheils schlecht geschrieben sind, so zieht man ihnen die ältern, besser unterrichteten und in jeder Hinsicht besser ausgestatteten Journale vor; diese haben daher noch immer die größte Anzahl von Abonnenten. Die neuen Blätter greifen oft zu den sonderbarsten Mitteln, um Käufer zu bekommen. Einige versprechen denselben Bilder, Musikalien, eine kleine Büste Ludwig Napoleons, andere geben ihnen Loose zu einer Kunstlotterie in den Kauf, oder auch ein Eintrittsbillet zu irgend einer Lustbarkeit im Wintergarten, im Künstlerkasino, im Cäciliensaal u. s. w. Mit den Concerten ist es gegangen wie mit den Tageblättern; man hat sie im Preise heruntergesetzt, aber vielmehr man hat Concerte veranstaltet zu wohlfeilem Eintrittspreise in den von den arbeitenden Ständen bewohnten Revieren. In solchen Concerten lassen sich freilich feine Virtuosen ersten Ranges hören; darauf sieht aber auch das jene Concerte besuchende Publikum nicht sehr; die Hauptsache ist, daß man ihm für seinen halben oder ganzen Franken genug gibt; den Reichen überläßt es die großen Virtuosen, welche fünf bis zehn Franken verlangen. Dergleichen vornehme Concerte gibt es aber seit der Februarrevolution nur noch wenige. Die Virtuosen sind mit den Revolisten verscheucht worden und ihnen sich erst allmählig wieder ein, nachdem sie die Zwischenzeit dazu benutzt haben, sich in Ländern hören zu lassen, wo die Ruhe nicht so gewaltsam gestört worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Schleswig-Holstein, Januar.

(Fortsetzung.)

Fürstenthum Schleswig.

Wo Exekutionstruppen liegen, strömen von allen Seiten reiche freiwillige Gaben von Lebensmitteln aller Art herbei, um den Einwohnern die Last der Einquartierung möglichst zu erleichtern, und es herrscht in dieser Beziehung der merkwürdigste Gemeingeist im Lande. Eben so werden alle abgetretenen mittellosen Beamten so viel als möglich unterstützt, und es sind eigene Sammlungen für diesen Zweck in ganz Schleswig-Holstein im Gang. Auch der Aermste trägt gern sein Scherflein bei, und selbst Handarbeiter opfern jede Woche einen kleinen Theil ihres Verdienstes. Man lebt desto sparsamer, um alle die Ausgaben tragen zu können, und von Bällen und andern kostspieligen Vergnügungen, wie sie in diesem wohlhabenden Lande sonst häufig waren, ist jetzt fast nichts zu sehen. Die Frauen zeigen in dieser Beziehung eine Haltung, die alle Anerkennung verdient. Auf dem Ball, den die schwedischen Offiziere in Flensburg gaben, erschienen nur zwei deutsche Damen, und in Husum, Tondern und Schleswig können die preußischen Offiziere gar keine Bälle zu Stande bringen, weil die Weiber keinen Antheil an denselben nehmen wollen. Es ziemt ihnen in so trauriger Lage der Vaterlandes nicht, sich rauschenden Vergnügungen hinzugeben, ist fast immer die Antwort des besseren Theils des Geschlechts. Durch solche Zurückhaltung wird der hier liegenden preußischen Besatzung das Leben gerade nicht angenehm gemacht, und namentlich alle Offiziere sehnen sich sehr aus einem Lande fort, wo sie eine so gezwungene, ja oft peinliche Stellung haben und dabei gar keine Lorbeeren ernten können. Wie ganz anders war der Empfang der preußischen Truppen, als diese vor zwei Jahren zuerst in's Land zogen! Als Befreier, als würdige Bundesgenossen im Kampfe gegen das dänische Joch wurden sie damals mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen und man wußte gar nicht, wie man sie würdig ehren sollte. Jetzt ist es ganz anders; indessen ist man gerecht genug, der musterhaften Haltung der preußischen Truppen die verdiente Achtung zu zollen.

Ein wirklich komisches Intermezzo in der allgemeinen Trauer des Landes bildete die Postmeistergeschichte in Schleswig selbst, und dieselbe verdient am besten die völlige Verwirrung aller hiesigen Zustände. Die Landesverwaltung in Flensburg hatte auch den Postmeister in Schleswig seines Dienstes entsetzt, da dieser allgemein geachtete Mann den Anordnungen derselben nicht nachkam. Kein Postbeamter im ganzen Herzogthum wollte nun aber diese Stelle von der Landesverwaltung annehmen, und so blieb dieser nichts übrig, als einen früheren Lotteriecollecteur, der vor vielen Jahren als Postschreiber fungirt haben soll, dahin zu senden. Die Ankunft dieses Mannes hatte allgemeine Aufregung zur Folge. Alle andern Postbeamten, Wagenmeister, Briefträger, traten sogleich ab, keiner wollte mit diesem Postmeister dienen. Da der hier commandirende preußische General von Hahn der Landesverwaltung versprochen hatte den Mann zu schützen, so wurde das Posthaus mit starken preußischen Pikets und Postenlinien umgeben; sonst wäre es gleich am Abend der Ankunft des neuen Postmeisters vom aufgebrachten Volke gestürmt worden. Eine große Menschenmenge umstand mit Geschrei und Gepfeife vormittagelang dasselbe, und es gelang trotz der wachehaltenden Preußen, alle Fenster des Hauses durch Steinwürfe zu zertrümmern. Zu einige Buben wagten es sogar preußische Soldaten zu werfen und verwundeten einen Offizier ziemlich bedeutend am Kopfe. Musterhaft war die Ruhe und Mäßigung, mit der das preußische Militär in dieser so unangenehmen Stellung aushielt. Endlich aber, als der Tumult auf dem Platze immer ärger ward, und General Hahn verkünden ließ, er werde jetzt von den Waffen Gebrauch machen lassen, da er seine Soldaten nicht länger beschimpfen und mit Steinen werfen lassen könne, traten die angesehensten Bürger zusammen und beruhigten für den Augenblick die aufgeregten Volkshaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 21. Donnerstag den 24. Januar 1850.

— Spider-like,
Out of his self-drawing web, he gives us note,
The force of his own merit makes his way. —
The gentleman is learn'd, and a most rare speaker,
To nature none more bound.

Shakespeare.

Ein Mathematiker.

In der Paulskirche habe ich einen Mann gesehen, mit einem tiefglühenden, concentrirten Feuer, einer geistigen Gewalt im Auge. Der Blick war zuweilen düster, gebietend, aber immer durchdringend, scharf fassend. Die kräftig hohe Gestalt schritt kriegerisch aufrecht, ernst, blaß durch die Reihen, wie ein aus dem Rahmen getretenes altes Kaiserbild. In dieser das ganze Mittelalter heraufbeschwörenden Erscheinung war das Ritterthum der Vergangenheit der modernen Intelligenz angetraut. Wie die Hand in Führung von Feder und Schwert, schien die Lippe gleich geübt im Befehlen und Ueberzeugen. Wie mit dem blanken Stahle, blitzt er mit der geistigen Waffe, dem Worte. Mit dem Feldherrnblick, der die Truppenreihen der Heerschau durchfliegt, streift er über die Bänke des Parlaments, und gerade die Resignation in diesem Blicke, mit dem er die Neuzeit zu messen scheint, gibt seinem Auge ein Unsägliches von Herausfordern, Verachten, Zürnen und Trauern. Reich, aber gehalten quillt der Ton aus der Brust, und dem Redner bleiben Würde und Nachdruck treu auf der Tribüne. Mit ruhig gefalteten Armen ergeht er sich gemessen in seinem klassisch gerundeten Vortrage voll militärischer Klarheit. — Man erzählte sich damals von der beinahe antiken Gelassenheit, mit welcher dieser Abgeordnete, aus seinen Aemtern in Diplomatie und Heer geschieden, den plötzlichen Umsturz äußerer Geschicke getragen; von dem einfachen Leben, das er, an den Glanz der Höfe und der Repräsentation gewohnt, nunmehr führe; wie er sich, während seine Gattin im Kreise der Verwandten auf dem Lande wohne, mit einem alten treuen Diener in das Taggeld des Parlaments theile, entschlossen, später eine Lehrstelle der Mathematik zu suchen.

In einem häuslichen Kreise, unter andern Heiligthümern und Kunstschätzen, habe ich etwa um die gleiche Zeit eine kleine Büste gesehen, einen Mädchenkopf, der aus alterthümlichem Spitzbogen schaut, wie der Geist der Unschuld, wie eine Blume mit zart geneigtem Kelche. Darunter stand der Spruch: „Ich bete für euch im Lande der Lebendigen.“ Es ist ein früh heimgegangener Engel, ein im jungfräulichen Erknospen erblaßtes Kind, die einzige, vor wenig Jahren verstorbene Tochter jenes Mannes aus der Paulskirche; denn ihm hatte das Verhängniß nicht nur mit Einem Schlage Rang, Schimmer und Gold geraubt, das Weltleben und die Bahn des Ehrgeizes verschlossen, sondern auch den Nerv des Herzens zerschnitten, die Krone des Lebens in die Todtenbahre gelegt, das blühende, den Stamm umrankende Daseyn abgerissen. Wie mag den noch Verlust äußerer Güter erschüttern, der sein Innerstes, sein Liebstes hingegeben! Und wie ich vernommen, verdiente es die Verklärte, der Stolz, die Hoffnung der Ihrigen zu seyn. Man erzählte mir, mit welcher Fülle edler Begabung sie der Zukunft entgegengegangen, wie entfaltet die Macht der Schönheit in der Seele, wie gereift, den Jahren weit voraus der Geist gewesen, wie männlich das Wissen und Erkennen, wie weiblich das Ahnen und Fühlen.

Ein ihren Tod begleitender Umstand, bald nach demselben mir an Ort und Stelle mitgetheilt, ist mir im Gedächtnisse geblieben. Sie zählte siebzehn Jahre und sollte gerade in die sogenannte große Welt eingeführt

Digitized by Google

werden. Ihr Vater bekleidete damals den Geſandtſchaftspoſten zu Kaelsruhe. Um Neujahr ſtarb ſie. An Weihnachten hatte ſie unter andern Chriſtgeſchenken von der Mutter Kleiderzeug erhalten, einen ſchweren weißen Seidenſtoff, zum Feſtſchmucke beſtimmt. Die Schneiderin ward geeufen; das Fräulein, welches ſich ſchon etwas unwohl fühlte, ſagte ihr, ſie denke auf dem nächſten Hofball im neuen Gewande zu erſcheinen, und empfahl es recht ſchön zu machen; ſie wünſche aber eine ganz neue Form, wie noch Niemand ein Kleid teage. „Ich will auch einmal eine neue Mode zuerſt haben," ſetzte ſie ſcherzend hinzu. „Gut," entgegnete jene, „ich will den Rock geſchnürt machen, en tablier.« — „Nein, das haben ſchon mehrere." — „Ich will ihn mit Gold ſchnüren." — Dieſe Idee freute die Jungfrau; gleich darauf erkeankte ſie aber gefährlich und ſtarb unerwartet ſchnell. Da wurde der makelloſe weiß wallende Stoff, das Schwanenkleid, ihr Beautgewand in der Bahee; ihm vermählte ſich, ſtatt der Roſenkränze beim frohen Tanze, die Myrtenkrone. Da lag ſie in der reinen letzten Hülle, die Mutterliebe ihr zum Weihnachtfeſte bereitet; da lag die geknickte edle Geſtalt im Kleide, das nun feerlich eine Form erhalten, die ſonſt Niemand hatte, keines der andern rothwangigen, lachenden, geſchmückten Mädchen, aus deren Mitte dieſe bleiche Roſe getragen ward. Wie hat doch manches leicht hinfliegende Wort einen prophetiſchen Klang!

Es war im Jahee 1848, daß ich jenen Mann in der Paulskirche ſah. Jezt iſt das halbe Säkulum abgelaufen und ee iſt nicht Peofeſſor der Mathematik geworden. Zu Frankfuet wohnt er wieder, in der großen Bockenheimer Straße; Schildwachen ſtehen vor dem Hauſe, denn er iſt Mitglied des vieldeutigen Inteeim geworden. Mögen ſie gute Mathematiker ſeyn, dieſe Bundesſtaatskommiſſäre! Wohl bedaef der Mann, welcher die Geſchicke des Vaterlands ſchlichten, aus dem Labyrinth der Paeteileidenſchaften den rettenden Faden finden ſoll, einen beſondern Schutzgeiſt im Himmel. Es waltet ein anderes Geſetz dort oben, ein anderes Maß als hier in der Heimath der Irrthümer. „Ich bete für euch im Lande der Lebendigen." Ja bete für uns, für alle, daß Gott die Herzen derer lenke, welche die Macht haben.

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortſetzung.)

Auch Jöchelchen fehlte nicht, ohne den, wie er wenigſtens ſelber meinte, auch dieſer Tanz gar nicht hätte ſtattfinden können, ſo gut als er bei Hochzeiten und Kindtaufen unentbehelich war. Zum Ueberkönig ſagte Wichards: „Unſere lieben Herrn ziehen das Rothglöcklein." — „Hat nichts zu ſagen," antwortete der Kiekenpott, „meine Leute bewachen in allen Thürmen die Glockenſeile und das Zeichen findet keinen Widerhall." — Wichards fuhr fort: „Auch das Glöcklein darf nicht länger ſtürmen. Laß die Hintertüre mit Brechſtangen ausheben und öffne mir die Hauptpforte. Wir wollen den Herrn einmal das Weiße im Auge zeigen."

Walter Grevenberg traf Anſtalten zum ſchleunigen Vollzug, während Wichards ſich zu Tünneke wandte: „Mir kommt ein heller Gedanke, Feeund Hermann. Laut allen beſchworenen Briefen kann der Fürſt die Loslaſſung unſeees Wolfgangs nicht verſagen, wenn zwei angeſehene Bürger ſich mit einer namhaften Summe dafür verbürgen, daß er am Tage des Gerichtes ſich an der Schranke ſtellen werde." — „So geſchieht ſind wir alle," entgegnete der Prädikant; „doch die Unſern haben wohl Fäuſte, aber kein Geld. Wir werden die Fäuſte in Bewegung ſetzen, den Güntee mit Gewalt befreien müſſen." — „Nicht doch, das geht nicht," fiel ihm Libocius in die Rede. „Wenn das Häuflein der wahrhaft Muthigen die Stadt verläßt, ſo ſehen die Gegner, wie gering wir an Zahl ſind, und ſperren uns den Rückweg. Zugleich könnte ein Angriff auf Neuhaus uns die Bauerſame auf den Hals ziehen. Die Stadt greifen ſie nicht an, aber mit den Städteen draußen wüeden ſie weniger Umſtände machen. Kurz und gut, wer nicht den Rücken feei hat, wagt ſich wohlweislich nicht in's freie Feld. Günter hat reiche Blutsfreunde. Thombeege und Koithe ſollen die Bürgſchaft ſtellen. Mit zweitauſend Reichsthalern iſt die Sache geſchlichtet."

Teuneke lachte. „Der Alte hat dem Wolfgang die Tochter nur mit Widerſtreben gelaſſen," ſagte er, „und Koithe iſt dem Schwäher ſpinneſeind, wie denn immerdar der Reiche den armen Verwandten haßt. Die geben kein Fettmännchen her, und könnten ſie den Wolfgang vom Galgen damit löſen. Den Streick für ihn zu bezahlen, das ließen ſie ſich etwa noch gefallen." — „Raeresſpoſſen!" rief Liboriuß; „du biſt ja ein beredter Mann, nicht bloß auf der Kanzel, ſondern auch aus dem Stegreif. Nimm dich zuſammen; ſtelle den Männern vor, wie gut ſie, die vielfach Gehaßten, daran thun werden, ſich jezt in der gefährlichen Zeit den einflußreichen Volksfreund zu verbinden. Sage zugleich, die Gemeinde ſtehe ihnen für jeden Schaden ein." — Tünneke wandte ein, daß die Gemeinde ſich ſchwerlich dazu herbeilaſſen würde. — „Wie einfältig!" fuhr der andere fort; „wenn ſie's nur einſtweilen glauben; das Uebrige findet ſich beim Auskehren. Um deinen Gründen Gewicht zu geben,

Digitized by Google

magſt du auch ein Geleit von tüchtigen Männern mitbringen. Da iſt zum Beiſpiel unſer Freund Henrik, der mit einem Dutzend von Zimmerleuten und Schmieden dich begleiten kann. Sie ſollen deiner Beredtſamkeit nachhelfen, und ich wette Zehn gegen Eins, daß deine Bitten und Vorſtellungen nicht an tauben Ohren abprallen." — „Jetzt bin ich im Reinen," verſicherte der Prädikant; „gegen ſo handgreifliche Gründe wird allerdings nichts einzuwenden ſeyn." — „Geh denn," mahnte Wichards, „ich will hernach den Herrn droben die Fauſt zu riechen geben, zuvor aber hier unten eine Anſprache halten. Ich muß ihnen ſonnenklar beweiſen, daß wir nur ſcheinbar unbotmäßig ſind. Die Ungehorſamen bewähren ſich heute als die wahrhaft Gehorſamen. Nur wir allein halten das Anſehen des Fürſten, das Recht der ſtädtiſchen Obrigkeit, die Würde des Geſetzes aufrecht. Unſere Gegner allein ſind die Frevler, welche Recht und Gerechtigkeit mit Füßen treten, und die, wenn wir ſie gewähren ließen, in kurzer Friſt die ganze Polizei * über den Haufen würfen."

Während Wichards mit dem glücklichſten Erfolg ſeinen Beweis führte und in die Unordnung eine gewiſſe Ordnung brachte, waren drinnen im Hauſe die Rathsherrn rathloſer als ſie jemals geweſen. Zwar ſchauten ſie trutzig drein und ließen ſtolze Worte vernehmen, doch in ihrem Herzen hauste banges Zagen und ihre Zuverſicht war wie der Schlachtenmuth einer Drommete, welche zum Kampfe mahnt, aber nicht ſelber zuſchlagen mag. Sie redeten und riethen hin und her, ohne zu einem Beſchluß zu kommen, wenn nicht die allgemeine Aeußerung dafür gelten konnte, daß ſie in keinem Falle nachgeben würden. Ein jüngeres Mitglied ſchlug vor, ſie wollten in Maſſe abdanken, da ſie ja doch nur kurze Friſt noch ihres Amtes zu walten hätten und bei der Neuwahl dießmal durchfallen würden. Ein Murren des Unwillens war die Antwort. Der Bürgermeiſter aber rief: „Wenn wir uns ſelber aufgeben, dann ſind wir freilich verloren. Halten wir aber aus, ſo kann ſich bis zum Wahltage manches zu unſern Gunſten wieder umgeſtalten. Freunde, bedenkt, daß unſere Väter ſeit unvordenklichen Zeiten zu Paderborn die Herrn und Meiſter waren, und daß wir als ihre Erben verbunden ſind, die Herrſchaft für Kinder und Kindeskinder zu behaupten. Auch wollen wir an uns ſelber nicht die Schande erleben, uns von denen befehlen zu laſſen, die wir bisher als unſere Unterthanen betrachteten. Ich für mein Theil würde den Tod ſolcher Schmach vorziehen, und darum ſag' ich: aushalten!"

„Aushalten!" riefen ihm Alle nach; jeder freute ſich im Stillen an ſeiner Genoſſen ſtolzer Mannhaftigkeit, und hütete ſich die eigene Verzagtheit durchſcheinen zu laſſen. So geſchah es denn, daß ſie insgeſammt die würdevollſte Haltung behaupteten, als Wichards mit einer wilden Rotte in den Saal ſtürmte, während draußen die Menge mit Schreien, Grunzen, Miauen, Bellen und Pfeifen einen hölliſchen Lärm machte. Mit eiſiger Ruhe fragte der Bürgermeiſter nach dem Begehren der Eindringlinge, wobei er ihnen zugleich einen Verweis über ihren Ungeſtüm ertheilte. Wilde Drohworte waren die Entgegnung. Sie ſchreckten ihn ſo wenig, als die erhobenen Waffen. — „Laßt vernehmen, was ihr begehrt," rief er mit ſtarker Stimme, „da wir in Erwägung der außerordentlichen Umſtände euch anzuhören bereit ſind." — Alle ſchrien auf einmal, und es dauerte eine geraume Weile, bis endlich Wichards dazu kam, ungeſtört das Wort zu nehmen.

(Fortſetzung folgt.)

* Polizei iſt hier in der damaligen Bedeutung des Wortes zu verſtehen, nämlich als Bezeichnung des geſammten bürgerlichen Weſens.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Schleswig-Holſtein, Januar.
(Fortſetzung.)

Verwirrung in Schleswig-Holſtein.

Der neue Poſtmeiſter ſaß in ſeinem bewachten Comptoir, das durch Läden geſchützt werden mußte, da kein Glaſer in Schleswig die zerbrochenen Fenſterſcheiben wieder einſetzen wollte, und wagte nicht ohne ſtarke Militärbegleitung vor der Thüre ſich blicken zu laſſen. Eine Poſt nach der andern kam an, konnte aber nicht expedirt werden, da es am Perſonal fehlte. So wurden drei Tage lang Briefe und Zeitungen in Schleswig weder ausgetheilt noch angenommen, ſo daß zuletzt eine gräuliche Unordnung entſtand. Am Ende zog der Poſtmeiſter, dem man noch zu ſeinem beſondern Schutze acht bewaffnete däniſche Matroſen aus Flensburg geſandt hatte, derthin wieder ab, da

Digitized by Google

er die Unmöglichkeit einsah, sein Amt zu verwalten. Der Magistrat in Schleswig mußte sich in's Mittel legen, den frühern Postmeister interimistisch wieder einsetzen und so das Ganze wieder in Ordnung bringen. Dieser Vorfall, dem ich selbst als Augenzeuge beigewohnt, mag dazu dienen, die Zustände im Herzogthum Schleswig zu charakterisiren. So muß auch die Diligence, die von Schleswig nach Flensburg fährt, stets durch eine starke preußische Escorte geschützt werden, weil sonst regelmäßig der königliche Namenszug, den die Landesverwaltung auf dem Wagen hat anbringen lassen, vom Volke abgerissen oder überschmiert wird. Es ist sogar schon so weit gekommen, daß man in Holstein keine Briefe mehr nach schleswigschen Orten frankiren kann und umgekehrt, da die Kassen und Behörden der Staatshalterschaft in keiner Verbindung irgend einer Art mit den Beamten der Landesverwaltung stehen wollen. Die letztern verlangen, daß das Obergericht in Schleswig, die höchste Gerichtsbehörde in ganz Schleswig-Holstein, ihnen in den amtlichen Schreiben das Prädikat „königlich" gebe, und da dasselbe dieß verweigerte, senden mehrere von Herrn von Tillisch angestellte Beamte alle Dienstbriefe unerbrochen zurück. Kurz es herrscht in Allem die vollständigste Anarchie in dem sonst so glücklichen Schleswig, und wo thr keine schwedischen oder preußischen Truppen zur Verfügung stehen, vermag die Landesverwaltung auch nicht das Mindeste durchzuführen. Sollte dieser ungeordnete Zustand noch lange anhalten, so müßte der Einfluß auf die Moralität des ganzen Landes gewiß ein sehr unvortheilhafter seyn. Besäße Schleswig nicht in der überwiegenden Mehrheit seiner Bevölkerung ein so tüchtiges, kernhaftes Element, der Schaden für alle Theile des Volkslebens wäre schon weit bedeutender.

Viel erfreulicher und geregelter steht es im nahen Holstein aus. Hier herrscht in Kiel die Staatshalterschaft, deren Befehle von allen Klassen der Bevölkerung gerne und ohne den mindesten Anstand ausgeführt werden. Wohl wenige Regierungen in Deutschland sind von allen ihren Unterthanen so geachtet, wie die Staatshalterschaft in Kiel, deren treffliche Mitglieder Graf Reventlow und Beseler dieß auch verdienen. Diese wackern Männer haben mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber der einwohnige, ächt patriotische Sinn des Kerns der holsteinischen Bevölkerung unterstützt sie redlich in ihrem Werke, und wenn man solche Hülfe zur Seite hat, lassen sich bei gutem Willen sehr bedeutende Hindernisse überwinden. Zwar sucht auch hier die demokratische Partei Zwiespalt zu säen, indem sie nach gewohnter Art Wünsche erregen möchte, die nun einmal nicht zu erfüllen sind, und es nicht an Verdächtigungen solcher Personen fehlen läßt, welche sich ihren phantastischen oder selbstsüchtigen Absichten mit Recht widersetzen. Aber dieses Treiben hat hier sehr geringen Erfolg. So will es auch den demokratischen Zeitungen des Landes, besonders der in Altona erscheinenden „Nordteutschen Presse," die namentlich den Preußenhaß predigt, und ähnlichen Blättern nicht gelingen, sich eine feste Partei zu bilden.

(Schluß folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Lotterien. — Wohlthätigkeit.

Es ist lange von einer Lotterie von Kunstsachen zum Besten unbeschäftigter Künstler die Rede gewesen. Das Hauptloos war eine silberne Bildsäule, zu 25,000 Franken angeschlagen, von der aber nichts weiter gesagt wurde, als daß sie vom bekannten Bildhauer Pradier herrühre. Nun pflegen aber Bildhauer keine silbernen Statuen zu verfertigen; höchstens kann das Modell, nach dem eine solche gegossen wird, vom Bildhauer herrühren. Für wen oder zu welchem Zwecke ein solches Kunstwerk verfertigt worden, wurde nirgends gesagt, und sicher hat Pradier es nicht auf Spekulation gemacht, denn dieß wäre ein sehr thörichter Einfall gewesen. Erst aus einer Abbildung in den Zeitungsanzeigen sah man, daß die silberne Person eine Nymphe oder dergleichen vorstellte. Die Lotterie ist endlich gezogen worden, und die Journale haben die Nummer angezeigt, welche so glücklich war das silberne Bildniß zu gewinnen; aber den Besitzer dieses Looses hat man nicht erfahren. Eine Zeitschrift, l'Illustration, kündigt an, es seyen einer der Loose gewesen, welche sie ihren neuen Abonnenten mit in den Kauf gegeben habe; eine Lockspeise für künftige Abonnenten, welche hoffen können auch einmal für ein Abonnement eine silberne Statue davonzutragen. Die übrigen Hauptloose besagter Lotterie bestanden aus verschiedenen Kunstwerken und Luxussachen. Wie viel den Künstlern durch diese Ausspielung zu gute gekommen ist, bleibt dem Publikum unbekannt; schwerlich sind alle Loose an den Mann gebracht worden. Einige Kunsthändler hatten eine Menge derselben übernommen, weil sie manches aus ihren Magazinen bei der Lotterie angebracht hatten und nun diese Loose dazu benutzen, nun Abonnenten für ihre Kunstblätter und Zeitschriften zu angeln, was ihnen zum Theil gelungen zu seyn scheint. Für geheime Noth unter Künstlern und Gelehrten fand auch noch ein Fest im Wintergarten statt, wozu mehrere Virtuosen unentgeldlich mitwirkten. Es fehlt überhaupt nicht an Festen zu wohlthätigen Zwecken. So ist eine Anstalt hier, welche asile de Fénelon heißt und zur Erziehung verwaister Knaben bestimmt ist, besonders solcher, welche ihre Altern durch die Cholera verloren haben. Die Damen, welche das Gemüde bilden, wollen im Februar ein großes Fest auf Subscription geben. Ihrerseits trägt die Stadtbehörde zu den meisten Privatwohlthätigkeitsanstalten eine der stimmte jährliche Summe bei; fast in allen zwölf Arrondissements sind mehrere sogenannte Crêches oder Säle für unmündige Kinder, deren Mütter den Tag über ihrer Arbeit nachgehen müssen, so wie andere für etwas größere Kinder. In den Klöstern der barmherzigen Schwestern findet man immer die zur Leitung von dergleichen Anstalten tauglichen Frauen; sie sind es auch, welche den Schulen für arme Mädchen, so wie den Wohlthätigkeitsbüreaux für Kranke und Hülfsbedürftige vorstehen und dabei die besten Dienste leisten. Die Maire jedes Arrondissements der Stadt sammelt und vertheilt Beiträge für die eingeschriebenen armen Familien des Bezirks, und außerdem bestehen in jeder Pfarrei der Stadt unter dem Vorsitze des Pfarrers Comités von Frauen, welche die Armen in ihren Wohnungen besuchen, sie unterstützen und in ihrem Kreise Beiträge sammeln. Die Kranken in den armen Familien werden meistens in die Hospitäler gebracht, und in diesen endigen fast alle Armen in Paris früh oder spät ihr Leben; selten sterben sie in ihren Wohnungen. Für die Armen wird in Paris auf's Thätigste gesorgt, und es fehlt ihnen sicher nicht an Theilnahme und Unterstützung. Aber freilich ist des Elendes, verschuldeten und unverschuldeten, so viel, daß alle Opfer von Seiten der Behörden, der Vereine und der Privaten lange nicht zureichen. Auch für die gestüchteten Polen muß diesen Winter wieder gesorgt werden. Zwar sind viele der alten Flüchtlinge nicht mehr hier; sie sind schon vor zwei Jahren nach Italien und der Schweiz ausgewandert, andere sind nach Algerien oder nach Amerika gegangen, noch andere haben in Ungarn ihr Glück versucht. Dafür haben aber im vorigen Jahre neue Zuzüge von Polen stattgefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 22. Freitag den 25. Januar 1850.

— Jetzt erstaun' ich über alle Maßen,
Daß ich so kurliöse Bräuche hier
Vorfinde, so kurliöse Frauen und Herrn.
Schiller

Holländische Skizzen.

1. Nymwegen.

— — Am westlichen Horizont stiegen die Wälle und Thürme von Nymwegen in die Höhe und beim lieblichsten Dämmerschein des Abendroths landeten wir am Hafendamme der holländischen Festung. — Das mich hier umgebende Land, die Tracht der Leute, die Gestalt der Häuser, Alles sagte mir, daß ich mich in Holland befand. Wäre ich mir dessen nicht bewußt gewesen, ich hätte glauben müssen, hier herrsche ein Fastnachtspiel. Diese schwarzgekleideten Herrn mit kleinen Hütchen auf dem Kopfe, auf alten Großvaterstühlen vor ihren Häusern sitzend und aus langen Kalkpfeifen schmauchend, — sind sie nicht Leute aus früheren Jahrhunderten? Mir schienen sie Alle so bekannt. Sind es doch die Originale jener Figuren, die ich in Holzschnitt auf Tabakspaketen schon als Knabe abgebildet gesehen, mit der Unterschrift: »deeze und andere Sorten van Tabak werden verkoopt« u. s. w.

Anderswo am Rhein, welch ein Leben! hier alles still und todt, wie im Grabe. Doch aus dem Hause dort ertönt Tanzmusik. Das Haus ist schmal wie ein Gartenbeet; ist denn hier Platz zum Tanzen? Und zu den hohen Fenstern hineinschauend, sehe ich zwei Pärchen in altfränkischer Kleidung ein Menuett tanzen. Die Möbeln des Zimmers schienen noch von den Großeltern herzustammen und harmonirten vollkommen mit dem Uebrigen. Ist dieß nicht ein Fastnachtsstück à la Tenier? So sind denn die guten Holländer wirklich stehen geblieben, wo sie im siebzehnten Jahrhundert standen? Damals den andern Nationen voraus, haben sie darauf, gleich den Chinesen, den längsten Stillstand gemacht.

Die Stadt hat eine ganz eigene Physiognomie. Sie gehört zu den ältesten Städten Hollands, und schon Karl der Große soll hier residirt haben. Sie ist groß und weitläufig gebaut und sieht gleichwohl so nett und zierlich aus, als wäre sie von heute. Höchst eigenthümlich erscheinen die Eingänge zu den Häusern. Es sind kleine Balkone, auf die man mittelst steinerner Stufen gelangt und über welche der Weg erst in das Innere des Hauses führt. Auf einem Hügel an der Ostseite der Stadt — hier eine seltene Erscheinung — steht eine alte Burg, Falkenhof genannt, wo ehemals die Burggrafen von Nymwegen (nach einer andern Lesart Karl der Große) wohnten. In einer langen Straße blieb ich stehen. Schon aus der Ferne bemerkte ich über der Thüre eines stattlichen Hauses ein großes Schild, dessen goldene Buchstaben lauteten: »Logement de Zalm, groote straat.« Ich trat ein. Ein langer, schwarz gekleideter Herr kommt mir mit ernsthafter Amtsmiene entgegen. Es ist der Wirth. Er invitirt mich, im Gastzimmer an einem der Tische Platz zu nehmen, wo bereits ein paar Dutzend Gäste, ebenfalls in schwarzer Kleidung, aus langen Thonpfeifen schmauchend, sich angesiedelt, und präsentirt mir eine Pfeife, die fast so lang ist wie ich selbst. Da ich nicht rauche, schlage ich das Anerbieten aus, und ein ironisches Lächeln schwebt um den Mund der ganzen Gesellschaft. Ich sitze nun eine gute halbe Stunde im ernsthaften Kreise, ohne ein Wort zu hören. Die Tabakspfeifen ausgenommen, sah das Ganze ziemlich einem Vehmgerichte

Digitized by Google

gleich. Wenn einer den Mund aufthat, geſchah es bloß, um den Tabaksqualm fortzublaſen. Die Langeweile ergriff mich auf fatale Weiſe. Endlich erſchien die Suppenſchüſſel. Man ſpeiste zu Nacht. Vortreffliches Gemüſe, köſtlicher Rheinlachs, friſche gut geſalzene Butter, Edamer und Limburger Käſe — die Unterhaltung mit den Schüſſeln geſiel mir. Als aber jetzt der Thee kam und dann wieder die Pfeifen zur Hand genommen wurden, da merkt' ich, wo es mit dem Zeitvertreib hinaus wollte, und ging zu Bette. Ich legte mich zum erſtenmal auf holländiſchem Gebiet ſchlafen, und zwar in einem breiten Gardinenbett mit den feinſten Ueberzügen, vor dem ein zierlicher Teppich ausgebreitet lag.

2. Durch die Betuwe.

Die Sonne ſchien mir hell in's Fenſter, als ich erwachte; es ſchlug ſechs Uhr. Ich ging in das Gaſtzimmer, wo ſich außer den Bewohnern des Hauſes auch alle einquartirten Gäſte zu verſammeln pflegen; ſelten daß Jemand auf ſeinem Zimmer zurückbleibt. Der Haupttiſch der Stube iſt in ſeiner ganzen Größe mit einer Kaffeeſerviette reinlich bedeckt. Auf demſelben ſteht in einer Wedgewoodbüchſe die friſcheſte Butter, ein hochgelber duftiger Käſe aus Edam, eine ſilberne Schale mit Zucker, eine Büchſe mit Thee und in zierlichen Körben geröſteten Weißbrod, ſchwarzes Honigbrod und friſcher Pumpernikel zur beliebigen Auswahl. Auf einem Rechentiſche kocht über einem Kohlenbecken das Waſſer in einem blankgeſcheuerten Theekeſſel. Außerdem iſt friſchgekochter Kaffee bereit. Mitten am Tiſche ſaß die ſchmucke junge Tochter des Hauſherrn in ihrem weißen Strickhäubchen, den großen goldenen Ohrbommeln, dem blanken Latz und dem ſaubern Schürzchen. Die gutmüthige Höflichkeit, mit der ſie uns zum Sitzen einladet und auf holländiſch fragt: „Was ſoll mein Herr frühſtücken, Kaffee oder Thee?" — alles dieß, verbunden mit der Freundlichkeit des Frühſtücks ſelbſt, reizte den Appetit ungemein.

Früh um ſechs bis acht Uhr trinkt man hier insgemein Thee; zum zweiten Frühſtück, gegen zwölf bis ein Uhr, nimmt der Holländer gewöhnlich Kaffee zu ſich. Den Thee bereitet ſich in den Wirthshäuſern jeder Gaſt ſelbſt und conſumirt dabei an Thee und Rum ſo viel ihm gut dünkt. Wo mehrere zuſammen frühſtücken, iſt das Theemachen eine Höflichkeit, wie bei uns das Weineinſchenken. Sind Frauen zugegen, ſo übernehmen dieſe das Geſchäft und bereiten auch, wenigſtens in Familienkreiſen, den Männern das Butterbrod, was ſie mit eigenthümlicher Zierlichkeit zu verrichten wiſſen. Und dieß iſt nicht ganz leicht: der Holländer verlangt, daß ſein aus vier Beſtandtheilen, Weißbrod, Butter, Schwarzbrod und Käſe combinirtes Butterbrod nach ganz beſtimmten Geſetzen zubereitet werde.

(Fortſetzung folgt.)

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortſetzung.)

Wichards ſagte: „Die Gewaltthat gegen euern Schrittführer, unſern Mitbürger, legt euch die dringende Verpflichtung an's Herz, Vorſorge zu treffen, daß ſich derlei Eingriffe in unſere Freiheit nicht wiederholen. Darum befiehlt das Volk den Vätern der Stadt, folgende Verordnung zu erlaſſen: Der Fürſt iſt nicht befugt, einen Bürger unſerer Stadt auf ſeine eigene Fauſt gefänglich anzunehmen, es ſey denn bei blinkendem Schein. Wenn der Fürſt künftighin gegen einen Bürger Klage zu erheben gedenkt, ſo ſoll er ſelber zum Rathhauſe kommen, ſein Roß an einen Mauerring binden, ſich bei einem edlen Rath Gehör erbitten und das Urtheil erwarten. Der Fürſt mag das Recht hier ſuchen, aber bringen darf er es nicht. Oder ſollten wir in unſerer großen feſten Stadt etwa geringer ſeyn als die Bauerſame von Delbrück?" — „Nein!" ſchrieen die Begleiter wild und wirr durcheinander; „wir ſind freie Männer, wir laſſen uns nicht unter die Füße treten. Schlagt ſie todt wie die Hunde, wenn ſie unſer Recht verrathen!" — Wogegen die Rathsherrn unter ſich munkelten, ſie würden nun und nimmer ſich herbeilaſſen, einen ſolchen Frevel gegen den Fürſten zu begehen. In ihrer bittern Bedrängniß ſchienen ſie ganz vergeſſen zu haben, daß vor Kurzem noch ihre Ehrfurcht gegen den Landesherrn bei weitem nicht ſo groß geweſen; doch damals hatte es ſich um ihre eigenen Vorrechte gehandelt, während dießmal nur von der geſammten Bürgerſchaft die Rede, was ein gewaltiger Unterſchied war, ſeit ein edler Rath ſich angewöhnt, ſich ſelber und die Gemeinde als zwei ganz verſchiedene Körperſchaften zu betrachten.

„Lieben Freunde," ſagte der Bürgermeiſter, „wir wollen eure Bitte in Erwägung ziehen." — „Keine Bitte!" ſchrie Wennebier, „das Volk befiehlt!" — Wichards fügte hinzu: „Alle Gewalt kommt vom Volke, ihr habt nur zu vollführen." — „Seyd denn ihr das Volk?" fragte der Bürgermeiſter ſpöttiſch. Worauf Wichards: „Wir haben es hinter uns. Sollen wir es rufen?" — „Hört ein vernünftiges Wort," hob jener wieder an; „unſer Amt kommt von der Gemeinde

Digitized by Google

und wir werden zu rechter Zeit unſere Vollmacht zu Handen des Volkes zurückſtellen. Bis dahin jedoch meinen wir unſere Pflicht zu erfüllen. Ann haben wir, Bürgermeiſter und Rath, nicht Fug und Recht, irgend eine Verordnung aus dem Stegreif zu erlaſſen. Wenn eine Satzung gelten ſoll, ſo muß ſie zuvor in gehöriger Form berathen und verabſchiedet ſeyn. Nur unter dieſer Geſtalt hat das Volk uns die Gewalt aufgetragen, und anders dürfen wir ſie nicht ausüben."

Die ungeſtümen Heiſcher ſahen einander bedenklich an. Sie konnten nicht umhin, den Einwand begründet zu finden, und geſtanden die begehrte Friſt zu, ſo ungern ſie auch die Verzögerung ſehen mochten. „Am Nachmittag holen wir den Beſcheid," ſagte Wichards; „doch wehe euch, wenn er nicht nach unſerer Vorſchrift lautet! Vergeßt nicht, daß ihr des Volkes Diener ſeyd. Das Volk befiehlt, ein edler Rath gehorcht, ſo heißt es zu Paderborn." Wennebier ſezte hinzu: „Keiner unterfange ſich, bis zur Erledigung der Sache vom Platz zu weichen. Wer von euch ſich draußen betreten läßt, wird niedergeſtoßen." — Mit dem Ruf: das Volk befiehlt! entfernte ſich die Rotte. Im Hinausgehen ſprach Wichards zum Schuſter: „Wir ſtehen an der Schwelle einer herrlichen Zeit. Der Geringſte von uns wird ein Freiherr ſeyn und der Vornehmſte nicht vornehmer als der Niedrigſte." — „Das ſoll wohl ſeyn," meinte der andere, „doch mag das hohe Werk keiner fertig bringen außer dir." — „So du mir getreulich beiſtehſt," ſagte Wichards, „kann's nicht fehlen. Wenn das öffentliche Vertrauen mich an die Spize des gemeinen Weſens beruft, ſo werde ich, wie es dem Diener des Volkes geziemet, fein demüthig zu Fuße gehen, während der Hirt zu Roß der Schweine hütet."

Wennebier umarmte den biedern Freund und eilte dann, um allen Leuten die tüchtige Geſinnung des Volksfreundes kundzuthun. „Unſer Libori iſt ein Heiliger," rief der begeiſterte Schuſter, „ein Engel in Menſchengeſtalt. Nichts verlangt er für ſich ſelber; ſein einziges Streben iſt, uns alle glücklich und zufrieden zu machen." — Dieſe Reden riſſen manchen hin, doch waren ihrer gar viele, die nicht einſtimmten. Die einen behaupteten, ein ſchlechter Haushalter, wie Liboriuß immer geweſen, ſey kein geeigneter Verwalter für eine große Gemeinde; die andern wandten ein, ſie wollten unter keines Uekern Botmäßigkeit ſtehen; wiederum welche zeigten eine durchaus feindſelige Stimmung gegen den Anhänger der neuen Lehre. Wennebiers Zuverſicht erlitt durch ſolchen Widerſpruch einen bedeutenden Stoß, ſo daß er beinahe zu verzagen begann; doch ließ er ſich dadurch vom begonnenen Werke nicht abſchrecken. Je mehr der Widerſacher er auf ſeinem Wege traf, um ſo eifriger empfahl er den eigenen Spießgeſellen unermüdliche Wachſamkeit, Muth und Ausdauer.

Was jubelt die Menge? Welch ein Triumphzug bewegt ſich vom Renhäuſer Thor die Königsſtraße hinauf und durch die Weſternſtraße dem Platz vor der Markkirche zu? Das Freudengeſchrei gilt dem Anwalt Günter, der, ſeiner Haft ledig zur Stadt zurückgekehrt, auf den Schultern ſeiner Freunde durch die Gaſſen zur Schau getragen wird. Tünnekes Beredtſamkeit, unterſtüzt durch der Uekern drohende Geſichter und geballte Fäuſte, hat ihre Früchte getragen. Der Schwiegervater und der Schwager des Gefangenen haben mit zweitauſend Reichsthalern ſich verbürgt und der Biſchof darauf gethan, was er nicht laſſen durfte. Meiſter Wolfgang iſt frei, ſicher vor den Ränken der Neidharde inmitten ſeiner Getreuen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortſezung.)

Die Polen — Theater

Die fürſtlich Czartoriskiſche Familie hat wie in den vorigen Jahren einen Bazar in ihrem Hôtel eröffnet, wo allerlei ſchöne Waaren zum Beſten armer Polen verkauft werden. Aber von einem Subſcriptionsball in dieſem Hôtel iſt jezt nicht mehr die Rede; die Zeit, wo ſich die Polen noch beluſtigen konnten, iſt vorbei, und die Czartoriskys ſelbſt haben ſo viel eingebüßt, daß ſie genöthigt ſind, das Lambertſche Hôtel auf der Inſel St. Louis, welches ſie vor einigen Jahren ſo ſtattlich hatten wiederherſtellen laſſen, zu veräußern. Es iſt jezt dem Verkauf

Digitized by Google

ausgefetzt, und da es wegen seiner alten Malereien merkwürdig ist, so wird es wahrscheinlich nicht an einem Käufer fehlen, nur wird schwerlich der frühere Anlaufspreis erzielt werden. Sämmtliche Häuser in Paris sind seit der Februarrevolution beträchtlich im Preise gefallen, und die Hauseigenthümer leiden bedeutenden Schaden, da die Miethzinse ebenfalls sehr gesunken sind, besonders die grosser Quartiere, welche jetzt zum Theil nur halb so theuer vermiethet werden als früher. Man behauptet, die Bevölkerung von Paris habe sich zwei Jahrzehnten sehr vermindert; so viel ist gewiß, daß viele reichen oder reich gewesenen Familien jetzt auf ihren Gütern leben, und daß zahlreiche wenig bemittelte Familien in die Umgegend von Paris ziehen, wo sie wohlfeilere Wohnungen und alle Lebensbedürfnisse finden, und von wo aus sie vermittelst der Omnibus leicht in die Stadt gelangen. Von den vorgeschlagenen Cités ouvrières ist nur eine einzige bald fertig; was ist aber ein einziges Gebäude für Tausende von Arbeiterfamilien, welche dergleichen bedürften? — Beim Antritt des neuen Jahres hat man wie gewöhnlich das Facit der dramatischen Produktion gezogen, und es hat sich ergeben, daß hinsichtlich der Menge der neuen Stücke das zweite Jahr der französischen Republik eben so fruchtbar gewesen ist, als irgend eines der constitutionell-monarchischen Zeit. Ob die Produkte der jetzigen Theaterdichter die früheren an Gehalt überwiegen, ist eine andere Frage, aber an Thätigkeit stehen die heutigen Theaterdichter ihren Vorgängern sicher nicht nach. Das Théâtre français ist wohl niemals thätiger gewesen als jetzt, und vielleicht hat es noch in keinem Jahre so viel neues gegeben als im vorigen, nämlich sechzehn Trauer- und Schauspiele. Freilich hat diesem Theater im vorigen Jahre der unerwartete Rücktritt der Rachel großen Abbruch, und es sah sich daher genöthigt durch neue Stücke ein Publikum herbeizulocken, das sonst ausgeblieben wäre. Früher mußten die angenommenen neuen Stücke Jahrelang im Theaterarchiv liegen, ehe es den Herrn Sociétaires beliebte sie vorzunehmen. Im vorigen Jahre war Eile nöthig; die Dichter hatten also das Vergnügen ihre Stücke eines nach dem andern auf der Bühne erscheinen zu sehen. Das Odeon, der Nebenbuhler des Théâtre français, ist noch etwas thätiger gewesen als dieses, es hat seinen Zuschauern siebzehn neue Stücke geliefert, und unter diesen befand sich das G. Sandsche Schauspiel François le Champi, welches seitdem mit fortwährendem Beifalle gegeben wird und schon vierzig Vorstellungen erlebt hat. Hätte doch die Verfasserin, statt sich im socialistischen Mirwar mit den ausschweifendsten Demagogen herum zu treiben, immer nur solche Schauspiele oder Romane wie einige ihrer frühern geschrieben Baudeville und Theater Montansier haben jedes acht-undzwanzig Stücke oder Stückchen geliefert, worunter mehrere politische, wie das Publikum sie hier liebt. Clairville, von dem daher schon im vorigen Jahre mehrmals die Rede war, hat in diesem Fache besondere Fertigkeit. Seine dramatischen Dichtungen haben geringen literarischen Werth, aber er weiß immer witzige oder witzig scheinende Epigramme vorzubringen. Seit einem Jahre beschäftigt er sich fast einzig damit, die einstweilen befegten Demagogen in Prosa und in Versen auf der Bühne durchzuhecheln, und nebenbei manchem emporgekommenen Staatsmann ein Epigramm anzuheften.

(Schluß folgt.)

Schleswig-Holstein, Januar.

(Schluß.)

Das schleswig-holsteinische Heer.

Man ist darin einig, möglichst frei und unabhängig von Dänemark und eng verbunden mit Deutschland aus dem jetzigen Kampfe hervorzugehen, und vor diesem einen Hauptgedanken schwindet alles Parteizanken. Eine kräftige Stütze dafür findet das Land im trefflichen schleswig-holsteinischen Heere, das nach den Bedingungen des Waffenstillstandes jetzt nur im Herzogthum Holstein garnisonirt darf. Dieses Heer zu sehen ist eine wahre Freude, und das Schleswig-Holstein sich solches in so kurzer Zeit aus eigenen Mitteln zu schaffen wußte, zeigt am besten wie ernst es dem Lande mit seinem Unabhängigkeitskampfe ist. Fünfzehn Bataillone Linien-Infanterie, fünf Jäger-Bataillone, vierzehn Schwadronen Dragoner, sechs- und-neunzig Feldgeschütze sind vollständig ausgerüstet und mit allem Nothwendigen gut versehen und können in wenigen Tagen in's Feld rücken. So etwas konnte nur durch große Opfer geschaffen werden. Dem preußischen General v. Bonin, der jetzt noch das schleswig-holsteinische Heer befehligt, und den vielen ausgezeichneten preußischen Offizieren die er mitgebracht, gebührt die höchste Anerkennung. Ohne das Verdienst dieser Männer wäre das schleswig-holsteinische Heer nie geworden was es jetzt ist, der Stolz des Landes, der Schrecken der Feinde, und es war nur eine gerechte Anerkennung, wenn dem ersten kleinen Kriegsdampfer des Landes der Name „Bonin" gegeben wurde. Aber auch die eingeborenen Offiziere haben sich in jeder Weise tüchtig gezeigt. Preußen hat seine hier geleistete Hülfe durch den Erfolg reich belohnt gefehen, und darf mit Recht das schleswig-holstein'sche Heer als eine würdige Tochter seines eigenen betrachten. — Große Kampfeslust herrscht in diesem jungen Heere und man wünscht nichts sehnlicher, als daß der Waffenstillstand gekündet und der Kampf auf's Neue eröffnet werde. Man verlangt gar keine Hülfe vom übrigen Deutschland mehr, man ist bereit es ganz allein mit dem dänischen Heere aufzunehmen. Im Winter, wo den Dänen ihre Flotte nichts hilft, kann man dieß obnehin, und sollten jetzt die Feindseligkeiten auf's Neue beginnen, so möchten die Schleswig-Holsteiner viel leichter Jütland erobern als die Dänen Schleswig. Aber auch im Sommer dürfte es Dänemark jetzt sehr schwer, ja unmöglich seyn, allein mit eigenen Kräften Schleswig-Holstein zu bezwingen. Mit Einberufung der Reserven können die Herzogthümer jetzt schon 34,000 Mann gräbler und ausgerüsteter Soldaten unter die Waffen rufen, und eine solche Stärke vermag man dem dänischen Heere bei aller Anstrengung nicht zu geben. Auch steht es mit den Finanzen im reichen Schleswig-Holstein viel besser als im stark verschuldeten Dänemark, und ersteres vermag einen langdauernden Krieg viel leichter zu ertragen als letzteres. — Das Heer ausgenommen, sind jetzt die Aussichten in Holstein ziemlich friedlicher Natur; man hofft nur in Verbindung mit Schleswig auf ein erträgliches Verhältniß zu Dänemark. Die Aufhebung der Personalunion, wenigstens so lange der jetzige König lebt, wünscht man gar nicht, und ist vollkommen zufrieden, wenn dieselbe erst nach dem Tode desselben erfolgt. Was aber auch das Geschick über Schleswig-Holstein verhängen mag, ehrenvoll in jeder Beziehung hat sich das ganze Land in diesen Wirren benommen und ist nicht müde geworden Opfer über Opfer für eine gerechte Sache zu bringen. So ist hier auch schon eine ansehnliche Flotille gut gebauter, vollkommen ausgerüsteter Kanonenboote entstanden und man besitzt daneben ein kleines Kriegsdampfboot „General Bonin" und einen bewaffneten Schoner. Für eine künftige deutsche Kriegsflotte ist Schleswig-Holstein von großer Wichtigkeit, da seine Küstenbevölkerung in großer Menge die besten Matrosen liefert. Namentlich die friesischen Seeleute von den Nordseeküsten sind weit und breit berühmt, und es dienen jetzt schon auf unserer kleinen deutschen Flotte viele tüchtige Bursche aus jenem Landstrich.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 23. Sonnabend den 26. Januar 1850.

Behold! these are the tribunes of the people,
The tongues o'the common mouth. —
It is a purpos'd thing, and grows by plot,
To curb the will of the nobility.

Shakespeare.

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortsetzung.)

Mit Günter war ein Bote des Fürsten an den Rath gekommen. Auf den Staffeln der Markirche hießen Wichards, Tünnele, Grevenberg und die andern Parteiführer ihren Genossen willkommen. Günter schüttelte allen vergnügt die Hände. Stolze Zuversicht leuchtete von seinem hagern Antlitz, als wünschte er sich und den Seinen Glück zu der neuen Wichtigkeit, welche er durch die ausgestandene Widerwärtigkeit wohlfeil genug erkauft hatte. Mit schadenfrohem Antlitz vernahm er den Zuruf aus der Menge, die Ursach der Verstrickung mitzutheilen. Ganz überflüssig war es, daß der Prädicant ihm zuraunte: „Mach' nur die Rathsherrn schwarz genug!“ — „Soll nicht fehlen,“ antwortete der Sachwalter; „sie allein haben den Fürsten gegen mich aufgehetzt, und ich will ihre finstern Ränke an das Tageslicht hervorziehen. Sie meinten, wenn ich nur im Kerker läge, so sollten ihre Unterschleife und Betrügereien mit mir begraben seyn. Alles will ich enthüllen, alles!“ — Er trat vor, um zum Volke zu reden. Bevor er anfangen konnte, kam Hermod, der Rathsdiener, um Wichards vor das Angesicht des Bürgermeisters zu beschreiben. Des Schergen Geberde und Stimme waren dabei so rauh, als ob er einen armen Sünder vorzufordern hätte. Liborius lachte dazu. „Der Hochmuth kommt vor dem Fall,“ sagte er, „und Meister Hermodius wird das nächstens mit Schrecken erfahren.“ — Mit bedrohlicher Handbewegung setzte Dülmen hinzu: „Denke wohl. Mein Weibchen hat auch noch ein Huhn mit ihm zu rupfen und der Hermod wird all seiner Lebtage die Dülmensche nicht vergessen.“ — „Versteht sich,“ spottete der Scherg; „ich denke sie noch auf einer Klafter Holz ihre Himmelfahrt halten zu sehen.“ — Die freche Rede wäre dem Hermod übel bekommen, wenn Wichards sich nicht in's Mittel gelegt. „Laß ihn gewähren,“ sagte er zum zornigen Henrir; „der Kerl ist ohnehin todt und weiß es nicht. Ihr aber, meine Freunde, laßt euch nicht stören. Ich gehe einstweilen auf's Rathhaus, nicht etwa, weil die Herrn mich fordern, sondern weil ich ihnen heute Morgen gesagt, daß ich Nachmittags wiederkommen würde. Der Bürgermeister hat mir ja einen Bescheid mitzutheilen.“

Günter begann seine Auseinandersetzung, worin er die Väter der Stadt übel mitnahm. Wichards eilte inzwischen, wohin er gerufen worden. Es behagte ihm zwar nicht sonderlich, daß er des Rathhauses Pforten, Treppen und Gänge von lauter Leuten besetzt fand, deren Gesichter ihm noch niemals gefallen hatten, doch ließ er sich nichts anmerken. Seine Getreuen, die er Vormittags als Wache zurückgelassen, waren dem Lärm nachgelaufen, welchen Günters Einzug erregt hatte, worauf Köning, Thomberge und einige andere schnell bei der Hand gewesen, ihre guten Freunde aus der Kämperbauerschaft herbeizurufen. Auf dem Kamp, dem südöstlichen Bezirk der obern Stadt, wohnten die meisten Anhänger der alten Ordnung. Im Hinaufgehen maß Wichards mit spöttischen Blicken die Kämpern. Nicht minder trutzig trat er vor den versammelten Rath, Bescheid heischend auf die Forderung des gemeinen Mannes.

Mit gebieterischem Ton rief ihm der Bürgermeister zu: „Davon ein andermal, wenn wir Zeit haben! Zur Stunde handelt sich's um die Befehle

Digitized by Google

ſeiner fürſtlichen Gnaden und deren Vollſtreckung.“ — „Was bekümmert mich der Biſchof?“ pochte Wichards, „auf dem Rathhaus iſt er der Niemand. Ich habe hier mit einem edlen Rath zu ſchaffen, und zwar im Namen des Volks. Das Volk über alles!“ — Worauf der Bürgermeiſter: „So ſag' ich ebenfalls. Wir aber ſitzen ja hier als des gemeinen Mannes geſetzliche Vertreter, und fordern im Namen des Volkes Gehorſam. Der Meiſter Wichards kann hoffentlich Geſchriebenes leſen?“ — Bei dieſen Worten deutete der Bürgermeiſter zur Wand, wo eine zierlich geſchriebene Schrift im Rahmen hing. Der Inhalt war dem Liborius wohl bekannt; in frühern Jahren hatte ihm das Uebertreten der dort aufgeſchriebenen Satzungen manche bittere Stunde zuweggebracht. Doch that er nicht dergleichen, ſondern ſagte patzig: „Ich kann ſelber ſchreiben und der Herr Bürgermeiſter ſoll meine Vorſchriften ohne Brille leſen lernen. Jetzt aber will ich meinen Beſcheid.“

Statt aller Antwort ließ der Bürgermeiſter ihm einen großen Siegelbrief hinhalten, ein Schreiben aus Neuhaus, worin der Biſchof in drohendem Tone befahl, ihm den Aufwiegler Wichards nach Neuhaus zu liefern, oder wenn das nicht anginge, denſelben wenigſtens in den Thurm zu legen, um ihn bis zum Tage des Gerichtes zu verwahren. Mit geringſchätziger Miene warf Wichards das Schreiben auf den Tiſch. „Was ſoll mir die Vogelſcheuche?“ fragte er dabei. Da hob der Bürgermeiſter in feierlicher Redeweiſe an: „Laß der Liborius ein freundſchaftliches Wort mit ſich reden. Vertrau' er uns, wir meinen es gut mit ihm. Wenn er ſich freiwillig zur Haft ſtellen, oder für einige Zeit aus der Stadt weichen will, ſo bürg' ich ihm mit meinem Wort dafür, daß wir nach Herſtellung des Friedens in der Gemeinde ihm einen gnädigen Herrn wieder verſchaffen wollen.“ — Bei dieſen Worten ſtieg dem Liborius der Zorn zu Häupten. „Ihr feilen Fürſtenknechte, ihr feigen Augendiener, ihr hündiſchen Speichellecker!“ ſchrie er mit Donnerſtimme, daß die Scheiben klirrten, „wollt ihr mich, den freien Mann, zum Leibeigenen herabwürdigen? Wollt ihr unſere gute Hanſeſtadt dem Biſchof verkaufen und verrathen? Wo iſt der Verſchacherer unſeres Rechtes, wo der Judas unſerer Freiheit? Mit dieſen meinen Fäuſten gedenk' ich ihn zu erwürgen!“

Der Mann war furchtbar anzuſchauen in ſeinem Grimme, ſo daß der Bürgermeiſter ſchier an ſeines Leibes und Lebens Sicherheit verzweifelte. Dennoch behielt er Faſſung genug, dem Tobenden zu antworten: „Was ſchreit der Meiſter Wichards, was brüllt er wie ein hungriger Waldbär? Freſſen kann er uns doch nicht, und wir ſind keine Kinder, welche ein Bugemümmel zu Bette jagt. Wir ſind nicht in ſeiner Gewalt, doch er iſt in unſere Macht gegeben. Sperr' er die Augen auf! Hinter ihm ſtehen unſere Freunde, und das ganze Haus iſt von Getreuen beſetzt.“

(Fortſetzung folgt.)

Holländiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Um acht Uhr beſtiegen wir die Diligence, einen Wagen von altmodiſcher Figur, aber innen bequem mit rothem Sammt gepolſtert und durch große helle Glasſcheiben erhellt. Eine Fähre brachte uns über den Arm der Waal, und nun gings in ſchnellem Trabe auf der mit rothen Ziegelſteinen gepflaſterten Kunſtſtraße in das Herz von Holland hinein, in die „Betuwe.“ Welch' ein Land! Alles ſcheint ein großer zuſammenhängender Park, in dem liebliche Gärten und Boskets, Blumenſtücke, ſilberne Teiche und maleriſche Wieſen voll der üppigſten Heerden, geſchmackvolle Landhäuſer, zierliche Dörfer mit ſchlanken Glockenthürmen, Hecken, Brücken und Stegen abwechſeln. Einen eigenthümlichen Anblick gewährt ſolch ein holländiſches Dorf. Unter dem Schatten von Obſtbäumen verſteckt liegen die Häuſer, von niedlichen Gärten umgeben; ſie ſelbſt ſind aus rothen Ziegeln erbaut, und die blank geputzten Fenſter glänzen wie Spiegel aus dem Land hervor. Die Gärten ſind mit geſchorenen Hecken eingefaßt und die Beete ſind nicht ſelten mit buntfarbigen Muſcheln und Porzellanſcherben bedeckt, weil ſich dieſe Subſtanzen rein und zierlich erhalten. Eine faſt peinliche Sauberkeit herrſcht überall und Alles deutet an, daß Ruhe die eigentliche Erholung iſt, die hier geſucht wird.

„Wie heißt der Ort da hinter'm Gebüſch?“ fragte ich meinen Nachbar. — „Welcher denn?“ war die Gegenfrage. — „Der dort mit dem hohen viereckigen Kirchthurm.“ — Mein Nachbar, ein geborener Amſterdamer, ſah ſich erſtaunt um, konnte aber den Thurm nicht entdecken; dafür ſah ich ihrer plötzlich drei, vier — es waren Heuſchober, zwiſchen vier hölzernen Pfählen aufgeſtapelt und mit einem beweglichen Strohdache bedeckt. Das Ganze gewährte den Anblick eines chineſiſchen Dorfes.

„Der Holländer braucht keine Scheunen und Vorrathshäuſer,“ äußerte der vorhin Gefragte; „er bewahrt ſein Heu und ſeine Früchte im Freien, unter ſolchen Dächern. In dieſer einfachen Form halten ſich die Vorräthe den ganzen Winter durch.“ — „Und wozu zieht ſich dieſes reizende Laubgebüſch fortwährend zu beiden Seiten der Landſtraße hin?“ fragte ich weiter.

Digitized by Google

„Es dient als nebenbeilaufender schattiger Fußpfad; doch hat es auch seinen Nutzen: diese jungen Eichengebüsche werden der Rinde wegen gezogen, weßhalb man sie nach Verlauf etlicher Jahre kahl wegmäht. Aber schon im nächsten Frühlinge treibt so viel junges Grün hervor, daß das Auge sich daran erquickt, wenn gleich ein Liebespaar sich noch nicht im Gebüsch bergen mag.“

Bald hatten wir das Ufer des Rheins wieder erreicht. Eine zweite Festung lag vor uns, Arnheim, in anmuthiger Gegend, am Fuße eines Berges, von vielen Mühlen umgeben. Eine Fähre nahm unsern Wagen auch hier auf und brachte uns schnell hinüber. Bald rollte die Diligence mit uns durch das hohe Festungsthor in die Stadt ein. Die größte Reinlichkeit der Straßen, häufig Trottoirs von Fliesen, sehr breite hohe, fast bis auf den Boden reichende Fenster mit spiegelblanken Rauten, alle Häuser mit dem Giebel zur Straße gekehrt, grüne Jalousien und köstliche Blumen hinter den Glasscheiben: das sind die Kennzeichen dieser Festung, die man aber jüglich auch in den Steckbrief einer jeder andern holländischen Stadt setzen könnte. Der Eindruck einer jeden ist überaus wohlthuend und angenehm; bei aller Modernität, die sich darbietet, versetzt sie uns doch in die mittelalterliche Tüchtigkeit und trägt immer ein historisches Gepräge. Namentlich ist es das wohlhabende, ich möchte sagen patrizische Bürgerthum mit seiner ehrenhaften Sitte, was uns überall in holländischen Städten anspricht. Man sieht keine Spuren von Feudalismus, keine stolzen Paläste, keine Livréen und Schildwachen vor den Thüren der Häuser, keine hohle Pracht an Staatskarossen u. s. w., dagegen aber auch keine ärmliche Hütte, keine Bettler, keine Unreinlichkeit, überall gleichmäßige Wohlhabenheit und gediegenen Besitz. Alle diese Städte in Holland erschienen mir wie Reichsstädte aus dem Mittelalter, der Wiege des Bürgerthums; doch sehen heutzutage weder Augsburg noch Nürnberg so wohlerhalten aus, weil man hier neben den Spuren des alten Glanzes zu sehr die der gegenwärtigen Noth und Verfallenheit erblickt.

Aber die Bauart zeigt auch sonst noch ganz Originelles in Holland. Da es in den nördlichen Provinzen durchaus an Bruchsteinen fehlt, die aus dem Auslande eingeführten aber ihrer Kostbarkeit wegen nur zu öffentlichen Bauten, Schleusen u. s. w. gebraucht werden können, so baut man in den Niederlanden beinahe durchaus mit Backsteinen. Die dunkleren werden zum Hauserbau angewendet, und zwar so, daß die Wände nach außen nicht mit Kalk, der ebenfalls hier selten ist, beworfen, sondern nur die Fugen der Ziegelsteine damit sauber verstrichen werden. Diese Bauart gibt nicht nur den Städten, sondern selbst allen Dörfern ein Ansehen von Tüchtigkeit und Schönheit; freilich aber bringt derselbe Umstand eine das Auge bald ermüdende Gleichförmigkeit hervor, welche noch dadurch erhöht wird, daß in den Städten, die meist an Flüssen und Kanälen liegen, Jeder des Handels wegen sich an letztere hingedrängt hat und die Häuser daher alle mit der schmalen Giebelseite an den Straßen liegen, was auch für das Innere der Häuser einen Uebelstand hat, indem sie bei der großen Tiefe nur wenig Licht haben. Die blassen gelben Klinker werden vorzüglich zum Pflastern der Straßen und Chausseen, so wie zu Wasserbauten benutzt. Wie bemerkt, fehlt es diesen nördlichen Provinzen auch an Kalk. Man ersetzt ihn beim Häuserbau durch Muscheln. Man sammelt die am Meeresstrand in übergroßer Menge ausgeworfenen Gehäuse und brennt sie. Zum Wasserbau aber bedient man sich eines andern Bindemittels, des Traß, einer vulkanischen Asche, die in großen Lagern an den Ufern des Rheins, z. B. bei Andernach, gefunden wird.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Ammon.

Vor dem Eintritt des Schlußjahres zu diesem halben Jahrhundert sollten zwei hiesige literarische Größen, deren weit gekannte Namen noch an die vergangene Literaturblüthe Deutschlands reinnern, halb oder ganz von uns scheiden. Der greise v. Ammon, dessen theologische Schriftstellerlaufbahn sechs Jahrzehnte ausgefüllt, in der „Fortbildung des Christenthums“ u. auch das Laienpublikum vielfach berührt und mit der jüngst herausgegebenen „wahren und falschen Orthodoxie“ noch immer, wie es scheint, nicht abgeschlossen hat, war im Januar 1846 zu seiner achtzigsten Geburtsfeier in der Harmoniegesellschaft noch ganz mit der ungeschwächten Körper- und Geisteskraft erschienen, die sich selbst in seinen neuesten Reden und Schriften, unverwüstlicher als bei Goethe, so jugendlich frisch erprobte. Auch in den nächstfolgenden drei Sommern fanden ihn jüngere Besucher auf der gewohnten Villa im „Großen Garten“ fast immer sehr rüstig und heiter gesprächig, spazierten mit ihm weit um durch die Irrgänge des Parks, und mußten wohl an seiner Seite, im Eifer der Rede vom Wege abgeführt, Gräben und Hecken übersteigen. Die sonntäglichen Kanzelvorträge, die Collequien und Prüfungen vor dem Consistorium blieben auch

Digitized by Google

im Winter verhältnißmäßig selten ausgesetzt; in den Landtagssitzungen, so lange die alte „erste Kammer“ bestand, erschien und sprach v. Ammon regelmäßig, und noch in den schreckensvollen Maitagen setzte er den Straßenkämpfern, Kirchenschändern und Brandstiftern, die ihn in nächster Nähe eines der Hauptkampfplätze hart bedrängten, den beharrlichsten Jugendmuth entgegen. Erst nach langer Belagerung, auf Befehl der Stadtbehörde, wurden die Kirchenschlüssel ausgeliefert, und aus der bedrohten Amtswohnung war kroh der mehr als hundert Kugeln, die in die Vorderzimmer eindrangen, der greise Bewohner nicht zum Weichen zu bringen. Doch seit jener Zeit wurde er außer dem Hause immer weniger sichtbar; man vermißte die sonstige kraftvolle Haltung, das gewohnte rasche Zuschreiten; sein Wiedererscheinen auf der Kanzel erwartete man seit dem August vergeblich, die ersehnten Predigtanzeigen im Tageblatt blieben aus; Gerüchte von Erkrankung, von baldiger Niederlegung der Aemter wiederholten sich, und am allgemeinsten beklagte man, daß auch die Abschiedspredigt, wonach der endlich zum Rücktritt Entschlossene lebhaft verlangt hatte, von den Aerzten, namentlich dem in der Augenheilkunde berühmten Sohne, ihm entschieden untersagt seyn sollte. Da las man endlich unter den „Kirchennachrichten“ für Sonntag den 2. December (erster Advent) als „Anfang des neuen Kirchenjahres“ die Anzeige: „Vormittags über Röm. 13, V. 11—14. Hofkirche: Oberhofprediger v. Ammon, Abschiedspredigt.“ Natürlich füllte sich das Gotteshaus in ungewohntem Maaße; selbst hochgestellte Kirchenbeamte konnten nicht zu ihren Sitzen gelangen und mußten unter der Kanzel im Gedränge stehen bleiben. Der Redner bewährte, wenn auch mit seltener als sonst gehobener Stimme, doch fast die vormalige wiedergewonnene Kraft, sprach in gewohntem ungekünstelten Redefluß, berührte (ganz im Gegensatz zu einem jüngern leeren Schönredner, der am Neujahrstag in der Frauenkirche auftrat) seine persönlichen Verhältnisse nur äußerst wenig in der Einleitung, und legte dafür in den drei Hauptitheilen desto ausführlicher und eindringlicher die „herzlichen Wünsche“ dar, „von deren Erfüllung das Heil der evangelischen Kirche abhängt.“ Das Ganze gehörte zwar nicht mehr zu den Meisterwerken des gefeierten Kanzelredners, hatte aber einzelne sehr beachtenswerthe, für die Zeit lehrreiche Stellen; und einen nachhaltigen Eindruck hinterließ der über Erwarten gehobene herzergreifende Ton des schließlichen Segensspruches (2 Cor. 13, 13), womit der Scheidende von der Stätte seines langen Wirkens abtrat. Wer der Kirche erwarteten ihn zahlreiche Gruppen von Frauen und Männern, die ihn bis zur nahen Pferse seines Hauses geleiteten, und dort mit ehrerbietigem Gruß ehre warmem Händedruck von ihm Abschied nahmen. Personen, die ihm näher stehen, versichern, den sonst Unbezwinglichen tiefmal zuvor gerührt und weich gesehen zu haben. Noch kurz zuvor soll er einem zufällig begegneten Bekannten aus Erlangen mit dem Scherzwort entgegengetreten seyn, „nun könne man ihn dort wieder anstellen.“ Denn aus Erlangen war bekanntlich Ammon im Jahr 1813 zu uns gekommen. Ehrendster stammt auch sein nun entschieden destgrimter Nachfolger, der jetzige Professor und Pastor Harless zu Leipzig, derselbe, der sich in Bayern seither als Heet der Protestanten bei der Kniebeugungsfrage hervorgethan hat.

(Beschluß folgt.)

Paris, Januar.

(Schluß.)

Theater.

Clairville soll im Jahr 1849 sich beinahe 100,000 Franken durch diese dramatischen Kleinigkeiten erworben haben, und also fast den großen Scribe erreichen, der sich vor einigen Jahren ein Einkommen von 120,000 Franken verschaffte. Er hatte Stücke auf vier oder fünf Pariser Bühnen, und in ganz Frankreich gab man vorzugsweise Scribe'sche Stücke, weil sie die beliebtesten waren. Noch jetzt werden sie oft gegeben; allein da er wenig neues mehr liefert, so sangen manche seiner Stücke an zu altern, und da das Publikum immer neues will, so vergißt man bereits zum Theil das zahlreiche Scribe'sche Repertoire, das so bändereich ist wie weiland das Kotzebue'sche. — Der dramatischen und epigrammatischen Reimen, wie die kleinen Theater sie hier am Ende des Jahres zum besten geben, sah man diesmal etwa ein halb Dutzend. Eine dieser Possen hatte den Titel: „Das Ende einer Republik,“ und machte sich über das neue Haiti'sche Kaiserthum und Se. Maj. den Kaiser Soulouque lustig. Man findet es komisch, daß ein Jahr, nachdem die französischen Republikaner die Aristokratie abgeschafft und aus dem weiland Kaiser- und Königreiche einen Freistaat gemacht, ein schwarzer Republikaner sich zum Kaiser aufwirft, Prinzen, Herzoge und Grafen mit possierlichen Titeln ernennt und einen Hofstaat um sich versammelt, während die geächtete Orleansche Familie einen Theil ihrer großen Güter in Frankreich wiederkriegen läßt, um sich Geld zu verschaffen. Eine andere Posse heißt „Paris ohne Steuern“ und hat wenigstens einen vernünftigen Grundgedanken. In der ersten Abtheilung wird ein mit Steuern behafteter und unter der Last seufzender Paris vorgeführt. In der zweiten Abtheilung sind alle Steuern abgeschafft, und insoweit entspricht der Zustand der Dinge ganz den Wünschen der Bürger; aber da nicht mehr gesteuert wird, hat die Staatsbehörde auch keine Mittel mehr eine Polizei zu unterhalten, die Straßen zu pflastern und zu beleuchten; es geht im unbesteuerten Paris ungefähr der wie in einem Walde wo Räuber hausen. Am Ende sieht man ein, daß Steuern ein Mittel sind, sein übriges Gut zu behalten, und daß es doch besser ist, mit den Steuereinnehmern zu thun zu haben als mit Räubern und Gaunern aller Art. — Sogar die große Oper, welche sich so schwer zu einem neuen Stück entschließt, hat sich im Jahr 1849 thätig gezeigt; sie hat sich auf den großen Erfolg des „Propheten“ nicht verlassen, und das schöne Ballet: „die Nesenfee“ und zuletzt noch eine neue Oper des der kannten Tonsetzers Adam: „der Leuchtthurm“ gebracht. Ob das deutsche Schauspiel von Heimwald die Idee zu letzterem Stücke gegeben hat, kann ich nicht entscheiden; sicher ist es aber, daß der Opernteet vom deutschen Stück sehr abweicht. Nur kommt ein Wächter darin vor, der aus Eifersucht die Leuchte des Thurms auslöscht, damit sein Nebenbuhler und ein Schiff, auf dem dieser einen beträchtlichen Schatz führt, im Meere untergehen. Er bereut aber noch zu rechter Zeit seine That, hilft beide retten, und bekommt die seinem Nebenbuhler zugedachte Braut, was von einigen Theaterkritikern als ein nicht sehr moralischer Schluß getadelt wird. Auf der Bühne ist man gewohnt, am Ende, wenn die Hochzeit losgeht, die Tugend siegen, und das Laster bestraft oder beschämt zu sehen. St. Georges, der Verfasser des Textbuchs, hat vielleicht gedacht, es wäre pikant, wenn er das Ding einmal umdrehte. Alexander Dumas ist natürlich im Jahr 1849 in dramatischer Hinsicht nicht müßig geblieben. Politik ist sein Fach nicht, er hat sie also aufgegeben und schreibt dafür Romane und Schauspiele, die ihm besser von der Feder gehen. Noch in den letzten Tagen des Jahres hat er ein neues Stück auf die Bühne gebracht, aber bloß seinen Taufnamen Alexander auf den Titel gesetzt. Ein anderes Stück verriet er vor, und alles dieß bringt er zu Stande, während er an seinem ungeheuer langen Roman über Cagliostros Leben und Zeit fortarbeitet und von achtzig Gläubigern ungeflüm angebeßt wird. Dg.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 24. Montag den 28. Januar 1850.

Wer freute sich hier nicht des reizenden Wohlstandes, der uns von allen Seiten anlacht, und des Landes, wo der Mensch seine Bestimmung, des Lebens froh zu werden, erreicht, wo der gemeinste Mann die Vortheile einer gesunden und bequemen Wohnung genießt, wo er auf dem benutzenswerthen Mittelpunkt zwischen Noth und Ueberfluß steht!

Georg Forster.

Holländische Skizzen.

(Fortsetzung.)

3. Nach Amsterdam.

Vor der Stadt liegt der Bahnhof, denn von Arnheim nach der Metropolis führt bereits die Eisenbahn. Bald waren wir eingenestelt und harrten mit großer Spannung der Abfahrt. Die neue Reisegesellschaft war eben nicht groß; aber auffallend waren mir zwei Engländer, junge Männer, eingehüllt in gewürfelte Röcke, dergleichen Weste, Beinkleider und Gamaschen. Aus den breiten Taschen des Squirecoat's guckten Karten heraus; die Sammtmütze saß weit hinten auf dem Kopfe und die langen Haare hingen nachlässig über die strickähnliche Cravatte herab, aus welcher breitumgeschlagene Hemdkragen neugierig zu den Glasfenstern des Wagens in die offene Landschaft hinausschauten. Es waren Touristen, die aus der Schweiz nach London zurückkehrten, Leute, denen kein Berg zu hoch und die alles systematisch betreiben. In ihren Regenmänteln und mit ihren langen Bergstöcken scheuen sie kein Wetter und keine Klippen, reden unterwegs nur Weniges unter sich, mit Fremden gar nichts. — Neben ihnen saß ein anderes englisches Exemplar, ein junger Mann, kerzengerade, eher ballmäßig als reisemäßig gekleidet, in einem feinen grauen Castorhut, lakirten Stiefeln, gelben Glacéhandschuhen, und mit einem Spazierstöckchen in der Hand, ein junger Dandy, der sich ebenfalls um die ganze übrige Gesellschaft nicht im mindesten kümmerte.

Desto mehr schwadronirte ein Badener, ein Demagog, wie er selbst gestand, der nach Brüssel und Paris ging, um Revolutionen mitzumachen und sie später für sein Vaterland mit Vortheil anzuwenden. Er wollte zuerst nach dem froschblutkalten Holland, wie er sagte, um sich selbst ein wenig abzukühlen. Daß er Haare auf den Zähnen hatte, zeigte schon augenfällig der furchtbare Bart, der Kinn und Wangen umzog; der Mund, die Schießscharte, aus welcher das Kartätschenfeuer seiner Volksberedtsamkeit hervordonnerte, war angebracht unter einer wahren Haarbarrikade; darüber flammte als rothe Blutfahne eine wein- und wuthglühende Nase, und über den funkelnden Augen hing ein struppiges dunkles Haupthaar wie ein schwerer Wetterwolkenhimmel. Wahrhaftig, ein neues Geschlecht von Simsonen ist uns erstanden! Feiger Bourgeois, verkrieche dich!

Die Fahrt ging pfeilschnell von statten. Der Stempel der Maschine, der anfangs in halben Taktnoten das Tempo markirt, dann aber Vierteltriolen und Sechzehntheile accelerirt hatte, schlug bereits Zwei-und-dreißigstel, so rasch, daß Bäume und Sträucher, Landhäuser, Telegraphen und Dorfschaften an uns vorbeisausten, wie aus einer Kanone geschossen. — „Mir wird schwindelig!" rief ein dicker Ober-Yssler, der zur Messe nach Amsterdam fuhr und die Eisenbahn (sie war erst im Jahre 1847 fertig geworden) noch nicht kannte. — „Was ist Ihnen?" fragte sein Nachbar, ein habichtsnasiger Funfziger, welcher gebrochen holländisch sprach. — „Ich habe hier," erwiederte jener, „neben dem Wege auf die Erde gesehen; da verschwimmt ja Alles; man weiß nicht, fährt man über Land oder Meer."

Höchst lieblich ist dieser Weg nach der Hauptstadt. Fast jede Sekunde flog ein zierliches Landhaus

Digitized by Google

mit blitzenden Spiegelfenſtern, mitten in den farbenreichſten Blumenſtücken gelegen, oder ein im Gebüſch verſteckles Dorf mit geſchmackvollen Thürmen an mir vorüber, und je näher man Amſterdam kommt, deſto unverwandter hängt das Auge am prachtvollen Anblick der Stadt. Von dieſer Seite erblickt man zwar den Maſtenwald noch nicht, der der Stadt in der entgegengeſetzten Richtung, vom Y her, das wundervolle Anſehen gibt, als ſchwämme ſie auf dem Meere; aber die hohen Paläſte, die Pracht der Kirchen, die Anmuth der Umgebungen, die große ſteinerne Brücke am Thor, das Leben auf dem Kanal und an ſeinen Ufern, und das frohe Gefühl, ein Hauptziel der Reiſe erreicht zu haben — das Alles kann ſeinen Eindruck nicht verfehlen.

4. Amſterdam.

Ich ſtand auf der 660 Fuß langen Amſtelbrücke und blickte hinab auf die neunzig vor mir ausgebreiteten, mit Paläſten und Domen reich bebauten Inſeln der Stadt. Wer kann auf dieſem Boden ſtehen, ohne daran erinnert zu werden, welcher Aufwand von Menſchenkraft, welche unermüdete Thätigkeit und Induſtrie nothwendig waren, um dieß Alles zu ſchaffen! Seen und Moräſte mußten ausgetrocknet, ganze Wälder in den Sumpfboden verſenkt werden, um dieſen coloſſalen Straßen ſichern Grund zu geben. — Die älteſten Theile Amſterdams unterſcheiden ſich allerdings durch ſchlechtere Häuſer und engere Straßen; aber im Ganzen iſt es heller und freundlicher und durch ausnehmend große Reinlichkeit gefälliger als viele weit größere Hauptſtädte. Insbeſondere imponiren die Häuſer in der Kaiſer-, Prinzen- und Herrengracht durch Bau und innere Einrichtung. In erſterer Straße ſoll kein Haus ſich befinden, deſſen Eigenthümer unter einer halben Million Vermögen beſitzt. Der Marmor, der dieſen Straßen entlang ſtatt des Aſtaſters den Weg ebnet und in den Häuſern die Treppen, Portale, oft ſelbſt die Wände bekleidet, kündigt einen Reichthum an, mit dem ſich kaum vergleichen läßt, was man in andern großen und vormals reichen Seeſtädten, wie Hamburg, Lübeck und ſelbſt Kopenhagen ſieht. Nur die Gleichförmigkeit der Bauart und der Farbe vermindert auf die Länge den Eindruck. Die außerordentliche Verſchwendung des Marmors iſt übrigens doppelt überraſchend in einem Lande, wo faſt kein Stein angetroffen wird. Der Reichthum der Stadt hat ihn aus den fernſten Gegenden herzuſchaffen gewußt.

Die Kaufläden ſind zahllos und reich ausgeſtattet, aber ſie liegen größtentheils in engen Straßen; auch machen ſie bei weitem nicht den Eindruck wie die engliſchen. Einen höchſt maleriſchen Anblick aber gewähren die prächtigen Fruchtgewölbe, wo die ſtolze Ananas neben der ſaftigen Melone, die liebliche Aprikoſe neben den köſtlichſten Weintrauben, Granaten, Goldorangen und Feigen, mit großer Kunſt geordnet, dem Auge ein lebendiges Prachtgemälde darſtellen. Da ward es mir einleuchtend, warum Holland ſo viele ausgezeichnete Genremaler beſitzt. Dieſe Fruchthallen ſind das ſchönſte Atelier für die köſtlichſten Frucht- und Blumenſtücke. — Kommt man an Markttagen auf die von Landleuten, Käufern und Verkäufern wimmelnden Straßen, ſo glaubt man ſich zurückverſetzt in die Zeiten eines Rembrandt und ſeiner Zeitgenoſſen. Es ſind insbeſondere die Weiber, welche dieſen Eindruck hervorbringen, wie denn die Frauen das charakteriſtiſch Nationale in der Tracht immer reiner erhalten, als die Männer. Was da von Hausmüttern, Jungfrauen, Stubenmädchen und Bäuerinnen handelt und ſchwatzt, das iſt reines Conterfei ihrer mittelalterlichen Stammmütter. Da baumelt und klirrt noch die bordirte Gürteltaſche an der Seite, welche Schlüſſel und Börſe birgt, und das zarte, faſt altdeutſch zugeſchnittene Geſicht mit blauen Madonnenaugen und dem kirſchrothen Lippenpaar wird noch eben ſo zierlich von Goldſpangen umrahmt und trägt über dem flachsblonden Haargeflechte noch daſſelbe gold- oder ſilberbrokatene weiße Spitzenhäubchen, das wir auf den Gemälden der alten Holländer als charakteriſtiſchen Schmuck aller niederländiſchen Frauen erblicken. Von den Ohren herab hängen die großen goldenen Ohrdommeln, den ſchlanken Leib umſpannt der goldene Latz mit dem ſaubern Tändelſchürzchen darunter, der kurze dunkle Faltenrock liegt über dem hellen Unterkleide, das lang bis zu den Schnallſchuhen herabwallt — Alles heute noch eben ſo wie vor dreihundert Jahren; und es will mir bedünken, als müßte ein Geſchlecht, das mit ſolcher Ausdauer an dem Schmuck ſeiner Vorfahren feſthält, auch in lieblicher Sitte und Treue vor andern Völkern ſich auszeichnen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortſetzung.)

Der Ergrimmte kam einigermaßen wieder zu ſich, ſo daß er nicht nur die Gefahr ermeſſen konnte, worin er inmitten ſeiner Feinde ſchwebte, ſondern auch auf ſeine Rettung zu ſinnen vermochte. Mit ſchallender Stimme rief er: „Draußen ſtehen die Meinen, und die Haare auf meinem Haupte ſind gezählt! Wer wagt es, mich anzutaſten?“ — Mit dieſen Worten

Digitized by Google

wandte er ſich zum Ausgang. Die Anweſenden wichen rechts und links zur Seite. Den Kopf hoch, ſchritt Wichards langſamen Ganges von dannen. Draußen traf er die Freunde, welche eben daran waren, mit Gewalt in das Rathhaus einzubrechen, weil ein dumpfes Gerücht umlief, er ſolle verhaftet werden. Wichards rief den Seinen zu: „Sie wollen mich verſtricken, ſie ſinnen darauf, mich dem Biſchof, dem Feinde unſerer Freiheit, zu überantworten. Mich möchten ſie morden, um ſo der Heerde den Hirten zu rauben. Wollt ihr mich preisgeben?“

Dieſe Worte wirkten wie ein Funke im Pulverfaß. Die tobende Menge geleitete ihren bedrohten Liebling zu ſeiner Wohnung. Das Haus und die ganze Nachbarſchaft wurden mit Bewaffneten beſetzt, nicht minder die Ausgänge der Gaſſe. Die Ueltern holten mit Gewalt aus dem Rathhaus ein paar Karrenbüchſen, die ſie vor des Wichards Thüre geladen aufpflanzten. Geſchützkundige Leute ſtanden ſtets dabei, die Lunte ſammt dem Feuerzeug nahe zur Hand. Vorgeſchobene Poſten ließen keinen in die Nähe, deſſen Geſinnung nicht ganz ſicher ſchien. Das Ueltern-viertel glich einem Feldlager; auch die andern Stadttheile ſtellten ihren Zuzug, und ſelbſt im Kämperbezirk gährte es bedenklich. Demnach war es keine beſondere Selbſtverleugnung von Seiten des Rathes, daß er das Anſinnen des Fürſten ablehnte, als dieſer ſeinen Hauptmann Georg Boſen mit Kriegsvolk in die Stadt legen wollte. Des Biſchofs bewaffnete Macht war ſehr geringfügig, ſeit auf die Bauern nicht mehr zu rechnen, und der Verſuch, dieſe ungenügende Hülfe herbeizuziehen, hätte den Herrn an Kragen und Hals gehen können. Zugleich mußten ſie darauf ſinnen und denken, ihren Anhang zuſammenzuhalten. Vor der Thüre ſtand der Tag, an welchem der erſte und zweite Bürgermeiſter neu zu wählen waren, und da nun Johannes an der Mauer um Ausübung ſeines freien Wahlrechts zeterte, ſo mußten Anſtalten getroffen werden, um den Geſchlechtern durch Ränke und Umtriebe, durch Beſtechung, Ueberredung und große Verheißungen eine genügende Stimmenzahl zu ſichern. Die Herrn ſparten dabei weder Geld noch gute Worte, und ihr Werk nahm in aller Stille gedeihlichen Fortgang.

Nach ſtarkem Schneefall wurde das Wetter wieder heiter, aber grimmig kalt. Ein weißes Leichentuch deckte rings die Landſchaft, und nirgends war ein Fleckchen Grasboden zu ſehen, die immergrünen Huden an der Pader ausgenommen. Das Waſſer dampfte wie der große Sudkeſſel zu Salzkotten, als in der Abenddämmerung des 9. Januers 1604 Meiſter Köning durch die Kiefau an den Mühlen vorüber ging. Zufällig hinabblickend, ſah er aus dem Nebeldampf eine lange Geſtalt auftauchen und zur Straße emporſteigen. Neugierig blieb er ſtehen, bis er den Nahenden erkannte, worauf er denſelben anredete: „Ei guten Abend, hochwürdiger Herr von Brakelſtein. Was macht Er ſo ſpät noch hier? Ein naſſes Vergnügen, fürwahr!“ — Der Brakelſteiner gab leutſelig Ausſunft. „Ich habe einen Selbſtſchuß gelegt,“ ſagte er; „drunten in meinem Weiher richtet ein Fiſchotter ſeit einiger Zeit arge Verwüſtungen an und ſoll mir nun die Zeche bezahlen.“ — „Nicht mehr wie billig,“ meinte Köning; „hat das Thier ſich mit den Fiſchen des gnädigen Herrn gemäſtet, ſo muß es ſich von ihm auch verſpeiſen laſſen. Wie gut wär's, wenn wir unſere Raubthiere gleichfalls in die Beize legen könnten.“ — Lachend entgegnete Erich: „Hättet ihr ſie nur erſt todtgeſchlagen, zu eſſen fände ſich ſchon etwas anderes, das ſie euch nicht mehr nehmen könnten.“ — „Hat keine Noth,“ ſagte Köning, „unſerer Feinde Eifer iſt bereits erkaltet, während wir im Stillen unſere Anſtalten getroffen haben. Wir wiſſen auch unſere Fallen zu ſtellen und den Köder zu legen.“ — „Deſto beſſer für euch,“ ſprach der Junker, „und es ſoll mich ganz beſonders freuen, wenn die Wahl morgen auf den Meiſter Köning fällt.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

Eine Luftreiſe

Der glückliche Monſieur Redan! In der dumpfen Zeit, in der wir ſeit unſerer ruhmreichen Februarrevolution unten ſo unſicher, ſo zwiſchen Nacht und Nebel, ſo zwiſchen Hoffnung und Angſt hin- und herſchwanken, wo wir zwiſchen politiſchem Seyn und Nichtſeyn, zwiſchen Sinn und Unſinn oscilliren, ſteigt er auf, macht eine Reiſe in und durch die Wolken und läßt es ſich

Digitized by Google

wohl seyn über unserer gewöhnlichen Lebensregion. Wenn es ihm hienieden nicht mehr gefällt, nimmt er seinen Schwung aufwärts und lebt vergnügt über Berggipfeln, Gletschern, Strömen und Abgründen. Der glückliche Mann ist seines Zeichens ein Luftschiffer. Hören Sie, was Monsieur Arban aus Lyon von seiner letzten Ascension erzählt. „Es war Sonntags den 2. September, um halb sieben Uhr Abends, als ich vom Château des Fleurs in Marseille aufstuhr. Um acht Uhr zog ich schon über das Gebirg Esterel, nach meinem Thermometer in einer Höhe von 3000 Meter oder 9000 Fuß. Es war da oben schon recht kalt, aber eine trockene Kälte. Mein hundertheiliger Thermometer zeigte vier Grad unter dem Gefrierpunkt (drei Grad Réaumur). Es herrschte Südwestwind, der mich in einem Augenblick nach Nizza trieb. Zwei Stunden lang fuhr ich durch Wolken, die besonders unter mir sehr dicht waren. Selbst mein guter Pelz schützte mich nicht genug vor der scharfen Kälte, besonders fror ich an den Füßen. Dessen ungeachtet beschloß ich meine Fahrt fortzusetzen und über die höchsten Seealpen zu fahren, zumal mein Ballastvorrath groß genug war, um mich zur rechten Höhe zu erheben. Die Kälte wurde immer stärker, der Wind schärfer. Der Mond verbreitete fast Tageshelligkeit. Welch reizender Anblick! Ich war nicht hoch über der mittlern Alpenregion, und hell glänzten Bäche, Waldströme, Wasserfälle, Schnee- und Gießeiser. Abgründe und Felsen bildeten die Schatten in diesem gigantischen Gemälde. Der scharfe Wind hemmte oft meine Fahrt, und ich mußte bald auf- bald niedersteigen. So war es eilf Uhr, als ich über den Kamm der Seealpen fuhr. Nun wurde der Horizont frei und meine Fahrt regelmäßig. Dieß schien mir die rechte Zeit, um zu Abend zu essen. Ich war ungefähr 4600 Meter oder 13,800 Fuß hoch. Mochte ich nun wollen oder nicht, so mußte ich hinunter in die piemontesische Ebene, denn vor und hinter mir sah ich nichts als ein furchtbares Chaos, wo es mir unmöglich gewesen wäre zu landen. Nach meiner Wahrzeit warf ich meine leere Weinflasche hinunter auf die Schneefelder. Wenn später einmal ein Reisender oder Tourist den Muth hat, diese furchtbaren Höhen, diese unzugänglichen Schnee- und Gletscherwüsten zu ersteigen, und er die leere Flasche findet, wie wird er sich wundern, daß vor ihm schon Jemand hier gewesen, hier gegessen und getrunken! An den eigentlichen Weg, welchen der Trinker genommen, an den Weg ohne Mühe und Klettern, über diese ewigen Schneehäupter weg, wird er wohl nicht denken. Um halb ein Uhr früh war ich über dem Gipfel des mir wohlbekannten Monte Viso, über den ich schon bei einer frühern Fahrt nach Piemont gezogen war. Po und Durance haben hier ihren Ursprung; im Mondschein erkannte ich die Oertlichkeit vollkommen und dahinter die Ebene von Piemont. Wäre ich meiner Sache nicht so gewiß gewesen, so hätte eine sonderbare Spiegelung des Mondlichts auf Schnee und Wolken mich glauben lassen, ich schwebe über dem offenen Meere. Dieß konnte jedoch nicht seyn; es hatte immer Südwestwind geweht. Bald sah ich auch den Montblanc, woo mir vollends Gewißheit gab, daß ich mich Turin nähere.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, Januar.

(Fortsetzung.)

Hoffmannsegg — Wissenschaftliche Verträge.

Weniger gekannt im Publikum, als Kunmen, aber gleich ihm bis zum späten Lebensabend für die Wissenschaft thätig war sein in demselben Jahre (1766) geborener Altersgenosse, der als Entomolog und Botaniker berühmte Johann Centurius Graf von Hoffmannsegg, der 1816 nach drei- und zwanzigjährigem Wanderleben in's hiesige Vaterhaus zurückgekehrt, am 13. Dec. 1849 dort verstorben. * Naturkundige aller Länder schätzten in dem Dahingeschiedenen, auch von Humboldt oft mit Achtung Genannten den unermüdlichen wissenschaftlichen Reisenden durch Ungarn, Italien und Portugal, den eben so geistvollen Forscher als rastlosen Sammler und erfindungsreichen Mitbesitzer für Insekten- und Pflanzenkunde, der zugleich großmüthig viele Tausende für wissenschaftliche Unternehmungen spendete, und für Einrichtung naturgeschichtlicher Museen in deutschen Hauptstädten aufsperrend thätig war. Von der vaterländischen Regierung soll sein Eifer kein Zeichen der Anerkennung gerernet haben; aber die Vaterlandsgenossen, auch die seiner Stubeneinrichtung fern Stehenden kannten und verehrten in ihm den geist- und erfahrungsreichen, für Alles empfänglichen, bis wenige Jahre vor dem Tode immer heitern Gesellschafter. Er war der gastfreundliche Besitzer eines Grundstückes gegenüber der Elbterrasse, das er sich zum kunstgerechten botanischen Garten eingerichtet hatte. Aus einer Mansarde seines Hauses ist auch im Jahr 1847 der bunte Strauß des „Dresdener Album" in die Welt gegangen.

Wenn aber die Veteranen der Wissenschaft abscheiden, ist es doch tröstlich, daß der jüngere und schwächere Nachwuchs das wissenschaftliche Leben wenigstens nicht untergehen läßt. Das Bestreben, die Ergebnisse der Forschung zum Gemeingut der Gebildeten zu machen, hatte auch hier bis zum März 1848 **Vorträge jüngerer Gelehrten** in mancherlei Fächern hervorgerufen, die je nach Verdienst mehr oder minder zahlreiche Zuhörerkreise fanden. Diese still gedeihenden Geistesblühen hatte der Sturm der politischen Clubs im vorigen Winter ganz weggewebt. Jetzt sind sie unter dem bergenden Schirm des Belagerungsstandes, oder von einem zurückgekehrten Sonnenblick des wissenschaftlichen Interesses fast bunter als sonst wiederaufgesproßt, wenn auch so allgereisene Prachtstücke, wie früher die Leistungen von Köchly, Snell und A. noch nicht wieder hervorgetaucht scheinen. Wir fanden im Laufe der Winterhalbjahres angekündigt: von Dr. Seidenschnur, Vorträge über das Wissenswürdigste aus der Arzneikunde, Seminarlehrer Reinicke über Gegenstände der Licht- und Farbenlehre, Mathematikus Seidmacher über Eingelnes aus der Experimentalphysik, Kirchenrath Dr. Schulze über Astronomie und Astrognosie, W. Wolfsohn über die deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, J. Bellermann (katholischer Hofprediger) Vorlesungen aus der christlichen Kirchengeschichte. Die meisten dieser Namen dürften zwar auswärts noch unbekannt seyn; aber Sie sehen doch außer der Jurisprudenz, die jetzt in den Geschworenengerichten eine Art Katheder hat, und sonst ihre Mysterien nicht gern preisgibt, ziemlich alle Fakultäten vertreten, und von der philosophischen sogar mehrere Zweige, nur gerade nicht die, worin am meisten Belehrung noth thäte, die staatswissenschaftlichen. In diesen scheint man kein Latentham anzuerkennen, und Lehrer der Schule oder Kirche sind mit dem Eintritt in die Kammer sofort auch berufene Staatslenker geworden. Ein Prediger aus der Provinz, der jüngst in die zweite Kammer eintrat, setzte sich aus Unkunde auf die äußerste Linke, und sah sich zu großer Ueberraschung auf einmal von politischen Gegnern als Bundesgenosse begrüßt. Nun änderte er zwar seinen Platz, fand sich aber später doch bewogen, gar manchem Bibelspruch zuwider auch seine Stimme für Amnestirung der Empörer zu erheben.

(Fortsetzung folgt.)

* Im Dresdener Journal vom 6. Januar 1850 erschien ein Nekrolog über ihn, nach welchem im Artikel des Conversationslexikons Einzelnes berichtigt werden mag.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 25. Dienstag den 29. Januar 1850.

Sicinius. What is the city, but the people?
Citizens. — True,
The people are the city!
Brutus. — By the consent of all, we were establish'd
The peoples magistrates.
Cit. You so remain!
Menenius. — And so are like to do!

Shakespeare.

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortsetzung.)

„Ich danke dem Herrn für seinen guten Willen," antwortete der Bürgersmann, „und kann ihm sagen, daß mein Weizen blüht. Auch seine fürstliche Gnaden hat mir zugesagt, mir hold und gewärtig zu bleiben." — „Er war selber zu Neuhaus?" — „Ich komme geraden Weges von dort her. Der Fürst hat mir auch einen Auftrag an den gnädigen Herrn mitgegeben. Ich soll ihm zu wissen thun, der Bewußte sey noch zu Köln und werde mit Briefschaften nach Lüttich gesendet werden; seine fürstliche Gnaden fühle sich mit dem Burschen sehr wohl vergnügt." — Der Junker bedankte sich für die Mühewaltung und die Beiden schieden ganz zufrieden von einander, in der frohmüthigen Erwartung eines noch zufriedeneren Wiedersehens.

Die Zuversicht des Hans Köning wäre schwerlich geringer geworden, hätte er als unsichtbarer Lauscher seine Gegner und Mitbewerber beobachten und behorchen können. Im Hause des Anwalts saßen Günter und Wichards noch spät beisammen auf. Längst war Mitternacht vorüber, doch dachte keiner daran sich zur Ruhe zu verfügen. Sie sprachen davon, wie unter ihrem Anhang die Spannung sich in Abspannung, der Eifer in Muthlosigkeit verwandelt habe, und beriethen, wie etwa die Glut wieder anzufachen sey. „Wir haben zu früh angefangen," sagte Liborius, „und jetzo, da es eigentlich erst gilt, ist unser Pulver verpufft. Die Leute gehen wieder im alten Schlendrian ihrer Nahrung und ihrem Vergnügen nach, verlassen stehen die Wachposten, ungehütet die Geschütze vor meiner Thür. Wenn der Bischof jetzt einen Gefreiten mit sechs Knechten sendete, sie könnten mich ungehindert greifen." — „Wollte Gott, er thät' es!" rief Wolfgang aus. „Du brauchst mich nicht so verwundert anzuschauen: ein solcher Versuch wäre Wasser auf unsere Mühle, die zur Stunde stillsteht. Den Widerstand weckt nur der Angriff, und es ist zum verzweifeln, daß unserer Feinde Klugheit sich das Feuer in sich selbst verzehren läßt."

Die Kammerthür ging auf und heraus trat im Nachtgewand eine junge Frau. „Schreі doch nicht so, um aller Heiligen willen!" sagte sie; „du weckst die Kinder auf. Auch könntest du selber einmal schlafen gehen, der Wächter hat zwei Uhr abgeblasen." — „Guten Morgen also, Günter'sche," redete Wichards das Weib an; „laß Sie ihren Mann nur wachen. Wer das allgemeine Wohl und Weh zu bedenken hat, der kann nicht auf weichem Pfühl träumen. Der Dienst der Freiheit ist ein harter Dienst." — Der Gast kam mit dieser Rede übel an. Zwar begann die Frau nicht zu schelten, wohl aber zu weinen und zu klagen. So sagte sie unter anderem: „Wenn mein Herr gesonnen war, sich dem allgemeinen Besten zu opfern, so hätte er's wie ein Geistlicher machen und ledig bleiben müssen. Wer ein Weib nimmt, der geht die Verpflichtung ein, zu allererst für die Seinen zu sorgen. Das hat Wolfgang stets versäumt, just wie der Wichards selber, und seit des Meisters Rückkehr ist es vollends aus mit aller Rücksicht auf Weib und Kind. Der Meister verwickelt meinen Herrn in die schlimmsten Händel, deren Ausgang uns noch in's Elend bringen muß."

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

„Schweig, Therese!“ herrschte Günter seinem Weibe zu; „du sprichst von Dingen, welche du nicht verstehst.“ — Zum Freunde gewandt, fuhr er fort: „Begreifst du jetzt die Abspannung unserer Freunde? Nur die Weiber sind Schuld daran. Die eine weint, die andere keift, und der Erfolg ist immer derselbe, daß nämlich der Pantoffelknecht sich hinter die Schürze seiner Hausfrau verkriecht. Ich aber frage nichts nach Weiberthränen.“ — „Ich weiß das wohl,“ schluchzte Therese; „der Leutverderber da ist dir mehr an's Herz gewachsen, als die Deinen. Du hast uns bereits zu Bettlern gemacht. Die zweitausend Thaler Bürgschaft werden gerade nur unsern Kindern abgezwackt.“

Die Frau wurde unterbrochen. Aus der Gegend der Mühlenstraße her krachte ein Schuß. Therese schreckte zusammen. „Alle guten Geister!“ betete sie.— „Ein Ueberfall!“ riefen die Männer; „der Bischof will uns holen.“ — „Was ist da zu thun?“ fragte Günter. Wichards antwortete: „Wir wollen zu Grevenberg eilen.“ Therese hängte sich an ihres Mannes Hals und beschwor ihn, sie und die Kinder nicht zu verlassen. „Der Ueberfall gilt allein dem Rädelsführer,“ rief sie. „Der bin ich ja,“ versetzte Günter. — „Für dich steht die Bürgschaft,“ fuhr sie dringend fort; „du hast also für den Augenblick nichts zu besahren. Laß den andern für sich selber sorgen. Wer die Suppe eingebrockt, mag sie essen, und wer das Bett gemacht, sich auch hineinlegen.“

Draußen wurde es laut. Wichards öffnete das Fenster und stieß den Laden auf. Deutlich war zu unterscheiden, was die Leute schrieen. „Zu den Waffen!“ hieß der Ruf: „wir sind dem Fürsten verrathen und verkauft. Jürgen Bosen steht am Thor. Verräther wollen ihm öffnen. Zu den Waffen! Bauer, sag's weiter!“ — „Hörst du wohl die Bursprake?“ sagte Wichards; „jetzt gilt's Zaudern und Zögern.“ — Günter aber pries des Himmels Gnade, der ihnen so zur rechten Stunde gesendet, was sie bedurften, einen tüchtigen Lärm. „Wasser auf unsere Mühle!“ schrie er wie toll und rannte mit Liborius in die Nacht hinaus.

Die Berechnung des Sachwalters traf haarscharf zu. Im Nu war alles auf den Beinen, wimmelten Thore und Thüme von Bewaffneten, eilten von neuem Eifer beseelt die Anhänger der Wichardschen Partei auf die verlassenen Posten, so daß Liborius bei Tagesanbruch mit einer zahlreichen Schaar die Scharnen, den Rathhausplatz und die nächsten Umgebungen besetzen konnte. Er traf seine Anstalten mit großer Umsicht und um so getrosterm Muthes, da sich herausstellte, daß der Lärm ein blinder gewesen. Der Knall war von dem Selbstschuß gekommen, welchen der Brakelsteiner an seinem Weiher gelegt, um mit dem Fischotter die Zeche richtig zu machen. Die Bürgermeister ließen diese Lösung des Räthsels durch die Schelle in allen Straßen verkünden, nebst der Ermahnung an Alt und Jung, sich ruhig nach Hause zu verfügen und sich zur Wahlhandlung zu rüsten. Die Anhänger des Rathes kamen dem Gebote treulich nach und die meisten davon legten sich auf's Ohr, um den versäumten Schlummer nachzuholen, wogegen die Wichardschen auf dem Platze ausharrten, wie ihr Führer von ihnen begehrte. Auch Wolfgang Günter ging heim, doch nur um die Waffen abzulegen und dann den Weg zum Rathhaus anzutreten, wohin sein neues Amt ihn rief. Zum Abschied beschwor ihn Therese nochmals unter Thränen mit den liebreichsten Worten, seiner armen Kindlein eingedenk zu bleiben. Mit sanfter Gewalt führte sie ihn zur Kammer, wo die unschuldigen Engel schlummerten. Sollte denn, während sie sorglos träumten, ihr Lebensglück durch denjenigen zertrümmert werden, welchen Gott selber zu ihrem Pfleger und Versorger bestellt hatte? Unter vier Augen blieben die Jähren und Worte des geliebten Weibes nicht so wirkungslos, wie kurz zuvor in des Dritten störender Gegenwart. Mit Mund und Hand verhieß der Stadtschreiber seiner Hausfrau, sich streng in den Schranken der Gesetzlichkeit zu halten und in zweifelhaften Fällen lieber nicht weit genug zu gehen als zu weit. Voll von diesen Eindrücken, kam er zum Rathhaus, woselbst sein Schrecken nicht gering war, da er den Platz von bewaffneten Schaaren besetzt fand, deren Haltung nur um so bedrohlicher erschien, je geordneter die Reihen standen.

„Heiße die Leute nach Hause gehen,“ redete Günter seinen Freund an, der stolz und zuversichtig inmitten seiner Getreuen Befehle ertheilte und Anordnungen traf. Spöttisch antwortete Liborius: „O du auserkorener Pantoffelheld, warum redest du jetzt mit deines Weibes Zunge, nachdem du vor Kurzem erst gesagt, du kümmertest dich nicht um Weiberthränen?“ — Dem andern schoß unter dem Gelächter der Umstehenden das Blut in's Gesicht, da er sich also durchschaut und verrathen sah, und sichtlich betroffen entgegnete er: „Nicht die Gefahr ist es, die mich schreckt, obschon ich weiß, daß ein so ungesetzliches Beginnen zu bösen Häusern führt. Wer das Schwert zückt, den trifft das Schwert. Ich rede nur für die Freiheit des gemeinen Mannes. Unter drohenden Spießen und gezückten Schwertern ist eine freie Wahl unmöglich. Darum sag' ich nochmals, geht nach Haus, legt die Waffen ab und kommt als friedfertige Bürger zur Wahlhandlung wieder.“ — Neues Hohngelächter war der Bescheid. Wichards fügte noch hinzu: „Ich will der Günter'schen als getreuer Zeuge berichten, wie du zur Sühne geredet. Daß es nicht gefruchtet, ist allein unsere Schuld. Geh jetzt und walte deines Amtes, Weiberknecht, während wir das Eisen schmieden, so lang es warm ist.“

Digitized by Google

Deſſelbigen Tages noch wurden Wichards und Wennebier als erſter und zweiter Bürgermeiſter ausgerufen. Der große Hauſe bildete ſich ein, nach langen Jahren zum erſtenmal wieder ſein freies Wahlrecht ausgeübt zu haben. Darum war des Jubels kein Ende, und freudetrunken vernahm das Volk, wie der neue Bürgermeiſter ſprach: „Friede ſoll ſeyn in dieſer Stadt. Wir ſind alle Brüder und Blutsfreunde, wir ſtehen einer für alle und alle für einen. Wir laſſen uns kein Recht auch nur um Haaresbreit verkürzen, doch wollen wir auch keines andern Rechte kränken. Viel des Ungemachs iſt über unſere Stadt gekommen, weil die Gewalthaber eben ſo wie den gemeinen Mann auch den Fürſten und das Capitel zu betrügen und zu berauben trachteten, uneingedenk der Lehre, daß unrecht Gut nicht gedeiht. Wir, meine Freunde, geben Gott und dem Kaiſer was ihnen zukommt, und behalten was uns gehört. Wir ſind ehrlich und gerecht, und eben dadurch unantaſtbar in unſerer Freiheit!“ — Jauchzend ſchrie die Menge: „Es lebe Liborius Wichards, unſer Freund, unſer Retter, der Mann des Volks!“

(Schluß des zweiten Stücks.)

Holländiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Zunächſt folge der Leſer mir auf die Amſterdamer Börſe. Schlag zwei Uhr ertönt aus allen Kaffeehäuſern dieſes Stadtviertels ein Glockengeläute, wohl eine halbe Stunde lang. So lange dieſes Läuten dauert, hat Jedermann freien Eintritt in die Börſe; ſobald es vorüber iſt, muß man fünf Stüber Eintrittsgeld zahlen, und der Holländer hält ſo ſtrenge auf dieſes Geſetz, daß ſelbſt ein Rothſchild nicht mehr eingelaſſen würde, wenn er ſich weigerte dieſes Strafgeld zu zahlen. Welch ein Treiben um dieſe Zeit! Alles ſtrömt dem innern Hofe des Gebäudes zu, in ſo compakten Maſſen, wie die Häringe in der Nordſee. Das Ganze gleicht dem Gewoge des Meeres; manchmal überſchlägt eine Welle die andere und es purzeln die geſchäftigen Spekulanten vor haſtiger Eile mitunter wohl über einander hin. Täglich verſammeln ſich hier über dreitauſend Kaufleute, ſo daß der Hof gedrängt voll Menſchen iſt. Dennoch findet man ſeine Geſchäftsfreunde leicht heraus: an jedem Pfoſten des den Hof umgebenden Säulenganges ſteht das Geſchäft angeſchrieben, über welches auf dieſem Platze verhandelt wird, und jeder Mäkler hat ſeinen beſtimmten Fleck, auf dem er ſtehen bleibt.

Unter dem Börſenhofe läuft ein gewölbter Kanal zum Hafen hin. Man erzählte mir, Eliſabeth von England habe dieſen Umſtand zu benutzen gewußt und einen Brander heimlich in den Kanal gebracht, um die ganze Handelswelt Amſterdams mit einem male in die Luft zu ſprengen. Spielende Knaben, die mit Trommeln und Pfeifen umherzogen, entdeckten die Höllenmaſchine und bewahrten ſo durch dieſen Zufall die Stadt vor großem Unheil. Aus Dankbarkeit und zum Gedächtniß an dieſes Ereigniß ward der Gebrauch eingeführt, daß am Tage des Vorfalls die Amſterdamer Schuljugend das Recht hat, mit Trommeln einen feierlichen Umzug um die Börſe zu halten. Was Wahres an der Sache iſt, überlaſſe ich den Hiſtorikern und begebe mich lieber zum Hafen. Wir durchlaufen zu dieſem Zweck, von meinem Gaſthauſe, „dem Wapen von Amſterdam“ aus, eine Menge von Straßen und Grachten und befinden uns endlich auf dem großen neuen Damm am Ei. Ein Werk, der Römer würdig. Dieſer Damm, aus ſoliden Quadern erbaut, läuft eine ganze Stunde der Zuiderſee entlang, und die Steine mußten bis aus Norwegen hergebracht werden.

Schon in der Stadt finden wir im Hauptkanal Schiffe dicht aneinander gereiht, und nun vollends im Hafen! Zwar iſt Amſterdam kein London, aber dennoch verfinſtert der weite Wald von Maſten, Tauen und Segeln der in zwei- bis vierfachem Halbkreiſe ankernden Schiffe den Horizont und gewährt dem Ungewohnten ein wahrhaft prachtvolles Schauſpiel. Der Wind iſt friſch, die Zuiderſee wirft hohe Wellen; wir ſpringen in ein Boot und laſſen uns ein Stück hinausführen in's offene Meer, um des majeſtätiſchen Anblicks der Stadt von der Seeſeite zu genießen. Im Hinausfahren fällt uns zuerſt eine Reihe kleiner Häuschen auf, die auf einem Damme des Hafens dicht neben einander liegen; lauter zierliche Pavillons, die den reichen Patriziern der Stadt zugehören, welche hier in den Nachmittagsſtunden von der Laſt ihrer Mühen und Sorgen ausruhen und wohl auch ihre reichbeladenen Schiffe abfahren und ankommen ſehen. Wir aber fahren weiter in die See, wie auch die Wellen immer größer, immer bäumender werden. Das geht hinauf und hinab in die Tiefe wie auf Flügeln des Windes, daß die Haut ſchaudert und der Magen rebellirt. Endlich wird Halt gemacht und wir wenden uns zurück, dem Lande zu. Da liegt die königliche Stadt im Halbkreiſe vor uns, mit ihren Thürmen und Paläſten, mit ihren Werften, Docken, Lagerhäuſern und Fakelgebäuden, Alles vom leuchtenden Strahle der Abendſonne vergoldet; hinter uns die unabſehbare Waſſerfläche und zu Linken die hohen Maſten der Kauffahrer.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

(Fortsetzung.)

Eine Entführt. — L'homme de la Roche.

Der Montblanc stand mir links, gerade in meiner Höhe, über alle Wolken hervorhebend, und schien ein ungeheurer Krystallblock. Um dreiviertel auf drei Uhr hatte ich die Alpenkette weit hinter mir und mußte in der Nähe Turins seyn. Ich beschloß also niederzugehen. Dieß ließ sich ohne alle Schwierigkeit bewerkstelligen. So landete ich bei einem großen, stattlichen Bauernhaus. Das gewaltige Gebell der erschreckten Hunde weckte die Hausleute, die nicht wenig über meine Erscheinung staunten. Sie öffneten mir gastlich die Thüre und es zeigte sich, daß es eben halb vier Uhr Morgens geschlagen hatte. Es war das Dorf Pion-Forte bei Stubini, sechs Kilometer (anderthalb Stunden) von Turin. Ich hatte also zu ungefähr 140 Lieues nur zehn Stunden gebraucht, was gegen vierzehn Lieues auf die Stunde beträgt. — Die übrige Nacht brachte ich in einem warmen Bette zu, was mir sehr wohl that. Am folgenden Morgen begleiteten mich die Leute zum Maire, der mir ein Certifikat über die Zeit und den Ort meiner Ankunft ausstellte. Darauf packte ich meinen Ballon und die Gondel ein und fuhr nach Turin, wo ich um neun Uhr eintraf. Hier schrieb ich sogleich an den Unternehmer des Château des Fleurs in Marseille und bat ihn, meine Frau und meine Freunde über meine Reise zu beruhigen. Hernach ging ich zu Mr. Bois-le-Comte, dem französischen Gesandten, um mir einen Paß zur Rückreise nach Marseille zu Land geben zu lassen. Um eilf Uhr wohnte ich in der Kirche Madre di Dio einem Trauergottesdienst für König Carl Albert bei. Abends war ich im Theater d'Angennes, wo Ligier Ludwig XI. spielte."

Wir haben schon mehrmals in diesen Blättern vom alten Lyoner homme de la Roche, von diesem erfreulichsten Wahrzeichen unserer Stadt, gesprochen. Der uralte Mann ist vor Kurzem abermals merkwürdig geworden. Lyon hat ihm eine neue Statue, bereits die dritte errichtet, eine Auszeichnung, die in unserer Zeit wohl nur wenigen Kaisern und Königen zu Theil wird, und doch war er kein großer Herr, kein gewaltiger Feldherr oder sonst so etwas. Dieser homme de la Roche war ein Deutscher, ein Nürnberger, Namens Johann Kleeberger, dessen Familie vielleicht noch in jener Stadt besteht. In Handelsgeschäften wanderte er am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus, war zuerst in Wien, dann in Genf und zuletzt in Lyon, überall voll großartiger Thätigkeit. In Genf ließ er in der Hungersnoth viel Getreide aus Bayern kommen und verkaufte es um geringen Preis an arme und unbemittelte Einwohner; er stiftete ein Hospital für sie in dem Stadttheil St. Gervais, wo die Gegend noch ihm Kleeberger genannt wurde, ein der französischen Zunge unbequemes Wort, das mit der Zeit in Cléberge, später in Bergues verwandelt wurde und in dieser verstümmelten Wortgestalt noch besteht; so nennt sich der schönste Stadttheil, am rechten Rhonufer, wo das bekannte Hôtel des Bergues liegt. Der freundliche Mann that auch sonst so viel Gutes als er nur immer konnte. Die Stadt forderte ihn auf, sich für all diese Wohlthaten eine Gunst auszubitten. Er brauchte aber keine, bat jedoch um die Erlaubniß auf seine Kosten Mühlen an der untern Rhone anlegen zu dürfen, die in spätern Bauten noch jetzt vorhanden sind, ohne daß ihre reichen Eigenthümer an den Gründer ihres Wohlstandes denken. Später zog er nach Lyon und wurde auch hier bald der allgeliebte Wohlthäter der Einwohner, besonders seines Quartiers Bourgneuf. Alle armen und unbemittelten Familien waren seiner Theilnahme, Hülfe und Unterstützung gewiß. Die Mädchen fanden bei ihm, seiner Frau oder seinen Kindern eine Ausstattung, wenn sie sich verheirathen wollten und es an Mitteln dazu fehlte; wer sie erbeten nicht allein einen vollen Beutel als Mitgift, Kleeberger blieb auch der Familie Freund, Rathgeber und Helfer zu jeder Zeit. Zu Kleeberger wurde sogar der Gründer von Lyons wichtigster Wohlthätigkeits- und Versorgungsanstalt, der jetzigen Charité.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, Januar.

(Fortsetzung.)

Zur Geschichte der Mattage.

Die Gräuel der Mattage haben manches düstere Andenken in den hiesigen Familien zurückgelassen. Wir begegneten noch jüngst einem jungen Menschen, dem sein Vater, ein geachteter, ganz wohlgesinnter Rechtsanwalt, am 5. Mai Nachmittags erschossen worden war. Die Familie bewohnte ein Haus auf einer der Elbterrasse nahen Straße. Die sächsischen Schützen drangen schon nach dieser Gegend vor. Man freute sich ihres Fortschritts. „Die Schützen schießen gut," rief der Vater; „die fehlen nicht." Damit entfernt er sich unbemerkt von den Seinen, um in der Bodenkammer aus dem Dachfenster den Gang des Kampfes zu beobachten. Bald darauf knallt ein sehr nahe Büchsenschuß; auf der Straße wird's unruhig, es heißt, ein Schütze sey gefallen. Die Mutter, um den Vater besorgt, sucht ihn vergeblich. Endlich von einer Hausgenossin auf die offene Bodenthüre gewiesen, stürzt sie angstvoll hinauf und findet den Vermißten vom Fenster zurückgesunken, mit blutender Brust todt am Boden liegen. Die Unglückliche muß selbst den Dienst der Leichenwäscherin thun; an rechtzeitige Beerdigung ist nicht zu denken; der Leichnam muß einstweilen mit Chlor erhalten werden. Als endlich nach der am Befreiungstag (9. Mai) ermöglichten Bestattung Mutter und Sohn wieder ausgehen, und in der entfernten Friedrichstadt einen lange nicht gesehenen Hausfreund aufsuchen, finden sie dessen Wohnung verschlossen und versiegelt. Der Bewohner hat sich zwei Tage zuvor auf die Nachricht vom jähen Tod des Freundes in einem Anfall von Schwermuth erhenkt. Die Familie hat in drei Tagen Vater und Freund verloren, und in drei Jahren den elften Todesfall zu betrauern. Später erfuhr man von einem bei der Elbterrasse Wohnenden, der jenen nach dem Dache zielenden Schützen beobachtet und erkannt hatte, daß es ein ehemaliger Schüzling und Client des Erschossenen gewesen war. „Der steht nicht wieder auf," hatte er nach dem Schusse frohlockend ausgerufen; durch Bart und Haltung des Herausgelehnten geäuscht, hatte er unbewußt seinen Wohlthäter getödtet. Und die solche blutige Saat gesäet, will man jetzt der Staatsgesellschaft wieder gegeben sehen! — Zur Kriegsgeschichte der Mattage ist nun auch ein Beitrag von Seiten des sächsischen Generalstabes angekündigt, der die Schrift des preußischen Obersten v. Balderse ergänzen und berichtigen soll. Aber eine umfassende Geschichtsdarstellung, die auch den Besiegten ihr Wort läßt, wird man kaum immer noch vermissen. Sie kann nur durch einen Verein von mehreren Beobachtern geliefert werden; das bisher von Einzelnen Berichtete genügt, so weit es im Druck erschienen, noch lange nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 26. Mittwoch den 30. Januar 1850.

Ein unruhig Leben iſt ein früher Tod;
Dies Frauenſchickſal iſt vor allen mein's.
Goethe.
Iphigenie.

Gedichte von Emanuel Geibel.

Sudrun's Klage.

Nun geht in grauer Frühe
Der ſcharfe Märzenwind,
Und meine Qual und Mühe
Ein neuer Tag beginnt;
Ich wall' hinab zum Strande
Durch Reif und Dornen hin,
Zu waſchen die Gewande
Der grimmen Königin.

Das Meer iſt tief und herbe,
Doch tiefer iſt die Pein,
Von Freund und Heimathserbe
Allzeit geſchieden ſeyn;
Doch herber iſt's, zu dienen
In fremder Mägde Schaar,
Und hat mir einſt geſchienen
Die goldne Kron' im Haar.

Mir ward kein guter Morgen,
Seit ich dem Feind verfiel,
Mein Speiſ' und Trank ſind Sorgen,
Und Kummer mein Geſpiel.
Doch berg' ich meine Thränen
In ſtolzer Einſamkeit;
Am Strand den wilden Schwänen
Allein ſing' ich mein Leid.

Kein Dräuen ſoll mir beugen
Den hochgemuthen Sinn;
Ausduldend will ich zeugen,
Von welchem Stamm ich bin.
Und ſo ſie hold gebahren,
Mir däucht's ein Lufthauch nur;
Ich will getreu bewahren
Mein Herz und meinen Schwur.

O Ortwin, trauter Bruder,
O Herwig, Buhle werth,
Was rauſcht nicht euer Ruder,
Was klingt nicht euer Schwert!
Umſonſt zur Meereswüſte
Hinſpäh' ich jede Stund;
Doch naht ſich dieſer Küſte
Kein Wimpel, das mir kund.

Ich weiß es, nicht vergeſſen
Habt ihr der armen Maid,
Doch iſt nur kurz gemeſſen
Dem ſteten Gram die Zeit.
Wohl kommt ihr einſt zu ſühnen —
Zu retten, ach zu ſpät,
Wann ſchon der Sand der Dünen
Um meinen Hügel weht.

Es dröhnt mit dumpfem Schlage
Die Brandung in mein Wort,
Der Sturm zerreißt die Klage,
Und trägt ſie haſtig fort.
O möcht' er brauſend ſchweben,
Und geben euch Bericht:
„Wohl laſſ' ich hier das Leben,
Die Treue laſſ' ich nicht."

Digitized by Google

Volker's Nachtgesang.

Die lichten Sterne funkeln
Hernieder kalt und stumm,
Von Waffen klirrt's im Dunkeln,
Der Tod schleicht draußen um.
Schweb hoch hinauf mein Geigenklang,
Durchbrich die Nacht mit klarem Sang!
Du weißt den Spuk von dannen
Zu bannen.

Wohl finster ist die Stunde,
Doch hell sind Muth und Schwert.
In meines Herzens Grunde
Steht aller Freuden Herd.
O Lebenslust, wie reich du blühst,
O Heldenblut, wie kühn du glühst!
Wie gleicht der Sonn' im Scheiden
Ihr beiden!

Ich denke hoher Ehren
Sturmluft'ger Frühezeit,
Da wir mit scharfen Speeren
Geritten in den Streit.
Hei Schildgekrach im Sachsenkrieg!
Auf unsern Bannern saß der Sieg,
Als wir die ersten Narben
Erwarben.

Mein grünes Jugendleben,
Wie tauchst du mir empor!
Der Heimath Wipfel weben
Herüber an mein Ohr.
So säuselt's in der Rebenflur,
So braust der Rhein, darauf ich fuhr
Mit meinem Lieb zu Zweien
Im Maien.

O Minne wunderfüße,
Du Rosenhag im Blut,
Ich grüße dich, ich grüße
Dich heut aus tiefster Brust!
Du rother Mund, gedenk ich dein,
Es macht mich stark wie alter Wein;
Das sollen Heunenwunden
Bekunden.

Ihr Könige, sonder Zagen
Schlaft sanft, ich halte Wacht;
Ein Glanz aus alten Tagen
Erleuchtet mir die Nacht.
Und kommt die Früh in blut'gem Kleid:
Gott grüß dich, grimmer Schwerterstreit!
Dann magst du, Tod, zum Reigen
Uns geigen.

Holländische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Wie ergötzt es das Auge, wenn der pfeifende Wind mit den Wimpeln und Flaggen an den Spitzen der hohen Stämme spielt, die zum Theil in den entferntesten Ländern der Erde erwachsen, hier wie in einem andern Elemente gewurzelt, stündlich bereit stehen, um in den entgegengesetzesten Zonen vielleicht noch einmal ihr Vaterland zu begrüßen! Und welch ein Anblick muß es gewesen seyn, als Amsterdams Handel noch in voller Blüthe stand und Hollands Flotten der Seemacht von Frankreich und England die Spitze bieten konnten!

Während wir zurückfahren, weist unser Steuermann auf's Land hin und fragt uns, ob wir den Herzog von Alba dort schon kennen. Er meint damit eine Art kleiner Thürme, die mit Eisenringen versehen am Hafenbollwerke stehen, damit Schiffe daran angelegt werden. Mir fielen die Mauerringe von Marienwerder ein, an denen, einer dortigen Sage nach, einst die Phönizier ihre Schiffe angebunden haben sollen, als sie nach Preußen steuerten, um Bernstein zu holen.

Wir begeben uns zur Stadt zurück, um von einer andern Seite her ein großartiges Panorama derselben zu haben. Wir gehen durch das sogenannte Judenviertel und einige andere enge Straßen bis an das ehemalige, aus Quadersteinen prachtvoll aufgeführte Stadthaus, jetzt die königliche Residenz, und in diesem die Marmortreppe hinauf zur luftigen Höhe des Thurms. — Ganz Amsterdam, die Zuiderse mit ihrem Mastenwalde, das Harlemer Meer mit seinen gleich Riesenschwänen schimmernden Segeln und das grüne, von Gärten bedeckte, mit lichten Chausseestreifen durchzogene und mit hundert Thurmspitzen und Tausenden von Wind- und Schöpfmühlen übersäete Land liegt lachend ausgebreitet zu unsern Füßen. Westlich steigt das hohe Dach des Harlemer Kirchthurms empor und man verfolgt den Silberfaden des Kanals, der sich von Amsterdam geradlinig, aber zweimal gebrochen bis an die Stadt zieht. Oestlich und bald südlich sieht man die blinkenden Thürme von Utrecht und Amersfort. Nördlich glänzen jenseits eines blauen Armes der Zuiderse die rothen Dächer von Zaardam, dem Peter der Große unvergänglichen Glanz verliehen.

Die zwei Elemente, welche im Menschen vereint wurden, um ein harmonisches Ganze zu bilden, balanciren in ewiger Wechselwirkung. Hat der Geist sich im Anschauen des Schönen berauscht, daß er den Flug zum Himmel nehmen möchte, so meldet sich als Ballast der Magen und ruft die flatternde Seele in ihre Fesseln zurück. So setzen wir uns in ein

Digitized by Google

„Brummerchen," d. h. einen koloſſalen Kutſchkaſten, der auf eine Schleife geſtellt iſt, und fahren vor einen der vielen Auſterkeller, wo wir für einen Spottpreis die feinſten leckerſten Auſtern mit ächtem Kapwein verzehren.

Den königlichen Palaſt, die Kirchen und ſonſtigen Merkwürdigkeiten der Stadt haben Andere längſt beſſer beſchrieben, als ich es vermag. Nur in das Arſenal, wo Alles verfertigt wird, was zum Bedarf eines Schiffes nothwendig iſt, wolle der Leſer mit mir noch einen Blick werfen. Wie wichtig dem Holländer daſſelbe iſt, zeigt recht augenſcheinlich deſſen Größe; es zählt 1200 Fenſter. Ich ſah hier ein Ankertau winden, das neun Zoll im Durchmeſſer hatte, und einen Anker ſchmieden, der fünfzig Centner wog. — Sehenswerth iſt auch die Marineſchule. Hier merkt man's, daß man ſich im Vaterland eines Ruiter, Tromp u. ſ. w. befindet. Die Anſtalt liegt im Angeſicht des Hafens und auf dem Hofe ſteht eine vollkommen ausgebaute Fregatte, mit Allem verſehen, was ſie in der See bedarf. Auf ihr werden die jungen Seekadeten in allen Handgriffen ihres künftigen Berufes praktiſch eingeübt. Es war für mich das genußreichſte Schauſpiel, all die kleinen muntern Matroſen mit unglaublicher Behendigkeit an den Raaen und Tauen hängen und ſchweben zu ſehen, wie ſie die Maſtkörbe erſtiegen und Segel aufzogen oder herabließen und auf das Commandowort pfeilſchnell wieder auf dem Deck waren. Wann werden wir in den Häfen unſeres deutſchen Vaterlandes eines ſolchen Anblicks uns erfreuen können?

Eben war ein Dampfſchiff im Begriff nach Zaardam abzufahren, welches Prachtdorf Amſterdam ſchräg gegenüber, am nördlichen Ufer des Y liegt. Da fahren wir mit. Ueberdieß iſt es Sonntag und das Wetter herrlich. Wir ſteigen ein, und alsbald taucht aus der Ferne dieſes ſchöne und reichſte Dorf der Welt (das 11,000 Einwohner, und zwar nicht Bauern, ſondern Kaufherrn und Fabrikanten aller Art in ſich birgt) mit ſeinen ſchlanken Kirchthürmen vor uns auf, wie eine Nixe aus dem Waſſer. Dieſes Rieſendorf liegt ſo flach und tief wie gewiſſe Sumpfpflanzen, deren breite Blätter auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen und mit demſelben zuſammengewachſen ſcheinen. In einer halben Stunde ſind wir da. — Wer kennt nicht dieſen Ort, wo Rußlands originellſter Czar, der Beherrſcher eines halben Erdtheils, unbekannt unter den holländiſchen Schiffszimmerleuten lebte und mit ihnen zuſammen arbeitete? Wie die Hütte in Loretto, ſo ſteht Peters Haus unter dem Dache eines andern noch wohlbehalten da. Segar die alten Möbeln ſind darin noch gut conſervirt, und ſie machen faſt einen wehmüthigen Eindruck.

Wirklich zum verwundern groß iſt die Maſſe von Windmühlen, von denen Zaardam wie von einem Walde umgeben iſt; man will ihrer 2000 zählen. Da man in Holland, wo die Gewäſſer nur ſehr wenig Gefäll haben, keine Waſſermühlen anlegen kann, ſo wird hier, wo ohnehin der Wind häufig und heftig weht, Alles mit Windmühlen betrieben. Es iſt ein neuer, überaus anziehender Anblick, dieſe Tauſende von Flügelſternen, die noch dazu nett mit grünem Glasfirniß überzogen und im Mittelpunkte vergoldet ſind, von der Sonne beſchienen, bei raſchem Winde ſämmtlich in Thätigkeit zu ſehen. — Die größte Kirche des Ortes führt den Namen „zum Büffelochſen." Die Urſache dieſer ſonderbaren Benennung zeigt ein großes Gemälde in derſelben, worauf ein wüthender Ochſe eine hochſchwangere Frau in die Luft ſchleudert. Die Sage geht, jene Frau habe in der Luft ſchwebend geboren und unverletzt ſeyen Mutter und Kind herabgefallen. — Das Schleuſenwerk, das den Ort vor Ueberſchwemmung ſichert, iſt bewundernswürdig.

(Fortſetzung folgt)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Fortſetzung)

Stimmung

Daß die überwältigte Partei noch immer grollt und im Geheimen wühlt, iſt nicht zu verwundern, und an manchen Erſcheinungen nicht zu verkennen. Die Militärbehörden haben ihre Untergebenen vor der demokratiſchen Anſteckung immer noch zu hüten. Neulich ſoll ein ganzes Bataillon von Prinz Georg hinter dem Rücken der Offiziere durch untere Kanzleibeamte um Entlaſſung petitionirt haben. Auf den 5. Januar ſoll von außen her ein Putſch angekündigt geweſen und jede Wache deßhalb verdoppelt worden ſeyn. Aber man fragte ſich im Publikum, was die Entwaffneten anfangen wollten, und harrte vergeblich des Ausbruchs. In den Tagesblättern offenbart ſich noch eine äußerſt gereizte Stimmung, wie bei geneſenden Patienten nach dem Fieber. Jeder geringfügige Verfall wird politiſch gewendet und ausgebeutet. In der Nacht zum zweiten Weihnachtsfeiertag

Digitized by Google

wurde eine harmlose Künstlergesellschaft, die in einem vormaligen Demokratennest über die nächtliche Schlußzeit zusammengeblieben war, von einer Patrouille betroffen, und wollte nicht sogleich weichen. Die Soldaten kehrten mit ihrem Hauptmann wieder; auch gegen ihn wird erst noch remonstrirt; er übereilt sich, man weiß nicht wodurch gereizt, und einer der Betreffenden trägt einen zerhauenen Hut, ein anderer eine Kopfwunde davon. Natürlich blieb der Vorfall viele Tage lang Stadtgespräch und Journalartikel, wurde nach der Parteifarbe auf das Verschiedenste erzählt und von mancher Seite gar hämisch gloſſirt. Ja, auch der Friedlichste kann dem Parteigeschrei nicht entgehen. In eine geschlossene, der bloßen Unterhaltung bestimmte Gesellschaft war mit herkömmlicher Abstimmung, aber großer Stimmenmehrheit — ein Minister aufgenommen worden. Das war früher schon manchmal geschehen, und Alles blieb still davon. Jetzt schlugen die Tagesblätter sogleich Lärm darüber; triumphirend oder höhnend stritt man sich über die Art der Aufnahme mehrerer Nummern durch. Von der Stimmenerhebung gegen Ammons Nachfolger haben wir wohl künftig zu sprechen; er soll im Februar antreten.

Daß aber bei solchen Wahrnehmungen dem Andringen der Kammerfraktionen noch nicht nachgegeben, der Kriegsstand wenigstens in Dresden nicht aufgehoben wird, finden Freunde der Ordnung — eben ganz in der Ordnung. Solche empfinden die Beschränkung auch gar nicht, gewahren sie am wenigsten im Tone der „Dresdener Zeitung," und werden höchstens durch die zahlreichen Uniformen auf den Straßen und in den Ballsälen daran erinnert. Nur die Hauswirthe tragen die Einquartierungslast mit Seufzen oder Murren; und bei der Ueberfüllung der Stadt mit Militär fragen auch die Miethbewohner mit Befremden, wie durch alle diese Sicherheitsanstalten ihr persönliche Sicherheit selbst in der Nähe des Zeughauses so wenig gewahrt seyn kann? Gleich nach den Neujahrsbeglückwünschungen las man im Anzeiger: „Am 27. December in den Abendstunden ist auf der Treppe eines Hauses der innern Rampischen Gasse einer Dame, nachdem dieselbe einen Faustschlag vor den Kopf erhalten, deren Mantel von einem grossen, mit Mantel und Mütze bekleideten Mann gewaltsam entrissen worden."

(Schluß folgt.)

Lyon, Januar.

(Fortsetzung.)

J. Kleeberger.

Als Kleeberger starb, sollen ihn die Frauen, wie früher die Mainzer Frauen den Dichter Frauenlob, zu Grabe getragen haben. An einem Felsen seines Stadtheils wurde ihm zum Andenken ein unförmlich aus Holz gehauenes Standbild mit einem großen Goldbruiel als bedeutsames Symbol errichtet. Dieses Standbild hieß l'homme de la Roche. Wenn vor dreißig Jahren ein Reisender durch die Vorstadt Vaise nach Lyon kam, wurde ihm oben ein gerade zugehauener Felsen und daran eine Art von Nische gezeigt; darin fanden die geringen Ueberreste des Holzbildes, das immer mehr zerfiel, nachdem es über drei Jahrhunderte gedauert hatte. Vor neun-und-zwanzig Jahren (1820) war es faſt ganz vom Wetter zerstört und fiel in versuchten Stücken herab. Da traten die Einwohner des Stadttheils zusammen und ließen dem homme de la Roche von einem Steinmetzen eine neue Statue setzen. Es war damals ein schönes Volksfest, nichts Offizielles, keine Magistrats- oder Regierungspersonen, keine Reden, keine Banjonette, keine Gendarmen, aber lauter, unbändiger Volksjubel, denn es war damals noch gute Zeit in Lyon und in Frankreich. Am Ende wurde am Fuß des Felsens und des neuen homme de la Roche weidlich bis an den andern Morgen getanzt. Leider war aber die neue Statue von schlechtem Stein, rinige sagen sogar von gefeinigtem Gyps; es dauerte daher nicht lange, so wurde auch sie schadhaft und zerfiel. Wiewohl nun seit 1830 durch Arbeiteremeuten, große Ueberschwemmungen, Insurrektionen, Revolutionen und schlechte Zeiten der Wohlstand in jenem Stadttheile und in ganz Lyon sehr abgenommen hatte, so dachte man doch seit mehreren Jahren darauf, ein neues Standbild zu setzen. Den diesem ehrenwerthen Vorsatz und den Sammlungen dazu haben diese Blätter vor Jahren berichtet. Endlich ist die Sache zur Ausführung gekommen. Der Bildhauer Bonnaire hat sich nicht bloß hier, sondern auch in Genf, in Wien und in Nürnberg kräftig Material gesammelt, um J. Kleeberger richtig zu conterfeyen Die neue Statue darf in jeder Beziehung ein sehr gelungenes Werk genannt werden. Sie wurde im vorigen Herbst feierlich auf die alte Stelle gebracht und Ed. Reveil, der jetzige Maire von Lyon, hielt dabei eine Rede, aus dem wir einiges Bezeichnende hier mittheilen wollen. „Wie viel Großes, wie viel merkwürdige Thaten sind seit drei Jahrhunderten geschehen, die zu ihrer Zeit Bewunderung erregten, aber nicht auf uns gekommen sind! Wie viel der Herrlichkeit und Macht errichtete Denkmäler sind unterdessen umgestürzt, wie viel hochtrabende, schmeichelnde Inschriften sind verfaulen und vergessen! Aber nach drei Jahrhunderten, neben so vieler zu Staub gewordener Größe, lebt noch ein Name unter uns. Mitten unter Trümmern wird für diesen Mann eine neue Statue an der Stelle von zwei verfaulenen aufgerichtet. Es ist das Standbild J. Kleebergers, und wir begrüßen dasselbe mit inniger Freude. Wer war vor länger als drei Jahrhunderten dieser Kleeberger? Es war ein Deutscher, er lebte unter König Franz I. War er einer der großen Männer jener Zeit? war er einer der ausgezeichneten Geschichtschreiber, Dichter, Maler, Architekten oder Bildhauer, die jenen König, seinen Hof und seine Epoche berühmt gemacht haben? Nein. Ohr war er vielleicht einer der Freunden, die unter Franz I. in Lyon waren, um da die Seidenfabrikation zu gründen? Noch weniger. Vielleicht war er einer der tapfern Kriegshauptleute oder Feldherrn, die bei Pavia neben ihrem ritterlichen König stritten oder ihm in die Gefangenschaft folgten? Auch nicht. Mehrere Schriftsteller haben dieß zwar behauptet, es herrscht aber darüber große Ungewißheit. Es ist etwas ganz anderes, nichts Sagenhaftes, was seinen Ruf von Jahrhundert zu Jahrhundert getragen, was seinen Namen der Nachwelt zu Dank und Verehrung überliefert hat. Er war ein unendlich freundlicher, milder und in großem Maßstab wohlthätiger Mann, eine der schönsten, humansten Gestalten. Es kommt somit wenig darauf an, ob er von adeliger oder patrizischer Herkunft, oder nur einfacher Kaufmann war. Man nannte ihn auch nicht edler oder hoher Herr, sondern einfach wie bon allemand.α Er war mit seinem Herzen und seinem durch große Thätigkeit errungenen Reichthum ein Freund und Trost unserer Vorältern. Darum ist er noch bei uns, den Nachkommen, nach drei Jahrhunderten unter diesem Namen bekannt und beliebt. In der furchtbaren Hungersnoth in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts rettete er durch seine reiche Gaben viele Arme vom Hungertod, besonders im Quartier Bourgneuf. Dieser Stadttheil hatte damals noch nicht seine geraden, breiten Kays, die den umliegenden Wohnungen Licht und frische Luft geben; damals herrschte in diesem Flußhafen noch nicht die große Thätigkeit wie jetzt, wo sich die Waaren von zwei Meeren begegnen, es lebte da noch nicht die starke, arbeitsame und gewerbfleißige Bevölkerung."

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 27. Donnerstag den 31. Januar 1850.

— Cogit tantos tolerare labores
Summa ducis virtus.
Lucan:

Preußische Bivouaksgeschichten.

Der kalte Nordostwind pfiff schneidend über die öden Heiden Jütlands und trieb das qualmende Bivouakfeuer, trotz des schützenden Grabenrandes, hinter dem man dasselbe klüglich angelegt hatte, oft weit auseinander. Hübsch sah es aus, wenn ein besonders heftiger Stoßwind in die Glut fuhr und die helle Flamme hoch in die dunkle Nacht hinein züngelte, oder tausend Feuerfunken gleich kleinen Sternschnuppen sprühten. Zwar der Mannschaft, die dicht um das Feuer sich gelagert hatte, war mit solchem Feuerspiel wenig gedient. Mancher kräftige Fluch in ächt märkischer oder westphälischer Mundart verwünschte dann Wind, Wetter, Vorposten, Jütland und die ganze Welt.

Es war eine preußische Feldwacht, bestehend aus Husaren und Fußvolk. Mit praktischem Geschick, die der Soldat im Felde in wenigen Wochen sich erwirbt, hatte man Alles angewendet, um die lange Nacht auf den Vorposten so erträglich als möglich zu verbringen. An einem möglichst trockenen Platz — schon seit zwei Tagen hatte es fast unaufhörlich geregnet — der durch zwei im rechten Winkel zusammenlaufende Grabenwälle einigermaßen geschützt war, hatte man das Feuer angezündet. Große Haufen Buschholz und ausgerauftes Heidekraut, von den Soldaten vorsorglich zusammengetragen, lagen daneben, um die Flamme die ganze Nacht unterhalten zu können. Dieses Heidekraut diente auch zum Lager, und die kleinen zarten rothen Kelche dufteten aromatisch, wenn sich die müden Glieder der Krieger darauf reckten und streckten. Für den jungen Infanterielieutenant, der die Feldwacht befehligte, war ein dickerer Haufen Kraut an der besten Seite des Feuers aufgeschüttet. Dieß war der einzige Vorzug, dessen er genoß.

Hinter den Husaren standen ihre Pferde, zur Hälfte vollständig gepackt und gezäumt, zur Hälfte mit Futterbeuteln um den Hals und behaglich die Haferkörner mit lautem Kauen zermalmend. Oft drängte sich neugierig ein oder das andere Thier in den Kreis der liegenden Soldaten, streckte den Hals über seinen Herrn aus und schnupperte an ihm herum, oder schaute auch wie sinnend mit den dunkeln glänzenden Augen in die Flamme. Der Schwarzbleß des Unteroffiziers, der die Husaren befehligte, hatte sich so niedergelegt, daß er mit dem Rücken seinem Herrn als weiche Lehne diente und dieser sich so behaglich am treuen Thier ausstrecken konnte. Mehrere hundert Schritte vor- und seitwärts vom Feuer standen die Vedetten der Feldwacht, und das laute Werda, womit sie die Streifpatrouillen stellten, tönte häufig durch die Nacht.

Das kalte nasse Wetter hatte die Mannschaft, etwa dreißig Musketiere und zwölf Husaren, sichtbar verstimmt. Kein froher Gesang, kein munteres Wort, wie man sie sonst am Bivouakfeuer hört, wurde laut. So dicht als möglich in die Mäntel gehüllt, lagen die Soldaten gedrängt neben einander, den Kopf auf den Tornister gelehnt, theils schlafend, theils in dumpfes Hinbrüten versunken, oder sich fluchend auf die andere Seite drehend, wenn gerade ein ungewöhnlicher Windstoß in die Flamme fuhr und ihnen Rauch oder Funken in's Gesicht trieb. Nur die, welche die Reihe traf das Feuer zu überwachen, waren thätig, trugen

Digitized by Google

neuen Brennſtoff herbei oder ſchürten die Flamme mit ihren Säbeln und Ladeſtöcken.

An ſein Roß gelehnt, ſaß der Unteroffizier der Huſaren in halb aufrechter Stellung, einen kleinen ſchwarzgeräuchten Pfeifenſtummel zwiſchen den Zähnen, und ſinnend den eben nicht beſonders duftenden Rauch von ſich blaſend, oft auch einen langen ſpähenden Blick in die Ferne werfend, als wolle er die Dunkelheit der Nacht mit ſeinen blitzenden Augen durchbohren. — Er war ganz das Bild eines alten ergrauten Soldaten, wie er ſo da ſaß, ſcharf vom grellen Schein des Feuers beleuchtet. Ein mächtiger weißgrauer Schnurrbart hing bis über das Kinn herab, und Augenbrauen von gleicher Farbe erhoben ſich borſtig über den vor Alter etwas tief liegenden, aber immer noch feurigen Augen. Wenn er auf Augenblicke den Kolpak vom Kopfe nahm, ſah man, daß er faſt kahl war und nur an beiden Seiten einige weiße, ſpärliche Locken hatte. Das Geſicht war hager, von tiefen Falten und Runzeln durchfurcht, die Haut gelb, faſt wie Pergament. Eine breite Narbe, die auf der Stirn anfangend die Naſe in zwei Hälften ſpaltete und ſich in den Schnurrbart verlor, gab zwar ſeinen ſonſt gutmüthigen Zügen einen etwas finſtern Ausdruck, paßte aber ſonſt wohl zu der ganzen Erſcheinung.

So war der alte Unteroffizier Erdmann, einer der älteſten Veteranen der preußiſchen Armee, der ſchon an 46 Jahre im Dienſt war, und noch ſo rüſtig und kräftig wie der Jüngſte, und in Ertragung von Strapazen aller Art oft alle beſchämte. Dem Alten ſchien der Verdruß der Soldaten über das ſchlechte Wetter gar nicht zu gefallen. Brummend drehte er den langen Schnurrbart zwiſchen den Fingern, oder ſpie durch die Zähne in die Flamme, daß es ziſchte. Der laute Fluch eines jungen Huſaren, der noch etwas zart auösah, über das Hundewetter und das elende Leben hier auf den Feldwachten in Jütland, ließ den innern Unmuth des Alten endlich zum offenen Ausbruch kommen.

„Zottš Donnerwetter, du Milchſuppenjeſicht! jeh doch zu Hauſe und laß dir in Flanell wickeln un hintern Ofen legen, daß du trocken wirſt!“ ſo ſchnaubte er im ächt brandenburgiſchen Dialekt das Opfer ſeines Zornes an. „Aber Jott ſtraf mir,“ fuhr er in anderem Tone fort,“ da hab' ich ſchon wieder verſeßen, daß Sr. Majeſtät der König —“ bei dieſem Worte legte er ſalutirend die Hand an den Kolpak — „zu befehlen jeruht haben, alle Soldaten ſollen jezt per Sie tituliet werden. Na alſo, Sie verdammtes Milchſuppenjeſicht, wollen hier über Wind und Wetter raiſonniren, als ob das eenem braven Huſaren nich janz ejal ſeyn müßte!“

Das laute Fluchen hatte viele der Schläfer und Träumer aufgeweckt, und lachend hörten ſie dem Alten zu, während der ſo Geſcholtene blutroth wurde. Der junge Lieutenant ſchien ſich im Innern von der Strafrede getroffen zu fühlen; wiederholt hatte er ſich ſchon auf dem Gedanken ertappt, wie ſehr er die kalte naſſe Feldwacht verwünſche und ſich in das warme Bett der Garniſon zurückſehne. Aber der alte Unteroffizier, der großer Autorität genoß und unter dem Beinamen „Vater Brummbart“ weit und breit auch außer ſeinem Regimente bekannt war, ſchien jezt in Zug zu kommen und dieſe Gelegenheit benuzen zu wollen, um ſpeziell ſeinen Huſaren — die Infanteriſten konnten auch davon profitiren — den Text zu leſen.

(Fortſezung folgt.)

Holländiſche Skizzen.

(Fortſezung.)

Hier im Gaſthauſe zur goldenen „Leverk“ (Lerche) war es, wo ich ein mir ganz unbekanntes Nationalſpiel des Holländers kennen lernte. Für den Holländer iſt das „Gemakelich“ (gemächlich), was für den Engländer das Comfortable. Wie der Charakter des Einzelnen beim Spiele treu ſich ausſpricht, ſo auch der der Völker. Wer den Holländer in dieſer Beziehung kennen lernen will, ſehe dem Kolbenſpiele zu, das zwiſchen Kegelſpiel und Billard in der Mitte ſteht und mit Kegeln und Kugeln auf einer gegypßten Fläche ſo geſpielt wird, daß der Spieler mit einer Art von Queu, hier Kolbe genannt, die Kugel auf drei Kegel zulaufen läßt. Dabei ſitzen die Spieler ganz gemächlich auf Stühlen um die etwa zwölf Fuß breite und zwanzig Fuß lange Bahn herum. Bis nun aber der Holländer ſeine Thompfeife hinſtellt, den ihm vom Marqueur gereichten Kolben faßt, zielt und ſtoßt, vergehen wohl vier bis fünf Minuten.

Wir beſuchten von hier aus noch das Dorf Brök, berühmt durch ſeine ehemals bis zum Abgeſchmackten getriebene Reinlichkeit, die ſogar die Vögel verjagte, damit ſie nicht die mit bunten Ziegelſteinen gepflaſterten Straßen, die ſo eng ſind, daß ſie nicht befahren werden können, beſchmuzten. Die etwa 150 Häuſer gleichen auch heute noch Paläſten und werden noch jezt von reichen Rentiers bewohnt; aber ſtatt der ehemaligen Handelsthätigkeit herrſcht jezt die tiefſte Stille. So ändern ſich auch der Völker Zeiten.

Die Fahrt von Zaardam nach Harlem machte ich zu Waſſer. Ein Segelboot trug mich den eine Meile weiten Weg über das Y in's Harlemer Meer hinein, und dieſe Fahrt war um ſo angenehmer, als ſie in Geſellſchaft eines vielgereiſten, ſehr unterrichteten Kaufmanns aus Rotterdam geſchah, der mehr

Digitized by Google

als einmal China und Japan besucht hatte und sich mir erträglich deutsch mittheilte.

5. Harlem und Sommerzorg.

Unser Boot war in das Flüßchen Sparen, an welchem Harlem liegt, eingelaufen. Die Segel wurden eingezogen und wir stiegen an's Land. Harlem, aller Welt durch seine Blumenzwiebeln und seine Orgel bekannt, hat vielleicht die reizendste Lage von allen Städten Hollands. Es liegt ziemlich hoch, ist von grünen Gebüschen, Gärten und Wiesen umgeben, reizende Blumenfluren umziehen jedes Landhaus, und ganz in der Nähe liegt der sogenannte Harlemer Busch, eine seltene Erscheinung in dieser Gegend, ein anmuthiges Wäldchen, in dem sich ein königliches Schloß, ein naturhistorisches Museum und eine Menagerie befinden. Harlems Domkirche ist die größte in Holland und enthält jene berühmteste Orgel der Welt mit 68 Stimmen aus 8000 Pfeifen. Vor dem Dome steht die marmorene Statue des Lorenz Koster, welchem die Holländer die Erfindung der Buchdruckerkunst zuschreiben. Auch enthält das Teylersche Museum viel Sehenswerthes, z. B. die größte Elektrisirmaschine und den größten Magnet. Zur Zeit des spanischen Krieges haben sich Harlems Frauen in ähnlicher Weise berühmt gemacht, wie die Culmerinnen in meinem Vaterlande.

Wir gehen hinaus nach den Dünen und dem reizenden Oertchen Zommerzorg (Sommersorge). Der Weg führt an den lieblichsten Landhäusern vorbei und jedes einzelne Haus trägt seinen schönen Namen an der Stirn. So findet man denn ein Feldheim, Freudenreich, stilles Glück, Friedenthal u. s. w.; am anmuthigsten aber lag Blomenheuvel (Blumenhügel) auf leicht ansteigendem Hügel, den ein Teppich der reizendsten Augustblumen deckte; dahinter stiegen die seltsam geformten, nach der innern Seite buschig bewachsenen Dünen empor.

Wir kommen in Sommerzorge an, das dicht unter den Dünen auf grüner Matte ausgebreitet liegt, von klaren Teichen, in denen Goldfische gar lustig schwimmen, anmuthig durchschnitten. Uns drängt es aber die Dünen hinanzusteigen, nicht allein wegen der Aussicht auf das Meer, sondern schon darum, weil es doch Höhen sind, nach denen man sich, hat man sie längere Zeit entbehrt, zu sehnen anfängt. Ein kleiner Pavillon bezeichnet die höchste Spitze, doch ist der Weg dahin nicht leicht; man versinkt mit jedem Schritte bis an die Knöchel in dem öden Küstensand, wo kaum hie und da ein Halm dürftigen Seegrases sproßt. Nach der freundlichen Kultur Hollands, wo jeder Fleck genutzt und geputzt wird, macht die Einöde um so größern Eindruck. Noch kann das Auge nirgends das Meer entdecken. Nur Möven, Fischadler und andere krächzende Seevögel verkünden seine Nähe. Sie flattern auf, geschreckt vom ungewohnten Anblick menschlicher Gestalten in ihrem einsamen Reich.

Jetzt ließ ich mir die Hand von meinem Führer reichen, um mit geschlossenen Augen bis auf den Gipfel zu gelangen, und — „Nun!“ rief mein Führer, und der Vorhang des glänzenden Schauspiels rauschte empor: das unermeßliche heilige Meer der Nordsee brauste zum erstenmal in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit zu meinen Füßen heran. Wie einst Galilei von freudigem Staunen ergriffen ward, als er plötzlich in dämmernder Ferne den Feuerring des Saturn erspähte, so wird auf ähnliche Art der Wanderer überrascht, der an das von ihm nie gesehene Meer kommt und dem die strahlende Scheibe der Sonne das ungeheure Wasserfeld weithin vor seinen Füßen erleuchtet. Es ist eine neue Art von Lichtwelt, die er erblickt.

Die Sonne stand schon stark im Westen; daher blitzte sie von dorther prächtig aus dem unermeßlichen Wellenspiel wieder, so daß das Auge, geblendet von all dem Glanze, sich abwenden mußte. Die Dünen, auf welchen ich stand, erschienen als ein langer, silberweißer Inselstreif, der hinter mir von dem grünen Teller der Wiesen und Gärten, nach Norden von der schwärzlichblauen, finster drohenden See eingeschlossen wurde. Nach Osten hin lag hinter grünenden Wiesenstreifen und schimmernden Städten und Dörfern, gleich einer dunkelvioletten Gebirgswand, das Harlemer Meer und die Zuiderzee. Wie eine ungeheure Schlange hatte das Meer sich stumm und schauerlich rings um die Küste geringelt und seine kalte nasse Brust an den lebenswarmen blühenden Busen der Landschaft gelegt.

Es war zur Zeit der Ebbe. Der Meeresstrand war weithin mit Millionen von Muscheln bedeckt, um deren Besitz Schaaren von Seevögeln sich stritten. Was ihn aber noch interessanter machte, war das Fischervolk, das ihn belebte, lauter sonnengebräunte, handfeste Gesellen, in hohen, bis zur Hüfte hinaufreichenden Stiefeln; ihnen zur Seite Weiber und Kinder, gleichfalls mit dem Betriebe des Fischergewerbes beschäftigt. Netze wurden getrocknet und ausgebessert, der Köder aufgesteckt, die Boote vom Ufer in's Meer gezogen und die Segel hineingestellt. Es entfaltete sich ein höchst eigenthümliches Leben vor mir und ich war hoch erfreut, aus der Einöde einer schauervollen Natur mich so plötzlich in die Werkstätte menschlicher Thätigkeit versetzt zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

(Schluß.)

3. Kleeberger.

„Bourgneuf war damals eine enge, dunkle, winkelige Straße mit ungeheuren, unbequemen Häusern; die Saone floß damals noch dicht daran vorüber und unterhielt darin ungesunde Feuchtigkeit; es wohnten dort arme, schwache, kränkliche Familien und führten ein jämmerliches Leben. Oft und gern weilte der „gute Deutsche“ bei ihnen, denn gerade da konnte er am meisten wohlthun, mit Wort, Rath und That trösten. Aber nicht bloß in jener Hungerzeit half er; auch in bessern Tagen war sein edles Gemüth thätig. Er suchte auch den Leidenden nicht bloß für den Augenblick, sondern für ihre ganze Zukunft zu helfen. Da er selbst in seiner Ehe und als Vater vieler Kinder glücklich war, so fühlte er, daß im Familienleben das größte Glück zu finden ist, daß es im Unglück Muth und Kraft gibt, daß es immer Trost und Hoffnung verleiht, daß es die sicherste Pflanzstätte der Sitte und Religion ist. Dieses Glück, welches er selbst lebhaft fühlte, wollte er auch andern verschaffen; darum begünstigte er die Heirathen und stattete eine Menge braver, aber armer Mädchen aus. Später hob er die Kinder der jungen Eheleute aus der Taufe. — Wohlthun war seinem freundlichen Herzen Bedürfniß. Darum genügte ihm nicht, vorhandenes Weh zu lindern, er dachte auch an die Zukunft. So gründet er eine Wohlthätigkeits- und Hülfsanstalt, die früher nicht in Lyon bestanden, was gerade in jener Hungerzeit sich sehr fühlbar gemacht hatte. Heutzutage heißt diese Anstalt Charité und ist unter diesem Namen weit und breit bekannt, als Hülfsanstalt für Leiden aller Art, wo Kinder und Greise freundliche Sorge und Pflege finden. J. Kleeberger war also zu seiner Zeit der größte Wohlthäter der Unglücklichen in Lyon, und dafür haben wir ihm noch zu danken. Zum Dank für so viel Milde und Wohlthun erheben ihn die Lyoner zum Schevin (Schöffen) der Stadt, eine Würde, die damals wie jetzt von großer Bedeutung war, weil dazu alle Stimmen der Einwohner gehörten. Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts wurde ihm eine hölzerne Bildsäule gesetzt und lange von den Einwohnern von Bourgneuf unterhalten. So ward das Andenken des bon allemand als homme de la Roche von Geschlecht zu Geschlecht treu erhalten bis auf unsere Tage. Nach dreihundert Jahren wurde 1820 unter großen Volksfeierlichkeiten eine neue Statue an die Stelle der durch die Zeit zerstörten hölzernen gesetzt, aber auch sie verfiel bald wieder. Nun vereinigten sich nicht nur die Einwohner von Bourgneuf, sondern die ganze Stadt, die Regierung, die Verwaltung der Hospize und wohlthätigen Anstalten, um dem edeln Mann ein neues, seiner würdiges Standbild aufzustellen. So überlieferen wie den künftigen Geschlechtern die Züge dieses großen Wohlthäters ihrer Vorältern.“

Bei dieser Gelegenheit möchten wir um den Namen der Stadt Deutschlands bitten, die von Franzosen oder irgend andern Fremden solche Wohlthaten empfangen hat, wie Genf und Lyon von dem alten Kleeberger aus Nürnberg. Wir kennen keine. Wir wissen in Deutschland nichts von einem guten Franzosen, Engländer, Spanier, Italiener u. s. w., der unsern Städten drei Jahrhunderte lang im Andenken bewahrte Zeichen von edler, unreigennütziger Humanität, von christlicher Milde, Güte und Großmuth gegeben hätte.

Dresden, Januar.

(Schluß.)

Das österreichische Beobachtungsheer. — Theater.

Zu welchem Sicherheitszwecke das österreichische Beobachtungsheer an unserer Grenze aufgestellt ist, darüber zerbricht man sich hier vergeblich den Kopf. Die Leipziger Zeitung läßt es nun den böhmischen Sondergelüsten gelten. Aber gerade im den deutschböhmischen Osten und Grenzhöfern wimmelts von Truppen, die, wie Rückkehrende aus Teplitz ergählen, ihrem baldigen Einmarsch in Sachsen ankündigen. Zwar ist die gesetzte Frist schon erfolglos verstrichen, aber mit dem vermuthten, in Sachsen altherkömmlichen Anschluß an Oesterreich ist hier kaum Eine Partei zufrieden. So weit geht der speerische Sächsische Patriotismus fast nirgends mehr im Publikum. Dieser ist überhaupt längst im Abnehmen begriffen, und seit dem Rückzeit vom Erfurter Reichstag auch unter den Gemäßigten gewichen. Doch selbst dem Wirrsal der „deutschen Sache“ um uns her fängt man schon an gleichgültig zuzuschauen. Der Widerwille gegen Oesterreich hindert Lebenslustige nicht, nach dem nahen Städtchen Königstein, wo österreichische Regimentsmusiken ein Concert angekündigt, eine Schlittenpartie zu veranstalten, oder Offiziere von dem Nachbarheere auf die hiesigen Balle zu laden. — Möge nur dieses Heer nicht etwa mißlieser Reaktion zum Dienste bestimmt seyn, das rieu appris, rien oublié nicht auch bei unsern deutschen Bourbons eintreffen! Auch Gutgesinnte wundern sich wenigstens über manche Erscheinungen von oben, die in dieser zerrütteten Zeit wie sorglose Maßnahmen des tiefsten vormärzlichen Friedens sich darstellen. Man hat für die Hofuniform ein neues Regulativ ausgearbeitet und eingeführt; man verlangt von den Ständen Bewilligungen für Einrichtung eines voigtländischen Badeorts auf Staatskosten; man läßt den Bühnenintendanten nach Paris reisen, um dort die Aufführung des Meyerbeerschen „Prophoten“ einzuübiren, u. dergl. m. Will man mit dem Sujet dieses Propheten (den Wiedertäufern) die partielle Verwirrtheit der menschlichen Gesellschaft kurieren?

Zeit ist, nachdem man das Theaterpublikum lange mit einigen nicht werthlosen Neuigkeiten (wie „Doctor“ und „Waldemar“), aber auch mit so faden Lustspielen wie „Mitten in der Nacht“ u. dergl. und zuletzt mit der Thränenflut von „Menschenhaß und Reue“ hingehalten, alles in gespannter Erwartung auf den angekündigten „Propheten.“ Der Componist selbst soll hier seyn und die Aufführung mit vorbereiten helfen. Es werden Wunderdinge von den Anstalten zur Scenerie erzählt. Ein neuer prachtvoller Sonnenaufgang, eine Eisfläche, hergestellt mit überstrichenen Brechen, zum Ballet auf denselben Schlittschuhen, und wer weiß was sonst wird verheißen. Aber was soll man von einer Musik erwarten, die solche Hülfsmittel zu ihrer Wirkung sucht! Als wird diese „Prophet“ wahrscheinlich eben so anwidren wie die „Hugenotten.“ Ehemische Kirchengeschichte und Opernmusik von Judenhand zusammengebacken! Was doch unsere Zeit nicht alles brauen und verdauen kann!

Beilage: Monatsregister Januar.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Neujahrserinnerung. 1
Aus der Glyptothek. 4. — 6. — 11.
Gedichte von Emanuel Geibel. 26.

Erzählungen.

Der Bellemann von Paderborn. Von W. Cheyn. 5—13.—15—25.

Russische gemischten Inhalts.

Zum Antritt des Jahres 1850. 1—3.
Rom im Winter 1849. 1—3.
Die Karrikatur seit dem 24. Februar. IV. 4. 5.
Aus der Kinderstube. 7. 8. 9. 10. — 16. 17.
Berliner Briefe. 12—14.
Byrons Grab. 14. 15.
Es ist möglich. 18—20.
Ein Mathematiker. 21.
Holländische Skizzen. 22—27.
Preußische Divanksgeschichten. 27.

Korrespondenz.

Paris. 1. 2. 3. — 20. 21. 22. 23. — Darmstadt. 3. 4. — London. 4. 5. 6. 7. 8. 9. — 16. 17. 18. — Aus der Pfalz. 6. 7. 8. 9. 10. — Hamburg. 11. 12. 13. 14. 15. 16. — Rom. 11. 12. — Florenz. 13. 14. 15. — Schleswig-Holstein. 18. 19. 20. — Dresden. 23. 24. 25. 26. 27. — Lyon. 25. 26. 27.

Ansichten der Natur

von

Alexander von Humboldt.

Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe.

2 Thelle. 8. brochirt. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Bald nach seiner Rückkehr aus der neuen Welt, wo er durch erstaunliche wissenschaftliche Thätigkeit den Grund zu seinem Ruhme gelegt, gab Alexander von Humboldt seine Ansichten der Natur heraus, ein Buch, eine Reihe der anziehendsten Naturbilder in der edelsten Sprache enthielt, wobei jedem Abschnitt wissenschaftliche Erläuterungen beigegeben waren. Humboldt verfolgte dabei den doppelten Zweck, „die Phantasie zu beschäftigen, durch Vermehrung des Wissens das Leben mit Ideen zu bereichern." Er wollte nicht nur eine geistreiche Lektüre bieten; er wollte, indem er der belebten Schilderung einzelner Landstriche und Naturerscheinungen die wissenschaftlichen Belege beifügte, den Leser mit dem wahren Wesen der auf strenge Beobachtung gegründeten Wissenschaft bekannt machen; er wollte ihm durch die Einsicht in die durch die ganze Natur herrschende Gesetzlichkeit eines der reinsten und kräftigsten Bildungsmittel an die Hand geben. — Seit der ersten Ausgabe dieses vortrefflichen Buchs ist fast ein halbes Jahrhundert verflossen. Mit dem Auge des großen Naturforschers haben sich seitdem alle Zweige der Wissenschaft mächtig ausgebreitet, eine Menge ganz neuer Begriffe und Anschauungen sind zur Geltung gekommen, und erwarb sich der kein geringes Verdienst, der ein Buch, das seiner Zeit für die deutsche Kultur von nicht geringer Bedeutung gewesen, nach den heutigen Standpunkten umarbeitete. Daß es aber dem hochverehrten Verfasser nicht mehr als einem Menschenalter vergönnt seyn sollte, dieß noch selbst zu vollbringen, das erscheint uns als die wunderbare Krönung des reichsten und fruchtbarsten Lebens. Kaum hatte der Achtzigjährige mit seinem Kosmos dem gebildeten Europa das werthvollste Geschenk gemacht, so griff er mit Liebe zum bedeutendsten Werk seiner Jugend, um zum Genuß eines neuen Geschlechts zu verjüngen. — Die neue Ausgabe ist fast um die Hälfte stärker als die frühere; mehrere Abschnitte sind ganz neu, die wissenschaftlichen Erläuterungen sind fast alle ergänzt oder durch inhaltreichere ersetzt; die den ältern unserer Zeitgenossen so werthen „Ansichten der Natur" sind nach dem deutschen Stande des Naturwissens und nach dem Bedürfnisse der Zeit völlig umgeschmolzen. — Humboldt selbst spricht es im Vorwort aus, daß die Verbindung eines literarischen und eines rein wissenschaftlichen Zwecks eigenthümliche Schwierigkeiten darbiete. Schwerlich möchte einer der jetzt Lebenden eine solche Aufgabe glücklicher lösen als der Mann, dem sich, was so selten ist, der höchste wissenschaftliche Scharfsinn und das ausgebreitetste Wissen mit dem bedeutendsten schriftstellerischen Talent vereinigt finden. Dieses Buch ist für alle Bildungsstufen von größter Bedeutung, wer es genossen und darüber der wirren Gegenwart Deutschlands vergessen hat, der mag Trost aus dem Gedanken schöpfen, auf welcher Höhe ein Volk stehen muß, aus dessen Geist solche Werke geboren werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Einundvierzigster Jahrgang.

Erstes Januarheft.

Inhalt: Ueber die expansive Wirkung des Dampfs und eine neue Construction der Expansionsventile für Condensations-Dampfmaschinen; von Civilingenieur Fairbairn in Manchester. Mit Abbild. — Rückwirkungs-Steuerungen für Locomotiven. Mit Abbild. — Ueber eine Locomotivkessel-Explosion; von Prof. Burg in Wien. — Ueber den pneumatischen Hebeapparat um Kohlen und deßgleichen Erz an die Gicht der Hochöfen zu schaffen. Mit Abbild. — Hemmungs-Vorrichtung ohne Spiralfeder, durch welche der Unruhe eines Chronometers, oder dem Schwungrade einer andern Maschine eine kreisförmig fortgehende Bewegung ertheilt werden kann. Erfunden von C. F. J. Schatz, Uhrmacher zc. in Breslau. (Patentirt in Preußen.) Mit Abbild. — Collins Verdopplerung an Papiermaschinen. — Walley's Gonometer. Mit Abbild. — Der einfache galvano-elektrische Bogen als Heilmittel, von Dr. Romershausen. Mit Abbild. — Untersuchungen über die Theorie der vorzüglichen Erscheinungen in der Photographie nach Daguerre's Verfahren; von A. Claudet. — Ueber die momentane Unverbrennlichkeit lebender organischer Gewebe (sogenannte Feuerprobe) und die physische Beschaffenheit der Körper im hydrosirischen Zustande; von Bontigny. — Ueber Abkühlung, Siedung und Elasticität des gelben Messings; von G. Tori. — Ueber die Gewinnung des Goldes aus den Kupfertiefen; von Allain aus Bortenbach. — Anleitung zur Bedienation des Phosphors; von Prof. Payen. Mit Abbild. (Rauchverzehrender Hebener Schachofen zum Rothen Brennen der Knochen. — Zerlegung der Knochen durch Schwefelsäure. Abdampfen der Lösung, Verlegen des Rückstandes mit Kohlenpulver und Austrocknen der Masse. Zerlegung des Gemenges und Destillation des Phosphors. Reinigen des Phosphors und Apparat zum Formen oder Körnen desselben. Gewinnung des Phosphors.) — Ueber das Gießen der Stereotypen und ihr Poliren mittelst der Maschine; von Prof. Payen. Mit Abbild. — Verfahrungsarten um die Baumwollstaser behufs des Druckens, Färbens der Gewebe und Garne mit animalischen Substanzen vorzubereiten; von Ch. A. Crosnetie, Chemiker in Paris. — Bereitung der animalischen Substanz aus Milch oder mit Hilfe derselben, als Beizmittel und als Zusatz zu den Druckfarben.) — Ueber de Lignac's Milchconserve; von Prof. Payen. — Ueber Cellen. Magnes Verbindung der Speisegußeisensorte mit Metallstücken. — Ueber einen Heber mit ununterbrochenem Fluß. — Speisung öffentlicher Badeanstalten mit dem warmen Wasser von Dampfmaschinen. — Cases kupferne Walzen den Zeugdruck. — Ueber die Natur der Titanwürfel in Hohofenschlacken; von Prof. Wöhler. — Ueber Zinkgelb (Zinkgrün; von Dr. Clauer. — Zusammensetzung eines böhmischen Glases. — Verbesserung von Runge's Hyperulmsäure. — Schwarz auf Baumwolle mit Blauholzextract, Kupfervitriol und Chromsaurem Kali. — Gaunels Verfahren die Gemüse aus den Conservirens auszutrocken. — Hamiltons Beantwortung der Erfindungen. — Ueber das Schmelzen von Gußeisen mit Hammelstalg. — Elliotsches Verfahren den Thee grün zu färben. — Zweckmäßige Vorrichtung zum Befestigen der Gloken an den Hals. — Ueber das Schweben der Uhr.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Jeder Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet bei den Buchhandlungen und allen königlich bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. Zu das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie abgelaßt hat, und zwar ältere bis 28ster Jahrgang oder Band 1 bis 110 zu 464 fl. oder 270 Rthlr. 20 Ngr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zu Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Vierundvierzigster Jahrgang.

1850.

Februar.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Als eigentliches Unterhaltungsblatt bleibt ihm die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug aufs Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter des Blatts entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“ kostet fl. 14. oder Rthlr. 8.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 28. Freitag den 1. Februar 1850.

Du heiliges und weites Meer,
Wie ist dein Anblick mir so hehr!
Ich lausche hier mit trunkenem Ohr,
Es steigt mein Geist mit dir empor.
F. L. v. Stolberg.

Holländische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile hatte eine kleine Flotte von Fischerkähnen, seitwärts von uns, sich trotz des starken Westwindes hinausgewagt. Die Fahrzeuge schwankten und tanzten auf den schäumenden Wogen gleich Nußschalen. Auch ein stolzer Dreimaster zog mitten durch das funkelnde Silbermeer und verhüllte mit den breiten Fittigen seiner Segel einen Augenblick die sinkende Sonne, so daß er als schwarzes Schattenbild, wie der Mond bei Sonnenfinsternissen, auf dem lichten Grunde der Flut zitterte. Gegen Norden zu blähten sich unzählige weißglänzende Segel gleich Schwänen auf den dunkleren Wellen der schäumenden See. Es waren Kauffahrer, die gen Amsterdam steuerten. Ganz in meiner Nähe rauschte ein wohlbemanntes Fischerboot mit kräftigem Ruderschlag über das Wogengetümmel keck dem Ufer zu. Jetzt waren sie mitten unter den Steinblöcken einer weit vorspringenden Untiefe. Da kam eine gewaltige Schlagwelle, der Kahn bäumte sich mit dem Vordersteven wie ein Pferd, das einen Sprung machen will, und schoß dann wieder abwärts, prallte aber so heftig gegen einen unter dem Wasser verborgenen Stein an, daß die Hälfte der Mannschaft seitwärts über Bord hinausflog. Der Schreck schlug mir eiskalt in's Herz; aber mein mir zur Seite stehender Führer und die Fischer unten lachten laut auf, und als ich wieder in's Meer sah, schwammen die über Bord Geworfenen, gleich Seerobben, durch die brandenden Wellenwirbel glücklich an's Land. Bald landete auch das Boot; es hatte Häringe gefangen. Wie der Gemsjäger die steilsten Felsen erklimmt und die gähnende Tiefe neben seinem wankenden Fuß nicht achtet, so verhärtet sich der Sinn der Fischer gegen die Gefahren des Meeres, die sie bei jedem Ruderschlage begleiten und mit denen sie von Jugend auf vertraut sind, so daß ihnen nie wohler ist als mitten in denselben.

Ich verweilte im Pavillon der Düne, im Anschauen versunken, bis die volle Scheibe des Mondes aus der grauen Fluth des Meeres aufgetaucht war und mit ihrem milden Lichte Meer und Land versilberte. Die wogende See erhob sich vor mir, einem Saatgefilde ähnlich, in langen fortlaufenden Wellenreihen, so regelmäßig wie die Athemzüge an der Brust eines schlafenden Kindes. Wundersam rauschte von unten der Park des Harlemer Busches herauf und das Gebüsch der Düne. Ihr Flüstern und Neigen schien mir recht eigentlich mit dem stillen, heiligen Rauschen des Meeres zu einem geheimnißvollen Akkorde zusammenzustimmen, der mein Herz tief bewegte. Schöner als des Südens üppige Pracht und als der kolossale Felsentempel der Alpen erschien mir hier unser nebliger, sagenreicher Norden, wo das Meer seine eintönige Melodie singt, während der Geisterschein des Mondes die öden Sanddünen beleuchtet und die Schwarzdrossel im Wipfel einer versilberten Trauerbirke ihr Klagelied flötet über den kurzen Sommer und den langen Nebel, der Land und Wasser einhüllt und selbst in warmen Tagen nicht ganz verschwinden mag.

Nach Harlem zurückgekehrt in meinen „goldenen Löwen," wurde ich von einem freundlichen Mütterchen mit einer trefflichen, wahrhaft riesenhaften

Digitized by Google

Steinbutte und mit der Erzählung, wie dieſer Fiſch gefangen wird, bewirthet. Er vergräbt ſich gern in dem Sande des Meeres und nur ſeine hellleuchtenden Augen ſchauen blitzend aus der Tiefe empor. Bei ſtiller See fahren dann die Fiſcher, mit langen Piken bewaffnet, umher, und wenn ſie in der Tiefe die rothglänzenden Augenſterne erblicken, ſtechen ſie darauf los und ziehen ihren Fang in die Höhe. Auch Seeſtundern und Fettheringe, wie ich ſie noch nie geſehen, gab's hier im Hauſe, wahre Prachtexemplare von Fiſchen.

(Schluß des erſten Abſchnitts.)

Preußiſche Bivouaksgeſchichten.

(Fortſetzung.)

„Ja, Zuckerpuppen ſeyd ihr, aber keene ächte Huſaren mehr," fuhr er fort. „Wenn es een biſſen trüppelt oder der Wind pfeift, ſo glauben die Kerle gleich, das wäre Wunder was. Als ob ſich een Huſar aus dem Wetter etwas machen dürfte! Zu meiner Zeit, Sakrement, da hätte es 25 Tüchtige auf den Hintern geſetzt, und das hätte warm jejeben." — „Ja, zur Zeit, da Sie Soldat wurden, da war's freilich anders," meinte ein Huſar, ein munterer, ſchwarzbärtiger Burſche. — „Das kannſt du ſchwören," war die Antwort; „wir waren andere Kerle dazumal, und zu meiner Zeit gab es noch Hiebe, daß es krachte, und jetzt ſoll man euch mit Sie tituliren, als ob ihr Prinzen wärt. Aber Sr. Majeſtät der König" — hier ſalutirte er wieder — „haben das zu befehlen jeruht, und ſomit iſ es jut."

„Erzählen Sie een bischen, wie es ſonſt war, Vater Erdmann," riefen einige Huſaren, und: „Ja, erzählen Sie, Herr Erdmann, erzählen Sie!" erſcholl es von allen Seiten. Dem Alten ſchien dieſes allgemeine Verlangen zu ſchmeicheln und ſein ernſtes Geſicht verzog ſich zu einem heitern Lächeln. — „Ja, erzählen und immer wieder erzählen ſoll ich, damit ihr zu dabei liegen könnt; das mögt ihr wohl leiden, aber wißt ihr och, ob der Herr Lieutenant es erlauben?" Und damit wandte er ſich wie fragend gegen den Offizier. — „Sehr gerne, Papa Erdmann," erwiederte dieſer; „mit vielem Vergnügen höre ich Ihnen zu. Da, feuchten Sie ſich erſt die Kehle mit einem guten Schluck Rum an und geben Sie dann die Flaſche weiter an die Leute, ſo weit es reicht." Dabei bot er dem Alten eine große volle Feldflaſche. — „Danke ſanz jehorſamſt, Herr Lieutenant," ſprach der Unteroffizier ſchmunzelnd, nachdem er einen tüchtigen Zug gethan hatte und jetzt die Flaſche zur Runde dem Nächſten übergab. „Das iſ Echter und hält Leib und Seele zuſammen. Na, wenn Sie es denn jütigſt erlooben, will ik den Kerlen erzählen, wie es zuging, daß ich die Ehre hatte preußiſcher Soldat zu werden. Doch, Kinder, ſeht mal erſt nach euern Pferden und laßt ſie mit Freſſen umwechſeln; die armen Beeſter haben ſich ſo ſchon das Maul auf dem Gebiſſe müde gekaut."

Die Huſaren ſprangen raſch auf, dem Gebot Folge zu leiſten, und wechſelten die geſatteten mit den freſſenden und abgezäumten Pferden um. Auch der Unteroffizier machte ſich mit ſeinem Roſſe zu thun, nachdem er daſſelbe durch einen leichten Schlag mit der Hand und den vertraulichen Worten: „Steh uf, Hans, und laß ſehen, wie es mit deiner Sattelei ſteht," zum Aufſpringen ermuntert hatte. Die Pferde waren bald beſorgt, das Feuer ward geſchürt, manche Pfeife friſch geſtopft, ſelbſt die Schläfer ermunterten ſich, denn des alten Vater Brummbarts Geſchichten wollte Jeder gern anhören, und auch dieſer ſetzte ſich, nachdem er ſeinen Stummel neu geſtopft und in Brand geſetzt hatte, behaglich wieder in das Heidekraut nieder. — „So, Jungens, nu kann es losgehen, nu ſperrt Maul und Ohren uf, daß ihr keen Wort verliert, denn was ihr jetzunter hört, das iſ jut für euch." Er räuſperte ſich nach Erzählerſitte noch einmal und ſing dann mit ſeiner tiefen Baßſtimme an.

„Mein Vater ſeliger war unter des hochſeligen Königs Friße Majeſtät" — dabei legte der Alte ehrerbietig die Hand an den Kolpak — „Huſar geweſen und hatte im hochlöblich von Zietzenſchen Regiment den ganzen ſiebenjährigen Krieg mitgemacht, wo wir Preußen die Ruſſen und Franzoſen und Oeſtereicher und Schweden und die ganze Welt geſtopft haben. Er hatte aber im Kartoffelkriege, von dem ihr auch wohl gehört habt, als unſer König Friße Majeſtät" — er ſalutirt — „den Bayern wieder auf die Beine half, einen Schuß in die Hüfte gekriegt, ſo daß er lahmte und nicht mehr auf's Pferd kommen konnte. Da hatte des Königs Friße Majeſtät Gnade ihn zum Thorſchreiber in Schwedt gemacht, wo früher ſo ein kleiner Markgraf wohnte, und er bekam monatlich fünf Thaler ſieben Groſchen Gehalt, und was ſonſt ſo abfiel. Dazumal waren noch die ſogenannten guten Zeiten, und da fiel mancher Groſchen ſo nebenher in meines Vaters ſeliger Hand, die immer offen war. So zum Exempel war an Sonn- und Feſttagen während der Kirche das Thor geſchloſſen, und wenn mein Vater ſeliger es für die Paſſagiere aufmachte, da gab es immer einen Sechſer, und von manchem Gutsbeſitzer, der früher Offizier geweſen, auch einen Groſchen oder gar zwei. So nährte mein Vater ſeliger ſich und uns ſechs Buben ganz redlich und zog

Digitized by Google

uns mit Kartoffeln, Brod, dann und wann einem Stückchen Fleiſch und vielen Prügeln groß. — Schläge gab es viel, denn mein Vater ſeliger pflegte zu ſagen: „Jungen müſſen Schläge haben, dann werden es tüchtige Kerle.“ Nu, er hatte ſo Unrecht nicht.“

„Als ich fünfzehn Jahre geworden und bei dem Herrn Paſtor Hochwürden das Chriſtenthum und alles andere gelernt hatte und eingeſegnet war, da ſagte mein Vater ſeliger: „Fritz, verdammter Schlingel —“ denn nach des hochſeligen Königs Majeſtät hatte ich die Ehre dieſen Namen zu führen — „du mußt nun was lernen und dir dein Brod ſelbſt verdienen. Willſt ein Schmied werden? das iſt eine gute Profeſſion und nährt ihren Mann.“ — Das war mir ganz recht, ich ſagte ja, und kam in die Lehre bei einem Hufſchmied, der ein paar Stunden von uns wohnte und meines Vaters ſeliger Bruders Tochter zur Frau genommen hatte. So ein Schmiedejunge hat es eben nicht zu gut; es gab viel Arbeit und nicht viel zu eſſen, und Kniffe und Püffe genug vom Meiſter und der Frau Meiſterin und von den Geſellen. Doch das ſchadete nicht, ich ward groß und ſtark dabei, und lernte auch ordentlich mit Pferden umgehen und ſie beſchlagen. So war ich ſchon zwei Jahre in der Lehr, da ſagte der Meiſter eines Sonntag Abends zu mir: „Fritze,“ ſagte er, „geh hin und bring das Pflugeiſen auf den Edelhof des Herrn Barons dort überm Walde.“ Ich machte mir auf die Socken, trug mein Eiſen hin, kriegte einen ganzen Groſchen Trinkgeld, und war luſtig und froh über das Geſchenk. Es war ſchon dunkel, als ich wieder nach Hauſe ging, und wie ich durch das große Dorf kam, leuchteten im Wirthshauſe die Fenſter ſo hell und es war ſo ſchöne Muſik darin, daß ich davor ſtehen blieb. „Gehſt du hinein, Fritz?“ dachte ich bei mir; „Geld haſt du in der Taſche,“ und dabei klimperte ich ganz ſtolz mit meinem Groſchen im Sack. Ich ging hinein, und das war mein Schickſal.“

„In der großen Stube ſaßen mehrere Huſaren und tranken und ſangen. Sapperment, das waren Kerle! denen ſaß es wie angegoſſen auf dem Leibe, die engen weißen Lederhoſen und die rothen Dolmans, und dazu an jeder Seite des Kopfes drei große Flechten, und hinten im Nacken ein langer weißer Zopf; das war eine Pracht! Sie hatten den ganzen Tiſch voll Wein- und Rumflaſchen ſtehen, und mitten drin eine große gebratene Gans, und der dicke Wirth lief immer hin und her. Ich traute mir gar nicht in die Stube zu treten, und blieb, die Mütze in der Hand, an der Thüre ſtehen. Da ſah ein alter Mann von den Huſaren — Herr Wachtmeiſter nannten ihn die andern — mich ſcharf an, winkte einem andern herbei und ſagte ihm lachend was in's Ohr. Nicht lange ſo kam dieſer zu mir, ein Glas mit Rum in der Hand, und ſagte. „Na, Junge, was ſtehſt du denn da an der Thür und haſt Maulaffen feil? Komm her und trink ein Glas mit mir.“

„Eine ſolche Ehre war mir noch nicht wiederfahren, ich machte daher meinen Kratzfuß, trank ein bischen und ſagte: „Schön Dank, Herr Huſar.“ Der lachte aber und ſagte: „Setz dir her und ſaß uns mehr trinken.“ Das that ich denn auch und ſaß bald ganz ſtolz mit am Tiſche. Da fragte mich der alte Herr Wachtmeiſter ganz leutſelig, wo ich her wäre und wie es mir ginge, und ob ich mir als ein ſo großer Menſch nicht ſchäme, ſo den ganzen Tag hinterm Blasbalg zu ſtehen und ſo eine ſchmutzige Kledage zu tragen. Ich ſolle nur Huſar werden, dann hätte ich es für mein ganzes Leben gut und auch ſo eine ſchöne rothe Jacke wie er und ſo einen blanken Sabel. Soiche Reden geſielen mir gar nicht übel und dabei ſtieg mir der Rum in den Kopf; denn ſie tranken mir immer zu, und wenn mein Gläschen leer war, that es der Wachtmeiſter immer wieder füllen und ſagte: „Noch eenen! uf drei Beenen ſteht es ſich nich gut,“ oder „auf alle viere geht ja nur der Hund, nich aber een Menſch,“ und was dergleichen Nöthigungsreden mehr waren. Endlich ſetzte er mir ſeine Huſarenmütze auf den Kopf, um zu ſehen, wie die mir ſtände, und ſagte: „Nu wollen wir auf des Königs Majeſtät einmal die Geſundheit trinken.“ — Natürlich ſtieß ich tüchtig mit an, und da gab er mir einen harten Thaler und ſagte: „Das iſt dafür, mein Junge.“

„Wie es nun weiter an dem Abend gekommen, das weiß ich nicht, denn ich ſchlief bald am Tiſche ein. Am andern Morgen, als ich aufwachte, lag ich in einer Kammer auf Stroh, und neben mir ein anderer Burſche und heulte und ſtennte in einem fort. Ich rieb mir die Augen, denn mir war noch ganz wunderlich im Kopf, und fragte den andern, warum er ſo weine. Da heulte er: „Weil ſie mir geſtern Abend beſoffen gemacht und ich auf den König mit angeſtoßen und Geld genommen habe und nun als Soldat angeworben bin.“ Das fuhr mir gewaltig durch den Kopf; war dem ſo, ſo war ich ja auch Soldat; accurat ſo hatte man es ja auch mit mir gemacht. Als ich noch ſo lag und mir die Sache klar zu machen ſuchte, ging die Thüre auf und ein alter Unteroffizier kam herein.“

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Weihnachten. — Der große Bazar.

Ob das Weihnachtsfest ein frohes im Kreise der Familien gewesen, lasse ich auf sich beruhen, wer sieht in das Heiligthum der häuslichen Kreise? aber der Weihnachtsmarkt war ein unerwartet gesegneter. Ich bezweifle, daß die Familien die Spaltungen in ihrem Innern überwunden haben, welche die Politik gerade in ihnen gerissen, wo wir uns ja nicht einmal der Täuschung hingeben dürfen, daß im großen Familienleben des Staates eine versöhnliche Annäherung der Parteien eingetreten ist; und beide Kreise, der kleine und der große, spiegeln sich getreuer gegenseitig ab, als man anzunehmen geneigt ist, wo man den Staat als ein a priori construirtes Wesen aus so und so viel gleich berechtigten Atomen betrachten will. Es mögen daher die Lichter so manchen Weihnachtsbaumes für die, welche darum standen, nur die Lichter ersetzt haben, welche die Polizei am Befreiungstage Waldeck's auslöschte. Das Faktum aber bleibt, daß um Weihnachten so viel gekauft und so viel verkauft ward, daß selbst die Kaufleute ihre Verwunderung aussprechen. Wenn Kaufleute mit einem Mark zufrieden sind, und es aussprechen, bedeutet das etwas. Das Vertrauen ist zurückgekehrt. Schon der vorige Weihnachten war über Erwarten günstig; aber die Erwartung war sehr gering. Im abgelaufenen Jahr hatte die Industrie Vertrauen gewonnen, und selbst in Dingen, die über das Bedürfniß hinausgehen, Verkäufe angefertigt. Auch theure Luxusgegenstände fanden Abnehmer. Man erklärt es: die Kapitalien hatten sich in der langen Periode der Ungewißheit gehäuft; aber Kapitalisten pflegen ihre Gelder, wenn sie Vertrauen gewinnen, in andern Dingen anzulegen, als in Luxusartikeln und Weihnachtsgeschenken. Andere sagen: aus einem gewissen Ueberdruß und Verzweiflung stürzte man sich in's Vergnügen, um in einem Momente sich und andern Genuß zu verschaffen, wo man nicht weiß, ob nicht die nächsten Augenblicke neue Stürme heraufbeschwören. Warum nicht die nächstliegende Erklärung, daß man, wenn nicht auf einen baldigen socialen Frieden, doch auf die von der ungeheuern Mehrzahl gefühlte Nothwendigkeit desselben rechnete? Fühlt man erst eine Nothwendigkeit, so erwächst auch die Kraft sie festzuhalten und das zu thun, was ihren Eintritt beschleunigt.

Der Reichthum der Kaufläden und Weihnachtsbuden stand keinem frühern Jahre nach. Ob indeß alle Kaufleute zufrieden waren? Ich führe nur ein einzelnes Faktum an, das aber zu den ernstesten Consequenzen und Betrachtungen Anlaß gibt. Auf dem Weberschen Markt, der Münze gegenüber, erhebt sich ein Palast, Abends in der Erleuchtung seiner Gaslampen und Glaskugeln ein Feenschloß, der große neue Bazar der Gebrüder Gerson. Sie werden schon sonst davon gehört haben. Es war ein Riesenunternehmen schon vor der Revolution und man prophezeite den Kaufleuten, die für Berlin so etwas wagten, den sichern Bankerott. Auf einem der theuersten Plätze der Stadt ward ein altes Haus abgerissen und ein neues luftiges, von eisernen Säulen getragenes, nach Pariser Mustern, von einem Pariser Architekten ausgeführt. Durch drei Etagen geht die Bazarhalle, die am Tage von oben, Abends von hundeten blendender Laternen ihr Licht empfängt. Darüber kam die Revolution, der Luxus verschwand von den Straßen, aus den Häusern. Man hielt die Unternehmer für verlorene Leute. Der simpelste Rechner rechnete ihnen aus, daß, wenn sie auch die Luxusgegenstände beseitigten, nur auf das Bedürfniß sich legend, und wenn auch Ordnung und gesicherte Zustände allmählig zurückkehrten, ihre Einnahmen nicht die Kosten decken könnten. Es traten noch ganz andere, verhängnißvolle Umstände, Verdächtigungen und Verschwörungen gegen sie ein; und doch schlug alle Berechnung gegen sie fehl, und ihre eigene über ihre eigene Erwartung aus. Ehe noch die Ordnung wieder eingeführt war, war ihr Bazar voll; aber er blieb selten lange voll von Waaren, denn die Menge der Käufer trug sie aus; die hundert angestellten Commis und Diener hatten kaum Arme und Hände genug, um die Kauflustigen zu befriedigen. Man fand die reichste Auswahl, die besten, geschmackvollsten Stoffe, verhältnißmäßig die billigsten Preise, diese Preise fest und eine zuvorkommende Behandlung. Diese Realitäten siegten dermaßen über das Vorurtheil, daß es Rede ward bei Gerson zu kaufen. Der Bazar ist das Rendezvous der Fashionables Berlins. Die Vorräthe sind nicht einmal, sondern mehreremale vollständig aufgeräumt worden; um Weihnachten war ein Andrang, daß man die äußern Thüren an gewissen Tagen schließen mußte. Die Käufer wurden nur einzeln hinein gelassen. Der Kassier konnte kaum das baar eingezahlte Geld zählen, und an einzelnen Tagen betrug die Bruttoeinnahme über 12,000 Thaler.

Wenn ein Kaufmann an einem Tage 12,000 Thaler baar einnimmt, wie viele Kaufleute müssen dann ihre Baareinnahmen an diesem Tage verlieren! Der Einwand, daß mit der Kaufkraft auch die Mittel wachsen, hält nicht Stich. Mehr wird durchschnittlich nicht verausgabt, als man verausgaben kann, und wer bei Gerson zu Weihnachten über seinen Etat kauft, der spart zu andern Zeiten bei andern Einkäufen. Die Gebrüder Gerson handeln nicht als Schwindler und Marktschreier, das wirft ihnen auch Niemand vor; im Gegentheil, sie stehen in der Kaufmannswelt in gutem Ruf. Sie können die beste Waare geben, weil sie die meisten Waaren einkaufen, sie können am billigsten liefern, weil sie so viel verkaufen, daß sie mit dem geringsten Profit sich genügen lassen können. Aber es ist unausbleiblich, daß durch ihren großen Gewinn Viele ihren kleinen Gewinn einbüßen. Wer, was hilft gegen diese Ungerechtigkeit, Unbilligkeit, wie man es nennen will? und man hat keinen Namen dafür, nicht einmal ungleiche Vertheilung der Glücksgüter, denn so viel man weiß, haben sie als arme Leute angefangen und nur durch ihre Industrie, Umsicht und Realität sich aufgeschwungen. Auch sagt man, sie seyen unpäßlich, hülfreich, mit Rath und That bereit andere zu unterstützen, und endlich stehen sie im Ruf demokratischer Gesinnung. So ist gar kein Fehl da, und nur das Faktum bleibt, daß weder alle noch neue Theorien dagegen helfen, daß Reichthum Reichthum anzieht und einige die Erwählten bleiben, wofür hunderte verdammt sind zur Dürftigkeit. Niederschlagend möchte ich die Erfahrung auch nicht nennen, denn was ist mehr erhebend als die Erfahrung, daß Rebellsamkeit, Fleiß und Umsicht zum Glück in dieser Welt verhelfen! Aber der Sinn, weil er das drückende fühlt, sucht doch nach einer Ausgleichung, und die Theorien und Systeme, die eben an der alten Welt und ihrer Festigkeit Schiffbruch gelitten, bieten sie nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

Nr. 2. Freitag den 1. Februar 1850.

Das seit dem Jahr 1834 erscheinende

Wochenblatt

für

Land- und Forstwirthschaft

herausgegeben von der

K. W. Centralstelle für die Landwirthschaft

wird auch für 1850 fortgesetzt und wie bisher, regelmäßig alle Samstag ½ Bogen stark und, wo der Gegenstand es erfordert, mit Lithographien oder Holzschnitten illustrirt erscheinen. Besondere Beilagen werden jedesmal beigegeben, so oft ein vorliegender Stoff eine Vergrößerung des Raums als wünschenswerth erscheinen läßt.

Eine erweiterte Aufgabe erhielt das Blatt voriges Jahr dadurch, daß es auch die Stelle des früheren Correspondenzblatts vertritt. In dieser Hinsicht gibt es neben gemeinfaßlichen belehrenden Aufsätzen aller Art aus dem Gebiete der Land- und Hauswirthschaft:

Fortlaufende kurze Berichte über die Verhandlungen der Centralstelle;

Nachrichten über die Akademie in Hohenheim und die Ackerbauschulen in Ellwangen und Ochsenhausen; und ferner

Uebersichten über die Verhandlungen und Leistungen der verschiedenen landwirthschaftlichen Bezirksvereine.

Durch eine Verminderung des Postaufschlags ist es möglich geworden, den ursprünglichen Preis von 1 fl. 30 kr. per Jahrgang für ganz Württemberg auf 1 fl. 12 kr. herabzusetzen, um welchen Preis das Blatt durch die Postämter bezogen werden kann.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1850. J. G. Cotta'scher Verlag.

Neue elegante Miniatur-Ausgaben von Alfred Meißner's Dichtungen.

[4] Bei Fr. Ludw. Herbig in Leipzig erschienen soeben und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Meißner, A., Zizka. Gesänge. 3. Aufl. Rthlr. 1. 22½ Ngr.

Gedichte. 3. Aufl. Rthlr. 1. 27½ Ngr.

Die für unsere Zeit seltene Theilnahme, welche Alfred Meißner in der Presse, wie in der Lesewelt gefunden hat, veranlaßte diese in dem beliebten Miniaturformat, mit Goldschnitt und Vergoldung gebundene, auf das Eleganteste ausgestattete dritte Auflage.

---

[5] In der Osiander'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen, Leihbibliotheken und Lesinstituten zu haben:

Ein neuer Casanova.

Vierzig Jahre

aus dem

Leben eines Todten.

(1790—1830.)

Hinterlassene Papiere

eines französisch-preußischen Offiziers.

3 Bände. Gr. 8. Brochirt.

Preis 6 Rthlr. — 10 fl. 30 kr.

Es ist wohl noch kein Buch erschienen, das in einem so hohen Grad die anziehendste Unterhaltung gewährt; seltsame Abenteuer und Begebenheiten wechseln mit den malerischsten Beschreibungen merkwürdiger Länder, Gegenden und Städte Europa's, den Sitten und Gebräuchen ihrer Bewohner fortwährend ab. Es ist zu gleicher Zeit eine höchst entsprechende Reisebeschreibung von ganz Italien, Frankreich, einem großen Theil von Spanien, Deutschland, den jonischen Inseln, Albanien u. s. w., und erzählt viele noch wenig oder nicht bekannte, aber äußerst interessante Thatsachen und historische Merkwürdigkeiten aus der französischen Revolution, von Murats Hof, wie geheime Verschwörungen, Hofintriguen, galante Abenteuer in Menge u. s. w. So findet man unter anderen die Feldzüge in Calabrien, die Belagerungen von Gaëta und Saragossa, die Eroberung der Insel Capri, den Aufstand am 2. Mai zu Madrid, die Gefangennehmung des Papstes Pius VII. ausführlich erzählt. Der Verfasser dieser Denkschriften geriethe nicht selten in die verwickeltsten und verzweifeltsten Lagen, aus denen ihn nur seine Geistesgegenwart und Gewandtheit, wie durch ein halbes Wunder zu retten vermochten. Das Werk ist dabei in einem sehr gefälligen Styl und klarer Sprache, ohne allen Schwulst mit der besten Laune und Humor geschrieben und athmet oft wahre Lebensphilosophie, so daß es die erheiterndste Zerstreuung gewährt. —

Digitized by Google

Preisermässigung.

[10] Durch jede Buch- oder Musikalienhandlung kann bezogen werden:

Album für Gesang (mit Pianofortebegleitung). Mit Originalbeiträgen von Ehrlard, Lindpaintner, Lortzing, Kolliwoda, Frz. Lachner, Loewe, Mendelssohn-Bartholdy, Meyerbeer, C. Kreutzer, Reissiger, Spohr, Spontini, Clara Schumann, Rob. Schumann, etc. etc. 2 Bände, gr. 4., elegant gebunden in engl. Leinwand mit Goldschnitt. Preis 5½ Thlr., jetzt für 2 Thlr., 3 fl. 36 kr. rhn., oder 3 fl. C. M.

Im. Müller's Separat-Conto in Leipzig.

[11] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Dreißigster Jahrgang.

Erstes Novemberheft.

Inhalt: Erfahrungen über die Conservirung der Eisenbahnen mit der Canal-, Fluß und See-Schifffahrt in Beziehung auf schwere Frachtgüter. (Die Seeschifffahrt und die Eisenbahnen in Frankreich. Ueber die relativen Waarenmassen, welche Canäle und Eisenbahnen zu transportiren vermögen. Ueber die Rolle, welche die Wasserstraßen in Zukunft neben den Eisenbahnen spielen werden.) — Beschreibung einer Maschine zum Biegen harter Eisenbleche; von Lemaitre. Mit Abbild. — Ueber den Widerstand der Zusammenfügung; von Oberbaurath v. Pauli. Mit Abbild. — Verbesserte Wagen, von Day. Mit Abbild. — Verbesserungen an Maschinen zum Hecheln und Spinnen des Flachses von Fairbairn, Mechaniker zu Leeds. Mit Abbild. — Apparat zur Erregung des elektrischen Lichts, von Pearce in London. Mit Abbild. — Praktische Untersuchungen über technische Metalllegirungen; von Guettier (Fortsetzung). — Ueber das Bauholz; von Prof. Mulder. — Ueber die Forstproducte der Marinde cirtisolin; von Auverien. — Ueber die Theorie der Zürstellvorrichtungen; von Perley. — Ueber die Anwendung des Salzes in der Leonwirthschaft. (Circular des französischen Handelsministers, die Anleitung dazu enthaltend.) — Verfahren das Getreide vor der Keimung zu bewahren. — Miscellen. Die württembergische Akademie. — Die Eisenbahnbrücken über das Elster- und Saalthal. — Ueber den gegenwärtigen Zustand der elektrischen Telegraphie in England, Preußen und Nordamerika, von Whishaw. — Ueber ein Kettenrohr, um die Drähte der elektrischen Telegraphen unter dem Wasser fortzuführen, von Whishaw. — Die Anwendung elektrischer Telegraphen zur geographischen Längenbestimmung. — Ueber die relativen Leistungen der gebräuchlichsten galvanischen Batterien. — Ueber die Batterien zur galvanischen Vergoldung und Versilberung. — Apparat zur Vergleichung der Länge des preußischen Grundmaaßes mit mit seinen Copien. — Ueber eine neue Methode zur Reinigung (Krystallisation) von Kunier. — Ueber Wagners neue Methode zum Härten stählerner Werkzeuge; von Wertheim. — Stärkezucker oder Weinbeerzucker, das bewährteste Mittel zur Verhinderung der Incrustationen in Dampfkesseln. Von Prof. Burg. — Mittel zur Verbinden die festen und flüssigen Theile der Oele von einander zu trennen. — Braunmilch aus dem Saft der Vogelbeeren (Sorbus aucuparia). Von Prof. Liebig. — Kölner Kaffee-Surrogat. — Ueber ein einfaches Mittel, die Verfälschung ätherischer Oele durch Weingeist zu erkennen. — Collin's Desinfectionsmittel. — Zur Kenntniß des Nährgemäßes Pteaustane. — Betrug mit durch Alter veredelnden Wickensamen und altem Zukarnatkleesamen. — Schwärze zum Abdruck von Blättern.

Zweites Novemberheft.

Inhalt: Verbesserungen in der Construction der Eisenbahnen, von Barlow. Mit Abbild. — Beschreibung eines unterseeischen Schiffes oder Bootes, von Lemaitre. Mit Abbild. — Maschine zum Walzen des Eisens in kreisförmige Stäbe, von Clay. Mit Abbild. — Neuhaus Verbesserungen an Perennissoskinten. Mit Abbild. — Pfannkuche's Maschine um Webstoffe nach der Appretur in der Richtung ihrer Breite strecken zu können. Mit Abbild. — Verbesserungen an Galvometern, von Knapton. Mit Abbild. — Das Hipp'sche Chronoskop zur Messung der Zeitgröße eines Körpers um zu Versuchen über die Geschwindigkeit der Fortpflanzung u. s. w. beschrieben von M. Oeffinger. Mit Abbild. — Ueber die Anwendung der elektrischen Telegraphie zum Dienste des Publikums; von Bergaet, Conservator der telegraphischen Apparate des Staats, Mitglied des Längenbureaux, und de Sere, Director des Telegraphen von Bayonne bei Neuhaus. Ueber den gegenwärtigen Zustand der elektrischen Telegraphie in England und Amerika. Die elektrische Post, oder elektrisch-telegraphische Anstalt zum Dienste des Publicums in Frankreich. Beurtheilungsprobe des elektrischen Telegraphen.) — Ueber den Einfluß der Verdorrpfeife bei der Gasbildung; von Mees, Krystallgas-Fabrikant. — Verfahrungsarten zur Bereitung von Schwefelsäure, Salpetersäure, Kleesäure und Chlor; von Mr Dougal und Rawson. — Praktische Untersuchungen über technische Metalllegirungen; von Guettier. (Beschluß.) — Vergleichende Untersuchung der Holzfaunen von Galiformien, Neu-Granada und dem Ural; von Duteney. — Beiträge zur Geschichte der Nielloarbeit; von Hausmann. — Ueber die Wirkung des Wassers auf dieterne Leitungsröhren; von Prof. Horsford. — Neuere Apparat zur Elaveirung für Dampfbadanstalten. — Ueber Meisens' Verfahren zur Zuckerfabrication; von Barrol. — Verfahren die für ein Herbarium bestimmten Pflanzen so auszutrocknen, daß die Blumen und Blätter ihrer Farbe unverändert beibehalten; von Gannal. — Miscellen. Maschinen von neuer oder verbesserter Construction auf der vierzigjährigen Pariser Industrie-Ausstellung. (Dreosterd Dreschmaschine. — Letbuillerd Hobelmaschine für canutierte Mädchen. — Dreosters Fellmaschinen. — Dreosters Vorrichtung zum Ein- und Ausrücken. — Dampfschlammer. — Dreosters Zapfenschneidmaschine für Bentnisteren. — Du Trembleys Gyrotrop-Dampfmaschine. — Beweglicher Rost für Dampfkessel. — Rotirende Pressen für den Zeitungsdruck. — Letternsgmaschine von Delcambre und Young. — Maschine zur Fabrication fast gegrefter Lettern. — Maschine zum Polieren der Daguerreotypplatten.) — Verbesserte Camera obscuro zum Aufertigen der Lichtbilder, von Brewster. — Ueber Beleuchtung mittelst des elektrischen Lichts. — Ueber den Einfluß des Lichts auf das Breitnerlohn; von Theorell. — Verfahren das Rohreisen auf einen Phosphorgehalt zu untersuchen; von Riemann. — Ueber den Einfluß des Lichts bei seinen auf das erdolene Rohreisen; von Wrightson. — Ueber eine Verfälschung des Mineralkermes. — Fabrication des schwefelsauren Chinins ohne Alkohol. — Unaufhaltsame Fortschritte der Literatur.

Erstes Decemberheft.

Inhalt: Locomotiven ohne Tender von Walter Neilson in Glasgow. — Ueber die Oxydation und Abnutzung der Eisenbahnschienen; von Mallet. — Damit verbesserte Grundeinwinden für den Eisenbahnbetrieb, zum Heben von Locomotiven und Eisenbahnwagen. Mit Abbild. — Stanks Methode hohle Metallgegenstände ohne Kern mittelst Centrifugalkraft zu gießen. Mit Abbild. — Wasserstand-Regulator von Burgess. Mit Abbild. — Maschine zur Anfertigung von Briefcouverten von Remond in Birmingham. Mit Abbild. — Ueber die Anwendung der elektrischen Telegraphie zum Dienste des Publikums. Von Bergaet von de Sere (Beschluß.) — Ueber Schmelzung und Verschlackung strengflüssiger Körper; Verfolgung über technisch-wissenschaftliche Wirkung der Volta'schen Säule, der Krone und des Löthrohrs; von Despretz. — Zweiter Bericht über die zur Dampfschifffahrt sich eignenden Steinkohlen; von de la Beche und Playfair. — Ueber ein absorbirendes Kupfer und Versuche über die Wirkung des Sauerstoffes auf verbrenne Kupferoxyde; von Percy. — Ueber die fabrikmäßige galvanische Vergoldung im Großen und über einige dabei gemachte technisch-wissenschaftliche Beobachtungen; von Maximilian, Herzog von Leuchtenberg. — Verfahren zur Fabrication von Holzkohle aus Sägespänen u., von Hollitzer in Manchester. Mit Abbild. — Apparat zum Bleichen der rohen Baumwolle mit Chlorgas; von Dovid. Mit Abbild. — Ueber einige Eigenschaften der verschiedenen Zuckerarten; von Soubeiran. — Neues Verfahren zur Gewinnung des Zuckers aus dem Zuckerrohr und der Runkelrübe; von Meisens. — Ueber Aufbewahrung der Eingeweide; von Domine. — Miscellen. Zinkpulver statt der Mennige als Kitt für Dampfmaschinen. — Ueber die verschiedenen Farben, welche das Glas durch ein einziges Metalloxyd annehmen vermag; von Contempd. — Ueber die Fabrication von gelbem und rothem Blutlaugensalz in Frankreich. — Ueber die Fabrication künstlichen Ultramarins in Frankreich. — Ueber die Fortschritte der Papierfabrication in

Digitized by Google

Frankreich. (Kochen der Lumpen. Auspressen des Halbstoffs. Bleichen des Halbzeugs. Vorrichtungen zum Verkleinern oder Waschen des Stoffs. Papier aus dem Abfall der Baumwollspinnereien. Conform Maschinenzeichnungspapier. Conform künstliche Pergamente. Einrichtung der Maschine, um am Rande des Papiers Wasserzeichen zu machen. Ueber die Ursache der sogenannten Schattenstreifen dicker Maschinenpapiere.) — Ueber das Conserviren von Nahrungsmitteln. — Theer gegen den Kornwurm.

Zweites Decemberheft.

Inhalt. Fowlers Motor, sogenanntes Kesselrad. Mit Abbild. — Siebblau ostellirende Pfeifen für Hänge- oder Kettenbrücken. Mit Abbild. — Brunels Differenz-Messinghütter für Lager. Mit Abbild. — Brooks' wasserdichte Zündhütchen und Zündstifte. Mit Abbild. — Maschine zur Anfertigung thönerner Röhren ꝛc. mittelst Dampfdruck, von Spencer. Mit Abbild. — Bläsiers Absperrschieber für Gas-, Wasser- und Mineleitungsröhren. Mit Abbild. — Kohlstoff von Hasserl und Jeserd. Mit Abbild. — Neues Verfahren zur Gewinnung des Zuckers aus dem Zuckerrohr und der Runkelrübe; von Melsens. (Schluß). — Ueber die Wirkungsweise des Gypses als Düngmittel; von Guillal. — Ueber die für den Steinkohl sich eignenden Dünger in Bezug auf Person's neues Verfahren des Weinbaues; von Bouchardat. — Miscellen. Dr. Gintls ambulanter Telegraph. — Erysons sich selbst regulirende meteorologische Uhr, welche auch den Stand der Ebbe und Fluth angibt. — Chenots neues Verfahren die Eisenerze zu bebandeln. — Verbesserung in der Zubereitung des photographischen Papieres für das automatische Registriren, wobei eine lange fortgesetzte Wirkung erforderlich ist; von Brooke. — Ueber einige explosive Substanzen. — Die Schwingelformation in Kleinasien. — Thorn und Merschorn in Kleinasien. — Ueber chinesischen Gallus; von W. Stein. — Verschwinden des Moschusgeruchs durch Mutterkorn. — Blutrothe Monaden im Brod. — Anwendung des Mergels als Stren für das Vieh. — Einfluß der Zeit, zu der man düngt, auf die Saat. — Namen- und Sachregister von Bd. CXI, CXII, CXIII und CXIV des polechnischen Journals.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar ister bis 95ter Jahrgang oder Band 1 bis 110 zu 463 fl. oder 270 Rthlr. 20 Ngr. anbieten. Einzelne Jahrgange sind fortwahrend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

[9] Zu Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsches Elementarwerk.

Lese- und Lehrbuch

für Gymnasien und h. Bürger- (Real-) schulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterrichte.

Von

Dr. Mager.

Erster Theil, erster, zweiter Band.

Auch unter dem Titel: **Deutsches Lesebuch.**

Erster Band. Vierte Auflage (XII und 361 S. gr. 8.) Preis 54 fr. oder 16 Ngr.

Zweiter Band. Vierte Auflage (X und 400 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 6 kr. oder 20 Ngr.

Band 3 des **deutschen Lesebuchs**, sowie das **deutsche Sprachbuch**, werden in möglichster Bälde in neuen Auflagen nachfolgen.

Diesem **deutschen Elementarwerk** läuft parallel:

Französisches Elementarwerk. Lehr- und Lesebuch für Gymnasien und h. Bürger- (Real-) schulen.

Erster Theil. Französisches Sprachbuch. Elementar- methodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache. Fünfte Auflage, (XVI und 342 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Zweiter Theil. Französisches Lesebuch. Erster Band. Fünfte Auflage, (VIII und 212 S. gr. 8.) Preis 36 kr. oder 12 Ngr. — Zweiter Band. Vierte Auflage, (VIII und 352 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Französische Chrestomathie. In sechs Büchern: episch, lyrisch, dramatisch; historisch, rhetorisch, didaktisch. (XXIV und 830 S. gr. 8.) Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Partheipreis für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exemplaren 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

Letzteres Buch ist als dritter Band des französischen Lesebuchs zu betrachten und entspricht dem dritten Bande des deutschen Lesebuchs.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Savonarola.

Ein Gedicht

von

Nicolaus Lenau.

Dritte Auflage.

8. brochirt. Preis fl. 2. 42 kr. oder Rthlr. 1. 20 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Lehrbuch

der

englischen Sprache

nach **Hamilton'schen** Grundsätzen.

Von

Dr. Leonhard Tafel.

Zweiter Kurs.

Mit einer katechetischen Grammatik.

gr. 8. Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

(Der erste Kurs ist im Verlag von Beck und Frankel in Stuttgart)

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Shakspere

als

Vermittler zweier Nationen.

Von

Karl Simrock.

Probeband: **Macbeth.**

8. Velinp. broch. Preis fl. 1. 24 kr. oder 26 Ngr.

Von dieser neuen Uebersetzung des Macbeth urtheilt Hinke (Shakspeare's Macbeth erläutert und gewürdigt von Robert Heinrich Hinke, Merseburg 1846. S. 147.) „Einen großen Vorzug hat sie gewiß; sie ist sprache bar, sie ist eine Bühnenmöglichkeit, was ich von Tiecks Uebersetzung bezweifeln muß; namentlich ist die Beachtung der Forderung eines dramatischen Verses, worüber man

Digitized by Google

die sehr gegründeten Bemerkungen in der Vorrede bei Simrock nachsehe, der Deutlichkeit und Wohlbewegung sehr förderlich gewesen. Ich glaube also, daß sich für die Bühne mehr als Schiller und mehr als Tieck Simrock empfehlen würde." Und S. XVI: „In der Schlußscene des dritten Akts hat meiner Ansicht nach Simrock durch seine Erklärung die Schwierigkeit, welche Tieck zu seinen gewaltsamen Aenderungen veranlaßte, gelöst, und ich bin deßhalb dort jenen gefolgt" u. s. w.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Mozin's
französische und deutsche
Gespräche
nebst einer Sammlung
der
unentbehrlichsten Wörter und sprüchwörtlichen Redensarten.

Durchgesehen und in einem Auszuge herausgegeben
von
Dr. J. Mayer
Lehrer in Strasburg.

8. Velinp. Preis 24 kr. oder 7½ Ngr.

Die in diesem, hauptsächlich für die Elementarschulen beider Länder, bestimmten Auszug von dem größern Mozin'schen Werke enthaltenen Gespräche umfassen die mannigfaltigsten Gegenstände, welche sich auf das gemeine Leben beziehen. Es ist denselben eine Sammlung der für die ersten Anfänger nöthigsten Wörter voran-

---

geschickt, und sie können dazu dienen, mit dem Geiste und den besondern Wendungen beider Sprachen in einer Redegattung bekannt zu machen, die ihre eigenen Schwierigkeiten hat. Die veranstalteten sieben Auflagen des größern Werks, und der Beifall, welchen daßelbe bei so manchen Lehrern gefunden hat, verbürgen seinen Nutzen und laßen uns hoffen, daß auch gegenwärtiger Auszug seine Brauchbarkeit bewähren wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte
von
Albert Knapp.
Neueste Folge.

40 Bogen in Groß-Oktav. Velinpapier. Brochirt.
Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Dieser neue, gehaltvolle Band umfaßt größtentheils solche Gedichte des Verfaßers, die noch nie öffentlich erschienen sind, und kein einziges der in den früheren Sammlungen seiner Poesien befindlichen, weßhalb er ein durchaus neues und selbstständiges Werk bildet, das eine geschichtete Auswahl der neuesten Erzeugnisse des Autors enthält und sich dabei ergänzend an die früher erschienenen Sammlungen anschließt, so sehr er auch durch sein größeres Format von ihnen verschieden ist. Die Rubriken dieser neueren Gedichte sind mit den älteren übereinstimmend geblieben, um dem Leser, der überhaupt christliche Poesien liebt, den Fortschritt der reiferen Jahre vor Augen zu legen. Der Geist, aus welchem sie geflossen sind, wird theils als der gleiche wie früher, theils noch als entschiedener gefunden werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte
von
Friedrich von Schiller.

8. Velinpapier. broch. Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Wir haben diese wohlfeile Ausgabe in Gemeinschaft mit Herrn F. C. W. Vogel in Leipzig veranstaltet und hoffen mit derselben ein langst gefühltes Bedürfniß zu befriedigen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[12] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Devisen und Motto
des
späteren Mittelalters
von
J. v. Radowitz.

gr. 8. broch. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Die Sprüchwörter und Sinnreden der verschiedenen Nationen und Zeiten haben von jeher Beachtung gefunden; ihre Zusammenstellung und Erläuterung bildet einen nicht unbeträchtlichen Zweig der Literatur. Die eigentlichen Fundgruben für die vorkommenden Devisen und Motto bleiben die älteren heraldischen und numismatischen Werke, die Beschreibungen der Hoffeste, Turniere und Carrousels und die Stammbücher, die mit dem Anfang des 16ten Jahrhunderts allgemein in Gebrauch kamen. Unter der großen Zahl der Sprüche, die hierin zu finden sind, ist allerdings viel Spreu, Langeweile und Geschmacklosigkeit, nichtssagende oder getreizte Anspielungen und Gemeinplätze. Daneben erscheinen doch aber auch zuweilen die sinnreichsten Gedanken in der glücklichsten Form. Eine solche Vereinigung von Scharfsinn und Schwung bringt dann eine ungemein erfreuliche Wirkung hervor und sichert diesen kleinsten Ausflüßen der epigrammatischen Poesie eine eigenthümliche Stelle in dem Interesse aller Zeiten, selbst der heutigen, der sonst die Sinnesweise, welche sie hervorgebracht, fern genug abliegt. Wir erlauben uns, dieses Interesse hier für eine Reihe von Beispielen in Anspruch zu nehmen, die aus den verschiedensten Gattungen unter einer übergroßen Menge so gewählt worden sind, daß die Blüthe deßen, was jene Materialien uns überliefern, sich hier vereinigt finden möchte.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1850.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 29. Sonnabend den 2. Februar 1850.

In divisit eos Dominus ex illo loco in universas terras, et cessaverunt aedificare civitatem. Et ideirco vocatum est nomen ejus Babel, quia ibi confusum est labium universae terrae.

Genesis.

Babel.

Von Emanuel Geibel.

Und ſie ſprachen: „Was brauchen wir fürder des Herrn?
Mag im Blauen er thronen, wir gönnen's ihm gern;
Doch die Erd' iſt für uns, wir ſind Könige drauf;
Laßt uns ſchwelgen und glühn, ſie beſcheert uns vollauf.

„Denn die Flur gibt uns Weiden und Brod das Gefild,
Und den Fiſch gibt der Strom und die Forſtung das Wild,
Und die Harfe den Ton und die Rebe den Schaum,
Und das Weib ihren Reiz — und das andre iſt Traum.

„Und zum Zeugniß der Herrſchaft, zum Zeugniß der Kraft
Laßt uns gründen ein Mal, das die Zeit nicht entrafft,
Einen Thurm, drum die Wolken ſich lagern im Kreis,
Dem da droben zum Trutz und uns ſelber zum Preis.“

Und der Jubel des Volks ob der Rede war groß,
Und ſie ſchritten an's trotzige Werk mit Getos;
Durch den Wald ſcholl das Beil, durch's Geklüfte der Karſt,
Und es ſank die Cypreſſ' und der Porphyr zerbarſt.

Und ſie ſtrichen die Ziegel und brannten den Thon,
Hoch ſchlugen aus bauchigen Oefen die Loh'n,
Hoch ſchritt durch's Gewühl das Kameel mit der Laſt,
Und die Kelle des Maurers war nimmer in Raſt.

Und es knarrte die Wind' und es ächzte das Tau,
Und es wuchs wie ein Berg in die Lüfte der Bau,
Eine ſchwebende Stadt, dran der Blick ſich verlor,
Und Zinn' über Zinnen und Thor über Thor.

Und die Monde verſtrichen im ſchwebenden Flug,
Schon rührten den Gipfel die Wolken im Zug,
Da vermaß ſich ihr Herz und ſie jubelten laut:
„Nun ſteht's, und wer ſtürzt was wir haben gebaut?

„Unſer Name wird gehn von Geſchlecht zu Geſchlecht,
Wie Göttern, ſo wird man uns opfern mit Recht,
Denn das ewige Werk, es iſt morgen vollbracht.“ —
Und ſie harſten und zechten, und ſchwarz kam die Nacht.

Doch der Engel des Herrn mit dem feurigen Schwert,
Der dem Ahn einſt die Pforte von Eden gewehrt,
Stieg herab im Gewölk, da ſie lagen im Schlaf,
Hoch ſchwang er das Schwert und es flammt' und es traf.

Und wie Schall der Poſaunen erklang's durch den Stral,
Da ſchwankten die Zinnen und ſtürzten zuthal,
Da zerbarſten die Pfeiler mit dumpfem Gekrach,
Und die Bögen, die Mauern, ſie taumelten nach.

Und ein Schein war ergoſſen wie Schwefel und Blut,
Und es wirbelte Rauch und der Rauch ward zur Glut,
Und die Lohe, gefacht von den Schwingen des Sturms,
Umſchwoll wie ein Segel die Trümmer des Thurms.

Digitized by Google

Doch verſtört aus dem Schlaf, zu der Stätte des Baus
Herſtürzten die Menſchen und ſchauten den Graus;
Bleich ſtarrten ſie hin in verzweifelndem Leid
Und zerrauften ihe Haar und zerriſſen ihr Kleid.

Und ſie däuchten ſich fremd von Geſtalt und Geſicht,
Und ſie ſchrieen ſich an und verſtanden ſich nicht,
Denn ihr Auge war trüb und verblendet ſein Stern,
Und verwirrt ihre Zungen vom Zorne des Herrn.

Sie wandten das Haupt von einander entſetzt,
Wie der Hirſch des Gebirgs, wenn der Jäger ihn hetzt,
Und es ward eine Flucht, wie noch keine geſchah,
Und Gewühl und Geheul und Gewimmer war da;

Und Geſichter voll Angſt, wie der Marmor ſo blaß,
Und Lippen voll Fluchs und geſtammelter Haß,
Und verworrener Hader und haſtige Fracht,
Und Gewieher und Wagengedröhn durch die Nacht.

Wie die Spreu vor dem Wirbel nach Süd und nach Nord,
Gen Aufgang und Niedergang ſtoben ſie fort,
Und die Fackel des Brandes erleuchtete ſtumm
Ihren Pfad — und kein Einziger ſchaute ſich um.

Und das Feuer verglomm und die Flucht war vertost,
Und es graut', und die Sonne erhub ſich im Oſt,
Doch in ſchweigender Oede gewahrte ſie nichts,
Als den wehenden Schutt auf der Statt des Gerichts.

Preußiſche Bivouaksgeſchichten.

(Fortſetzung.)

„Na, ihr Taugenichtſe, ſteht auf und macht euch raſch fertig; es geht gleich fort!“ Und wie ich ihn darüber verwundert anſehe, wird er ganz böſe und ſagt: „Du Schafskopf, was glotzſt mir ſo an? Mein Haſelſtock muß dir wohl Beene machen?“ Jetzt kam auch der Wachtmeiſter von geſtern Abend und ein paar Huſaren und ſtellten ſich lachend um uns herum und machten allerlei Schnurren. Ich fragte den Herrn Wachtmeiſter, ob ich nicht zu Hauſe gehen dürfe; der Meiſter würde wohl böſe ſeyn und mir den Buckel gerben, daß ich ſo lange fortgeblieben. Da lachte der Alte, daß ihm ordentlich ſein dicker Bauch zitterte, und ſagte: „Mit dem Meiſter, mein Junge, iſt es nun aus, du biſt Huſar geworden, du haſt die geſtern anwerben laſſen und das Handgeld genommen. Gib dir alſo nur in dein Schickſal; das andere hilft dir nun doch nichts mehr, und je beſſer du dir gibſt, je weniger Schläge kriegſt du.“

„Das war klar und deutlich geſprochen, und ich ſollte bald einſehen, daß es auch wahr war. Mein Kamerad wollte nicht aufſtehen und kam in die Nage, fluchte und ſchimpfte fürchterlich und ſagte, er ſcheere ſich den Teufel um alle Soldaten, er wolle nicht Soldat werden, geſtern Abend habe man ihn betrogen, und was er in ſeiner Beſoffenheit geſagt, das ſey nicht gültig. Und als er ſo noch im beſten Toben war, henkte der Korporal ganz ruhig ſeinen Haſelſtock vom Säbel ab und hieb dem Schimpfer ſo ein halb Dutzend Fangbiebe über den Rücken, daß die Striemen acht Tage lang zu ſehen waren, und das half gleich.“

„So war ich denn, ohne daß ich recht wußte wie, Soldat geworden und mit der Schmiederei war's vorbei. Da es nun einmal geſchehen war, dachte ich es ſey am Beſten, ſich nicht allzuſehr zu grämen, ſondern luſtig und guter Dinge zu ſeyn. Wenn ich brummte oder gar flennte, ich machte die Dinge doch nicht beſſer damit, ſondern nur ſchlimmer. Das iſt immer ſo mein Wahlſpruch geweſen: „nimm's wie's kommt,“ und dabei hab ich mir ſtets gut befunden.“

Mit dieſen Worten wendete ſich der alte Erdmann zunächſt an ſeine Huſaren, die gleich der ganzen Feldwacht ſeine Erzählung aufmerkſam angehört hatten. „So ſolltet ihr es auch machen. Thätet ihr das, ſo würdet ihr heute nicht klagen, daß es ſo een bischen trüppelt und der Wind ſo een bischen bläst.“ Der Regen war übrigens jezt ſo ſtark geworden, daß die Soldaten Mühe hatten das Bivouakfeuer im Brand zu erhalten, und der Wind heulte ärger als je über die Heide. Aber der Vortrag des Alten ließ die Lagernden die Ungemächlichkeiten der rauhen Nacht leichter ertragen, als es ſonſt der Fall geweſen wäre, und ſie nahmen ſich die Lehre, die er ihnen eben gegeben, ſo zu Herzen, daß Flüche und Klagen über das ſchlechte Wetter gar nicht mehr vernommen wurden.

Nach dieſer kleinen Nutzanwendung fuhr der Alte fort: „Bald brachen wir nun aus dem Dorfe auf, wobei mir der Wirth ganz verwundert nachſah, als ich ihm Grüße an meinen Meiſter auftrug und dieſem ſagen ließ, ich ſey Huſar geworden und könne nicht wieder kommen. Die Huſaren ritten ſtolz auf ihren ſchönen Pferden, die ſo blank gepuzt und prächtig aufgeſchirrt waren; aber mein neuer Kamerad, der jezt ganz manierlich einherging, und ich mußten zu Fuß zwiſchen den Pferden durch Dick und Dünn laufen. „Wenn ihr euch gut ſchickt, kriegt ihr auch bald ein Pferd zwiſchen die Beine und ſeyd dann erſt rechte

Digitized by Google

Huſaren," rief uns der Wachtmeiſter zu, und dieſe Ausſicht war mir ein großer Troſt."

„So ging es ein paar Stunden fort, bis wir in ein großes Wirthshaus einkehrten, um hier die andern Rekruten abzuwarten, die aus der Umgegend kommen ſollten. Am Nachmittag kam denn auch ein Transport von ſo zwanzig Mann an. Da waren wilde Kerle darunter, die zu Hauſe nicht hatten pariren wollen und die man gern ziehen ließ, und dabei Gott dankte, daß man ihrer los wurde. Einer war ein Wilddieb, der hatte ſo getobt, daß man ihm eine Handkette hatte anlegen müſſen, womit er denn gewaltig raſſelte. Als er ſich erſt beim Regiment etwas eingelernt hatte, wozu es freilich viele Prügel brauchte, ward er ein ganz braver Huſar, der bei Saalfeld ehrenvoll vor dem Feinde geblieben iſt. Ueberhaupt war das Regiment die beſte Schule für ſolche Kerle, und wenn unſere Unteroffiziere ſie tüchtig in's Gebet nahmen, wurden meiſt ganz brave Soldaten daraus. Manche freilich, die gar nicht gut thun wollten, gingen elendiglich zu Grunde."

„Aber an jene erſte Nacht mit den zwanzig Rekruten im Wirthshauſe werde ich noch denken, und wenn ich hundert Jahre alt werde. Sakerment, was war das für ein Toben und Lärmen! Man hatte uns Alle in einen großen Saal geſteckt, wo eine Streu aufgemacht war, und die Fenſterladen geſchloſſen und vor die Thüren Poſten geſtellt, daß keiner echappiren konnte, wozu wohl Mancher Luſt gehabt hätte. Branntwein hatte man uns aber genug gegeben, und ſo waren die meiſten total beſoffen und tobten und ſchrieen und ſangen, daß ich glaubte die Wände müßten einfallen; andere fluchten und heulten und riefen nach ihrer Mutter oder ihrem Schatz, und wurden darob von den Uebrigen ausgelacht und verhöhnt. So ging es die ganze Nacht fort und man konnte vor dem Heidenlärm kein Auge zumachen. Mitunter, wenn der Spektakel gar zu toll wurde, kam wohl ein Korporal oder gar der Herr Wachtmeiſter ſelbſt herein und fluchten uns tüchtig zuſammen, oder hieben mit dem Haſelſtock ſo ohne weiteres in den dicken Haufen, wo ſie glaubten daß der Lärm am größten ſey. Am andern Morgen marſchirte der ganze Transport unter Eskorte der Huſaren, die wohl aufpaßten, daß keiner davonlief, nach Münſter, wo das Regiment in Garniſon ſtand."

„Als wir durch Schwedt kamen, ſtand mein Vater ſeliger vor dem Thor, wie er zu thun pflegte, und rauchte ſeine Pfeife. Der machte Augen, wie er mich ſo auf einmal als Rekrut bei den Huſaren ſah. — „Fritze, Fritze, Junge, haben ſie dir ooch gefangen!" ſchrie er mir zu. „Na, laß es man jut ſeyn, es ſchadet nichts. Halte dir nur brav, ſo kannſt du Korporal werden." Und da fand es ſich denn auch, daß unſer Herr Wachtmeiſter meines Vaters ſeliger guter Freund war und beide lange in einer Eskadron zuſammen gedient hatten. Der Herr Wachtmeiſter hielt deßhalb in Schwedt ein paar Stunden Ruhe und ging zu meinem Vater ſeliger, der ihn auf ein gutes Frühſtück eingeladen hatte. Da erzählte der Herr Wachtmeiſter, wie er mich angeführt, und mein Vater ſeliger lachte dazu und erzählte wieder andere luſtige Stücklein, wie er früher auch die dummen Kerle gefangen und angeführt, ſo daß ſie Soldaten geworden, ſie wußten nicht wie."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Neapel, Januar.

Spekulation.

„Fremdling, komm' in das große Neapel, und ſieh's und ſtirb!" Vielleicht würde Neapel dabei an Ruf gewinnen, wäre dieß das Touriſtenloos. Denn wie Horaz von der alten Weltbeherrſcherin ſagte: possis nihil urbe Roma visere majus, ſo wird der Preis der Schönheit ſchwerlich der Hauptſtadt des italieniſchen Südens ſtreitig gemacht werden. Die Uebelſtände des Südens aber lernt nur der kennen, welcher zu längerem Aufenthalte veranlaßt wird. Neapel iſt durch die Revolution weniger hart berührt worden als die andern Hauptſtädte der Halbinſel. Hier begann man zuerſt, hier war man zuerſt fertig. Napoleon pflegte zu ſagen, er könne die Ideologen nicht leiden: welches Unheil die Spekulation anzuſtiften vermag, wenn ſie, nachdem ſie lange an eigenen Pfoten gezehrt, ohne den Boden der Wirklichkeit zu kennen, plötzlich in die Prarie übergehen zu können glaubt, davon hat, wie in den Jahren 1799 und 1820, ſo im Jahr 1848 die Geſchichte Neapels traurige Beiſpiele geliefert. Die nationale Verwandtſchaft Südtaliens mit dem alten Griechenland, die ſich in ſo vielen Dingen kundgibt, ſpricht ſich in keinem Umſtande vielleicht ſo lebendig aus, wie in dem Hang und Geſchick zur Philoſophie. Nachdem dieſelbe in dem Lande, von wo Italien ſie empfangen, durch und in Barbarei untergegangen war, ſchien

Digitized by Google

ſie auf den benachbarten Küſten in der Stille fortzuleben, und, während Oberitalien — macht man für Dante und die toskaniſchen Erneuerer des Platonismus im fünfzehnten Jahrhundert die gebührenden Ausnahmen — in dieſen Dokkinen verhältnißmäßig unproduktiv geworden iſt, während Galilei ſelbſt, der klarſte Kopf des ſiebzehnten Jahrhunderts, an der Grenze der Metaphyſik ſtehen blieb, hat Süditalien einen tiefen Denker nach dem andern hervorgebracht, Teleſio, Giordano Bruno, Campanella, Vico. Die Abgeſchloſſenheit aber, in welcher das Land, theils durch ſeine geographiſche Lage, theils in Folge eines ſeit ziemlich vierthalb Jahrhunderten beinahe ununterbrochen beobachteten Regierungsſyſtems gebliehen iſt, die geringe Verbindung, worin Provinzen und Menſchen unter ſich ſtehen, und welche man, nach dem Grundſatz des divide et impera noch zu vermindern ſucht, haben die nachtheiligſten Conſequenzen nach ſich ziehen müſſen. Die Spekulation, welcher durch die Vereinzelung der Perſonen und die Hemmniſſe der Mittheilung jeder nützliche Wirkungskreis entzogen ward, verlor ſich zu leicht in Phantaſterei, während zwiſchen Wenigen und der großen Menge eine unüberſteigliche Scheidewand ſich erhob. Die Wenigen wurden nicht verbunden und machten ſich theilweiſe ſelber unverſtändlich, die große Menge blieb in der unglaublichſten, kraſſeſten Unwiſſenheit, welche aus Politik gefördert ward. Da nun aber doch alle Beſtrebungen, mögen ſie ſelbſt aus Capricen entſpringen, ſich ein mehr oder minder poſitives Ziel ſetzen, und die Spekulation um ſo mehr des Momentes bedarf, in welchem ſie eine Anwendung ihrer Lehren verſuchen könne, als ſie ihre Höhen durchaus unfruchtbar fand, ſo warf ſie ſich, dem allgemeinen Zuge folgend, auf die Politik, und zwar mit einem Eifer, welcher, wie geſagt, beinahe ſchon tragiſche Mutterſtelle geliefert hat. Wenn irgendwo republikaniſche oder auch nur conſtitutionelle Ideen vergeblich nach einem feſten Boden ſuchen; wenn ſie irgendwo, unverſtanden bleibend oder mißverſtanden werdend, nur Nachtheile bringen können; wenn irgendwo ſogulagen Alles noch zu thun bleibt, dem Volke auch nur die zur Vorbereitung einer Veränderung ſeines politiſchen Zuſtandes unerläßlich nothwendigſten Begriffe beizubringen, den Boden anzubahnen, in welchem die Fundamente gelegt werden ſollen, ſo iſt dieß im neapolitaniſchen Königreiche der Fall. Es iſt nicht nöthig lange im Lande zu ſeyn, um ſich von dieſer Wahrheit zu überzeugen; die Hauptſtadt allein ſchon legt es klar an den Tag, geſchweige die Provinzen.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin, Januar.

(Fortſetzung.)

Weihnachten. — Die Wahlen. — Das Volk und die Polizei.

Man hat wieder, wie in frühern Jahren, an vielen Orten und in vielen Vereinen Weihnachtsbeſcheerungen für die armen Kinder veranſtaltet. Wenigſtens Tropfen der Freude, in's Elend geſprenkelt; aber das Armenbudget unſerer Stadt ſchwillt jährlich ſo, daß es bald die Geſammteinnahmen zu verſchlingen droht. Ich kann mich nicht von Weihnachten trennen, ohne noch zu gedenken, daß für viele Arme im Land mit den Weihnachtsbäumen ein erzbieder Erwerbszweig ſich eröffnet hat. Die Straßen ſehen im Schnee an vielen Orten grün aus, kleine Wälder. Ich weiß nicht, ob es mehr das Auge oder das Gemüth erfreute, daß dieſer Sinn für das Natürliche und Poetiſche noch geblieben iſt. Ja er ſoll ſich ausbreiten; die Sitte geht nach England über, und man verſichert, daß eine Schiffsladung von Chriſtbäumen aus unſern Kiefernwäldern dieſmal nach London gegangen iſt. Möchte indeß bei uns ſich die Spekulation nicht der Sache bemächtigen, ſondern der Handel den Armen verbleiben, die mit ihren Handkarren in die beſchneiten Wälder fahren, um für einige Groſchen oder Thaler vom Förſter den Ausbund der Waldung zu erſtehen.

Auf Weihnachten folgen die Wahlſtreitigkeiten. Sie beſchäftigen jetzt faſt ausſchließlich die Aufmerkſamkeit, faſt mehr als man noch der frühern Gleichgültigkeit erwartet hätte. Denn man fängt an, ſeit man die Feſtigkeit der Regierung ſieht, zu erkennen, daß unſere Zukunft nicht in Berlin, ſondern in Erfurt entſchieden wird. Daraus erklärt ſich denn auch, daß was auf den erſten Blick eine Thorheit ſchien, eine inſtinktartige Handlung iſt, wenn nämlich die Demokraten nicht wählten. Das Reich, welches dort gegründet wird, und ſey es noch ſo klein, zerfällt ihr Traumreich. Wird der Bundesſtaat in Erfurt feſt, wie viel wird dadurch wieder feſt, was, zerrüttet und loſe, ihren Hoffnungen auf einen gänzlichen Umſchwung der Dinge Nahrung gab! Wie die Agitation von den Parteien hier betrieben wird, gehört nicht vor das Forum Ihrer Leſer.

Es verſteht ſich, daß die von der Demokratie unterwühlten niedern Schichten entweder drßhalb keinen Theil daran nehmen, oder weil die Sache über ihre Faſſung geht. Sie beſchäftigen ſich, in tranriger Erbitterung, politiſch faſt allein mit Anklagen gegen die niedere exekutive Gewalt. Waren die Conſtabler ihnen ſchon früher ein Dorn im Auge, ſo ſind ſie es erſt recht geworden, ſeit Wallecks Freilaſſung die traurigen Exceſſe hervorgerufen hat. Es iſt an jenem Tage gewiß von beiden Seiten gefehlt worden. Man hat das Volk, obgleich es deſſen kaum bedurfte, künſtlich gegen die Exekutoren der Gewalt gereizt. Kein Wunder, daß auch ſie, die eben nur aus dem Stoff gebildet ſind, den man dazu brauchen konnte, ſich reizen ließen. Daß der Polizeipräſident ſie in ſeiner Bekanntmachung von aller Schuld freiſprechen will, hat nur Oel in's Feuer gegoſſen. Es iſt in aller Welt dieſelbe Erſcheinung, daß des Volkes Wuth ſich nicht gegen die Urheber von dem wendet, was es drückt, ſondern gegen die Handlanger, die Inſtrumente der exekutiven Gewalt, und es gehört die tiefe politiſche Durchbildung des engliſchen und amerikaniſchen Volkes dazu, daß es vor dem geſchwungenen Stab des Conſtablers reſpektvoll weicht. Unſer Volk wird künftlich zur Verachtung des Inſtituts und der Perſonen von den Agitatoren erzogen. Keine Caricatur, wo nicht ein Conſtabler lächerlich oder brutal auftritt, und letzthin veranſtaltete man auf der Straße eine Art Puppenſpiel, Conſtabler als Hampelmänner, die an Drahtfäden zur Beluſtigung der Menge Purzelbäume ſchlagen mußten. Es veranlaßte einen kleinen Aufſtand, der leider mit Verhaftungen endete. Wo die Hauptſchuld zu ſuchen, weiß man leider, aber auch die Polizei iſt nicht ohne Schuld. Ein Waſſer, das ſich vom Sturm beſchwichtigt, muß man nicht anblaſen, wenn es noch hohl geht. Die Polizei mußte handeln, aber ſich weniger zeigen, bei Geringfügigem die Augen zudrücken, um bei Gewichtigem mit voller Autorität angreifen zu können. Aber ſo ſchwer hält es, von den überkommenen Vorſtellungen des vormärzlichen Polizeiſtaates zu laſſen. Am ſchlimmſten war es, daß die Beaufſichtigung und Beurtheilung der in den Clubs gehaltenen Reden untern Polizeibeamten überlaſſen bleiben mußte. Woher ſollte ihnen die Erkenntniß kommen, was in den Reden geſetzwidrig iſt? und die Erkenntniß mußte im Moment da ſeyn! Dieſes Auseinanderbreiten der Clubs, die oft ſich ſelbſt nur zuſammen treiben durch die angehängten geſelligen Vergnügungen, hat viel böſes Blut gemacht. Die Direktion dieſer Angelegenheit ſoll übrigens jetzt einem unterrichteten Beamten übergeben ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 30. Montag den 4. Februar 1850.

Nein, er gefällt mir nicht, der neue Burgermeister
Nun, da er's ist, wird er nur täglich verkehrter.
Und für die Stadt was thut er denn?

Goethe.

Der Volksmann von Paderborn.

(s. Nr. 15—25.)

III. Ein neuer Burgermeister.

Stattlich war Liborius Wichards anzuschauen, wie er in seiner schwarzen Amtstracht von Sammet, Seide und flandrischem Tuch stolzen Schrittes über die Straße ging, von sechs Hellebardenträgern begleitet. Wer ihm begegnete, zog demüthig den Hut und bückte sich schier bis zur Erde. Glücklich, wem zum Gegengruß nur ein nachlässiges Kopfnicken ward. Von dem alten Händedrücken, von der ehemaligen Anrede und Widerrede war nichts mehr zu verspüren. Insgeheim murrten die Leute über den Hochmuth des Emporkömmlings, welchen sie mit eigenen Händen aus dem Staube aufgelesen; laut aber sprachen sie: „Der gute liebe Herr, er hat den Kopf voller Sorgen für unsere Freiheit und für unsere Wohlfahrt; wie kann er da mit jedem Einzelnen die Zeit verplaudern?“ Der „gute liebe Herr“ selber aber kam sich etwa wie der Graf von Rietberg vor, der kaum nach Kaiser und Reich zu fragen hatte und in seinem kleinen Gebiete unumschränkter Herr war. In seinem Sinne grollte er mit dem Bischof und mit dem Domcapitel, die sich unterfingen von ihren Rechten zu sprechen, und schon bedenkliche Reden hatten fallen lassen, daß sie nächstens mit Gewalt einschreiten würden. Im Weitergehen sprach er zu sich selber: „Ich werde Gewalt mit Gewalt vertreiben. Es soll mir sogar lieb seyn, wenn jene zuerst die Wehr zücken; dann gewinne ich Fug und Recht, den Bischof aus dem Lande zu jagen und die ganze Herrschaft für mich zu nehmen. Ohnehin wird die Stadt nicht gänzlich frei werden, so lange ein Fürst uns im Nacken sitzt. Doch wenn wir das ganze Bisthum zu unserem Weichbild machen, so können wir uns kühn neben Augsburg und Nürnberg sehen lassen; wir sind dann vornehmer wie beide mitsammen.“

Mit solcherlei Gedanken kam er zum Rathhaus. Ein seltsames Schauspiel beschäftigte hier das versammelte Volk. Wichards hatte nämlich im Bewußtseyn seiner Machtvollkommenheit Ringe und Ketten an die Mauer befestigen lassen, um die Widerspenstigen zu schrecken. Jetzt zeigte sich, daß er nicht umsonst gedroht. An einer dieser Ketten lag Jöchelchen, schon seit dem vorigen Abend angefesselt, ein bleiches Bild des Jammers. Der närrische Spielmann hatte in seines Herzens Einfalt sich eingebildet, die neue Freiheit gebe seiner bösen Zunge den unumschränktesten Freibrief; da war er denn jämmerlich durchgepeitscht und an die Kette gelegt worden, wo er zitternd vor Frost, lechzend vor Durst, in bittern Nöthen sich wand und krümmte, verhöhnt von bösen Buben. Wer ihn beklagte, der wagte nichts zu sagen, schon darum, weil gar viele von den angesehensten Bürgern sprachen: „Dem losen Maul geschieht recht; warum schimpft es über den Mann des Volks, statt über den Bischof und des Bischofs Gesellen?“

Wie Jöchelchen des gestrengen Herrn wahrnahm, schrie er um Gnade mit so durchdringender Stimme, daß Wichards stutzte und sich zu dem Flehenden wandte: „Was gibt's, mein Sohn? Sagst du immer noch, es läme auf Eins heraus, ob einer hier besonders am Halseisen läge, da ja ganz Paderborn ein Kettenbund geworden? Spürst du immer noch keinen Unterschied?“

Digitized by Google

Der Spielmann machte ein jämmerlich frommes Geſicht. „Gnädigſter Herr,“ ſprach er winſelnden Tones, „ich habe in meinem Leben ſchon viele Prügel bekommen, aber noch niemals ſo arge wie geſtern Abend, und ein ſo kaltes Vergnügen wie in der vergangenen Nacht habe ich vollends noch niemals ausgeſtanden. Wenn ich noch eine Stunde hier aushalten muß, bin ich in der erſten halben Stunde todt. So hat der gnädige Herr denn die Wahl, mich entweder hier ſterben zu laſſen, oder an mir einen reuigen Sünder zu gewinnen. Bekehrt bin ich vollkommen, und wenn der Vater im Himmel an einem Bekehrten mehr Freude hat als an neun-und-neunzig Gerechten, ſo wird des himmliſchen Vaters Stellvertreter auf Erden auch nicht weniger thun mögen. Nehme der gnädige Herr mich zu Gnaden auf; ich will ſein Schatten und ſein Hund ſeyn.“

Wer Macht und Anſehen beſitzt, dem fehlt zuweilen nicht die Einſicht, ſich dem Einfluß ſeiner Schmeichelkünſte zu entziehen; aber von plumper Schmeichelei läßt er ſich meiſtentheils verſtricken. Die Macht iſt ein Weib. So ſagte denn der Bürgermeiſter zum reumüthigen armen Sünder: „Dießmal ergehe noch Gnade für Recht. Doch merke dir wohl: ein Rückfall bringt dich unfehlbar an den Schnappgalgen. Schließt ihn los.“ — Mit dieſen Worten trat Michards in die Halle und ſtieg die Treppe hinauf, um in ſeiner Schreibſtube ſich zum Regieren anzuſchicken.

Ein ſaurer Tag ſtand bevor, das wußte Liborius ſchon ungefähr zum voraus; dennoch kam der Anfang ihm unerwartet. Günter trat zu ihm ein, auf dem hagern, bleichen Angeſicht feierlichen Ernſt, die Augen feucht, ſchmerzliches Zucken auf den Lippen. Darauf war der Bürgermeiſter nicht vorbereitet; nur gegen zürnende Vorwürfe trug er das dreifache Erz um die Bruſt, nicht gegen des Freundes ſchmerzliche Theilnahme. Wolfgang ließ es nicht bei der trübſeligen Miene bewenden. „Mein theurer Liborius,“ ſagte er, „du mußt mir ein freimüthiges Wort vergönnen, ſo wenig du auch in jüngſter Zeit die Wahrheit mehr vertragen kannſt.“ — „Sey doch kein Kind,“ verſetzte Michards; „denn wenn ich mir auch nicht von jedem Gecken in's Geſchäft mag reden laſſen, ſo ſteht darum doch nicht minder mein Ohr der vernünftigen Wahrheit offen. Rede darum ohne Scheu. Du dürfteſt es getroſt wagen, auch wenn du nicht mein erprobter Freund wäreſt, auch wenn ich dir nicht meine Erhebung auf den Gipfel der Macht zu verdanken hätte.“ Günter ſchüttelte wehmüthig das Haupt. „Deine Rede ſchneidet mir durch's Herz,“ ſagte er. „Du verdankſt deine Erhebung nicht mir, ſondern der Gewalt. Ich hätte möglicherweiſe deine Wahl zum Bürgermeiſter durch Ueberredung bewerkſtelligt, aber du haſt es ja darauf nicht ankommen laſſen. Mein Gedanke war, einen freien Mann zum Erſten unter Gleichen zu machen; du haſt aber vorgezogen, dich als einen neuen Zwingherrn an die Stelle des alten zu drängen. Ein Tauſch iſt vorgegangen, keine Verbeſſerung.“

(Fortſetzung folgt.)

Preußiſche Bivouaksgeſchichten.

(Fortſetzung.)

„Dazumalen nämlich, müßt ihr wiſſen, war es noch nicht ſo, wie jetzt zu Tage, wo jeder Preuße die Ehre hat ſeinem König als Soldat zu dienen. Da gab es noch freie Werbung, und die Werber mußten ſuchen ihrem Regimente ſo viel gute Burſche als möglich recht wohlfeil zu verſchaffen. Wer das am beſten konnte, der bekam eine Gratifikation vom Herrn Oberſten oder Herrn Rittmeiſter, und ſo könnt ihr denken, wie viel Mühe ſich die Leute gaben. Oft unter allerlei Verkleidungen ſtrichen die Werber im Lande herum und ſuchten mit allen möglichen Liſten jeden tauglichen Kerl anzuführen, daß er Handgeld nahm und die Soldatenmütze aufſetzte. War dieß einmal geſchehen, ſo mußte er ſeine acht bis zehn Jahre Soldat bleiben, da half kein Pfeifen und Brummen. So ward mancher Soldat, der am Abend vorher noch gar nicht daran gedacht hatte. Na, wie es jetzt iſt, iſt es doch beſſer, obgleich es dazumalen auch viele tüchtige Kerle gab, mit denen man, wenn man ſie nur ordentlich unter dem Stock hielt, den Teufel aus der Hölle jagen konnte. — Doch jetzt iſt es Zeit daß ich mit Erzählen aufhöre und einen kleinen Patrouillenritt mache.“

Mit dieſen Worten klopfte der alte Unteroffizier ſeine Pfeife aus, ſteckte ſie langſam in ſeine Säbeltaſche, ſtand auf, ging zum Lieutenant und ſagte, die Hand an den Kolpak gelegt, im dienſtlichen Tone: „Erlauben der Herr Lieutenant, daß ich die Vorpoſten jetzt ablöſe und dann eine kleine Rekognoscirpatrouille reite? Es iſt bald zwei Uhr.“ — „Ja wohl, Unteroffizier Erdmann, thun Sie dieß,“ erwiderte der Offizier, indem er ſich auch von ſeinem Heidekraut erhob, um die Ablöſungen der Infanterie anzuordnen. — Jetzt kam reges Leben unter die Mannſchaft der Feldwacht. Manchen eben nicht ſehnſuchtsvollen Blick in die dunkle Regennacht werfend, rüſtete ſich die Ablöſung, das wärmende Wachtfeuer mit dem kalten Poſten zu vertauſchen, wo ſie ſchutzlos dem vollen Ungeſtüm der Witterung preisgegeben waren.

„Das wird ein kaltes Vergnügen werden; eine Ballnacht bei Kroll wäre mir lieber,“ brummte, jetzt

Digitized by Google

ſchon ſchaudernd, ein Berliner Freiwilliger. — „Ah watt! von Zucker ſeynd wir ock nich, dat wir ſchmölten deht," meinte ein plattdeutſcher Pommer und ſtopfte ſich vorſichtig die Beinkleider in die Stiefeln. Die Huſaren gürteten die loſer gewordenen Sättel nach, fetteten die Kinnketten feſt und hingen die Karabiner in die Hacken. — „Fix! fix!, das iſt ja, als ob ihr von der reitenden Bürgergarde und keine Huſaren nicht wärt!" rief der alte Erdmann, der bereits fertig war und gerade und feſt wie der jüngſte Reiter auf ſeinem ungeduldig mit dem Fuße ſcharrenden Rappen ſaß. — „Na, Ihnen muß man wohl eine Leiter anſetzen!" ſchnob er einen etwas ungeſchickten Huſaren an, der ſich nicht raſch genug in den hoch gepackten Sattel ſchwingen konnte. „Herr Gott! ſieht das nicht eher aus, als ob ein Kameel uf den Pflaumenbaum, als ob een Huſar in den Sattel wollte! Nun vorwärts, marſch!" kommandirte er, als endlich alle fertig waren, und ritt an die Spitze der Patrouille, die bald in der tiefen Nacht verſchwand. Aber noch hörte man ihn ſeinen Leuten zuſprechen: „Seht euch gut vor, ſperrt die Augen auf im Kopfe, ſo weit ihr könnt, und haltet das Pferd feſt in Zügel und Schenkel, ſonſt kommt ihr auf die Naſe zu liegen."

Auch die Ablöſungen des Fußvolks zogen unter Lachen, Scherzen und Fluchen über das ſchlechte Wetter endlich ab und es ward ſtill am Bivouakfeuer. Die Mannſchaft war auf ein Drittheil zuſammengeſchmolzen und die Leute ſtreckten ſich ſo behaglich als möglich an's Feuer, oder legten ihr Heidekraut zurecht, ſo daß das untere, das trocken geblieben war, jetzt oben auf das naſſe zu liegen kam. — „Alles in der Welt geht um," meinte ein Füſelier und warf einen naſſen Haufen hinunter und einen trockenen oben darauf. „So, ihr Blümekens, ihr müßt es auch verſuchen, wie der Regen thut; glaubt ihr, ihr könnt alleene dieſe Nacht trocken bleiben?"

Nach einer halben Stunde kamen die abgelöſten Soldaten der Vorpoſten wieder zurück. Triefend drängten ſie ſich an das Bivouakfeuer, das man jetzt recht groß gemacht hatte, um die ganz durchnäßten Kleider wieder etwas zu trocknen. — „Na, das war een Wetter da uſn Vorpoſten!" rief Einer und rang ſich den Regen aus dem Mantelzipfel. „Ich glaube die Flöhe, die ich im letzten Nachtquartier uſgelesen, müſſen mir am Leibe erſoffen ſeyn, ſo naß bin ich." — „Ach Gott ja, ich wollte nur meine Tante ſähe mich hier," ſagte ein junger Freiwilliger, ein Bürſchchen, kaum dem Knabenalter entwachſen, aber munter und rüſtig bei allen Strapazen. — „Wollen Sie einen Schluck Rum?" fragte ihn der Lieutenant gutmüthig. — „Danke gehorſamſt, Herr Lieutenant, aber hier dem Füſelier würde es gut thun." — „Iſt Ihnen ſchlecht, Weber?" fragte der Offizier den bezeichneten Mann, der bleich, in ſeinen Mantel gehüllt ſo nahe als möglich am Feuer lag und trotzdem mit den Zähnen klapperte, daß man es mehrere Schritte weit hören konnte. „Da nehmen Sie etwas Rum, das wird Ihnen gut thun." — „Ja, Herr Lieutenant, ich habe das kalte Fieber und mich friert, als wenn ich im Eis wäre; doch es wird wohl vorüber gehen; der Rum thut gut, danke vielmals," und damit gab er die Flaſche wieder zurück.

„Da kommen unſere Huſaren wieder!" rief nach einer kleinen Stunde ein Soldat, und man hörte auch ſchon den Huftritt der Roſſe und bald erſchienen die hohen Geſtalten der Reiter in der Dunkelheit. — „Melde mir, daß ich zurückgekommen bin," rapportirte Korporal Erdmann dem Lieutenant, nachdem er abgeſeſſen war. „Von den Dänekens habe ich nichts geſehen und gehört; die denken auch, weil vom Schuß iſt gut ſeyn. Wir haben in einem Hauſe, das ganz allein auf dem Felde ſtand, die Leute herausgeklopft und ſie gefragt, wo die Dänen wären; allein das verdammte jütiſche Bauernvolk that als könnt' es meine Sprache gar nicht verſtehen, und als ich böſe ward und mit dem Säbel ihnen vor die Augen herumfackelte, da ſchrieen ſie, als wollte ich ſie auffreſſen, und ein alter Kerl rief: „Nix Danske ſehn, nix Danske!"

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortſetzung.)

Luſtige Volksmänner. — Disputation über die demokratiſche Krankheit. — Zahnärzte

Dieſe Streitigkeiten von höchſt ernſthafter Natur erhalten aber glücklicherweiſe ihr Paroli, oder ihre luſtige Färbung durch anderer Kämpfe. Das pflegt ſo in der Natur und im Menſchenleben zu gehen; in einer großen Stadt wird aber am bunten Lebenstreppich täglich ein neuer Flicken der Art angewirkt, um die Monotonie zu unterbrechen. In Zeiten wie die jetzigen iſt das oft der einzige Troſt. Daß es, als der Pöbelterrorismus

Digitized by Google

Berlin beherrschte, nicht allein Dowiats und d'Ester, sondern unter den Schreckensmännern auch Lindenmüllers und Baler Kerbe's gab, und daß dazwischen ein Held wie Held auf dem heroischen Felde der Volksgunst tanzte, war eine heilsame Erquickung. In Köln, der Hauptstadt unseres Faschings, scheint dieser humoristische Trost im Volksleben gefehlt zu haben. Auch wußten wir in Rheinhessen und Baden kein den Schreckensmännern, den Metternich, Zib und Bamberger, gebotenes Parolli. Unsere zweite Kammer müßte ihren Abraham a Santa Clara, den Pfarrer Schaffranek, eigentlich in Gold fassen, weil er doch dann und wann das trübe Grau an ihrem doctrinären Horizont durch die Blitze seiner Oratorik unterbricht. — Neulich wollte ein Mediciner über das Thema von der neuen Tollwuth, der demokratischen Krankheit, disputiren. Was die Folgen gewesen wären, wissen wir nicht, da die Disputation aus zufälligen Umständen ausgesetzt blieb, und ungeachtet der Versicherung, daß die Disputation mit Rücksicht stattfinden solle, sie doch bis heut noch nicht wieder angesetzt ist. Indeß wird behauptet, daß der Doctorandus Willens gewesen, die Sache mit vollem wissenschaftlichen Ernst zu behandeln, und die Symptome einer Seelenkrankheit, wie zu den Zeiten der Wiedertäufer, Flagellanten und Kinderkreuzzügherr, auch in dem demokratischen Wahnsieber auseinander zu setzen. — Dafür streiten sich unsere namhaftesten Zahnärzte in erbaulicher Weise in den Zeitungen über ihre gegenseitige gelehrte Bildung und Unbildung herum. Da die Polizei und Sitte keine Buben und Gerüfe auf dem Markte mehr leiden will, trägt man die Perrücke, den Scharlachrock und die geballte Faust in die Zeitungsanzeigen über. Da ward denn der eine dem andern vor, daß er keine Universität besucht, daß er ein Barbiergehülfe, ein Pfuscher gewesen, nur durch Connexionen zur Doctorwürde gelangt, während der andere nachweist, wie sein Gegner als Schlossergesell, den Nagen auf dem Rücken, die Welt durchwandert habe. In einem Gleichmann, sagte in vormärzlicher Zeit eine witzige Autorität, gehört erstens Jemand, der da sagt, daß er es sey, und zweitens ein anderer, der es glaubt. Mit den Zahnärzten ist es wohl derselbe Fall. Wer schlechte Zähne gut ausgiebt und gewachte gut einsetzt, ist ein guter Zahnarzt, auch wenn er etwa in einer Scharfrichterei seine Universitätsstudien gemacht hätte. Die wissenschaftliche Verschule hat vielleicht nur das Gute, daß sie die Schicklichkeits- und Humanitätsrücksichten in der Art gestärkt hat, daß ein studirter Arzt nicht aus Brodneid dem andern seine Kunden zu entziehen sucht, wenigstens nicht öffentlich. Der unglückliche Umstand, daß einem Zahnarzt eine Zahnleidende unter den Händen gestorben war, an Uebergenuß eines betäubenden Mittels, ward Anlaß zu dieser Fehde, die kein Blut gekostet hat und uns nur zu Sinn führt, daß die Emancipation von aller polizeilichen Beaufsichtigung während der Revolution doch wenigstens Ein Resultat nicht gehabt hat, daß auch die Sitte umgestoßen worden wäre. Charlatane, Quacksalber und Marktschreier haben sich, trotz der Ohnmacht der Medicinalpolizei, in Berlin nicht einzustellen gewagt.

(Fortsetzung folgt.)

Neapel, Januar.

(Fortsetzung.)

Reaktion. — Zustand des Volks.

Man beging in Neapel im Januar 1848 einen großen Irrthum. Man ließ sich durch die Revolution, welche seit dem vorangegangenen Herbste in Sizilien und Calabrien vorbereitet und deren Ausbruch bis auf den Tag verschoben war, überumpeln und verlor täglich Terrain, indem man mit halben Maßregeln abhelfen zu können glaubte — ein Irrthum, in welchen freilich Viele verfielen. So kam es zum Verluste Siziliens und zur Empörung eines großen Theils des diesseitigen Königreichs. Man gab endlich eine Constitution, welche von einigen Mitgliedern des höhern Adels, die später meist von ihren Zoen zurückgekommen sind, und von einem Haufen Rechtsgelehrter und Schriftsteller gefordert ward. Das Volk hat mit dieser Constitution niemals irgend einen nur halbklaren Begriff verbunden, und sie wurde, wenn man die ehrlichen Freunde repräsentativer Formen ausnimmt, welche hier wie allerwärts in der Minorität waren und großentheils mit ganz unpraktischen Ideen auftraten, die namentlich überall an 1820 anknüpfen wollten, von einer Zahl Leute ausgebeutet, die offen auf die Republik hinarbeiteten. Diese Genossenschaft ward am 15. Mai mit leichter Mühe besiegt, aber ein aus gemischten Elementen zusammengesetztes Ministerium, das des Fürsten Cariati, versuchte es noch einmal mit der Verfassung. Der Versuch schiterte an der compakten Opposition; die Charte ist seitdem ruhig bei Seite gelegt worden, und der Titel der offiziellen Zeitung, des Giornale costituzionale del Regno delle Due Sicilie ist so ziemlich das einzige, was von derselben geblieben ist. Unterdeß wurde der Aufstand in Calabrien völlig unterdrückt und Sizilien durch den Fürsten von Sartiano wiedererobert, worauf zu Ende August vorigen Jahres eine Umänderung des Ministeriums im absolutistischen Sinne folgte und seitdem Alles den entschieden reaktionären Weg eingeschlagen hat. Dieß sind die traurigen Folgen der constitutionellen Versuche und republikanischen Gelüste in einem völlig unreifen Lande.

Die Stadt Neapel ist, wie bereits bemerkt ward, von der Revolution bei weitem nicht so hart betroffen worden, wie Mailand und Florenz, Rom und Venedig. Keine Belagerung, keine fremden Occupationstheere. Mit wenigen Stunden Straßenkampf war's abgethan, und von diesem Kampfe sind wenige Spuren geblieben, wenn man den Palast Gravina ausnimmt — so ziemlich das schönste Bauwerk Neapels, jetzt öde und ausgebrannt, aber von außen unversehrt und seiner Ausbesserung zugewandten Seite des königlichen Palastes, auf welche am 15. Mai der Hauptangriff gerichtet war. Nur die Kanonenmündungen, welche man hie und da über ganz unversängliche scheinende Mauern hinwegragen sieht, erinnern bisweilen daran, daß man dem Frieden noch nicht recht traut, während die starke Besatzung und die häufigen Militärpatrouillen zu Fuß und zu Pferde zeigen, daß man auf seiner Hut seyn zu müssen glaubt. Aber Neapel denkt nicht an Revolte und die große Masse der gebildeten Klassen ist dem Könige persönlich ergeben. Daß endlich das niedere Volk, daß die Lazzari durchaus antirevolutionär und dem Bourbonischen Hause anhänglich sind, ist bekannt. Man hat also unrecht, Maßregeln von solcher Schärfe zu ergreifen, daß sie nothwendig Mißvergnügen erregen müssen, statt die der Regierung gewonnene gute Position zu stärken. Neapel ist eine sorglose, mehr denn leichtsinnige Stadt. Der Neapolitaner nimmt die Fülle der Gaben des Himmels hin, ohne für die Mehrung oder Sicherung des Genusses, wo diese von ihm abhängen würde, auch nur einen Schritt zu thun. Der kaum mehr denn thierische Zustand des niedern Volkes ist wahrhaft erschreckend; nicht minder erschreckend aber ist die Gleichgültigkeit, womit die bessern Klassen diesem zusehen, eine Gleichgültigkeit, die an Stumpfheit grenzt.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 31. Dienstag den 5. Februar 1850.

Einen neuen Menschen hat er angezogen;
Mit dem Helm und Wehrgehäng
Schließt er sich an eine würdige Meng'.
Muß ein fürnehmer Geist jetzt in ihn fahren.
Schiller.

Preußische Bivouaksgeschichten.

(Fortsetzung.)

Die Husaren besorgten vor allen Dingen ihre Pferde, lösten die Gurten, zäumten ab, hingen ihnen die vollen Futterbeutel um und rieben ihnen mit Heidekraut die Füße ab. Erst als alles besorgt war, durften die Reiter an sich denken; aber kaum hatten sie ihre Plätze am Feuer eingenommen, so sagte einer: „Nun haben Sie die Güte, Herr Unteroffizier Erdmann, und erzählen weiter. Es hört sich so gut an und man vergißt Wind und Regen dabei.“ Die ganze Gesellschaft unterstützte diese Bitte. Der Alte nickte beifällig, während er die Nässe von seiner Säbelklinge abwischte, nahm einen Schluck aus der Feldflasche, die ihm der Lieutenant wieder freundlich bot, stopfte seine Pfeife aus dem Seehundsbeutel, der neben der Säbeltasche hing, und sprach: „Nun ja, die Geschichte, wie ich Husar wurde, könnt ihr wohl aushören; aber wo bin ich stehen geblieben?“ — „Noch in Schwedt als Rekrut bei Ihrem Herrn Vater seliger,“ rief der Freiwillige in munterem Ton. — „Richtig,“ sagte der Alte und fuhr nun fort.

„Wir marschirten ab von Schwedt. Da gab mir mein Vater seliger einen ganzen Thaler und sagte: „Fritze, da hast du ein Stück Geld, daß du dir ordentlich einrichten thust;“ und die Frau Mutter gab mir zwei neue Hemden und eine große Wurst, die mir meine Kameraden aber schon im ersten Nachtlager wegstibitzten und auffraßen, und der Wachtmeister versprach, er wolle mir unter seinen Augen behalten, daß ich bald ein ordentlicher Husar werde, und so war Alles gut. Unterwegs wollten einige Kerle nicht Ordre pariren, und so setzte es tüchtige Hiebe. Schon ein gut Stück vor Münster kam uns eine Ordonnanz entgegen und sagte, der Herr General wolle uns besehen, wir sollten nur auf dem Reitplatz aufmarschiren. Das fuhr uns in die Glieder, und viele, die gesungen und gelärmt hatten, wurden jetzt ganz still. So marschirten wir auf und kriegten jetzt gleich den ersten Vorgeschmack vom Exercitium. „Ihr Esel! wollt ihr eine gerade Linie formiren!“ rief der Herr Wachtmeister und ließ seinen Rohrstock tüchtig tanzen, bald auf dem Buckel, bald auf den Schultern, wie er es gerade nöthig fand. So ging es eine gute Weile fort, bis wir endlich so eine halbwegs gerade Linie zusammengestoppelt hatten.“

„Wir hatten noch nicht lange gestanden, da kam der Herr General, dem das Regiment gehörte, mit seinem Adjutanten und andern Offizieren angeritten. Das war eine Gestalt! da konnte man gleich Respekt davor kriegen. Donnerwetter, wie saß der zu Pferd, so stolz und fest! man hätte glauben sollen, es wäre des Königs Majestät selber in höchst eigener Person. Einen mächtigen Schnurrbart hatte er und schon graue Haare, dabei aber ein paar Augen, die funkelten und blitzten wie glühende Kohlen. — „Guten Morgen Kinder,“ redete er uns mit seiner Baßstimme an, als er beim Flügel angekommen war und der Herr Wachtmeister ihm die Meldung gemacht hatte. „Na, ihr sollt nun Husaren werden, und das ist eine sehr große Ehre für euch, denn ein ordentlicher königlich preußischer Husar ist der erste Kerl in der Welt. Führt ihr euch gut auf und macht mir Freude und lernt ordentlich reiten, so sollt ihr es gut haben; seyd ihr aber

Digitized by Google

Schweinigel, dann gibt es Hiebe, daß euch die Seele zum H. hinausfährt. So, das merkt euch!“

„Damit war die Rede aus, die uns allen ſehr in's Gemüth gegangen war. Der Herr General ging nun die Reihe durch, ſah ſich alle an und ſprach mit Jedem ſo ein paar Worte. Als er bei mir ankam, ſah er mir von oben bis unten an, daß ich glaubte ich müſſe in die Erde ſinken, und ſagte: „Dein Geſichte, mein Sohn, kommt mir bekannt vor; wie heißt du und wo biſt du her?“ Aber vor Reſpekt konnte ich gar nicht antworten. — „Na, ſo mach das Maul auf und gib mir Rede!“ rief der Herr General ein klein wenig ungeduldig. — „Ich heiße Erdmann und bin aus Schwedt, wo mein Vater Thorſchreiber iſt,“ ſtotterte ich heraus. — „Ei, dein Vater war früher Korporal bei die Ziethenſchen Huſaren! ein braver Kerl, der mir einmal aus die Franzoſen herausgehauen hat. Werd' nur auch ſo ein Huſar, wie der war, dann ſoll es dir gut gehen, und ich will dir unter die Augen behalten.“ Dabei klopfte er mir auf die Achſel und gab mir einen blanken Friedr'or in die Hand. Beim Weggehen aber ſagte er zum Wachtmeiſter: „Der Burſch kommt zu meiner eigenen Schwadron, hört Er, Wachtmeiſter?“ — „Wie heißt der Herr General, der meinen Vater kennt?“ fragte ich den Herrn Wachtmeiſter neugierig. — „Dummkopf, kennſt du den nicht einmal? Das iſt ja der Herr General von Blücher, ein ächter Huſarengeneral, an dem Vater Ziethen ſelbſt ſeine Freude hätte, wenn er noch lebte.“ Und ſo hatte ich gleich am erſten Tage die Ehre, von dem Herrn General von Blücher angeredet zu werden, der nachher Feldmarſchall Vorwärts von all die preußiſchen Huſaren wurde und bei dem jedem ehrlichen preußiſchen Soldaten das Herz im Leibe vor Freude lachen muß, wenn er nur ſeinen Namen hört. — Und nun, Jungens, laßt uns einmal zur Abwechslung unſer Huſarenlied ſingen.“

Mit dem kräftigſten Baß ſtimmte der Alte das Lied an und faſt alle andern ſtimmten ein:

„Was ſchmettern die Trompeten? Huſaren heraus!
Es reitet der Feldmarſchall mit fliegendem Braus“ ꝛc.

Laut und freudig klang der volle Soldatenchor in die dunke Nacht hinaus über die öde jütländiſche Heide, und Wind und Regen wurden darüber von den muntern Sängern ganz vergeſſen. Noch einige andere Soldatenlieder, namentlich das Leiblied der Soldaten: „Schier dreißig Jahre biſt du alt,“ folgten, und Unteroffizier Erdmann war ſtets einer der rüſtigſten Sänger.

Nachdem man ſo wohl eine halbe Stunde geſungen, nahm der Alte wieder das Wort: „Nun will ich euch meine Geſchichte auserzählen. — Am 7. Oktober 1803 ſchwur ich den Fahneneid; das iſt alſo nun ſchon etliche und vierzig Jahre her, und ſo lange bin ich denn immer bei die Huſaren geblieben. Ich kam gleich zu der Leibſchwadron des Herrn Generals, was eine große Ehre war, denn die Rekruten kamen nie dahin. Ein alter Soldat, auch ſo einer aus der ächten Schule, nahm mich zu ſich in's Quartier, um einen ordentlichen Menſchen aus mir zu machen und mir das Putzen beizubringen, und was ſonſt dazu gehört. Na, dabei gab es denn manchen tüchtigen Rippenſtoß und Ohrengezauſe, denn ſo manierlich wie jetzt, wo man euch nicht mit dem kleinen Finger anrühren darf, ward damals nicht mit uns umgegangen, das könnt ihr glauben. Sonſt ging es mir indeß ziemlich gut, und ich lernte fix auf der Reitbahn und dem Exerzierplatz, und ſperrte Augen und Ohren weit auf, daß ich Alles behielt, und ſo kam ich denn auch immer ohne Prügel davon. So ein Hieb mit der Bahnpeitſche beim Reiten kam wohl mal vor, aber das gehört ja dazu, und ohne das lernt man nie ordentlich reiten. Das wißt ihr ja ſelber, obgleich jetzt in der königlich preußiſchen Armee jede körperliche Beſtrafung eines Soldaten ſtreng unterſagt iſt. Doch wer kann ſo genau ſehen, ob er das Pferd oder den Reiter trifft? Und ſo ein Peitſchenhieb brennt tüchtig auf den Schenkel oder Buckel, und es ſind doch keine Schläge nicht.“

(Fortſetzung folgt.)

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortſetzung.)

Wichards legte die Stirn in Falten, Günter aber fuhr unerſchrocken fort: „Ich war Zeit meines Lebens ein Sachwalter der Armen und Bedrängten, und nicht um deinetwillen hat mein Herz dich zum Freunde erkoren, ſondern darum, weil du ein Opfer der Ungerechtigkeit geworden, und ferner darum, weil ich in dir einen Mann zu erkennen glaubte, der im Stand wäre, als Haupt der Gemeinde für immerdar das Joch zu zerbrechen, unter welchem er ſelber einſt ſo ſchwer gelitten.“ — „Du haſt dich nicht getäuſcht,“ betheuerte Liborius. — „Dazu gehört ein ſtarker Glaube,“ meinte Günter; „ich bin gewohnt, nach Anleitung der Schrift den Baum an ſeinen Früchten zu erkennen.“ — „So laß ſie doch erſt reif werden!“ mahnte Wichards. Der unerbittliche Anwalt ſprach aber weiter: „Mich däucht, ſie ſeyen ſchon überreif. Als du gewählt worden, erklärteſt du die Fehler des vorigen Regiments abſtellen zu wollen; du würdeſt nicht, wie dein Vorgänger, zum Nachtheil des gemeinen Mannes dich ehrgeizig gegen den Fürſten und das Capitel auflehnen, wohl aber dafür ſorgen, daß mit

Digitized by Google

dem Frieden auch die Rechte und Freiheiten der Stadt in gutem Stande bleiben. Wie haſt du das Werk angegriffen? Auf verwunderliche Weiſe für einen, welcher behauptet, er wolle dem Kaiſer laſſen, was des Kaiſers ſey, und fühle die Nothwendigkeit vor allen Dingen der Gemeinde leibliche Wohlfahrt zu fördern. Dein erſtes Augenmerk war darauf gerichtet, dich zum unumſchränkten Herrn der Stadt zu machen. Die Bürger haſt du, als wären ſie leibeigene Knechte, zur Frohnarbeit getrieben, um die Ringmauern auszubeſſern, die Gräben zu vertiefen, neue Schanzen anzulegen. Deine erſte Sorge war, das Zeughaus mit Waffen zu füllen und neue Stücke zu gießen, wozu du das Metall von den Leuten mit Gewalt erpreſſteſt. Die Rathsherrn, welche dir widerſprachen, haſt du Hals über Kopf von ihren Sitzen geworfen, und die Plätze ohne weitere Förmlichkeit nach eigenem Gutdünken beſetzt. So wenig liegt dir des gemeinen Mannes Wohl und Wehe am Herzen, daß du auch ſeiner kleinen Freuden nicht achteſt. Schonungslos haſt du die Eichen des Periwinkels gefällt, ohne zu bedenken, wie heilig das Volk dieſe ehrwürdigen Bäume hielt. Weißt du denn nicht, Unſeliger, daß die Menſchen keinen Zwingherrn mehr haſſen, als der ſie in ihrem Feiertagsvergnügen ſtört? Die Zerſtörung des Wäldchens wird als ſchnöder Muthwillen ausgelegt."

Wichards lächelte ungläubig. „Mein Freund," ſagte er, „du ſchiebſt dein eigenes Mißbehagen dem gemeinen Mann in die Schuhe. Weil du im Eichenhain zu träumen beliebſt, meinſt du die Bäume dürften für keinen Menſchen von Holz ſeyn." — Günter hob wieder an: „Du ſprichſt da, was du ſelber nicht zur Hälfte glaubſt. Du magſt dir auch einbilden, du thäteſt vollkommen Recht daran', die Menge zu ihrem Beſten zu zwingen. Aber es kommt gar nicht darauf an, ob es wirklich ihr Beſtes, wozu du ſie treibſt; es handelt ſich hier gerade nur um den Zwang. Die Freiheit, Liborius, die Freiheit iſt des deutſchen Mannes höchſtes Gut. Sie geht über alle leibliche Wohlfahrt, und ſo du die edle Freiheit mit Füßen trittſt, wird es dir zu nichts helfen, wenn du auch den Taglöhner in Seide kleideſt und ſeine Kinder mit Bratwürſten auffütterteſt. Darum höre auf meine Stimme. Ich will dir gerade nur um deinetwillen einen Rath ertheilen. Befolgſt du ihn nicht, ſo wird das erbitterte Volk einen andern an deine Stelle ſetzen. Kehr' um, bevor ſich dir alle Herzen entfremden. Noch iſt es Zeit."

Dieſe Vorwürfe verdroſſen den Liborius. In ſeinem Herzen ſprach er: „Zum Gehorchen iſt die dumme Maſſe da, und wenn ein kluger Kopf ihr von Freiheit vorredet, ſo meint er damit eigentlich nichts, als daß er ſelber Beruf und Luſt zum Regieren ſpüre. Dieſer Günter iſt ein gefährlicher Schwärmer, den ich mir vom Nacken ſchaffen muß, ohne darum aber mich ſeiner guten Dienſte zu berauben." So dachte er, viel anders aber redete die heuchleriſche Zunge: „Ich will mir's bedenken, Wolfgang. Ich finde wohl noch einen Ausweg, um den nothwendigen Zwang mit erwünſchter Milde zu paaren. Ich für mein Theil wünſche nichts ſehnlicher herbei als den Augenblick, in welchem ich zu meinen Mitbürgern werde ſagen dürfen: wir ſind frei und in unſerer Freiheit ſicher vor jedem Angriff von außen wie von innen; ich habe dieſes große Werk vollendet und begehre ſeine Segnungen in Ruhe zu genießen; wählt jetzt zum Bürgermeiſter wen ihr mögt, und laßt mich in Frieden meine Tage unter euch beſchließen, im Schatten des Baumes, den ich pflanzte."

Günter fiel dem Freund um den Hals. „Ich glaube dir," ſprach er gerührt, „und bitte dich um Verzeihung wegen meiner Zweifel. Dennoch kann ich meinen Rath nicht zurücknehmen. Du biſt nicht für mich allein da, ſondern für das Volk, und der gemeine Mann iſt nicht ſo gelehrig, wie deines Freundes Herz." — „Ich will dir folgen," entgegnete Wichards; „doch für jetzt laß uns das Nächſte bedenken. Ich habe für dich einen wichtigen Auftrag, den ich keinem andern anvertrauen möchte, weil mit deiner ganzen Gewandtheit auch deine ganze Treue zur Ausführung gehört."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Neapel, Januar.

(Fortſetzung.)

Volkselend. — Strenger Winter.

Der furchtbarſte Schmutz — ein Schmutz, von welchem man ſich keinen Begriff macht, wenn man nicht im Orient geweſen iſt — füllt einen großen, ja den größten Theil der Stadt und macht viele Straßen geradezu ungangbar; die Bettelei iſt, namentlich ſeit der Demiſſion des gefürchteten Polizeiminiſters Del Carretto auf einen Punkt gediehen, welcher dieß Erbübel zu einer wahren Plage für alle Welt macht. Wo man ſich ſehen

Digitized by Google

läßt, am Tolede, an der Vittoria, am Eingange der Villa reale, auf der Chiaja, wird man von Bettlern geradezu verfolgt; schaarenweise umringen sie den Wagen, wenn man ein- oder aussteigt; man kann mit keinem Verübergehenden reden, ohne gestört zu werden; ganze Familien liegen zusammen im Koth auf dem Pflaster; an den Straßenecken lauern sie, die erbärmerwürdigsten Gebrechen zur Schau tragend, halbnackt laufen sie vor dem Fußgänger her, ihm verkrüppelte Arme oder sonstige Verstümmelungen vorzeigend; schreiend, dreinig, singend, oder richtiger heulend ziehen sie durch die Straßen, so zu sagen ohne Bedeckung, bisweilen buchstäblich mit nichts anderm als einem um die Lenden geschlungenen Leinwandfetzen. Der Neapolitaner nimmt an allem diesem kein Arg; es ist als wären seine Sinne von den unsrigen verschieden oder völlig abgestumpft. In diesem ungewöhnlich rauhen und harten Winter ist das Elend nun in demselben Maße gestiegen, wie das Quecksilber im Thermometer gefallen ist. Der Neapolitaner hat überhaupt gegen die Kälte geringen oder keinen Schutz; die Wohnungen, wenn nicht etwa Fremde sie innegehabt, sind meist ohne Kamin, und bald aus Geiz, bald aus Gewohnheit beroben sich die Leute, Feuer sey ungesund, und sitzen in ihren unbehaglichen eisigen Zimmern, in zwei Ueberröcke nebst Mantel gehüllt, was Manche ein »doloce farniente« nennt. Bei gewöhnlichem Thermometerstande ist bloß schon unerquicklich genug, nun gar aber, wenn der »Zauberhauch, der lieblich lächelt um Neapel« in ein »wüstes Schneegeflocker« verwandelt ist, bei welchem Auguß Platen hier wie in München ein Studenbecke hätte werden müssen, ohne, wie in München, den Trost einer warmen Stube zu haben. Während, wie es vor wenigen Tagen noch der Fall, bis plötzlich milder und sonniges Wetter eintrat, Terra di Lavoro bis Mola di Gaeta, Ischi und Sondi hinan mit Schnee bedeckt lag, die ganze Gebirgskette nicht nur, die sie vom alten Samnium schridet, eine Reihe von weißen Spitzen und Abhängen darbot, sondern Vesuv und Somma und die ganze Küste von Castellamare und Sorrent bis zum Vorgebirge der Minerva, Capri selbst ein beschneiter Inselfels war, und auf dem Posilipp und Pomero und Capo di monte der Schnee Tage lang liegen blieb — in solcher Zeit, wo das Quecksilber hier auf drei, in Rom auf fünf Grad unter dem Gefrierpunkt sank, mag man sich denken, wie es mit der bedürftigen Bevölkerung Neapels steht. Ein großer Theil dieser Bevölkerung (sage ich hunderttausend, so bleibt's gewiß weit unter der Wahrheit) ist aber überhaupt verkommen in Schmutz und verjährtem Elend. Ja, wenn man die Mehrzahl der Weiber der untern, selbst der mittleren Klassen anstieht, so möchte man auf den Gedanken kommen, daß die erschrecklichen Krankheiten, welche zu Ende des Mittelalters das Land heimsuchten und es dann im siebzehnten Jahrhundert aufs schonungslosese verheerten, das Blut verdorben haben. Nirgend sieht man so viele durch Krankheit verstümmelte Leute, häufig in solchem Grade entstellt, daß man sich mit Entsetzen wegwendet. Wenn man den physischen und moralischen Zustand der untern Klassen, so wie die Lokalitäten betrachtet, auf welche dieselben angewiesen sind, so begreift man leicht, wie die Cholera hier in den Jahren 1836 — 1837 so mörderisch auftreten konnte; man begreift vollkommen, daß die Schilderungen der großen Pest des Jahres 1656, welche unter der Regierung des Vicekönigs Grafen von Castrillo in weniger denn sechs Monaten über viermal hunderttausend Einwohner weggerafft haben soll, keineswegs übertrieben sein müssen. Die Stoßen, in denen die Krankheit sich zuerst entwickelte und einen so bösartigen Charakter annahm, sind wahrscheinlich heute noch nicht sehr von dem verschieden, was sie vor zweihundert Jahren waren: den größten Theil des Jahres hindurch das Pflaster in Mistpfützen verwandelt, die Wohnungen feuchte, dunkle, dumpfe Löcher, in denen eine Bevölkerung, welcher wenige an Unreinlichkeit gleichkommen mögen, zusammengeschichtet liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Treubruch. — Die märkisch-schlesische Eisenbahn.

Der Streit der zwei Settionen oder Fraktionen, in welche der Treubund zerfallen ist, fängt erst jetzt zu interessiren an, seit die Führer derselben sich in den Zeitungen herumzanken. Sie schleudern gegen einander Anathema, sich verketzernd wegen Treubruch, Absolutismus, Abfall von dem constitutionellen Königthum, Herrschsucht und Gelbunterschleifen. Die Demokratie findet sich begreiflicherweise dadurch sehr belustigt. Mir kommt dabei etwas in Sinn, was Heber in seiner Reise durch Ostindien erzählt. In einer kleinen Stadt am Ganges besucht er den Tempel einer Hindusekte, die sich von einer großeren Sekte der Bramowerehrer seit einigen fünfzig Jahren abgesondert hatte. Der Reisende, mit aller Achtung von den Oberpriester im Heiligthum umhergeführt und über den Ritus der kleinen Gemeinde unterrichtet, fragt gelegentlich, wie sich dieselbe zu der Hauptsekte verhalte, die auch schon im Verhältniß zum allgemeinen Cultus der Braminen eine sehr wenig untergeordnete Stellung einnahm. Da erglühte das Gesicht des Priesters vor Zorn, und er erwiderte mit einer Verwünschung: „Es ist weniger Gemeinschaft und Vergleichung zwischen uns und denen, als zwischen euch, die ihr Christus anbetet, und den Mahomedanern, die Gott verfluche.“ Der Treubund scheint das Geld zu haben, und der Bund der Treuen den Anhang einer selbstständigen Ihee. Da möchte das Endresultat leicht abzusehen seyn.

Zu Neujahr hatten sich Viele auf das gefreut, was man einen „kolossalen“ Witz nennt. Die Streitigkeiten zwischen dem Handelsminister und der märkisch-schlesischen Eisenbahn hatten, wie bekannt ist, zu keinem Austrag geführt. Je entschiedener jener auf seiner Forderung bestand, executorisch die verweigerte Bahnverwaltung an sich nehmen zu wollen, um so fester blieb die Direktion in ihrem Verstoß, und seit dem Beschluß der Generalversammlung auch in ihrer Pflicht, nicht zu weichen. Der Minister hatte sich zu tief eingelassen in die Sache, er konnte nicht mehr zurück, auch wenn er geneigt gewesen wäre, die Rechtsgründe der Direktion anzuerkennen; diese durfte ebensowenig zurücktreten, ohne ein Verschulden gegen ihre Machtgeber. So war und ist es denn zu dem Punkt gekommen, wo nur die Gewalt entscheiden konnte. Wer hier den Sieg davontragen würde, darüber konnte natürlich keine Frage seyn. Man hatte aber erwartet, daß die Direktion es auch formell auf das Aeußerste werde ankommen, und allenfalls die Bahnhofsthür verschließen lassen, bis die Exekution mit Sperrung drohte. Ja Einige hofften, daß in der Neujahrsmitternacht ein Piket Soldaten auf dem Frankfurter Bahnhof erschienen, anklopfen und Einlaß begehren, und daß man erst auf Antrohung, die Thür einzurennen, öffnen würde. Von alle dem ist indeß nichts geschehen. Die Direktion hat sich mit einem Protest und einer Klage gegen den Fiskus begnügt, und der Staat verwaltet seit dem 1. d. Mts. die Bahn.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 32. Mittwoch den 6. Februar 1850.

O hard condition! twin-born with greatness,
Subjected to the breath of every fool!

Shakespeare.

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortsetzung.)

„Du bist mit mir überzeugt," fuhr Wichards fort, „daß die reine Lehre nicht vorherrschen kann, so lange ein katholischer Bischof hier den Meister spielt. Dagegen gibt es nun kein anderes Mittel, als einen protestantischen Fürsten in die Wagschale zu setzen. Zu diesem Ende sollst du als Abgesandter der Stadt zum hessischen Landgrafen gehen. Du mußt ihn zu bestimmen suchen, daß er mit Geld und Mannschaft aushelfe, und sonst noch uns seinen Schutz angedeihen lasse, ohne dafür unsere Freiheit zum Preise zu begehren. Willst du die schwierige Sendung über dich nehmen?" — „Wenn es seyn muß, ganz gerne," versetzte Günter; „doch denk' ich immer, wir könnten das Werk selber ohne fremde Hülfe fertig bringen, so lange wir nicht mehr verlangen, als uns von Rechts wegen gebührt."

Wichards fiel ihm in die Rede: „O du gutmüthiger Hammel! merkst du denn gar nicht, worauf es Dietrich von Fürstenberg abgesehen hat? Weißt du nicht, daß spanische Völker im Anzuge sind?" — „Eine versprengte Bande aus Niederland," sagte der Stadtschreiber, „nicht besonders zahlreich, ohne einen unternehmenden Führer. Der Fürst hat ihnen 13,000 Reichsthaler gegeben, wofür sie sich verpflichten, bloß eine Nacht im Hochstift zu verweilen und nur für einen Tag Lebensmittel zu verlangen." — Wichards lachte. „Mit den Reichsthalern hat es seine Richtigkeit," sagte er, „doch das Uebrige ist bloß Augenblendung. Mich täuscht sie nicht. Ich habe Anstalten getroffen, daß die Bande uns nicht unversehens überrumpeln kann, und für eine offene Berennung der Stadt ist das Häuflein zu gering. Doch was heute mißräth, kann morgen gelingen. Der Fürst steht mit dem Grafen von Rietberg in Unterhandlung wegen bewaffneten Zuzugs, und wir dürfen die Hände nicht in den Schooß legen. Darum laß uns keine Zeit verlieren. Geh, fertige deine Vollmacht selber aus, daß wir sie noch am Vormittag besiegeln und unterschreiben können. Nach dem Essen magst du dann in Gottes Namen reiten."

Der eine Dränger war kaum beseitigt, als ein anderer erschien. Hermann Tünnete kam, um mit großem Ungestüm die Erfüllung gegebener Versprechen zu heischen. „Der Herr hat mir die Domkanzel feierlich zugesagt," rief er, „und immer noch muß ich Sonntag für Sonntag in der Markirche predigen. Was hindert den Herrn, die Einweisung zu vollziehen? Vom Capitel ist fast Niemand mehr zugegen. Am Ikenberg und zu Buddorf stehen der Domherrn Häuser leer; nur der böse Brakelstein und der Domsyndicus sind noch in der Stadt, vielleicht auch sonst noch ein paar, die sich aber nicht an das Tageslicht hervor getrauen." Wichards gab zur Antwort: „Hitziger Eifer überschießt das Ziel. Ich bin auf dem besten Wege, das Capitel zur Wahl eines protestantischen Bischofs zu gewinnen. Soll ich, während die Unterhandlung noch keimt, sie mit plumpem Fuß zertreten? Auch weiß ich deinen eigenen Vortheil besser zu erwägen wie du selber, und daran ist allein deine Demuth schuld." — „Meine Demuth?" rief Tünnete so verwundert, als hätte ihm Jemand gesagt, er sey der Priester Johannes. Wichards fuhr fort: „In deiner Bescheidenheit begreifst du nicht, daß der neue Bischof gar nichts Eiligeres

Digitized by Google

zu thun haben wird, als dem berechtesten, gelehrtesten und frömmsten Geistlichen im Hochstift die Dompropstei zu übertragen, und wer denn anders ist dieser hervorragende Mann, wenn nicht du?"

Diese Erklärung leuchtete dem Prädikanten vollständig ein und er machte dem dritten Dränger Platz. Buntscheckig herausgepuzt stürmte Wennebier herein. Seine Augen blitzten, Stirn und Wangen flammten, die Nase leuchtete; offenbar hatte der wackere Schuster den magenstärkenden Hippokras nicht aus einem allzukleinen Becher getrunken. „Bruderherz!" rief er, „ich habe einen großen, einen gewaltigen Gedanken. Wir müssen die Sache kurz und gut über's Knie brechen. Zaudern und Zögern ist thörichter Zeitverlust. Laß uns heute noch das tausendjährige Reich beginnen!" — Wichards schaute den trunkenen Mann aus großen Augen an, der also fortfuhr: „Wir zwei, ich und du, stehen seit Wochen schon an der Spitze des gemeinen Wesens, und immer noch dauert der alte Unfug fort. Noch keinem von den reichen Schlemmern ist es beigefallen, sein Gut in den allgemeinen Seckel zu werfen. Wir müssen sie dazu zwingen, anders geht es nicht. Unser Günter wohnt immer noch in seinem kleinen Haus und ißt schmale Bissen, während der alte Thowberge und Mattiges Koithe in Hülle und Fülle leben. Köning, der Mann mit dem dicken Wanst, spreizt sich ungefährdet vor seiner Thür wie ein Pfau. Das muß ein Ende nehmen. Ich will heute noch den Brenkerhof zu meiner Wohnung erwählen; du magst meinethalben dich in den Fürstenhof setzen, wenn Abdinghof die etwa zu groß ist. Die liegenden Gründe müssen vertheilt werden. Keiner darf mehr besitzen wie der andere. Wer eines andern Feld bestellt, dessen sey auch die Ernte; doch muß darum der Eigenthümer immerhin den Taglohn bezahlen und das Saatkorn hergeben, denn der arme Arbeiter kann nicht Zeit und Geld an die Hoffnung späten Ertrags setzen; er und die Seinen wollen alle Tage gegessen haben, und der Magen, der unerbittlichste aller Gläubiger, übt auch nicht vier-und-zwanzigstündige Nachsicht."

Diese tolle Anrede brachte den bedrängten Bürgermeister auf einen verzweifelten Einfall: er wollte vernünftige Einwendungen erheben. Ein neuer Ankömmling überhob ihn der eiteln Mühe, wenigstens für den Augenblick. Der närrische Spielmann kroch auf allen Vieren in die Stube, zwischen den Zähnen eine Kardatsche. „Was soll die Gaukelei?" fragte Wichards verdrießlich. „Ich komme," beschied Jöchelchen, „dein Hund zu seyn, wie ich verheißen." — „Scheer' dich zum Henker!" brummte der gestrenge Herr, „deine Späße sind überflüssig." — Worauf jener: „Ich mache keinen Spaß mit dir. Hier bring' ich dir die Peitsche zum Wahrzeichen meiner unbedingten Unterwerfung. Schlage mich krumm und lahm, tritt mir die Gedärme aus dem Leib, aber dulde mich in deiner Nähe, Vater des Vaterlandes. Du hast mich dir zu eigen gemacht, und dein eigen will ich bleiben, dieweil ich athme. Du bedarfst ja in deiner neuen Herrlichkeit ohnehin eines Hofnarren und wirst schwerlich einen bessern finden wie mich." — „So erhebe dich wenigstens auf deine Füße," sagte Wichards, „und behalte deine Peitsche." — Jöchelchen stand auf. „Ich halte sie für dich bereit," sagte er. — „Für mich?" fragte Wichards. — „Bersteh' mich recht," fügte der Spielmann hinzu, „für deine Faust, so dich etwa die Lust anwandelt, mich oder sonstwen durchzukarbatschen. So oft einer Prügel bekommt, will ich auf meinem Dudelsack einen Tanz dazu spielen, einen recht lustigen. Meine schönsten Stückchen aber verspar' ich für die Begleitung auf dem Mickenpad." * — Der Spielmann fing nach diesen Worten an den Schlauch aufzublasen, machte sich bereit ein Stückchen zu sackpfeifen und sprach dabei zu Wennebier: „Bei dir wollen wir gleich den Anfang machen, Gevatter. Der Vater soll dich nach der Pfirsichblüthweise maßregeln, oder gefällt dir Doppelschottisch besser? Mir gleichviel." — Der Schuster wollte sich ereifern. „Laß doch den Gecken, beschwichtigte Wichards und wandte sich dann zu Jöchelchen: „Der Herr College ist ja mein bester Freund." — Der Narr lachte in sich hinein. „Deine Freunde," sagte er, „müssen die allermeisten Prügel bekommen; du wirst's noch einsehen lernen."

(Fortsetzung folgt.)

* Galgenpfod.

Preußische Bivouaksgeschichten.

(Fortsetzung.)

„Uebrigens hatte der Herr General von Blücher mir nicht vergessen," fuhr der Alte nach dieser kleinen Abschweifung fort, „sondern sprach so hie und da ein Wort mit mir. Das war ein Husarengeneral! Sapperment, wenn der so auf seinem polnischen Fuchs saß und an der Front herunterjagte, das war eine Lust; der steifste Trompeterschimmel wurde dabei munter. Und wenn er das Regiment exerciren ließ, das ging's! Wir wußten gar nicht, wie wir so schnell über die Heide kamen. Und wenn dann so das „marsch, marsch" recht toll gegangen war, so kommandirte er „halt," daß es wie der Donner durch das ganze Regiment fuhr, schmiß sein Pferd auf die Hinterbeine herum, richtete sich hoch im Sattel auf und rief:

Digitized by Google

„Das iſt gut gegangen, Kerle, ich bin mit euch zufrieden; und wenn es auf die verdammten Franzoſen geht, ſo macht, daß ich keine Schande von euch hab'." Wir alle aber ſchrieen: „Ja, Herr General, ja das wollen wir!" Dann lachte er, drehte ſich den Schnauzbart, brummte vergnüglich ein „Schwerenoths-kerle" und ließ uns dann oft beim Einrücken ein Tönnchen Branntwein auf ſeine Koſten geben."

„Den Tag da ich zuerſt beim Herrn General von Blücher auf Ordonnanz kommandirt war, will ich nie vergeſſen. Ich hatte mich dazu ſo proper als nur möglich herausgeputzt. Die Stiefeletten waren ſo blank gewichſt, daß ſie heller glänzten als die Sonne, die weißen Lederhoſen ſaßen ſo ſtramm, daß auch keine Runzel daran zu ſehen war, denn ich hatte ſie am Abend vorher im Keller aufgehängt, daß ſie feucht wurden und nun ſo feſt anſaßen, als wären ſie mir an die Haut gewachſen; der rothe Dolman kleidete mir auch gut genug, der Zopf war ſo feſt gebunden, daß keine Laus durchkriechen konnte und tüchtig gepudert, und ſo war ich denn ſo fix, daß Korporal, Wachtmeiſter, Lieutenant und Rittmeiſter, die mir alle nacheinander muſterten, auch nicht das geringſte auszuſetzen fanden, und das wollte dazumal viel ſagen."

„Als ich mir beim Herrn General zur Ordonnanz meldete, ſaß er gerade am Frühſtückstiſch, auf dem ein ordentlicher Schinken, ein Pumpernickel und eine Flaſche Rum ſtanden." — „Na, Kerl, du biſt een fixer Huſar geworden, das mag ich leiden," ſagte der Herr General, nachdem ich mir gemeldet. „Da trink einmal!" Und damit gab er mir ein ganzes Glas mit Rum. — Als ich blöde nur ſo daran nippte, ſchrie er: „Sauf aus, Kerl, ſauf aus! Thuſt ja ſo zimperlich, als wenn du eine alte Jungfer wärſt." Und ſo trank ich denn herzhaft aus, und der Herr General ſchenkte ſich dann ſelbſt das Glas voll und goß es mit Einem Zuge hinter die Binde."

„Na, kannſt du auch ordentlich reiten und haſt ein flinkes Pferd?" fragte er weiter. — „Zu Befehl, Herr General, reiten kann ich ſchon, und mein brauner Ukrainer läuft mit dem Teufel um die Wette." — „Na, ſo halte dir bereit," ſagte er drauf, „du ſollſt mit mir als Ordonnanz reiten, aber paß gut auf, es geht raſch." Donner, war das ein Reiten! In meinem Leben bin ich nicht wieder ſo gejagt. Im ſauſenden Galopp ging es über Felder und Gräben und Hecken und was dazwiſchen kam. Voran der Alte auf ſeinem Fuchſen und hinterher ich auf meinem Braunen. Der Rum war mir zu Gemüthe geſtiegen und mein Brauner wollte den Fuchſen des Herrn General immer überholen, und ſo ging es fort wie die wilde Jagd. Manchmal drehte ſich der Alte nach mir um, ob ich auch nachkomme, und wie er dann ſah, daß ich wie der leibhaftige Böſe hinter einer armen Seele immer dicht hinter ihm her war, lachte er und rief: „Recht ſo, Kerl, du reiteſt wie ein Huſar." Als wir wieder zu Hauſe waren und unſere Pferde tüchtig dampften, klopfte er mir auf die Schulter und ſagte: „Du haſt deine Sache gut gemacht, mein Sohn; da haſt du einen Thaler, den verſaufe auf meine Geſundheit."

„So ging's im Dienſte fort, bis wir endlich Anno ſechs den Befehl bekamen auszumarſchiren, worüber ſich denn Alles freute, am meiſten aber der Herr General von Blücher, der darob wieder ſo luſtig und ſtink wurde, wie ein Föhnbrich, und dem ganzen Regiment ſo viel Wein und Branntwein preisgab, als die Kerle nur trinken wollten, und allen die Strafen pardonnirte, die noch für ſie aufnotirt waren."

„Ich denke mein Lebtag daran, wie der Befehl zum Ausmarſch kam. Das war eine Freude! Jubement wie dieſes Jahr, da es hieß, es gehe nach Schleswig gegen die Dänen. Wir waren eben im Stall, da kam ſo ein kleiner Cornet angelaufen — die Franzoſen haben ihn nachher bei Saalfeld todtgeſchoſſen — und rief ſchon von Weitem: „Hurrah, es geht los! es geht los! Der General hat ſo eben die Staffette bekommen; heute Nachmittag ſchon marſchiren wir." Und als wir das hörten, da warfen wir Striegel und Futter weg und ſprangen und tanzten und ſangen. Die meiſten, die da ſo luſtig waren, lagen übers Jahr unter dem Boden, oder bettelten als Krüppel im Lande umher. Was thut's? wenn ein preußiſches Regiment Befehl bekommt, gegen einen Feind von unſerm König zu marſchiren, ſo wird es immer luſtig ſeyn, und wäre es dieß nicht, ſo müßte man gleich Kanonen herumfahren und es zuſammenſchießen; das iſt ſo meine Anſicht."

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortſetzung.)

Kunſt. — Liebs Bibliothek.

Die Ausſichten für Handel und Gewerbe im neuen Jahr ſind nicht ungünſtig, im Gegentheil ſind manche Gewerbe und Fabriken in einer ſolchen Thätigkeit, daß es an Händen fehlt. Der Verbrauch des Revolutionsjahrs für das Bedürfniß, ohne Schritt haltende productirende Thätigkeit, macht ſich geltend. Das zeigt ſich auch in dem Zunehmen der Gütertransportvereinnahmen auf allen Eiſenbahnen, wogegen der Perſonenverkehr

Digitized by Google

noch immer in großem Rückstande gegen die frühern Jahre bleibt. Man hoffte auch für Kunst und Literatur. Für jene ist wirklich eine That geschehen, die in diesem Augenblick etwas sonderbar klingt. Das Ministerium fordert zu einer Preisschrift auf, zu einer historischen Ermittelung der in den verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern den Künstlern gewährten Begünstigungen oder Honorirungen für große plastische Kunstwerke, vorzugsweise solcher, die vom Staate zu Staatsehrenzwecken bestellt worden. Aus den verschiedenen Preisen soll, mit Berechnung des jezigen Geldwerths, eine Durchschnittssumme herausgestellt werden, um bei künftigen Bestellungen und Bezahlungen einen Normalsatz, wenigstens behufs eines Arbiteriums, zu erhalten. Das klingt nun, als ob wir in's goldene Zeitalter träten, und dicht vor uns die Errichtung von Walhallen und Ruhmeshallen läge. Leider antwortet die Berliner Künstler- und Kunstgenossenschaft durch eine Thatsache. Sie musste zwei Ausstellungen veranstalten, um ihre unverkauften Bilder dem Publikum für Geld zu zeigen; glücklicherweise mit glücklichem Erfolg. Das Publikum zahlt noch für den Kunstgenuß, während es die Taschen zuhält, wenn es den Kunstdieb gilt.

Als günstiges Omen für Poesie und Literatur konnte die große Auktion der Ludwig Tieck'schen Bibliothek, mit der das vorige Jahr schloß und dieses anfängt, nicht gelten. Es ist sehr viel darüber gesprochen und gestritten worden, zum Theil mit guter kaufmännischen Spekulation. Nicht sowohl das ist das Betrübende, daß ein Mann wie Tieck, ein Licht der Nation, zu Ende seines Lebens sich genöthigt sieht, die ihm theure Errungenschaft dieses ganzen langen Lebens, seine seltene Bibliothek zu veräußern (denn dafür sind besondere Gründe, die seinem Herzen nicht zur Unehre gereichen und seine Anklage weder gegen Tiecks Gönner, noch gegen die Nation begründen), als daß die Spekulation sich dieses Faktums und dieser moralischen Anschauungsweise bemächtigen durfte, um einen möglichst großen Gewinn daraus zu ziehen. Man sagt daher nicht ganz mit Unrecht, der Käufer habe nicht sowohl die Bücher gekauft als den Namen und Ruf ihres Besitzers, um damit Handel zu treiben. Das ist nun etwas, was unser Gefühl verletzen mag, aber es liegt ganz in der Natur der Sache. Ob und wer unter andern Umständen hätte hinzutreten müssen, um Tieck die Bibliothek zu retten, und ob sie wirklich von so besonderer Beschaffenheit war, daß man sie als Ganzes, als Nationalgut unter allen Umständen retten müssen, das sind Fragen für sich. Letzteres wird bejahen; ein seltener Schatz hier zusammengebrachter spanischer Werke werde nun in alle Welt zerstreut. Aber es ist eine eigenthümliche Aufgabe, die man dem Staate stellen will, darüber zu wachen, daß die Kunst-, Bücher- und anderweitigen literarischen Sammlungen nicht zersplittert werden, die Privatleute innerhalb seines Territoriums etwa besitzen.

(Schluß folgt.)

Neapel, Januar.

(Fortsetzung.)

Weltleben. — Die Gesellschaft.

Die thierische Natur dieser Bevölkerung (denn diese ist mehr als Aermuth an ihrem herabgekommenen Zustande schuld) spricht sich nicht bloß in dem erwähnten durchgängigen Mangel an allem Schamgefühl aus, sondern auch in der viehischen Rohheit beim Essen, wobei selbst die ekelerregendsten Dinge nicht verschmäht werden, und in der Grausamkeit, welche namentlich das Loos der Pferde und sonstigen Lastthiere zu einem sehr harten macht, in dem Verlust endlich des Unterscheidungsvermögens zwischen Recht und Unrecht, wozu freilich von Höherstehenden das Beispiel gegeben wird, und worin man zu einer Virtuosität gelangt ist, die nicht leicht anderswo angetroffen werden dürfte. Bei einer Bevölkerung dieser Art sind die Wohlthätigkeitsanstalten, für welche in Neapel, wie in allen großen und kleineren Städten Italiens, die Regierung sowohl wie Frömmigkeit und Nächstenliebe von Privatleuten seit vielen Jahrhunderten reichlich gesorgt haben, völlig unzureichend, namentlich so lange dem tiefliegenden Hang zum Müßiggang und Betteln nicht entgegengewirkt wird. Die Anstalten sind groß und schön genug, sey es, daß man auf das Real Albergo de'Poveri blicke, König Karls III. unvollendete, aber auch in der Nichtvollendung riesenhafte Schöpfung in dominirender und gesunder Lage, wo gegen fünftausend Kranke Unterkommen finden, auf St. Gennaro de' Poveri, wo siebenhundert-fünfzig aufgenommen werden, auf das große Findelhaus der Annunziata, welches aus den Zeiten der ersten Anjous stammt und dessen Verwaltung in den letzten Jahren wesentliche Verbesserungen erfahren haben soll; endlich auf das Spital der Incurabili, welches in gewöhnlichen Zeiten an fünfzehnhundert Kranke, im Nothfalle aber ein Viertel mehr fassen kann. — Alles dieß thut freilich der Poesie vielen Abbruch und mag mit den gewöhnlichen Schilderungen begeisterter Reisenden wenig harmoniren. Aber die meisten Reisenden, welche auf Neapel und seine Umgebungen etwa vierzehn Tage verwenden, lernen kaum viel mehr als Ghiaja, Sta Lucia und Toledo kennen, und könnten sie gleich hier schon Stoff zu manchen ernsten Betrachtungen finden, namentlich wenn ihnen am ersten Tage das Schnupftuch aus der Tasche gezogen wird (ein Glück, wenn's nicht mehr ist!), so vergessen sie dieß doch bald über dem Museum und San Carlo, Sorrent und dem Vesuv. Es ist auch so im Grunde besser.

Revolution und Krieg haben dem Glanze und der Heiterkeit des geselligen Lebens in allen italienischen Hauptstädten einen harten Stoß versetzt, und wenn gleich, wie gesagt, Neapel verhältnißmäßig bei weitem am wenigsten darunter gelitten hat, und namentlich von jener Finanznoth nichts zu merken ist, welche z. B. Rom und Florenz betroffen, so ist doch im Vergleich mit frühern Zeiten ein großer Unterschied zu spüren und auf der neapolitanischen „Gesellschaft" lastet auch der Druck der Umstände, welche die Oeffentlichkeit im weitern Sinne des Wortes in ganz Europa immer noch bedrohen, so viel auch im verflossenen Jahre gewonnen werden ist. Der König hat sich seit dem Mai 1848 in Neapel wenig sehen lassen. Vom Dezember jenes Jahres an soll enthalten in Gaeta, bis der Papst diesen Aufenthalt mit dem Schlosse von Portici vertauscht, hat er seitdem meist den Palast von Caserta bewohnt und ist nur bei besonderen Anlässen in der Stadt gewesen. So war denn von Hoffesten natürlich nicht die Rede. Die Akademie, d. h. das Gasino des Adels, gibt die herkömmliche Reihe von Bällen in San Carlo, welche von den Einheimischen viel besucht werden; mit Ausnahme der beiden diplomatischen Corps, des hiesigen und des römischen, sieht man dort aber nur wenige Fremde, da überhaupt die Zahl der Fremden äußerst gering ist. In dieser Beziehung gibt sich überhaupt der größte Unterschied zwischen Jetzteit und Vergangenheit kund. Die großen englischen, russischen und andern Familien, welche einst den Winter hier zuzubringen pflegten, sind sozusagen ganz ausgeblieben, und bis jetzt hat sich der Besuch auf ein Minimum von Zugvögeln beschränkt. Der Grund liegt nicht fern. Fast jeder hat zu viel mit häuslichen Angelegenheiten zu schaffen, um mit der Unbesorgtheit und dem Behagen zum ehemals an Reisen und längern Aufenthalt im Auslande denken zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 33. Donnerſtag den 7. Februar 1850.

— Meine Verdienſte, die blieben im Stillen.
Schiller.

— Philippos et celerem fugam
Sensi, relicta non bene parmula.
Horat.

Preußiſche Bivouaksgeſchichten.

(Schluß.)

„An jenem Tag Mittags bei der Parade machte der Herr Rittmeiſter mir noch zum Unteroffizier, von wegen meiner guten Conduite, wie er ſagte, obgleich ich unter den jüngſten Huſaren in der Schwadron war. Und was ich damals wurde, das bin ich denn auch über 42 Jahre lang geblieben und hoffe es zu bleiben, bis man mir vom Pferde herunter haut oder mit den Karabinern über das Grab ſchießt; zum Wachtmeiſter hab' ich nie für genug ſchreiben können."

„Wir zogen nun in's Thüringerland, wo die Armee ſich ſammelte, um gegen die Franzoſen zu rücken. Das waren prächtige Regimenter, Grenadiere und Musketiere und Füſeliere, Jäger, Küraſſiere, Dragoner, Huſaren; ja, und wir Huſaren glaubten gar nicht anders, als über ein Kleines müßten die Franzoſen von uns zuſammengehauen ſeyn, und dann gehe es in's Franzenland. Unſere Herrn Offiziere lernten auch ſchon fleißig das Franzöſiſche. Es kam anders. Aber das muß wahr ſeyn, ſchöne Kavallerie gab es dazumal, und auch die Infanterie und Artillerie waren nicht zu verachten. Die Regimenter ritten lauter Polacken und Ukrainer; das Herz mußte Einem vor Luſt im Leibe lachen, wenn man ſie ſo anſah."

„Unſer Huſarenregiment kam zur Avantgarde unter dem Prinzen Louis Ferdinand königliche Hoheit zu ſtehen, und das gefiel uns gar wohl. Donnerwetter, war das ein Prinz! ſo ein ächter von des alten Fritze ſeinem Blut. Was Schöneres konnte man ſich gar nicht denken, als wenn der Prinz ſo auf ſeinem Schimmel daher geſagt kam. Alle Frauenzimmer mußten ſich in ihn verlieben, ſie mochten wollen oder nicht, und viele Dutzend, und darunter Gräfinnen und andere vornehme Weibsleute, ſollen ihm in Berlin nachgeweint haben, als er ausmarſchirte. Na, mit ſolchen Thränen hat es nicht viel auf ſich; aber bald kam dazumal eine Zeit, wo nicht nur Weiber hätten heulen mögen. Prinz Louis Ferdinand marſchierte mit uns direkt nach Saalfeld, und wie es ihm dort erging, und ein paar Tage darauf bei Jena der ganzen Armee, das wißt ihr nur zu gut. Und da bereits der Morgen graut, will ich für dießmal mit Erzählen aufhören."

„Wenn wir wieder mal beiſammen ſind, will ich euch erzählen, wie ſich unſer Regiment unter Vater Blücher durch drei franzöſiſche Corps durchſchlug, wie wir, überall vom Feinde umgeben, uns in's Mecklenburger Land zogen und bei Lübeck noch tüchtig einhieben, ehe wir die Kapitulation eingingen; wie ich dabei von den Franzoſen gefangen wurde, mir aber bald ſelbſt ranzionirte und mir nach Kolberg durchſchlich und zu des von Schill ſeinen Huſaren ging, wo ich geblieben bin, bis der Herr Major in Stralſund von den Dänen und Holländern todtgeſchoſſen wurde, weßhalb ich auch noch ſo eine Wuth gegen die Rothjacken von Dänen habe. — Das hier iſt nun freilich kein Krieg, wie ſich's gehört, obgleich es ganz gut iſt für euch Jungen, daß ihr lernt, wie's im Feld hergeht. Gehr's aber einmal wieder recht los, und jeder thut ſeine Schuldigkeit, ſo müßte doch das Wetter dreinſchlagen, wenn Preußen nicht oben auf käme!"

Unter den lauten Jubelruf der Feldwacht klopfte der alte Huſar ſeine Pfeife aus und machte ſich mit ſeinem Schwarzen zu ſchaffen. Die graue Dämmerung

Digitized by Google

des Morgens fing an ſich über die öde Heide auszubreiten. Trübe und ernſt war der Anblick; durch die dicke Luft, halb Nebel, halb feiner Sprühregen, erſchien Alles grau in grau gemalt. Selbſt die blanken Beſchläge der Helme, die Läufe der Gewehre ſchimmerten nur matt; die Gegend, ſo weit das Auge durch den Nebel dringen konnte, war nichts als öde, unbebaute Heide, ohne Baum oder ſonſtige Abwechslung. Nur ein paar Feldſtücke ſchienen mit Buchweizen angebaut und zeigten ſo wenigſtens, daß Menſchen in dieſer Wildniß hausten. — Die Soldaten ſuchten den unbehaglichen Eindruck des grauen Regenmorgens dadurch zu mildern, daß ſie immer neue Haufen Heidekraut in das jetzt bleich ſchimmernde Feuer warfen, ſo daß hohe Flammen emporzüngelten. „Nur immer mehr hinein, daß die Dänen ſehen können, wo die Preußen bivouakiren!“ rief ein junger Füſelier und ſchleppte ſo viel Kraut in's Feuer, als er mit beiden Armen umfaſſen konnte. „Was ließe ſich hier für ſchöner Kaffee kochen!“ meinte ein anderer, den der Froſt ſchüttelte. — „Watt Kaffee! een Schluck Branntwein, das iſt ächter Soldatenkaffee!“ rief ein Kamerad, mit ſichtlichem Wohlgefallen ſeine grüne runde Schnapsflaſche an den Mund ſetzend.

Die Huſaren machten ſich eifrig mit ihren Roſſen zu ſchaffen und putzten die treuen Thiere ſo gut es ging. Der Gewandteſte und Eifrigſte dabei war der alte Unteroffizier, der ſeinen kleinen Rappen wie ein liebender Vater ſein einziges Kind wartete und pflegte. Da auf einmal ſah man in der grauen Dämmerung einen Reiter in vollem Roſſeslauf auf die Feldwacht zuſprengen. „Herr Lieutenant, ein Huſar von unſerer Bedette!“ rief der Alte, der ihn zuerſt bemerkt hatte, und kaum war dieß geſprochen, ſo ſtürmte ein Huſar in vollem Galopp auf ſeinem kleinen behenden Litthauer heran.

Die ganze Feldwacht war neugierig aufgeſprungen. „Herr Lieutenant, ich habe gehorſamſt zu melden, daß eine ſtarke däniſche Kavalleriepatrouille auf unſern erſten Vorpoſten zugeritten iſt,“ meldete der Huſar, nachdem er ſein ſchaumbedecktes Pferd vor dem Offizier kurz parirt hatte. — Bei dieſer willkommenen Kunde brachen die Soldaten in lauten Jubel aus. — „Unteroffizier Erdmann,“ befahl der Lieutenant, „nachdem Sie eine Rekognoscirpatrouille den Dänen entgegen, laſſen Sie aber einen Huſaren hier zurück, damit ich ihn nöthigenfalls als Ordonnanz zum Haupttrupp ſenden kann.“ — „Zu Befehl,“ antwortete der Korporal, der, dieſe Ordre erwartend, ſich mit ſeinen Leuten gleich bei der Ankunft des Reiters dazu gerüſtet hatte. „Raſch! raſch!“ drängte der Alte, ſich mit der Leichtigkeit eines Jünglings in den Sattel ſchwingend, und wie der Blitz ſprengte der Trupp in den Nebel hinein, ſo daß er bald aus dem Geſicht verſchwunden war. Das Fußvolk machte ſich unterdeß auch kampf- und marſchfertig, ſah vorgſam nach, ob die Gewehre ganz ſchießfertig ſeyen, und ſtellte ſich dann auf, begierig nach einem kleinen Strauß mit den Dänen. Doch dieſe Hoffnung ſollte für heute zu nichte werden. Eine halbe Stunde verging in geſpannter Erwartung, die durch einen Schuß, den man vernahm, noch erhöht ward, da ſah man langſamen Schrittes die Huſarenpatrouille wieder zurückkommen.

„Habe mir wieder hier zu melden, Herr Lieutenant,“ rapportirte der Unteroffizier, nachdem er abgeſeſſen war. „Mit den Dänen iſt es heute Morgen nichts. Wir ſahen einen Zug von ihren Dragonern, der wohl zum Rekognosciren ausgeritten war; aber zum Klopfen hatten ſie keine Luſt, ſie kehrten langſam um, als ſie uns gewahr wurden. Wir ritten ihnen noch eine Weile nach, da ſie aber nicht umkehrten und wir doch nicht zu weit vorgehen konnten, ſamen wir nicht zuſammen, und das war ſchade.“

Die geſammte Mannſchaft der Feldwacht bedauerte, daß es nicht zum Treffen gekommen war; bevor aber dieſer neue Verdruß dem alten über das böſe Wetter wieder Platz machen konnte, kam die erſehnte Ablöſung. Munter, ein kräftiges Soldatenlied ſingend, marſchirte man nun in Regen und Sturm in das ſchmutzige jütländiſche Dorf zurück, das als Quartier diente. — Mit einem kameradſchaftlichen: „Adjes, ihr Infanteriſten, auf baldiges Wiederſehen!“ das eben ſo erwidert wurde, trennten ſich am Eingang des Dorfes die Huſaren vom Fußvolk, um ihre abgeſonderten Quartiere aufzuſuchen.

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortſetzung.)

Hermodius öffnete die Thüre, verbeugte ſich tief gegen Wichards und Wennebier und ſprach: „Iſt es den geſtrengen Herrn nicht gefällig die Sitzung zu eröffnen? Ein edler Rath iſt bereits verſammelt.“ — „Wir kommen,“ antwortete Wichards, „und dürfen heute weniger denn je die Verſammlung warten laſſen. Die wichtigſten Vorlagen harren der Erledigung.“ — Jöchelchen zupfte beim Fortgehen den Bürgermeiſter am Ermel. „Was ſoll's ſchon wieder?“ fragte der. Mit geheimnißvoll bedeutſamer Miene entgegnete jener: „Wenn die Angelegenheiten drängen, ſo erledige du ſie ganz allein, ſonſt kommt doch nichts Geſcheites heraus. Selbſt iſt der Mann.“ — „Kinder und Narren ſagen die Wahrheit,“ ſprach Wichards und faßte in

Digitized by Google

ſich neuen Muth, nach eigenem Ermeſſen zu handeln. Dieſen Gedanken las ihm Jöchelchen von der Stirn, ſonſt hätte er ſchwerlich bei ſich gedacht: „Hab' ich dich, du ſchlechte Seele? Der Hochmuth nimmt Vorſpann von der Narrheit; wenn da nicht das ganze Geſchirr in den Abgrund fährt, ſo muß der Erzengel Michael ſelber die Zügel halten.“

Leichten Fußes trug Johannes ſein ſchweres Herz der Heimath zu. Lange war er draußen geweſen in der weiten Welt, ohne zu begreifen, wie es geſchah, daß er gleichſam vom Pontius zum Pilatus geſchickt worden. Endlich durfte er die Richtung nach Hauſe einſchlagen, und that es mit dem feſten Vorſatz in der Seele, ſich nicht weiter zum Botenlaufen herzugeben. Doch die Freude der Rückkehr wurde ihm mit jedem Schritte mehr vergällt, denn je näher er dem heißerſehnten Ziele kam, um ſo ungeheuerlicher klangen die Berichte über das neue Weſen in Paderborn. Der Bürgermeiſter, hieß es, führe allerhand Arges im Schilde; er wolle das Capitel aus der Stadt vertreiben, mit Gewalt das lutheriſche Bekenntniß einführen und ſich ſelber zum Biſchof aufwerfen. Sonntag war's, und der Wanderer ließ ſich nicht beifallen, trotz ſeiner Eilfertigkeit die Pflichten des Gläubigen zu verabſäumen. Zu Wiedenbruck hatte er dem Hochamt beigewohnt, und wie er ſo raſch am Strande der Ems hinauflief, entſchuldigte er die Werktagseile vor ſich ſelber damit, daß er ſonſt leicht die Veſper zu Rietberg verſäumen könnte. Er hatte ganz richtig gerechnet. Als er das Städtchen erreichte, rief die Glocke juſt zur Kirche. Das Gotteshaus füllte ſich dermaßen, daß die Andächtigen kaum Platz genug fanden, weil viel Volks aus der Umgegend herbei gekommen war, und zwar aus doppelter Urſach. Ein hochwürdiger Vater Kapuziner, berühmt durch ſeine Beredtſamkeit, ſollte, wie es zur Faſtenzeit üblich, die Predigt halten, und der Graf weilte in der Stadt, als vielgeprieſener Kriegsmann und als großmüthiger, prachtliebender Ritter ſchon ein Gegenſtand der Neugier, auch wenn er nicht der Landſchaft gebietender Herr geweſen wäre. * Um dieſer Beiden willen hätte der junge Delbrücker ohne Sünde aus der Kirche wegbleiben dürfen; der gnädige Herr, obſchon ihm wohlbekannt, kümmerte ihn wenig, und der geiſtliche Vater erweckte keine gottſeligen Gedanken. Die Predigt mahnte nämlich nicht zu Reue und Buße, ſondern verkündigte einen Kreuzzug gegen die ſündige Stadt Paderborn, worin neuerſtandene Wiedertäufer ihr Weſen trieben.

(Fortſetzung folgt.)

---

* Der Graf von Rietberg war aus dem Hauſe von Oſtfriesland, und findet ſich in vielen gleichzeitigen Angaben auch darnach genannt. Die urſprünglichen Herrn der Grafſchaft waren im Mannsſtamm mit dem Grafen Johannes ſeit 1562 erloſchen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Neapel, Januar.

(Fortſetzung.)

Cholera. — Verkehrsverhältniſſe. — Die Geſellſchaft.

Die Zuſtände Italiens boten ferner für Reiſeluſtige bis zur Mitte des Jahres gerade keine beſondere Anziehung, wollte man nicht etwa, wie es wohl bei engliſchen Radikalen der Fall war, auf fremdem Boden mit heiler Haut und in aller Ruhe die Revolution ſtudiren und ſich für Garibaldi und Mazzini intereſſiren. Kaum waren dann Revolution und Krieg zu Ende, ſo weckte die Cholera ernſte Betrachtungen. Die Krankheit iſt dießmal in Italien ganz ſporadiſch aufgetreten und hat nicht die Verheerungen angerichtet, welche man nach Maßgabe der vielen und ſtarken Truppenzüge, des Kampfes und Elends, der langen Einſchließung einzelner Städte zu befürchten nur zu vielen Grund hatte. In Teſeti und Benedig heftig, hat ſie in den Städten der venetianiſchen Terraferma und der Romagna nur wenige Opfer verlangt. An der Mittelmeerküſte iſt ſie gar nicht erſchienen, ſo viele Gerüchte auch umliefen, die ſie bald in Civitavecchia, bald in Livorne und im öſterreichiſchen Militärſpital zu Florenz auftreten ließen. Die Cholera war zur politiſchen Parteiſache geworden: die Italianiſſimi behaupteten, ſie ſey da und ſey von den Barbaren eingeſchleppt worden; man wolle es nur nicht geſtehen. Die Krankheit war aber rückſichtsvoll und beſchränkte ſich auf eine Gemmune der Inſel Elba, wo ſie nicht lange verweilte. Während all dieſer Zeit blieb die Communikation zwiſchen Marſeille, Toulon und Civitavecchia immer offen, und die Franzoſen kamen und gingen. Neapel ſperrte ſich gegen die franzöſiſchen Häfen wie gegen die italieniſchen, welche mit dieſen in Verbindung blieben, durch eine Quaranäne ab, welche feit Anfang Mai immer geſteigert ward und in dreiwöchentliche Beweiſung nach der Peſtinſel Miſida ausartete. Auf der Landſeite blieb die Communikation lange offen, ſpäter aber wurde ein Zeugniß über vierzehntägigen Aufenthalt in Rom gefordert, und die über wie von Rom kommenden Briefe und Zeitungen wurden der unbarmherzigſten Räucherung unterworfen. Wem die Nachrichten aus der Heimath kein Kopfweh gaben, kannte der Chlordunſt es in vollem Maße bereiten. Seit dem Jahresſchluß hat nun dieſe Quälerei aufgehört, die wahrſcheinlich noch viel ärger geworden wäre ohne den

Digitized by Google

Aufenthalt des Papstes, das Bedürfniß häufiger Verbindung mit seinen Staaten und die Remontirungen der Franzosen. Um aber die Freude möglichst zu schmälern, sind die bisherigen Postverbindungen so ziemlich auf die Hälfte herunter gesetzt worden. Seit längerer Zeit bestand eine fünfmalige Communication mit Rom; man hat dieß für zu viel erachtet und auf dreimal in der Woche reducirt. Der Courier hat einen Platz für Reisende; überdieß besteht eine Diligence, welche zweimal wöchentlich geht: dieß sind die dem Fremdenverkehr zwischen Rom und Neapel gebotenen Mittel. Wer dieselben nicht benutzen kann, muß Extrapost fahren, oder sich durch einen Vetturin drei bis vier Tage lang auf einer Route schleppen lassen, die man in vier- und zwanzig Stunden zurücklegt. Gäbe es nicht zum Glück die Dampfboote, welche häufig gehen, aber im Winter weder regelmäßig noch Jedermanns Sache sind, so wäre Neapel in einen wirklichen Cul-de-sac verwandelt. Nach den Provinzen gehen nur zweimal wöchentlich Briefcouriere. Dieß sind Dinge, die kaum glaublich klingen, aber von dem Bildungszustande des Landes und dem System der Regierung in einer Zeit, wo überall die Verbindungen möglichst vervielfacht und beschleunigt werden, einen Begriff geben können. Auf der Straße nach Rom über St. Germano, welche man namentlich im Sommer der pontinischen Sümpfe wegen gerne einschlagen würde, gibt es gar keine Posten. An Weiterbauen der Capuaner Eisenbahn ist unter solchen Umständen nicht zu denken.

Doch ich bin ganz abgekommen von der Gesellschaft. Sie ist, wie gesagt, mehr auf Einheimische und die Diplomatenwelt beschränkt und es fehlt im Ganzen an Leben. Seit dem Februar 1848 ist der Ballsaal, auf dem man zu tanzen aufgefordert wird, so lang und drohend und rechnungsflüchtig, daß auch dem Leichtsinnigsten bisweilen Muth und Lust vergehen dürften. Es kommt dazu, daß die zahlreichen im vergangenen Herbste und zu Anfang des Winters stattgefundenen politischen Verhaftungen, durch welche mehrere der ersten Familien betroffen worden sind, eine ängstliche Spannung veranlaßt haben, die heute noch währt, da der angeklagte Procès-monstre wegen der revolutionären Umtriebe noch nicht begonnen hat. Muß alles dieß die gesellige Heiterkeit dämpfen, ersticken kann es sie nicht, während Neapel in diesem Moment die einzige Stadt Italiens ist, welche in ihrer äußern Erscheinung, wenn man z. B. den Hausstand des höhern Adels, die Masse und zum Theil den Glanz von Equipagen und Pferden (für welche es übrigens, wie Rom, ein schlimmer Ort), das Leben und Treiben an der Chiaja an schönen Nachmittagen, in Anschlag bringt, den Zuschnitt besserer Zeiten bewahrt hat. Einheimische und Fremde haben sich zu einer dramatischen Gesellschaft vereinigt, welche in dem der im Königreich reich begüterten spanischen Familie Toledo gehörenden Palazzo Ferrantino, wo einst der berühmte Vicekönig Karls V., Pedro de Toledo, wohnte und Neapels letzte Könige aragonesischen Stammes ein Lustschloß vor den Thoren der damaligen Stadt hatten, Vorstellungen gibt, wobei ein paar seltene Talente sich gezeigt haben, namentlich die jüngere Tochter des tapfern Wiedereroberers von Sicilien, welche eine wahre Virtuosität an den Tag legt. Die Stücke sind natürlich französische, wie auf allen Gesellschaftstheatern, woran Individuen verschiedener Nationen theilnehmen, mag Neapel oder Constantinopel, Berlin oder Petersburg der Ort seyn. La Protégée sans le savoir von Scribe, le Plastron von Düvergier und Bayard, Dieu vous bénisse von Anceler, un caprice von Alfred de Müsset, l'omelette fantastique von Dürert und Bayard waren die bisher gegebenen Stücke.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Januar.

(Schluß.)

Tiecks Bibliothek. — Griepenkerls Robespierre.

Noch zweifeln wir sehr, daß in unsern constitutionellen Staaten, wie sie sind, ein Ansatz dafür im Budget die Zustimmung der Repräsentanten erhielte. Auch vor der Zeit der Constitution sind kostbare Schätze der Art dem Vaterlande verloren gegangen, weil kein Käufer im Lande sich fand, und sogar unersetzliche Schätze. Man erinnere sich der Sammlung vaterländischer Alterthümer des Pastor Franke auf Kügen, der Quinteſſenz aller Seltenheiten, die nur in Hünengräbern aufzufinden waren; weil sich kein Käufer in Deutschland fand, verkaufte sie der Sohn des Verstorbenen nach England; sie sind für Deutschland auf immer verloren. — Uebrigens konnte vor dem Abschluß des Geschäftes Niemand Tieck zu Hülfe kommen, da er es, allen seinen Bekannten unbewußt, heimlich abgeschlossen hatte. Es war geschehen in der nahen Unbefangenheit, welche man der Dichternatur von jeher beimaß. Er glaubte doch diese und jene ihm lieben Bücher zurück erhalten zu können, und solche, in denen Bemerkungen von seiner Hand standen, gegen andere Exemplare austauschen zu dürfen. Natürlich erklärte ihm Herr Ascher, daß er den Preis nicht um der Bücher willen, sondern wegen des hochgeehrten Namens ihres Besitzers und seiner Handschrift und Anmerkungen gezahlt habe, und daß der einfache Namenszug des Dichters ihm schon so werth sey, daß er auch nicht eines der Bücher, welche ihn enthielten, aus seinem Besitz lassen könne. Gerade durch diesen Stempel hoffe er in England, welches Tiecks Verdienste zu würdigen verstehe, als armer Kaufmann ein reiches Geschäft zu machen. Inzwischen hat er es doch vorgezogen, die Auktion in Deutschland und in Berlin zu veranstalten. Die Sache war zu gut eingeläutet, und die Bücher gehen zu Preisen fort, die der Literatur wieder Muth machen könnten, wenn man nicht eben wüßte, daß die Kunst die Natur fortgiebt hat. Der greise Dichter kann nicht ohne Bücher leben; er kauft selbst einen ansehnlichen Theil seiner Werke wieder an sich, namentlich die deutschen Bücher, welche die Zuschriften der Autoren an ihn enthalten. Denn mancher Schriftsteller mag es ungern gesehen haben, daß seine Werke und Widmungen an den Meister unter den Hammer kamen. Inzwischen weiß man, daß der König mit einer bedeutenden Summe eingeschritten ist, damit Tieck die Sammlung seiner deutschen Bücher erhalten werde. Man weiß noch nicht, ob er sie einzeln unter dem Hammer wieder ersteben oder im Ganzen zurückkaufen wird; nur das weiß man, daß in beiden Fällen der glückliche Kaufmann ein außerordentliches Geschäft gemacht; der Dichter aber hat, wie behauptet wird, seine große Bibliothek verloren und dafür kein Geld gewonnen. Die für des Königs Geld rückgekaufte Bibliothek soll nach Tiecks Tode der königlichen Bibliothek einverleibt werden.

Dieser Tage wird Robert Griepenkerl sein Trauerspiel „Robespierre“ öffentlich vorlesen. Die Privatvorlesung beim Könige scheint auf Hindernisse gestoßen zu seyn, die wohl begreiflich sind, wenn man sich erinnert, wie dem Könige die Lust vergelten und vergällt werden. Herwegh vor sich zu sehen. Griepenkerl ist zwar nicht Herwegh, und die Sache eine ganz andere; der Name Robespierre, und in den Gemächern des Königs, hat indeß etwas so Entsetzendes im Ohr unserer Hofleute, daß wir auf das Resultat im voraus gefaßt waren. Mag das Stück übrigens nun in der Vorlesung auch Wunder wirken, unser Generalintendant Herr v. Küstner gehorcht niemals Impromptus, und nur Königs Befehl vermag ihn aus dem Schlendrian zu reißen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 34. Freitag den 9. Februar 1850.

Descriptas servare vices operumque colores,
Cur ego, si nequeo ignoroque, poëta salutor?
Horat:

Griepenkerls Robespierre.

Braunschweig im Januar.

Wohl niemals ist in Deutschland irgend einem Dichterwerk der unermeßliche Ruf vorhergegangen, durch welchen das Trauerspiel Griepenkerls allem Volke angekündigt wurde, lange bevor das Publikum berufen war, mit eigenem Ohr zu hören und mit eigenem Geschmack zu prüfen. Ein gefährliches Spiel, eine gewagte Probe! Aber das Spiel ist gewonnen, die Probe bestanden. Nachdem der Dichter an den verschiedensten Orten durch das Vorlesen seines Stückes die verschiedenartigste und keineswegs immer günstig eingenommene Zuhörerschaft zum Einstimmen in das Lob der Herolde seines Ruhmes vermocht, hat er jetzt auch einen Bühnenerfolg davon getragen, durch welchen die Anerkennung des Robespierre als einer großen dramatischen Dichtung besiegelt zu seyn scheint. — Ich sage scheint, denn für ausgemacht halte ich jenen Satz keineswegs; ich zweifle im Gegentheil gar sehr, ob der Robespierre vor der Kritik der Zeit ein anderes Verdienst behaupten werde als das eines glücklichen, eines genialen Versuches, welchem unendlich viel fehlt zum gelungenen Kunstwerk. Lassen wir indessen das Urtheil der Zukunft einstweilen auf sich beruhen und halten wir uns an die frischen Eindrücke des gegenwärtigen Augenblicks, welche jedenfalls, auch abgesehen von ihrer späteren Bestätigung oder Nichtbestätigung, ihre Berechtigung haben.

Zuvörderst einige Worte über die Wahl des Stoffs. Die französische Revolutionsgeschichte ist, so viel ich weiß, bisher noch niemals mit Erfolg auf die Bühne gebracht worden. In Frankreich selbst zumal habe ich während eines langjährigen Aufenthalts von einem historischen Drama, dessen Held und Handlung dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts angehörte, nicht einmal reden hören. Woher diese auffallende Vernachlässigung eines Zeitraums, welchem es wahrlich weder an tragischen Charakteren noch an großen Ereignissen fehlt, und der überdieß durch tausend lebendige Fasern mit der Gegenwart zusammenhängt, der dem Bewußtseyn des heutigen Geschlechtes noch so nahe steht, daß der Dichter, welcher ihm seine Figuren und Gegenstände entlehnt, des Verständnisses und der dankbarsten Theilnahme des Publikums gewiß seyn kann? Man wird mir hoffentlich nicht erwidern, daß die heutige Zeit der Revolution eben noch zu nahe stehe, als daß diese in eine dramatische Perspektive zu bringen sey. Die Behauptung, daß die dramatische Poesie nur fern liegende Stoffe mit Glück bearbeiten könne, ist ein so schlechter, so oft und so vielfach durch die That lügengestrafter Vorwand der Nachahmerei, daß es nicht der Mühe verlohnt, ein Wort zur Widerlegung derselben zu verlieren. Die ächte dramatische Schöpferkraft bedarf der Vertrautheit der dichterischen Ueberlieferung nicht, welche für zweifelhafte und zweideutige Talente, die mit rohen Stoffen nicht umzugehen wissen, allerdings unentbehrlich seyn mag. Bequemer ist es unter allen Umständen, Gegenstände zu behandeln, welche die Zeit bereits poetisirt hat, als der unschönen historischen Wirklichkeit die dichterische Seele selber einzuhauchen.

Wenn die französische Revolution bis jetzt selten oder gar nicht als tragischer Vorwurf behandelt worden ist, so sehe ich den Grund davon in der allerdings vorhandenen großen Schwierigkeit, von jener ungeheuern

Digitized by Google

geſchichtlichen Handlung ein Bruchſtück abzulöſen, um daſſelbe als geſchloſſenes Ganze in den dramatiſchen Rahmen zu faſſen. Griepenkerl hat dieſe Schwierigkeit muthig angegriffen, aber — nicht überwunden. Er hat es nicht verſtanden, die Revolution auf die Bühne zu bringen, ſondern uns nur revolutionäre Charaktere vorgeführt, denen die breite geſchichtliche Unterlage fehlt, welche in der Luft ſchweben, ſtatt in dem mächtigen Strome der revolutionären Ereigniſſe zu ſchwimmen. Das Verhältniß, in welchem die Perſonen des Griepenkerl'ſchen Stücks zu der Geſchichte ihrer Zeit ſtehen, lernen wir lediglich durch das kennen, was uns darüber geſagt wird, ſtatt daß uns daſſelbe durch das ſichtbare Zuſammenwirken, oder den Conflikt der individuellen und der hiſtoriſchen Motive veranſchaulicht werden ſollte. Die dramatiſche Handlung, welche in einem hiſtoriſchen Stücke keine andere ſeyn ſoll als die Geſchichte ſelbſt, beſteht in dem Robespierre in einer loker zuſammenhängenden Reihe rein perſönlicher Thaten und Leiden, deren Zuſammenhang mit dem hiſtoriſchen Schickſal der Dichter uns vielmehr errathen läßt, als daß er uns denſelben ſinnlich darſtellt. Daher kommt es, daß zum Verſtändniß des Trauerſpiels ein Schlüſſel nöthig iſt, die Kenntniß der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte, ohne deren Hülfe die organiſche Verbindung der einzelnen Theile deſſelben gar nicht wahrnehmbar wird, ſondern, wie geſagt, nur errathen werden kann.

Die Handlung beginnt mit einer Volks- und Gaſſenſcene. Danton iſt aus der ländlichen Einſamkeit, in die er ſich im Ueberdruſſe an der Politik des Schreckensſyſtems geflüchtet, nach Paris zurückgekehrt, das Volk iſt gekommen, ſeinen alten Liebling zu begrüßen, und macht ſich jezt einige Flaſchen Wein ſtreitig, die Danton als Zeichen ſeiner Dankbarkeit hinausgeſchickt hat. Was in dem Griepenkerl'ſchen Stücke „Volk" genannt wird, iſt hier, wie ſpäter, nichts anderes als der Pöbelhaufe, welcher durch die Rohheit ſeiner Formen und die berechnende Gemeinheit ſeines Weſens nur Widerwillen und Verachtung erregen kann. Keine Spur von Hochherzigkeit, von Begeiſterung, von Schwung des Gedankens oder des Charakters in der ganzen Rolle dieſes ſogenannten Volkes. Wenn gleichwohl fortwährend von dem „großen edlen Volke" die Rede iſt, ſo klingt das wie die Sprache eines an Verrücktheit grenzenden Selbſtbetrugs. Für dieſes Volk zu ſchwärmen, mit Leidenſchaft zu kämpfen, ſich zu opfern, iſt eine pſychologiſche Unmöglichkeit. Die Nation aber wird hinter der Pariſer Sanscullottenbande gar nicht ſichtbar, oder vielmehr, man muthet uns ohne Umſtände zu, die zweite für die erſte gelten zu laſſen.

In dieſer Verwechslung liegt der Hauptfehler der Anlage des Trauerſpiels. Mit dem Volke, im wahren Sinne des Worts, beſeitigt der Dichter ein unentbehrliches Motiv, deſſen Mangel den Gang des Stücks räthſelhaft macht und vom erſten Aufgehen bis zum letzten Fallen des Vorhangs eine ununterbrochene fühlbare Lücke in der Handlung läßt; mit dem Volke fehlt der eigentliche Träger, fehlt der erſte Beweggrund und der letzte Endzweck der ganzen Handlung. Durch jenen Kunſtgriff hat ſich Griepenkerl freilich das einſtimmige Lob verdient, kein Tendenzſtück geſchrieben zu haben; allein dieſes Lob iſt nach meiner Meinung auf Koſten der hiſtoriſchen nicht nur, ſondern auch der dichteriſchen Wahrheit ein wenig zu theuer erkauft.

Danton, der einen großen Theil ſeines frühern Einfluſſes bereits verloren hat, der mit dem Mächtigen des Tages, mit Robespierre, in geſpanntem Verhältniſſe ſteht und mit ſich ſelber bald zerfallen iſt, weiß von vorn herein den größten Theil des dramatiſchen Intereſſes auf ſeine Perſon zu concentriren. So lange er die Bühne behauptet, iſt er die hervorragende Figur auf derſelben, und nur ein einziges mal, bei einem Verſöhnungsverſuche, welchen ſeine und Robespierres gemeinſchaftliche Freunde anſtellen, wird ihm der erſte Rang durch ſeinen Nebenbuhler ſtreitig gemacht. Der bezeichnete Auftritt, welcher mit der gegenſeitigen Erklärung des Kriegs auf Leben und Tod endigt, iſt zugleich der einzige, in welchem Robespierre dramatiſch groß erſcheint. Später ſehen wir ihn immer ſchwach, oder ſeine Schwäche unter der eiſernen Maske republikaniſcher Tugend mit Mühe verbergend. Dieſem Robespierre fehlt es offenbar an Thatkraft und Rührigkeit. Seine Handlungen beſtehen in innern Kämpfen, in Entſchlüſſen, die er ſich mühſam und nicht immer ohne fremde Hülfe abringt und deren Ausführung dann gewöhnlich Fouquier Tinville mit einer Brigade Gensdarmen zu übernehmen hat. Mit einem Wort, Robespierre iſt zu unthätig für einen tragiſchen Helden, er greift zu wenig mit eigenen Händen ein an das Rad der dramatiſchen Fabel, und der Dichter hat ſein Stück mit Unrecht nach ihm benannt.

(Schluß folgt.)

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortſetzung.)

So ſprach unter anderm der Kapuziner: „Dieſer landſtörzeriſche Libori begehrt ein zweiter Johannes von Leiden zu werden. Es ſey darum, doch nicht wie er es meint, ſondern wie wir es meinen. Mit ehrgeiziger Hand greift er nach dem Stabe der Gewalt; dafür ſoll der Stab Wehe über ihn kommen.

Digitized by Google

Einführen will er die Gemeinſchaft der Güter und der Weiber; dafür wird die Gemeinſchaft der Gläubigen ihn einführen, nämlich in den Thurm. Erhöhen will er ſich zum König; dafür ſoll er erhöht werden gleich jenem König von Zion, deſſen verruchter Schädel ſeit ſiebzig Jahren hochoben am Lambertithurm zu Münſter im eiſernen Käfich bleicht!" — In demſelben Ton ging die Rede auf die Helfer und Helfershelfer des Paderborner Wüthrichs über, und dem guten Knaben wurde ſchwindlig, wie er von einem geiſtlichen Junker vernahm, dem ohne weiteres auf den Kopf zugeſagt wurde, er halte zu Wichards, um in ſeinen alten Tagen noch eine junge Dirne zu freien. Johannes wäre gern aus der Kirche davongelaufen, wenn es nur angegangen, eine ſolche Ungeduld prickelte in allen ſeinen Gliedern. Die dumpfe Eiferſucht, welche ihn höher gepeinigt, war durch des Predigers Worte urplötzlich zum deutlichſten Bewußtſeyn erwacht. Während er ſo den qualenden Gedanken nachhing, hörte er weder, was der Kapuziner weiter ſprach, noch nahm er wahr, welch eine wunderliche Bewegung ſich der dichtgedrängten Maſſe bemeiſterte. Die Leute horchten gar nicht mehr auf den eben noch ſo bewunderten Kanzelvortrag; die Köpfe zuſammenſteckend flüſterten ſie miteinander, und als der Graf ſelber ohne Umſtände ſeinen Platz verließ, drängten ſich alle den Ausgängen zu, ſo daß Johannes, gegen ſein Wiſſen fortgeſchoben, mit einemmal draußen ſtand, und zum Tode erſchrocken vernahm, daß ſich im Lande Delbrück Entſetzliches zugetragen. Spaniſche Söldner aus den Niederlanden hausten dort übel mit Schwert und Feuer.

Während die Sturmglocke anſchlug und die Leute bewaffnet ſich um ihre Fähnlein ſchaarten, berichtete ein Eilbote dem Grafen ungefähr Folgendes: Der Fürſt hatte den Spaniolen Geld gebeten, damit ſie das Hochſtift nicht ſchädigen ſollten. Sie gingen den Vertrag ein; aber Wichards überredete die Bürgerſchaft, der Biſchof habe die Fremdlinge in ſeinen Sold genommen, um die Stadt mit Gewalt zu unterwerfen; zum Lohn für dieſe That ſollte den fremden Kriegsknechten Gut und Leben der Einwohner auf Gnade und Ungnade überantwortet ſeyn. Darum ſchloſſen die von Paderborn ihre Thore, ſpickten Thürme, Zinnen und Schanzen mit Stücken und Wallbüchſen, und verdoppelten die Wachen. Wichards zwang alle Einwohner zum Waffendienſt. Die Geiſtlichen blieben nicht ausgenommen. Der ehrwürdige Prälat von Abdinghof ſogar mußte mit acht Kloſterbrüdern die Wache am Weſterenthor beziehen, vereint mit einer Rotte von des Tünnele Anhängern, welche ſich ein Geſchäft daraus machten die geiſtlichen Herrn zu verhöhnen. Den Jeſuiten erging es nicht beſſer. Den Domherrn wurde geſtattet, für ihr Geld Stellvertreter zu ſchicken. Die Spaniolen zogen geſtern in kleinen Haufen friedlich an der Stadt in ziemlicher Entfernung vorüber. Einzelne kamen näher, offenbar nur aus Neugier. Wichards begrüßte ſie mit Stücklugeln. Ein Roß wurde dabei erſchoſſen, ein Mann verwundet, doch die Fremdlinge eilten davon, ohne die Feindſeligkeiten zu erwiedern. Stolz auf dieſen Erfolg, wagte Wichards einen Ausfall, wie eben die Nachbut vorüberzog, und brachte als Siegeszeichen eine Trommel mit. Böſe Zungen behaupten, ſelbige Trommel ſey von einem Packwagen verloren gegangen. Dieſe Vorgänge machten natürlicherweiſe bei den Kriegsknechten böſes Blut. Sie ſammelten ſich Abends im Lippeſchen Dorfe Oſtſchlangen, um heute in geſchloſſenen Gliedern über die Sennerheide ihren Weg in das Rietbergiſche Gebiet zu nehmen. Wenn ſie der Paderborn'ſchen Gaſtfreundſchaft nicht mehr trauten, ſo wird es ihnen kaum zu verdenken ſeyn. Die Delbrücker waren juſt in der Kirche verſammelt, als ſie vom Einzug der Spaniolen hörten; ſchnell bewaffneten ſie ſich und beſetzten den Rameshuhl, von wo ſie den Zug der Fremdlinge ruhig mit anſahen. Inzwiſchen kam Botſchaft aus der Stadt: die von Paderborn hätten einen Ausfall gemacht, den Räubern reiche Beute abgejagt und dieſe nicht den mindeſten Widerſtand geleiſtet, welche Kunde einen muthwilligen Haufen zur Nacheiferung reizte. Als die Nachbut der Durchzügler ſich durch die Gspenſtinge hindurchwand, wo der Weg ſchmal durch das Bruchland führt, da löſten einige Delbrück'ſchen Jungen ihre Büchſen und erſchoſſen ein paar Panzerreiter, ohne zu bedenken, daß rechts und links der Sumpf noch gefroren war und ſomit nichts die Soldaten hinderte ſich auszubreiten. Jetzt riß den Spaniolen die Geduld. Die Drommete ſchmetterte, in hellen Haufen kehrten die Reiter um, jeder hinter ſich auf dem Roß einen Hakenſchützen, und ſtellten ſich den Deldrückern gegenüber in Schlachtordnung auf. Wie die Bauern ſolchen Ernſt ſahen, warteten ſie den Angriff nicht ab. Sie ſchrieen ihren herkömmlichen Nothruf: „Hilgerſo, hilgerſo, ton Haſpelkamp hento!" und liefen aus Leibeskräften ihrem ſumpfigen Schlupfwinkel zu, wohin ſie immer ſich zu flüchten pflegen, wenn ein feindlicher Ueberfall ſie drängt. Leider war die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der geſtorene Boden gewährte den Verfolgern überall Zugang. „Der wüthende Feind hat ein ſchreckliches Blutbad angerichtet, ſtößt ringsum die Gehöfte mit Feuer an und hat vielleicht Delbrück ſchon erreicht, um den Ort in Aſche zu legen."

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, Januar.

(Fortſetzung.)

Theater.

Das Théâtre de société bietet den beſten Anlaß, von dem großen Theater zu reden. Die dramatiſche Kunſt ſoll in den höchſten Regionen ſeine beſondere Gunſt finden, was natürlich auf manche Verhältniſſe unvortheilhaft zurückwirkt. Die Finanzen der königlichen Bühnen ſind ſo ſchlecht, daß man im Advent Zweifel hegte, ob man fortzuſpielen im Stande ſeyn würde. Es ſcheint, daß ſeitdem durch vermehrten Zuſchuß für den Augenblick abgeholfen worden iſt. Vermag auch San Carlo ſeinen ehemaligen Ruf nicht mehr aufrecht zu halten, was freilich bei allen italieniſchen Bühnen der Fall iſt, da London und Paris beſſer zahlen und ſo die erſten Talente an ſich ziehen, ſo iſt doch die Oper gut. Verdi dominirt jetzt wie ehemals Roſſini, dann Bellini, dann Donizetti, von denen der erſtere gewiſſermaßen ſchon zu den Alten gehört, während die beiden andern an Erſchöpfung geſtorben ſind. Längere Zeit hindurch wechſelte der „Ernani“ mit den „Due Foscari,“ und erſtere Oper, eine der beſten des Componiſten, macht immer noch großes Glück. Die Aufführung iſt ſehr gelungen, namentlich was die Hauptpartien betrifft, welche durch de Baſſini, Malvezzi und die Tadolini gegeben werden; de Baſſini beſonders, als Carl V., iſt ausgezeichnet in Geſang und Spiel. Eine neue Compoſition Verdi's, „Louiſe Miller,“ hat weniger Beifall gefunden. Der Titel deutet ſchon an, daß man es hier mit dem Sujet von Cabale und Liebe zu thun hat; wie der Libretteſport, Salvatore Cammarano, von welchem jetzt alle Textbücher ſind, wie ehemals von dem weit talentvolleren Romani, darauf gekommen iſt, weiß der Himmel. Er hat aber auch aus dem alten Trauerſpiel ein ſeltſames Melodram gemacht. Die Geſchichte ſpielt in Tirol; aus dem Präſidenten iſt ein Feudalbaron geworden, aus der Lady eine Herzogin, aus dem Muſikus ein Landmann; Secretär Wurm (die Namen ſind meiſt beibehalten) diktirt den verhängnißvollen Brief in Reitertracht mit ſchwarzem anliegenden ſpaniſchen Rock, bauſchigen gelben Stiefeln mit Sporen, dreikrämpigem Hut mit herabfallender rother Feder; Louiſe verzweifelt im kurzen tiroler Röckchen und weißen Mieder. Es iſt die anſtandloſeſte Metamorphoſe ſchon dem Aeußern nach; die Worte, in denen hie und da im Recitativ etwas Schiller'ſcher Dialog anklingt, vollenden die Verwandlung. Die Muſik iſt theilweiſe ſehr ſchön, aber auch nur theilweiſe; ſie hat Längen und matte Stellen, namentlich im zweiten Akt, und ſchmeichelt im Allgemeinen den verwöhnten italieniſchen Ohren nicht genug. Ueberdieß ſchadet der Oper der Abſtand zwiſchen dem großen Aufwand muſikaliſcher Mittel und dem ärmlichen Sujet, aus welchem der Poet gar nichts zu machen gewußt hat; der dritte Akt enthält nichts als die Vergiftungsſcene, und man hat nun ſchon ſo viele Opern-Vergiftungs- und ſonſtige Mordgeſchichten erlebt, daß man nur bewundern kann, wenn ſich auf die immer wiederkehrenden Situationen mit den herkömmlichen Zuckungen noch ein Werk oder eine Melodie findet. Die Aufführung war gut, und Signora Gazzaniga ſang die Titelrolle, die für ſie geſchrieben iſt, mit großer Virtuoſität und dramatiſchem Ausdruck. Dennoch iſt eine andere Rolle derſelben Künſtlerin vorzuziehen, die Saffo in der Pacini'ſchen Oper dieſes Namens, welche zu den beſten Werken des Verfaſſers des „Ultimo giorno di Pompei“ gehört. Eine neue Compoſition von dem hieſigen Maeſtro Giuſeppe Lillo, „Caterina Howard,“ vermochte ſich nur kurze Zeit zu halten. Der Text von Giachetti iſt eine bloße Copie eines Dumas'ſchen Dramas; die Muſik iſt mehr anmuthig und melodiſch als originell, und es laufen manche Reminiscenzen mitunter. Zu Roſſini kehrte man mehrfach zurück: Otello und Matilde di Shadran machten kein Glück, woran bei erſterem die verfehlte Aufführung ſchuld war; aber der ewig junge Barbier zieht immer wieder das Publikum in das Teatro del Fondo, wo abwechſelnd mit St. Carlo geſpielt wird. De Baſſini iſt als Figaro vortrefflich, und eine junge deutſche Künſtlerin, Mlle. Marai, deren Mutter vor manchen Jahren in demſelben Fache ehrenvoll genannt war, ſingt mit Zartheit und feinem Geſchmack, tüchtige Muſikkenntniß mit einer angenehmen und klingenden, wenn gleich nicht ſehr ſtarken Stimme vereinigend. Das Ballet iſt ſehr mäßig. Die Direktion ſcheint es als eine traurige Nothwendigkeit zu betrachten und behandelt es in dieſem Sinne. Die langen hiſtoriſchen, größtentheils tragiſchen Ballette mit endloſer langweiliger Pantomime, mit ſtereotypen übertriebenen Manövern und Bewegungen, die ſtets etwas Telegraphenartiges an ſich haben, mit dem immer ſich wiederholenden Geſichterſchneiden und Augenaufreißen, ſollten ſich billig überlebt haben; aber wir bekommen ſie Jahr aus Jahr ein wieder zu ſehen und hören dieſelbe langweilige, hundertmal vernommene Muſik dazu. Und was das Ballabile, die eigentlichen Tanzpartien betrifft, ſo iſt das Corps de Ballet mit dem in ein paar andern Hauptſtädten, wie Paris und Berlin, nicht zu vergleichen und an den „primi Ballerini“ nicht viel zu loben. Die hier ſeit mehreren Jahren beſtehende, ſchwerlich aus Paris gekommene Mode, den Tänzerinnen grüne Hoſen anzuziehen, war in den Tagen des Liberalismus abgeſchafft worden, obgleich die conſtitutionelle Charte des Königreichs nichts darüber enthält. Seitdem aber hat man ſie wieder eingeführt, weil man ſie der Moralität des Publikums zuträglich glaubt. Möglich, daß ſo etwas moraliſch iſt; unglaublich häßlich iſt es auf jeden Fall, und Tänzerinnen erſten Ranges wollen gar nicht mehr herkommen. — Eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft hat ſeit Kurzem einen Cyklus von Darſtellungen im Teatro Fondo begonnen. Ausgezeichnete Talente ſind nicht dabei, aber man ſieht doch immer gerne die franzöſiſchen Luſtſpiele und Vaudevilles, umſomehr, als das italieniſche Theater im Fache des Luſtſpiels ſo wenig darbietet. Im Teatro Fiorentini ſpielt eine ganz gute Geſellſchaft, aber die Wirthin des Repertoires iſt kläglich. Die Comödie ſcheint wirklich ausgeſtorben im brutigen Italien. Mit der Tragödie ſteht es ziemlich ſchwach, aber ſie iſt durch Niccolini, Pellico, Marenco, Bentignano und ein paar Andere doch noch würdig vertreten, will man auch Manzoni nicht nennen, deſſen Dramen nie aufgeführt worden ſind. Die Comödie hingegen bietet abſolut gar nichts, was ſich nur irgendwie nennen ließe, ſeit Nota todt iſt. Man muß entweder immer wieder auf Goldoni und etwa auf Giraud zurückkommen, oder miſerable Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und dem ſeligen Kotzebue ſehen. Dazu gehört aber ein ſtarker Magen, denn die franzöſiſche Waare, leicht und anmuthig, wird unter den italieniſchen Händen zum maſſiven Zerrbilde.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 35. Sonnabend den 9. Februar 1850.

Savagely slaughter'd children, servants, all
That could be found! — And I must be from thence!
Shakespeare.

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortsetzung.)

Was der Bote berichtete, verbreitete sich mit Blitzesschnelle unter dem versammelten Volk. Johannes drängte sich in die Nähe des Grafen, dem er zurief: „Der gnädige Herr kennt mich wohl noch?“ — „Gewiß, mein Sohn,“ hieß der Bescheid, „du hast mir Briefe vom Fürsten gebracht und welche von mir fortgetragen. Tritt näher. Du bist ja ohnehin zum Kriegsmann bestimmt und kannst jetzt gleich die ersten Sporen verdienen.“ — „Für die Sporen dank' ich,“ entgegnete der Bursche; „ich will ein Bauer bleiben.“ — „Fürchtest du dich?“ spottete der Graf. — Den Knüppel schwingend, rief Johannes: „Der gnädige Herr wird sehen, ob ich mich fürchte. Wenn ich auch keine Sporen will, gegen die Spanioten zieh' ich mit.“ — „Das andere wird sich schon finden,“ meinte der Graf, „wenn du nur einmal erst angebissen hast. Beim Zulangen kommt der Hunger von selber.“

In kurzer Frist darauf zog ein starker Haufe aus Rietberg wohlgeordnet an der Ems aufwärts. Der Graf hatte damals just ein ansehliches Volk beisammen, da er, wie kein Geheimniß war, im Auftrag Dietrichs von Fürstenberg die große Trommel rühren ließ, um den aufständischen Paderbornern mit Gewalt den Daumen auf's Auge zu drücken. Den geworbenen Söldnern schlossen sich heute auf dem Zug nach Delbrück die wehrhaften Männer von Rietberg bereitwillig an; galt es doch die Vertheidigung des eigenen Herdes gegen grausames Raubgesindel. Als der Zug die Grenze vor Nienbrügge erreichte, kam ihm die Kunde entgegen, daß die fremden Eindringlinge sich durch ein neues Geschenk des Fürstbischofs zum Abzug hatten bewegen lassen. So war durch Geld und gute Worte weiteres Unheil verhütet worden; doch erschien das geschehene schon übergroß. Im Haspelkamp lagen vierhundert Delbrücker erschlagen, ungerechnet die große Zahl von Verwundeten. Viele andere waren mit ihren Häusern verbrannt oder stiehend vor der Flamme niedergestoßen worden.

Der Graf ließ Halt machen und ordnete die Rückkehr an. Johannes setzte seinen Weg fort, banger Ahnungen voll. Zu Nienbrügge traf er Flüchtlinge, Weiber, Jungfrauen, Kinder und Greise, die fast alle um gefallene Angehörige klagten. Er fragte nach den Seinen. Hannjost liege bei den Todten, lautete sehr bestimmt die trübselige Auskunft. In fliegender Eile lief der Knabe gegen das Gehölz von Westerloh zu, so hastig, daß er die Meile Weges in kaum einer Stunde Zeit zurücklegte. Je näher er dem ersehnten und zugleich gefürchteten Ziele kam, um so häufiger wurden die sichtbaren Spuren der verübten Gräuel. Hier stand eine Meierstatt in vollen Flammen, dort rauchten Trümmer, welche am Morgen noch ein Gehöft gewesen; Leichname lagen umher, über die gefrorenen Huden irrten versprengte Rinder, Kälber, Schweine. Der Eilende hielt sich mit der Betrachtung nicht auf, doch konnte er seine Blicke nicht den Eindrücken verschließen, vor welchen auch das letzte Restchen von Zuversicht aus seinem Herzen floh. So voller Verzweiflung war seine Seele, daß er den eigenen Augen nicht traute, als er in der Abenddämmerung das heimische Dach des Kreuzhofes unversehrt vor sich erblickte. Er achtete kaum auf die Stimme, welche

Digitized by Google

in ihm ſprach: „Faſſe Muth! durch göttliche Fügung iſt es geſchehen, daß die Wüthriche das verſteckte Gehöft nicht bemerkten. Mutter und Schweſtern ſind dem Verderben entgangen. Iſt der Kreuzmaier todt, wohlan, ſo wirſt du als getreuer Sohn und Bruder ſeine Stelle vertreten. Du haſt keine Wahl, auch wenn die Pflichterfüllung dich deine Liebſte koſtet!“

Das letzte Wort machte den Troſt zu einem leidigen, aber es klang unabweisbar wie alles, was ein rechtſchaffenes Gewiſſen ſagt. Darum erſchrak Johannes vor ſich ſelber, als er in das Haus eintretend beim Anblick der angerichteten Verwüſtung etwas wie eine zufriedene Regung empfand. Doch hatte er keine Muße, darüber zu grübeln, ſo gewaltig war das Entſetzen, welches ihn alsbald ergriff. Der angelegte Brand hatte freilich nicht gefaßt, die Zerſtörung des Hausrathes ſah allerdings übler aus, als ſie im Grunde war, aber mit zerſchmettertem Schädel lag die Maierin am Herd, und der Anblick dieſer ſtarren Leiche war bei weitem nicht das Furchtbarſte, was ſich zeigte. Die Kriegsleute hatten an Töchtern und Mägden namenloſe Frevel verübt und die entſeelten Opfer im furchtbarſten Zuſtand hinterlaſſen. Johannes floh, wie von allen böſen Geiſtern gehetzt, und daß er die Richtung auf Neuhaus einſchlug, war mehr die Eingebung des dunkeln Dranges als der Ueberlegung. Bevor er ſich deſſen verſah, zeichneten ſich am ſternhellen Nachthimmel die Kuppeln der maſſenhaften Rundthürme und die ſpitzigen Giebel des Fürſtenſitzes. Da fiel ihm ein, daß er den Inhalt ſeiner Botentaſche in des Herrn eigene Hände zu überantworten habe, und er ſäumte nicht, ſich zum Schloß zu wenden.

Der Fürſtbiſchof ſaß mit ſeinen Leuten noch dem Abendeſſen noch an der Tafel im Geſpräch beim braunen Gerſtenſaft. Zu den Gewohnheiten dieſes weiſen, milden und doch ſo ſtarkmüthigen Herrn gehörte auch die, im freundſchaftlichen Verkehr der Muſeſtunden ſeine Umgebungen auf unbefangene Weiſe über wichtige Angelegenheiten zu belehren. Heut ſprach er über den Bergbau. Es war nämlich neuerdings vielfach in ihn gedrungen worden, die Adern edeln Erzes in den Bergen des Landes nicht länger unausgebeutet zu laſſen. Seine Antwort darauf lautete: „Nach Gold und Silber grab' ich nicht tiefer, als die Pflugſchar reicht.“ Und wenn er jetzt den Gegenſtand mit größerer Ausführlichkeit behandelte, ſo geſchah es theilweis auch deßhalb, um ſich von den unlieſamen Eindrücken des ſchrecklichen Tages zu zerſtreuen. Doch daran ſollte es wieder erinnert werden, als Johannes in das Gemach trat, bleich und bebend. Dietrich ließ dem Boten einen Stuhl geben, bot ihm Speiſ' und Trank und ſprach ihm liebreich zu. „Sey ein Mann, mein Junge,“ ſagte er; „du haſt bei deiner Heimkehr Entſetzliches jetzt vernommen, ich denke mir das wohl; doch hoffentlich iſt den Deinen nichts Uebles widerfahren; ich wenigſtens habe noch nichts davon gehört. Du kommſt doch von Rietberg her?“

(Fortſetzung folgt.)

Griepenkerls Robespierre.

(Schluß.)

Dieſelben Vorwürfe laſſen ſich indeſſen auch der Rolle Dantons machen. Danton macht unendlich viele und große Worte, aber er handelt gar nicht. Alle ſeine Energie verpufft in praſſelnden Redensarten, in Drohungen, in tapfern Vorſätzen, zu deren Vollziehung nicht einmal der Anfang, ja ſogar nicht einmal Vorbereitungen gemacht werden. Dieß iſt allerdings die richtige Auffaſſung des hiſtoriſchen Charakters Dantons, welcher von jeher nicht frei war von bombaſtiſchem Pathos und von hohler Großſprecherei, und der zuletzt die Federkraft des Willens vollends verloren hatte; allein dieſe paſſive Natur iſt jedenfalls unvereinbar mit dem Berufe einer dramatiſchen Hauptperſon, und das Stück würde deßhalb eben ſo wenig wie jetzt vor dem kritiſchen Richterſtuhle beſtehen können, wenn es, wie Manche wollen, nach Danton betitelt wäre und mit dem dritten Akte ſchlöße.

Dagegen hat es allerdings ſeine Richtigkeit, daß mit dem Abtreten Dantons die Spannung merklich nachläßt und daß durch ſeinen Tod eine Leere auf der Bühne entſteht, welche auszufüllen der Dichter ſich vergebens abmüht. Ueber alle Maßen dürftig iſt zumal der ganze vierte Akt ausgeſtattet, welcher lediglich durch die Feier des ſogenannten Feſtes des höchſten Weſens ausgefüllt wird. Nachdem Robespierre Danton und ſeinen Anhang beſeitigt hat, beſchließt er, die bisherige Härte ſeines Syſtems zu mildern und dieſen Uebergang zu einem weniger blutigen Regiment durch einen Verſuch anzubahnen, das Volk zu dem religiöſen Glauben zurückzuführen, dem er ſelber huldigt und in welchem er die nothwendige Unterlage aller ſchöpferiſchen und dauerbaren Politik erkennt. Dieſe Wendung nach oben aber iſt es, durch die er ſich die Blöße gibt, welche die tödtliche Waffe ſeiner Gegner ſchon lange geſucht hat. Dieſe Waffe iſt keine andere, als der Spott. Zu ſchwach zum offenen Angriff, zu ſtolz zum Meuchelmord, haben die Feinde Robespierres, Tallien, Barras, Freron u. a. m., auf den Rath des alten, welterfahrenen und insbeſondere ſein eigenes Volk von Grund aus kennenden Vadier,

Digitized by Google

beſchloſſen, den gewaltigen Diktator lächerlich zu machen und damit ſeiner Macht die Wurzeln abzugraben. Man wirft die Frage auf, warum wohl Robespierre die Weiber nicht liebe, und gibt zu verſtehen, daß er in dieſem Punkt aus der Nothwendigkeit eine Tugend mache; man verdächtigt ihn abergläubiſcher Gewohnheiten; man macht ſich luſtig über ſeine ſentimentalen Spaziergänge nach dem Grabe Rouſſeaus u. ſ. w. Die erwünſchte Gelegenheit, dieſem Plane die tödliche Spitze zu ſchmieden, bietet endlich das Feſt des höchſten Weſens. Robespierre muthet den Pariſern zu, an Gott zu glauben — welche Abgeſchmacktheit! Und dieſer idylliſche Aufzug mit Aehren und Blumen — wie armſelig! Die Wirkung verſteht ſich von ſelbſt.

In dieſer Motivirung liegt die logiſche, aber nicht die dramatiſche Rechtfertigung des vierten Aktes, während deſſen die Bühne, ungeachtet der zahlloſen Menge von Figuren, welche ſich auf derſelben bewegt, vollkommen leer erſcheint. Der Dichter hat ſeinen Gedanken nicht ſceniſch zu veranſchaulichen gewußt, ſeine Darſtellung deſſelben läßt uns kalt, unbefriedigt und äußerſt zweifelhaft über den Zuſammenhang zwiſchen der ſinnlich wahrnehmbaren Urſache und der beabſichtigten Wirkung.

Auch dem fünften Akt läßt ſich nur ein ſehr geringes Lob zollen. Der aufgehende Vorhang zeigt uns Robespierre in den Gradgewölben von St. Denis, auf den Leichenſteinen der Bourbonen in weichlich ſchauerlichen Gefühlen ſchwelgend, für die es in der ſteinernen Bruſt dieſes Verſtandesſchwärmers wohl ſchwerlich eine Stätte gegeben hat. Bald darauf finden wir ihn vor dem Conventshaus wieder, wo ihn Tallien und ſeine Freunde zum Tribünenkampfe herausfordern. Dann ein wildes Durcheinander der verſchiedenartigſten Scenen, ein raſcher Wechſel von Sieg und Niederlage, bis ein Piſtolenſchuß Talliens Robespierre zu Boden ſtreckt. Es fehlt im letzten Akte nicht an einzelnen jener ergreifenden Momente, welche überhaupt den Werth des Robespierre als Bühnendichtung ausmachen, aber dieſe Momente ſind hier durchweg ſchwächer als in den erſten drei Aufzügen. Ich bedaure den Text des Robespierre nicht vor mir zu haben, um einen oder den andern jener Auftritte mit den Worten des Dichters wiedergeben zu können, welche ſelbſt in dem Munde unſerer ziemlich mittelmäßigen Schauſpieler eine mächtige Wirkung hervorbrachten.

Nächſt Danton und Robespierre ſind die bedeutendſten Figuren des Stücks der ſchon genannte Babier, Mamin, der Mann aus dem Volke, Thereſe Cabarrus, und Lucile, die Gattin Camille Desmoulins. Zwiſchen und hinter den genannten bewegen ſich noch an zwanzig andere Perſonen, größtentheils mit hiſtoriſchen Namen, von denen indeſſen manche entbehrlich, einige ſogar geradezu ſtörend ſind. Der wichtigſte und der bei weitem am beſten gezeichnete unter jenen Charakteren iſt Babier, das Oberhaupt der Verſchwörung, durch welche Robespierre endlich geſtürzt wird. Babier hat die thätigſte und wirkſamſte Rolle im ganzen Stücke, und der Dichter dürfte ihn nur ein klein wenig mehr in den Vordergrund geſchoben haben, um aus ihm den eigentlichen Helden ſeines Trauerſpiels zu machen. Aber auch ſo überragt Babier Robespierre ſowohl als Danton, und wenn der letztere gleichwohl die größere Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, ſo geſchieht es weil überhaupt das ſtille Verdienſt weniger beachtet zu werden pflegt als die geräuſchvolle Anmaßung.

Mamin iſt der Wortführer des Geſindels, welches der Dichter das Volk nennt — witzig, ſkeptiſch, frech, gierig, feige, grauſam, ein Kerl, welcher nicht ein gutes Haar auf dem Kopfe hat, und der mit ſeiner Verſicherung, daß er ſeit der Revolution nicht mehr ſtehle, bei keinem Menſchen Glauben finden wird. Einige andere Leute dieſes Schlages unterſcheiden ſich von Mamin weniger durch den Grad der Niederträchtigkeit als der Klugheit. Der Dialog dieſer Sprecher des Geſindels iſt zwar hie und da ein wenig geſchraubt, im Ganzen aber doch von überraſchender Wirkung und von einem Humor der Bosheit beſeelt, den man einzig in ſeiner Art nennen kann. Um den Eindruck vollſtändig zu machen, bedurfte es nur eines lebendigen Gegenſatzes gegen die revolutionäre Verworfenheit jener Menſchen, eines Gegenſatzes, wie ihn überdieß die poetiſche Gerechtigkeit verlangt, und mit welchem, wie ſchon oben ausgeführt worden, den Griepenkerl'ſchen Revolutionshelden der Boden unter den Füßen fehlt. Das ehrliche, das gläubige, das begeiſterte Volk ſoll und muß uns neben dem Geſindel gezeigt werden, wenn wir ſelbſt an den Fanatismus glauben ſollen, in deſſen Namen Alles geſchieht, was im Trauerſpiel vorgeht. Oder hat der Dichter vielleicht eine poetiſche Satire ſchreiben wollen? und wäre ſein Drama dennoch ein Tendenzſtück, nämlich ein antirevolutionäres? Zu dieſer Auffaſſung paßt es allerdings recht gut, daß die Revolution Robespierre nicht für ſeine Blutſchuld und überhaupt für ſeine Zerſtörungen beſtraft, ſondern für ſeinen Verſuch des Einlenkens in die Wege der Menſchlichkeit und des Glaubens.

Wie dem indeſſen auch ſey, das Publikum nimmt ſich die Freiheit, den Robespierre auf ſeine Weiſe zu verſtehen, und wenn es freilich wenig Urſache hat, ſich durch die Rolle geſchmeichelt zu fühlen, welche der Dichter dem Volke anweiſt, ſo findet es im Verlaufe des Stücks zehnfache Gelegenheit, ſich mit oder wider Willen des Dichters zu entſchädigen. Eine Menge

Digitized by Google

Stellen, welche aus einer ganz neutralen Stimmung hervorgegangen seyn mögen, enthalten durch die parteiische Auffassung des Publikums eine entschieden revolutionäre Bedeutung, und es ist mir deßhalb nicht wahrscheinlich, daß der Robespierre auf den deutschen Bühnen die Runde machen werde, wie sein Verfasser mit dem Manuscripte in den Hörsälen unserer Hauptstädte. Immerhin aber ist mit dem Robespierre Griepenkerls der dramatischen Poesie eine neue Bahn gebrochen, auf welcher Alles zu gewinnen steht, was den Ehrgeiz des Dichters reizen kann, und es bleibt uns hauptsächlich zu wünschen übrig, daß unter den zahllosen Nachfolgern Griepenkerls auch einige seyn mögen, welche den Beruf haben, es ihm zuvorzuthun.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, Januar.

(Fortsetzung.)

Baukunst.

Die meisten Schauspielereinen namentlich haben von dem Salonton seinen Begriff und ihre extranten Manieren bilden mit dem rauhen Organ, welches man im Leben wie auf der Bühne nur zu oft vernimmt, ein nicht gerade anmuthiges Ensemble. Es gibt Ausnahmen, wie einst die Marchionni, die Internari, die Pelzer, wie jetzt die vortreffliche Ristori, sie sind aber selten. Die Armuth des italienischen Theaters hängt mit der sonstigen Zerfallenheit des ganzen öffentlichen Lebens zusammen, und da ist denn sehr zu fürchten, daß der einen wie der andern sehr schwer abzuhelfen seyn wird. Die kleinen Bühnen, San Carlino, Fenice u. s. w. fahren mit ihren hergebrachten Possenspielen fort.

Von einer Kunst zur andern übergehend, will ich nun der bildenden erwähnen. Ich wünschte mir wäre hier reicherer Stoff geboten. Wenn aber Neapel sich seit längerer Zeit überhaupt an Kunstthätigkeit in höherem Sinne mit Rom, Florenz, Mailand, Venedig nicht messen konnte, so haben die ungünstigen Verhältnisse selbst das Wenige noch bedeutend reducirt. Die Baukunst feiert. Einst zeigte König Ferdinand II. vielen Geschmack an derselben, und man schmeichelte sich schon, die glänzenden und schöpferischen Zeiten Karls III. seyen zurückgekehrt. Unter seiner Regierung sind der Hauptstadt viele wesentliche Verschönerungen und Verbesserungen zu Theil geworden. Der königliche Palast, durch eine Feuersbrunst im Jahr 1837 beschädigt, wurde sehr vergrößert und ausgebaut. Was die Außenseite betrifft, ist von dem Bau, welchen Domenico Fontana, der thätige und erfindungsreiche Architekt P. Sixtus' V. zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts für den Vicekönig Grafen Lemos begann, nichts anderes als die Façade geblieben; späterer Anbau hat die übrigen Theile völlig umgestaltet, sowohl wenn man auf die lange, der See zugewandte Seite mit der unvergleichlichen Terrasse blickt, wie auf der Nordseite, wo St. Carlo angebaut ist, und wo seit jenem Brande die Reste des von Pedro de Toledo errichteten ältern Palastes weggeräumt wurden, um zur Erweiterung des Platzes und zu einem neuen Treppenhause Raum zu lassen. Noch ist dieser Theil nicht vollendet, wenn gleich nur wenig daran fehlt. Der Palast ist jetzt völlig isolirt und hat neben dem Theater einen hübschen, von dem deutschen Gartendirektor von Cavodimonte, Dehnhardt, angelegten Garten, an dessen Eingange die russischen kolossalen Pferdegruppen stehen, welche Kaiser Nicolaus hieher wie nach Berlin schenkte. Mit dem benachbarten Castelnuovo wie mit dem Arsenal besteht übrigens für alle Fälle eine Verbindung. Fontana's Bau hat Mängel, aber auch viele Schönheiten, und man hat recht daran gethan, dem Styl desselben im Wesentlichen bei den neueren Bauten treu zu bleiben. Nach den Arbeiten am Palast ist namentlich die neue Anlage des Quais bei der großen Donane und dem Seehandelsamte zu nennen, welche zur Verschönerung und Bequemlichkeit dieses lebendig geräuschvollen Viertels außerordentlich viel beigetragen hat. Das Schloß von Capodimonte, welches Karl III. unvollendet gelassen, wurde ausgebaut, an die von Ferdinand I. begonnene Kirche St. Francesco di Paola die letzte Hand gelegt, das Kloster St. Severino im Innern vollständig hergestellt und zur Aufnahme der Archive umgestaltet, das meteorologische Observatorium auf dem Abhange des Vesuv in der Nähe der bekannten Eremitage errichtet, wohin jetzt eine bequeme Fahrstraße führt. Von Privaten ist verhältnißmäßig wenig gebaut worden, wenn man einige neue oder restaurirte Häuser an Chiaja, an dem durch Erweiterung des Quais sehr verschönerten Sta Lucia u. s. w. ausnimmt, so wie die Erweiterung der Stadt in der Nähe der Eisenbahnhöfe, wo sich, wie gewöhnlich, alles ziemlich rasch verändert. Unter den gegenwärtig in der Entstehung begriffenen Werken ist vor allen die große Kaserne bei St. Giovanni Carbonara, nicht gar weit vom Museo Borbonico, zu nennen, welche die dabei benutzten und erhöhten Thürme der alten Stadtmauer ein pittoreskes, castellartiges Ansehen geben, das sie von den gewöhnlichen monotonen Fensterkasten dieser Art vortheilhaft unterscheidet. Im Allgemeinen ist von der Architektur in Neapel nicht viel zu sagen. So ist es jederzeit gewesen; seit man dem sogenannten gothischen Styl untreu ward, in welchem unter den Anjous beinahe Alles gebaut ward, haben meist nur fremde Architekten hier gewirkt und etwas eigentlich Nationales ist nicht entstanden. Es ist ein Faktum, daß Neapel an schönen Palästen ärmer ist als manche Stadt zweiten Ranges. Die Gegenwart aber baut in ganz Italien ziemlich charakterlos, und nur selten begegnet man dem Streben, einen eigenthümlicheren und tüchtigeren Styl zu schaffen, als der ist, den man gewöhnlich an den nichtssagenden Façaden mit ihren der Antike nachgeahmten magern und hausbackenen oder überladenen Verzierungen bemerkt.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 36. Montag den 11. Februar 1850.

How now? moody?
What is't thou can'st demand? — Thou think'st
It much, to tread the ooze of the salt deep,
To run upon the sharp wind of the north,
To do my business in the veins o' the earth!

Shakespeare.
The Tempest.

Mythus.

Von Emanuel Geibel.

Es ruht auf klarem Perlenthrone
Die Meerfey im Kryſtallpalaſt,
Der Feuergeiſt mit güldner Krone
Durchſchweift die Lüfte ſonder Raſt;
Sie meiden ſich mit finſterm Grollen,
Sie ſtören, was des andern iſt;
So lang des Erdballs Aren rollen,
Währt fort und fort ihr alter Zwiſt.

Da fängt in erzgetrieb'nen Schranken
Der Menſch, der Schöpfung Herr, die Zwei,
Daß dienſtbar ſeines Haupts Gedanken
Ihr ungeſtümes Walten ſey;
Er bändigt ihren Grimm gelaſſen,
Er gibt dem dumpfen Trieb das Ziel;
In's Brautbett zwingt er, die ſich haſſen,
Zu unerhörtem Minnespiel.

Und ſieh, aus ihrem dunkeln Bunde,
Aus Lieb' und Abſcheu, Brunſt und Kampf
Erwächſet in mitternächt'ger Stunde
Das ſtarke Rieſenkind, der Dampf.
Mit wildem Toſen hochgeſtaltig
Entſpringt er aus der Wiege Haft,
Durch all ſein Weſen gährt gewaltig
Des Vaters Zorn, der Mutter Kraft.

Er fühlt's in ſeinen Adern ſieden,
Ihn dünkt kein Werk zu ſchwer, zu groß;
Doch ach, es ward ihm nicht beſchieden
Ein Feld des Ruhms, ein Heldenloos.

Nicht darf er in die Wolken greifen,
Nicht ſpielen mit des Blitzes Lohn,
In Lüften nicht die Welt durchſchweifen,
Ein freigebor'ner Königsſohn.

Nein; wo der Menſch von Eiſenſchienen
Sein unabſehbar Netz geſpannt,
Da muß in hartem Frohn er dienen,
Ein Herkules im Knechtsgewand;
Da muß er mit des Windes Flügel
Wettlaufen in erglühter Haſt,
Und über Heide, Strom und Hügel
Dahinziehn die gethürmte Laſt.

Des Mühlrads ungeheure Speichen
Muß er im Schwunge raſtlos drehn,
An's Schiff geſchmiedet muß er keichen
Als Ruderknecht bei Sturmeswehn.
Er muß den Rieſenhammer führen
Zu ewig wiederholtem Schlag,
Des Webſtuhls Spulen ſauſend rühren;
Ein neues Werk bringt jeder Tag.

Seit Jahren trägt er's, doch im Stillen
Gedenkt er ſeines Stammes noch,
Und feindlich allem Menſchenwillen,
Ingrimmig knirſcht er in ſein Joch.
O wenn von ſeiner Kraft getrieben
Ihr Nachts durchflogt ein weit Gebiet,
Vernahmt ihr bei der Funken Stieben,
Vernahmt ihr nie ſein dräuend Lied?

Digitized by Google

„Frohlocket nur, ihr Herrn der Erde,
Ihr Staubgebilde bläht euch nur,
Daß ihr und herzwangt zur Beschwerde,
Die alten Götter der Natur!
Ein schnöder Raub ist eure Krone,
Ein Hochverrath ist euer Ruhm,
Denn uns verstießet ihr vom Throne,
Und theiltet unser Fürstenthum.

„Wohl dienen wir euch nun als Knechte
Und dulden eurer Geißel Schlag,
Doch murren wir im Schooß der Nächte
Und harren auf der Sühnung Tag.
Es bleibt des Glückes Sonnenwende
Für kein Geschlecht von Herrschern aus;
Auch euer Reich hat einst ein Ende,
Auch euer Bau zerfällt in Graus.

„Wenn ihr dereinst in Eisenbande
Des letzten Eilands Wildniß schlugt,
Wenn prunkend ihr durch alle Lande
Die Fackel stolzer Weisheit trugt;
Wenn dann von euern Königssesseln
Ihr greifet nach des Himmels Schein:
Dann springen jählings unsre Fesseln,
Dann bricht der Tag des Zorns herein.

„Dann wird des Vaters Krone blitzen,
Und jeder Blitz ist Weltenbrand,
Dann wird blos zu der Berge Spitzen
Die Mutter ziehn ihr Schaumgewand;
Dann will ich selbst auf freier Schwinge
Durch's All, Zerstörung brausend, wehn,
Und über'm Trümmersturz der Dinge
Aufjauchzen und in Nichts vergehn."

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortsetzung.)

Johannes ließ die Speise unberührt, doch schlürfte er mit lechzender Begier das kühle Naß, bevor er antwortete: „Ich komme vom Kreuzhof. Die Meinen sind dahingewürgt, alle, alle, alle!" — „Armer Junge!" hob der Bischof wieder an, „und leider muß ich hinzufügen, armes Delbrück! Wahrlich, die Schrecknisse dieses Tages fallen schwer in die Sündenschale der Volksverführer von Paderborn. War nicht mein Arm gelähmt durch die Widerspenstigkeit der Stadt, so boten wir den Räubern blanken Eisen statt des Goldes und jagten sie mit leichter Mühe über Stock und Stein. Doch jetzt muß der Verwirrung ein rasches Ende gemacht werden um jeden Preis, damit nicht Land und Leute vollends zu Grunde gehen. Die Frechheit dieses Michards hat den höchsten Gipfel erreicht. Ich will ihm deßhalb den Fehdebrief zusenden. Maßt er sich nicht unserer fürstlichen Vorrechte an? Ein edler Rath von Paderborn darf höchstens kleine Strafen verhängen, die armen Sünder käupen, ihnen Nase und Ohren stutzen, doch nicht in Halssachen den Spruch fällen; dennoch verlangt Michards für sich allein ohne den Rath die Gewalt über Leben und Tod. Meine Boten an die Domherrn läßt er nicht mehr durch's Thor, meine Briefschaften fängt er auf. Vom Capitel begehrt er die Wahl eines neuen Bischofs. Und auf meine Vorladungen, was entgegnet er? Der Weg von Neuhaus nach Paderborn sey nicht weiter, als von Paderborn nach Neuhaus, läßt er sagen. Dazu droht er, mein Schloß mit schwerem Geschütz in Grund und Boden zu schießen."

Dieß und Aehnliches sprach der Bischof in der wohlwollenden Absicht, den Unglücklichen auf andere Gedanken zu bringen. Der aber saß mit stieren Augen wie eine Salzsäule da und schien die Worte wohl zu vernehmen, doch nicht den Sinn zu fassen. Darum verließ Dietrich den Gegenstand seiner Rede und fragte mit verändertem Ton: „Willst du vielleicht nach der Stadt gehen, mein Sohn?" — „Ach ja," rief Johannes rasch, indem er sich erhob. Der Fürst ließ mit Vorbedacht diese Bewegung unbeachtet und sprach gleichmüthig weiter: „Du kannst mir damit einen großen Gefallen thun. Ein kluger Junge wie du bist, magst du einen wichtigen Auftrag an den Brakelsteiner mitnehmen. Morgen mehr davon. Jetzt geh, leg' dich nieder, sprich deinen Abendsegen, schlag' ein großes Kreuz über dich und schlaf' in aller Heiligen Namen ein. Gott befohlen, mein Sohn!"

Wenn der finstere Geist über Saul, den König, kam, so rief er nach seinem treuen David mit dem frommen Saitenspiel. Die gottbegeisterten Weisen pflegten dann das Gewölk zu zerstreuen. Wichards war in seiner Art wohl auch ein Saul, doch sein Spielmann kein reiner David, sondern ein schadenfroher Kobold. Jöchelchen spielte auf seiner Sackpfeife allerhand lose Stücklein, während der gestrenge Herr mit krauser Stirn den Inhalt des großen Siegelbriefs erwog, der entfaltet auf seinem Knie ruhte. Das Schreiben war die Wetterwolke, welche den vernichtenden Strahl barg. „Unterwirf dich," hieß es darin, „oder wir beugen deinen Trotz mit bewehrter Faust, und über dich komme das vergossene Blut." Wer weiß, ob dieser Sprache eindringlicher Ernst nicht den verblendeten Mann zur reumüthigen Umkehr bewegt, wenn keines Possenreißers grelles Gedudel die

Digitized by Google

Betrachtung irregeführt hätte. „Schweig!“ herrschte Wichards endlich dem Spielmann zu, „die Buchstaben tanzen ja wie toll und voll durcheinander und ich komme zu keinem vernünftigen Gedanken.“ — Jöchelchen ließ die Pfeifen ruhen. „Meines hohen Herrn Wille iſt das erſte Geſetz,“ ſagte er, „und wenn ſeine Gnaden den närriſchen Ernſt des Neuhäuſers meiner weiſen Narrheit vorzieht, ſo iſt es meine Schuldigkeit, mich darein zu ſchicken. Bin ich doch ſügſam wie warmes Wachs, und ſogar bereit dem gnädigen Herrn recht beweglich zuzureden, ſich vom Pfaffen und ſeinen Laffen wie ein Hund mit Füßen treten zu laſſen.“ — „Still!“ brummte Wichards. — „Ganz zu Befehl,“ fuhr der Poſſenreißer fort, „ich befinde mich ganz wohl auf als meines Gebieters Hund, weßhalb ſollte mein gnädigſter Herr nicht mein Loos beneiden und ſich ebenfalls einen Hern anſchaffen?“ — „Wo iſt die Peitſche?“ fragte Wichards. Jöchelchen reichte ihm dieſelbe dar und machte ſich bereit ſeine Tracht Schläge in Empfang zu nehmen. Der Eintritt Königs ließ die Züchtigung nicht zum Vollzug gedeihen.

„Ei der Tauſend,“ rief Wichards dieſem entgegen, „was in aller Welt bewegt den Meiſter, ſeinen Wanſt in meine arme Behauſung zu tragen? Das muß fürwahr ein wichtiges Geſchäft ſeyn.“ — Des Spottes nicht achtend, antwortete der Bürger: „Wenn ich nun in freundſchaftlicher Abſicht zum geſtrengen Herrn in's Haus gekommen wäre?“ — Wichards nahm gleichſam eine beſorgte Miene an. „Der Meiſter wird doch nicht ſterben wollen?“ ſprach er mit höhniſch verzogenem Mund. Worauf Köning, indem er ſich niederließ: „Genug des Scherzes; die Zeit iſt nicht zu Narrenpoſſen gemacht. Ich habe mit dem geſtrengen Herrn etwas in allem Ernſt zu reden.“ — „So heb' er ſein Sprüchlein an,“ mahnte Wichards, und weil der Beſucher mit einem Seitenblick auf Jöchelchen zauderte, fügte er hinzu: „Kümmere er ſich nicht um den Hund; der darf alles vernehmen.“ — „Ich habe nichts dagegen'“ meinte Köning, „und was dem Herrn recht iſt, ſoll mir nicht ungelegen kommen. Ich will dem geſtrengen Herrn aus gutem Hertzen ein Anerbieten machen.“

Der Bürgermeiſter ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, und dieſer Ausdruck des Erſtaunens war kaum zur Hälfte übertrieben. Gelaſſen fuhr der andere fort: „Der geſtrenge Herr wundert ſich? Er hat damit vollkommen recht, weil er mich natürlich mit meinen Freunden und guten Geſellen nach derſelben Elle mißt. Hör' er mich an, bevor er urtheilt. Ich habe den Liborius nie leiden mögen, und daß er Bürgermeiſter iſt, macht mir keine ſonderliche Freude. Aber er iſt's einmal, und meine Abneigung gegen beſagten Liborius darf mich nicht abhalten, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen dem Bürgermeiſter zur Hand zu gehen, wo es das Wohl des gemeinen Mannes betrifft. Mag es daher immerhin meinen Freunden ganz erwünſcht ſcheinen, daß der geſtrenge Herr durch ſein hochfahrendes und tolles Weſen ſich ſelber den Hals brechen muß, ſo drängt mir die Bürgerpflicht anderweitige Betrachtungen auf. Wenn der Fürſt mit Gewalt der Waffen die Stadt einnimmt, ſo entſteht daraus nicht nur viel Blutvergießen und Zerſtörung, ſondern der Sieger wird auch kein Bedenken tragen, die Rechte und Freiheiten der Bürgerſchaft nach Gutdünken zu beſchneiden.“ — „Der Sieger?“ höhnte Wichards; „weiß denn der Meiſter ſo beſtimmt, wer Sieger bleiben wird?“ — Jöchelchen ſetzte hinzu: „Verſteht ſich, das muß er wiſſen. Die Fürſten haben bisher im römiſchen Reich noch immer Recht behalten.“ — „Der Stärkſte pflegt ſtets zu ſiegen,“ ſagte Köning, „und in unſerer jetzigen Stellung ſind wir nicht beſonders ſtark. Doch laſſe der Herr mich ausreden. Ich für mein Theil will lieber einen unwillkommenen Bürgermeiſter auf dem Stuhl ſehen, als daß die Freiheit der Stadt unterdrückt werde. Auch hoffe ich meine Freunde zu ſolcher Anſicht zu bekehren und dadurch unter der Bürgerſchaft eine ſtarke Einigkeit herzuſtellen, wenn der geſtrenge Herr mir einige Stücke nachgeben will. Sind wir aber einig, ſo wird es ein Leichtes ſeyn uns mit dem Biſchof zu vergleichen.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Schnee, Noth und Verzweifelt.

Das neue Jahr hat mit ungewöhnlichem Schneefall begonnen, und der Schnee bleibt viel länger liegen als es hier der Fall zu ſeyn pflegt. Einen ſo unwillkommenen Gaſt, der den Verkehr hemmt, ſucht man ſo bald als möglich zu entfernen. Das Büreau, wo die Leute, welche mit Straßenfegen etwas verdienen wollen, ſich melden und einſchreiben laſſen, wurde ſo überlaufen, daß es ausſah, als ob ein Aufruhr im Werke wäre. Eines Tags errichteten die Arbeiter, welche nicht angenommen werden konnten, in ihrer Unzufriedenheit eine Schneebarrikade in der Nähe des Büreaus, die aber bald wieder zerſtört wurde. Das Wegräumen des Schnees ſoll der Stadtbehörde ſchon über 30,000 Franken gekoſtet haben. Es iſt aber auch ein gewaltiges

Digitized by Google

Unternehmen, die ungeheure Oberfläche von Paris ganz vom Schnee zu befreien. Glücklicherweise sind nicht alle Winter so schneereich, und es gibt Jahre, in welchen die Pariser wenig Schnee zu sehen bekommen. Für die im Freien Arbeitenden, namentlich die Bauhandwerker, ist das plötzliche Stocken ihrer Beschäftigung in Folge des Frosts ein großes Unglück, und es müssen daher außerordentliche Mittel ergriffen werden, um die Nothleidenden vor Hunger zu bewahren. Colletten, theatralische und musikalische Vorstellungen, Subscriptionsbälle und Waarenlotterien zum Besten der Armen folgen daher einander. Leider sind auch die alten Unruhestifter bei der Hand, diese Zeit dazu zu benutzen, um das Volk durch das Versprechen baldiger Güthertheilung wieder die Begierden aufzureizen. Noch nie sind so viele Almanache und Volkskalender voll socialistischer Aufsätze unter dem Landvolk verbreitet worden, welches meistens nur Kalender liest. Einige Pariser Blätter haben durch Ausgabe aus solchen Kalendern gezeigt, welch verderbliche, der Gesellschaft feindliche Grundsätze in denselben enthalten sind. Und ohne Zweifel kennt man in Paris bei weitem nicht alle Schriften dieser Art; neben denen, die hier gedruckt und ausgegeben werden, gehen ihrer unzählige aus Provinzialdruckereien hervor. Die Verleger werfen sich desto mehr auf den Volkskalenderdruck, je weniger sie in dieser stürmischen Zeit hoffen können eigentliche Literatur abzusetzen, und je weniger solche Volksbücher Druckkosten verursachen. Wahrscheinlich wird man künftig darauf denken, den schlechten Volkskalendern vernünftigere Schriften dieser Art entgegenzusetzen, wie man im vorigen Jahre den revolutionären Broschüren kleine Flugschriften entgegensetzte, welche nach einem förmlichen Beschlusse von geachteten Mitgliedern der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften verfaßt waren. Man zweifelt jedoch, daß dieselben ihren Zweck erreicht haben, da sie meist in einem dem Volke nicht geläufigen Style geschrieben waren, und die in der gebildeten Welt lebenden Schriftsteller die Kunst nicht verstehen zum Landvolke zu sprechen. Das Volk hört nun einmal viel lieber den Leuten zu, welche ihm ein gemächliches Leben und viel Geld gegen geringe Arbeit versprechen, als denen, welche ihm seine Pflichten vorhalten, und es nur ermahnen können fleißig zu arbeiten, um im Alter nicht zu darben. Neben der Noth herrscht aber noch immer in Paris große Ueppigkeit, und während auf den elenden Wohnungen der Armen Seufzer und Verwünschungen schallen, ertönt in den Hôtels der Reichen die Musik zu Bällen und Soirées musicales. Minister und andere hohen Beamten geben große Feste, und dieß ist ein Glück für zahlreiche Handelsleute und Handwerker. Im Jahr 1848 war gerade bestellt, weil alle unnöthigen Ausgaben und Bestellungen aufgeschrieben hatten, so viel Elend in Paris; viele Gewerbe blieben ohne Beschäftigung, und in den zahllosen Kaufläden wurde wenig abgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Neapel, Januar.

(Fortsetzung.)

Kunst.

Von Skulptur und Malerei ist noch weniger zu melden. Unter den Bildhauern ist Tito Angelini bei weitem der ausgezeichnetste und den besten Italiens an die Seite zu stellen. Im königlichen Palast steht man von ihm eine schöne Statue der Sappho. Im Monumentenfach wird für den großen Friedhof von Peggio veale vieles gearbeitet, aber es ist wenig darunter was der Erwähnung werth wäre. Den Malereien der Herren Guerra, Caeta, de Vivo, Marsigli u. A., größtentheils Nachtreter der Camuccini-Benvenutischen (auf die Davidsche gepfropften) Schule oder unerquickliche Naturalisten, habe ich nie Geschmack abzugewinnen vermocht. Man sieht große Werke dieser Männer in der Kirche St. Francesco di Paola, im Schloß von Capodimonte und im königlichen Palast, wo mehrere Wand- und Deckengemälde von ihnen ausgeführt sind. In den Privatzimmern des Königs bemerkt man überdieß manche tüchtige Landschafts- und Architekturbilder, zum Theil von auswärtigen Künstlern, unter andern von dem talentvollen hier lebenden Niederländer Berffort. Unter den lebenden Landschaftern sind Giganti, Carelli und der Aquarell- und Sepiamaler Bianelli, letzterer namentlich für Architektonisches, das er mit großer Virtuosität ausführt, hervorzuheben. Besonders aber darf Carl Götzlof aus Dresden nicht übergangen werden, welcher sich während seines vieljährigen Aufenthalts in Neapel mit der südlichen Natur auf seltene Weise befreundet hat und den Charakter derselben so treu wie anmuthig wiedergibt. Neapels nähere und fernere Umgebungen, wie das Binnenland und Siciliens Küsten hat dieser Künstler gründlich studirt, und wie die feurige Klarheit des Himmels und der Farbenglanz von Land und Meer in seinen Bildern erscheinen, so weiß er sie durch mannigfache nationale Staffage zu beleben. Es gibt wohl kaum irgend einen malerischen Punkt in diesen so reichen Gegenden, welchen man nicht unter Götzlofs Studien und Skizzen wiederfände. — Die Kupferstechkunst liegt ganz danieder, und ein Einziger ist in diesem Fache zu nennen, der Sicilianer Invara, welcher neulich ein Porträt des Papstes und ein anderes des vormaligen Ministers des Innern, Santangelo, gestochen hat, welche von seiner Tüchtigkeit namentlich im sorgfältigen Modelliren der Fleischpartien Beweise ablegen, aber hinsichtlich der Reinlichkeit zu wünschen übrig lassen. Er ist gegenwärtig mit einer Zeichnung nach dem im königlichen Palast befindlichen Raffael zum Behuf des Stiches beschäftigt. Einen erträglichen Kupferdrucker gibt es weder hier noch in Rom, und überhaupt scheint diese Kunst in Italien ganz auszugehen, so daß italienische Stecher ihre Platten nach Paris und Deutschland zum Druck senden, statt daß früher Alles z. B. bei Bardi in Florenz drucken ließ. Manchem ist durch schlechte Drucker eine Arbeit von Jahren von vorneherein ruinirt worden.

Die Gemäldesammlung im Museo Borbonico harrt noch der Sichtung und dessen Anordnung. So viel Gutes vorhanden ist, so ist sie doch einer Stadt wie Neapel schwerlich würdig; jedenfalls würde sie dabei gewinnen, wenn man sie auf die Hälfte reducirte und den des Bleibens werth erachteten Bildern etwas mehr Sorgfalt angedeihen ließe als jetzt der Fall ist. Wenige Galerien machen so den Eindruck der Verwahrlosung wie diese. Der große Saal, in welchem sich Meisterwerke aller Schulen vereinigt finden, von denen manche übrigens gerade seine Meisterwerke sind, macht ganz den Eindruck eines Magazins. Daß man das Copiren der Bilder erlaubt, ist eine überall hergebrachte Sache, die sich von selbst versteht; daß man aber den Copisten gestattet, ihre meist ganz jammervollen handwerksmäßigen Producte dutzendweise zum Verkauf an den Wänden aufzustellen, selbst dutzendweise mit ihren Staffeleien vor einzelnen beliebten Bildern, der Raffaelschen h. Familie, der h. Katharina des Correggio, der Magdalena des Guercino, dem sogenannten Columbus des Parmegianino u. a. zu stehen und deren Anschauen oft geradezu unmöglich zu machen, dabei anhaltend die lauteste und lebendigste Conversation zu führen, dieß dürfte wohl anderswo nicht vorkommen. Die Mehrzahl dieser Copisten steht auf der niedrigsten Kunststufe.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 37. Dienstag den 12. Februar 1850.

Als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg,
Spannt' er freudig im Mund die schnellaufenden Segel —
Homer.

Holländische Skizzen.

(s. Nr. 22—28.)

II.

Auf dem Harlemer Meer. — Leyden. — Haag. — Scheweningen.

Ich hätte schneller auf der Eisenbahn von Harlem nach Leyden kommen können, zog es aber vor über das Harlemer Meer dorthin zu reisen, und zwar wollte ich wo möglich einen Sonnenaufgang auf diesem Gewässer erleben. Zu dem Zweck hatte ich Abends zuvor ein paar Fischer gemiethet, die denn auch frühzeitig genug Morgens mich weckten. — Die Fahrt begann auf einem der vielen Kanäle, die von Amsterdam zum Meere führen. Solch ein Kanal ist ruhig phlegmatisch, wie der Holländer selbst. Ein dichter Nebel lag noch über ihm, und kaum vermochte der Kiel unseres Bootes, von dem blähenden Segel und den kräftigen Ruderschlägen der Fischer getrieben, das stille Gewässer einigermaßen aus seiner Myn-Heer-Bequemlichkeit aufzuregen. Nur die Binsen der Ufer nickten, vom sanften Wellenschlage bewegt, uns beim Vorüberfahren wie närrisch zu, chinesisch spaßhaft zum steten Gruße sich gegen uns verneigend. Hie und da zerstreute der frische Wind, der sich erhob und die Ankunft der Königin des Tages verkündigte, die Nebelstreifen und gewährte dem Auge die Aussicht in die gesegnete Niederung, auf deren duftigen Wiesen zahlreiche Rinder weideten, bis an die Brust im hohen Grase versunken, neugierig die Köpfe nach den Vorüberseglenden drehend. Der Kanal wird nun etwas breiter; wir passiren eine kurze Steinmole und sehen durch die zertheilten Nebelwolken vor uns die schaumgekrönten Wellen des Harlemer Meeres aufblitzen. Purpurrothe Lichtstrahlen sind als Pagen der königlichen Sonne vorangeeilt und bedecken die Wege, die sie wandeln soll, mit glühendem Golde. Die Wolken, die hoch genug stehen, um die nahende aus weiter Ferne sehen zu können, werden roth vor Freude und immer röther, bis sie ganz in Flammen stehen und vom Morgenwinde getrieben ihre Feuer weit durch den Himmel tragen, der im lieblichsten Roth sein Bild tief unten in der Fluth abspiegelt. Im Geschilf am Ufer begannen die Vögel aus dem Schlafe zu erwachen und sprachen zu einander immer deutlicher, bis endlich alle zusammen in großen Chören ihre Morgenhymne zu concertiren anfingen und Alles sich zu regen begann und zu bewegen. Selbst die alten Weidenbäume, an denen wir längs dem Gestade vorüberfuhren, neigten sich rauschend im Winde und schüttelten den nächtlichen Thau und den träumerischen Nebel aus ihren Locken. Da aber tauchte der glühende Goldball aus den Wogen auf. Lauter rauschte das Meer, als wolle es nicht ablassen von der Geliebten, und Meer und Himmel prangten in wunderbarer Färbung. Die Sonne war gekommen und ihr Licht flog von Welle zu Welle, von Strauch zu Strauch, bis auch das niedrigste Gräschen von ihr gesegnet war.

Wir landeten vor Leyden, in dem Theile des sogenannten Rheinlandes, welcher der „Garten von Holland" genannt wird und das beste Brod, die schmackhafteste Butter und das angenehmste Bier liefert. Der alte Rheinarm läuft mitten durch die Stadt und füllt so viele mit Bäumen besetzte Kanäle, daß man nicht weiß, ob das Land oder das Wasser

Digitized by Google

hier mehr Raum einnimmt. Man zählt über 150 steinerne Brücken.

So befand ich mich denn wieder in einer altberühmten Universitätsstadt, unter den Gräbern so vieler großen Gelehrten, welche Europa noch jetzt als Heroen der Wissenschaft verehrt. Berühmt ist diese Hochschule schon dadurch, daß sie dem Edelmuthe der Bürger ihr Daseyn verdankt. Als die Spanier 1574 die Stadt belagerten, öffneten die freiheitskühnen Einwohner entschlossen alle Kanäle dem Meere, damit der Prinz von Oranien mit seiner Flotte von der Nordsee her den Bedrängten zu Hülfe kommen konnte. Es gelang. Eine ungewöhnlich hohe Springfluth machte es der Flotte möglich sich zu nähern, und der übermüthige Feind mußte nach siebenwöchentlicher Belagerung von der durch Hunger und Pest gefolterten Stadt abziehen. Darum wird jezt noch jährlich der 3. Oktober als der wundervolle Rettungstag Leydens gefeiert. Man wollte aber die Einwohner für ihren Heldenmuth belohnen und ließ ihnen die Wahl zwischen Befreiung von Abgaben oder der Stiftung einer Universität. Sie wählten das Letztere, und schon nach wenigen Jahren ward Leyden Europas vorzüglichste Hochschule und der Sammelplatz lernbegieriger Jünglinge aus allen Ländern, und blieb es bis zur Zeit der französischen Revolution.

Die Stadt liegt etwas erhöht und hat sogar einen Hügel mit einer alten Burg, zu der man auf neunzig Stufen hinaufsteigt. Die Umschau von dort ist prächtig; auch ist die breite Straße recht großartig. Leyden war die Wiege von Hollands ersten Malern. Rembrandt, Douw und Lucas von Leyden sind hier geboren; auch jener schwärmerische Schneider, Johann Bockhold von Leyden, welcher an der Spitze seiner Wiedertäufer so viel Tollheiten beging und zu Münster sein Leben einbüßte.

Durch ein schönes Gehölz fuhr ich Tags darauf nach dem Haag. Die Stadt verdient die Vorzüge einer Residenz, schon ihrer schönen Lage wegen, mitten unter reichen Villen und Prachtbörfern und in einem, lieblich mit Wasserpartien versehenen Gehölz. Auch unterbrechen die nahen Dünen etwas die Einförmigkeit der großen holländischen Fläche. Der ganze Ort ist im Walde erbaut, der vormals einen beträchtlichen Theil des Landes einnahm und wovon das Harlemer Gehölz und der Haager Busch noch kleine Ueberreste sind. Das Bedeutendste für mich war hier das Naturalienkabinet, von Wilhelm von Oranien gestiftet und mit den seltensten Sachen aus allen Zonen versehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortsetzung.)

Lauernd fragte Wichards: „Und worin sollen diese Stücke bestehen? Vermuthlich werdet ihr verlangen, daß ich Alles wieder herstelle, wie es bis zum 10. Jenner gewesen. So wisse denn der Meister: ich stehe und falle mit der Freiheit meiner Stadt.“ — „Ich auch!“ fiel ihm Köning in's Wort; „eben darum begehre ich selbst einen unliebsamen Bürgermeister aufrecht zu halten, und es nicht zum Sturm auf die Stadt kommen zu lassen, wenn der gestrenge Herr seinerseits sich verpflichten will, nicht länger mit der Freiheit des gemeinen Mannes ein loses Spiel zu treiben und nicht nach eigener Willkür mit dem Fürsten zu verhandeln, sondern durch die Vermittlung frei erkorener Männer des Vertrauens. Doch muß die Wahl derselben in allem Ernst eine freie seyn. Das ist die Grundlage meiner Vorschläge. Will der gestrenge Herr mich ermächtigen, darauf hin den Vergleich zu unternehmen, so gedenke ich Thomberge, Koithe und sonst noch etliche Biedermänner in mein Haus zu rufen. Ich stehe für den günstigen Erfolg. Jezt wähle der gestrenge Herr. Ich biete ihm die Versöhnung; in der andern Wagschale liegen die Gräuel des Kriegs, die innere Zwietracht und ein Ende mit Schrecken sowohl für ihn selbst als für die Gemeinde. Wenn er wirklich der Freund des Volkes ist, für welchen er sich ausgibt, so wird er wissen, nach welcher Seite er sich zu wenden hat.“

Diese treuherzige Ansprache des verständigen Mannes machte tiefen Eindruck auf Wichards, und zwar so sichtlich, daß der Narr für den Augenblick nicht wagte den Spott loszulassen, der ihm auf den Lippen schwebte. „So rede der Meister mit seinen Freunden,“ sagte Liboriüs; „ich will zum Vergleich die Hand bieten, insofern die einzelnen Bedingungen weder die Freiheit der Stadt noch meine Ehre gefährdem.“ — Getrosten Muthes ging der Vermittler von dannen, indem er zu sich selber sprach: „Alles kann noch gut gehen, und ist die Ordnung einmal hergestellt, so bleibt dieser Tollkopf nicht lange mehr an der Spitze.“

Etwas Aehnliches mochte Wichards fühlen, und Löchelchen sprach es aus, aber in seiner eigenen Weise. „Mit Speck fängt man die Mäuse,“ lachte der Spielmann halblaut vor sich hin, „und den Bären mit Honigschreiben. Wenn mein gnädiger Herr nur ein Zipfelchen der Gewalt aus den Händen läßt, welche ihm das Volk anvertraut, so werden die Wänste wieder Herr und Meister. Doch was bekümmert es mich? ich bleibe sein eigener Knecht so wie so.“

Digitized by Google

Jöchelchen hätte wohl noch mehr geredet, wären nicht Tünneke, Wennebier, Grevenberg und Dülmen dazu gekommen. Der Prädikant und der Schuſter ſchauten bleich und verſtört drein, der Uckerkönig und ſein Freund ſahen eben auch nicht aus wie der Pfaff am Oſtertag. — „Was müſſen wir vernehmen?“ ſagten ſie: „der Rietberger iſt auf Nienbrügge vorgerückt. Die Leute behaupten ſteif und feſt, ſeine Rüſtungen gelten uns.“ — Statt aller Antwort reichte Wichards ihnen den Abſagebrief des Biſchofs. Mit bebenden Lippen las Tünneke den drohenden Inhalt vor. „Wir ſind verloren!“ ſchrie Wennebier. „Ich ſehe Galgen und Rad!“ ſeſterte der Prädikant. „Nicht doch, Freunde,“ beſchwichtigte der Liekenpott,“ ſo gefährlich iſt es lange noch nicht, doch ein bischen einlenken dürften wir immerhin. Allzuſcharf macht ſchartig.“ — Henrik fügte hinzu: „Deßhalb kommen wir zu dir, Lidori. Du mußt dich mit den Dickwänſten verſöhnen und mit dem Fürſten vergleichen.“

Dem Bürgermeiſter ſtieg der Hochmuth zu Häupten, und das Werk, welches des Poſſenreiſers Aeußerung eben begonnen, vollendete der Freunde ängſtliche Vorſtellung. Statt zu ſagen, daß er die Verſöhnung mit den Gegnern anzubahnen begonnen, rief Wichards: „Geht zum Domhof, wenn ihr euch fürchtet, ihr bangen Haſen! Ich frage nach dem Rietberger gerade ſo viel als nach einer Zigeunermutter. Ich laſſe mich nicht ſtören, und ſäße auf jedem Dachziegel ein Fürſtenberg. Der Biſchof bleibe bei ſeiner Stola, wie der Schuſter bei ſeinem Leiſten.“

Während in ſolcher Weiſe der Volksmann ſich auf's neue in den alten Trotz hineinredete, erreichte Hans Köning ſein Haus und verweilte vor der Thür, um gegen den Dom hinab zu ſehen, wo es großen Lärm und Unfug gab. In der Halle beim Gotteshaus, „Pürting“ geheißen, übte ſich das junge Volk der Schüler in den Waffen. Der Bürgermeiſter hatte nämlich zweihundert angehende Jünglinge zur Wehrmannſchaft ausgehoben, wie er denn überhaupt bei keinem Stande eine andere Ausnahme gelten ließ, als gerade nur die offenbarſte Untüchtigkeit. Er theilte mit den meiſten Machthabern die wunderliche Einbildung, daß der gezwungene Soldat unter allen Umſtänden ein ſo zuverläſſiger Wehrmann wie jeder andere ſey. Für die Jungen war das Soldatenſpiel ein Feſt. Sie jubelten und ſchrieen wie beſeſſen. Nicht der ſeltenſten ihrer Späße war, daß ſie hinausrannten, um auf dem Domplatz, der Domfreiheit oder auf dem Markt ihre Gewehre abzufeuern. — „Welch tolles Weſen!“ rief Köning, „mit dem unvorſichtigen Schießen kann ja das größte Unglück geſchehen!“ Das Wort war kaum heraus, als der Wamer ſelbſt tödtlich getroffen niederſank. „O meine Vaterſtadt!“ ſeufzte er mit dem letzten Athemzug. — Das Volk lief haufenweiſe herbei. Die einen jubelten: „Einen Verräther hat die Strafe ereilt!“ Die andern klagten: „Wichards hat den Biedermann ermorden laſſen!“ Der Bürgermeiſter aber, der auf dem Weg von ſeiner Wohnung nach dem Rathhaus mit ſeiner Begleitung zu dem Auflauf kam, ſprach zu ſich ſelber: „Der Himmel zeigt mir den Pfad, welchen ich wandeln ſoll. Fort alſo mit aller Halbheit! verflucht jeder Gedanke an den faulen Frieden, wie der Schmerbauch ihn ſtiften wollte! Kampf auf Leben und Tod! Alles oder nichts!“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Neapel, Januar.

(Schluß.)

Verdammte Wiſſenſchaftsmänner. — Des Königs Geburtsfeſt.

Bereicherungen des Muſeums ſind in neueſter Zeit nicht vorgekommen, da die Ausgrabungen ſeit ein paar Jahren ſo zu ſagen ganz ruhen, gleich den meiſten wiſſenſchaftlichen Rebellen. Aber ein ſchwer zu erſetzender Verluſt für dieſe Anſtalt iſt der vor wenigen Tagen erfolgte Tod ihres Direktors Avellino, welcher unter den italieniſchen Archäologen wohl den erſten Rang einnahm und mitten in ſeiner die Wiſſenſchaft fördernden Thätigkeit abberufen werden iſt. Der Tod dieſes Mannes iſt um ſo mehr zu beklagen, da auf den geiſtigen Beſtrebungen ohnehin ſo entſchiedene Ungunſt des Schickſals liegt und Neapel in neuerer Zeit, in Folge der politiſchen Unruhen und Mißverhältniſſe, um manche tüchtige Gelehrte gekommen iſt, denen man Theilnahme an revolutionären Umtrieben oder geſährliche Ideen ſchuld gibt. Der Begründer des Obſervatoriums auf dem Veſuv, Macedonio Melloni, einer der erſten Phyſiker Europas, verlor auf ſolchen Verdacht hin ſeine Stelle. Mehrere ſind verhaftet, andere flüchtig im Ausland. Uebrigens iſt die Zahl minder groß, als manche der hieſigen Regierung feindliche Journale glauben machen möchten. Von den Sizilianern gehören zu den Verdammten Michele Amari, der Pemeive di Scordia (Butera-Lanza) und der Duca di Serradifalco. Daß alle drei zu den Hauptbeförderern der ſiziliſchen Revolution zu zählen ſind, iſt bekannt. Alle drei haben ſich in der gelehrten Welt einen Namen gemacht, der eine durch ſeine bekannte Geſchichte der Vesper, welche wie

Digitized by Google

ein Präludium neuester Ereigniſſe war, der andere durch ſeine Arbeiten über die hohenſtaufiſche und ſpätern Zeiten, der dritte endlich durch die großen Werke über Sicilians antike und mittelalterliche Baukunſt. Daß dieſer Mann, deſſen Name und Titel ſchon an den Pomp der Feudalzeiten erinnern, Domenico Lo-Faſo Pietrofanza Duca di Serradifalco Principe di San Pietro, als Rebell landesflüchtig werden und hintennach zu ſchweren Geldſtrafen verurtheilt werden mußte, wie es kürzlich durch Dekret des Generalſtatthalters Fürſten Satriano wegen der Verſchleuderungen der proviſoriſchen Regierung geſchehen iſt, ſteht einer Ironie des Schickſals ähnlich. Es gab keinen geſchmeidigeren Hofmann als Serradifalco; er war vor wenigen Jahren der Wirth der ruſſiſchen Herrſchaften und ein revanche gernegeſehener Gaſt in St. Petersburg; er legte eine Sammlung von Grand-Cordons und Sternen an, wie vielleicht kein anderer ſie gehabt, der nicht Premierminiſter geweſen. Er war dem Königshauſe manchen Dank ſchuldig und nahm doch an der Revolutilen Theil, die einen ſagen aus nicht befriedigter Eitelkeit, die andern aus Furcht. Für die Fremden, welche Palermo beſuchten, iſt ſeine Abweſenheit jedenfalls ein nicht geringer Verluſt, da er die Honneurs ſeiner Heimath mit vieler Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit zu machen pflegte.

Am 12. d. M. fand im königlichen Palaſte eine große Feierlichkeit ſtatt, welche im vorigen Jahre inmitten der Unruhen unterblieben war. Es war des Königs Geburtsfeſt: großer Umfang war angeſagt und man ſah auf's Neue die ſpaniſche Ceremonie des Handkuſſes. Der König in großer Uniform mit bedecktem Haupte ſtand vor dem Throne, zu ſeiner Linken die Königin und in der Reihe die übrigen Glieder der Familie. Alle hoffähigen Beamten, höheren Militärs, hohe Geiſtlichkeit, Hofchargen zogen vor den Majeſtäten vorüber, ihnen ihre Ehrfurcht bezeugend. Hierauf war im anſtoßenden Saale Empfang für die Diplomatie und die Fremden. Das ſchöne Lokal ſtimmte zu dem Glanz der verſchiedenartigen Uniformen, der blitzenden Sterne und des reichen Schmucks der Damen, von denen die Palaſtdamen ein eigenes Coſtüm, blau mit rothem Mantel und ſchwerer, zu ſchwerer Goldſtickerei tragen. Abends erſchienen der König und die Königin im Theater San Carlo. Das Haus machte die glänzendſte Wirkung. Vor der Loge brannten fünf Wachslichter auf einem Candelaber; das Parterre war großentheils mit Offizieren gefüllt, die Damen waren in großem Schmuck, Geſandte und Hof in Uniform und das Haus vollſtändig beſetzt. Bei einer ſolchen Gelegenheit kann man ſich überzeugen, daß die neapolitaniſche Ariſtokratie noch etwas auszuweiſen hat von altem Pomp und Reichthum. Neapel zeigt ſich da ſo recht als große Hauptſtadt. Der König wurde ſehr gut empfangen; es war das erſtemal ſeit den Revolutionstagen, daß er öffentlich bei feſtlichem Anlaſſe erſchien. Mochten ſo nach und nach die Spuren einer trüben Vergangenheit ſchwinden! Im Volke iſt das Bewußtſeyn der Nothwendigkeit der Souveränität tief genug, es komme nur darauf an, das Gefühl zu beleben und davon Vortheil zu ziehen.

Paris, Januar.

(Fortſetzung.)

Der Präſident. — Theater.

Wenn Bälle für einige tauſend Perſonen gegeben werden, wie vom Präfekten des Seinedepartements im Hôtel de ville, ſo gibt jeder Eingeladene zu ſeinem Schmucke oder doch zur Hin- und Herfahrt etwas aus; die Damen beſonders wollen in friſchem Putze erſcheinen und können nicht zu Fuße gehen. Hunderte von Kutſchen mit hunderten von Bedienten werden in Bewegung geſetzt, um die vielen Gäſte hin- und herzubringen, ein ganzes Heer von Arbeiterinnen hat vollauf zu thun, um allen Beſtellungen zu genügen, und die Kaufleute ſehen ab, was ohne dieſe Feſtlichkeiten auf dem Lager bliebe, auf der Mode käme und dafür mit Verluſt in die Provinz oder in die Fremde geſchickt werden müßte. Es hatte verlautet, der Präſident der Republik werde mehrere große Bälle geben, und da er einigermaßen den Platz des Königs eingenommen hat, ſo fand man es ſehr angemeſſen, daß er die vornehme Welt für den Verluſt der Hofballe entſchädigte. Allein ſeine Umgebung klagt, das Elyſée in der Vorſtadt Honoré, wo er wohnt, ſey zu klein für große Geſellſchaften und der ihm von der Republik bewilligte Gehalt viel zu gering, als daß er außerordentliche Ausgaben damit beſtreiten könnte, und ſie läßt verlauten, es würde ganz anders hergehen, wenn Napoleons Neffe in den Tuilerien wohnte, und wenn ihm jährlich einige Millionen Franken zugelegt würden. Für den Präſidenten einer Republik nach ſpartaniſchem Zuſchnitte würde der Jahresgehalt von 1,200,000 Franken allerdings genügen; allein im übrigen Paris könne ein Präſident, der noch dazu ein Napoleon'ſcher Prinz und des Haushaltens ungewohnt ſey, mit dieſer Summe nicht weit kommen, zumal die Nothdürftigen erwarten, daß er ſie unterſtütze, wie es ſonſt der Hof gethan hat, welcher mancher geheimen Noth-ahlaß und ſich durch Wohlthätigkeit beliebt zu machen wußte. Von Haus aus hat der Präſident nicht mehr Vermögen genug, um es dem alten königlichen Hofe nachzuthun. Wenn alſo die Nationalverſammlung ihm nicht mit einigen Millionen nachhilft, was aber ein Zeterrufen unter den Rothen verurſachen würde, ſo werden große Feſtlichkeiten und große Gaſtgebereien im Elyſée unterbleiben müſſen, und die Präſidentſchaft einen ächt republikaniſchen Anſtrich behalten.

Da man bei der politiſchen Ueberſättigung durch die täglichen Verhandlungen der Nationalverſammlung und die vielen Tagblätter der Zerſtreuung bedarf, ſo haben die Theater jetzt mehr Zulauf als bisher, und dieſer Winter iſt äußerſt fruchtbar an intereſſanten Bühnenvorſtellungen. Der Jahrestag der Geburt Molières iſt vom Théâtre français und vom Odeon feierlichſt begangen worden, und zwar von beiden durch Molière'ſche Stücke mit Gepränge. Das Théâtre français gab les femmes savantes und l'amour médecin, das Odeon Tartuffe, les fourberies de Scapin und le Sicilien. Erſteres hatte außerdem durch Alexander Dumas ein Stück oder einzelne Auftritte verfertigen laſſen, welche das Couliſſenweſen und Treiben zur Zeit Molières luſtig darſtellen und die Zwiſchenakte der Molière'ſchen Stücke ausfüllen. So etwas verſteht Alexander Dumas vortrefflich, und Niemand weiß den Dialog auf leichtere und gefälligere Art zu handhaben als er. Allein die Verſtellung dieſer Auftritte zwiſchen die Abſchnitte der Molière'ſchen Vorſtellung verwirrte die Zuſchauer, denen das Molière'ſche Theater nicht ganz geläufig iſt; ſie verwechſelten Dumas und Molière mit einander und konnten aus dem Ding gar nicht klug werden. Das Théâtre français hatte zu viel auf die Einſicht und die literariſche Bildung des Publikums gerechnet. Was ein großer allgemeiner Genuß werden ſollte, hat ſomit nur Wenigen Vergnügen gemacht. Die andern erhielten ein ganz confuſes Bild, und ſicher wird der Jahrestag der Geburt des großen Dramatikers nicht mehr auf dieſe Weiſe gefeiert werden. Das Odeon hatte ſeine Feier klüger, obgleich nicht ſo pikant angelegt. Nach der Darſtellung des Tartuffe wurde Molière's Büſte auf der Bühne vom ſämmtlichen Schauſpielerperſonal bekränzt, nachdem eine vom Dichter Méry verfaßte Cantate geſungen worden war.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 38. Mittwoch den 13. Februar 1850.

— O nation miserable,
With an unfilled tyrant bloody-scepter'd,
When shalt thou see thy wholesome days again!
Shakespeare.

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortsetzung.)

Von solchen Gedanken erfüllt, wandte Wichards sich zu den Leuten: „Wozu der Lärm wegen eines Todten? Die Seinen mögen ihn begraben, und damit wird die Sache abgethan seyn. Ihr aber geht an eure Geschäfte, schleift Schwert und Spieß und Axt, putzt eure Feuerrohre, gießt Kugeln und füllt die Pulverhörner. Der Feind klopft an die Pforten und es heißt jetzt: friß Vogel oder stirb! Wer sich nicht von dannen packt, den laß ich anhängen." — Jöchelchen schrie dazu: „Es lebe unser Libori!" Niemand stimmte in den Ruf ein, bis auf ein paar Männer in der Nähe des Possenreißers, die aus Furcht ihm beifielen. Die andern eilten stumm von dannen, während Wichards, seinen Gang fortsetzend, sich nach den Schildern wandte. Wennebier aber zupfte den Dülmen am Ermel, daß er zurückbleibe, und sprach leise zu ihm: „Höre was ich dir sagen will. Du hast vorhin von Wichards eine Unterstützung verlangt." — „Nicht doch," versetzte der Taglöhner, „ein Darlehen begehr' ich. Wenn ich Geschenke nähme, so brauchte ich nur die Hand gegen den Brakelsteiner auszustrecken. Von dem aber nehme ich weder Gabe noch Darlehen, bevor er sich erklärt, ob er mein Ammerikten freien will. Ich muß freie Hand behalten, den gnädigen Junker nach Befinden der Umstände in den Außenputzt zu stürzen. Inzwischen habe ich tagtäglich fünfzehn Mäuler zu stopfen, und doch ist der Wintervorrath aufgezehrt, ohne daß der Beginn des Frühjahrs neuen Verdienst brächte. Niemand läßt ja etwas arbeiten." — Beistimmend nickte Wennebier mit dem Kopfe. „Ist auch gar nicht nöthig," sagte er dazu, „wir theilen nächstens mit den Reichen, und dann hat jeder genug." — Bitter lachend gab Henrix zur Antwort: „Und als das Brod gebacken war, da lag das Kind auf der Todtenbahr." — Der Schuster redete weiter: „Das sieht Libori nicht ein. Weil er selber keinen Mangel leidet, kann er sich nicht vorstellen, wie weh der Hunger thut." — Dülmen fiel ihm in's Wort: „Der eigene Hunger ist das wenigste dabei; aber die Kinder, Meister Wennebier, die Kinder machen einem angst und bange, wenn sie nach Brod jammern und wie die leibhaftige Noth uns hohläugig anschauen. Meine armen Würmer haben seit vorgestern Abend keinen Bissen über das Herz gebracht. Das thut weh." — „Wem sagst du das, Henrix?" fragte Wennebier; „ich weiß nur allzuwohl, wie es thut. Darum bin ich auch nicht so hartherzig, wie Libori. Ich will dir helfen. Geld zwar hab' ich keines, aber guten Rath. Geh hinein in das Haus des Erschossenen. Im obern Gaden findest du eine Truhe, worin immer Geld genug liegt. Ein tüchtiger Schlag auf den Deckel sprengt das Schloß." — „Wie?" rief Henrix entrüstet; „hältst du mich für einen Dieb?" — Der Schuster lachte. „Ein Dieb," erläuterte er, „ist derjenige, welcher heimlich sich aneignet, was ihm nicht gehört. Königs Geld aber gehört dir so gut wie dem Lüttke und Schmale. Wir alle sind die rechtmäßigen Erben des aufgehäuften Mammons. Nimm davon deinen Antheil ohne Umstände und kaufe Brod für deine Kinder; ich, deine Obrigkeit, erlaube dir's. Uebrigens mach' es wie du willst, mir thut dein Hunger nur so lange weh, als er nicht eine Strafe

Digitized by Google

deiner Faulheit oder Feigheit iſt. Gott befohlen!“ — Mit dieſen Worten eilte der Verſucher von dannen und ſprach im Weitergehen zu ſich ſelber: „Einer muß doch der Katze die Schelle anhängen, ſonſt wird aus der ganzen Geſchichte nichts.“

Zur ſelben Friſt hielt Dülmens Weib auf dem Rathhaus dem Wichards eine Standrede, daß ihm die Ohren gellten. M'rieleneken hätte zweifelsohne mit ihrer ſcharfen Zunge und ihren ſpitzen Ellenbogen ſich Bahn gebrochen, auch wenn Thürhüter und Trabanten nicht die billige Rückſicht auf ihren Zuſtand genommen. Die arme Frau ſah erbarmenswerth aus. Ihre Augen flackerten wie Irrlichter, auf ihren Wangen erſchien, abwechſelnd mit wachsfarbiger Bläſſe, ſcharf umgrenzt ein flüchtiges Roth, und nachdem ſie ſo oft eine fröhliche Mutter geworden, ſchien ihr jetzo zum vierzehntenmal der Himmel ein Schmerzenskind zugedacht zu haben. Mit großem Geſchrei fiel ſie den Bürgermeiſter an, und wie ſie denn überhaupt ein biſſiges Mundwerk führte, warf ſie ihm alle ſeine Sünden vor. „Du haſt uns Freiheit verheißen,“ rief ſie, „und biſt der grauſamſte aller Unterdrücker, Zwingherrn und Leutſchinder. Mein Eheherr hat dich zum Bürgermeiſter gemacht, dafür läßt du ſein Weib und ſeine Kinder verhungern. Steck' unſerer Noth ein Ziel, ich rathe dir's, du Gaukler und Betrüger! Erfülle deine gleißenden Verheißungen, oder gib zurück, um was du uns gebracht, unſern guten Fürſten und die ehrenwerthen Väter der Stadt.“

Auch mit den freundlichſten Worten würde die Bittſtellerin zur Stunde übel angekommen ſeyn. Wichards war ohnehin verdrießlich über die öffentlichen Angelegenheiten, und insbeſondere auch noch Dülmens wegen verſtimmt, der kurz zuvor ſeine bittere Noth geklagt. Der geſtrenge Herr hatte fürwahr jetzt andere Dinge zu bedenken, als den Hunger armer Leute. Darum ließ er die Frau hart genug an. So ſagte er unter andern: „Du biſt bekannt, Dülmen'ſche, als die ewige Händelſucherin. Nichts iſt dir recht, und von jeher haſt du deine ſpitzige Naſe in alles geſteckt, was dich nichts angeht. Doch bei mir ſoumſt du an den Unrechten, das ſag' ich dir vor der Hand als guter Freund.“ — Jöchelchen fügte nach ſeiner vorlauten Art hinzu: „Mir hätte die Dülmen'ſche nicht halb ſo viel ſagen dürfen, und ich hätte ſie drunten anhängen laſſen; aber ich ſag's ja immer, unſer gnädiger Herr iſt viel zu ſanftmüthig.“ — Tünneke erbleichte, ſo abſcheulich kam ihm der verlarvte Rathſchlag des Poſſenreißers vor; der Kielenpott wurde roth vor Zorn und ſchrie den Spielmann an: „Willſt du ſchweigen, Geſpenſt? Das Mütterchen da in Wind und Wetter an die Kette zu legen, der Gedanke wäre dem Teufel noch zu ſchlecht!“ — Mit dieſer wohlgemeinten Rede machte der Uekerkönig die Angelegenheit nur ſchlimmer, als ſie zuvor geweſen; denn als M'rieleneken, jetzt völlig außer ſich, ſchreiend und ſcheltend dem Bürgermeiſter mit allen zehn Nägeln nach dem Geſichte fuhr, rief dieſer den ſeilen Knecht Hermodius, damit er vollführe, was Jöchelchen eben geſagt. Vergebens baten die Umſtehenden um Gnade. Der Rathsdiener packte mit unverhehlter Schadenfreude die Frau, indem er ihr zuraunte: „Hab' ich dich endlich einmal, du verzweifeltes Weibsſtück? Dießmal ſollſt du mir nicht entkommen, darauf magſt du Gift nehmen.“ — Indeſſen hatte der Spielmann ſeinen Schlauch aufgeblaſen und fing, tanzend und Geſichter ſchneidend, zu flöten an, während Grevenberg trutzig von dannen ging und Tünneke wie noch mancher andere ſich wegſchlich. Der Prädikant ſagte dabei in ſeinen Gedanken: „Hier iſt kein Segen mehr, ich gehe laufen.“ *

Als die Genannten ſich entfernten, um von dem Jammer nichts weiter zu hören noch zu ſehen, da ahnten ſie nicht, daß ſie nur vor dem Vorſpiel flohen, welchem ſofort viel ärgere Gräuel und Scheuel folgen ſollten. — Der unglückſelige Henrik Dülmen, von des Schuſters wiedertäuferiſchem Rathſchlag bethört, hatte in Königs Haus die Truhe aufgeſchlagen, von dem vorgefundenen Geldhaufen ſich ein paar kleine Stücke zugeeignet und war auf handhafter That ergriffen worden. Der Vorgang hatte großen Lärm und arge Verwirrung gebracht, ſo daß mehr als zwei Stunden hingegangen, ehe die Betheiligten dazu kamen, die Leiche des Erſchoſſenen zu verlaſſen, um den Dieb zum Rathhaus zu bringen. Dorthin wälzte ſich jetzt der Zug, in ſeiner Mitte den Gefangenen mit gefeſſelten Händen. „Wir wollen Recht und Gerechtigkeit,“ ſchrieen die Leute, „und es darf nicht heißen, die von Paderborn hätten einen guten Bürger ermordet, um ihn hernach zu berauben. Soll etwa unſere biedere Stadt im ganzen Reich als Mördergrube und Raubhöhle verſchrieen ſeyn?“ — Wie der Hauſe zum Rathhauſe hinkam, verſperrte ihm ein Auflauf eigenthümlicher Art den Weg. Hunderte von Weibern bildeten einen undurchdringlichen Hag um die Stelle, wo an der Mauer des Bürgermeiſters Ringe und Ketten hingen. „Zurück!“ ſchrieen die Frauen den Andrängenden entgegen; „zurück, wer ein Biedermann heißen will!“ — Der Zug ſtand wie eine Wand und brauchte nicht lange zu harren, um das Räthſel gelöſt zu ſehen. Die mißhandelte Frau war an der Kette von der verhängnißvollen Stunde vorzeitig überraſcht worden. Jetzt lag ſie eine ſtarre Leiche im Eiſengeſchmeide auf dem

* „Laufen gehen,“ niederrheiniſche Redensart für: ſich davonmachen.

Digitized by Google

naßkalten Boden, im Arm ein kleines Weſen, das ſich nur darum dem Mutterſchooß entrungen, um ſich in den Schooß der Erde bergen zu laſſen. Bei dieſem erbarmenswerthen Anblick bot verzweifelnd der arme Henrik die gefeſſelten Hände zum Himmel empor und rief mit ſtarker Stimme: „Fluch dir, Libori Wichards, Mörder meines Weibes, Unterdrücker des Volkes!“ — Noch manche Verwünſchung fügte der geſchlagene Mann hinzu, indem er ſich dabei wie ein Raſender geberdete.

(Fortſetzung folgt.)

Holländiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Aber ſchöner als Alles iſt der nahe Seebadeort Scheveningen, wohin wir durch eine doppelte Lindenallee und durch den ſchönſten Laubwald Hollands fahren. Herrliche Buchen und Eichen heben die breitäſtigen Kronen empor; der Sonnenſtrahl ſpielt lieblich durch die ſchimmernden Blätter auf die einſamen Fußpfade herab, die ſich vielfach durch das ſchattige Waldesdunkel ſchlängeln. Endlich öffnet ſich das Gehölz und ein freundliches Kirchdorf, Scheveningen, liegt vor uns. Freundliche Landhäuſer, kleine Gärten davor, Blumen an den Fenſtern, Fiſcher in ihrer Seemannstracht, rothwangige Mädchen mit großen langen Ohrhommeln, Gruppen von Badegäſten und luſtwandelnde Städter — ein überaus freundliches Bild, aber dennoch herrſcht darin eine gewiſſe Leere, denn hinter dem Dorfe erheben ſich die öden Dünen; ein Arm der Wüſte ſtreckt ſich neben dem grünen lachenden Waldes- und Wieſenlande aus, und das Auge erblindet faſt von dem weißen dürren Flugſande. Doch was glänzt uns dort von der öden Dünenhöhe ſo anziehend entgegen? Eine italieniſche Villa iſt's mit Säulenhallen, aus weißem leuchtenden Geſtein erbaut, prächtig abſtechend vom Blau des Himmels. Wie kommt dieſes ſchmucke Marmorgebäude des Südens auf die wüſte Strandöde? — Es wird uns faſt unheimlich, wenn wir näher hinzutreten. Der ſchöne Bau dort gleicht einer verlaſſenen Braut, der man Kranz und Schmuck abgeriſſen hat und die nun einſam daſteht im verödeten Hochzeitſaal. Nicht über einen Roſenteppich, mit Roſenbüſchen und Blumen geziert, wandelt der Fuß zu den Stufen des ſchönen, der Meergöttin geweihten Tempels hinan, kein dunkles Laub beſchattet überhängend den Pfad, nur auf zermalmten Kieſeln und loſem Flugſand ſchreitet du hin, und die Sonne ſticht herab wie in der Wüſte Sahara.

Durch eine Säulenhalle treten wir in den edeln, einſam trauernden Bau; kühle Gemächer nehmen uns auf. Da liegt das blaue, unermeßliche Meer vor uns, doch zwiſchen uns und dem perlenden Wellenſchaume wieder ein Strich Sandwüſte. So lag Andromeda, an den Fels geſchmiedet, dem glühenden Pfeile der Sonne ausgeſetzt, die kühle Fluth zu ihren Füßen, doch zu fern, um ihre brennende Lippe und die ſchöne Bruſt zu kühlen. Doch ihr, der gefeſſelten Königstochter, erſchien der rettende Held, von Göttern geſandt, und erlöſte ſie von ihren Qualen; wer aber erlöst dich, trauernder Genius, der du einer Dryas gleich in jener griechiſchen Säulenhalle wohnſt und einſam ſeufzeſt in brennender Mittagsgluth oder im ſchauerlichen Mondlicht, das ſilbern den öden Strand übergießt? — Doch Geduld! auch dir ward ein Troſt in deinem Wüſtengefängniſſe! Schauſt du gleich ſehnſüchtig hinab nach der kühlen Umarmung des Meeres oder nach dem Luſtgefilde jenſeits deiner dürren Hügel, ſo nahen dir doch täglich die ſchönſten Frauengeſtalten und begrüßen dich. Du empfängſt die reizendſten Jungfrauen, zarte Roſenknospen und edle Lilien; ſie betreten zuerſt die Schwelle deines Tempels, um ſich der Meeresgöttin zu weihen, zu der ſie hinabſteigen von deiner Höhe, um das Reinigungsopfer zu begehen.

Am Strande lagen mehrere Segelboote, für Luſtfahrten der Badegäſte beſtimmt. In ein ſolches flieg ich, nahm zwei handfeſte Geſellen von Fiſcherbuben und ſtach in See, eines von Lengerke's, meines lieben Landsmanns, köſtlichen Oſtſeeliedern vor mich hinſingend, als ich über die ſilbernen Wellen des leiſe rauſchenden Meeres dahinflog. Nichts auf der Welt füllt ſo ganz die Seele aus, als das wogende Meer; es gibt dem Menſchen Flügel, die ihm die Natur verſagt hat. Wer das Meer nicht kennt in ſeinem unendlichen Wechſel, in ſeiner erhabenen Größe, der kommt mit unter den Menſchen wie ein Vogel vor, der nicht fliegen kann oder ſeine Flügel nicht gebrauchen mag, wie die Gans und der Strauß.

Hier in Scheveningen erlebte ich Tags darauf ein komiſches Abenteuer. Es gibt in dieſem holländiſchen Badeort ganz wunderniedliche kleine Landhäuschen, welche mit der dort üblichen ſprüchwörtlichen Reinlichkeit und Sorgfalt im Stande erhalten werden; ganz wie die holländiſchen Tulpen und Hyacinthen, ſo nett und ſauber ſehen ſie aus. Ein Engländer, der hier badete, kam auf den wunderlichen Gedanken, ein ſolches Haus zu kaufen und mitzunehmen. Ein Curioſitätenliebhaber, dem es auf einige tauſend Pfund Sterling nicht ankommt, kann Alles möglich machen. Unſer Gentleman gehörte aber zu jenen Engländern, deren Fragen meiſtens nur in den Worten: „wie viel?“ beſtehen, welche die brittiſche Freigebigkeit gewiſſermaßen ſprüchwörtlich gemacht haben. Dieſes Zauberwort überwindet

Digitized by Google

alle Bedenklichkeiten und bietet allen Schwierigkeiten Trotz. Dieſe lakoniſche Frage richtete denn unſer Engländer eines Tags auch an den Eigenthümer eines hübſchen Landhauſes: „Wie viel? — „Vierhundert Gulden monatlich,“ erwiederte der Holländer, welcher einen Miethsmann in ihm ſah. — „Sie verſtehen mich nicht; will nicht das Haus miethen, ſondern kaufen. Wie viel?“ — „Wenn es zu verkaufen wäre, ſo wäre es 20,000 Gulden werth; aber es iſt nicht feil und ich gebe es nicht unter 30,000.“ — „Sehr wohl; aber ich will auch die Möbeln, die darin ſind.“ — „Dann werden 3000 Gulden mehr gerechnet.“ — „Und,“ fuhr der Engländer fort, „auch das Frauenzimmer, das eben die Fenſter putzt und ſo ordentlich ausſieht, will ich mit kaufen.“ — „Das geht nicht an,“ erwiederte der Holländer gelaſſen, „das iſt meine Frau —“ — „Thut nichts! wie viel?“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortſetzung.)

Victor Hugo's Theaterplan.

Victor Hugo, der nebſt einigen andern Theaterdichtern vor einiger Zeit vor eine Commiſſion des Staatsraths geladen war, um ſeine Anſicht über die zweckmäßigſte Einrichtung des Theaterweſens in Paris auszuſprechen, hat den Commiſſären erklärt, ſeine feſte Ueberzeugung ſey, man könne und müſſe das Volk durch das Theatre bilden, und die Regierung müſſe alles anwenden, damit dieſe Bildung vollſtändig werde. Dieſes Gutachten iſt ein merkwürdiges Aktenſtück, nicht ſo ſehr in praktiſcher Hinſicht, als wegen der Freimüthigkeit des genialen Dichters, der ſich um das Wirkliche und Thunliche nicht zu kümmern ſcheint, ſondern immer ein Ideal von Volk und Literatur im Kopfe hat. Nach ihm ſoll uneingeſchränkte Freiheit im Theaterweſen herrſchen; folglich ſoll nichts die Privaten hindern, ſo viele Theater zu errichten, als ihnen beliebt, und eben ſo ſollen die Dichter auf der Bühne vorbringen dürfen, was ihnen gut dünkt. Mithin gar kein Theaterprivilegium und nicht die mindeſte Theatercenſur, ſondern volle Freiheit in Allem. Bloß einige Bedingungen ſollen den Theaterunternehmern auferlegt werden, z. B. eine Caution. Auch meint der Dichter, der Staat werde wohl daran thun, vier große Theater, welche ſo bedeutende Koſten verurſachen, daß ein Privatmann ſie nicht wohl beſtreiten kann, auf ſeine Gefahr zu unterhalten, nämlich die große Oper, die komiſche Oper, ein Theater für die ältere dramatiſche Literatur, und eines für die jetzige. Dieſe Theater müßten aber ſo geräumig ſeyn, daß Tauſende von Schauſpielern Platz darin hätten, und zu gleicher Zeit ſo wohlfeil, daß keiner Volksklaſſe das Vergnügen des Schauſpiels entgehen würde. Alle andern Schauſpielunternehmungen müßten bloße Privatſache ſeyn; höchſtens könnte die Stadtbehörde einige Theater für Volksſchauſpiele unterhalten und dieſe beſonders dazu benützen, den Bürgern Bilder aus der Nationalgeſchichte vorzuführen. Uebrigens aber ſollte ſich die Regierung gar nicht in das Schauſpielweſen mengen, ſondern ihm ganz freien Lauf laſſen. Napoleons Despotismus habe daſſelbe meiſtern und lenken wollen; die Folge davon ſey geweſen, daß unter ſeiner Regierung kein einziges dramatiſches Meiſterwerk das Licht erblickt habe. Scribe, der mit Victor Hugo vom Staatsrathe berufen worden war, um ſeine Anſicht auszuſprechen, und jener merkwürdigen Sitzung beiwohnte, war mit dem Urtheile ſeines Collegen über die Wirkung des Napoleon'ſchen Despotismus auf das Theater nicht einverſtanden, zumal er ſelbſt damals bereits mehrere Theaterſtücke geliefert hatte; er unterbrach ihn daher mit den Worten: „Sie vergeſſen das Raynouard'ſche Trauerſpiel, die Templer,“ (welches zu beſagter Zeit mit Beifall gegeben wurde. „Ich ja,“ erwiederte Victor Hugo, „das Stück hat einen ſchönen Erfolg!“ worauf Scribe nichts erwiederte. Mit welcher Liberalität aber der verſchwenderiſche Dichter die vier auf Staatskoſten unterhaltenen Theater ausſtatten möchte, darüber muß man ihn ſelbſt hören. „Die der Privatſpekulation überlaſſenen Theater, ſagt er, ſind immer zur Knauſerei geneigt. Kommt ein Stück auf 100,000 Franken zu ſtehen, ſo treten die Unternehmer zurück; aber der Staat braucht nicht zurückzutreten. Stellt ein großer Schauſpieler ſeine Forderungen ſehr hoch, ſo kann ein Privatunternehmer ſchachren und ihn gehen laſſen; aber der Staat braucht nicht zu ſchachern. Verbietet ein talentvoller Dichter für ein Privattheater, ſo bekommt er einen beſtimmten Autorenantheil; der Staat kann ihm doppelt ſo viel geben, und dann wird er für das Staatstheater arbeiten. Somit wird man in den Staatstheatern die beſten Stücke, die beſten Schauſpieler, die prachtvollſte Ausſtattung haben. Zu gleicher Zeit wird der Staat, der nicht ſpekulirt, und in Gewägung des großen und rühmlichen Zweckes gar nicht dabei zu gewinnen braucht, dem Volke dieſe prächtigen Schauſpiele zum wohlfeilſten Preiſe bieten. Ich möchte, daß der Mann aus dem Volke für keine zehn Sous eben ſo bequem auf einem mit Sammt gepolſterten Stuhle im Parterre ſäße, als der Reiche für ſeine zehn Franken hinter dem Orcheſter. Auf dieſe Art hätte man in Paris vier prächtige Sammelpunkte, wo Reiche und Arme, Glückliche und Unglückliche, Pariſer und Provinzialen, Franzoſen und Fremde ſich alle Abende zuſammenfänden und brüderlich ihre Empfindungen im Anſchauen der großen Meiſterwerke des menſchlichen Geiſtes austauſchten. Und was wäre die Folge? Veredlung des Volks und allgemeine Bildung.“ Scribe wandte gegen dieſen Plan ein, wenn derſelbe zur Ausführung käme, müßten die Staatstheater unfehlbar den Untergang der Privatunternehmungen nach ſich ziehen, und die erſtern könnten in den Händen der Regierung leicht dazu gebraucht werden, die Regierungszeitungen zu ergänzen, und officielle Grundſätze und Meinungen zu verbreiten.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 39. Donnerſtag den 14. Februar 1850.

— Versiculis speras tibi posse dolores
— e pectore tolli.
Horat:

Verſe von Juſtinus Kerner.

1.

Des Kindes Sterben.

Seltſamer Schein durch's Fenſter bricht,
Die Mutter kniet an Kindleins Wiege,
Sie hadert: Himmel, nimm' mir's nicht!
Es wär' ja dein Erbarmen Lüge!

Du armes Weib! dein Kindlein ward
Vom Todesengel ſchon beſchienen.
Schon tönt ſein Athmen leis und zart,
Wie aus der Blume Sang der Bienen.

Nun ſchweigt auch dieſes, — Engelsruh
Sich über ſein Geſicht ergießet,
Das blaue Auge ſchließt ſich zu,
Gleichwie ſich eine Blume ſchließet.

Jetzt löst der Mutter bittrer Schmerz
Sich auf in wehmuthvolles Sehnen,
Sie ſchließt das todte Kind an's Herz
Und wärmt's mit einer Fluth von Thränen.

2.

An Sie im Alter.

Daß Liebe paaret ſich mit Pein,
Hab' ich dem Himmel oft geklagt,
Geklagt, daß meine Lieb' dich plagt,
Und möchte dir nur Liebe ſeyn;

Dich plagt, wenn ich um Mitternacht,
Wenn du mich glaubſt in Schlafes Ruh,
Leis deinem Athmen höre zu,
Ob du noch lebſt zu haben Acht;

Dich plagt, wenn mir getrübet ſcheint
Dein Auge, ſonſt ſo mondenhell,
Und ich angſtvoll dich frage ſchnell:
Biſt krank du, oder haſt geweint?

Dich plagt, wenn ich im Innern trüb
Vermein', mich lieb kein Menſchenkind,
Und dann dir ruf': o ſag' geſchwind,
Mein Lieb! haſt du mich denn noch lieb?

O ſage nicht: das ſey geplagt!
Sag': Liebe nur hat das gethan,
Und daß er es nicht ändern kann,
Hat er mir ſelbſt im Lied geklagt.

Holländiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Bei dieſen Worten zog der Kunſtliebhaber ſeine mächtige Brieftaſche hervor und nahm ein ſtattliches Päckchen Banknoten heraus. Der Holländer ſagte phlegmatiſch: „Nein, ich habe meine Frau lieb und will ſie behalten; gehe darauf keinen Handel ein.“ — „Nun, ſo kaufe ich mir eine andere,“ verſetzte der Britte, etwas verblüfft durch den Widerſtand, den das ſonſt unwiderſtehliche Wort gefunden, und in der

Digitized by Google

Hoffnung, daß ſich bald eine paſſende Haushälterin finden werde, ließ er ſogleich einen Maurer und Zimmermann kommen. — „Dieſes Haus hier möchte ich mit nach England nehmen," ſagte er zu den beiden Meiſtern. „Es handelt ſich alſo darum, daß Sie es von der Stelle bringen, ohne es zu beſchädigen, und ſorgfältig einpacken." — „Das wird ſchwer halten," meinten die Meiſter. — „Wie viel?" fragte der Gentleman. — Dieſes Zauberwort hob plötzlich alle Schwierigkeiten; das hölzerne Häuschen wurde in einem halben Tage vom Boden aufgehoben, auf Räder geſtellt und an Bord eines zur Abfahrt liegenden Dampfſchiffes gebracht. Der Engländer bezog das Haus ſchon während der Ueberfahrt nebſt einer holländiſchen Haushälterin; er hatte durch das Zauberwort: „wie viel?" und durch ausdrucksvolle Pantomime mit Börſe und Briefſtaſche eine zur Beſorgung des Haushaltes ganz geeignete ſchmucke Holländerin leicht zur Auswanderung bewegt.

Nach Delft.

Ich hätte bis Rotterdam ſchnell auf der Eiſenbahn fahren können; wer aber gemüthlich und zur Erholung reiſen will, darf Eiſenbahnen nicht benutzen. Das iſt eine Haſt und Aengſtlichkeit, um zu rechter Zeit einzutreffen, daß man in der Regel viel zu früh kommt. Und dieſes Warten und Harren unter athemloſen Geſichtern im Wagen, die Verzweiflung einzelner Nachzügler, dann ein paar tüchtige Stöße bei der Abfahrt, und nun ein unendliches einförmiges Geraſſel, vielleicht einen halben Tag lang! Mittags beim Ausſteigen bricht der Sturm auf's neue los. Wie wenn die Wagen Feuer gefangen hätten, ſtürzt Alles hinaus, hunderte von Menſchen in ein Gaſtzimmer. Glücklich der, welcher um theures Geld ein paar Biſſen erhaſcht! Es ſchellt, und wie vom Blitz getroffen ſtürzt Alles wieder zur Thüre hinaus, dem Wagen zu. In der Reſtauration machen ſie ſchnell aus den ſtehengebliebenen alten Portionen neue für den nächſten Zug, und werden wohl auch für den dritten übrig haben. Jetzt ſetzt ſich der Zug auf's neue in Bewegung. Man fühlt ſich glücklich, ſeinen Platz gefunden zu haben. Die Haſt und Angſt in den Mienen macht einem ſich gegenſeitig glückwünſchenden Ausdrucke Platz, wie wenn man Wunder was für eine Gefahr beſtanden hätte. Neues, einförmiges Geraſſel, matte Unterhaltung, dann Gähnen, zuletzt Kopfnicken und tiefes Schweigen; nur die Wagenräder poltern auf den Schienen fort. Zwei Stunden auf einer Eiſenbahn ſind ſo lang wie ein Tag, und alte Leute, die noch lange zu leben wünſchen, werden gut thun, das Mittel der Eiſenbahnfahrten dazu anzuwenden. Ich danke für eine ſolche Partie!

Der Weg nach Delft geht zwiſchen Wieſen an einem breiten Kanale hin; hie und da ein Landhaus, ein Garten, eine Mühle, ſonſt nichts von Wichtigkeit. — Delft iſt ein todter Ort, hat aber mehrere anſehnliche Gebäude. Berühmt iſt ſein Glockenſpiel aus fünfhundert Glocken beſtehend, und das Denkmal, das hier im Prinzenhof (jetzt eine Kaſerne) von Balthaſar Gerard erſchoſſenen Wilhelm von Oranien. Auch Admiral Tromp, der 32 Seeſchlachten gewonnen, hat hier in ſeiner Vaterſtadt ein Denkmal erhalten und ihm zu Ehren ward Delft mit einer Marineſchule verſehen. Der Hafen iſt zwei Meilen weiter an der Maas bei Delftshafen. Wienbarg ſagt, der heißeſte Wunſch des Hollanders ſey ein Haus in Delft. Ich traue dem Volk aber doch mehr Geſchmack zu, als daß es gerade dieſen Ort des Phlegmas zum Aufenthalt wünſchen ſollte. Ich meinerſeits war froh, daß wir nur zwei Stunden hier verweilten und gegen drei Uhr Nachmittags Rotterdam im Auge hatten, das von weitem einen Wald von Thürmen zeigte. Ich hätte eher einen Wald von Maſten erwartet und war daher ſehr verwundert, bis ich, was der Nebel zuvor verhindert hatte, entdeckte, daß die vielen Thürme hauptſächlich Windmühlen waren, deren einige dicht vor dem Thore der Stadt auf thurmhohem Unterbau ſtehen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortſetzung.)

Wichards hatte unterdeſſen erfahren, was ſich zugetragen, und es konnte ihm nicht verhehlt werden, daß des Volkes Unwille ſich gegen ihn und ſeine Tyrannei zu wenden beginne. Er gerieth darüber in die gräulichſte Wuth. „Iſt das mein Dank, du elendes Geſindel?" ſchrie er, ſtürmte die Treppe hinab, und indem er mit trotzigem Stolz mitten unter den Haufen trat, donnerte er: „Bürger von Paderborn, ich habe euch vom Joch erlöst, und ich allein vermag eure Freiheit zu ſichern. Doch bis es geſchehen, verlange ich unbedingten Gehorſam. Wollt ihr ihn nicht leiſten, ſo nehmt die Gewalt zurück, welche ihr in meine Hände gelegt. Sprecht, wie wollt ihr's haben?" — Er blickte dabei im Kreiſe rings umher. Scheu ſenkten ſich alle Blicke vor ſeinem flammenden Augenpaar. Inzwiſchen raunte ihm in Jöchelchens Geſtalt ſein böſer Engel zu: „Gib dem Volk ein Schauſpiel!" Da hob Wichards wieder an: „Ihr wollt alſo zu eurem eigenen Heil gehorchen? Deſto beſſer für euch, ſo behalte ich das Ruder in der Hand,

Digitized by Google

bis wir den Hafen der Freiheit erreicht. Ich will, wie ich bisher immer gethan, als ein gerechter Richter schalten und walten. In dieser bösen Zeit thut uns nichts dermaßen Noth, als die strengste Gerechtigkeit. Darum ruft den Freimann herbei und führt sofort diesen Dieb da zum Galgen." — „Ganz recht," antwortete Henrir," nimm mein Leben hin zu dem der Meinen, das sichert dich vor meiner Rache, du Unhold. Lebendig entrännest du nicht meinen Händen." — „So schweig' doch, thörichter Mann," mahnten die Umstehenden, „du redest dich um den Hals." Andere schrieen um Gnade. Worauf Wichards: Recht und Gerechtigkeit, keine Gnade!"

Ammerirken hütete den unruhigen Schlummer der kleinsten ihrer Geschwister, die im Traum des nagenden Hungers vergaßen. Sie selber hatte lange nicht geschlafen und die leibliche Noth war dabei ihr geringster Kummer. Sie härmte sich um ihres Herzens Liebling, der, ohne nur Urlaub von ihr zu nehmen, unter das Kriegsvolk gelaufen war. So hatte der Brakelsteiner erzählt, und des Johannes langes Ausbleiben verlieh der Angabe die vollständigste Wahrscheinlichkeit. Des Domherrn Eintritt unterbrach den Lauf der trübseligen Gedanken, ohne sie darum aufzuheitern. „Guten Tag," mein schönes Kind," sagte der verliebte Alte mit süßem Ton. — „Die Mutter ist nicht zu Hause," antwortete Ammerirken schnöde und spröde, „sie ist zum Bürgermeister gegangen. Der Junker mag später wiederkommen." — „Ich will lieber warten," entgegnete Erich, indem er sich niederließ; „es ist mir sogar ganz recht, ungestört mit dir zu kosen, mein süßes Annamariechen." — Das Mägdlein sah den übereifen Verehrer überzwerch mit spöttischem Ausdruck an. „Eine unverhoffte Ehre," sprach sie dazu, „und wie ich fürchte, auch unverdient. Wenigstens weiß ich dem gnädigen Herrn keinen Dank dafür." — Diese Antwort berührte den Junker sichtbar unangenehm; er brach ab und fragte: „Wo sind denn alle eure Jungen und Mädchen?" Ammerirken senkte erröthend die Blicke. Dem Junker ging ein Licht auf: er hatte auf seinem Wege eben noch eines der Kinder gesehen, wie es auf fremder Thürschwelle ein Stück Brod verzehrte. „Du wirst sie doch nicht betteln geschickt haben?" fragte er, indem er ein Silberstück auf den Tisch warf; „rede, Mädchen!" — Trutzig versetzte die Jungfrau: „Behalte der gnädige Herr sein Geld. Die Mutter hat die Schrankschlüssel mitgenommen, und die ewig schnappenden Freßmäuler verlangen darum etwas bei den Nachbarn. Ohnehin ist fremdes Brod für Kinder wie Kuchen, — und nicht bloß für kleine Kinder," setzte sie mit einem verfänglichen Seitenblick hinzu. Erich dagegen zwinkerte boshaft mit den Augen gegen den Schrank hin, dessen Thüre angelweit offen stand.

Zur selben Frist rief ein Knabe durch die halbgeöffnete Pforte herein: „Ist Henrir zu Hause?" — „Nein." — „So sag's ihm, wenn er kommt: 'nen schönen Gruß vom Kielenpott, heut Abend wär' große Versammlung auf dem Uekenrathhaus, und Dülmen dürfe nicht fehlen." — „Was gibt's denn so Wichtiges?" — „Weiß nicht, aber ich meine, dem Leutplager von einem neuen Bürgermeister soll das Lederzeug gestickt werden —" — Der Knabe stockte, weil er plötzlich das lauernde Gesicht des Domherrn wahrnahm, und klappte die Thüre hastig wieder zu. Erich aber dachte bei sich: „Die Dinge nehmen eine schlimme Wendung. Wenn die Walen von Wichards abfallen, so ist er verloren, und mit ihm versinken alle meine schönen Aussichten. Und sind sie denn wirklich so schön, diese Aussichten? Das Dirnlein ist freilich allerliebst, aber nicht reizend die Verpflichtung, sich das ganze Bettelvolk auf den Hals zu laden. Alter Junge, bedenke dich wohl, bevor du das entscheidende Wort aussprichst! Vor allem hüte dich, auf's Ungewisse hin Haus und Hof an die verliebte Laune zu wagen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Die Gräfin Blessington

Der Fremde, den sein Fuß nach St. Germain-en-Laye trägt, berührt auf seinem Wege dahin Chambourcy, die Residenz des Herzogs von Grammont, wo ihm sein Führer an einem einsamen Orte ein geschmackvolles Denkmal zeigt, das hier dem Andenken einer Frau errichtet ist, die zu den merkwürdigsten Erscheinungen ihrer Zeit gehört. Margarethe Gräfin von Blessington fand hier ihre letzte Ruhestätte nach einem vielbewegten Leben, das sie durch alle Höhen und Tiefen menschlicher Existenz geführt, und sie die Feuerprobe verschrgter Weltehre hat kennen lehren. Hier auf fremder Erde wünschte sie beigesetzt zu werden, in der Nähe von Freunden, denen sie seit Jahren ein häufiger und lieber Gast gewesen, unter dem Schatten.

Digitized by Google

der Bäume, wo ihr Fuß in frohen Stunden gewandelt. Die Heimath bot ihr keinen Ort der Art; in ihrer ganzen Erinnerung fand nichts dem Aehnliches aufgezeichnet. Schon oft hatte sie daher derselben auf lange Jahre Lebewohl gesagt, und war gleich ihre Rückkehr dahin durch Umstände geboten, so zog doch die Neigung sie immer wieder fort, und noch in ihrem sechzigsten Jahre sehen wir sie abermals der französischen Hauptstadt den Vorzug geben und dort eine Einrichtung treffen, die für die Dauer ihrer noch übrigen Lebensjahre berechnet schien. Hier aber steckte ihr das Schicksal ihre Grenze; nur noch bei einem einzigen Erwachen begrüßte ihr Auge die neuen geschmackvollen Räume, dann schlossen sie sich dem Lichte auf immer. Die Zeitungen berichteten, am 4. Juni 1849 sey die Gräfin von Blessington an der Cholera gestorben, weil zu jener Zeit eben Jedermann an der Cholera sterben mußte; die Aerzte aber nannten es eine Erweiterung des Herzens, die schon seit Jahren die Ursache manches vorübergehenden Unwohlseyns gewesen. An ihrem Sterbelager stand kein Kind, kein naher Verwandter, nur dem Grafen d'Orsay, den Gemahl ihrer Stieftochter, und ihre Nichte, Miß Power, erblicken wir an demselben. — Des ersteren kunstgeübte Hand hat das Denkmal entworfen, das ihre letzte Ruhestätte bezeichnet; die letztere hat einem kurz vor ihrem Dahinscheiden von der Gräfin Blessington beendeten Roman, „Country Quarters" betitelt, eine kurze Biographie beigegeben, in der wir das Herz einer dankbaren Nichte erkennen. Der Dichter Barry Cornwall aber hat für den Leichenstein die folgende Inschrift verfaßt: „Während ihres Lebens war sie geliebt und bewundert, sowohl ihrer unterhaltenden Schriften als ihrer Liebenswürdigkeit und seltenen Herzensgüte wegen. Männer, durch Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet, kamen aus den fernsten Gegenden und buhlten um ihre Freundschaft, Dichter und Künstler, Staatsmänner und Gelehrte des eigenen Vaterlandes waren stets warm bewillkommnet unter ihrem gastfreien Dache. Sie gab gerne dem, der bedürftig, hatte Hülfe, Rath und Theilnahme für Jeden, und starb von ihren Freunden betweint. Jene aber, die sie mehr liebten, als Alle, haben ihr diesen Grabstein errichtet, da wo ihre irdischen Reste ruhen."

Betrachten wir jetzt in der Kürze die Lebensbahn der Dahingeschiedenen, so wie Miß Power sie uns bietet, und geben wir dem Lichte jene leisen Schatten bei, die nöthig sind, um das Bild lebendig zu machen. — Margarethe, Gräfin von Blessington, wurde zu Knockbrit in der Grafschaft Tipperary den ersten September 1790 geboren. Ihr Vater, Edmund Power, Esq., besaß dort einen kleinen Landsitz, den er aber bald, seiner zerrütteten Finanzen wegen, aufgeben mußte, worauf er mit seiner Familie nach der kleinen Stadt Clonmel zog. Hier stand zu jener Zeit ein Regiment in Garnison, und die jungen Offiziere wußten, wie alle ihres Standes, keinen besseren Zeitvertreib, als den jungen Damen des Städtchens den Hof zu machen. Verdrießlich sind es alle die Erinnerungen ihrer Jugendzeit, die uns die Gräfin Blessington in ihrem letzten Romane gibt, der ganz in einer kleinen irischen Stadt spielt, und zwar unter den Offizieren eines eben eingetroffenen Regimentes und den jungen Schönen des Orts. Die die Handlung meist in Conversation besteht, und der Ton des Ganzen ziemlich auf der breiten Fläche gemeiner Alltäglichkeit weilt, so kann man das Buch keineswegs zu den gelungenen der Verfasserin rechnen, und nur als ein Bild ihres Jugendlebens möchte es dem Leser zu empfehlen seyn. — Margarethe Power, obgleich erst vierzehn Jahre alt, wurde von ihren Eltern bereits auf die Bälle geführt, wo ihre frühreife Schönheit sogleich aller Blicke fesselte. Unter ihren vielen Bewunderern, von denen einige mehr beabsichtigten als den Reizen des halben Kindes zu huldigen, befand sich auch ein Capitain Farmer, dessen Bewerbung dem Vater Margarethens ungemein willkommen war, weil derselbe als ein wohlhabender Mann eine Stütze seiner armen Familie werden konnte; er gab ihm demnach ohne das geringste Zaudern seine Einwilligung, gar nicht daran denkend die Neigung und die Wünsche seiner Tochter über diesen Punkt zu befragen.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Schluß.)

Theater. — Journalwesen.

Victor Hugo wollte diese Folgerung nun zwar nicht zugeben und erwiderte, seine Staatstheater sollen gar keine privilegirten Theater werden, er verlange die uneingeschränkteste Freiheit für alle Bühnen; er gab indessen zu, daß es dem Staat freistehen müsse, die Direktoren der Staatstheater zu ernennen und abzusetzen. Schwerlich wird etwas von dieser Schwärmerei eines Dichters zur Ausführung kommen. Victor Hugo ist übrigens nicht der einzige, welcher seit Einführung der Republik verlangt, man solle große Volkstheater errichten. Bekanntlich gab man in der ersten Zeit sogar freie Darstellungen in den großen Theatern, der Erfolg entsprach aber der Erwartung nicht. Viele armen Familien, welche Freibillete erhielten, verkauften dieselben, da ihnen Geld lieber und nöthiger war, als Schauspiel, und das Geld wanderte nur zu oft in die Schenken, da dem Pöbel ein Trunk angenehmer ist, als ein Sitz im Schauspielre, wäre es auch ein sammetnes Polster, wie es Victor Hugo vorschlägt. An Volkstheatern fehlt es jedem in und um Paris keineswegs, und das Volk kann zu geringen Preisen Schauspiel und Musik genießen. Daß das, was ihm dort geboten wird, sehr zu seiner Bildung beiträgt, möchte ich nicht behaupten; aber selbst Victor Hugos dramatische Werke haben diese Wirkung nicht, und erst vor wenigen Tagen schien ein Redner von der äußersten Rechten in der Nationalversammlung ihn mit zu bezeichnen, indem er von den Romanschreibern und Theaterdichtern sprach, welche durch ihre Werke die Seelen der Leser befinden. Victor Hugo tröstet sich aber wahrscheinlich damit, daß er ein Abendblatt l'Evénement zu seiner Verfügung hat, welches ihn täglich herausstreicht und beinahe vergöttert, wie denn faß alle Notabeln ihre Politik und der Literatur in irgend einem Blatte beständig gelobt werden. — Die Reigmittel, welche man anwendet, um eine Zeitschrift oder ein Tageblatt in Aufnahme zu bringen, werden immer großartiger und sonderbarer. Der Unfug geht so weit, daß bereits Fabrikanten oder Spekulanten ein Journal als Zugabe bei einem Ankauf von Waaren verschenken. So wird eine Zeitschrift, l'Univers, denjenigen unentgeltlich gegeben, welche für sechs und dreißig Franken drei Aufsetzhüte von Bervic kaufen. Den Abonnenten einer andern Zeitschrift werden Loose zu einer Ausspielung von Tafelsilber verheißen. Ferner sollen einige große Tageblätter den Entschluß gefaßt haben, ihren Abonnementspreis so weit herabzusetzen, daß sie ferner keine Concurrenz mehr zu fürchten haben, und alle ihre großen und kleinen Mitbewerber vom Journalmarkte verdrängen. Dieß könnte natürlich nur dann gelingen, wenn sich jedes dadurch hunderttausend Abonnenten verschaffte; sonst würden sie zuletzt dabei verlieren. Und wenn vollends der Zeitungsstempel wieder eingeführt würde, so wäre an besagte Spekulation vollends nicht zu denken. Der Finanzminister wünscht allerdings diesen Stempel wieder; dann aber wäre es aus mit den Volksblättern, und nur die Wohlhabenden könnten Zeitungen halten, wie in der monarchischen Zeit.

Dz.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 40. Freitag den 15. Februar 1850.

Now mianly revolts upbraid his faith-breach;
Those he commands, move only in command,
Nothing in love: now does he feel his title
Hang loose about him, like a giant's robe
Upon a dwarfish thief.

Shakespeare.

Der Volksmann von Paderborn.

(Fortſetzung.)

Trotz dieſer vernünftigen Gedanken würde der Junker ſchwerlich ſich enthalten haben der Kleinen zu ſagen, was er ſeit vierzig Jahren ſchon ſo vielen Jungfrauen vorgeplaudert, wäre nicht eine Störung eingetreten. Wie vom Himmel geſchneit ſtanden Billa und Johannes vor dem betroffenen Domherrn. „Hab' ich's nicht gewußt," beſſerte die Alte, „wo wir den ſeinen Hecht finden würden? Ich kenne ſeine Schliche." — Während Erich, keines Lautes mächtig, ſeiner leidenden Haushälterin in's Geſicht ſtarrte, flog Ammerirken in ihres Liebſten Arme, lachte und weinte zugleich vor lauter Freude und hieß ihn willkommen. „Gottlob daß du wieder da biſt!" rief ſie; „doch wie biſt du hereingekommen? Seit vorigen Samſtag wird ja Niemand mehr ein- noch ausgelaſſen, und ſo lange biſt du doch noch nicht hier?" — „Ich bedarf keines Thores, um in die Stadt zu kommen," beſchied Johannes, „mir ſind die Schliche und Schlupflöcher ſattſam bekannt. In dieſer Stunde bin ich angelangt, nachdem ich einige Tage zu Neuhaus krank gelegen. Mein erſter Gang galt der Pflicht. Ich wollte einen Brief des Fürſten an den gnädigen Herrn abliefern."

Erich griff haſtig nach dem Schreiben, um ſich damit vor Billas Zuſpruch zu retten und dabei den Verdruß zu bergen, welchem ihm des jungen Paares Zärtlichkeit erregte. Die Freude des Domherrn am biſchöflichen Briefe war übrigens nicht übertrieben. Die Worte darin lauteten milde, doch was ſie unberührt ließen, das ergänzte nur allzubereitwillig des Leſers böſes Gewiſſen. So hieß es darin: „Es laufen allerhand Gerüchte über den hochwürdigen Herrn im Lande um. Wir ſelbſt glauben in unſerer fürſtlichen Mildigkeit nicht an das loſe Geſchwätz. In Anbetracht jedoch, daß wir uns nicht verhehlen dürfen, welchergeſtalt unſer geliebter Bruder durch frühere Unvorſichtigkeiten zu derlei Deutungen ſeines Benehmens den urſprünglichen Grund gelegt, ſehen wir uns zu der ernſtlichen Bitte gedrungen, derſelbe möge Vorſorge treffen, ſich von jedem Argwohn unziemlicher Gelüſte zu reinigen, als wodurch von ſelber das ihm aufgebürdete Einverſtändniß mit dem verkehrten Regiment in der Stadt als unnütze Verleumdung ſich herausſtellen muß, wie denn überall mit der Urſache die Wirkung aufzuhören pflegt." — An einer andern Stelle des Schreibens wurde geſagt: der Fürſt könne dem Johannes die verlangten Empfehlungsbriefe nicht geben, da derſelbe den Kreuzhof werde übernehmen müſſen. Das Capitel, meinte der Biſchof, werde ſich wohl um ſo weniger weigern, dem Pflegſohn des Hannjoſt die Maierſtatt zu übertragen, als es nach der jüngſten Menſchenſchlächterei ohnehin an Leuten zur Bebauung des Bodens fehle; der wackere Brakelſteiner möge ebenfalls ſeinen Einfluß beim Capitel geltend machen und etwa erforderlichenfalls die geringe Einſtandsſumme für den neuen Maier aufbringen.

Erich ſchob das inhaltſchwere Blatt in den Buſen, ſtand auf, und die Hände der Liebenden in einander fügend, rief er aus: „Nehmt euch, heirathet euch! Ich ſtatte die Braut aus, ich gebe dem Jungen was er braucht, und ſollte mich's tauſend Thaler koſten. Dafür ſey euch mein ritterliches Wort verpfändet. Doch mußt du heute Nacht noch zum Fürſten, um es

Digitized by Google

ihm zu melden, Johannes. Komm am Abend zu mir.“ Mit dieſen Worten ging der Junker ſtraks von dannen. Die alte Villa nahm ſich kaum Zeit, das überraſchte und erſtaunte Paar in aller Eile zu umarmen, bevor ſie dem Gebieter nachſtürmte. Johannes und Ammerirken hielten ſich bei den Händen, blickten ſich in die Augen und vergaßen die ganze Welt. Ach, nur zu bald ſollten ſie wieder an die Außendinge erinnert werden!

Heulend und ſchreiend kam ein kleines Mädchen herein. „Still doch, Drürken!“ mahnte die ältere Schweſter; „du weckſt ja die Badedißlen.“ * — „Die Mutter!“ zeterte das Kind, „ach Gott die Mutter!“ — „Was iſt der Mutter?“ — „Der Storch hat ſie todtgebiſſen.“ — „Ach warum nicht gar!“ rief Ammerirken und wandte ſich zu den Kindern in der Wiege, die erwachend ſchrieen. Jetzt kam, noch ärger zeternd als Drürken, der kleine Jauſiep. „Der Vater!“ kreiſchte er, „ach Gott, der Vater!“ — „Hat den auch der Storch gebiſſen?“ fragte Ammerirken, indem ſie ihre Sorge wegzuſcherzen ſuchte. Jauſiep antwortete: „Der Vater hat geſtohlen und wird dafür gehenkt!“ — „Junge,“ rief Johannes, „wer hat dir Branntwein gegeben? Oder hat dich die Kreuzſpinne gebiſſen?“ — Indeſſen liefen draußen am Ulſenpuhl Nachbarn und Nachbarinnen zuſammen, das Gedränge quoll in's Haus und hundert Stimmen auf einmal beſtätigten die doppelte Unglückskunde, über deren unglaublichen Inhalt die jungen Brautleute eben noch geſcherzt.

Spät war's nach Mitternacht, alles ſtill in der Stadt. Stille iſt nicht immer Ruhe. Um den geſunden Schlaf der Einwohner war es geſchehen. Lag doch der Rietberger vor den Thoren, nachdem er in der Nacht zuvor eine Ueberrumpelung verſucht. Zwar war der Sturm abgeſchlagen worden, zwar mochte von den Bauern, welche in hellen Haufen ſich auf den Höhen hinter der Liboriuskapelle gezeigt, nichts zu befahren ſeyn, dennoch drückte bange Furcht jegliches Herz. Die Anhänger des Bürgermeiſters verhehlten ſich nicht, daß ſie unter den Bürgern mehr Feinde als Freunde zählten, und dieſe Gegner ihrerſeits fürchteten ſich nicht minder vor den Soldaten. Nach dem Kriegsbrauch der Zeit verfiel eine erſtürmte Stadt der Plünderung, und der wuthentbrannte Sieger machte niemals einen Unterſchied dabei zwiſchen den Anhängern ſeines Kriegsherrn und deſſen Widerſachern. Er nahm kurzweg, was er fand. Doch gerade dieſe Gefahr verlieh den Bedrängten Muth zum Handeln. Thomberge und ſeine Freunde hatten ſich mit dem Uekenkönig verſtändigt. Eine Abordnung an den Fürſten war über die Mauer befördert worden, und die Verſchwörung ging lautlos ihren gefährlichen Gang. Indeſſen meinte Wichards, er habe nur die Feinde draußen zu fürchten. In Helm und Harniſch hatte er nächtlicherweile alle Poſten beſichtigt und verfügte ſich nun auf das Rathhaus, um noch einige Papiere zu ordnen. Seine bewaffneten Begleiter lagen ſchlummernd auf den Bänken im großen Saal, und Niemand war bei ihm in der Schreibkammer, als ſein ſteter Schatten, Jöchelchen. Der Spielmann kauerte lächelnd in einer Ecke. „In Paderbronnen alles gewonnen!“ ſummte und ſurrte er vor ſich hin; „alle Tage wird's ſchöner und herrlicher. Ich begreife die dummen Spießbürger nicht, die ſich vor dem bischen Schießen, Hauen und Stechen fürchten. Dergleichen dürfte einen tüchtigen Jungen gar nicht anfechten.“ — Wichards ſchellte. Schlaftrunken taumelte Hermodius herein. „Du haſt etwas vergeſſen,“ ſagte der geſtrenge Herr, „ich habe noch keinen Beſcheid vom Brakelſteiner.“ — Der Rathsdiener rieb ſich die Augen, gähnte und ſagte dann langſam: „Ich war Abends ſpät noch in des Junkers Haus, um alles auszurichten, was der Herr Bürgermeiſter mir aufgetragen. Ich fand Niemanden als die Köchin, und die erzählte, ihr Gnädiger ſey zum Biſchof nach Neuhaus gegangen.“

(Schluß folgt.)

Holländiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Rotterdam.

Ich kehrte an der Maas im „Hôtel von England“ ein, welches Gaſthaus unweit des Bureaus der Londoner Dampfſchiffe liegt, ein uraltes Gebäude, winkelig, mit dicken Mauern und düſtern Gemächern und zahlloſen kleinen Treppen. Ein Lohndiener meldete ſich, um mich zu führen. — „Wir ſind hier,“ ſprach er, als wir hinausgetreten waren, „in der Hochſtraße, die auf dem Damme hinläuft, welcher den Fluthen des Rheins ſeine Grenzen ſetzt. Der Damm begleitet den Strom bis Deutſchland aufwärts und bis zur Nordſee abwärts. Ihm verdankt ganz Holland ſeine Exiſtenz.“ — Ich bewunderte dieſe Hochſtraße. Von ihr laufen die Quergaſſen abwärts und ſchiffbare Kanäle gehen unter der Straße hindurch. Alle Achtung vor dieſem Volke! Rotterdam zeigt indeſſen eine andere Phyſiognomie als die andern Städte Hollands, und man merkt deutlich, daß ſie als Nebenbuhlerin des ſtolzen Amſterdam auftritt. Die Straßen haben vier bis ſechs Stockwerke hohe Häuſer aus Backſteinen mit

* Wickelpüppchen.

Digitized by Google

Spiegelfenſtern; wahre Paläſte ſtehen auf der Herrenſtraße und am Kai längs der Maas, wo die reichſten Kaufleute wohnen. Viele Häuſer hängen oben etwas über, weil der ſchlechte Grund geſunken iſt; alle haben ſehr breite Fenſter und Läden. Die zahlreichen Kanäle ſind zur Erleichterung des Verkehrs mit beweglichen Brücken verſehen, damit die Schiffe ihre Waaren gleich an den Wohnungen der Kaufherrn ſelbſt ausladen können.

In einem dunkeln Quergäßchen zeigte mir der Führer ein altes verräuchertes Haus und ſprach ehrfurchtsvoll: „Dieſes Haus gehörte dem Vater des Erasmus.“ Das kleine Haus in Eisleben, wo der große Zeitgenoſſe des Rotterdamer Gelehrten das Licht erblickte, trat in dieſem Moment vor meine Phantaſie. Wahrlich, dacht' ich, die größten Männer der Erde werden nicht in Paläſten geboren. — Wir gingen einige Gaſſen weiter. Auf einem ſteinernen, über einen Kanal geſprengten Bogen ſteht die bronzene Bildſäule des Erasmus in lebensgroßer Ausführung, ein würdiges Werk und eine ſchöne Zierde des Platzes. Erasmus Stellung iſt die des Nachdenkens; in der Hand hält er die heilige Schrift. — Die Glocke des nahen Thurmes ſchlug ſechs Uhr. „Schade,“ ſagte mein Lohndiener, „daß es nicht zwölf iſt: wenn unſer Gelehrter zwölf ſchlagen hört, ſo wendet er das Blatt der Bibel um.“ Ein Beiſpiel, wie ſich Volksſcherze herumtragen. Von der Bildſäule des großen Kurfürſten auf der langen Brücke Berlins weiß es jeder Straßenbube, daß er ſein Roß umdreht, wenn er auf dem Dom zwölf ſchlagen hört. Auch der Neptun zu Danzig und der ſteinerne Herkules zu Elbing ſollen um zwölf Uhr Mitternachts von ihrer Pumpe ſteigen und die Runde in der Stadt machen.

Mitten im Kern des Rotterdamer Commerciums feſſelt ein Gebäude faſt magnetiſch unſere Blicke, das kühn hinaufgebaut in den Aether, vergoldet vom Abendſonnenſtrahl, ſchlank wie die Maſten einer ſtolzen Brigantine und ein unwiderſtehliches: Seh, Wanderer! zurufe. Es iſt der prachtvolle Thurm der würdigen Laurentiuskirche, der dreihundert Fuß hoch auf dieſem freien Standpunkte, beſonders in Mondſcheinbeleuchtung, einen höchſt maleriſchen Anblick gewährt. Während die vergoldete Figur eines Segelſchiffes als Wetterfahne den ſeemänniſchen Geiſt der Erbauer verkündet, beweiſt ein ſchönes, koſtbares Glockenſpiel den großen Werth, welchen die Vorfahren der Zeit beimaßen.

Eine Strecke links ſteht die Börſe, deren alte Spitzbogenfenſter aus der gothiſch-italieniſchen Façade uns wie Augen aus einer gewaltigen Vergangenheit anblicken, und rechts prangt das geſchmackvoll im griechiſchen Styl erbaute Rathhaus, deſſen ſchöne Säulenfronte von venetianiſchen Baumeiſtern aufgeführt wurde. Wir ſteigen die breiten Stiegen hinauf. Der Geiſt einer poetiſchen Vorzeit weht uns an. Dieſe ſchlanken Granitſäulen, auf welche die kühnen, edeln Gewölbe graziös ſich ſtützen, der phantaſtiſche Schmuck der Wände, die breiten goldumrahmten Oelgemälde von holländiſchen Malern, alles dieß erfüllt uns mit wehmüthigem Schauer, daß die Kultur des neunzehnten Jahrhunderts die Poeſie des fünfzehnten erſchlagen. Nur eines miſſiel mir an dieſem Gebäude. Im Giebelfelde erblickt man die Themis, welche die Wage hält. Nur Holländer, als kuhmelende Nation, konnten ſich eine ſolche maſſive Themis abſormen laſſen. Die Juſtiz freilich nähret überall ihre Leute; aber die holländiſchen Rathsherrn, die an der Bruſt dieſer Themis liegen, können über die andern europäiſchen Juriſten als über verhungernde arme Schlucker wegſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, December.

Die Bahn der Cholera

Eine der beunruhigendſten und dunkelſten Weltfragen iſt die Cholera. Ihre Bahn auf Erden hat etwas Dämoniſches, Geheimnißvolles. — Dr. b'Spine in Genf, dem die Wiſſenſchaft ſchon manche wichtige mediciniſch-ſtatiſtiſche Abhandlung verdankt, hat über den Gang dieſer Epidemie eine anziehende Zuſammenſtellung herausgegeben, aus der wir hier einiges mittheilen wollen.

Die Cholera ſtammt, wie alle Peſtſeuchen, aus dem Oriente, wo das Menſchengeſchlecht ſelbſt zu wurzeln ſcheint, wo alſo ſeine Wiege und ſein Grab dicht neben einander ſtehen. — Ein furchtbares, blaßblaues Geſpenſt flog ſie im Sommer 1817 in

Digitized by Google

dem bengalischen Städchen Jessora aus den Niederungen des Ganges; von da ging sie in den folgenden Jahren bald spora-disch, bald cataclisch, bald strahlenförmig um ihren Entstehungsort herum, zuerst langsam, dann sie brauchte vier Jahre bis zur Mündung des Indus, wo sie 1820 ankam. Von da aber drang sie in einem einzigen Jahre, 1821, am westlichen Golf hinauf bis nach Bagdad, Bassora und Ispahan; 1822 nach Mesopotamien zu den nördlichen Küsten des schwarzen Meers, im folgenden Jahr 1833 bis nach Astrachan und bedrohte von da die Ostgrenzen von Europa. — Schon damals konnte man deutlich bemerken, daß diese Krankheit, wie alle asiatischen Seuchen, ihre erste herrschende Richtung gegen Westen und Nordwesten hatte. So verheerte sie 1818 von Jessora aus Agra und Delhi, d. h. dreihundert Lieues nordwestlich. Viel langsamer hingegen ging sie in anderer Richtung, denn auf die Küste von Coromandel und nach Ceilon, zwei- bis dreihundert Lieues südlich von Jessora, gelangte sie erst 1819. Auf ihrem schnellen nordwestlichen Gang war sie bereits 1820 mehr denn fünfhundert Lieues weit von Jessora bis an die Ufer des caspischen Meeres vorgerückt. Im Jahr 1823 zeigte sie sich in Astrachan, fünfzehnhundert Lieues nordwestlich von jenem bengalischen Ort. In allen andern Richtungen hatte sie sich weit weniger davon entfernt. — Damals aber drang sie noch nicht nach Europa, sie schien sogar in den drei folgenden Jahren bis 1826 zu erlöschen und überall auszuwüthen, wo sie sich bisher gezeigt hatte. Aber diese Vermuthung war irrig; 1827 brach sie mit großer Heftigkeit wieder in beiden Indien aus, und zog sich dann zum erstenmal nördlich durch die Himalayakette, die bisher als unübersteigliche Mauer zur Sicherung Mittelasiens erschienen war. Von da an wandte sie sich gleich wieder nordwestlich nach Cabul, der Bucharei, den östlichen Ufern des caspischen Meers und des Aralsees. 1828 war wieder ein Jahr des Stillstandes. Die Seuche hatte in den bereits von ihr ergriffenen Orten wenig Intensität und machte daher auch nach ihrem Gesetz nur geringe Fortschritte. Solcher Gesetze der Cholera sind bereits mehrere bekannt: ihre strahlenförmige Ausbreitung von einem Herd der Ansteckung, ihr elliptisches Fortschreiten, ihre Bewegung nach Nordwesten und Südosten und ihr Fortschritt im Verhältniß der Intensität der Krankheit an den Orten, wo sie ausgebrochen ist. — Im Jahr 1829 zeigte sich die Epidemie wieder auf der Ostküste des caspischen Meers und des Aralsees, in Persien und in Georgien, wohin sie auf der Bucharei gekommen war, am heftigsten aber in Orenburg zum erstenmal, und bald darauf im Julius 1830 zum zweitenmal in Astrachan, sechs Jahre nach dem ersten Ausbruch. Sie wüthete furchtbar in diesen beiden Städten, dahre drang sie auch von da schnell nach Nordwesten vor. Schon ein- und zwanzig Tage nach ihrem Ausbruch in Astrachan erschien sie zu Saratow an der Wolga, 130 Lieues nordwestlich von jenem Ort. Im September zeigte sie sich zugleich in Odessa und in Moskau. Von Odessa strahlte sie nach allen Richtungen aus, in die Moldau, nach Ungarn, und kam im August 1831 in Wien an. Von Saratow und Moskau zog sie sich besonders nach den Quellen der Wolga, vier Monate nach ihrem Erscheinen in Astrachan. Später erreichte sie Riga und ganz Altpreußen, auch die Elbe und Hamburg im Oktober 1831.

(Fortsetzung folgt.)

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin Blessington.

In ihrem fünfzehnten Jahre wurde Margarethe demnach die Gattin Capitain Farmer's, mit dem sie in einer höchst unglücklichen Ehe lebte. — Jahre vergehen jetzt, in denen sie unsern Augen entschwunden ist, bis wir endlich von einer Mrs. Farmer, einer wunderschönen jungen Frau hören, die in London in Manchester-Square eine Wohnung bezogen hat und von ihrem Gatten, der Sage nach, getrennt lebt. Hier kann sie nicht lange verborgen bleiben, bald drängt sich ein Heer von Bewunderern zu ihr, und unter denselben finden wir denn auch ihren künftigen Gemahl, den Grafen von Blessington. Dieser, obwohl ein verheiratheter Mann und nicht mehr jung, erhielt den Vorzug, leider, wie man vermuthen muß, seines Ranges und Reichthums wegen. Die Zeit verging indessen und die Welt redete viel; endlich im Jahr 1818, als Miß Farmer eben ihr acht- und zwanzigstes Jahr zurücklegte, wurde sie von Lord Blessington öffentlich als Gemahlin anerkannt. Beide verließen hierauf England, wo ihre Stellung zur Gesellschaft für den Augenblick unhaltbar war, und bereisten den Continent. Die Ausdehnte dieser Tour hat uns die Gräfin Blessington in ihrem Idler in France und Idler in Italy gegeben, Reiseberichte, die durch Anekdoten und Bemerkungen gewürzt sind, welche sie zu ihren besten Werken machen. Zu jener Zeit lernte sie auch Lord Byron kennen, und ihr Zusammentreffen mit demselben in Genua und ihre Unterhaltungen mit ihm sind höchst interessant und werthvoll. Nach ihrer Rückkehr nach Paris erfolgte daselbst im Jahr 1825 der Tod des Grafen Blessington, und seine noch junge Gattin sah sich jetzt im Besitz eines Wittthums, das ihrem Range und Namen entsprach. Sie blieb in Frankreich, bis die Revolution des Jahres 1830 sie von dort vertrieb, wo sie dann auf heimischem Boden die Anknüpfungspunkte suchte, die sich ihr auf fremder Erde so leicht geboten: ein Bemühen, das stets erfolglos blieb. Die englische Gesellschaft verzeiht nicht, und konnte hier vielleicht auch nicht verzeihen. Es handelte sich dabei nicht allein um ein vergangenes Leben, es knüpfte sich an dasselbe auch eine Gegenwart an, mit der man hadern zu müssen glaubte. Graf Blessington hatte eine einzige Tochter hinterlassen, die mit dem französischen Grafen d'Orsay verheirathet war. Es hieß, jener hätte die Schwiegermutter vorgezogen, wenn diese nicht durch solchen Schritt ihr Jahrgeld eingebüßt, ohne das der unvermögende Graf nicht wohl bestehen konnte, und um dieses von dieser Welt als eine Wahrheit erschienen zu lassen, verließ er die Gräfin Blessington seit dem Tode ihres Gemahls nur, um in ein Schuldgefängniß zu wandern, sonst nie; seine Gattin aber fand das Leben an seiner Seite so wenig nach ihrem Sinne, daß sie sich von ihm trennte; man weiß kaum was aus ihr geworden ist. — Es sind jetzt zehn Jahre, als ich an einem Morgge die bunte, glänzende Wagenreihe in Hyde-Park in langsam stattlichem Schritt an mir vorüberfahren sah. Da kam ein niedriger Phaeton, mit zwei isabellfarbenen Pferden bespannt, die ein Jokey lenkte; hinter dem Wagen saß ein bunt galonirter Piqueur. Zwei Damen nahmen den einzigen niedrigen Sitz im Fuhrwerk ein; die eine war Lady Blessington, die andere ihre Nichte Miß Power. Erstere war sehr stark, nicht mehr hübsch, ihr Gesicht wurde aber durch den den Irländerinnen eigenen rosigfrischen Teint verschönert; die andere hatte ein paar prächtige dunkle Augen, lange schwarze Locken und war sehr schön zu nennen. Mein Blick folgte noch dieser Erscheinung, da wurde er auf einen Reiter mit schwarzgelockten Haar und mächtigen Backen- und Schnurrbart gelenkt, einen schönen Mann, den man mir als Graf d'Orsay bezeichnete.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 41. Sonnabend den 16. Februar 1850.

— Es warten die Platten,
Die in der Fremdlinge Hand tragen den heimischen Fleiß.
Andre ziehen freudlockend dort ein mit den Gaben der Ferne;
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Hafen von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gemisch brauset in das wundernde Ohr.

Schiller.

Holländische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Rotterdam ist ganz von breiten Kanälen, wie von Meeresarmen durchschnitten und kann ein holländisches Venedig genannt werden, doch ist wohl mehr Festland hier als in der Lagunenstadt. Ob aber der Anblick des großen Kanals, der sein S durch Venedig zieht, imposanter ist als die prächtigen, mit grüner Fluth gefüllten Arme des Rheins, die mit zahllosen Schiffen bedeckt sind und deren Ufer die schönsten Alleen alter Linden säumen, hinter denen riesige Gebäude emporragen — diese Frage zu beantworten, fällt mir schwer. — Welch ein Wald von Masten, welch wogendes Blumenbeet von flatternden Wimpeln breitet sich dort die Maas entlang vor uns aus! Die Flaggen Hollands, Englands und Frankreichs wehen eifersüchtig neben einander; die stolzen Reichsstädte prangen daneben mit nicht minder stattlichen Fahrzeugen; Rußland und Neapel verkehren fast täglich in diesem Hafen; die Schiffe des Mittelmeers bringen die Südfrüchte herbei, welche die bärtigen Seefahrer der Ostsee von hier sich abholen. Die mächtigen Gebäude mit drei hohen Masten und dreißig schwellenden Segeln, die eben majestätisch den Strom hinaufschwimmen, es sind Ostindienfahrer. Dort flattert auch die sternbesäete Flagge Amerikas neben der dunkeln Scandinaviens, und der Portugiese dort liegt neben einem Russen vor Anker; das Fahrzeug aus Brasilien schaukelt sich neben einem leichten Sicilianer; der hochmüthige Spanier will seinem alten Todfeinde, dem Merikaner, nicht weichen, der in seiner frischen republikanischen Jugendkraft den Vorrang zu erkrotzen sucht. So sieht man auf den Wellen der breiten Maasarme die Schiffe aller handeltreibenden Nationen, an den Ufern das Wogen aller Trachten und Sprachen.

Die Wolken theilen sich; die Sonne wirft glänzende Strahlen in das Gewühl auf den Kais. Die Wipfel der prächtigen alten Linden schimmern in rothem Gold; die Prachtgebäude an den Ufern werfen den Strahl aus ihren großen Spiegelfenstern zurück; schöne Frauen lehnen in den Fenstern und schauen behaglich auf das Getriebe unter sich hinab; Rosen und Hortensien stehen vor ihnen und schmücken die Altane; die hohen zahllosen Schornsteine ragen schwarz in den glühenden Abendhimmel. Nach und nach legt sich der graue Schleier der Dämmerung über das Gewühl; es wird stiller. — Plötzlich ertönt ein Kanonenschuß: ein Indienfahrer gibt das Signal seiner Abfahrt. Die Volksmasse drängt sich, um ihn stolz durch die Reihen der übrigen Fahrzeuge dahinziehen zu sehen. Und was bedeutet die schwarze Wolke dort, die sich schwer um die Masten und Segel wälzt? und dort eine zweite als rauchten hier die Essen Vulkans aus zwei Schornsteinen? — Es sind Dampfschiffe; jenes kommt aus den grünen Bergen des rebenumkränzten Rheins herab und dieses naht sich aus der Themse, wo es noch gestern seine Rauchsäulen mit denen Londons vermischt hat. Die beiden rastlosen Meerwanderer grüßen sich mit freudigem Zuruf als alte Bekannte, die einander in der Arbeit ablösen, denn morgen schon brausen die Räder jenes Fahrzeugs den Wellen des Rheins entgegen, und dieses rauscht wieder in die schäumende Nordsee hinaus, um das freie England zu begrüßen.

Digitized by Google

Doch zurück zur Stadt. Der Mond hebt ſich am Horizont empor und zieht ein breites Silbernetz über die Wellen. Jetzt liegen alle Schiffe lautlos auf dem Strome und kaum deutet uns hie und da ein Lämpchen an, daß ſich lebende Weſen darauf befinden. Die Rheder und Schiffskapitäne, die Matroſen und Laſtträger, Käufer und Verkäufer, alles iſt verſchwunden und der breite Kai iſt die ödeſte Straße der Stadt geworden. Nur in der Hochſtraat drängen ſich noch müßige Spaziergänger und Verkäufer; ſie iſt von den Gasflammen der ununterbrochenen Kette von Läden zu beiden Seiten taghell erleuchtet. Durch die breiten Glasthüren und Fenſter blicke ich in das Innere dieſer Laufgewölbe, in denen die ſchönſten Stoffe und Kunſterzeugniſſe Europas, Oſtindiens, Chinas und Amerikas feil liegen, und wo vor großen Spiegeln ganze Lager von Porzellan, Gold-, Silber-, Kryſtallwaaren blitzen. Aber dieſe Pracht wird mit dem vorrückenden Abend immer öder, und die Gewölbe erſcheinen zuletzt todt, wie eine ausgeſtellte Leiche in Feſtkleidern, mit Brillanten geſchmückt.

Nur in den Nebenſtraßen vernimmt man noch Leben, Muſik, Tanz und Jubel, und farbige Lampen ſchimmern vor einzelnen Hausthüren. Sie dienen dem Seevolke, den fremden Schiffern als Leitſterne. Es ſind Matroſenkneipen und Tanzſäle, in denen die betheerte Matroſenjacke eben ſo viel gilt als die Kapitänsuniform. — Es iſt Mitternacht geworden, und zu der Zeit iſt auch in Rotterdam Alles ſtill und todt.

(Schluß folgt.)

Der Volksmann von Paderborn.

(Schluß.)

Wichards fuhr auf: „Potz Lügen und Schwänke! wie ſoll er denn aus der Stadt gekommen ſeyn?“ — „Juſt ſo fragte ich auch,“ ſagte Hermod, „aber die alte Fee lachte mir in's Geſicht und meinte dazu, wer alles wüßte, könnte leicht reich werden. Fort iſt er, ſo gut wie Hermann Tünnele.“ — „Tünnele fort?“ fragte Wichards erſchrocken. Jöchelchen nahm das Wort: „Nur nach Heſſen, um den Meiſter Wolfgang mit den Hülfstruppen zu holen. Wenn er wiederkommt, ſo laſſe ihn der gnädige Herr nur friſchweg henken. Ich möchte ihn auch ſo in der Luft tanzen ſehen, wie unſern Freund Henrik Dülmen. Schade, daß der gnädige Herr nicht dabei war. Die Engel im Himmel haben lachen müſſen, ſo luſtig ging's zu.“ — „Still, Hund!“ gebot Wichards und winkte dem Hermodius zu gehen. „Ich ſchweige ja mäuschenſtill,“ plapperte der Poſſenreißer, „ich verſpüre keine Luſt, am Dreibein zu baumeln, wie Henrik.“ — Ein Drohblick legte ihm Schweigen auf. Liborius ſprach vor ſich hin: „Treu und Glauben ſind aus der Welt gewichen. Auf dieſen Bracteſteiner baute ich wie auf einen Felſen, nicht um ſeiner Redlichkeit halber, ſondern weil ſeine ſchlimmen Leidenſchaften ihre Rechnung bei mir fanden. Gegenſeitiger Vortheil knüpft doch immer die unlösbarſten Freundſchaftsknoten. Auch Tünnele verläßt mich, der Undankbare. Er fahre dahin in aller ſchwarzen Engel Namen und komme mir nimmermehr vor Augen, wenn ihm ſein armes Leben lieb iſt! Ich aber werde trotz des Abfalls dieſer Elenden ſiegreich aus dem Kampfe hervorgehen. Feſt iſt die Stadt, unerſchütterlich meiner Getreuen Muth, und um die Verräther zu ſchrecken, will ich ſie zehnten. Bei Tagesanbruch laß ich die Häupter der Mißvergnügten greifen und fahre mit ihnen in's Gericht. Die Söldlinge draußen fürcht' ich nicht. Wie lange dauert's, ſo kommen die Freunde aus Heſſen und jagen den Rietberg ſammt dem Fürſtenberg aus dem Lande?“

Dieſen Vorſtellungen nachhängend, verſank Wichards in Nachdenken und träumeriſches Hinbrüten, um endlich einzunicken. So nahm er nicht wahr, wie die Thüre ſich öffnete und unfreundlichen Beſuch einließ: den Uekerkönig nebſt einigen ſeiner tüchtigſten Geſellen, alle bewehrt und mit grimmigen Geſichtern. Den Eintretenden lächelte Jöchelchen entgegen, legte den Finger auf die Lippen und winkte gegen den Schlummernden hin. „Wir wollen ihn nicht ſtehlen,“ lachte Grevenberg, indem er Wichards bei der Kehle packte und ihn wach rüttelte. „Wach' auf, Leutſchinder!“ ſchrie er dazu, während der Spielmann ſchadenfroh ausrief: „Simſon, Philiſter über dir!“ — Der Bürgermeiſter rührte ſich nicht. Mit weit aufgeriſſenen Augen ſtarrte er den Angreifer an, der mit hochgeſchwungener Mordart ihn anſchrie: „So du einen Laut von dir gibſt, ſpalte ich dich wie ein Scheit Tannenholz!“ — „Auch du verräthſt mich, Walter?“ fragte Wichards; „laß immerhin los, ich ſetze mich nicht zur Wehr. Gegen meine Freunde bin ich ein harmloſes Kind.“ — „Gewiß,“ ſpottete Grevenberg, „der ſelige Henrik und ſein Weib wiſſen davon zu ſagen.“

Liberius unterbrach ihn: „Was wollt ihr von mir? Ich bin euer Gefangener und muß mich fügen. Doch bedenkt wohl, was ihr thut. Mein Leben könnt ihr rauben, aber ihr wagt eure Köpfe dabei.“ — Der Uekerkönig wandte ſich zu ſeinen Leuten: „Hildebrand, eile auf unſer Rathhaus und melde was du geſehen. Du, Sebaſtian, gehſt als Bote zum alten Thomberge. Die Kämpern ſollen ſich des Weſterthors bemeiſtern, die Uekern vom Heyersthor Botſchaft an den Grafen

Digitized by Google

ſenden: der wüthende Wolf liege in der Falle." — Die zwei Burſche gingen, und jezt erſt ertheilte Grevenberg Beſcheid auf des Bürgermeiſters Anrede. „Du irrſt, Libori," ſagte er, „wenn du meinſt, wir hätten unbedachtſamerweiſe unſere Trümpfe ausgeſpielt. Alles iſt verabredet und geordnet. Deine guten Geſellen liegen in Ketten und Banden, deine Feinde ſtehen in Waffen. Mit dem Biſchof haben wir uns verſtändigt. Dein Kopf iſt der Preis für ſeine Verzeihung des Geſchehenen." — Wichards gab zur Antwort: „Noch einmal ſag' ich, bedenkt was ihr thut. Der Fürſt wird als Sieger die Freiheiten der Stadt mit Füßen treten. Nehmt meinen Kopf in Gottes Namen; ich ſcheue den Tod nicht. Doch laßt den Zwingherrn nicht in die Stadt. Vertheidigt mannhaft eure Thore und eure Thürme, bis Günter mit den Heſſen kommt. Werft euch dem Landgrafen in die Arme. Der neue Herr wird, dankbar für den Zuwachs ſeiner Macht, willig die Freiheiten der Stadt beſtätigen und erweitern. Gern will ich ſterben, wenn ich nur mit der Ueberzeugung ſcheide, daß die Freiheit meiner geliebten Vaterſtadt geſichert bleibt." — „Zu ſpät," entgegnete Grevenberg, „der Fürſt hat unſer Wort." — Wichards lachte. „Wie oft hatten wir eines Fürſten Wort," ſagte er, „und es iſt doch nicht gehalten worden!"

Dem Liekenpott wurde unheimlich zu Muthe, und er fürchtete ſchier, Liborius möchte durch die Gewalt ſeiner Rede ihn aus einem Feind ſich wieder zum Anhänger werden, weßhalb er froh war, daß eine Unterbrechung kam. Hermod rief durch die Thüre herein: „Meiſter Grevenberg möchte ſchnell zum Weſterthore eilen, wo Mattiges Koithe nach ihm begehre." — „Ich komme ſchon," verſetzte der Uekerkönig und befahl im Fortgehen ſeinen Leuten, den Gefangenen an die Ringe zu ſchließen, die Wichards ſelber hatte anbringen laſſen. Als der gefallene Volksmann ſo am Pranger ſtand, rief er aus: „Wehe mir, daß die Verblendung und Treuloſigkeit der Meinen das herrliche Werk zerſtören muß!" — Mehr zu ſagen verhinderte ihn Jöchelchens ſchadenfrohes Flöten und der Lärm des Volkes, das im Morgengrauen herbeilief, ihn zu verhöhnen.

Hiemit endet die Geſchichte vom Paderborner Volksmann. Was noch folgt, verſteht ſich ſchier von ſelber. Wichards wurde hingerichtet, in fünf Theile zerhackt, und vor jedem Stadtthor ein Stück ſeines Leibes aufgehängt, „dem Verbrecher zur Strafe, den andern zur Warnung." Von den Anhängern des Volksmannes wurde keiner am Leben geſtraft, Günter und Tünneke nicht, weil ſie entflohen waren, die übrigen, weil Dietrich ſie begnadigte. Aber was Hans Köning geſürchtet und Wichards vor ſeinem Ende wahrgeſagt, das ging ungeſchmälert in Erfüllung. Der Fürſtbiſchof erklärte die Freibriefe der Stadt für verwirkt und nahm die Regierung und Verwaltung zu eigenen Handen. Er beſtellte einen Amtmann und einen Schultheiß, ohne deren Einwilligung Bürgermeiſter und Rath nichts mehr beſchließen durften.

Am 1. Mai 1604 hielt Dietrich von Fürſtenberg im Dome das Dankfeſt, und nahm darauf die Huldigung der Bürgerſchaft im Baumgarten des Stiftes Abdinghof entgegen. Zugleich leiſteten alle Mann für Mann für ſich und ihre Nachkommen einen feierlichen Eid, unwandelbar der Kirche treu zu bleiben. Dieſen Schwur haben ſie unerſchütterlich gehalten unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, in den Wirren der folgenden Menſchenalter und unter der preußiſchen Herrſchaft; auch hat es bis zum heutigen Tage nicht den Anſchein, als gedächten ſie im Glauben zu wanken.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Schluß.)

Die Gräfin Bleſſington.

Die Gräfin Bleſſington ſtand zu jener Zeit auf der Höhe ihres litterariſchen Ruhms, man las ihre Schriften viel und gerne. Sie hatte ein ſchönes Haus, eine gute Tafel, eine glänzende Equipage; alle Dichter und Fremde ſahen ſich gerne bei ihr eingeführt, ihre Abendgeſellſchaften wurden als die angenehmſten bezeichnet; aber nie betrat ein weiblicher Fuß ihre Schwelle. Sie mochte dieß ſchmerzlich empfinden, aber ändern ließ es ſich nicht mehr. Um nun nicht immer die einzige weibliche Geſtalt unter einem Schwarm von Männern zu ſeyn, hatte ſie zwei arme, aber ſchöne Nichten berufen, ihren Glanz und — ihre Stellung zu theilen, und gerne hatten jene die Gelegenheit ergriffen, die Hauptſtadt unter ſo glänzenden Verhältniſſen kennen zu lernen, wie ihre kühnſten Träume ſie kaum herauſbeſchworen. Oft pflegten die Habitués ihres Kreiſes von den hübſchen Miſſes Power zu ſprechen; aber keiner derſelben mochte ſich in eine nähere Beziehung zu ihnen ſtellen, weil die Nichte unbedingt auch als Gattin noch den auf die Tante gelegten Bann getheilt

Digitized by Google

hätte. — Graf d'Orsay verwickelte sich indessen in Schulden, die die Gräfin mit ihrem Jahrgelde nicht zu decken vermochte, und von seinen Gläubigern hart bedrängt, entschloß er sich eine Miethwohnung zu beziehen und in derselben einige Jahre als Gefangener zuzubringen. Die Wohnung ist in England eine geheiligte Stätte, in die kein unberufener Fuß dringen darf. Mochten daher die Agenten der Polizei auch noch so erpicht auf ihren Raub seyn, sie konnten demselben nicht beikommen, so lange er im Schutze seiner Penaten blieb, und geschickt genug wußte er seine kleinen Abendausflüge einzurichten, um bei denselben stets unentdeckt zu bleiben. Der Sonntag war dann für ihn der Tag der Entschädigung. An Sonntag müssen selbst die Gesetze hier feiern und jeder Sünder mag unter dem Geläute der Glocken einmal Athem schöpfen und Gott danken, daß er den Sonntag auch für ihn zum Ruhetag geschaffen. Der heilige Tag brachte also auch dem Graf d'Orsay Erlösung. Seine langen Wochentage aber füllte er mit Zeichnen aus, wofür er viel Talent besaß, und das er in diesem Zeitraum zu einer wahren Kunst ausbildete. Sehr bald nach seiner Freilassung wurde auch ein Bild von ihm ausgestellt, in dem man mit großer Verwunderung einen Christuskopf entdeckte. Eine eigenthümliche Ironeichnung für einen Mann wie Graf d'Orsay! Ob seine Schulden übrigens bezahlt worden, oder ob seine Gläubiger nur des nutzlosen Wartens müde ihm seine Freiheit gegeben, das hat man nicht erfahren. Bald nach seiner Rückkehr in die Welt beschloß indessen die Gräfin von Blessington ihre schöne Wohnung, Gore House, wie Konfington, zu verlassen und alle ihre Kostbarkeiten zu versteigern, was denn auch im Frühling des vorigen Jahres geschah und viele Neugierige dahin zog, die von der Pracht und dem Luxus, von dem Bett mit einem Spiegel, von der Toilette, von den in Silber und Gips modellirten Armen und Händen der Besitzerin des bewunderten Nähmens nicht genug machen konnten. — Gore House ist jetzt in andere Hände übergegangen, der Kreis, der sich dort zusammenfand, ist zerstreut, sie, die der Mittelpunkt desselben gewesen, hat in fühter Erde eine Ruhestätte gefunden, und ihr Name wird durch ihr letzes Werk, „Country Quarters," schwerlich einen zweiten Frühling erleben. Das ist das Loos des Menschen auf der Erde.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Die Bahn der Cholera.

Zwischen diesen beiden Linien, die wir für's erste bis Wien und Hamburg führen, erstreckte die Cholera sich in paralleln Strichen über Galizien, Polen, Böhmen, Mähren und Sachsen. Ihre Hauptrichtung nach Nordwesten hielt sie im Süden und in der Mitte Deutschlands auf. Dadurch blieben damals die Tirolee und Schweizer Alpen, Bayern, Franken und die Rheinländer verschont. Nur nach Nord-Nordwesten hatte der epidemische Strom einen Ausweg. Dänemark, Schweden und Norwegen blieben fast ganz verschont. Stockholm war fast der einzige Ort in Schweden, wo die Cholera hindrang, und dieß nur durch ihren westlichen Strom von St. Petersburg aus durch Finnland. St. Petersburg war aber vorher schon von Riga aus ergriffen worden. — Von Hamburg aus drang die Epidemie in drei Wochen nach Sunderland auf der englischen Ostküste. Es war am 26. October 1831. Von da schnelle Verbreitung über ganz England. Nach London kam sie im Januar 1832 nach Edinburg fast zur selben Zeit, Anfangs März nach Dublin; ferner zu gleicher Zeit nach Calais und Paris. Im April und Mai verbreitete sie sich über ganz Irland und das nördliche Frankreich. Südlich von Paris war sie nur fünfzig Lieues weit gedrungen, als der nordwestliche Strom Quimper und die Bretagne, einhundert und zwanzig Lieues von Paris, erreichte. Die Cholera war im Junius noch nicht in Dijon, sechzig Lieues von Paris, und als sie sich bereits in Canada, Quebec und später in Montréal zeigte. — In den vereinigten Staaten von Nordamerika verbreitete sich die Epidemie schnell über die bevölkertsten Städte. Den 1. Junius war sie in New-York, kurz darauf in Philadelphia und Baltimore; im Sommer kam sie über das übrige Nordamerika, nach New-Orleans im November 1832. Im folgenden Jahr 1833 drang sie in's Mexikanische, im Junius nach Mexiko selbst, im August nach Veracruz. Auf der ganzen Erdenge von Panama wüthete die Epidemie und es ließ sich erwarten, daß sie sich von da nach Südamerika wenden würde, als sie auf einmal ihre elliptische Bahn antrat und ganz unerwartet wieder in Europa an der Küste von Portugal, namentlich in Lissabon erschien (im Junius 1833). So hatte die Epidemie am Ende des Jahres 1832 in ihrer Bahn nach Nordwesten gleichsam ihre Sonnennähe, ihre äußerste Grenze in Nordamerika erreicht und ging nun in ganz entgegengesetzter, in südöstlicher Richtung elliptisch zurück, gleichsam heimwärts, in ihr indisches Vaterland, wohin sie gekommen. — In Portugal war sie im Winter 1833 und 1834 sehr gelinde, wurde aber nach einem ihrer Gesetze mit der rückkehrenden Wärme heftiger, ging im Frühling 1834 hinüber nach Spanien, ohne Rücksicht auf die militärischen Sanitätscordons an der spanischen Grenze zu nehmen. In Andalusien, Neukastilien, besonders in Sevilla und Madrid war sie sehr heftig. Von da drang sie über Felsen, Wälle und Mauern nach Gibraltar und ergriff heftig die englische Besatzung. In Barcellona war die Seuche furchtbar. Von da verbreitete sie sich wieder strahlenförmig nach Cette, Marseille, wo sie entsetzlich wüthete, nach Toulon, Genua, und erschien im August 1835 über Coni und Turin in der Lombardei und in Mittelitalien. Sie drang nach Piverone und Florenz, im Herbst 1835 nach Triest, und von da immer südöstlicher ihrer Heimath zu, wo sie indessen, ohne Indien zu verlassen, alle Jahre in den heißen Monaten gewüthet hatte. — Parallel mit ihrem Gang von Spanien nach Marseille ging die Epidemie auch hinüber auf die Nordküste Afrika's und zog sich hier gleichfalls von Westen nach Südosten. So hat sie von 1835 an fast alle Küsten des mittelländischen Meeres ergriffen. — Durch die strahlenförmige Verbreitung der Epidemie von Cette, Marseille und Toulon kam sie die an den Fuß der französischen Pyrenäen und nördlich nach Montpellier, Nimes, Avignon und selbst bis Valence, wobei damals das nahe Lyon in der östlichen Mitte Frankreichs verschont blieb, aber in dieser Richtung nicht weiter, wohl aber südöstlich in alle Departements, Rhonemündungen, Var und niedere Alpen. Bei all diesem Fortschreiten wurde es immer mehr offenbar, daß die elliptische Bahn von Westen nach Osten weit stärker und vorherrschender war, als die strahlenförmige Verbreitung. — Die Länder außerhalb der Ellipse, so wie diejenigen in der Mitte sind damals von der Epidemie frei geblieben. Zu jenen gehörten ein Theil des nördlichen Rußlands und Finnlands, fast ganz Schweden und Norwegen, ganz Dänemark. In der Mitte der Ellipse blieben frei die Schweiz, die mit den Savoyer-, Tiroler-, Vorarlberger, den oberbayerischen, Salzburger und steirischen Alpen den Kern, Knoten und Haltnagel des europäischen Continents bildet; die Frankheit drang nicht in diese Länder, auch nicht in die französischen und deutschen Rheinländer bis Cöln; nur die Uferländer der Rhone bis Valence wurden von Süden her ergriffen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 42. Montag den 18. Februar 1850.

— Si seul je perse avec raison,
C'est encor pis vingt fois en quittant la maison.
Je saute vingt ruisseaux, j'esquive, je me pousse.
Boileau.

Kölnische Briefe.

I.

Kölnisches Wetter! Fürwahr, Goethes Mephistopheles ist wohl nie zu Köln gewesen, sonst hätte er schwerlich gesagt, er wisse zum Fluchen nichts Aergeres als verschmähte Liebe und das höllische Element. Wenn ich jemals der Unsitte des Fluchens fröhnen möchte, ich würde mir das hiesige Wetter zum Kernspruch auserwählen. Doch wäre bei diesem „Wetter" wahrhaftig nicht allein gemeint, was vom Himmel kommt, sondern mehr die Art, wie es auf Erden liegen bleibt, ohne daß die Polizei sich darum bekümmerte. Etwas so Großartiges ist in Anbetracht des polnischen Elementes nie erlebt worden, wie wir es in diesem Winter gesehen haben. Ich will versuchen, der Einbildungskraft der Leser einen Begriff davon zu geben, und verwahre mich zum voraus gegen jeden Verdacht der Uebertreibung.

Der Straßenschmutz ist zu Köln daheim, und in seiner Weise berühmt wie das Wasser von Johann Maria Farina, der „Klüngel" und der Carneval; in diesem Winter aber hat er sich zu einer Blüthe entfaltet, von der ich mir nun und nimmer hätte träumen lassen. Nachdem der gewöhnliche Herbstschmutz überwunden war, traten Schnee und Kälte ein. Der Schnee lag hoch auf Straßen und Dächern, der Frost brachte helle Tage und ich erwartete sofort ein munteres Volk von Schaufelern und Kärrnern mit dem Wegschaffen der Massen beschäftigt zu sehen. Nie ist eine Erwartung gründlicher getäuscht worden. Der Straßenkoth wird zwar von Zeit zu Zeit auf Karren aus der Stadt geführt, und der Unternehmer bezahlt dafür an die Gemeinde jährlich 2000 Thaler; da sich aber Niemand findet, welcher den Schnee kaufen will, so ist nichts natürlicher, als daß derselbe liegen bleibt, bis er von selber geht. Zu dem Vorrath auf der Straße gesellt sich sofort der Vorrath von den Dächern, welchen die Hausbesitzer ohne Umstände hinunterwerfen. Da nun die Dächer größtentheils ihre Giebel der Straße, die Schrägflächen aber den Nachbarn zuwenden, so läßt sich denken, welche Menge von Schnee sich zwischen den Flanken der Gebäude sammelt, um hernach die engen Gassen zu füllen. Diese Massen wurden, so lange der Frost währte, in der Mitte der Straßen zu einer Art gelbbraunen Staubes, durch den es sich wie durch den Sand der Altmark watete; an den Seiten dagegen bildeten sich unter den Sohlen der Fußgänger verschiedene Eisformen, theils erhöht, theils vertieft, alle hart und glatt, so daß ein sicherer Tritt nicht möglich war. Die abenteuerlichsten Gestaltungen nahmen diese Gebirge an, wo sich gangbare Straßen kreuzen, z. B. am untern Ende der Comödienstraße, woselbst auf dem kleinen freien Platze, einem Stelldichein der harrenden Droschken, die Mündungen der Marzellenstraße, der Trankgasse, des Andreasklosters und von Fettenhennen zusammenstoßen. Die südwestliche Ecke erfordert selbst beim schönsten Wetter des Fußgängers ganze Aufmerksamkeit, will er nicht überfahren oder überrannt werden. Durch die Eiserhöhungen wurde der Durchgang sehr bedenklich, wegen des Fallens an und für sich, und dann, weil das Fallen uns unter die Räder der vorbeieilenden Fuhrwerke zu werfen drohte. Dennoch dachte Niemand daran, durch Aufhauen des Eises den Weg zu ebnen, und die

Digitized by Google

gefährliche Naturerscheinung blieb wochenlang ihrer Entwicklung überlassen.

Endlich kam Regen und Thauwetter. Die Abflüsse sind ohnehin schlecht geregelt, auch wenn keine Eismassen sie verstopfen, und so war es kein Wunder, daß in manchen Straßen sich förmliche Ueberschwemmungen bildeten, hie und da sogar die Wasserfluthen sich in die Keller ergoßen. Unter dem Wasser aber lauerte verrätherisches Glatteis, das durch die obenerwähnten Unebenheiten noch um vieles tückischer wurde. Man denke sich nun dazu die Strahlenbrechung des Laternenlichtes auf dem nassen Boden, wodurch es mehr blendete als leuchtete; man denke sich ferner den Regen, der fein und kalt dem Wanderer in's Gesicht schlug und ihn am Sehen hinderte, so begreift man, daß es mit Gefahr für Leib und Leben verbunden war, Abends durch die Straßen einer Stadt zu gehen, die zu den größten eines gesitteten Landes gehört. Köln hat in runder Zahl 100,000 Einwohner, die in neuester Zeit außer den bisherigen Steuern und Gaben auch noch zwei Procent ihres Einkommens an die Gemeinde zahlen, und dennoch sorgen die (Stief-) Väter der Stadt nicht einmal für die ungestörte Sicherheit des Verkehrs im Innern. Zeit hätten sie dießmal genug gehabt, da der Schnee so lange vor dem Thauwetter gekommen war, und eine weitere Aufforderung zu Vorkehrungen lag in dem Nothstand der Arbeiterklasse. Doch dieser Nothstand kommt hier wie anderwärts nur dann in ernstliche Betrachtung, wenn die Furcht das schlummernde Pflichtgefühl wachrüttelt, und jetzt ist die Furcht selber wieder eingeschlafen — vermuthlich sehr zur Unzeit.

Die Ueberschwemmung durch das Thauwetter war das Vorspiel der größern, wovon alle Zeitungen melden. Der Vater Rhein hat dießmal böse Launen, und unter andern Streichen läßt er sich beikommen, den untern Theil der heiligen Stadt in Bäche zu verwandeln, auf denen die Kähne hin und her rudern. Doch dafür kann der Gemeinderath nichts und die Sache ist als eine Schickung des Himmels hinzunehmen. In der Stadt selbst sind dadurch vielfache Unannehmlichkeiten entstanden, während das Wasser auf dem Lande bedeutenden Schaden anrichtet. Die Umgebungen gleichen einem See, und von allen Seiten treffen Jammerbotschaften ein. Dennoch waren in den letzten Wochen die Naturereignisse nicht im Stande die Aufmerksamkeit dergestalt zu fesseln, wie sie es vor wenigen Jahren gethan hätten; alle Theilnahme wandte sich den unnatürlichen Erscheinungen in Berlin zu.

Sie sind natürlich von den dortigen Vorgängen ausführlich unterrichtet und ich nehme daher die Thatsachen als bekannt an. Die Wirkungen der königlichen Botschaft vom 7. Jenner waren hier sehr verschieden; die Hauptunterschiede bestanden in lauter Klage und in verhehlter Schadenfreude. Das Bürgerthum jammerte. Bekanntlich ist heutzutage das Bürgerthum, was im Mittelalter der Adel war, der besitzende und gebildete Theil des Volks. Wie ehedem der Adel (bevor er zum Junkerthum ausartete) die Freiheit gegen die Uebergriffe der Krone schirmte, so ist es jetzt der Bürgerstand, welcher die Aufgabe zu vollführen hat. Für ihn führte dießmal im rheinischen Land die Kölnische Zeitung das Wort; sie hat der leidigen Botschaft gegenüber sich so mannhaft benommen, daß ihr hier die Anerkennung nicht versagt werden darf, trotz ihrer kleindeutschen Verirrungen. Es geht dieser Zeitung eben wie manchem guten Bürger, der in seinem beschränkten Kreise ehrenwerthe Eigenschaften entwickelt, die sofort in Verwirrung gerathen, wenn sie über diesen Kreis hinaustreten. — Nicht so fein klingt der Ruhm der hiesigen großdeutschen Zeitung, der „deutschen Volkshalle," welche in der Frage über die königliche Botschaft mit der öffentlichen Meinung in Rheinland und Westphalen auf das Vollständigste gebrochen hat. Da ein solcher Bruch jedoch schon seit längerer Zeit sich offenbart hatte, so war Niemand davon überrascht. — Im Gegensatz zu dem Entsetzen des Bürgerthums lachte sich die sogenannte Demokratie schadenfroh in's Fäustchen. Ich sage mit bestem Vorbedacht „sogenannt," weil Demokratie auf Deutsch doch nicht die Schreckensherrschaft der Rothen bedeuten kann. In ihrer Schadenfreude sprachen die Rothen: „Ihr habt die halbtodte Schlange im Busen erwärmt und werdet zum verdienten Lohn nun mit dem Giftzahn gebissen; woraus folgt, daß ihr „das nächstemal" uns rechtgeben müßt."

(Fortsetzung folgt.)

Holländische Skizzen.

(Schluß.)

Die Holländer.

Wer nach Holland kommt aus andern deutschen Ländern (denn deutsch ist ganz Niederland in seiner Bevölkerung), und die Menschen und ihre Art und ihr Leben sieht, ihre Flüsse, Kanäle, Deiche und Schleusen, ihre mächtigen Häfen, Werfte, Landstraßen und reinlichen Städte, die Tüchtigkeit, Sauberkeit, Zweckmäßigkeit und Kühnheit in Allem, so steht er wohl still und wundert sich. Wenn er es länger gesehen und ruhiger betrachtet, und nach Ursachen und Wirkungen, nach den Arbeiten und Werken der Menschen sich näher erkundigt, wenn er vollends die Geschichte dieser Menschen aufgeschlagen und durchblättert

hat, ſo bewundert er noch mehr: denn alles dieß, dieſes reiche Land, dieſe prächtigen Städte, dieſe blanken, freundlichen, ſtädteglei chen Dörfer hat der denkende, arbeitſame Menſch aus dem Schlamme hervorgehoben und zum Theil den Wogen des Meeres abgerungen.

Aber dieſen Holländer ſelbſt — wie ſoll man ihn beſchreiben? etwa wie ihn ſo mancher ausſchreit: ein Menſch mit Froſchblut, klotzig, kalt, pedantiſch, ganz Langeweile, Steifheit und Förmlichkeit? — Nein, ſo iſt nur der Schein und das erſte Aufgreifen des Gefühls. Du mußt tiefer eingehen und länger beobachten, und du wirſt die erſte thörichte Rede zurücknehmen. Wer darf wohl ſo hinfahren über ein Volk, das ein ſolches Land gemacht, eine ſo große Geſchichte beſitzt und ſo große Leiden und Freuden durchgekämpft hat, wie dieſe ſtillen, oft ſo unſcheinbaren und oft auch wirklich langweiligen und ſteifen Holländer? Aber trotz allem dem, wie ſehr man auch diejenigen zurückweiſen muß, welche von dieſer Nation als von einer wunderlichen oder gar lächerlichen Erſcheinung reden möchten, ſitzt und ſteckt in der holländiſchen Art etwas Unbeſchreibliches. Man muß die Leute ſelbſt ſehen unter ſich, und viel ſehen, um ſie von innen heraus verſtehen zu lernen. Wenn man in holländiſche Städte und Dörfer kommt und in die einzelnen Häuſer tritt, wenn man die Menſchen ſo ſtill und bequem und dabei ſo nett und reinlich einhergehen ſieht, als hätten ſie mit Arbeit und Mühe ſich nur nach Luſt und Liebe zu beſaſſen, wenn der Bauer langſam, bedächtig, wie ein Storch, in ſeinen hohen Holzſchuhen einherſchreitet und mit wohlbehaglicher Miene und langſam breiter Rede dir begegnet, ſo könnte dir einfallen, ein ſo ſtilles, bequemes Geſchlecht könne dieſes Land nicht gemacht, dieſe gewaltigen, herrlichen Werke nicht geſchaffen haben; die alten Cyclopen, welche dieſe Wälle, Deiche und Thürme aufgeführt, ſeyen längſt ausgeſtorben und ein ſchwächeres, matteres Geſchlecht habe ihre Stelle eingenommen. Geht du aber tiefer auf den Grund, ſo wirſt du alles von einer andern Seite anſehen lernen.

Der Holländer von heute ſteht da im behaglichen Bewußtſeyn, daß er der Schöpfer und Herr dieſes Landes iſt, wo nur Fröſche, Möven und Rohrdommeln ihre heiſeren Stimmen ertönen ließen, wenn der Menſch nicht hinzugetreten wäre und mit Spaten, Schaufel und Ruder in der Hand ſein Werde gerufen hätte. Es iſt der ſtille, zahme Seelöwe, der ſich im Gefühle des Behagens auf die trockenen Klippen in die Sonne gelegt hat. Wenn man dieſen Menſchen ſieht, wie nett ſeine Kleider und Schuhe, wie wohlgeſetzt der Kopfputz der Frauen, wie lieblich mit Blumen aller Art ſeine Flur, mit welch zierlichen Schnörkeln und Bildern ſein Vorhaus geſchmückt iſt; wenn man ſeine Gärten ſieht, wie alles verziert und mit bunten Steinen und Muſcheln ausgelegt und zu hundert und tauſend verſchiedenen Geſtalten, wie in myſtiſch ſymboliſcher Zauberei gedreht, geſchnitt und gewendet iſt; wenn man auf ſeine Dreſchtenne oder in ſeinen Kuhſtall tritt, ſo reinlich und ſauber geſetzt und gehobnt, daß eine Prinzeſſin mit ihrem Schleppkleide darüber ziehen könnte, ohne daß ſich etwas Ungebührliches daran hinge: dann begreift man den Inhalt des holländiſchen Wortes „moje,“ des Inbegriffs alles Zierlichen, Bequemen und Luſtigen in holländiſcher Sprache. Dieſes weiche Wort drückt gleichſam durch ſeinen Laut ſchon das gewöhnliche holländiſche Weſen aus.

Aber ſtöre dieſen Seelöwen auf und jage ihn von den Klippen des ſtillen ſonnigen Landes in's Waſſer, da ſtehſt du ihn plätſchern und ſpielen, da hörſt du ihn brauſen, da bläst er das Waſſer aus ſeinen Nüſtern himmelan, da brauſt auch wohl ſein Zorn auf, daß die Haare vor Grauſen ſich ſträuben. Ja, am Ruder und auf den Maſtſpitzen muß man den Holländer ſehen; auf dem Waſſer muß man ihn ſchalten ſehen, wo der auch auf dem wilden Elemente Stille und Ruhige mit ganz anderem Blicke und mit viel geſchwinderer Hand den Wellen gebietet. Freilich iſt er ruhig, aber in ſeinem Innern ruht eine Hartnäckigkeit und Entſchloſſenheit, ein Trotz des Willens, die der Teufel ſelbſt nicht beugen kann. Rühr' ihn nur an, wo ſein Leben ſitzt und wo er dieſes Leben bedroht fühlt, und du wirſt ſehen, mit welchen Zornflammen er auflodert und wie der geweckte Aufruhr ſeiner Natur Alles um ſich her niederwirft. Erinnere dich nicht bloß der Geſchichten aus Alba's Tagen, ſondern durchblättere die Geſchichte von Brügge, Antwerpen, Leiden, durch das ganze Mittelalter, und du wirſt an den Küſten dieſer Seelande überall dieſelbe Erſcheinung finden. Da iſt ein Ungeſtüm, eine Unbändigkeit ſondergleichen, wo dieſer ſrieſiſche Mann ſeine Freiheit in Gefahr glaubt; drauf aber gleich wieder das Feſte und Stille, wenn die gewöhnlichen Zuſtände eintreten. Wie geſagt, er hat das Gefühl — und wer wagt es ihm zu beſtreiten? — daß dieſes Land im eigentlichſten Sinne ſein Land iſt, daß er es ſich geſchaffen hat. Er hat im Kampf mit der Natur jeden Augenblick Muth, Beſonnenheit und Verſtand zuſammen nehmen müſſen; Ordnung, Klarheit des Urtheils, Nüchternheit der Ueberlegung ſind auf dieſe Weiſe ſein Weſen geworden; er will und muß in ſeinen Gedanken wie in ſeinen Werken Ordnung und Folgerichtigkeit haben; er haßt alles Schwimmende und Unbeſtimmte, alles Uebertriebene und Unreelle in Gefühlen und Begriffen.

In der Geſchichte des Volkes finden wir eben dieſen Charakter auf's Beſtimmteſte wieder ausgeprägt. Wir begegnen hier einem, aus dem klaren

Digitized by Google

Bewußtſeyn hervorgegangenen feſten Willen und Feſthalten des einmal als gut Erkannten, ſey es Sache oder Recht, in der Politik und im Staate, wie in Kunſt und Wiſſenſchaft, wobei es freilich nicht immer ohne Eigenſinn, Rohheit und Parteiwuth, Intoleranz und Fanatismus abgehen konnte. Auf dem fruchtbarſten Boden wächst nur zu oft neben der ſegnenden Palme der tödtende Giftbaum. Allein das Edle und Reinmenſchliche überwiegt wenigſtens in der Geſchichte der proteſtantiſchen Niederlande.

Holland war ferner das Land, welches den europäiſchen Handel zuerſt zu einem Welthandel erweiterte und das in Stadtmauern eingeſchloſſene Leben zu einem freien, aber feſten Bunde verſchiedenartiger Elemente, in welchem Handel und Gewerbe wohl die erſte, aber keineswegs die einzige Stimme hatten, die Vaterſtadt zu einem Vaterlande. Es erwarb ſich eine eigene Literatur und bildete ſeine deutſche Mundart zu einer eigenthümlichen Sprache aus; es wurde die Heimath religiöſer Duldſamkeit und geordneter bürgerlicher Freiheit, ſo wie eines allgemein verbreiteten Volksunterrichts. Die Wiſſenſchaft fand hier die wärmſte Aufnahme und die treueſte Pflege. Man ſoll es nie vergeſſen, wie die holländiſchen Hochſchulen inmitten der ſchlimmſten Kämpfe eines wüthenden Krieges bei noch ſehr ſchwankender Entſcheidung gegründet wurden, die Lehrenden unmittelbar nach einer furchtbaren Belagerung, wie wir oben ſchon erwähnt haben.

Und fragſt du, was dem Holländer die Weihe ſo hoher Vollendung in gewiſſen Zweigen der Kunſt gegeben? — Es iſt dieſelbe beſonnene Ruhe, dieſelbe klare Anſchauung und richtige Auffaſſung des Menſchenlebens und der Natur, welche auch aus ſeiner Geſchichte uns eben ſo ernſt als beruhigend und wohlthuend entgegen treten; auch hier iſt die deutſche Tiefe und Gemüthlichkeit.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortſetzung.)

Die Bahn der Cholera.

Von 1836 bis 1847 blieb Europa von der Cholera verſchont und kaum dachte man noch an ſie, kaum bekümmerte man ſich um den drohenden Umſtand, daß die Epidemie noch immer im fernen Indien wüthete. — Plötzlich erſchien ſie 1847 wie 1830 wieder in Arrachan, und wie damals ging ſie in ihrer elliptiſchen Bahn gegen Nordweſten fort und herrſchte im Winter 1848 bereits in Moskau. — Sie nahm ſofort in Europa faſt ganz den Gang wie 1831 und 1835. Wie 1830 und 1831 erſtreckte ſie ſich über das ganze ſüdliche und Centralrußland, auch auf mehrere nördliche Länder. Von Rußland drang ſie nach Polen und Preußen, nach Galizien und Böhmen, Ungarn und Oeſterreich. Aus Preußen ging ſie längs der Elbe nach Hamburg, von da nach England, von England nach Paris und von da ſtrahlenartig in verſchiedene Departements wie 1832. Endlich ging ſie von Europa über's Meer nach Amerika, wo ſie ſich gerade ſo zeigte wie 1835. — Jedoch kamen auch einige geringe Verſchiedenheiten im Gang der Cholera vor. Im Jahr 1832 hatten ſie Holland und Belgien nicht von Oſten aus Preußen und Hamburg, ſondern Holland im Julius von England her über Schweningen, Belgien aber aus Frankreich über Courtray im Mai erhalten. Dießmal dagegen ging die Krankheit aus Deutſchland nach Holland und Belgien, ehe ſie ſich in Frankreich zeigte. Nach Norwegen war ſie im Oktober 1832 erſt nach ihrem Auftreten in Frankreich gekommen; dießmal zeigte ſie ſich dort im Januar d. J. kurz vor ihrer Verbreitung in Frankreich und während ſie noch in England herrſchte. — Nach Nordamerika war ſie 1832 von Norden von Canada her gedrungen, und zwar ſpäter als nach Frankreich. Dießmal kam ſie am Ende des Jahrs 1848 vor ihrem Auftreten in Frankreich in entgegengeſetzter Richtung, von Neu-Orleans nach Nordamerika, kurz nachdem ſie ſich in England gezeigt hatte, von wo ſie dießmal über's Meer gegangen. — Im Jahr 1832 ſprang die Epidemie gerade von London nach Paris und von da ſtrahlenförmig in die Departements und Provinzen zwiſchen beiden Städten; 1849 dagegen zog die Cholera von England nach Creamp, Douai und in andere Städte des nördlichen Frankreichs, und von da erſt nach und nach immer ſüdweſtlich gehend nach Paris. — Ein merkwürdiger Unterſchied iſt auch folgender: in den Jahren 1831—1835 wanderte die Epidemie nach ihrem Erlöſchen in Nordamerika ihren elliptiſchen Weg zurück gegen Südoſten durch das mittägliche Europa nach dem heimathlichen Orient; dießmal aber herrſchte ſie noch ſtark in Nordamerika, als ſie ſchon von Frankreich wieder zum mittelländiſchen Meer drang und von da ſich öſtlich wandte. — Im Jahr 1832 war Marſeille verſchont geblieben, denn die Cholera kam erſt 1835 dahin. Dieſes Jahr (1849) zog ſie durch die Departements Charente, Gironde, durch Languedoc, und erſchien erſt im Auguſt dieſes Jahrs in Marſeille, ſieben Monate nach Paris. Von nun an war ihre Bahn von Weſten nach Oſten ganz entſchieden. Sie erſchien zu Toulon, Nizza und Genua mehr oder weniger bedeutend. Während ſie noch ſtark in Marſeille herrſchte, ging ſie von da ſtrahlenförmig auch nach Norden, gerade wie 1835, blieb aber in dieſer Richtung bald ſtehen, ſo daß ſie Lyon nur ganz oberflächlich berührte. — Läßt ſich eine Urſache dafür angeben, warum die Schweiz und die umliegenden Länder 1832 und 1833, und abermals 1849 von der Cholera verſchont blieben? oder gehört dieß zu den geheimnißvollen, bisher unergründeten Fragen über dieſe Krankheit? Soviel iſt gewiß, daß die in der Mitte ihrer elliptiſchen Bahn liegenden Länder bisher nicht ergriffen worden ſind. Dieſe Mitte beſteht aus der ganzen Schweiz, Savoyen, dem gebirgigen Theil Tirols, aus den Gebieten der großen Flüſſe, die aus der Schweiz oder den benachbarten Gebirgsländern kommen, des Rheins, der Rhone, des Inns, anfangs auch der Iſère, des ſavoyiſchen Hauptfluſſes, der ſich in die Rhone ergießt. Dabei iſt jedoch zu bemerken, daß dieſe Befreiung bei der erſten Epidemie größer und ausgedehnter war, als 1848 und 1849.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 43. Dienstag den 19. Februar 1850.

— Laßt mir jene Streite
Von Tyrannei und Sklaverei bei Seite
Mich langeweilt's, denn kaum ist's abgethan,
So fangen sie von vorne wieder an.
Goethe.

Dünengeschichten.

I.

Es ist ein wunderliches Leben auf der Düne von Helgoland. Gerade der rothen Felseninsel gegenüber liegt sie da in ihrer starren Oede, und kann doch so heiter aussehen, wenn an schönen Herbsttagen die Sonne recht hell herniederscheint und der weißgelbe Sand, aus dem die Düne besteht, schönfarbig sich abzeichnet gegen das dunkle Blaugrün des Meeres, das ihn umspült. Wie Weberschiffchen herüber und hinüber gleiten die kleinen Boote zwischen der Insel und der Düne, und die weißen Segel glänzen blendend über den Wellen, bis sie eingerefft werden am Dünenstrand, wenn der letzte Kampf der Rudernden gegen das Element beginnt. Gehoben und in die Tiefe gesenkt, dem Lande zugeschleudert, und von der rückgleitenden mächtigen Fluth wieder weit hinein gezogen in's Meer, von Spritzwellen übergossen, so landet endlich die Barke und die Badegäste erheben sich, um auszusteigen.

Aber aussteigen wollen und aussteigen können, sind nicht dasselbe, denn das Meer erstreckt seine launenhafte Herrschaft auch über das Land in seinem Bereiche. Bald landet man an der Ostseite, bald an der Westseite der Düne, wie der Wind es fordert; heute steigt man trockenen Fußes über eine schmale Planke an's Ufer, morgen wird man auf einer Räderbrücke vom Boote auf's Trockene gerollt, übermorgen von den derben Händen der Schiffer durch das Wasser getragen, wobei alle Männer etwas einfältig aussehen und alle Frauen sich zieren, so weit Jede es bei dieser schicklichen Veranlassung für nöthig hält. Nur wenige Menschen sind so sehr sie selbst, daß sie nicht glaubten bei besondern Gelegenheiten auch etwas Besonderes, etwas Anderes als sie selbst, seyn zu müssen.

Ist man gelandet, so werden die Mäntel an den Kleiderhaltern aufgehängt, die sich auf der Düne befinden, und nun trennt sich die Gesellschaft; die Männer wandern zur Rechten, die Weiber zur Linken, während man die Bekannten grüßt, welche nach bereits genommenem Bade das Frühstück im Pavillon des Herrn Rickmens genießen. Nicht allzulange währt es, und man befindet sich ebenfalls unter seinen Gästen; denn ist auch der Pavillon nur eine elende zugige Baracke, so sind die Hummern, Austern und Krebse, das Hamburger Rauchfleisch, der Kaviar, die Kartoffeln und alle andern Frühstückelemente um so besser, und fehlte selbst etwas an ihrer Vollkommenheit, der Appetit, den das köstliche Nordseebad erzeugt, würde es kaum bemerken lassen.

Vor diesem Pavillon saßen im Herbste des Jahres 1849 alltäglich um die zehnte Morgenstunde mehrere Freunde beisammen, die sich aus Ost und West, aus Süd und Nord, nach längerer oder kürzerer Trennung zufällig hier vereinigt fanden. Es waren Männer von verschiedenem Berufe und Alter, und ein paar Frauen. Weil man auf Befehl des Arztes den größten Theil des Morgens auf der Düne zuzubringen hatte, um sich von der Seeluft gegen alle Witterungseinflüsse des nordischen Winters einsalzen zu lassen, war man übereingekommen, dieselbe Badestunde, dieselbe Frühstückszeit zu wählen und dann den Rest des Vormittags in süßem Nichtsthun plaudernd mit einander zu verleben. — Bald lagerte man auf der Südspitze, wo von beiden Seiten das Meer in hohen Wellen emporbrauste und über dem Strande zusammenbrach;

Digitized by Google

bald ſuchte man unter den Hügeln der Düne den höchſten aus, um ſich, hinter ihm vor dem Winde geborgen, auf dem feſten, durchwärmten Sande des Sonnenſcheins zu erfreuen. Immer aber war man beiſammen und immer ſchwatzte man behaglich, bis eines Morgens ſich die Unterhaltung der Politik zuwendete und die Meinungsverſchiedenheit, wie ein Flammenſchwert, die guten Freunde aus dem Paradieſe ihres harmloſen Zuſammenſeyns zu treiben drohte.

Die eine der Damen ſchwärmte für das Frankfurter Parlament, zunächſt für die Partei Gagern, deren hervorragendſte Perſönlichkeiten ſie in ihrem gaſtfreien Hauſe zu Frankfurt als Gäſte begrüßt hatte. In einem prächtigen rothen Sammetalbum hatten die Parlamentsmitglieder ihre Namen, Mottos und Sentenzen eingeſchrieben für die ſchöne Frau, und wenn ſie auch ſonſt für die dreifarbige deutſche Fahne, oder für ſchwarzweiß und ſchwarzgelb geſchwärmt hatten, über die Schönheit der blauen Augen, der braunen Haarflechten und der ſüdlichen Farbe der Dame, die wir Coraline nennen wollen, und über Coralinens Originalität waren alle Parteien einig geweſen. Anna hingegen, ſo hieß die ältere Frau im Kreiſe, neigte ſich entſchieden der Linken zu und behauptete, in allen Fällen ſey Halbheit ein Unglück, und die charakterloſe Halbheit, das Wollen und Nichtwollen der Partei Gagern habe alles Elend in die deutſchen Verfaſſungen und Zuſtände gebracht.

Eben ſo ſchroff traten die Meinungen der Männer ſich gegenüber. Der Eine, ein Oberſt in holländiſchen Dienſten, hatte lange in Indien unter Muhamedanern und Brahmanen gelebt. Er dachte ſchlecht vom kirchlichen Chriſtenthum, wie es unter uns beſteht, aber um ſo beſſer von der Staatsform, die er einen ehrlichen, menſchenfreundlichen Abſolutismus nannte. Der Zweite, ein deutſcher Dichter und gründlicher Kenner des klaſſiſchen Alterthums, hielt, obgleich ein Prediger ſohn, auch nicht viel vom Chriſtenthum, deſto mehr aber von den republikaniſchen Inſtitutionen der heidniſchen Griechen und Römer, in denen ihm allein Vernunft, Wahrheit und Schönheit zu liegen ſchien. Der Dritte und Vierte, beide Maler, verſicherten, ihnen ſey jede Religion und jede Staatsform recht, bei der die Schönheit gedeihe, die Kunſt erblühe, und wieder ein Anderer, ein reicher gebildeter Kaufherr, meinte, das Chriſtenthum ſey eine Nothwendigkeit für die Volkserziehung, wie Standesunterſchiede eine Bedingung des Staatsverbandes, und Handelsfreiheit ein Ruin des Handels. — Alle dieſe verſchieden geſinnten Menſchen fingen plötzlich an zu ſprechen und zu ſtreiten, daß eine babyloniſche Verwirrung hereinbrach und dicke Wolken des Mißmuths ſich über ihnen lagerten.

Coralline zog die weißen ſulphuren Reithandſchuhe auf, welche ſie zum Schutz der Hände auch am Meere trug, und erklärte, indem ſie ihr Skizzenbuch ergriff, ſie wolle zeichnen; Alwyn, der Dichter, ſuchte ſeine Mütze, ergriff aber in ärgerlicher Zerſtreutheit den Galabeshut ſeines jungen Malers Ludolf, und der Oberſt, der um ſolcher Kleinigkeit willen nicht ſeinen Gleichmuth zu verlieren pflegte, lehnte ſich behaglich zurück, nahm das chineſiſche Etui hervor und ſteckte ganz gelaſſen eine von den Rieſencigarren an, die er faſt nie erlöſchen ließ. — Der Handelsherr — ſie nannten ihn den Commerzienrath — blickte unzufrieden über die Störung des guten Vernehmens den ältern Maler, Signor Erneſto an, und Signor Erneſto blickte zu Anna herüber, welche dieſer kleine Kreis als ſeinen Mittelpunkt betrachtete, da alle Einzelnen ſie am beſten kannten.

(Fortſetzung folgt.)

Kölniſche Briefe.

(Fortſetzung.)

Inzwiſchen hat bekanntlich der König geduldet, daß ſeiner Botſchaft die Giftzähne ausgebrochen wurden, bis auf einen, deſſen Wurzel ſtecken blieb, damit er bis zum 7. Auguſt 1852 wieder wachſe; es ſteht zu hoffen, daß bis dahin auch noch dieſes Uebel beſeitigt werde. Doch wie der Knoten immerhin ſich löſe, jedenfalls ſteht feſt, daß Preußen jetzt endgültig ein bürgerlicher Verfaſſungsſtaat geworden iſt, wodurch das Werk ſich abſchließt, das am 3. Februar 1847 ſeinen amtlichen Anfang genommen hat. Aber es wäre ein ſchwerer Irrthum, wenn wir glaubten, die Demokratie gebe deßhalb ihr Spiel verloren. Sie hält noch gute Stechkarten in der Hand. Den meiſten Vorſchub leiſtet ihr die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher bei Erörterung der wichtigſten Tagesfragen der Magen der großen Maſſen behandelt wird. Statt zu erwägen, daß wir im Oſten Boden und Luft gewinnen müßten, damit des gemeinen Mannes Hunger und Kummer gründlich gehoben werden, legen die wohlweiſen Herrn einander gegenüber Habsburg und Hohenzollern auf die Wagſchalen. Sie ſorgen je nach ihrer Parteiſtellung, daß keines dieſer Häuſer zu wenig oder zu viel erhalte und jedes hübſch im Gleichgewicht bleibe; für den Wohlſtand des Vaterlandes iſt ihnen „Friedrichs des Großen Nachlaß“ lange noch nicht feil, ſo wenig als Metternichs Ueberlieferungen. So wird des Volkes Noth, aller Umſturzmänner gewöhnlichſter Vorwand, dießmal leider zum nachhaltigen Grund, auf welchem zußend ſie noch manchem Sturme trotzen, vielleicht nur gar zu bald aus der Vertheidigung zum Angriff übergehen können.

Digitized by Google

Hier zu Land iſt die Stimmung der Maſſen ganz und gar für die Rothen. Ein kleiner Vorfall hat uns neulich wieder des Löwen Klaue gezeigt. In der Friedrich-Wilhelms-Straße (die vom Heumarkt zum Rheinübergang hinunterführt) ſtanden viele Leute, um dem Wachſen des Waſſers zuzuſehen, das in den großen Gaſthof zum Rheinsberg ſelber drang, ſtatt ihm bloß Reiſende zuzuführen. Ein Zug kam herbei, ſiebzehn Verurtheilte, die als Freiſchärler in Baden gedient und zur Abbüßung ihrer Strafen nach Weſel gebracht werden ſollten. Sie mußten am Waſſer umkehren, weil augenblicklich das Ueberſetzen zu gefährlich ſchien. Da fragte ein Bürger den Offizier der Begleitung, ob es wohl erlaubt ſey, die Gefangenen mit einer leiblichen Herzſtärkung zu bewirthen? Der Offizier gab es zu; ſofort wurde auf der Stelle geſammelt, und wie im Handumwenden war eine ſo hübſche Summe beiſammen, daß nach der Mahlzeit noch dreißig Thaler zur Vertheilung unter die Gefangenen übrig blieben. Noch mehr als die reichliche Spende ſelbſt ſoll die ruhige und ſchnelle Weiſe bezeichnend geweſen ſeyn, in welcher die Sammlung zu Stande kam. Dieſer Vorgang iſt ein bedeutſames, aber kein vereinzeltes Zeichen einer innerlichen Stimmung, welche in der Mehrheit der Gemüther herrſcht, hier wie im ganzen Land; und wie wenig gefährlich an und für ſich der Meiſter „Peterlin“ ſeyn mag, weil er wohl ein großes Maul, aber ein kleines Herz hat, ſo kann dennoch unter Umſtänden auch ein Hauſe von Schreiern wichtige Dinge ausrichten, und die Rothen haben vollkommen Recht, wegen der am 2. Februar ausgeſpielten „Karte“ ihre Karten noch nicht wegzuwerfen. Der Eid vom 6. Februar wird ſie eben ſo wenig dazu vermögen.

II.

Die Künſte ſind die Blüthen der Geſittung, mithin muß ſich aus dem Stand dieſer Blüthen auch der Grad von Bildung entnehmen laſſen, bis zu welchem die Bevölkerung einer Stadt gediehen iſt. Um ein Urtheil darüber zu begründen, ſollen hier einige Thatſachen über die Zuſtände der öffentlichen Schauſpiele und des Schriftenthums von Köln beigebracht werden. Der Bericht wird nicht in allen ſeinen Theilen ſehr erfreulich lauten, und ich mache darum noch ausdrücklich darauf aufmerkſam, daß bei der Beurtheilung nur die Maſſe im Großen und Ganzen in Anſchlag kommt, und nicht eine ausgezeichnete Minderheit, deren Vorzüge um ſo größere Anerkennung verdienen, je geringer ihre Zahl iſt.

Köln beſitzt der Schauſpielanſtalten zwei, ungerechnet die Puppenſpiele, von denen ſpäter ebenfalls die Rede ſeyn wird, da auch ſie im allgemeinen Leben nicht ohne Bedeutung ſind. In erſter Stelle muß, als das ältere, das ſogenannte „große Theater“ angeführt werden. Die Leiſtungen der Bühne ſind ſo gut, ja ſogar beſſer, als ſich unter den gegebenen Verhältniſſen erwarten ließe, denn dieſe Verhältniſſe zeigen ſich für den Unternehmer von der traurigſten Art. Die Stadt als Gemeindekörper thut für das Schauſpiel gar nichts; ihr gehört nicht einmal das Schauſpielhaus, und ſie denkt nicht von ferne daran, der Anſtalt einen Zuſchuß zu gewähren. Der Unternehmer muß für das Haus den Eigenthümern hohen Zins bezahlen und der Stadt eine Armenabgabe von zehn Prozent der Roheinnahme überlaſſen. Welch ein Abſtand gegen ſo viele kleinere Städte, wo der Unternehmer mit dem Haus auch noch ſonſtige Unterſtützungen erhält, trotzdem, daß gewöhnlich die Schankkammern und Sperrſitze vermiethet, die verfügbaren Plätze in ihrer Mehrzahl meiſtens beſetzt ſind. Hier iſt das Umgekehrte der Fall; die feſte Vermiethung ſteht in einem trübſeligen Verhältniß zur Anzahl der Plätze und der Beſuch iſt im Ganzen ſpärlich. Wenn nicht etwa einmal irgend eine beliebte Oper die Räume füllt, ſo gewährt das Haus einen erbarmenswerthen Anblick. Im erſten Rang zeigen ſich drei oder vier Damen, ein halbes Dutzend Offiziere, vielleicht auch ein paar Freikarten. Der zweite Rang iſt nicht viel beſſer beſetzt. Nur unten auf dem Boden und oben im Paradies gibt es wirklich Leute, wenn ſchon dünn geſäet wie des Armen Korn.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Die Wahlen nach Erfurt.

Wir haben die Wahlen hinter uns. Wir haben freilich vieles hinter uns und vor uns, was noch wichtiger iſt, z. B. die Beſchwörung einer Verfaſſung dicht vor uns, und dicht hinter dieſer den Reichstag in Erfurt, der dieſe Verfaſſung wieder umwerfen und Deutſchland eine andere Geſtalt geben kann. Aber vor dem Wichtigeren ſoll man das Wichtige nicht vergeſſen, und das Lokale hat in einem Bericht aus einer großen Stadt ſein beſonderes Recht.

Digitized by Google

Wer hätte noch vor drei Jahren gedacht, daß an den Ufern der Spree die Scenen sich wiederholen würden, an denen unser Publikum im Bez und andern englischen Novellisten so großes Behagen fand? Ganz dieselben Scenen sind es freilich nicht. Der Candidat steht bei uns nicht auf Hustings im Freien, er ist nicht umflattert von bunten Fahnen, noch bedroht von Eierschaalen und faulen Aepfeln, auch sind die klassischen Auftritte des Kleinkaliberflüssens und die Triumphzüge bei uns noch nicht Mode; sie werden es auch vielleicht nicht werden, selbst wenn wir uns zum direkten Wahlmodus emancipirten. Ländlich wird immer sittlich bleiben. Im Uebrigen aber, in den innern Machinationen sah es dießmal in Berlin leider nicht viel anders aus, als im glücklichen Altengland. Ein Wählen hieß es, aber es war keine Wahl. Die Candidaten, die man wählen sollte, standen längst hinter den Coulissen, und nachdem man einige Puppen des Anstands halber vorgeschoben, kamen die rechten Helden zum Vorschein, für die der Lorbeerkranz, oder die Bürgerkrone, wie Sie wollen, schon in Bereitschaft lag. — Berlin sollte dießmal Minister nach Erfurt wählen, stand im geheimen Rathschluß, und das ist, von einer Seite betrachtet, kein Unglück. Die Politik, die das gut heißt, gehört nicht hieher. Wie man es auffing, daß die Wähler so gut waren zu wählen, was man beschlossen, das steht verzeichnet in den geheimen Annalen aller Völker, wo durch Wahlen Majoritäten gebildet werden. Dießmal hatten die streng Conservativen übrigens nur die Künste kopirt, welche die Demokraten im Jahr 1848 und noch zu Anfang des vorigen so meisterhaft ausgeübt. Nur der äußere Schrecken fehlte, ich lasse aber dahingestellt, ob der innere Terrorismus nicht gefährlicher ist. Bei der geringen Lust der bürgerlichen Urwählerschaft nach Erfurt zu wählen, ließ sich schon auf die Wahl zu den Wahlmännern zu einwirken. Ich sage nicht, daß bei dieser geringen Lust eine politische Antipathie gegen Erfurt obwaltete; die Masse begreift nur nicht, weßhalb sie auch für Deutschland sorgen soll, wo sie genug gesorgt zu haben glaubt, wenn sie für Preußen gewählt hat. Dieß ihr beizubringen, dazu gehört eine politische Erziehung, wozu uns bis jetzt alle Elemente fehlten. Es kamen also, wo die Demokraten auf Prinzip ausschieden, nur die eifrigen Deutschen, oder wenn Sie wollen Constitutionellen, und die übereifrigen Preußen, welche beide die theilnahmlose Masse herantrieben und zu ihren Zwecken bearbeiteten. Die Regierung hatte guten Grund gehabt, als sie dem Andringen widerstand, durch Ausnahmsgesetze die politischen Vereine zu verbieten; sie hätte sich selbst dadurch am meisten geschlagen, wenn in Folge dessen die Treubunde und Preußenvereine aufgelöst worden wären. Durch Vermittlung dieser lamen Wahlmännercollegien zu Stande, welche von vorn herein über den Ausgang der Abgeordnetenwahlen wenig Zweifel liesen. Es war nur das Widerspiel der demokratischen Wahlcollegien vom Februar in Berlin, wo durch die Zahl der Kämpfer auf der einen Seite die Schlacht schon entschieden war, ehe sie noch geschlagen worden. Es gehört ein gewisser Grad von Patriotismus oder Fanatismus dazu, große Anstrengungen zu machen, um sich zu dem unfruchtbaren Amt eines Wahlmanns ernennen zu lassen. Wer es aber versteht und sich diese Mühe geben will, hat nicht zu schweres Spiel. Wenn auch bei unsern Wahlen sich schon das zeigt, was man Corruption nennt, so sind wir doch von dem eigentlichen Bestechungssystem glücklicherweise noch frei. Aber ist eine gewisse Bestechung nicht schon von selbst da, wo in einer Gemeinde Kaufleute, Handwerker, Arbeiter und ihre Kunden da sind? Ist sie es nicht, wo angesehene Männer am Tische sitzen, um die Stimmen zu Protokoll zu nehmen, und schon durch ihre Autorität den von ihnen Abhängigen zur Stimmabgebung unwillkürlich bestimmen, so wie sie es wünschen? Es gehört wenigstens der Muth politischer Bildung dazu, gegen diesen Wunsch offen zu stimmen. Doch fanden sich auch schon Beispiele davon. Ein angesehener Fabrikbesitzer, als Candidat vorgeschlagen, saß als Besitzer am Tische. Sein Werkmeister, von ihm abhängig, trat heran und nannte — es kam gerade auf eine Stimme an — nicht ihn, sondern sich selbst. — War das politische Ueberzeugung, so war es nur ehrenvoll. Umgekehrt aber sah man betrübend genug, wie die Massen gedankenlos wenigen Leitern folgten. Viele, die heut den Muth gehabt selbstständig zu stimmen, verliesen am Entscheidungstage ihre Candidaten und traten der Majorität bei, als müße es so seyn. Es ist etwas Schönes um die Einstimmigkeit, wünschenswerth ist sie indeß nur, wo sie aus der Ueberzeugung hervorgeht.

(Fortsetzung folgt.)

Genf, December.

(Schluß.)

Die Bahn der Cholera.

Im Jahr 1832 blieben die Rheingegenden in einer Ausdehnung von mehr als zweihundert Lieues befreit, 1849 aber drang die Seuche nicht nur nach Köln, sondern selbst nach Mannheim und in die Gegend von Heidrown, also ziemlich nahe an die Schweizer Grenze. Die Schweiz selbst wurde ergriffen in Wendrisse, an ihrer äußersten südöstlichen Grenze. Charakteristisch ist's, daß sie sich 1848 und 1849 in den früher betroffenen Gegenden überall mehr ausgebreitet hat als 1832, 1833 und 1835. — Allerdings scheinen die höchsten Gebirgszüge der Continente sich der Verbreitung der Krankheit hindernd entgegenzustellen. Man könnte dagegen den Uebergang derselben aus Indien nach Mittelasien über den mächtigen Himalaya im Jahr 1827 anführen; ebenso die Verbreitung aus Persien nach Europa im Jahr 1830, trotz des Kaukasus. Ihr Gang aus Indien nach Mittelasien ist aber durchaus noch nicht genau bekannt; nach mehreren Angaben in englischen Werken können wir vielmehr als sehr wahrscheinlich annehmen, daß die Krankheit durch die niedrigsten Thäler der Himalayakette in die Bucharei gedrungen ist. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß sich ohne diese Gebirgskette die Epidemie im Jahr 1817 aus Indien so heftig nach Mittelasien verbreitet hätte, als nach Süden. Was den Kaukasus betrift, so geht aus allen Untersuchungen hervor, daß die Epidemie nicht über dieses Gebirg nach Georgien und von da nach Rußland gegangen ist, sondern längs des caspischen Meers und des Kraspees. — Wenn das hohe Plateau der Schweiz und der gebirgigen Umgegend in bedeutender nördlicher Breite bisher der Cholera unzugänglich war, so ist damit noch keineswegs die Sicherheit dieser Länder verbürgt, wenn in der Folge die Seuche wiederholt über Europa kommen sollte, wie ehemals die Pest. Sie dürfte dann von Süden oder von Norden her durch die Gebirgsthäler vorrücken und das bisherige Asyl mit ihrem Todesfittig überziehen. — Die für Europa wichtigste Frage ist aber vorerst folgende: wird die nach Südosten rücklaufende elliptische Bahn der Cholera sich dießmal wieder gestalten wie 1835, so daß unser Welttheil wieder auf mehrere Jahre von der Epidemie verschont bliebe? oder ist die bisherige noch nicht die ganze elliptische Ordnung? ist sie nur deren Hälfte? Müßen wir zu ihrer Vervollständigung, wie 1835, die Rückkehr der jetzt noch in Amerika herrschenden Cholera über das atlantische Meer nach Südeuropa erwarten? Dann wäre in Kurzem ein neuer Ausbruch der Epidemie in diesen Gegenden zu erwarten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 44. Mittwoch den 20. Februar 1850.

— Levis haec insania quantas
Virtutes habeat, sic collige.
Horat:

Kölnische Briefe.

(Fortsetzung.)

Obgleich Köln eine große Menge von Reichen, eine noch größere von Wohlhabenden besitzt, so fühlen sich diese nicht verpflichtet, die Säumniß der Gemeinde auch nur einigermaßen wieder gutzumachen. Einer solchen Verpflichtung würden aber weder die erlorenen Väter der Stadt, noch die reicheren Bürger sich entziehen können, wenn die allgemeine Bildung eine Stufe erreicht hätte, auf welcher der Kunstgenuß zum eigentlichen Bedürfniß geworden. Doch müssen wir, um gerecht zu seyn, zugleich bekennen, daß der abgenutzte Schrendrian unseres Bühnenwesens nicht im Stande ist der Theilnahme einen fruchtbaren Boden zu schaffen. Auch die Schaubühne muß ihren März erleben, und was Köln betrifft, so hat sich bereits ein glücklicher Anfang dazu aufgethan.

Eine zweite Bühne ist erstanden, deren Eigenthümlichkeit so wie der Beifall, welchen sie findet, als wahrhafte Zeichen der Zeit zu betrachten sind. Ich darf hier wohl über die bemerkenswerthe Erscheinung einige Worte mehr sagen, als ich für ein gewöhnliches Liebesspiel ausgeben würde, und muß dabei auf den Ursprung zurückgehen. In den ersten Stürmen von 1848 wurde das „deutsche Kaffeehaus" von Franz Stollwerk in der Schildergasse urplötzlich berühmt. Im großen Saale dieser Anstalt feierte die junge Demokratie ihre Flitterwochen. Die Versammlungen erloren sich späterhin andere Räumlichkeiten, ließen aber scheidend im Hausbesitzer einen fruchttragenden Gedanken zurück. Stollwerk ist ein aufgeweckter Kopf, unternehmungslustig und nicht allzuängstlich, weder in größern noch in kleinern Dingern. Darum hatten die demokratischen Versammlungen ihm nicht bloß den augenblicklichen Vortheil für seine Wirthschaft eingebracht, sondern auch eine Lehre gegeben, die er mit glücklichem Verständniß ausbeutete. Es gilt hier gleichviel, ob dieses Verständniß ganz klar in's Bewußtseyn trat, oder bloß den dunkeln Drang zum Handeln trieb.

Bei den Demokratenversammlungen hatte sich herausgestellt, wie sehr die Leute es lieben, sich in Masse unterhalten zu lassen, wenn sie dabei ihrer eigenen Behaglichkeit fröhnen können, im Munde die dampfende Cigarre, nah zur Hand das gewohnte Naß der Labung, in sich das Gefühl, nach Belieben seiber etwelchen Lärm erheben zu dürfen, vorausgesetzt, daß besagter Lärm den Neigungen der wohllöblichen Versammlung nicht etwa wider den Strich fahre. Nun war hier der Gedankenübergang von der Rednerbühne zur Schaubühne ein ganz natürlicher, aber von jener großartigen Einfachheit, mit welcher Columbus sein Ei auf den Tisch stellte. Stollwerk setzte eine Bühne in seinen Saal, ward eine Gesellschaft an und gab dem Zuhörerraum die Einrichtung, wozu er die Grundzüge durch die Demokratenversammlungen gelernt hatte. Der Eintrittspreis wurde für alle Plätze ganz gleich auf zehn Silbergroschen (35 Kreuzer rheini.) gestellt, wofür der Eintretende zwei Karten erhielt, die eine für den Thürsteher, die andere, um je nach seiner Wahl sich dafür den Zutritt zu den vorbehaltenen Plätzen zu öffnen, oder sie gegen ein beliebiges Getränk zu vertauschen. An den Lehnen der Bänke fanden sich breite Ränder angebracht, um Gläser, Flaschen und Teller darauf zu stellen; in allen Ecken und in

Digitized by Google

ein paar ſeitwärts gelegenen Zimmern ſtanden Tiſche und Stühle in Bereitſchaft; die Schenktiſche waren unten und oben im Zuhörerraum ſelbſt aufgeſchlagen; dem nicotiſchen Rauchopfer wehrte nirgends ein Verbot. Zwar „erſuchte“ eine Aufſchrift in großen Lettern, während der Vorſtellung nicht zu rauchen, aber die Bitte fand kein Gehör. Mit vollem Recht. Die Frauen, denen der Rauch etwa hätte beſchwerlich fallen können, blieben ja ohnehin wegen des Dampfes während der Zwiſchenakte weg, und die ſich während der Zwiſchenakte nichts aus dem Tabaksqualm machten, was ſollte er dieſen während der Vorſtellung anhaben?

Die Anſtalt wurde „Baudeville“ genannt, und die kleine Bühne leiſtete von Anfang an Vorzügliches. Die Geſellſchaft war klein, aber erleſen, und gab durch glückliche Stegreifwitze den Zuhörern die erwünſchte Gelegenheit, auch ihrerſeits einigen Lärm zu machen. Welcher Art dieſe Witze waren, wird zu ſagen unnöthig ſeyn. Die Erfindung von Köln iſt größtentheils demokratiſch, wenn ſchon nicht ganz über einen Leiſten geſchlagen, und ſomit richteten ſich die Pfeile gegen alles, was zum Heulerthum gehört, um es mit Einem Wort zu ſagen. Hie und da kam wohl auch eine Anſpielung aus dem Gebiet vor, wo es weder Wühler noch Heuler gibt, doch waren dieſelben nie zu ſtark aufgetragen, und der Beifall begnügte ſich mit einem beſcheidenen Lächeln des Verſtändniſſes.

Das Liederſpiel fand den ganzen Winter über viele Theilnahme, doch war meiſtentheils kein eigentlicher Zudrang zu verſpüren; wer kam, fand gewöhnlich mit aller Bequemlichkeit einen Platz. Da ging in einer Märznacht das Haus in Flammen auf. Alle Welt empfand ſofort das innigſte Mitleid mit dem Looſe des Unternehmers, der für zu Grunde gerichtet galt und vielleicht ohne die wohlwollende Stimmung der Einwohnerſchaft in der That ein geſchlagener Mann war. Die öffentliche Meinung wurde, indem ſie ſich ſo entſchieden für Stollwerk ausſprach, zur Retterin ſeiner Anſtalt, die als Phönix aus der Aſche erſtand, vergrößert, verſchönert, von ſtetem Zudrang überfluthet. An jedem Abend füllt die Schauluſt den Zuhörerraum, ſo daß oft des Platzes zu wenig wird. Zu Ende der Vorſtellung ſind meiſtentheils die eßbaren Vorräthe der Schenktiſche zu kleinen Ueberreſten zuſammengeſchmolzen. An Getränken wird im Verhältniß noch bedeutend mehr verbraucht. Die Gunſt der Beſucher beſchränkt ſich übrigens nicht auf den Schauſpielſaal; alle Räume der Anſtalt ſind den ganzen Tag über dicht beſetzt, der Keller, die Küche, die Zuckerbäckerei in ſteten Anſpruch genommen, das Billard nie in Ruhe. Doch das iſt nur beiläufig zu erwähnen. Die Hauptſache bleibt für den Beobachter das Stollwerk'ſche Liederſpiel, deſſen Beliebtheit mit dem Aufkommen des Vollbartes, des Paletots, des Biertrinkens und der ſogenannten Volksſchriften aus Einer Quelle ſtammt.

Das klingt ſpaßhaft, iſt aber darum nicht minder in allem Ernſte wahr. Die Veränderung der Männertracht war das erſte Wahrzeichen des beginnenden Umſchwungs. Ein berühmter Vorläufer dieſes Umſchwungs war der „Eremit von Gauting,“ der ſeit einem Menſchenalter den vollen Mannesbart und den ſchlichten grauen Rock trug, bevor diejenigen, welche ihn bisher verlacht, eines ſchönen Morgens vor ihrem Spiegel ſich in einem ähnlichen Aufzug bewunderten. Dieſe Umgeſtaltung war zum Theil ein Werk des wackern Königs Gambrinus. Das Bier aber befördert ſchon darum die Vermiſchung der Stände, weil es, indem es durch Umfüllung in verſchiedenartige Gefäße an Werth verliert, alle Liebhaber zur urſprünglichen Quelle lockt, was in keiner großen Stadt ſich ſo deutlich gezeigt hat als in Berlin. Die bayeriſchen Bierſtuben haben dort den Märzumſchwung vorbereitet, möglich gemacht und ſichern ſeine dauernden Folgen. Ich führe Berlin auch noch deßhalb beſonders an, weil die ſtets zunehmende Vorliebe für das Bier die entſittlichende Wirkung des Schnappstrinkens dort ſchon in hohem Grad beſeitigt hat, ſo daß Geiſt und Muth der ärmern Klaſſen nicht mehr dem Gifte unbedingt zum Opfer fallen. Im Bier liegt übrigens, ganz nebenbei bemerkt, das Samenkorn der deutſchen Einheit; ſobald einmal erſt alle Deutſchen das ächte und rechte Bier trinken, ſo ſezt Gambrinus auch wiederum den alten Kaiſer ein, obgleich der Mönch von Lehnin das zu ſagen vergeſſen hat.

Dieſelbe Neigung, welche unſer bärtiges Geſchlecht in bequemem Kittel zur Brauhalle lockt, macht ihm auch klar, daß wir nicht für die Unterhaltung da ſind, ſondern umgekehrt die Unterhaltung für uns. Dieſe Andeutungen werden hinlänglich klar machen, weßhalb ich oben die Stollwerk'ſche Anſtalt und ihren Erfolg ein Zeichen der Zeit nannte. Möge die Schaubühne überhaupt daraus eine heilſame Lehre entnehmen und ſich vor allen Dingen der geſpreizten Vornehmthuerei entſchlagen, woran alle ächte Kunſt zu Grunde geht. Es iſt damit übrigens durchaus nicht gejagt, daß die freiſame Behaglichkeit des Stollwerk'ſchen Saales unbedingt überall Platz greifen müßte; gibt es doch zwiſchen dieſer Freiheit einer rauchenden und zechenden Zuhörerſchaft und der gelbbehandſchuhten Hofjunkerei noch eine lange Stufenleiter.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Dünengeſchichten.

(Fortſetzung.)

Anna nahm Corallinens Skizzenbuch und Alwyn's Calabreſer, legte beide ruhig auf die Bank und ſagte: „Ich fange doch an zu glauben, daß es Nichts ſeyn mag mit der Republik, und daß unſer Oberſt, der eben wieder ſo ruhig ſeine Friedenspfeife anbrennt, ganz Recht hat, wenn er den Abſolutismus für ein heilſames Inſtitut erkennt. Kaum acht Tage habt ihr Frieden gehalten mit eurer Gleichberechtigung, euern ſouveränen Meinungen, und ſchon beginnt der Streit. Da wird kein Ausweg zu finden ſeyn, wenn ich nicht abermals den Muth habe, den Vorwurf der Tyrannei auf mich zu laden, den ihr mir ja ohnehin macht. Waerum habt ihr euch tyranniſiren laſſen von mir, wenn ich die Luſt dazu hatte? Nur unter Sklaven erſteht ein Tyrann, und ihr könnt noch von Glück ſagen, daß ich immer dem menſchenfreundlichen Abſolutismus des Oberſten huldigte und euch immer nur zu guten Zwecken tyranniſire. Das ſoll auch jetzt geſchehen. Merkt es euch denn: wer hier auf dem weißen Sande oder drüben auf dem rothen Lande ein Wort von Politik zu ſprechen wagt, den erkläre ich in die Acht; er ſoll weder mit uns zum Bade fahren, noch mit uns frühſtücken oder hier unſer ſüßes Nichtsthun mit uns theilen; und daß an dieſer oktroyirten Verfaſſung kein Wort geändert, daß ſie gleich beſchworen und ſtreng auf ihre Ausführung gehalten wird, dafür mache ich euch Alle verantwortlich. Merkt euch das!“

„Angenommen!“ rief Alwyn, „ſchon um der Originalität willen. Es iſt die naturwüchſigſte Verfaſſung von der Welt, kurz, deutlich und ſehr wunderſam, denn wir haben einen despotiſchen Monarchen, der verantwortliche Miniſter ernennt, und das Miniſterium iſt zugleich das ganze Volk. An Oppoſition iſt auf dieſe Weiſe gar nicht zu denken, da das Miniſterium immer die ganze Majorität des Volks für ſich hat, und mir ahnt, daß dieſes Syſtem wenigſtens hier für uns das zweckmäßigſte ſeyn wird. Alſo angenommen!“ — „Mit wie viel Stimmen?“ fragte Coralline. — „Mit Stimmeneinheit!“ ſagte Ludolf, der jüngere Maler. „Da Sie und Anna, da die Frauen jetzt regieren, werden wir Männer herrſchen. Das iſt Alles, was wir erſtrebten.“ — „Wie hochmüthig, wie eitel und wie unwahr!“ lachte Coralline; „um zu herrſchen muß man erſt wiſſen, was man denn eigentlich will, und wie viel Männer wiſſen das?“ — „Oder man muß Launen haben, wie Sie, Coralline, um in jedem Augenblicke etwas anderes zu wollen, und die Umgebung beſtändig ſo in Athem zu erhalten, daß ſie nie recht zur Beſinnung kommen kann.“ — „Launen haben! Sie ſprechen, wie Sie es verſtehen! Als ob jeder Menſchen Launen haben könnte, als ob dazu nicht erfinderiſches Genie, geiſtreiche Einfälle, wunderliche Gedankenſprünge, kurz ein Gemiſch von Elaſticität, Schnellkräftigkeit und Nervenhaftigkeit gehörte, das nur in der leichten Elfennatur der Frauen zu finden iſt!“ — „Und doch haben Sie mir erſt geſtern tadelnd geſagt,“ bemerkte der Commerzienrath, „ich ſey in übler Laune, als ich ein Motto Ihres rothen Albums, das eine hocharistokratiſche Hand geſchrieben, ſehr nichtsſagend nannte.“ — „Es iſt auch ein unverzeihlicher Mißbrauch der Sprache, daß man die häßlichen, üblen Stimmungen der Männer mit dem anmuthigen Namen einer Laune bezeichnet. Ihre geſtrige farbloſe Grille war der entſchiedenſte Feind meiner guten Laune, und es hat mich ſchwer gekränkt, daß Sie mit den poetiſchen Herzensergüſſ meines lieben parlamentariſchen Freundes mit Ihrem Spott zu nichte machen wollten. Uebrigens darf auch von meinem rothen Album nicht geſprochen werden; das ſchlägt ſchon in die Politik ein; das Album iſt gegen die Verfaſſung, merken Sie ſich das, Herr Commerzienrath!“

„Brava! braviſſima!“ lachte Signor Erneſto. „Das iſt ja eine Unterhaltung, daß man meinen ſollte ſich in irgend einem Palazzo bei den Quattro fontane zu befinden im heiligen Rom. Sie verdienten eine Römerin zu ſeyn, Signora Coralline; die Abates und Monſignori, die Meiſter in ſolcher Converſation, würden Sie auf Händen tragen. Es iſt als ob man ein Stück Goldonis hörte; mein altes Herz wird jung dabei.“ — „Da Sie die Italiener und italieniſche Art und Weiſe ſo ſehr lieben, Erneſto,“ meinte Anna, „ſo ſollten Sie und eine Geſchichte erzählen, wie Boccaccio es ſeine vor der Peſt in ein liebliches Aſyl geflüchteten Freunde thun läßt. Sind wir doch hieher geflüchtet, uns von der Peſt des Meinungsſtreites, von der Geißel des Kampfes zu erholen und wieder einmal des Menſchenlebens froh zu werden in der Natur. Dazu haben Sie unverzeihlich lange nichts von ſich hören laſſen, und Sie können das am beſten nachholen, wenn Sie uns etwas aus Ihrem Leben berichten. Sie ſind viel herumgekommen in der Welt, erzählen Sie uns etwas.“ — „Das iſt die alte Anna die ich als Kind gekannt habe,“ rief der Oberſt und reichte der Freundin die Hand. „Erzählen Sie mir etwas,“ bat ſie jeden Fremden, als wir noch Kinder waren, und konnte dann ſo ernſthaft und gläubig zuhören, daß die Leute ſelbſt an die Mährchen zu

Digitized by Google

glauben begannen, welche ſie für Anna erdachten, um ihrer Luſt am Hören zu genügen.“ — „Ja, erzählen Sie Erneſto, erzählen Sie!“ rief man von allen Seiten. „Sie müſſen ſo ſchöne Geſchichten wiſſen, erzählen Sie!“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Beſchluß.)

Die Wahlen nach Erfurt.

In den vier Wahlkollegien hatte ſich ſofort der Vorſtand der ſtreng conſervativen Vereine des Vorſitzes bemächtigt. Bei den vorigen Wahlen hatte man nichts dagegen, weil es eben nur galt, die Demokraten fern zu halten, und man in der Täuſchung befangen war, daß alle Conſervativen unter einen Hut zu bringen wären. Man hatte Luſt dieſe Illuſion auch jetzt fortwalten zu laſſen, die verſchiedenen Wahlvorgenommen hatten indeß bald eines andern belehrt; aber der Vorſitz war einmal eingenommen, und die liberale Partei ſah ſich genöthigt ſich zu ihren Beſprechungen in beſondere Lokale zurückzuziehen. Hier erſtarkte ſie zwar an Muth, nicht aber an Zahl, auch nicht an Uebereinſtimmung. Dem verkehrten Gebahren, von der Hauptſtadt Preußens einen Nichtpreußen wählen zu laſſen zu einem Reichstag, wo es die Einigung Deutſchlands galt, wird man hoffentlich auch von preußiſcher Seite ſein Recht widerſahren laſſen, und ebenſo konnte man wohl auf keinen würdigeren ſein Auge richten, als auf Heinrich von Gagern. Aber die gegenüber erhoben ein ſo furchtbares Wehgeſchrei, eigentlich Gebrüll gegen einen Candidaten, der kein Preuße, kein Berliner ſey — es heiße das, Berlin ein Demüthigattet ausſtellen — daß unſer ganzes Pfahlbürgerthum in eine eigenthümliche Angſt gerieth. Leider erſtreckte ſie ſich auch auf die Freigeſinnten, und um nur Einigkeit in dieſem Lager zu erhalten, ſah man ſich genöthigt zu andern, einheimiſchen Candidaten überzugehen. Damit war auf der einen Seite Zeit verloren, auf der andern gewonnen. Während man hier allmählig mit dem eigentlichen Candidaten, den man im Sinne hatte, vorzurücken wagte, mußte man ſich dort erſt auf einen neuen einigen, was einige Schwierigkeit hatte. Man iſt aber ſehr verſucht zu glauben, daß hier böſe Künſte im Spiel waren, wenn man weiß, daß derſelbe Wahlmann, welcher ſich durchdrungen von der Parteianſicht erklärte, und gegen des hochverehrten Gagern Wahl nur deßhalb geſtimmt zu haben vorgab, weil dabei keine Ausſicht auf Erfolg ſey, wenn dieſer ſelbe Mann dafür einen andern Candidaten dringend empfohlen, ja der Verſammlung aufgedrungen hatte, und doch am Wahltage gegen denſelben und für das Miniſterium ſtimmte! — Es iſt ein Fortſchritt im politiſchen Leben, um den wir Berlin nicht beneiden wollen.

Beinahe aber ward auf der exaltirten flockpreußiſchen Seite durch zu große Ehrlichkeit wieder verdorben, was durch derartige Intriguen eben gewonnen war. Ein weit genannter Künſtler, und bis dahin ein ganz vernünftiger Mann, iſt durch die trüben Erfahrungen des tollen Jahres in einen furor horussicus verſetzt, der auch vielen andern, ſonſt geſchrieen Leuten, jetzt als die wahre Tugend des Mannes erſcheint. Dieſer Partei, die für den „Geiſtein Preußen“ ſchwärmt, iſt der Name Frankfurt und Gotha ein ebenſolcher Stein des Aergerniſſes, als er nur den radikalſten Demokraten ſeyn kann, und ſie erhitzen ſich wie Odiumtrinker gegen alles, was deutſch ſeyn will, ohne daß es vorher preußiſch geweſen. Da dieſe Partei, übrigens aus ſonſt honetten Leuten beſtehend, jetzt wirklich ſchon auf dem Gipfelpunkt ihrer Roſerei angelangt ſcheint, ſo iſt zu erwarten, daß ihre Rückkehr zur allgemein menſchlichen und deutſchen Vernunft nicht allzufern iſt. Jener Künſtler aber hielt ſich für verpflichtet in einer Wahlverſammlung ſämmtlichen Wählern zu erklären, daß für ſie gar keine Wahl mehr wäre, wenn der preußiſche Miniſterpräſident ihnen ſeine Luft erklärte, die Stadt Berlin in Erfurt zu vertreten. Es ſey denn eine Aufgabe der Ehre, den Mann zu wählen, den Berlin verbannt, daß es nicht das Schickſal Wiens getheilt, und wenn der König ſelbſt ſeine Hauptſtadt würdige von dem Chef ſeines Miniſteriums vertreten zu werden, ſey das ein politiſcher Akt, dem ſich jeder Wähler mit Ehrfurcht zu fügen habe. Der Wahlkreis könne gar nicht anders als einſtimmig den Mann wählen, mit dem er ſo beehrt worden; eine andere Handlungsweiſe ſey ein Mißtrauensvotum gegen das Miniſterium Brandenburg. — Dieſe Auseinandſetzungsweiſe des Wahlrechtes fand nun denn doch auch in dieſem Kreiſe ſo eigenthümlich, daß man Anſtand nahm ſie zu adoptiren. Ja es wäre möglich geweſen, daß die Rede einen Umſchwung in der Meinung hervorgebracht hätte, wenn nicht von der Seite des Candidaten der liberalen Partei eine große Schwäche gezeigt worden wäre. Die preußiſche Partei, die ihren Sieg um jeden Preis durchſetzen wollte, hatte ſich bittweiſe an ihn gewendet, daß er doch um des Wohls des Vaterlandes willen von der Candidatur gegen einen ſolchen Rivalen abſtehen möge. Die Bitte fand Zugang in einer ſchwachen Stunde. Der Candidat erklärte ſchriftlich, daß er zurücktrete, um einem ſo verehrten Gegner nicht den verdienten Sieg ſtreitig zu machen. Indeß wußte man aus mündlichen Erklärungen, daß er doch geneigt wäre, im Fall die Wahl ihn träfe, anzunehmen. Die Partei mußte bei der Fahne halten, obgleich ſie ihr nicht mehr recht geſiel, und das Reſultat war eine ſehr bedeutende Minorität, welche wenigſtens die dekretirte Einſtimmigkeit der Wahl etwas ſtörte.

Das ſind Griffe aus einem großen Potpourri. Es wird überall in unſerer Nähe ſo ausgeſehen haben. In unſerer Nachbarſtadt Brandenburg ward ein Puff verſucht und ſcheint geglückt zu ſeyn, der England Ehre gemacht hätte. Ein angeblicher königlicher Brief circulirte in Abſchrift, des Inhalts: daß es dem Könige eigentlich gar nicht um eine Einigung in Erfurt zu thun ſey, und daß ſeine Anhänger ſich deßhalb gar keine Sorge zu machen brauchten, ſolche dahin zu ſchicken, welche ſeine Verfaſſung vom 16. Mai unbedingt annehmen wollten Darauf ward Bismarck-Schönhauſen nach Erfurt gewählt.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cottaſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 45. Donnerſtag den 21. Februar 1850.

— A merrier man,
Within the limit of becoming mirth,
I never spent an hour's talk withal.

Shakespeare.

Dünengeſchichten.

(Fortſetzung.)

Erneſto blickte Alle der Reihe nach an und ſchien erſt den Kreis der Zuhörer noch einmal recht gründlich prüfen zu wollen, ehe er ſich in das Unternehmen einließ. Er war ein Mann von nahe an fünfzig Jahren, und obgleich ſein Geſicht nicht eben älter ausſah, als es dieſen Jahren angemeſſen iſt, hieß er doch bei allen ſeinen Freunden nur der Alte. Das machte, weil er ein herzlich gutes Weſen hatte, ohne jeden Zwang, weil er eine ächte kindliche Künſtlerſeele war und das Reinmenſchliche bei ihm ſo ſehr die Oberhand behielt über alle Convention, daß man ſich ihm gegenüber gleich behaglich fühlte, als kehre man in eine liebe Heimath zurück. Man hieß ihn den Alten, weil Jeder in ihm einen alten, längſt gekannten Freund zu ſehen glaubte, und ſo hatte er ſich das Prädikat gar gern gefallen laſſen, bis es mit dem Altwerden doch etwas ernſter wurde. Friſch und munter im Geiſte, hatte Signor Erneſto unter ſeinen zahlreichen Bekanntſchaften auch das Podagra kennen lernen, und ſchon ſeit einigen Jahren wollten die Füße nicht immer den muntern Sprüngen ſeines Kopfes folgen. Von wo der böſe Gaſt gekommen, darüber waren die Gelehrten gar nicht einig. Signor Erneſto behauptete, das Podagra ſey ihm begegnet zur Zeit als er ſehr erhitzt im ſumpfigen Urwalde des Parks Chigi Baum- und Vorgrundſtudien machte; ſeine Freunde behaupteten, es könne von manch luſtigem Tanz in freier Sommernacht und von manch heißer Fogliette ächten Orvietos hergekommen ſeyn; darüber aber waren Alle einig, daß es ihn gar nicht übel kleide, und die Frauen beeilten ſich alltäglich, ihm den Arm zu bieten, wenn es galt die Steine des Ufergerölles zu durchſchreiten oder auf ſchmalem, ſchwankem Brette das Boot zu beſteigen. Das gefiel Signor Erneſto wohl und unter dieſer Bedingung ließ er ſich gern den Alten nennen.

Wie er nun ſo da ſaß, die Arme auf den Tiſch gelehnt, die Brille vor den, von dunkeln Brauen beſchatteten Augen, zog ein leiſes Lächeln um ſeine ſtarken Lippen. Er ſtrich ſich mit der Hand das graugemiſchte Haar von der Stirne und ſagte mit ſeiner etwas heiſern Stimme und einem Dialekte, der durch den langen Aufenthalt im Süden faſt fremdländiſch geworden war: „Erzählen muß ich wohl, denn ich weiß, was die Frau will, das will Gott; aber wovon ſoll ich erzählen? — Ich könnte, wie Silvio Pellico, von meinen Gefängniſſen ſprechen, denn ich war viermal im Gefängniß; ich könnte auch von meiner unglücklichen Liebe erzählen, denn ich habe eine unglückliche Liebe gehabt; oder ich könnte Ihnen von Rom und von meinem Landsmann Thorwaldſen erzählen, der mir ein treuer Freund war, und von unſerer gemeinſamen Fürſtin, der ſchönen Königin von Dänemark, die in Rom ſo jung geſtorben, neben dem Hauſe, in dem Chriſtine von Schweden einſt verſchied. Aber ich weiß nicht, was die Frauen hören wollen; alſo befehlen Sie, Coralline, befehlen Sie, Anna, was ſoll ich erzählen?“

„Von Ihren Gefängniſſen, von Ihren Gefangenſchaften!“ riefen Beide einſtimmig. — „Wohl gerathen,“ entgegnete Erneſto, „denn das wird mir Ihr Mitleid gewinnen und Ihre Theilnahme mir einen guten Tag

Digitized by Google

bereiten. Alſo von meinen Gefängniſſen! Aber machen Sie ſich gefaßt, daß ein alter Genremaler auch detaillirte Genrebilder liefert.“

„Ich ſage Ihnen nichts davon, wie ich einmal in Norwegen, wo ich als junger Burſche eine Studienreiſe machte, in einem ſcheußlichen Stall geſeſſen, der als Gefängniß diente, weil ich mit einem Bauernburſchen wegen eines hübſchen Mädchens Streit bekommen; auch nichts von meiner Gefangenſchaft in Tirol, wo die Behörden gemeint hatten, es könnten hochverrätheriſche Pläne in meinem Farbenkaſten verborgen ſeyn, weil ich ſonſt gar nichts bei mir hatte; noch weniger von der Polizeigefangenſchaft in München, die ein ganz aparteß Kapitel wäre, und eine ſo ſchwerfällige Geſchichte, wie ein Traum nach Münchner Bockbier; nur von meiner letzten Gefangenſchaft in Italien will ich Sie unterhalten, um nicht mehr Theilnahme zu erregen, als ich zu verdienen mich würdig glaube.“

„Ich hatte den Winter in Rom zugebracht und ſah eines Morgens, als ich aus den Fenſtern meiner Wohnung auf die Piazza Barberina hinabblickte, daß der Waſſerſtrahl aus der Fontaine bereits oben die goldenen Perlen warf, die ihm nur die rückkehrende Frühlingsſonne verleiht, und daß mein Nachbar, der Schuſter, nicht mehr auf dem ſonnigen Platze ſaß, den er ſonſt um Mezzogiorno einzunehmen pflegte. Mein Nachbar war ein wunderlicher Kauz. Den ganzen Winter hatte er auf ſeinem Schemel im Freien gearbeitet und dieſen von Stunde zu Stunde der Sonne nachgerückt, ſo daß er im Laufe des Tages mit ſeinem Sitz faſt den ganzen Platz umkreiſte. Dadurch war er mir zu einer Sonnenuhr geworden, welche immer viel richtiger die Stunde angab, als meine alte Taſchenuhr, und es hatte ſich ein Freundſchaftsverhältniß zwiſchen uns begründet, das in mir aus Dankbarkeit entſtanden war. Ich wußte, wenn mein Schuſter an der rechten Seite der Fontaine ſaß, war es Zeit zu Mittag in den Lepre zu gehen, falls ich noch gute Schüſſeln attrapiren wollte; ſaß er hinter dem Brunnenrande, daß ich ihn nicht ſehen konnte, ſo mußte ich eilen auf den Monte Pincio zu kommen, um noch der ſchönen Ruſſin zu begegnen, die ich damals ſchweigend im Herzen trug, und pachte der Alte ſeine Leiſten und Pfriemen in das Schurzfell, um in ſeine Botegha heimzukehren, dann war es Ave Maria und im Palazzo Fiano kamen die deutſchen Künſtler zuſammen, den Reſt des Abends mit einander zu verleben.“

„Ich kannte den Schuſter, ſeine braune Jacke, den zerdrückten Filzhut, ſeinen Schemel, ſeinen kleinen Klapptiſch, wie mich ſelbſt, und ich liebte es, dieß tägliche Einerlei zu ſehen. Da fallen meine Augen, als ich ihn an jenem Mittag ſuche, plötzlich auf ein Geſtell, das ſich wunderlich neben ſeinem Schemel erhebt; ich ſehe einen Stock in die Erde geſteckt und einen Vogelbauer daran gehängt, an dem ein Zettel feſtgeklebt iſt. Ich kann nicht errathen, was das bedeutet, meine Neugier läßt mir keine Ruhe, ich laufe hinunter und frage: „Padrone, was habt Ihr da?“

(Fortſetzung folgt.)

Kölniſche Briefe.

(Fortſetzung.)

Für die ärmere Klaſſe von Beſuchern des Schauſpiels iſt außer dem Paradies des großen Theaters noch das Puppenſpiel da, wo „Henneschen“ ſchaltet und waltet. Wer Henneschen iſt, weiß hier jedes Kind; auswärts dürfte weniger davon bekannt ſeyn. Ich will den Verſuch wagen, ſeine Eigenthümlichkeit zu zeichnen, wenn auch nur in flüchtigen Umriſſen. Henneschen iſt der kölniſche Hanswurſt, ein Sprößling aus jener umfangreichen Blutsfreundſchaft, wozu außer manchen andern auch der Rüpel, der Clown, der Karagös, der Pagliazzo, der Arlecchino und der hochberühmte Pulcinella gehören. Die wahre Luſtigkeit iſt die urſprünglich menſchliche, die luſtige Perſon aber eine volksthümliche Darſtellung des gemeinen Mannes in ſeiner Geſammteigenthümlichkeit, roh, jedoch reichlichſt mit Mutterwitz bedacht, ſinnlich je nach Landesart und nach dem Stand der ſittlichen Bildung. Dieſe Geſtalt verkörpert ſich in mannigfacher Weiſe und tritt mit beſonderer Wirkſamkeit im Puppenſpiel vor des Volkes Augen. Der Britte hat ſeinen Punch, der Wälſche ſeinen Pulcinella, der Deutſche ſeinen Hanswurſt und deſſen geſammte Freundſchaft. Der deutſche Hanswurſt iſt gemeiniglich nicht ſo hämiſch boshaft wie der türkiſche Punch, und viel gemüthlicher als der italieniſche Pulcinell und der franzöſiſche Polichinelle; indeſſen verleugnet er keineswegs ſeine nahe Verwandtſchaft mit dem ſchelmiſchen Bauern Till Eulenſpiegel.

Henneschen im „Krippenſpiel“ iſt ein hanswurſtiſches Vollblut, und ich liebe ihn nicht nur an und für ſich, ſondern auch darum, weil in dieſer Erſcheinung das Samenkorn einer neuen Bühnenkunſt ſchlummert. Das Körnlein wird an demſelben Tage zu keimen beginnen, an welchem wir den Muth faſſen, die Bettelprinzeſſinnenwirthſchaft unſeres Bühnenweſens dahin zu werfen, wohin ſie gehört, zu den alten Zöpfen. Bekanntlich iſt ein Hauptmangel unſeres heutigen Schauſpiels das krampfhafte Beſtreben, für die Täuſchung der Sinne zu wirken, wodurch die dichteriſche

Digitized by Google

Täuſchung, der Kunſtzauber meiſtentheils verloren geht. Bei unſern Vorfahren hatte die Bühne eine weſentlich andere Einrichtung als bei uns, aber die Beſucher brachten allerdings auch den guten Willen mit, der uns abgeht und zu dem wir zurückkehren müſſen, wenn wir jemals wieder der kindlichen Luſt am Schauſpiel wollen theilhaftig werden. Zur Urſprünglichkeit der Leiſtung gehört unbedingt die Urſprünglichkeit der Anſchauung. Im Krippenſpiel zu Köln werden beide nicht vermißt. Die Einrichtung der Bühne iſt augenſcheinlich aus den alten Ueberlieferungen hervorgegangen. Zur Rechten und zur Linken vor dem Vorhang erblickt der Zuſchauer zwei Gruppen von Gebäuden, links einen Theil der Stadt, in deren Inneres das Thor führt, rechts das Dorf. Wie nah oder wie fern von einander beide liegen ſollen, das bleibt wie billig dem Ermeſſen der Einbildungskraft je nach den Umſtänden der Handlung anheimgegeben. Die Bühne hinter dem Vorhang wird Veränderungen unterworfen, um die erforderlichen Räumlichkeiten darzuſtellen. Dieſelbe Miſchung von Ständigkeit und Wechſel herrſcht auch in den belebten Weſen dieſer kleinen Welt, in den Puppen. Die unwandelbaren Hauptperſonen ſind der „Beſtevater“ Niklas und deſſen Enkel Henneschen. Sie wohnen im Dorf und treten fortwährend auf, ſowohl im Stück als in den Zwiſchenſpielen, welche letztere mit der Haupthandlung nie zuſammenhängen. Niklas und Henneschen ſind zuſammen das Alter und die Jugend des Hanswurſtes, der hier zum Kölner geworden wie er leibt und lebt. Beide bleiben mit wahrhaft künſtleriſcher Folgerichtigkeit in Bewegung und Ausdruck unter allen Umſtänden ihrer Rolle getreu, und ſchicken ſich dennoch mit bewundernswerther Fügſamkeit in jeden Wechſel der Umgebung, ſo daß ſie in das Ritterſpiel nicht minder paſſen, wie in die Darſtellungen aus dem heutigen Leben. Dabei iſt der Vortrag ſo muſterhaft, daß die Puppen ſich für uns zu beſeelten Weſen umgeſtalten, und die dicken Drähte, woran ſie geleitet werden, für uns nicht mehr vorhanden ſind. Das Krippenſpiel beſteht ſeit beinah einem halben Jahrhundert, die Freude und die Luſt heranwachſender Geſchlechter, nicht vergeſſen von den heranwachſenen und die Hoffnung einer künftigen Zeit, worin die Verkünſtelung mit ihren Gaukeleien den einfachen Zaubern der Kunſt den Platz wird räumen müſſen.

Die kölniſchen Beziehungen zum Schriftenthum laſſen ſich noch kürzer bezeichnen, als die zur darſtellenden Kunſt. Die Maſſe braucht von Gedrucktem nichts, als die Zeitung, und zwar ſo, daß jeder ohne Ausnahme die „Kölniſche,“ ein großer Theil noch dazu die „Weſtdeutſche“, eine geringe Anzahl die „deutſche Volkshalle“ lieſt. Die kölniſche Zeitung iſt für die Stadt um der Anzeigen willen das tägliche Brod, und iſt vorzüglich anerkennenswerth wegen der raſchen Mittheilung aller wichtigen Begebenheiten, ſo wie durch ihre wohlgeleiteten, reichhaltigen Randblätter. Ueber den Geiſt der Zeitung enthalte ich mich des Urtheils; mit ſchwillt das Herz vor Grimm, wenn ich darin die Ergüſſe eines engbrüſtigen Krämerſinnes in ſeiner breitmäuligen Geſchwätzigkeit ſich dehnen ſehe; mir wird übel, wenn ich vernehme, daß die Erhebung des Jahres 1848 zu nichts anderm führen ſoll, als zur Vergrößerung des Hauſes Hohenzollern auf Koſten der Ehre, der Freiheit, des Geſammtwohls des deutſchen Vaterlandes. — Von der „Volkshalle“ mag ich noch weniger reden: dieſes Blatt wurde gegründet, um im Namen des katholiſchen Volkes in Rheinland und Weſtphalen für die Freiheit und Einheit des deutſchen Vaterlandes das Wort zu nehmen, und iſt jetzt eine Zeitung des Rückſchritts geworden, gerade wie die „Neue Preußiſche,“ die ſogenannte „Kreuzzeitung,“ nur daß dieſe lutheriſch auftritt, während jene ſich katholiſch geberdet.

Die „weſtdeutſche Zeitung“ iſt das Blatt der Demokratie, doch ohne den ſprudelnden Geiſt und die kernhafte Tüchtigkeit, durch welche ſich ihre Vorgängerin, die „Neue Rheiniſche“ auszeichnete. Dennoch wird ſie viel geleſen, und hilft zur Befeſtigung eines Vorurtheils im Volke, das zu den allerſchädlichſten für die deutſche Sache gehört. Die Rothen, hierin ganz im Einklang mit den Schwarzweißen, erblicken im Kampf des Magyarenthums eine Erhebung für die Freiheit. Dieſe Anſicht von der Sache ſchreibt ſich aus der vormärzlichen Zeit her und hat ſich von Wien aus über ganz Deutſchland verbreitet. Zu Metternichs Zeiten galt in Wien der Magyar für einen freien Mann, vorzüglich darum, weil er ohne Scheu einen Schnauzbart trug; daß aber dieſer ſtolze Mann zu Hauſe ein unmenſchlicher Zwingherr war, davon ſprach Niemand, und die Leute glaubten es immer noch nicht, als der ehrgeizige Koſſuth die Bewegung Europas dazu ausbeuten wollte, die Herrſchaft des Magyarenſtammes in Ungarn auf's Neue zu befeſtigen. Es mag immerhin ganz hübſch von uns ſeyn, daß wir dem Heldenmuth der Magyaren unſere Bewunderung zollen, doch unſerer Einſicht könnte kein ſchlagenderes Armuthszeugniß ausgeſtellt werden, als durch die Bereitwilligkeit, die wir beweiſen, den Magyaren das ungariſche Land zu ſchenken, um uns die große Puſzader des öſtlichen Verkehrs, den mächtigen Donaustrom, unterbinden zu laſſen. Wir ſind die träumeriſchen Thoren, welche um eines eitlen Vorurtheils willen ſich gefallen ließen, mit dem Oſten die ganze Zukunft eines deutſchen Reiches aufzugeben. Wir ſchicken lieber unſern Ueberfluß an Menſchen über das

Digitized by Google

Weltmeer, statt die Gestade der untern Donau zu bevölkern. Was kümmert es uns, daß alle diese Unglücklichen jeder Verbindung mit der Heimath entrissen werden, wenn nur unsere bewunderten Lieblinge, die Magyaren, Herrn und Meister in Pannonien bleiben, und neben ihnen der liebenswürdige Slave den Osten für ein künftiges Slavenreich in Beschlag nimmt. So wenig, als die zahllosen Auswanderer, liegen uns die deutschen Brüder in Oesterreich am Herzen; über solche Stammesvorurtheile fühlt sich ein weltbürgerliches Gemüth erhaben. — Das ist der faule Fleck im öffentlichen Leben des Rheinlandes, namentlich der Stadt Köln, und sowohl die rothe wie die schwarzweiße Presse thun alles Mögliche, der bessern Einsicht den Paß zu verrennen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Wahlen nach Erfurt. — Folgen der Revolution. — Ueberschwemmung.

Wir können hinsichtlich des ganzen Resultates der Wahlen noch keinen Schluß ziehen, nur das ist gewiß, daß sie über die Wünsche unseres Ministeriums hinausgegangen sind; eine Warnung für die Regierung wie für die constitutionelle Partei, daß sie künftig, und bei Zeiten, wachen und sorgen. Für diesmal hegen nicht alle die trübe Besorgniß, daß die Uebergabe Preußischer Provinzen das Werk des Bundestages wirklich stören könnte; denn wenn das preußische Ministerium mit seinem Willen entschieden auftritt, muß ihm die Mehrzahl dieser seiner gewählten Anhänger folgen. Außerdem lernt man daraus, wie eine zu ängstliche Sorge vor einem Uebel gar zu leicht das entgegengesetzte herbeiführt. Man fürchtete den Radikalismus in Erfurt das Werk des Königs zerstören zu sehen, und statt dessen droht es der Fanatismus der Reaktionäre. Inzwischen liegt ein Riegel hinter ihm, und dieser Riegel ist von schwerem Metall — die preußische Verfassung, wenn sie brüchworen ist, und wer kann heute noch daran zweifeln? Wir alle fühlen erst jetzt, nach den langen, furchtbaren, dreijährigen Schwankungen, was diese Sicherheit bedeutet, auch wenn sie nicht auf einen Felsen gebaut wäre. Nur die Reaktion murrt, und die Demokraten fühlen den Schlag, der, wenn wir weise werden, für ihre Träume ein Vernichtungsschlag seyn kann. An den illuminirten Fenstern werden wir diesmal deutlicher als je die Zahl der Zufriedenen und der Mißvergnügten erkennen. Laut wird allerdings das Fest nicht seyn; der Straßenjudel kommt nicht von der Partei, welche sich freut.

Wie wenige noch übrschlagen es, welche Veränderungen in unserm Staate, im Gemeinwesen eintreten müssen, wenn diese Verfassung eine Wirklichkeit geworden und ein allgemeiner Friede sie befestegelt! Die Revolutionen in's bürgerliche, bis tief in's Familienleben hinein werden den Einzelnen noch manche Wunden schlagen, die erst eine gedeihliche Zukunft heilen kann. Wie viele Institute sind ganz aufzuheben (wir z. B. die Oberbaudeputation), wie vielen, an die wir uns gewöhnt hatten, wir an den Wechsel von Tag und Nacht, droht diese Auflösung! Am fühlbarsten wird dieß in den Beamtenkreisen. Die mäßigen Gehalte sind nicht erhöht (man hoffte, daß dieß mit Einziehung anderer Stellen geschehen werde), die außerordentlichen Gratifikationen und Sporteln, durch welche manches Amt allein einem Mann mit Familie Auskommen verschaffte, fallen weg; so sind den Gerichtsbeamten (die meist kärglich besoldet sind) die Termingebühren für Handlungen außer dem Gericht ganz gestrichen, die Diäten und Reisegebühren für alle Beamten verringert. Die Administration eines Landes mit kärglich bestellten Beamten ist nirgends ein Glück für das Land und die Nation gewesen. In Oesterreich sollen jetzt die Beamten unbeschrlich gemacht seyn; in Rußland schüttelt man lächelnd den Kopf, wenn man auch nur an die Möglichkeit denkt, dieß zu versuchen. — Welche Revolution die überall einzuführende Grundsteuer unter den Grundbesitzern der östlichen Provinzen hervorgebracht hat, bedarf keiner Erwähnung; war doch unsere Verfassung nahe daran, an dieser Opposition zu scheitern. Aber mit einem weit furchtbarern Gewicht wird diese Steuer, wenn sie in ihrer ganzen Consequenz durchgeführt werden soll, auf die Hausbesitzer in den großen Städten fallen. Es ist nicht im Interesse Ihrer Leser diese Verhältnisse auseinander zu setzen, aber bei der Art, wie hier Häuser erbaut, erworben und besessen wurden, d. h. daß der Eigenthümer oft kaum einige Thaler davon sein nennen konnte, würde diese Grundsteuer einen vollkommenen Häuserbankerott zur Folge haben, und möglicherweise die Hälfte der gegenwärtigen Besitzer von Haus und Hof getrieben werden. Eine Einkommensteuer würde den Industriellen und Reichen drücken, und ihre Erhebung wäre gewiß sehr unsicher, ja wir geben alle Ungerechtigkeiten derselben zu, aber eine Grundsteuer in den Städten, und zwar nach dem Miethertrage der Häuser, vernichtet gerade in der Mittelklasse eine große Anzahl Bürger. — Auch droht nebenher den Berliner Bürgern eine neue Gemmunalsteuer, die Frucht des vollen Jahres. Ein ordentliches Defcit von etwa 250,000 Thalern und ein außerordentliches von ungefähr 150,000 Thalern sind herauszustellen, aber noch nicht, wie man sie decken will und kann. Die Verfassung muß wunderbare Schöpferkraft üben, um die Produktionskraft dermaßen zu steigern, daß die Stadt, neben den drohenden höhern Staatssteuern, die Mittel beschafft jene Lücke in ihrem Gemeinwesen zu füllen.

Dem sachen Lande drohen von allen Seiten Deichbrüche und Ueberschwemmungen; sie sind auch leider schon im Westen und Osten eingetroffen. Oder und Rhein haben bereits Dörfer verschlungen und Städte unter Wasser gesetzt. Das Ministerium erläßt heut einen Aufruf an alle Deichbehörden und Ueberbewohner; wir fürchten zu spät, und täglich werden neue Hiobsposten wie die von Bacharach, Köln und Oberwesel eintreffen. Davor schützt uns keine, wenn noch so vollkommene Verfassung, und alle Techniker sagen, daß wir, trotz aller Vervollkommnung in mechanischen Künsten, die Gewalt der ausgetretenen Ströme, die sich nach Norden ergießen, nie vollständig bewältigen werden. Und den alten Egyptern war diese unlösbare Aufgabe gelungen!

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

Nr. 3. Donnerstag den 21. Februar 1850.

Als wir unterm 6. Januar die Anzeige einer, gleichzeitig mit dem Original erscheinenden Uebersetzung von

Guizot's Vorrede seiner Geschichte der englischen Revolution

erließen, geschah es auf Zusicherungen hin, die nicht in Erfüllung gegangen sind. Wir mußten also auf dieselbe verzichten, was zu thun wir uns um so leichter entschließen konnten, als Guizot's Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi? jetzt ausgegeben ist und mehrere andere Verlagshandlungen Uebersetzungs-Ankündigungen inzwischen erlassen haben.

Stuttgart und Tübingen, Anfang Februar 1850. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Neuester Roman von Eugen Sue.

[13]

Les Mystères du Peuple, ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges.	Die Geheimnisse des Volks, oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte.
Tome premier.	Aus dem Französischen übersetzt.
	Erster Theil.
In-8. Geh. 15 Ngr.	Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

☞ Bei Vergleichung dieser Ausgaben des französischen Originals und der deutschen Uebersetzung mit andern Ausgaben wird sich herausstellen, daß die oben angezeigten bei **besserer Ausstattung bedeutend billiger** sind. Die Fortsetzung sowohl des Originals als der Uebersetzung wird auf das schnellste geliefert werden.

Leipzig, im Januar 1850.

F. A. Brockhaus.

---

[16] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

magyarische Revolution.

Kurzgefaßte Schilderung

der jüngsten Zeitereignisse in Ungarn und Siebenbürgen.

Von einem Augenzeugen.

16. broch. 20 Sgr.

Die letzten Tage

der

magyarischen Revolution

Enthüllung der Ereignisse

in Ungarn und Siebenbürgen

seit dem 1. Juli 1849.

Unter Mitwirkung des Verfassers **Alexander Szilágyi** ins Deutsche übertragen.

Gr. 8. brochirt. 18 Ngr.

C. A. Haendel in Leipzig.

---

[15] Im Verlage von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig** ist erschienen:

Die

romantische Schule

in ihrem

inneren Zusammenhange

mit

Goethe und Schiller.

Von

Hermann Hettner.

Octav. broschirt. 1 Thaler.

---

[11] In der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Einunddreißigster Jahrgang.

Erstes Januarheft.

Inhalt: Ueber die expansive Wirkung des Dampfs und eine neue Construction der Expansionsventile für Condensations-Dampfmaschinen; von Civilingenieur Fairbairn in Manchester. Mit Abbild. — Rückwärts-Steuerungen für Locomotiven. Mit Abbild. — Ueber eine Locomotivkessel-Explosion; von Prof. Burg in Wien. — Gibbons' pneumatischer Hebapparat um Kohlen und beschicktes Erz an die Gicht der Hochöfen zu schaffen. Mit Abbild. — Hemmungs-Vorrichtung ohne Spiralfeder, durch welche der Unruhe eines Chronometers, oder dem Schwungrade einer andern Maschine eine kreisförmig fortgehende Bewegung ertheilt werden kann. Erfunden von E. F. F. Schade, Uhrmacher ꝛc. in Breslau. (Patentirt in Preußen.) Mit Abbild. — Collins Verbesserung an Papiermaschinen. — Wakley's Sonometer. Mit Abbild. — Der einfache galvano-elektrische Bogen als Heilmittel, von Dr. Romershausen. Mit Abbild. — Untersuchungen über die Theorie der vorzüglichsten Erscheinungen in der Photographie nach Daguerre's Verfahren; von A. Claudet. — Ueber die momentane Unverbrennlichkeit lebender organischer Gewebe (sogenannte Feuerprobe) und die physische Beschaffenheit der Körper im sphäroidischen Zustande; von Boutigny. — Ueber Abhämmerung, Streifung und Elasticität des gelben Messings; von G. Oeri. — Ueber die Gewinnung des Goldes aus den Kupferkiesen; von Allain und Baetenbach. — Anleitung zur Fabrication des Phosphors; von Prof. Payen. Mit Abbild. (Rauchverzehrender stehender Schachtofen zum stetigen Brennen der Knochen. — Zersetzung der Knochen durch Schwefelsäure. Abdampfen der Lösung, Versetzen des Rückstandes mit Kohlenpulver und Austrocknen der Masse. Zersetzung des Gemenges und Destillation des Phosphors. Reinigen des Phosphors und Apparat zum Formen oder Körnen desselben. Gestehungskosten des Phosphors.) — Ueber das Gießen der Stearinkerzen und ihr Poliren

Digitized by Google

mittelst der Maschine; von Prof. Payen. Mit Abbild. — Verfahrungsarten um die Baumwollfaser behufs des Druckens und Färbens der Gewebe und Garne mit animalischen Substanzen vorzubereiten; von Ch. A. Brocarette, Chemiker in Paris. (Bereitung der animalischen Substanz aus Milch oder mit Fleischfibrin, als Beizmittel und als Zusatz zu den Druckfarben.) — Ueber de Lignac's Milchconserve; von Prof. Payen. — Miscellen. Wagners Verbindung der Spritzenschläuche mit den Metallstücken. — Ueber einen Heber mit ununterbrochenem Ausfluß. — Speisung öffentlicher Badeanstalten mit dem warmen Wasser von Dampfwaschinen. — Gore's kupferne Walzen für den Zeugdruck. — Ueber die Natur der Mannaöpfel in den Hohofenschlacken; von Prof. Wöhler. — Ueber Zinkgelb und Zinkgrün; von Dr. Elsner. — Zusammensetzung eines böhmischen Glases. — Verbesserung von Klapp's Chromäther. — Recht Schwarz auf Baumwolle mit Blutlaugensalz, Kupfervitriol und Grünspanvitriol. — Gannals Verfahren die Gemüse behufs des Conservirens auszutrocken. — Hamiltons Braunweinbrennerei-Gefahrungen. — Ueber das Schmelzen von Stearin aus Hammeltalg. — Chinesisches Verfahren den Thee grün zu färben. — Zweckmäßige Vorrichtung zum Befestigen der Binden um den Hals. — Ueber das Schweißen der Kühe.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 29ster Jahrgang oder Band 1 bis 110 zu 464 fl. oder 270 Rthlr. 20 Ngr. ankleten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

---

[17] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Continentalsperre

in ihrer

ökonomisch-politischen Bedeutung.

Ein Beitrag zur Handelsgeschichte.

Von

W. Kiesselbach.

8. broch. Preis 1 fl. — oder 18 Ngr.

In obiger Schrift, welche eine Einleitung zu einer allgemeinen Uebersicht des Handels in der Gegenwart bildet, hat es sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt, den am Anfange unseres Jahrhunderts stattgehabten Kampf des europäischen Continentes gegen England auf seine ökonomischen Motive zurückzuführen. Die Arbeit dürfte abgesehen von ihrer historischen Richtung auch für die Beurtheilung der obschwebenden internationalen Fragen nicht ohne Interesse seyn, indem sie unausgesetzt die Möglichkeit einer Wiederholung dieses Kampfes im Auge behält; eine Möglichkeit, die sich seit der letzten Wirren im Oriente nicht mehr in das Reich der politischen Träumereien verweisen läßt, wenn man auch nicht der Ansicht ist, daß Deutschlands neue Constituirung uns früher oder später nothwendig zu einem Conflicte mit Großbritannien führen wird.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1850.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[9] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsches Elementarwerk.

Lese- und Lehrbuch

für Gymnasien und h. Bürger- (Real-) schulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterrichte.

Von

Dr. Mager.

Erster Theil, erster, zweiter Band.

Auch unter dem Titel: **Deutsches Lesebuch.**

Erster Band. Vierte Auflage (XII und 361 S. gr. 8.) Preis 54 kr. oder 16 Ngr.

Zweiter Band. Vierte Auflage (X und 400 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 6 kr. oder 20 Ngr.

Band 3 des deutschen Lesebuchs, sowie das deutsche Sprachbuch, werden in möglichster Bälde in neuen Auflagen nachfolgen.

Diesem deutschen Elementarwerk läuft parallel:

Französisches Elementarwerk. Lehr- und Lesebuch für Gymnasien und h. Bürger- (Real-) schulen.

Erster Theil. Französisches Sprachbuch. Elementar-methodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache. Fünfte Auflage. (XVI und 342 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Zweiter Theil. Französisches Lesebuch. Erster Band. Fünfte Auflage. (VIII und 212 S. gr. 8.) Preis 36 kr. oder 12 Ngr. — Zweiter Band. Vierte Auflage. (VIII und 352 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Französische Chrestomathie. In sechs Büchern: episch, lyrisch, dramatisch; historisch, rhetorisch, didaktisch. (XXIV und 830 S. gr. 8.) Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Partheipreis für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exemplaren 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

Letzteres Buch ist als dritter Band des französischen Lesebuchs zu betrachten und entspricht dem dritten Bande des deutschen Lesebuchs.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In dem Unterzeichneten sind erschienen:

Der Mensch und die elementarische Natur. Erster Beitrag. 4. brochirt. Preis 18 kr. oder 5 Ngr.

De fragmento Vegoiae, cujus sit momenti in tractandis antiquitatibus juris Romani, dissertatio. De ea quae homini cum natura intercedit ratione tractatus secundus. 4. broch. Preis 36 kr. oder 10 Ngr.

Erlinde. Der Mensch und die elementarische Natur. Dritter Beitrag. 4. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Jeder Beitrag wird auch einzeln abgegeben.

In der philosophischen Abhandlung, welche das erste Heft bildet, erörtert der Verfasser mit seinem Geiste die Beziehung des Menschen zur Natur.

Die lateinische Dissertation beschäftigt sich mit ältern Rechtsgrundgesetzen und Rechtsgebräuchen, die eine gewisse Heiligkeit der Natur anerkannten.

Der Haupttheil dieser sehr eigenthümlich kombinirten Trilogie ist das dramatische Gedicht Erlinde, dem Stoff nach eine der vielen Undinensagen, der Behandlung nach aber durchaus originell. Eine poetische Erscheinung, wie diese, in unsern unpoetischen Tagen, hat etwas

Digitized by Google

Fremdartiges, Exzentrisches und Schwerfälliges zurück. Die Entfernung alles Poetischen aus unserer Zeit wird uns dann am meisten fühlbar, wenn wieder einmal ein Hauch echter Poesie uns, wie aus einer andern Welt anweht.

Wir halten den edeln Dichter, unsres unsterblichen Goethe's Enkelsohn, dem es im geistreichen Spiele der Dichtkunst heiliger Ernst zu seyn scheint, vor vielen Andern für fähig und berufen für seinen Antheil mitzuwirken, daß die so vielfach in's Gemeine verirrte Poesie zum Hohen und Heiligen zurückgeführt werde.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Reime

des Francesco Petrarca

übersetzt und erläutert von

Karl Kekule und Ludwig von Biegeleben.

2 Bände. gr. 8. Velinpapier in Umschlag brochirt.
Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 10 Ngr.

Diese neue Uebertragung der reizenden Empfindungsgemälde des „Patriarchen der modernen Lyrik," gemeinschaftlich unternommen von zwei Freunden, zum Drucke befördert durch den Zweikommanten, der Ueberlebenden, gibt die Erfüllung mit dem frischen Takte für ihren innern Lebenspuls, mit allem Wohllaute, dessen die deutsche Sprache als Nachbildnerin fremder Poesie fähig ist, und mit der strengen Reinheit des Rhythmen und Reime wieder, welche die Form des Sonetts und ähnlicher Dichtarten, die nur in der vollständigen Ueberwindung ihrer Schwierigkeiten schön sind, zu erlangen berechtigt ist. Eine zweckmäßige Einleitung belehrt uns aus Petrarca's Munde über ihn selber, und läßt uns in den Noten den Streit über Laura's Persönlichkeit überschauen. Die Uebersetzung selbst richtet sich nach der Marginalsylben Recension und Anordnung des Textes, und eine Auswahl von Anmerkungen entfernt jedes Dunkel aus den herrlichen Gedichten.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

August von Platen.

Neue elegante Octav-Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers.

Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 Ngr.
Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

F. M. Klinger's ausgewählte Werke.

Durch alle Buchhandlungen sind zu beziehen:

F. M. Klinger's ausgewählte Werke.

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden,

mit einer Charakteristik und Lebensskizze Klinger's und dessen Bildniß in Stahlstich.

Druck und Papier ganz gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Goethe, Wieland, Lessing ꝛc.

Preis 8 fl. — oder 4 Rthlr. 20 Ngr.

Klinger ist der vornehmste Vertreter der in der deutschen Literaturgeschichte so wichtigen, von Goethe trefflich geschilderten „Sturm- und Drangperiode", welche ihren Namen selbst von einem Drama Klinger's: Sturm und Drang, erhielt, — er ist der Landsmann, Zeitgenosse und „Freund" Goethe's. *) — Nur wenige Jahre nach diesem zu Frankfurt geboren, starb er ein Jahr vor ihm. — Klinger war ein Mann von stolzer „Unabhängigkeit", von ungemeiner Charakter- und Willenskraft, vom tiefsten Gefühl und imposanter Persönlichkeit, ein Schriftsteller, der, was er als Mensch empfand, dachte und wollte, mit der feurigsten Energie in seinen dichterischen Gebilden aussprach und dadurch reformatorisch zu wirken strebte, der die Gefühle, Gedanken, Zweifel eines gährenden, stürmenden Gemüthes, eines rastlos grübelnden und titanenhaft ringenden Geistes mit den Erfahrungen und Anschauungen eines mühsamen, bewegten, wunderbaren Lebens in niedern und in den höchsten Regionen verband, und beide in seinen Fictionen und Betrachtungen niederlegte. Die Glut der empörtesten Leidenschaften und die Kälte des kargen, nüchternsten, unbestechlichsten Verstandes stellt er mit gleicher Meisterschaft dar, und auf den Rausch der süßen Illusionen des Herzens versteht er sich so gut wie auf die Reflexion des Nichts bewundernden Stoikers und des entsagsvollen Misanthropen, indem er das letztere nur darum war oder scheint, weil das moralische Gefühl so mächtig in ihm lebte. Ein philosophischer Dichter, ringt er mit den großen Problemen unserer Zeit, welche schon Goethe und Schiller beschäftigten: Recht, Freiheit, moralische Weltordnung, ebenso tastlos wie diese; und wie diese schreitet er von der dramatischen Darstellung der Collisionen des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens zu der erschütternden, wenn auch nicht befriedigenden Darstellung der Räthsel des Weltlaufs, der Einzel- und Völkerschicksale in seinen Erzählungen und Romanen fort. Als Prosaiker stellt sich sein Styl fast durchaus durch Frische, Klarheit, Schönheit und Gedrungenheit dem besten an die Seite und athmet die edelste Mannlichkeit. Klinger ist ein deutscher Autor, der nicht minder seiner bleibenden Vorzüge als seiner literarhistorischen Bedeutung wegen in noch weiterem Umfang als bisher gekannt zu werden verdient. Den Selbstständigen und Geisteskräftigen wird er, mit all seinen ästhetischen, philosophischen und moralischen Schroffheiten und Härten, in seinen Schriften eine anziehende Geistesnahrung bieten, wenn auch ein allzu zarter Geschmack und ein sehr weiches Gemüth sich nicht mit ihm befreunden oder vertragen sollte. Der Mannichfaltigkeit und Reichthum des Lebens liebt und zur Erweiterung seiner Begriffe, Anschauungen und Weltkenntniß sich nicht scheut, auch in fremdartige und schroffe Ansichten einzugehen, wird diese kriegerische, trotzige Gestalt neben den vielen friedlichern, mildern Vertretern der deutschen Literatur gern erblicken, und in Dem, was Klinger von andern Schriftstellern unterscheidet, eine höchst fruchtbare Anregung, ja Nöthigung zum ernsten Nachdenken über sich und die Welt, zum gewissenhaften Suchen der Wahrheit finden.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.

*) Vergleiche über Klinger: Goethe's Werke, Ausgabe in 55 Bänden, Bd. XXVI. S. 254.

Digitized by Google

Vierteljahrs-Schrift 1850. Erstes Heft.

[23] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das erſte Heft

der

deutſchen Vierteljahrs-Schrift

für 1850.

Januar — März.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Vorſchläge zur Milderung der materiellen Noth der untern Volksklaſſen. — Die Reform des öſterreichiſchen Zollweſens und die öſterreichiſch-deutſche Zolleinigung. — Die neue Verfaſſungsfrage der unirten proteſtantiſchen Kirche in der Pfalz. — Die ältere und neuere deutſche Coloniſation in Ungarn, Siebenbürgen und Banat. — Die deutſchen Einwanderungen in Ungarn und Siebenbürgen. — Die Natur und die Geſittung der Völker. — Die Civilehe in ihrem Verhältniß zu den Rechten und Pflichten der Kirche, mit beſonderer Rückſicht auf die Stellung der evangeliſchen Kirche. — Deutſchlands Seeſchifffahrt. — Betrachtungen über Militärverfaſſungen mit Hinblick auf die dermalige politiſche Lage Deutſchlands. — Die Lehrlinge und Geſellen des Handwerks. Eine ſociale Frage. — Gedanken über eine zweckmäßigere Erziehung zum evangeliſchen Kirchendienſt. — Die Bedeutung der Wahl oder Nichtwahl zum Reichstag in Erfurt.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Handbuch

für

Officiere des Generalſtabs

mit beſonderer Rückſicht auf die

Organiſation des Königl. Württembergiſchen

und des

achten deutſchen Armee-Corps

von

F. v. Baur

Königl. Württemb. General und Kriegsminiſter.

32½ Bogen, 5 Quart-Tabellen und 2 Lithographien.

Preis brochirt 3 fl. — oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

Kurzer Inhalt des Handbuches:

1ſter Abſchnitt. **Heeresverfaſſung. Stärke und Eintheilung der deutſchen Bundesarmee; Stärke und Eintheilung des 8ten deutſchen Armee-Corps; Stärke und Eintheilung des Königl. Württembergiſchen, Großh. Badiſchen und Heſſiſchen Armee-Corps,** je mit Anführung für jede Waffe ihrer Formation, Stände, Bewaffnung, Munition, Ausrüſtung, Aufſtellung, Bewegung, Fechtart. — 2ter Abſchnitt. **Organiſation des Hauptquartiers des 8ten deutſchen Armee-Corps.** — 3ter Abſchnitt. **Eintheilung und Funktionen des Generalſtabs der 2 Diviſionen des 8ten Armee-Corps.** — 4ter Abſchnitt. **Organiſation des Königl. Württembergiſchen Generalquartiermeiſterſtabs.** — 5ter Abſchnitt. **Vorſchriften und dienſtliche Beſtimmungen über den Wirkungskreis des Generalſtabs.** 1ſte Abthlg. Bureaugeſchäfte. 2te Abthlg. Geſchäfte im äußern Dienſte. 3te Abthlg. Kriegsoperationen. — 6ter Abſchnitt. **Heeresverpflegung.** — 7ter Abſchnitt. **Militäriſche und allgemeine Notizen.**

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 46. Freitag den 22. Februar 1850.

— Bei allen Teufelsfesten
Wirkt der Parteihaß doch zum besten,
Bis in den allerlezten Grund;
Schallt wider-widerwärtig panisch;
Mitunter grell und scharf satanisch,
Erschreckend in das Thal hinaus.

Goethe.

Kölnische Briefe.

(Fortsetzung.)

III.

Meinen Einzug zu Köln hielt ich in bewegter Zeit, am 18. September des Jahres der Erhebung. Am 16. Abends war ich nach Frankfurt gekommen, in der Absicht, den nächsten Tag (einen Sonntag) in gemüthlicher Vergnügtheit mit den Freunden zuzubringen. Unterhaltung gab's genug, aber kein Vergnügen. Die Reichsversammlung hatte so eben nach überlanger Sitzung den Waffenstillstand von Malmoe anerkannt. Die böse Kunde empfing uns, als wir den Fuß aus dem Omnibus sezten. Auf allen Gesichtern stand Bestürzung oder Grimm zu lesen, auf jeder Lippe saß ein Stoßgebet oder eine Verwünschung, schlimme Ahnungen beklemmten jede Brust. Ich für mein Theil lernte die Ahnung erst später deuten, nach den unheilvollen Aussprüchen des 27. Oktobers. Ich hielt den Beschluß damals ganz einfach bloß für einen vereinzelten Verstoß, begriff aber lange noch nicht, daß die Versammlung dadurch ihren Vollmachtbrief zerrissen hatte.

Das Frankfurter Trauerspiel begann verhältnißmäßig lustig. Gassenaufläufe, Fenstereinwerfen, Katzenmusiken stören zwar immerhin für den Augenblick die Behaglichkeit des Daseyns, doch gewähren sie einen gewissen Reiz der Abwechslung im alltäglichen Leben, und willig verzeiht ihnen die Erinnerung, daß sie uns an jenem Abend um eine lezte Flasche edlen Hochheimers brachten. Die Kurhessen, welche die Hauptwache besezt hielten, wurden auf's Ungebührlichste verhöhnt, ohne jedoch ihre besonnene Gleichgültigkeit aufzugeben. Ruhig und ehrenfest standen sie da, die stattlichen Kriegsmänner, in ihren Pickelhauben und Waffenröcken wie Bilder der Vorzeit anzuschauen. Die Kurhessen sind überhaupt ein prächtiger Menschenschlag, groß und stark, ruhig in ihrer selbstbewußten Kraft, kleine Neckereien verachtend, und wenn es in den Kampf geht, ohne Unterscheidungsgabe für die Gefahr, wovon sie bekanntlich von Alters her „blinde Hessen" heißen. Der Lärm in den Straßen wollte kein Ende nehmen und stand noch in vollster Blüthe, als ich nach Mitternacht mein Lager suchte.

Am nächsten Morgen schien alles ruhig, und dennoch wollte Niemand der Windstille trauen, bevor noch der Anschlag an den Straßenecken jene Volksversammlung auf die Pfingstweide berief, welche seitdem eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. Mit den Verhandlungen dort ist es nicht anders hergegangen, als bei allen Versammlungen desselben Schlages. Eine Partei hatte sich der Rednerbühne zum voraus bemächtigt, um der tollen Leidenschaft schmeichelnd dieselbe zu noch höherer Lohe anzufachen, und ich hätte keinem rathen mögen, ein Wort vernünftiger Betrachtung in diese wuthschnaubende Aufregung zu werfen. Vermuthlich dachte auch Niemand daran, den mißlichen Versuch zu wagen, und von allen am wenigsten der Begleiter, welcher mit mir hinausgegangen, um den Sabbath anzusehen. Sechs Monden zuvor hatte er zu Freiburg einmal versucht den Ochsen am Horn zu fassen, und nachdem er das Unternehmen

Digitized by Google

um ein Haar mit ſeinem Leben bezahlt, wußte er Beſcheid für immer. — Am Abend ſchien es zum Ausbruch kommen zu wollen. Auf den Gaſſen wogte das Gedränge, in allen Gaſthöfen, Wirthshäuſern und Kneipen krakehlten die Schreihälſe: „Verrath“ war immer das zweite Wort, doch ſah ich keine eigentlichen Zuſammenrottungen, außer von Soldaten und Bürgerwehr. Zum Zuſammenſtoß und zum Blutvergießen iſt es erſt am andern Tag (18. September), dem Tag meiner Abreiſe, gekommen, an welchem unberufene und unwürdige Vertreter im Namen der deutſchen Freiheit zwei edle deutſche Männer ſo feige hinſchlachteten.

Die Aufregung von der Pfingſtweide fand zu Köln ihren Nachhall. Bekanntlich war damals jenes Unding hier Trumpf, das die Leute wunderlicherweiſe „Demokratie“ genannt hatten. „Demos“ heißt nämlich, ſo viel ich davon verſtehe, auf Deutſch „Volk,“ und Volk iſt der Inbegriff aller Staatsbürger ohne Ausnahme. Die Demokraten ſchloſſen aber den größten Theil ihrer Mitbürger vom Volke aus, das eigentlich keinen Beſtandtheil mehr übrig zu behalten ſchien, als das Proletariat der Städte mit ſeinen „Anführern“ wenigſtens dem Weſen nach, obſchon ſie im Namen der überwiegendſten Mehrheit zu ſprechen und zu handeln vorgaben. Von einem bedingten Recht der Minderheit hatten ſie ohnehin keinen Begriff; es ging ihnen in dieſem Stück gerade wie der Reichsverſammlung zu Frankfurt, und wie es noch bis zum heutigen Tag auch verſchiedenen Landesverſammlungen geht, welche durchaus nicht verſtehen wollen, daß die Minderzahl das Recht beſitzt, mit ihren Gründen von der Mehrheit aufmerkſam und mit gutem Willen gehört zu werden. Die Demokraten verkündeten die unbedingteſte Oberherrlichkeit ihrer Partei, nannten auch den leiſeſten Widerſpruch „Volksverrath,“ und ihrem guten Willen braucht Niemand dafür zu danken, daß die Laternenpfähle nicht zu Galgen wurden, daß kein Fallbeil in den Falzen ſeiner Rahmhölzer auf und nieder klirrte, daß nicht Struve'ſche „Freiheit, Wohlſtand, Bildung für Alle“ die Stadt verwüſteten.

Was von dieſen Leuten zu erwarten ſtand, bewies der feierlich verkündete Beſchluß eines Vereins (wenn ich nicht irre, des ſogenannten Arbeitervereins), wonach die Mörder des ritterlichen Felix Lichnowsky und des edlen Auerswald „ſich um das Vaterland verdient gemacht“ haben ſollten. Dieſe Schändlichkeit ſtand in großen Buchſtaben gedruckt an allen Straßenecken zu leſen, und Kölns Bürger beſaßen nicht einmal ſo viel Herz, die „Briefe“ abzureißen. Der ächte Mannesmuth ſcheint überhaupt nicht die hervorragende Eigenſchaft der hieſigen Bevölkerung zu ſeyn; ein vorſchnelles Maulwerk haben ſie, aber die Fauſt bleibt ſein in der Taſche.

Eine Volksverſammlung wurde auf den Altmarkt berufen, von der Behörde verboten und dennoch abgehalten, wenigſtens von Seite derjenigen, welche ſie berufen hatten. Sonſt war der Zulauf ſehr gering und die wirklichen Theilnehmer ließen ſich zählen, weil die bloß Neugierigen ſich in beſcheidener Entfernung hielten. Die Mehrzahl der Anweſenden beſtand aus Bürgerwehr, die ganz ruhig zuſah und zuhörte; die amtliche Aufforderung, den Platz zu ſäubern, ließ ſie unbeachtet und rührte ſich nicht einmal, als der Polizeikommiſſär unter ihren Bärten halbtodt gedrückt wurde. Den Rock und die Mütze des Geſchlagenen ſchafften lärmende Gaſſenbuben auf die Höhe des Brunnens, wo ſie als Beutestücke und Siegeszeichen bis zum andern Tage prangten. Die Rednerbühne war ein Tiſch, auf dem die Leute ſtanden, deren Namen ich vergeſſen habe. Einer davon ſah ganz anſtändig aus, wogegen ein anderer — nach Faſtnachts Ausdruck — ſchnurſtracks vom Trebernfreſſen zu kommen ſchien, ein ruppiger, ſtruppiger Kerl, der in einemfort wie beſeſſen ſchrie. Wenn er ſich am andern Tag etwa gewaſchen, geſtählt und die Nägel geſchnitten hat, ſo wird ihn keine Seele wieder gekannt haben. Die Saat ſeiner Worte ging Abends in Barrikaden auf. Wir können heute darüber lachen, weil der ganze Handel nichts als ein Poſſenſpiel war, indeſſen ſah der Beginn ziemlich bedenklich aus.

(Fortſetzung folgt.)

Dünengeſchichten.

(Fortſetzung.)

„Einen ſchönen Vogel, Signor!“ rief der Schuſter; „er iſt zu verkaufen.“ Und in der That prangten auf dem Zettel über dem Vogelbauer die Worte »da vendere« in wahrhaft verwunderlicher Handſchrift. — Ich blicke in den Bauer, und was iſt darin? Ein großer Nachtſchmetterling, der traurig ſeine Flügel zuſammengefaltet hatte und über deſſen Haupte, wie man es in Mäuſefallen ſieht, ein Stück Speck an einem Schuhdrahte ſchwebte. Ich konnte ein lautes Lachen nicht zurückhalten; der Schuſter ſah mich beleidigt an. — „Glaubt Ihr, Padroue, daß dieſes Thier ſich von Schinken nährt?“ fragte ich. — „Ich glaube nichts, Signor. Ich biete ihm heute dieß an, morgen jenes, und warte ab, wovon er ſich nähren will; denn es iſt ein ſehr ſeltenes Thier. Wollen Sie ihn kaufen, ſo ſteht er zu Dienſten, für anderthalb Scudi können

Digitized by Google

Sie ihn haben." — „Welche Tarantel hat Euch geſtochen, Filippo," lachte ich, „daß ihr für einen halbtodten Schmetterling eine Summe fordert, für die man ein Kalb laufen könnte?"

„Ich gebe den Bauer mit dazu," entgegnete er ausweichend, aber ganz ernſthaft, und fuhr wüthend empor, als ich ihm einen Paul dafür bot, um das eigenthümliche Enſemble in meine Hände zu bekommen. Er warf den alten Stiefel, den er flickte, zornig an die Erde, ſprang auf, ſtemmte die Hände in die Seite und rief mit ächt italieniſchem Pathos: „Sie kennen mich als einen ehrlichen Mann, und wollen ein Galantuomo ſeyn, und bieten mir dieſen Schandpreis für eines der ſeltenſten Thiere, für das jeder Engländer mir mit Freuden das Doppelte zahlen wird, wenn ich erſt weiß, wovon der Vogel ſich nährt und wie man ihn lebendig nach England bringen kann? Volete far l'Inglese e non spendere? (Sie wollen den Engländer ſpielen und kein Geld geben?) Signor, ſchämen Sie ſich! aber ich laſſe mich nicht betrügen und betrüge Niemand; ich weiß was der Vogel werth iſt, und damit baſta!"

„Alle Weiber, die an dem Brunnen ihren Lattig wuſchen, alle Kärtner, welche, ehe ſie Rom durch die Porta Salara verlaſſen, hier auf der Piazza Barberini Halt zu machen pflegen, und eine Maſſe Neugieriger hatten ſich verſammelt; alle nahmen mit römiſchem Gemeinſinn Partei für ihren Landsmann, alle ſchwuren hoch und theuer, das Thier im Bauer ſey eine große Seltenheit, und ich fühlte, daß es in dieſem Augenblicke und für die nächſte Zukunft um meine Ehre und Reputation auf der Piazza Barberini nun doch einmal gethan ſey. Ich zog mich alſo ſtill in meine Wohnung zurück, entſchloſſen, da ohnehin die Goldperlen auf dem Waſſerſtrahle mir den Frühling verkündet hatten, je eher je lieber das Quartier zu verlaſſen und in das Gebirge zu gehen."

„Noch am Abend packte ich meine Sachen und mein Mahlgeräth in einen Koffer und ließ den Vetturin kommen, der mich ſchon öfters gefahren, wenn ich mich nach Olevano in das Sabiner Gebirge begeben hatte, um vor allen Ruſſen, Engländern, Franzoſen und Deutſchen, vor allen Frack- und Schleiern, vor aller Civiliſation und Nervenzartheit ſicher zu ſeyn. Am nächſten Morgen weckte mich der Lauffunge des Vetturin, eine Stunde ſpäter erſchien der Wagen, in dem bereits ein Mönch und eine Bewohnerin von Genzano meiner warteten, und noch ehe mein zorniger Schnitter ſeinen Schemel vor die Thüre getragen, rollte ich erleichterten Herzens der Porta Salara zu. — In Albano verließ ich den Wagen, adreſſirte meinen Koffer nach Olevano an den Ortsvorſteher, den Priore, der ſchon ſeit zehn Jahren gewohnt war, mich alljährlich ſo ziemlich um dieſelbe Zeit bei ſich eintreffen zu ſehen, und machte mich zu Fuß auf den Weg. — Ja, zu Fuß, Signora Coralline! Sehen Sie mich nicht ſo ſpottend an. Es ſind ſechs Jahre verſtoſſen ſeitdem, und vor ſechs Jahren hätten Sie mit Ihren allerliebſten Füßchen recht tüchtig laufen müſſen, um nicht von mir eingeholt zu werden, hätte es mich gelüſtet, Ihre ſchönen Hände oder Ihren noch viel ſchönern Mund in demüthiger Huldigung mit meinen Lippen zu begrüßen."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von der Trave, Februar.

Lübecks politiſche Stimmung. — Handel.

Zwei Jahre der Revolution, die halb Europa in ſeinen Grundveſten erbeben machten und Deutſchland leider in eine Lage gebracht haben, um die es nicht zu beneiden iſt, ſind an unſerm kleinen Freiſtaate zwar nicht ganz ſpurlos vorübergegangen, konnten ihn aber doch auch nicht ſo hart berühren, daß er unter den gewaltigen Stößen der Zeit völlig zuſammengebrochen wäre. Etwas unſanftes Rütteln iſt immer gut, uns Travemünder insbeſondere, denn es hält ſchwer und auf andere Weiſe aus der gewohnten Ruhe herauszubringen. Andererſeits muß es wieder lobend anerkannt werden, daß die Leute hier oben an der deutſchen Oſtſeeküſte nicht jedem ſchimmernden Idol blindlings nachlaufen, ſondern lieber eine Weile ruhig zuſehen und abwarten, ob auch etwas Tüchtiges daraus hervorgeht. In dieſer Hinſicht gleichen wir unſern Nachbarn, den wackern Schleswig-Holſteinern, die ſelbſt unter den härteſten Schickſalsſchlägen, unter den furchtbarſten Mißhandlungen doch nicht einen Augenblick die Ruhe und Ueberlegung beſonnener Männer verloren. Sie harrten aus und harren noch, feſt überzeugt, daß die Stunde der Erlöſung ſchlagen, die Sonne einer glücklicheren Zeit aus den blauen Wogen der Oſtſee ſich dereinſt erheben

Digitized by Google

müsse. Nur wäre den Travemündern zu wünschen, daß sie mit der festen Ruhe ihrer Nachbarn auch deren geistiges Bewegtlichkeit besäßen, deren innige Theilnahme an den weltbewegenden Fragen der Gegenwart. Diese Theilnahme ist bei uns wenigstens nicht allgemein verbreitet; eher ließe sich behaupten, es verschließe die Mehrzahl den allerdings nicht ereignißlosen Lärm des Tages gefliſſentlich sein Ohr und ziehe sich zurück von alle dem, wozu andere mit Ungeſtüm sich drängen.

In den letzt vergangenen Monaten, etwa seit Abschluß des unglückseligen Waffenſtillſtandes mit Dänemark war politischer Indifferentismus recht eigentlich Kennzeichen eines freien Staatsbürgers an der Trave. Mochte dieß nun keineswegs zu billigen ſeyn, so durfte man sich doch auch nicht darüber wundern. Der Handel blühte hier zu Lande trotz der Störuniſſe des dänischen Krieges und trotz der schlechten Zeiten, und das pflegt ein handeltreibendes Volk von politischem Wirrwarr abzuziehen. Ein flüchtiger Blick auf Lübeck's Schiffsverkehr im vergangenen Jahre beweist dieß so deutlich, daß selbst der Ungläubigſte nicht daran zweifeln kann. Während im Jahr 1846 bei günſtigeren Conjunkturen 803 Segel- und Dampfſchiffe hier ankamen, 1847 deren 903, 1848 unter den Stürmen der Revolution noch immer 816 hier einliefen, führte das Jahr 1849 der alten Hanſeſtadt ungeachtet des dänischen Blokadegeſchwaders auf der Oſter 918 zu. Dieſe Schiffe waren befrachtet mit 53,076 Lasten, die Last zu 6000 Pf. gerechnet. Ohne Zweifel würde ſich dieſes Verhältniß nicht ſo günſtig geſtellt haben, wären Travemünde und das Seebecken des „Lübeck'schen Fahrwaſſers“ gleich den übrigen Oſtſeehäfen durch die Dänen bloſirt worden. Lübeck ward aber bekanntlich mit einer Blokade verſchont, angeblich, um eine geordnete Poſtverbindung mit Skandinavien unterhalten zu können. Nur die Lübeck'ſche Handelsflagge wurde von Dänemark nicht reſpektirt, weßhalb eine Menge Lübecker Schiffe, z. B. Overbeck, Emanuel Geibel, Johannes Julius und andere, unter ruſſiſcher Flagge in See gingen. — Günſtiger noch als bisher ſcheint die Lübeck'ſche regelmäßige Dampfſchiffahrt nach dem Norden in dieſem Jahre ſich geſtalten zu wollen, indem zu Ende vorigen Jahres zwei däniſche Dampfſchiffe die Verbindung zwiſchen Kopenhagen und dem Continent ſo lange unterbrächten, bis der ſtarke Froſt allen Verkehr mit den däniſchen Inſeln unterbrach. Dieſe bis dahin ungewöhnliche Dampfſchiffsverbindung hatten wir dem günſtigeren Fahrwaſſer zu verdanken, das die Rhede bei Travemünde lange noch für Dampfſchiffe zugänglich machte, als ſchon wochenlang andere Oſtſeehäfen mit einer unturchdringlichen Eisdecke belegt waren. Lübeck ſelbſt erbaute im vorigen Jahre ein eigenes, den Namen der Stadt tragendes prachtvolles Dampfboot von 160 Pferdekraft, das, ihre ich nicht, bei ſeiner erſten Fahrt jenen unglücklichen Zuſammenſtoß mit dem „Wismar“ erlebte, der damals ſo viel von ſich ſprechen machte. Höchſt wahrſcheinlich wird mit Anfang des Frühjahrs, wenn nicht ganz unvorhergeſehene Verhältniſſe eintreten, die Dampfſchiffahrtsverbindung Lübeck's mit dem Norden eine ausgedehntere als früher, da ſie ſich nicht bloß auf die ruſſiſchen Oſtſeehäfen beſchränken, ſondern über den ganzen ſkandinaviſchen Norden erſtrecken wird.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin, Februar.

(Schluß.)

6. Schadow. — Literatur. — Theater.

Neulich hard ein berühmter Greis, der unter vier Königen mit Ruhm genannt war, der alte Bildhauer Gottfried Schadow, nahe dem neunzigſten Jahre, wie der alte Bürgermeiſter von Hamburg, Bartels, der auch drei Menſchenalter und ſeine alte Hamburger Verfaſſung überleben mußte, um ſoll am ſelben Tage zu ſterben. An Schadows künſtleriſche Laufbahn zu mahnen iſt hier nicht nöthig. Dieſe Blätter haben oft an den ehrenvollen Veteranen erinnert, dieſen Kennmann aus einer gänzlich untergegangenen Zeit. Wie viel Verfaſſungen, nicht politiſche, ſondern ſittliche, induſtrielle, äſthetiſche, philoſophiſche und religiöſe hat der alte Schadow im Staate Preußen durchgelebt! Und ohne ſeinen eigenthümlichen Typus zu verleugnen. Er war und blieb ein Preuße aus der Zeit Friedrichs des Großen, mit all den Vorzügen und Schwächen derſelben. Nun wenigſtens wußte er ſich mit der Myſtik und der Romantik zu verſtändigen. Er hatte ſie zu Grabe getragen. Wie die Politik der Revolution ihn berührt hatte, iſt mir nicht bekannt. Tief erſchüttert, wie die jungen Geſchlechter, wird ſie ihn nicht haben. Er ſtand gerade auf ſeiner philoſophiſchen, aber auf einer objektiven Höhe, von der er alles Wahngetriebe um ſich her belächelte; doch ſpielte er auch gern damit. Zu ſchaffen hatte er natürlich in den letzten Jahren aufgehört; nicht erſchlaffte Luſt, ſondern ſein ſchwindendes Augenlicht gebot es ihm; dagegen hat er, wie Ihren Leſern bekannt, ein Buch, eine Art Memoiren, diktirt und herausgegeben, die intereſſante Lichtblicke auf den eigenthümlichen Mann werfen. Unter den Schülern, die ſeiner Leiche folgten, war auch einer, der einſt einer ſeiner früheſten geweſen, der berühmte Rauch, noch in ſeiner vollen Schöpferkraft und eben beſchäftigt, ſein letztes Werk, das ihn unſterblich machen ſoll — Friedrichs Standbild — der Oeffentlichkeit, der Geſchichte zu übergeben. Und auch dieſer Schüler iſt ſchon ein Siebziger.

In unſerer Literatur war es auch dieſen Winter ſtill. Sind denn die politiſchen Entſcheidungen deſſelben minder groß und erſchütternd als die des vergangenen? Und welche Zeit der Entſcheidungen liegt noch vor uns, daß wir uns auf noch wie lange vertrösten müſſen! — Nur aus dem Orient erſchien ein intereſſantes Werk: „Friedrich Bodenſtedts Tauſend und ein Tag aus dem Orient;“ ein Schatzkäſtlein lebenstreuſcher Anſchauungen von daher, Erlebniſſe und Darſtellungen von Natur und Menſchen, die aber durch des Verfaſſers dichteriſchen Geiſt eine Weihe empfangen haben, die das Buch über die gewöhnlichen intereſſanten Erſcheinungen weit erhebt. Es hat das Glück, daß es in allen Leſekreiſen anſpricht. — Auf dem Theater erlitt die Tragödie „Dſchingiſchan.“ von dem Verfaſſer des „Peter im Frack.“ eine entſchiedene Niederlage, die das Merkwürdige hat, daß Niemand ſie beſtreitet oder beſchönigt und jeder natürlich findet. Dennoch erregt ſie ein Intereſſe, das der Neugier, wie es möglich geweſen, daß man ſie auf dieſe Bühne habe bringen können. — Ein anderes Drama: „der Genius und die Geſellſchaft,“ erlitt eine bedingte Niederlage. Zwar verwieſ die geſellſchaftliche wie die getreuckte Kritik es durchaus, dennoch ſagt man, es wäre „paſſirt.“ hätte man nicht vorher ſo mächtig in die Lobpoſaune geſtoßen. Der Genius iſt Byron, die Geſellſchaft iſt unſere bürgerliche Welt, welche die Ehe noch für nothwendig und nützlich hält, die Verfaſſerin eine, wie man ſagt, ſehr emancipirte Dame, und die Lobpoſaune ſoll die Feder des Dramaturgen Rötſcher geweſen ſeyn. Sie dröhnte von allen Seiten her, ſo daß ſelbſt ſonſt mürriſche Kritiker ſich gemüthigt fanden, im voraus auf das geniale Werk aufmerkſam zu machen. Beim Licht — d. h. der Lampen beſehen, erſchracken die zumeiſt, die es vorher gerühmt, und ſuchten ihren Verluſt wieder gut zu machen. Nun hinkt das Stück über die Bühne; einige versichern, es ſey, wenn auch nicht Genius, Geſellſchaft und Sitte, doch einiges Talent darin.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 47. Sonnabend den 23. Februar 1850.

— Frei fühl' ich mich hier, gereift ich der Zeiten,
Da mich ein grausicher Tag hinten im Norden umfing.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.

Goethe.

Fellow, why dost thou show me thus to the world?
Bear me to prison, where I am committed!

Shakespeare.

Dünengeschichten.

(Fortsetzung.)

„Aber ich komme von meinem Thema ab und es ist noch ein gutes Stück Wegs bis zu meinem Kerker. Ich ging also von Albano durch die schattigen Laubgänge nach Genzano und von Genzano weiter hinauf nach Ariccia. Dort wollte ich beim Signor Martorelli die Nacht verweilen, um am frühen Morgen gleich wieder fort und nach Merone zu gehen, wo ich mich etwas länger aufzuhalten dachte. Indeß in Ariccia angekommen, fand ich schon lustige Künstlergesellschaft vor. Der im Herbst abgebrochene Verkehr mit den schönen Weibern und Mädchen der Stadt war bereits wieder angeknüpft, die Guitarren erklangen Abends auf der Piazza, die Frauen gingen mit den weißen Kopftüchern und den rothen Röcken wieder so prächtig auf dem Corso umher, welchen jede italienische Stadt besitzt, daß ich — ich weiß nicht, wie es kam — acht Tage später noch in Ariccia war, und erst am neunten Tage in aller Frühe wirklich den Weg nach Merone antrat."

„Es war ein paradiesischer Morgen, die Duftschichten des Erdreichs hellfarbig von den auftauchenden Sonnenstrahlen durchglüht, die Bäume und Sträuche thaufunkelnd, und ein Licht, eine milde Wärme durch die ganze Natur verbreitet, daß ich mit Schmerz der Menschen gedachte, die ihr Leben im Norden verkümmern lassen müssen. Ich kam mir, arm und einsam, wie ich es im Grunde war, beneidenswerth vor gegen den reichsten Mann in Rußland oder in Schweden, und sang vor innerer Lust, als ich dergauf zu steigen begann, was mir von deutschen, dänischen und italienischen Liedern nur einfallen wollte, mit den Lerchen und den Finken um die Wette. — Gegen Mittag kam ich an eine ganz verfallene Massaria. Die schwarzen Mauern waren schief und zerbröckelt, so daß es aussah, als ob nur der große Hollunderbaum und ein noch größerer Feigenbaum, die durch die Mauerspalten hervorgewachsen waren und mit ihren Aesten und Zweigen das Haus umspannen, die Wände bisher zusammengehalten hätten. Unweit von dieser Massaria rastete auf der Erde eine junge Mutter mit zwei kleinen Knaben. Der Eine saß neben ihr und aß von dem Brode und den Zwiebeln, die sie auf ihren Knieen ausgebreitet hatte, während das kleinere Kind, noch ein Säugling, im Schatten des weißen Kopftuches schlummerte, das die junge Mutter abgenommen und über ihm an zwei krummen Hollunderästen aufgespannt hatte. Der Vater, in der Tracht eines Carrettiere, lehnte an dem Esel, der Weib und Kinder bis dahin getragen. Er rauchte und trank dann und wann einen Schluck aus der Fogliette, welche der ältere Knabe spärer zwischen Vater und Mutter eifrig hin und her reichte. Den Esel zu erleichtern, hatte man ihm den Sattel nebst den Satteltörben abgenommen, wobei ein Theil der für den Markt bestimmten Zwiebeln und Gemüse zur Erde gefallen seyn mochte, die nun unherliegend das Bild auf das Unmuthigste vervollständigten."

„Ich konnte mir es nicht versagen, die Gruppe zu zeichnen, was der Vater gern geschehen ließ, und war noch bei der Arbeit, als aus dem Hause vor uns neugierig die ganze Familie zum Vorscheine kam, Vater, Großmutter, Mutter und eine ganze Schaar

Digitized by Google

von Buben und Mädchen des verſchiedenſten Alters. War die erſte Gruppe reizend geweſen, ſo war es die zweite noch viel mehr, und auch dieſe raſch auf das Papier bringend fegnete ich den Glückſtern dieſes Tages, ſchenkte beiden Partien einige Paul, die ſie mertwürdig genug nicht gefordert hatten, kaufte aus der Vigne etwas Brod, von den Marktleuten eine Schnur voll Zwiebeln, hing dieſe über die Schultern und ging ſeelenfroh meines Weges durch die Berge fort, bis ich Abends Merone erreichte und an dem Thore die Frage nach dem Paſſe erſchallte."

„Einen Paß hatte ich nicht. Ich war ſeit vielen Jahren im Sabinergebirge geweſen, ganze Generationen in Olevono, Subiaco und der nächſten Umgebung kannten mich; obſchon ein Ketzer, ſtand ich alljährlich ein zwanzigmal Gevatter, weil mir Niemand mehr glauben wollte, daß ich ein Ketzer ſey, und weil die Geiſtlichen des Orts meine lieben Freunde waren. Nun mußte mir mit einemmale der unglückſelige Gedanke kommen, nach Merone zu wandern, wo mich Niemand kannte, weil ich eben noch niemals dort geweſen war. Vergebens betheuerte ich, daß ich ein Fremder, ein Maler, ein Galantuomo ſey; der Beamte auf der Dogana, Thorſchreiber, Polizeipräſident und Kerkermeiſter in Einer Perſon, wollte es mir nicht glauben, ſondern beharrte darauf, mich, der jetzt als der Günſtling dieſer beiden liebenswürdigen Damen vor Ihnen ſitzt, für einen Landſtreicher zu halten und in das Gefängniß zu führen. — Sehr verargen konnte ich es ihm nicht. Statt, wie ich es vorgehabt, nur eine Nacht in Arriccia zu bleiben, hatte ich mich acht Tage lang dort umhergetrieben und mochte, da mein Koffer nach Olevano gegangen war, allerdings nicht eben wie ein Stuzer ausſehen. Meine Schuhe hatten etwas gelitten und waren, ſeit ich Rom verlaſſen, nicht gewichſt; meine Leinwandhoſe und der Sommerpaletot konnten gleich bei dem Ausmarſch nur den beſcheidenſten Anſprüchen genügen, und ein Fremder, der das Italieniſche faſt beſſer verſtand als ſeine Mutterſprache, ein Maler, der Zwiebeln über der Schulter hängen und keinen Malkaſten bei ſich hatte, mochte dem Poliziſten noch nicht vorgekommen ſeyn. Mein Skizzenbuch, meine volle Börſe, die ich ihm als Beweisſtücke für mich hinhielt, ſchienen ihm nur Argwohn gegen mich einzuflößen; kurz, nach einer langen und leidenſchaftlichen Auseinanderſetzung von beiden Theilen, der ſämmtliche Bewohner des Fleckens beigewohnt hatten, wurde Ihr Freund — ſchämen Sie ſich nicht ſeiner, meine Damen — gefolgt von einer ihn verhöhnenden Rotte kleiner Buben, in ſein viertes Gefängniß abgeführt."

(Fortſetzung folgt.)

Kölniſche Briefe.

(Fortſetzung.)

Ich kam in der Abenddämmerung vom Luſtwandeln am Rheinufer zurück. Auf dem Heumarkt fiel mir an den Begegnenden eine ungewohnte Haſt auf. Von Obermarspforten her wurde das Gedräng immer dichter und unruhiger. In der kurzen Zwiſchenſtraße „Unter Käſer," die zum Altmarkt führt, befand ich mich plötzlich unter der feinſten Blüthe der Demokratie, die zum Theil ſich mit dem Aufreißen des Pflaſters beſchäftigte. Unangefochten ging ich hindurch. Der geräumige Platz, damals noch von Bäumen beſetzt, wimmelte wie ein Ameiſenhaufen. Ich hatte immer mehr Mühe durchzukommen, und fand die Straße, welche ich hinaufzugehen gedachte, bereits verrammelt. Mehrere Leute, welche über die Barrikade hinausklettern wollten, ſah ich zurückweiſen. Wir hatten demnach die Ausſicht, auf dem Platz unter freiem Himmel die Nacht zuzubringen, denn an ein Unterkommen in den Häuſern ſchien nicht zu denken; Fenſter und Thüren waren ſorgfältig verrammelt. Noch reizender wurde die Ausſicht in Erwartung eines Sturms von Seiten der Soldaten, oder, wie der gemeine Mann hier ſagt: der Preußen, mit welchem Namen er überhaupt das Kriegsvolk zu bezeichnen pflegt, ſo daß er bei den Durchzügen der verſchiedenen Reichstruppen von badiſchen und ſonſtigen Preußen ſprach. — Ich fand auch nicht die geringſte Befriedigung in dem Gedanken, ſo um nichts und wieder nichts mit Spitzkugeln Bekanntſchaft zu ſchließen, oder gar mit dem zudringlichen Hagel der Kartätſchen. Doch damit hatte es keine Noth, und die Sorge war der eitelſten eine. Ich blieb in der Nähe der Verrammlung, um die Gelegenheit zum Entkommen abzupaſſen, und beantwortete verſchiedene Anreden, als ob ich kein Deutſch verſtände, in franzöſiſcher Sprache. Als Franzos galt ich für „gut Freund;" als Fremder war ich wegen meiner Theilnahmloſigkeit entſchuldigt; meine Unkenntniß der Sprache begründete vollkommen den Ungehorſam gegen jede Aufforderung Hand anzulegen. Bald bot ſich auch die erwartete Gelegenheit zum Entrinnen: das „Voll" ſtürmte einen Tuchladen, um Zeug zu rothen Fahnen zu holen. Daß bei dieſem Anlaß auch der und jener ſich mit Hoſenzeug verſorgte, iſt zu erklären; Gelegenheit macht Diebe, und unſere Demokraten wollen eben keine Sansculotten heißen.

Ich wohnte damals, für den Beginn meines Aufenthalts gaſtfreundlich aufgenommen, in einem der wenigen Häuſer des älteſten Stadttheils, welche durch geräumige Wohnlichkeit ſich auszeichnen. Mein Fenſter beherrſchte die Kreuzung von vier engen Gaſſen,

Digitized by Google

und ich ſah zwei Barrikaden bauen, deren eine vor dem Hauſe den ſehr lebhaften Durchgang verrammelte. Wir waren nicht ohne Sorge für des Hauſes Sicherheit, und hatten drei triftige Gründe dazu. Wir fürchteten, daß die Fahrniſſe zum Bau der Verrammlung begehrt werden möchten; wir konnten uns nicht verhehlen, daß die Vertheidiger bei erfolgendem Angriff unfehlbar auf den Einfall gerathen müßten, die ſo günſtig gelegenen Fenſter mit Schützen zu beſetzen; wir durften auch vorausſetzen, daß bei einer Beſchießung der Verrammlung das grobe Geſchütz die vorgeſchobene Ecke beſchädigen würde. Natürlich hielten wir, was von Waffen ſich fand, bereit, um das Eindringen des Pöbels mit Gewalt abzuweiſen. Doch verringerte ſich unſere Beſorgniß bei näherer Betrachtung der Barrikadenbauer und ihres Werkes. Die Maſſe beſtand vorzugsweiſe aus unreifen Buben, die nach vollendetem Werk ſchreiend und johlend abzogen, offenbar um an einem andern Platz denſelben Unfug zu wiederholen. Nicht einmal ein Wächter blieb zurück. Mich wunderte dabei nichts ſo ſehr, als die Geduld der zahlreichen hin und her Gehenden, welche ſich, als müßte es nur ſo ſeyn, das Ueberklettern gefallen ließen, ſtatt die Verrammlung auseinander zu zupfen, welche in ihrer loſen liederlichen Fügung allerdings den Weg ſperrte, aber keinen Haltpunkt zur Vertheidigung darbot. Die Erbauer waren viel zu eilfertig geweſen, auch nur die Steine des zum Theil ſchon aufgeriſſenen Pflaſters zwiſchen die Balken und Bretter zu füllen, welche Fahrläſſigkeit allein ſchon bewies, daß es ihnen nicht um eine Vertheidigung zu thun, und daß, mit einem Wort, der Bau nicht Mittel zum Zweck, ſondern der Zweck ſelber war.

Endlich kam eine Rotte Bürgerwehr, warf mit leichter Mühe das Geröll zur Seite und zog ab. Vom Zurücklaſſen einer Wache war wiederum keine Rede. Die Bürgerwehr hatte kaum den Rücken gewendet, als das zerſtörte Werk wie ein Kartenhaus auf's Neue emporwuchs. In gleicher Weiſe ging es mit Einreißen und Aufbauen die liebe lange Nacht fort, bis die feindlichen Parteien ſich endlich ermüdet zur Ruhe begaben. Inzwiſchen hatten die „Preußen“ ausgeſchlafen, rückten Morgens in kleinen Abtheilungen aus den Kaſernen und ebneten, ohne auf den geringſten Widerſtand zu ſtoßen, Weg und Steg. Damit war im Grunde die Sache vorbei, und ſie hätten ruhig zum Frühſtück gehen dürfen. Doch fand der Befehlshaber ſich bewogen, zur Uebung ſeiner Leute die Gelegenheit beim Schopf zu faſſen und die Stadt in Belagerungszuſtand zu erklären. Nachdem der gemeine Mann und die Bürgerwehr ſich eine Blöße gegeben, ſchien es nicht unbillig, daß der Kriegerſtand die dritte Stimme übernehme, um den Dreiklang herzuſtellen. Vielleicht geſchah es auch der Bürgerwehr zu gefallen, die ſo leicht keinen beſſern Vorwand mehr finden mochte, ſich der läſtigen Bewaffnung und der unbequemen Pflicht des öffentlichen Dienſtes zu entledigen.

Nicht bloß zu Köln iſt das Bürgerthum des Soldatenſpiels gar bald überdrüſſig geworden. Im Grunde gibt es auch keine beſſere Bürgerwehr, als die in blauen Röcken mit rothen Kragen, und die ganze Kunſt wird darin beſtehen, die bewaffnete Jugend zur lebendigen Einſicht zu führen, daß im beſagten blauen Rock kein Landsknecht ſteckt, ſondern ein bürgerlicher Wehrmann, welche Ueberzeugung hie und da, beſonders bei den Anführern, noch ſehr mangelhaft walten ſoll. — Der Belagerungszuſtand ſah übrigens ganz artig aus. Das kriegeriſche Treiben gab den ohnehin belebten Gaſſen ein maleriſches Anſehen, beſonders wo die blanken Geſchütze mit ihrer zierlichen Beſpannung an beherrſchenden Punkten aufgefahren ſtanden, und die Spielerei wurde nicht überläſtig, da ſie nach wenigen Tagen ſchon ein Ende nahm.

(Schluß des dritten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Die Freiheitsbäume.

Beinahe hätten die Freiheitsbäume, welche durch ihr Entſtehen vor zwei Jahren in Paris ſo großen Lärm machten, durch ihr Verſchwinden einen Aufſtand erregt. Kurz nach der Revolution im Jahr 1848, als gewaltiger republikaniſcher Eifer den Pariſer Pöbel beſeelte, machte er ſich aus Pflanzen ſogenannter Freiheitsbäume, wozu das Geld wahrſcheinlich aus der Stadtkaſſe genommen wurde, wie bei ſo vielem, was damals den Republikanismus befördern ſollte. Es wurden hunderte von Freiheitsbäumen durch die ganze Stadt gepflanzt, und zwar ohne Plan, ohne Wahl und Umſicht. Wo es dem Pöbel einfiel, ſetzte er einen Baum, und der Pfarrer der nächſten Kirche wurde herbeigeholt, um denſelben feierlich einzuſegnen. Kein Pfarrer wagte es dieſen Segen zu verweigern; der Klerus, um es mit den fanatiſirten Demagogen nicht zu verderben, zeigte ſich bereitwillig allen Wünſchen derſelben zu entſprechen. Zwar wären einige Bäume im Innern von Paris, beſonders auf öffentlichen

Digitized by Google

Plätzen, sehr erquicklich, wenn solche Bäume gut belaubt wären und im Sommer Schatten gäben; zu den Freiheitsbäumen hatte man aber Pappeln gewählt, weil diese schnell wachsen; aber leider geben sie keinen Schatten. Zudem hatte man viele an Orten gepflanzt, wo sie hinderlich waren, und da man sie in's Steinpflaster gesetzt hatte, so verdorrten manche gleich im ersten Jahre der Republik, und wer die Freiheitsbäume als Wahrzeichen dessen genommen, was sie vorstellen sollten, dem wurden sie zum schlimmen Omen für die Dauer der republikanischen Freiheit. Die Polizei beschloß endlich alle den Verkehr hemmenden, verdorbenen oder nicht verdorbenen Bäume wegzuschaffen. In den meisten Stadtrevieren ging diese Vertilgung ohne Schwierigkeiten vor sich, obgleich die demagogischen Blätter die Maßregel als Aeußerung der royalistischen Rache darstellten. Nur im volkreichen Revier St. Martin entstanden darüber Aufläufe, und man mußte die Polizei und einen Theil der Garnison in Bewegung setzen, um eine förmliche Empörung zu verhindern. Das Baumpflanzen wäre eigentlich in dem ungeheuern Steinhaufen, aus dem Paris besteht, ein verdienstliches Werk und verdiente Belohnung; nur müßte es in etwas andrem bestehen, als im Setzen von Pappeln an irgend einem beliebigen Fleck. Paris leidet noch immer Mangel an Spaziergängen für alle Reviere. Die Boulevards sind allerdings mit Bäumen besetzt; auch längs den Kais sind unter der vorigen Regierung Bäume gepflanzt worden; rund um Paris herum ziehen sich Boulevards mit Alleen. Ferner hat Paris drei große Lustgärten, die Tuilerien, den Luxemburg und den Pflanzengarten; aber es fehlt an Plätzen mit Bäumen und Ruhesitzen für das Volk an Sommerabenden. Die großen Champs élysées bestehen freilich aus lauter Baumgängen und bilden die schönsten Spaziergänge, die man sich wünschen kann; aber sie liegen von mehreren Revieren sehr weit entfernt, und nur am Sonntag hat das arbeitende Volk Muße und Lust dorthin zu wandern, um sich zu belustigen. Einige beschattete Plätze in verschiedenen Stadttheilen wären daher sehr erwünscht. Das Volk schimt aber selbst keinen großen Werth auf die Bäume zu legen. Diese empfinden beim Ausbruch politischer Leidenschaft zuerst seinen Zorn; in den furchtbaren Aufständen von 1830 und 1848 hieb es eine Menge Bäume auf den Boulevards und an andern Orten nieder, zum Theil freilich um sie zu Barrikaden zu gebrauchen, zum Theil aber aus bloßer Schadenfreude.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Trave, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Lübeck-Büchener Eisenbahn.

Von unberechenbarer Wichtigkeit für den Handelsverkehr Lübecks mit dem deutschen Binnenlande ist ferner die Anlegung einer Eisenbahn von Lübeck nach Büchen. Es hat unsäglliche Mühe gekostet, bis unsere Handelsrepublik dieß erringen konnte. Vor Jahren schon, als Schleswig-Holstein noch auf gutem Fuße lebte mit den Inselbänen, war vielfach die Rede davon. Unsere guten Nachbarn verstanden jedoch das Intriguiren so trefflich, daß die alte Hansestadt an der Trave ohne Eisenbahn blieb, während ein frequenter Schienenweg über die öde Moorfläche der holsteinschen Geest die reizend gelegene Universitätsstadt Kiel mit der Handelsmetropole an der Elbe auf's Innigste verband. Diese „Ostseebahn Christiane VIII.," wie man sie nannte, hat Lübeck bedeutenden Schaden zugefügt, obschon es Kiel nicht einfallen kann, als Handelsstadt mit Lübeck rivalisiren zu wollen. Die Revolutionsstürme der letzten beiden Jahre griffen ebenfalls störend ein in die Zeitigung von Planen, mit denen sich die Intelligenz unserer Handelswelt trug. Endlich aber gelang es doch den unausgesetzten Bemühungen tüchtiger Unterhändler und dem Credit Lübecks, die erforderlichen Summen zum Bau unter annehmbaren Bedingungen durch eine Anleihe bei der Seehandlung in Berlin aufzubringen, womit denn das Haupthinderniß beseitigt war. Geld ist und bleibt nun einmal Macht, und als unsere Schwesterstadt Hamburg, die in Bezug auf diese Eisenbahnfrage gar nicht geschwisterlich mit uns umspang, diese klingende Macht erblickte, fügte sie sich eben so schweigend in das Unvermeidliche, wie sie im August vorigen Jahres den preußischen Occupationstruppen süglam Quartier und Kost gab. Selbst die Altona-Lübecker Bahn, mit der uns Holstein freundnachbarlich sehr laut drohte, kam etwas in's Stocken und möchte wohl schwerlich zeitig genug in Angriff genommen werden können, um der Lübeck-Büchener Bahn den Rang abzulaufen. Inzwischen hat man hier thatsächlich Hand an's Werk gelegt. Schon Mitte Januar begann das Abhauen der Alleen auf dem hohen Walle zu beiden Seiten des Holstenthores, dieses pittoresken Ueberbleibsels aus der glorwürdigen Zeit der hanseatischen Weltherrschaft. Um diesen grün schimmernden Baumschmuck ist es allerdings schade, denn er legte sich um die altertümliche Stadt wie ein Schirmhut flüsternder Romantik, gewährte eine Menge malerischer Ansichten auf die verschnörkelten Giebelhäuser und auf das belebte Treiben am Hafenkai der Trave. Unter den grünen Laubhallen pflegt langen und breiten Alleen spazieren zu gehen, während auf der majestätischen Marienkirche das Glockenspiel einen alten Choral in die blaue Luft hinein sang, gewährte mir immer großen Vergnügen. Leider war dieses Vergnügen gar zu still, denn Lübecks schöne wie starke Welt sah man selten auf diesen prächtigen Promenaden. Dießeits machte es einen komischen Eindruck, als plötzlich eines schönen Wintermorgens eine wahre Mallofner nach dem Walle begann, und man weder des tiefen Schnees noch der Eisdecke achtete, um Augenzeuge der Verwüstung zu seyn, die ein paar Dutzend handfester Burschen unter dreisäßigen Linden und schlanken Ulmen anrichteten. Den Söhnen und Töchtern Lübecks ging es auf wie ein Meteor, daß mit dem Sturz dieser Wallbäume der Stadt ein Schmuck geraubt werde, um die manche prunkende Residenz sie beneidete.

Mit Anlegung neuer Bauten ist es aber wie mit Einführung zweckmäßiger Reformen. Man bringt manch Liebgewordenes zum Opfer, um ein ungleich Besseres, Werthvolleres zu erlangen. So wird es Lübeck mit Zerstörung dieser mächtigen alten Erdwälle gehen. Wo bisher höchstens ein Tummelplatz sich fand für das jüngste Geschlecht, da wird vielleicht schon in Jahresfrist ein edener Platz sich ausweiten, gejetzt mit geschmackvollen Bauten. Eisenschienen werden sich kreuzen nach allen Seiten hin, und während leuchtende Lokemotiven uns aus dem Süden und Westen Deutschlands Menschen und Waaren zuführen, legen am eleganten Hafenkai rechts und links vom winkelnden Bahnhofe brausende Dampfschiffe an, um gegen Schätze des Nordens Erzeugnisse des Südens einzutauschen. Dieses Erblühen neuen Lebens, das kann unsbleiben kann, ist immer interessant und hoffnungvertheißend. Es wird auch Lübeck erfrischen, seinem Gemeinwesen zu gute kommen, seiner Bevölkerung einige Treppen raschreen Lebensblutes einflößen. Solche Erquickung aber, solche Auffrischung aus den steckenden Gewohnheiten bequemen Dahinlebens thut uns Noth, wenn auch dieser und jener sich unangenehm davon berührt fühlt. Man stirbt nicht gleich, wenn man auch eine Zeit lang in Unruhe leben muß.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 48. Montag den 25. Februar 1850.

— Why, then God's soldier be he!
I would so wish him to a fairer death;
And so his knell is knoll'd.

Shakespeare.

Des Deutſchritters Ave.

Von Emanuel Geibel.

„Herr Ott vom Bühl, nun drängt die Noth,
Nun zeigt, wie treu Ihr's meint;
Das Feld iſt roth und die Brüder ſind todt,
Und hinter uns raſſelt der Feind.

Wohl klag' ich manch zerbrochnen Speer,
Manch Wappenſchild zerſpalten;
Doch ſchmerzt's um den heiligen Kelch mich noch mehr
In meines Mantels Falten.

Im Schlachtfeld tranken wir Alle daraus,
Zu ſühnen uns mit Gott;
Soll nun beim wüſten Siegesſchmaus
Der Heid' ihn ſchwingen zum Spott?

Herr Ott, und fühlt Ihr Euch ſtark und jung,
Noch einmal wendet das Roß,
Verſucht mit ſcharfem Schwertesſchwung
Noch einmal zu hemmen den Troß.

Und haltet Ihr nur ſo lang ihn auf,
Bis Ihr ein Ave ſprecht,
So rettet meines Hengſtes Lauf
Den Kelch, um den Ihr's wagt."

Herrn Otts Beſinnen war nicht groß,
Sprach: Ja und weiter nichts;
Des Meiſters Roß von dannen ſchoß
Im Strahl des Mondenlichts.

Und als das Kreuz auf dem Mantel weiß
Nicht mehr zu kennen war,
Da ſauste ſchon auf Gäulen heiß
Heran der Lithauer Schaar;

Und als der Mantel fern im Schwung
Nur ſchien wie ein fliegender Schwan,
Da fielen ſie den Ritter jung
Mit grimmigen Streichen an.

Die krummen Schwerter blinkten frei,
Es raſſelten dumpf die Keulen,
Dazwiſchen ging ihr Kampfgeſchrei
Wie hungriger Wölfe Heulen.

Herr Ott vom Bühl ſprach: Ave Marie!
Und führt' einen Hieb, der traf;
Der Häuptling flog vom Sattel auf's Knie
Mit durchgeſpaltnem Schlaf.

Das zweite Wort der Held dann ſprach,
Und hieb noch kräftiger ſchier;
Der Bannerträger zuſammenbrach,
Und über ihn fiel das Panier.

Und Wort um Wort, und Streich um Streich,
Das war ein tapfer Gebet,
Bei jedem Spruch lag alſogleich
Ein Heide dahingemäht.

Digitized by Google

Und es klaffte dem Ritter das Stahlhemd weit,
Und es färbten die Ringe ſich roth,
Er aber ward nicht laß im Streit,
Und jeder Schlag war Tod.

Und es barſt ſein Schild, und es ſank ſein Pferd,
Da kämpft' er fort zu Fuß;
Mit beiden Händen ſchwang er das Schwert
Und betete weiter den Gruß.

Doch als zu Ende das Ave ging,
Er führte noch einen Streich,
Und in gethürmter Leichen Ring
Hinſank er blutig und bleich.

Sein Mund ward ſtumm, ſein Arm ward ſchwer,
Im Tode ſtand ſein Herz,
Nicht Amen konnt' er ſprechen mehr,
Das war ſein letzter Schmerz.

Doch die Lithauer warfen die Renner herum,
Kein Streit mehr lüſtete ſie;
Gerettet war das Heiligthum
Durch des Ritters Ave Marie.

Gott geb' ihm droben ſelige Statt
Auf's toſende Schlachtgetümmel!
Wer ſo auf Erden gebetet hat,
Mag Amen ſagen im Himmel.

Dünengeſchichten.

(Fortſetzung.)

„Mein Gefängniß war eigentlich nur ein Stall; indeß ein Stall iſt in einer italieniſchen Sommernacht immer noch ein angenehmerer Aufenthalt, als ein kaltes Schlafzimmer in einem deutſchen Hôtel, wenn Einem der Reif am Munde gefriert, und ſo legte ich mich ruhig auf den Eſtrich nieder, nachdem ich gratis ein Stück Brod und für mein Geld eine Flaſche Wein erlangt hatte, die mit den Zwiebeln ein ganz vortreffliches Abendbrod gaben. Mit Tagesanbruch erſchien mein Herr und Meiſter, der Beamte von der Dogana, und ſetzte mir auseinander, wie er es ſich nun reiflich überlegt habe, daß hier in Merone mein Schickſal nicht entſchieden werden könnte. Er ſehe ſich alſo genöthigt, mich nach Terrentino zu bringen, wo der Priore dann nach ſeinem Ermeſſen mit mir verfahren möge. Er denke ſich ſogleich auf den Weg dahin zu machen. Er zog dabei ſeinen breiten Ledergurt feſt um den Leib, ſchnallte die Lederkamaſchen mit den ſilbernen Schnallen von oben bis unten ſorgfältig zu, warf die Jacke über die Schulter, den ſpitzen Hut auf den Kopf und nahm eine ſo lange Flinte über die Achſel, daß es ausſah, als wolle er damit die Vögel nicht ſchießen, ſondern herunterlangen aus der Luft. So bewaffnet ſchritt der ſchlanke ſchwarzbärtige Mann neben mir her, und ſah ſo ſtattlich aus, daß ich mich ſicher meiner armſeligen, im Norden verkümmerten Geſtalt geſchämt hätte, wäre ich nicht gar zu ſehr in die Bewunderung ſeiner Schönheit verſunken geweſen."

„Schweigen, wenn er zu Zweien durch das Feld geht, kann der Italiener nicht, und ſo erzählte mir denn auch mein Begleiter die grauſigſten Mordgeſchichten, die wildeſten Schmuggleſtreiche. Er hatte ſeit Jahren als Zoll- und Polizeibeamter weſentliche Dienſte zur Entdeckung der Schuldigen geleiſtet, konnte aber ſeine innere Genugthuung darüber nicht verbergen, wenn der Mörder in die Berge entwiſcht und der Schmuggler über die Grenze entkommen war, wobei denn die gnadenreiche Madonna oder einer der heiligen Nothhelfer immer ein ganz apartes Wunder verrichtet hatten. So weit war der Beamte mächtig geworden in dem Manne, daß er ſeine Schuldigkeit thun, den Verbrecher gefangen wiſſen wollte, ihn aber beſtraft zu ſehen, dagegen ſträubte ſich ſeine italieniſche Natur; denn in einem ehrlichen Dolchſtoß gegen ſeinen Feind oder in einem muthigen Straßenraub ſieht das Landvolk eben keine ſchwere Uebelthat, ſondern nur einen kurzen Prozeß oder das kühne Gewerbe eines Wagehalſes."

„Unter ſo anmuthigen Geſprächen, die meinen Begleiter ſchon in ſo weit milder geſtimmt hatten, daß er es nicht mehr verſchmähte, mit mir vor der Locanda auf meine Koſten eine Flaſche ächten Genzaner Wein zu trinken, gelangten wir an das Thor von Ferrentino, wo ſich plötzlich ein Anblick meinem Auge darbot, der meine Pulſe ſchneller ſchlagen machte. — Den ganzen Winter hatte ich eine Gruppe malen wollen, die ich einmal in der Nähe von Neapel geſehen hatte. Es war ein prächtiges rothwangiges Kind, das mit ſeines Vaters großem Schweine einen Korb voll Weintrauben brüderlich zuſammen verzehrt hatte, und das an dem Halſe ſeines guten ſchlafenden Kameraden eingeſchlummert, der ſüßeſten Siesta im Schatten großer Oleanderbüſche genoß. Den ganzen Winter hatte ich das malen wollen, und immer hatte mir als Modell dazu eines jener borſtenloſen, kahlen Schweine gefehlt, deren graues Fell ſo glückliche Schattirungen bietet, wenn das Thier recht fett geworden iſt."

„Schweine gab es genug in der Campagna, denn Sie wiſſen, in jedem Hauſe hält man deren, und dieſe Schweine haben überall das glücklichſte Loos,

Digitized by Google

gehen im ganzen Hauſe frei umher und werden auf das Freundſchaftlichſte, wie bei uns die Schooßhunde, behandelt. Die geachtetſten Individuen dieſes edlen Thiergeſchlechtes ſind aber fraglos diejenigen, welche als Zehnten für die Klöſter gemäſtet und zu Ehren des heiligen Antonius Abbas, der der Beſchützer der Hausthiere iſt, die Schweine des heiligen Antonius genannt werden. Eines Tages, als ich noch ein Neuling in Italien und ein Neuling im Leben war, ſaß ich im webenden, dämmernden Mondlichte vor der Thüre einer Vigne und hatte ſo lange in die ſchwarzen Augen einer Albaneſerin geſehen, die neben mir auf der ſteinernen Schwelle ruhte, daß ich plötzlich meine mühſam hervorgeſammelten italieniſchen Zärtlichkeitsworte unzulänglich für meine Gefühle fand und es wagte, meinen Arm um die Schöne zu legen, um durch ein ſanftes Anſchmiegen an ihre Schulter meine Neigung für ſie etwas deutlicher auszudrücken. Voll von der Wonne, kein Widerſtreben bei Marietten zu finden, höre ich mit einemmale ein wildes Getrampel die Treppe herunter kommen, und ehe ich noch den Gedanken an einen rachſüchtigen Vater, an einen brutalen Bruder recht zu faſſen vermochte, fährt ein gewaltiger Körper wie eine Kanonenkugel zwiſchen uns durch und ſchleudert mich von der Treppe hinab zur Erde, während Mariette lachend ausruft: „Erſchrecken Sie nicht, Signor; es iſt das liebe Schwein des heiligen Antonius!“

„Wie ich damals alle Schweine gehaßt habe, brauche ich nicht zu ſagen. Später, als ich einſehen lernte, daß jedes Mädchen, welches im Frühjahr drei Ferkel beſitzt, um Weihnachten den braunſten Mann bekommen kann, weil der Geldwerth dreier gemäſteter Schweine, dreißig Scudi, vollſtändig zur Einrichtung einer italieniſchen Wirthſchaft ausreicht, ſpäter lernte ich das edle Thiergeſchlecht achten, und in dieſem Augenblicke, in dem ein kahlhäutiges Schwein mir als das langgeſuchte Ideal erſchien, klopfte mein Herz in ſo lebhafter Freude, daß ich, meine Gefangenſchaft vergeſſend, Unterhandlungen mit dem Beſitzer dieſes Prachtexemplars eröffnete. — Aber der Polizeibeamte unterbrach dieſelben, und geplagt von der Angſt, mein Modell mir entwiſchen zu ſehen, trat ich vor den Priore von Ferrentino, der, ein vollkommener Cavalier, wie eigentlich jeder Italiener, mich höflich empfing. Statt ihm jedoch Antwort auf ſeine Fragen zu geben, wer ich ſey und wohin ich wolle, beſchwor ich ihn, den Landmann aufhalten zu laſſen, der aus der Gegend der pontiniſchen Sümpfe mit ſeinem Schweine nach Rom wandere. — „Schaffen Sie mir den Mann und das Schwein,“ bat ich, „dann will ich Ihnen beweiſen, Signor, daß ich kein Vagabund, daß ich ein Maler bin und daß ich das Skizzenbuch und das Geld nicht geſtohlen habe. Nachher ſperren Sie mich in Gottes Namen ein, wenn es Ihnen gefällig iſt, bis ein Bote mit den Atteſten des Priore von Olevano zurück kommt, die meine Unſchuld dokumentiren.“

„Der Priore — Signor Francesco Lelli war ſein Name — ſchien überraſcht vom Auskunftsmittel, aber es leuchtete ihm ein. Er ließ den Landmann holen und ich forderte von dieſem die Erlaubniß, ſein Thier zu zeichnen. Kopfſchüttelnd und den Finger mit jener verneinenden Handbewegung erhebend, die dem Italiener eigenthümlich iſt, antwortete er: „Signor, nein, das könnte meinem Thier ſchaden; Sie ſind mir fremd, das Malocchio (der böſe Blick) iſt bald geworfen.“ — Ich bat ihn, mich anzuſehen, meinen geraden feſten Blick zu betrachten, der unmöglich einem Jettatore angehören könne; ich verſicherte ihn, daß kein Fremder das Malocchio habe, daß ich ſchnell zeichne, und daß ich es ihm ſehr gut bezahlen wolle, wenn er ſich entſchließe zu warten, bis mir meinen Atteſten mein Malkaſten von Olevano angelangt ſey, da ich eine gehörige Farbenſkizze zu entwerfen wünſche.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von der Trave, Februar.

(Schluß.)

Volkscharakter. — Literatur und Kunſt.

Lübeck beſonders ſollte ſeiner ſtolzen Vergangenheit mehr eingedenk ſeyn und alle Segel ſpannen, um ſolcher Vergangenheit immer würdig zu bleiben. Möglich, daß ich mich irre, allein es will mich bedünken, der altehrwürdige Sitz des mächtigen Hanſabundes ſteht an der Schwelle einer neuen Zeit, die, wie immer die politiſchen Verhältniſſe des deutſchen Geſammtvaterlandes ſich geſtalten mögen, ſeine etwas ſtill gewordenen Straßen wieder bevölkern wird. Sieht das der gedemüthige Lübecker reſt

Digitized by Google

ein, in dem bei großer Gutmüthigkeit und ehrlichem Wollen auch noch ein tüchtiger Fond geistiger Kraft vorhanden ist, so kann die alte Travestadt das wichtigste Emporium an der ganzen weiten Ostseeküste werden. Darum Glück auf, Lübeck!

Politische Aufregung kennt man an der Trave nicht, viel eher ließe sich mancherlei von einer gewissen Schlaffheit erzählen, die einige verwandte Symptome mit Schläfrigkeit zeigt. Seit die Reichsverfassung zu Grunde gegangen ist, hat man die politische Agitation hier zu Lande ziemlich satt. Man kann es Leuten, die sich materiell großentheils wohl befinden, so übel nicht nehmen, denn leider haben die deutschen Politiker und Politikaster bewiesen, daß sie in der Experimentalpolitik wahre Stümper sind. Ist's da einem ruhigen, in eigenen Schuhen stehenden Mann zu verdenken, wenn er die alten durch lange Erfahrung bewährten Zustände zu erhalten wünscht? Wir denken, das ist so menschlich vernünftig, als bürgerlich tüchtig gedacht, und darum soll es mir nimmer einfallen, den guten Lübeckern Vorwürfe zu machen, wenn sie sich so fest wie möglich an ihr altrepublikanisches Gemeinwesen klammern und nicht über Hals und Kopf dem laut verkündeten neuen Heile sich in die Arme werfen. Ich begreife daher auch dieses Zögern, dieses Mäckeln und Vorsehen, als es galt, dem neubackenen Dreikönigsbündnisse sich anschweißen zu lassen. „Der alte Lübecker spürt es klar, daß bei dem Kram nicht viel Segen war," könnte man parodirend sagen, und eben weil er das spürte, ging er sehr bedächtig in die Falle, indem er meinte, er wolle bloß so lange mit dem preußischen Deutschland verdorrten Speck knuspern, als er treue Gesellschafter vorfinde; kriegten es die Gesellschafter satt, so würde er seinen vortrefflichen „Speisenbraten" für sich allein nach wie vor vergehren. Unter solchen Bedingungen ward der Lübecker Republikaner Dreikönigsbündler. Ohne Zaudern hat man denn auch in solcher begeisterten Stimmung die Wahlen zum Erfurter Heilstage vollzogen, in's Staatenhaus den Senator Kerck geschickt, der die Wahl annahm, und für das Volkshaus den Staatsbürger Heinrich Behrens erkoren, der erst kürzlich für das geschenkte Vertrauen herzlichst dankte und ablehnend antwortete. Am 18. Februar soll auf's Neue für dieses wunderliche Volkshaus gewählt werden, wo fast die halbe preußische Aristokratie sitzt. Segen versprecht sich von dem Erfurter Reichstage hiesorts Niemand außer den wenig rockpreußisch Gesinnten, die nicht als maßgebend betrachtet werden können. So lahmt denn politischer Sinn und politischer Hoffnung gewaltig, und geschieht nicht etwas Großes, Durchgreifendes, etwas, worauf die Anhänger jeder Partei bauen können, so wird diese Flauheit noch lange anhalten.

In einer Stadt, deren innere und äußere Welt sich ausschließlich um den Handel dreht, pflegen die heitern Genien des Lebens, Literatur und Kunst, gewöhnlich nicht zu gedeihen. Man verbannt sie zwar nicht, gibt ihnen aber in der Regel zu wenig Spielraum zu freier Entfaltung. Weil nun diese Pfleglinge der Musen meistentheils etwas eigensinnig sind, ja in einer gewissen Verwöhnung am wohlsten sich befinden, kann hier an der Trave für sie keine rechte Heimath seyn. Dennoch leben wir nicht ganz und gar in Böotien. Die intelligente Welt Lübecks liebkugelt sogar bisweilen gern mit diesen heitern Gefährten des Lebens, was mein nächster Brief Ihnen beweisen soll.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Verbindung zwischen Paris und London.

Man hat kürzlich den Versuch gemacht, die um Mittag in London gehaltene königliche Rede zur Eröffnung des Parlaments noch an demselben Tage nach Paris zu bringen, und in der That kamen die Abschriften oder Exemplare um halbelf Uhr Abends hier an, um elf Uhr waren sie in den Zeitungsbüreaux, und die Tagblätter konnten sie am andern Morgen ihren Lesern übersetzt mittheilen. So etwas ist erst seit Vollendung der Eisenbahnen nach Calais und nach Boulogne möglich geworden. Aber nun streiten in Frankreich Calais und Boulogne, und in England Dover und Folkstone um den Vortheil, die Briefpost durch ihre Häfen gehen zu sehen. Dover und Calais sind offenbar die einander am nächsten liegenden Landungspunkte der beiden Reiche, und die Ueberfahrt ist dort am sichersten. Aber die Straße von Paris nach Boulogne ist kürzer, und nur wenn das Meer sehr unruhig ist, landet man besser von England aus zu Calais als zu Boulogne. Calais ist seit einem Jahrhundert im Besitz der Ueberfahrt von England nach Frankreich; Boulogne will jetzt dieses Privilegium an sich ziehen; man hat bereits vorgeschlagen, die Briefpost über Boulogne zu führen, und bloß bei stürmischem Wetter dieselbe im Hafen von Calais ein- oder auslaufen zu lassen, und die englischen Depeschen alsdann von Calais aus nach Boulogne und Paris zu führen. Calais will natürlich seinen alten Besitz festhalten, und da allerdings Calais weiter von Paris liegt als Boulogne, so ist seinerseits vorgeschlagen worden, die Fahrten auf der Eisenbahn zu beschleunigen, und zwar bis zu sechzehn Lieues in der Stunde, so daß die Strecke von Calais nach Paris in sechs Stunden zurückgelegt würde. Solche Schnelligkeit ist in Frankreich auf den Eisenbahnen aus Vorsicht noch nicht zur Anwendung gekommen, und ich zweifle, daß die Behörden sie gestatten würden. Andererseits wird auf beiden Seiten der Meerenge, in England wie in Frankreich, auf Beschleunigung der Mittheilungen gedrungen, und wahrscheinlich wird in Kurzem eine Maßregel in diesem Sinne getroffen werden. Dasselbe Bedürfniß schleuniger Mittheilungen bringt seit auch wieder große Rührigkeit in den Eisenbahnbau, auf den die letzte Revolution so nachtheilig eingewirkt hatte. Der Bau der Bahnhöfe in den verschiedenen Stadtrevieren trägt wesentlich zur Verschönerung derselben bei. Vor den Bahnhöfen müssen freie Plätze und breite Straßen angelegt werden, und an diesen Plätzen und Gassen werden auf Spekulation große Häuser gebaut zur Aufnahme der Reisenden, welche die Eisenbahnen herbeidringen, und zum Verkauf von allerlei Waaren und Lebensmitteln, womit Reisende sich zu versehen haben. Da nun die Bahnhöfe fast alle weit vom Mittelpunkte der Stadt liegen, in Gegenden, wo sonst wenig verändert und verschönert wurde, so kommt ein ungewohntes Leben, aber auch ein Gedränge in diese sonst so stillen Quartiere.

Man gewöhnt sich allmählig an die Republik, so wenig sie mehreren Parteien behagt. So lange der Frieden im Innern und mit dem Auslande sich erhält, sagen sich die Pariser in die Zeitumstände und lassen die Parteien sich mit Hoffnungen von künftigen Regierungsänderungen schmeicheln. Der Pariser im Allgemeinen hat es sich abgewöhnt, sich eine regierende Familie in den Tuilerien als absolut nothwendig zu denken; er geht ziemlich gleichgültig am leeren Palaste vorüber, und thäte keinen Schritt, um irgend einen Regenten oder Prätendenten dort einzusetzen, wenn er nicht zu einer der extremen Parteien gehört, welche ihr Ziel fest im Auge behalten, einstweilen aber für gut finden, sich still zu verhalten und ihre Wünsche nicht allzulaut werden zu lassen. Jede erwartet von der Zeit und dem Glücke das von ihr ersehnte Ereigniß, und macht unterdessen gemeinsame Sache mit den andern gegen den Socialismus, der das oberste zu unterst kehren möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 49. Dienstag den 26. Februar 1850.

— When these prodigies
Do so conjointly meet, let not men say:
»These are their reasons, — they are natural!«

Shakespeare.

Kritische Tage in der Völkergeschichte. *

Wenn sich der menschliche Geist auch noch so sehr sträubt gegen den Gedanken von der Bedeutung der Zahlen, welche seine Geschicke zu bestimmen, seine Freiheit zu beschränken scheinen, so kann er sich doch nicht der Wahrnehmung entziehen, daß oft die wichtigsten, eingreifendsten Ereignisse nach Zeiträumen eintreffen, welche sich durch einfache Zahlenverhältnisse ausdrücken lassen, die einen bestimmten Rhythmus in der Entwicklung der Geschichte anzeigen.

Die größten Männer der neuern Zeit, die am mächtigsten auf die Geschichte eingewirkt, vermochten am wenigsten sich von der Gewalt der Zahlen über die Geschicke loszumachen. Selbst Napoleon huldigte diesem Glauben oder Aberglauben. Und die neue Zeit ist ganz besonders reich an Ereignissen, welche dazu dienen können diese Ansicht zu befestigen. — Auch hat der Geist der Sprache die Thatsache unwillkürlich anerkannt, indem er sich gedrungen fühlt, für solches auffallende Zusammentreffen besondere Ausdrücke zu schaffen. Die in neuerer Zeit in Gebrauch gekommenen Ausdrücke: Witz des Zufalls, Ironie des Schicksals, beweisen das Bedürfniß, diese Wahrnehmungen in Worte zu fassen. Es ist nicht das erste- und einzigemal, daß der Sprachgeist Ausdrücke für neue Verhältnisse gefunden hat, lange ehe der Verstand des Menschen sie zu ergründen und zu begreifen vermochte.

Besonders überraschend ist nun aber in dieser Beziehung die Bemerkung, daß bestimmte Abschnitte des Jahres, sogar bestimmte Jahrestage in verschiedenen Jahren der Entwicklung ähnlicher Ereignisse mehr als andere günstig zu seyn scheinen. — Es hat dieß zum Theil einen ganz natürlichen, leicht erkennbaren Grund. Wenn mehr Schlachten im Sommer und Spätjahr geschlagen werden als im Winter, so erklärt sich dieß zunächst ganz einfach aus der Schwierigkeit eines Winterfeldzugs. Eben so kann zum Theil der Einfluß der Witterung auf die Gemüther als Erklärung dienen. Dem Verhältniß müssen aber noch tiefere Ursachen zu Grunde liegen, und eine spätere Forschung wird dieß anerkennen, wenn einmal größere Reihen von Thatsachen zusammengestellt sind. So mögen denn hier nur einige der auffallendsten dieser Thatsachen aufgeführt werden, mit Umgehung aller unzeitigen Erklärungsversuche.

Die erste Hälfte des Jahrs, besonders aber die Wintermonate derselben scheinen eine verhängnißvolle Bedeutung für die Personen der Fürsten und anderer Machthaber zu besitzen. — Man findet in diesem Zeitraum mehr Gedächtnißtage von Hinrichtungen und Ermordungen solcher Personen, als im ganzen übrigen Jahr. Am 21. Jenner 1792 wurde Ludwig XVI. hingerichtet, am 30. Jenner 1649 König Karl von England, am 8. Februar 1587 Maria Stuart, Königin von Schottland, am 12. Februar 1542 die Gemahlin Heinrichs VIII. von England. — Am 13. Februar 1820 wurde der Herzog von Berry ermordet, am 25. Februar 1634 der Herzog von Friedland, am 15. März 44 Jahre vor Christus Julius Cäsar; am 21. März 1804 wurde der Herzog von Enghien hingerichtet.

* Von dem Verfasser früher mitgetheilter, in ähnlichem Geist gehaltener Aufsätze.

Digitized by Google

Am 24. März 1801 fiel Kaiſer Paul von Rußland durch Meuchelmörder, am 29. März 1792 Guſtav III. von Schweden, am 1. Mai 1308 Kaiſer Albrecht, am 14. Mai 1610 Heinreich IV. von Frankreich. In abſteigender Progreſſion vermindern ſich dieſe Hinrichtungen und Ermordungen vom Monat März an und kommen in den ſpätern Monaten nur noch ſehr vereinzelt vor. Dagegen häufen ſich mit dem Ende Februars und mit dem Eintritt der beſſern Jahreszeit die Gedächtnißtage der Revolutionen. — Die neueſten Umwälzungen begannen im Frühjahr oder erhielten erſt Beſtand in dieſer Jahreszeit. — Die erſte franzöſiſche Revolution begann im April 1789. Was in den folgenden Monaten des Jahres 1789 geſchah, war nur die Entwicklung der Keime, die ſchon im März und April ſichtbar geworden waren. — Am 21. März 1815 wurde die raſche Umwälzung beendigt, welche die Bourbonen ohne Anwendung von Gewalt verjagte und Napoleon die Macht zurückgab; am 25. Februar 1848 ſiegte die Revolution, welche auch den zweiten Zweig der Bourbonen vertrieb und zum drittenmal einem Bonaparte die Macht zurückgab. — Nur die halbe Revolution, welche das Schaukelſyſtem Ludwig Philipps von Orleans zur Herrſchaft brachte, brach im hohen Sommer aus.

Die erſte deutſche Revolution nach mehr als hundertjährigem Schlummer des Volks beſchien die ſchönſte Frühlingsſonne in den letzten Tagen des Monats März beim Einzug des Parlaments in die Paulskirche zu Frankfurt. — Aber auch frühere ähnliche Bewegungen des deutſchen Volks ereigneten ſich in dieſer Jahreszeit. Der Aufſtand der Böhmen, der den dreißigjährigen Krieg eröffnete, erfolgte am 23. Mai 1614. Der Reichstag zu Worms, welcher der Reformation Beſtand gab, wurde am 17. April 1521 gehalten.

Auch Italien hat die Gedächtnißtage ſeiner Revolutionen im Frühjahr zu ſuchen. — Die ſicilianiſche Veſper vom 30. März 1282, die Aufſtände in Piemont und Neapel im Jahr 1821 und die neueſten Revolutionen kamen in dieſer Jahreszeit zum Ausbruch. — Die mehrfachen Revolutionen, welche Spanien in den Jahren von 1808 bis 1830 durchgekämpft, begannen gleichfalls in der erſten Hälfte des Jahres. — Die griechiſche Revolution kam zum Ausbruch am 25. März 1821. — Die erſte polniſche Revolution, zwar noch am Ende des Jahrs 1830 begonnen, erhielt erſt Bedeutung durch die blutigen Kämpfe im folgenden Frühjahr. Der Verſuch einer zweiten Revolution in Krakau wurde am 26. April 1847 gemacht. — Die offene Empörung der nordamerikaniſchen Kolonien gegen Großbritannien begann mit dem Kampf der Inſurgenten gegen engliſche Truppen bei Lexington am 18. April 1775. Mit dem Monat Mai vermindert ſich die Zahl der Gedächtnißtage von Revolutionen, wogegen die Schlachttage zunehmen.

(Schluß folgt.)

Dünengeſchichten.

(Fortſetzung.)

„Nach vielfachem Bedenken, nach der Einwendung, das Thier könne in den zwei Tagen mager werden und dann in Rom weniger werth ſeyn, entſchloß er ſich endlich, als ich reichen Schadenerſatz verſprach, zum Bleiben; das Thier wurde herbeigeführt, hingelegt, und ich begann zu zeichnen — zu zeichnen, um mich zu befreien, und ich errang den Sieg."

„Gutmüthig lachend über die Fremden und ihre Grillen verſpottend, führte mich Signor Lelli in ſein Haus, wo eine ſtattliche Matrone und zwei bildſchöne Töchter verwundert den Gaſt betrachteten, der, obſchon für ſchuldlos erkannt, dennoch bis zur Ankunft der Papiere aus Olevano als Staatsgefangener unter ihnen verweilen ſollte, um ganz dem Gewiſſen des Priore und den Forderungen des Geſetzes zu genügen. Das war nun ein ſehr heiteres Leben. Ich ſchlief im beſten Zimmer des Hauſes, aß am Tiſche des erſten Bürgers der Stadt und wurde, da er mich nicht durch die Anweſenheit eines Poliziſten beleidigen wollte, von ihm ſelbſt begleitet, wenn ich ausging, um eine Taſſe Kaffee zu trinken oder ein Glas Eis zu eſſen, welche er dann regelmäßig für mich bezahlte. Inzwiſchen zeichnete ich Mutter und Töchter, und hätte gar nichts weiter zu wünſchen gehabt, hätte mir mein Modell nicht den unſäglichſten Kummer bereitet."

„Sie lachen darüber, aber glauben Sie mir, kein Weib hat mich je ſo zur Verzweiflung gebracht als dieſes Thier. Es wollte nicht ſchlafen, und ſchlafen, ſüß und ruhig ſchlafen mußte es, ſollte meine lang überdachte Arbeit gelingen. Es fraß, es lief herum, es legte ſich nieder, es ſchlief aber nicht, oder doch nur in den Stunden, in denen der Priore das Haus hütete und ich es nicht verlaſſen durfte. Der Beſitzer wurde ungeduldig und drohte fortzugehen; da verfiel ich auf ein letztes Mittel. Ich ſchützte Unwohlſeyn vor, bat den Priore, mich zum Apotheker zu begleiten, und forderte Opium, ſo viel als man nöthig habe, um einem recht ſtarken Menſchen eine ruhige Nacht zu bereiten. Unter dem Patronat meines Begleiters erhielt ich die geforderte Doſis und war nun meiner Sache ſicher, wie ich glaubte. Ganz vorſichtig goß ich das Opium in eine Taſſe Kaffee vor dem Kaffeehauſe, in dem der Priore das Giornale di Roma zu

Digitized by Google

leſen und eine Partie Tarock zu ſpielen pflegte, kaufte ein paar Weißbrode, ließ das Schwein herbeibringen und fing an, während ich ſcheinbar zeichnete, das Thier mit dem opiumgetränkten Brode zu füttern.“

„Meine Liſt gelang; nach einer halben Stunde ſchlief es ein. Aber war das der Schlummer der Unſchuld, das ſanfte, wollüſtige Strecken der Glieder, das friedliche Athmen, das ich erſehnt hatte? Unruhig, wie von Gichtern gepeinigt, warf es ſich umher, zappelte mit den Beinen in der Luft, daß ich es gar nicht zeichnen konnte und der Beſitzer wüthend auf mich losfuhr. — „Niemals, Signor,“ rief er, „hat dieſes gute Thier die Gichter gehabt! Es iſt ein geſundes, es iſt ein ſchönes Thier geweſen, denn ich hatte es weihen laſſen an Sankt Antonio, und es hat, bis wir abmarſchirten, den geweihten Büſchel getragen. Kein Uebel iſt an daſſelbe herangekommen, bis Ihr es geſehen, der den böſen Blick haben muß, und Ihr habt mein Thier gemordet!“ — Lebhafte Verwünſchungen ſchloſſen die Rede. Die Mütter riſſen ihre naheſtehenden Kinder zurück, um ſie vor mir zu ſchützen, ein neuer Aufſtand bereitete ſich gegen mich vor, man trat in dem Kaffehaus an die Fenſter, rief den Priore heraus, der in einer Ecke ruhig ſeinen Tarock geſpielt hatte, und von allen Seiten ſprach, geſtikulirte, ſchimpfte man gegen mich, während das arme, ſich angſtvoll umherwälzende Schwein der Gegenſtand zärtlichſter Theilnahme wurde. Wenig fehlte, daß man den Geiſtlichen holte, den Exorcismus zu verſuchen.“

„Was haben Sie mit dem Thiere gemacht, Signor?“ fragte mich leiſe der Priore, mein Beſchützer. — Ich geſtand die Wahrheit. „So kaufen Sie das Thier um jeden Preis, den man von Ihnen fordern wird.“ Und nun machte er laut den Vorſchlag, daß ich das Thier für mich behalten ſolle, weil es das Zeichnen offenbar nicht recht vertragen könne. — „Was wollt Ihr haben für das Thier?“ — „Wenn ich berechne, daß ich nicht nach Rom zu gehen brauche, daß ich dort nicht den Zoll zu zahlen habe und von hier in meine Heimath zurückkehren kann,“ antwortete der Gefragte, deſſen Strohfeuerzorn vor der lockenden Ausſicht eines guten Handels eben ſo ſchnell erloſch als er entſtanden war, „wenn ich das Alles bedenke, ſo will ich Euch billig halten und Ihr ſollt das Schwein für achtzehn Scudi bekommen. Das iſt eine chriſtliche Forderung, denn Ihr werdet einſehen, Signor, daß ich um Euretwillen hier einen ganzen Tag verweilt habe und die hieſige Zehrung in Anſchlag bringen muß.“

„Achtzehn Scudi waren ohngefähr das Doppelte von dem Werthe des Thiers; aber was wollte ich machen? Ich mußte ſie bezahlen und froh ſeyn, daß der Mann es nicht für ſich genommen hatte, ſein Thier zu ſchlachten, das ich dann todt zu malen begann, als am nächſten Tage mein Farbkaſten und meine Heiligſprechung von Olevano anlangten.“

„Triumphirend und doch mit dem Bedauern, mich ſcheiden zu ſehen, brachte die jüngere Signora Lelli die Ehrenerklärung meines Freundes aus Olevano in mein Zimmer. Man veranſtaltete, ehe man mich entließ, ein Feſtmahl, zu dem der Geiſtliche und ſein Gehülfe, der Apotheker und der Doktor, dieſe erſten Männer der Stadt, eingeladen wurden. Stattlich aufgeputzt, mit einem Tuchanzuge und friſcher Wäſche, ein vollkommener Stutzer in den Augen dieſer einfachen Menſchen, beſtieg ich, ſobald ich meine Arbeit beendet hatte, einen Eſel und zog als Sieger fort von Ferrentino, das ich als gebeugter Gefangener betreten hatte.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Aus der vornehmen Welt.

Das Parlament iſt eröffnet, die Reden beginnen, und Ihre Majeſtät denkt daran, dem Lande einen weitern Thronerben zu ſchenken. Sie iſt eine wahre Bienenkönigin; aber trotz des ſchönen Zweiges, den Deutſchland dem engliſchen Fürſtenſtamme eingeimpft, werden die Früchtchen klein und unſcheinbar, und ſchauen mit bleichen Geſichtchen in ihre geldverbrämte Zukunft. Mit den Deawingrooms und andern Hoffeſtlichkeiten ſieht es dabei nicht vielverſprechend aus. Das Uebel wird indeß zu ertragen ſeyn. Für die Königin Adelheid hat man nun endlich ausgetrauert. Gott ſey Dank! Wer da weiß was das ſagen will, die ganze reſpektable Bevölkerung einer Stadt, die zwei Millionen Einwohner zählt, vom Kopf bis zum Fuß in die Farbe der Nacht gekleidet zu ſehen, der wird meinem Ausruf gewiß beiſtimmen. Jetzt verhandelt man nun noch die nachgelaſſenen Habſeligkeiten der dahingeſchiedenen Majeſtät, und zwar zu ſehr hohen Preiſen. Der Engländer hat, wie bekannt, einen angeborenen Reſpekt vor Rang und Titel, kein Wunder daher, daß ihm eine königliche Nachtmütze von unendlichem Werthe dünkt, ſollten ſelbſt ein paar Löcher darin ſeyn. Es läuft und jagt daher alle Welt nach Marlborough-House, um wo möglich

Digitized by Google

irgend einen königlichen Lappen zu erhaschen, den man Kindern und Kindeskindern zum ewigen Andenken hinterlassen kann. Die Summe, die sich aus dieser Subskription ergibt, fließt dann den armen Cousins und Neffen der Hochseligen zu, die bereits von ihrem Jahrgehalte einen so hübschen Antheil erhalten hatten, daß der Tod einer so theuern Verwandten eine schmerzliche Lücke in ihren Börsen entstehen läßt. England bildete sich die dahin ein, der größere Theil ihrer hundert tausend Pfund sey charitable institutions zu Gute gekommen, und erst nach ihrem Tode ist der wahre Abfluß bekannt geworden, aber nicht zur allgemeinen Zufriedenheit. Man ist daher so eigentlich recht froh, daß das Einkommen der Herzogin von Cambridge derselben nicht erlaubt, solchen Privatgefühlen Raum zu geben. Der Gemahl derselben alliert auch, ist aber noch rüstig, und kann trotz seiner Taubheit allen musikalischen Festen beiwohnen. Seine Tochter, die Prinzessin Marie von Cambridge, jetzt siebzehn Jahre alt, ist hübsch und hat viel Charakter. Ein Fräulein von Ahlefeldt aus Holstein spielt die Hofdame bei ihr. — So viel aus den Palästen; nun in die Hütten. Von denen, die auf weichem Eiderdaun liegen, gleitet der Blick hier so leicht auf die Obdachlosen hinüber. Es ist nur ein coup d'oeil. Dort steht die Statue des Herzogs von Wellington, dieses unglückliche Kunstprodukt. Es schaut von Grosvenor-Gate auf beide Parks herab, den von St. James und den prächtigen mit Kensington-Palace schließenden Hyde-Park, den Versammlungsort unserer ganzen schönen und schönsten Modewelt, wo gelegentlich der Glanz aller Weltbreite zu schauen ist; und wo nebenher auf den weiten Rasenflächen die Blinden, die Lahmen, die Krüppel, die Hungernden und Obdachlosen sich lagern, und ohne Zweifel Gelegenheit genug finden, manche Frage an das Schicksal zu richten.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Der Carneval. — Bälle.

Der Caenval geht ziemlich lustig vorüber, zwar nicht auf den Gassen, denn da ist nichts davon zu sehen, wohl aber in den Häusern und an öffentlichen Orten. Der Aufzug mit dem festen Ochsen fiel diesmal weg, wie in den beiden letzten Jahren, bloß weil diese Ceremonie der Stadt Geld kostet. Die concurrenten festen Ochsen sind indessen dennoch beschaut und belobt worden, und wahrscheinlich bekommen die Eigenthümer Perise vom Ackerbauverein, oder von der Gesellschaft zur Aufmunterung des Gewerbfleißes; aber damit hat es sein Bewenden, wenigstens für diesmal. Im nächsten Jahre, wenn die Stadt des Geldes weniger bedürftig ist, läßt sie wohl wieder den festen Ochsen mit seinem Gefolge feierlich umherziehen zum großen Jubel der Gamins und der Kindsmädchen. Der heurige Carneval zeichnet sich blos durch eine Menge Bälle aus. Man glaubte der Präsident werde seine Bälle geben, er konnte aber nicht umhin dem Beispiel der hohen Beamten zu folgen und einige große Soireen zu veranstalten. Der Präsident der Nationalversammlung, der Staatspräsident, die Minister haben alle in dieser Weise den Carneval gefeiert, aber im diplomatischen Corps hat sich nur Ein Gesandter ausgezeichnet, und zwar der türkische, von dessen Festen man sonst kaum sprach; diesmal hat es dem Fürsten Callimachi sein fremder Botschafter an Pracht und Glanz gleich gethan. Einige große Mächte scheinen noch nicht recht zu wissen, wie sie mit der französischen Republik stehen und ob sie einen eigentlichen Gesandten oder bloß einen Geschäftsträger hier halten sollen. Der Türke aber, dem es wohl gleichgültig ist, ob die Christen monarchisch oder republikanisch regiert werden, hat einen Fürsten und eine glänzende Gesellschaft hieher geschickt, und dieser Fürst hat sich durch seinen Ball, welcher an Glanz manche Hofbälle übertraf, bei den Pariserr einen guten Namen gemacht. Den Bällen bei den hohen Beamten gibt die republikanische Verfassung eine eigene Färbung. Während der Restauration war man freilich nicht mehr so beschränkt, daß man gewisse Personen für hoffähig und die übrigen als Troß betrachtet hätte; aber man nahm doch Rücksicht auf Titel und Rang, und wer keines von beiden besaß, hatte wenig Hoffnung geladen zu werden. Ludwig Philipp, der seinen Thron dem Volke verdankte, mußte von dieser Hofpolitik abgehen, und es lag ihm namentlich viel daran, die Nationalgarde bei seinen Festen auszuzeichnen. Nur der Herzog von Nemours war thöricht genug, wenn er Bälle gab, die monarchischen Höfe nachzuäffen. Jetzt müssen zu den Bällen alle Stände gezogen werden; es gibt keine privilegirte Klasse in Frankreich mehr, und die Gleichheit ist ja eine der drei Cardinaltugenden der Republik, welche an allen Staatsgebäuden angeschrieben stehen und auf den Münzen geprägt sind. Daher steht es denn auf den jetzigen großen Bällen sehr bunt aus. Etikette und Ceremonien sind unbekannte Dinge geworden; man wird gedrängt und geschoben, und beim Heimgehen haben die Gäste einige Mühe ihre Oberkleider wieder zu finden. Dagegen wird eifriger getanzt als sonst. Steifheit und Zurückhaltung sind verschwunden, und man sieht, daß sich die Leute belustigen, als wären sie bei ihren Gekannten. Der Putz hat weniger gelitten als man von dem Einflusse des republikanischen Wesens erwarten sollte, und die Damen suchen im Glanz der Toilette einander zu überbieten, als ob sie an Karls X. oder an Ludwig Philipps Hofe tanzten. Hie und da erscheinen auch Prinzessinnen, welche sich mit der Republik vertragen haben, und trotz einem von der provisorischen Regierung erlassenen, aber wenig beachteten Dekrete ihre Titel beibehalten, so wie sie ihre Juwelen nicht abgelegt haben. Auf den Bällen im Elysée beim Präsidenten der Republik staunte man den Prunk der Frau von Demidoff, der Tochter des Erlösings Hieronymus, an, welche gerrennt von ihrem Gemahl in Paris lebt, und soll mehr Aufwand machen kann als ihr Vetter Präsident, der auf seine 1,200,000 Franken beschränkt ist. Demidoff, einer der reichsten russischen Großen, soll seiner Gemahlin, weil sie nicht mit ihm leben wollte, auch kein Geld mehr haben geben wollen. Sie führte deßhalb Klage beim Kaiser, und dieser zwang den Hofmann ihr jährlich 600,000 Franken anzuweisen. Ihr Vater Hieronymus kann keinen großen Aufwand machen; er bezieht blos seinen Gehalt als Marschall (seit zwei Monaten) und seinen Gehalt als Gouverneur des Invalidenhôtels, zusammen 70,000 bis 80,000 Franks, wozu vielleicht noch einiges Privatvermögen kommt; dasselbe kann aber nicht sehr bedeutend seyn. Ueberhaupt sind manche Mitglieder der Bonaparte'schen Familie nicht mehr reich, da sie durch den Sturz Napoleons ihre Einkünfte größtentheils verloren haben, und man die jetzt auf ihre Reklamationen wenig Rücksicht genommen hat. Natürlich würde es damit anders, wenn es Ludwig Bonaparte gelänge sich zum Kaiser aufzuschwingen, aber doch größere Macht zu erlangen, als er jetzt besitzt. Einstweilen kann er seinen Verwandten nur einträgliche Aemter und Ehrenstellen geben, und dieß thut er auch, wenn sie nicht im Unfrieden mit ihm leben, was bei einigen der Fall ist.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

Im Motto der Nr. 46 ist in der letzten Zeile zu lesen: Graus.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 50. Mittwoch den 27. Februar 1850.

Der erste Actus ist nun vollbracht,
Und der nun folgt — das ist der zweite.
Goethe.

Dünengeschichten.

(Fortsetzung.)

„Es war ein großer, ein herzerhebender Moment, die ganze Gesangenschaft ein prächtiges Abenteuer. Aber solche Erlebnisse sind jetzt auch nur in Italien möglich, wo Alles menschlich, d. h. mündlich abgemacht wird, wo es keine Voruntersuchungen und Aktenstöße gibt, weil das Papier theuer ist und viele Beamte — wie der Polizist in Merone — nicht lesen und nicht schreiben können. Hätte ich ein Glas Wein zur Hand, ich wollte heute noch Signor Francesco Lelli und Italien ein Vivat bringen, und der Oberst sollte mit einstimmen in den Fluch gegen alle Civilisation."

Alle dankten dem Erzähler für die heitere Mittheilung und waren sehr erstaunt, als sie bemerkten, daß der Morgen vorüber, der Mittag nahe und die Zeit der Ueberfahrt nach Helgoland gekommen sey.

„Anna hat Recht gehabt," sagte Coralline, die es nicht müde werden konnte sich die einzelnen, von Signor Ernesto geschilderten Situationen vorzustellen, welche sie alle für ihr Album gezeichnet haben wollte, „Anna hat Recht gehabt mit ihrem Vorschlag, und morgen muß gleich wieder eine Geschichte zum besten gegeben werden. Lassen wir Anna bestimmen, wer morgen an die Reihe kommen soll, und erneunen wir sie überhaupt zu unserem Präsidenten, weil sie uns auf den richtigen Weg zur Ausfüllung der Morgenstunden hingewiesen hat."

Die Präsidentenstelle wurde ihr von allen Seiten zuerkannt; sie nahm sie an und sagte: „Da wir heute eine Geschichte aus dem Süden und aus dem freien Leben eines Künstlers gehört haben, lassen Sie uns morgen eine Erzählung aus dem Norden hören. Der Commerzienrath soll der nächste seyn, der an die Reihe kommt, und da er Zeit hat, sich ganze vier- und zwanzig Stunden zu besinnen, so soll die Geschichte nicht aus Ost- und Westindien seyn, wo er in seiner Jugend gelebt hat, nicht aus London oder Paris, wohin er alle Jahr geht, sondern er soll eine Geschichte aus seiner Vaterstadt erzählen, eine hanseatische, eine Hamburger und eine wahre Geschichte."

Mit dieser Tagesordnung nahmen die Damen Abschied, da man in Helgoland angekommen war und der alte Lootse die grünen Ueberfährmarken von den Ausbeigenden einzusammeln begann.

Am nächsten Morgen sagte der Commerzienrath: „Es ist recht schwer für einen Mann, der fast das ganze Jahr zwischen den engen Mauern seines Hauses, unter dem Staube seiner Contobücher und Bilanzen leben muß, der Nachfolger des heitern Signor Ernesto zu werden. Was uns zunächst umgibt, ist nackte Prosa. In unsern Händen ist die Feder nur der Hebel, der zu einer weitverzweigten Thätigkeit den Anstoß gibt. Wir sehen in unserer Nähe wenig mehr als todtes Papier und todtes Geld, und doch schweben ferne Länder, ferne Menschen vor unserem Geiste, doch führen angstvolle Träume uns auf das Meer, auf dem unsere Schiffe in stürmischen Nächten hin- und hergeworfen werden; wir zittern oft für das Leben der Kapitäne und Leute, welche auf unser Geheiß in See gegangen und die uns oft durch langjähriges Zusammengehören lieb geworden sind. Eine Episode aus dem Leben eines unserer Kapitäne will ich Ihnen denn auch heute vortragen."

Digitized by Google

„Halt, Commerzienrath!“ unterbrach ihn Alwyn; „welchen Namen ſoll die Erzählung haben? Es iſt mit den Erzählungen wie mit den Menſchen: ſie prägen ſich uns deutlicher ein, wenn wir ſie ſcharf mit einem ihnen allein zugehörenden Namen zu bezeichnen wiſſen; ſie bleiben uns feſter im Gedächtniſſe. Hat es doch den meiſten Leſern ſogar etwas Kaltes, Unheimliches, wenn Goethe, dieſer Meiſter im Charakteriſiren und Individualiſiren, uns die Figuren ſeiner natürlichen Tochter, mit Ausnahme dieſer Eugenie, nur in dem allgemeinen Gewande ihrer geſellſchaftlichen Stellung vorführet. Die phantaſtiſchen Namen, welche Shakeſpeare oft für ſeine Helden erfindet, ſind uns menſchlich näher, treten uns bekannter entgegen als dieſer „König,“ „Fürſt,“ „Weltgeiſtliche“ u. ſ. w. Das iſt eine Manier vornehmer Abſtraktion, die abſtößt ſtatt anzuziehen, wobei es der ganzen Kraft eines Goethe bedarf, um dieſe Standesbezeichnungen für uns in die Reihe lebender Perſonen zu erheben. Laſſen Sie uns alſo unſerem Talent und unſerem Gedächtniß zu Hülfe kommen und die Geſchichten mit einem Namen verſehen. Wie ſoll die Ihre heißen, werther Freund?“

Der Schiffskapitän,

ſagte der Commerzienrath, ohne ſich lange zu beſinnen, und fuhr dann fort: „Es mag nun an zwanzig Jahre her ſeyn, daß mein Vater ein neues Schiff vom Stapel laufen ließ. Eine große Geſellſchaft war in unſerem Hauſe zuſammengekommen, um der Schiffstaufe beizuwohnen und nachher zugleich die Trauung des Kapitäns feiern zu helfen, der fortan das neue Schiff führen ſollte. Jahre lang im Dienſte meines Vaters und immer glücklich in ſeinen Fahrten, war gerade er auserſehen worden, ein neues Unternehmen, eine Handelsverbindung mit der Weſtküſte von Afrika zu begründen.“

„Kapitän Jan Evans, da unſer Freund einmal auf feſt bezeichnete Namen hält, Kapitän Evans hatte, ſeit er zum erſtenmal als Schiffsjunge in See gegangen war, im Ganzen wenig in der Heimath gelebt, wenn man die Zeit abrechnet, die er ſpäter bei ſeinen Eltern zubrachte, um den Curſus auf der Navigationsſchule in Hamburg zu machen und ſich für das Steuermannsexamen vorzubereiten. Seine Eltern beſaßen ein Grundſtück im Flecken Neumühlen, deſſen lange Häuſerreihen ſich jenſeits Altona längs der Elbmündung hinziehen. Nach dem Tode der alten Leute ſtand das Haus lange Zeit unbewohnt, bis in dem Jahre, von dem die Rede iſt, der Kapitän, von ſeiner Reiſe heimgekehrt, auf den Wunſch meines Vaters nicht wieder in See gehen ſollte, bevor das neue Schiff ausgerüſtet ſeyn würde. Das bewog den Kapitän, die lange geſchloſſenen Fenſterladen des Vaterhauſes, das er nie vermiethet hatte, öffnen zu laſſen, um es ſelbſt zu beziehen.“

„Man muß die ausgezeichnete Reinlichkeit nordiſcher Hafenſtädte kennen, man muß geſehen haben, wie die Seeleute ihre Häuſer ſo ſchmuck zu halten lieben als ihre Schiffe, und wie in Neumühlen, wo viele Schiffskapitäne und Steuermänner kleine Beſitzungen haben, die Häuſer leuchten vor ſauberer Pflege, um zu begreifen, wie unwillig Jan Evans war, als er ſein lange verlaſſenes Haus traurig vernachläſſigt fand. Das Gärtchen vor der Thüre, denn dieſes fehlt nirgends, war voll Unkraut, die Reihe der prächtigen Linden wucherten wild nach allen Seiten und verſchatteten die Zimmer, welche dadurch feucht geworden waren, ſo daß die grüne Oelfarbe auf den mit Holz bekleideten Wänden häßliche gelbe Flecke bekommen hatte. Das ganze Haus machte einen trübſeligen Eindruck, und ſelbſt die chineſiſchen Pagoden, welche, vom Vater einſt aus China mitgebracht, noch auf demſelben Nußbaumſchranke ſtanden, auf dem Jan ſie als Kind geſehen hatte, ſchienen traurig mit dem Kopfe zu nicken, als Jan das väterliche Erbe endlich wieder einmal betrat.“

(Fortſetzung folgt.)

Kritiſche Tage in der Völkergeſchichte.

(Schluß.)

Die bedeutſamſte Zeit für Schlachten iſt die zweite Hälfte des Juni. Am 14. Juni 1800 war die mörderiſche und entſcheidende Schlacht bei Marengo, welche Frankreichs Uebergewicht entſchied und Bonapartes Macht vollends befeſtigte; am 14. Juni 1807 die Schlacht bei Friedland, welche den Höhepunkt des Feldherrnglücks Napoleons bezeichnet. Am 14. Juni 1815 begannen die Schlachten, welche nach vier Tagen mit dem gänzlichen Untergang dieſes Mannes endigten. Hier iſt beſonders auffallend, daß die drei entſcheidenden Momente faſt auf den Tag zuſammentreffen und faſt nach gleichen Zeiträumen ſich wiederholen.

Die Zeit vom 12. Juli bis zum 6. Auguſt zeichnet ſich wieder mehr durch innere Bewegungen und wichtige Staatsakte aus. — Am 12. Juli 1806 wurde der Rheinbund und damit das Ende des deutſchen Reichs unterzeichnet. Am ſelben Tag 1848 übernahm Erzherzog Johann in der Nationalverſammlung feierlich die ihm übertragene Gewalt und fand die letzte Sitzung des Bundestags ſtatt. Am 14. Juli 1789 wurde die Baſtille in Paris erſtürmt. Am 23. Juli 1532 wurde der erſte Religionsfriede in Deutſchland

Digitized by Google

geſchloſſen. Am 27. Juli (9. Thermidor) 1794 wurde das Schreckenſyſtem in Frankreich mit Robespierre geſtürzt. An demſelben Tag 1830 begann der Kampf in Paris, der mit der Vertreibung Carls X. endigte.

Beſonders bedeutungsvoll tritt der 6. Auguſt hervor. — An dieſem Tag im Jahr 1043 wurde der Vertrag von Verdun geſchloſſen und Deutſchlands Selbſtſtändigkeit gegründet. An demſelben Tag 1804 legte der letzte deutſche Kaiſer ſeine Krone nieder, und am gleichen Tage 1848 war die Huldigung für den Reichsverweſer und zog Oeſterreichs ſiegreiches Heer in Mailand ein.

Nach dieſer heißeſten Zeit des Jahres mehren ſich wieder die Schlachttage. Am meiſten drängen ſich aber dieſelben zuſammen in der zweiten Hälfte des Oktober. Dieß iſt die reichſte Erntezeit des Kriegsgottes, unmittelbar ehe der Winter die Bewegungen der Kriegsheere erſchwert. — Auf den 14. Oktober 1066 fällt der große Sieg Wilhelms des Eroberers bei Haſtings, der Englands Geſchicke auf lange Zeit entſchied. Am 14. Oktober 1756 wurde die ſächſiſche Armee von König Friedrich II. genöthigt zu kapituliren. Am ſelben Tage, zwei Jahre nachher, wurde dieſer König von den Oeſterreichern bei Hochkirch überfallen und geſchlagen. Am gleichen Tage, 48 Jahre nachher, im Jahre 1806, wurde die preußiſche Armee von Napoleon auf's Haupt geſchlagen. Am 17. Oktober 1799 kam Napoleon aus Egypten nach Paris zurück, um ſeine neue große Siegesbahn zu betreten. An demſelben Tag, dreizehn Jahre ſpäter, 1814, trat Napoleon ſeinen verhängnißvollen Rückzug aus Moskau an. Am gleichen Tag 1805 ſtreckte die öſterreichiſche Armee bei Ulm das Gewehr. Am 18. Oktober vernichtete die große Völkerſchlacht bei Leipzig die Macht Frankreichs in Deutſchland. Am 20. Oktober 1827 war die Schlacht bei Navarin, welche die türkiſche Flotte zerſtörte, und am 21. Oktober 1805 die Schlacht bei Trafalgar, welche der franzöſiſch-ſpaniſchen Flotte den Untergang durch die Engländer brachte. — Leicht ließen ſich noch weit mehr Gedächtnißtage aus dieſen Wochen aufführen, in denen kriegführende Mächte den Schluß der zu Schlachten günſtigen Jahreszeit zu benutzen ſich beeilten.

Mit dem November werden die Schlachten naturgemäß ſeltener, dagegen hat dieſer Monat eine bedeutungsvolle Berühmtheit durch Ereigniſſe, durch welche die Befreiungsverſuche der Völker vereitelt wurden und die Führer im Kampfe unterlagen. — Am 1. November 1814 wurde der Wiener Congreß eröffnet, auf welchem die deutſchen Geſandten wieder verdarben, was die Feldherrn erkämpft hatten. Am ſelben Tag 1837 wurde die Verfaſſung Hannovers vom Jahr 1833 durch ein Patent aufgehoben und der Anfang gemacht mit den vielen Octroyirungen von Verfaſſungen. — Aber die bedeutendſten Tage ſind vom 7. bis 10. November. Am 7. November 1823 wurde Riego in Madrid hingerichtet und damit vollends jede Freiheitshoffnung dieſes Jahres vernichtet. Am 9. November 1848 wurde Robert Blum in Wien erſchoſſen, und erſchien das Miniſterium Brandenburg in der preußiſchen Nationalverſammlung, um dieſe zuerſt zu vertagen und ſofort aufzulöſen. Der 9. November iſt auch der Erinnerungstag an den 18. Brumaire, wo General Bonaparte die letzten Blüthen der mit ſo großen Opfern errungenen Freiheit pflückte und durch eine Diktatur ſich den Weg zu einem Kaiſerthron bahnte. — So finden wir in den letzten Monaten des Jahres Gedächtnißtage des Untergangs der Freiheit, welche im Frühjahr unter großen Hoffnungen und Anſtrengungen, oft mit Strömen von Blut errungen worden.

Wir knüpfen keine Betrachtungen an dieſe Zuſammenſtellung; jeder mag daraus machen was er kann und muß. Wir ſagen nur ſo viel: die Ausſicht in die Geſchichte, die ſich einem damit eröffnet, wäre ſehr troſtlos, dürfte man nicht den Glauben feſthalten, alle dieſe Ermordungen, Hinrichtungen, Schlachten und Opfer ſeyen nur die Spatenſtiche, durch welche die Menſchheit unter Angſt und Mühe zu höheren Entwicklungen vorbereitet wird, durch welche der Weltgeiſt den Boden der Geſchichte von Zeit zu Zeit mit der ſtarken Pflugſchar umreißt, um beſſern Saaten Gedeihen zu verſchaffen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Schluß.)

Muſik — Theater

Außer den Bällen hat das Pariſer Publikum Zerſtreuung genug durch Concerte und Schauſpiele. Das Muſikconſervatorium gibt wie in den letzten Wintern ſeine vortrefflichen Concerte, wobei viele in dieſer Anſtalt gebildeten Zöglinge mitwirken, und wo die Liebhaber der Tonkunſt Haydns, Mozarts und Beethovens Meiſterwerke aufführen hören. Nur iſt der Eintritt etwas theuer. Ein engliſcher Schauſpielunternehmer, Namens Lumley, hatte um die Erlaubniß nachgeſucht, ſogenannte concerts costumés zu geben. Was dieß ſeyn ſoll, wird nicht geſagt; vermuthlich ſollen die Sänger, welche Arien aus Opern vortragen, im Coſtüm ihrer Rollen auftreten. Zu dieſer Vorſtellung hatte er das Muſikconſervatorium auserſehen, da der Saal deſſelben eine kleine Bühne enthält. Es ſcheint die Regierung war geneigt, dem wahrſcheinlich gut empfohlenen Engländer ſeine Bitte zu gewähren; aber der Tonkünſtlerverein, der dort die gewöhnlichen Winter-

Digitized by Google

converte gibt, protestirte feierlich gegen dieses Verhaben; es würde, behaupten sie, ihre Concertanstalt zu Grunde richten. Andererseits würde die italienische Oper, welche sich schon jetzt kaum halten kann, und vielleicht vor Ende des Winters aufhören muß, stark darunter leiden. Trotz der Victor Hugo'schen Marime, daß der Staat theatralischen Unternehmungen die uneingeschränkteste Freiheit gewähren müsse, wird also Lumley mit seinem Gesuche abgewiesen werden. — Für alle Kunst sind die gegenwärtigen Zeitumstände höchst verderblich. Viele Künstler sind genöthigt Auktionen ihrer Zeichnungen, Gemälde, Bildhauerstücke u. s. w. zu veranstalten, da die Bestellungen fast ganz aufgehört haben. Nur der gewandte und flinke Horace Vernet hat vollauf zu thun. So eben hat er sein Gemälde des Präsidenten zu Pferde öffentlich ausgestellt. Es gibt keinen bessern Pferdemaler als H. Vernet; man macht sich aber darüber lustig, daß er Benaparte in vollem Galloy gemalt hat, als ob das Roß mit dem Herrn Präsidenten aufs schleunigste davon eilen wollte. Die Künstler sehnen sich alle nach der jährlichen öffentlichen Ausstellung ihrer neuen Werke. Man ist aber weislich vom Brauche abgegangen, ihre Leistungen im Louvre auszustellen und zu diesem Behuf viele der alten Gemälde wegzunehmen, welche dadurch oft beschädigt wurden, während denen, die man bloß verdeckte, der durch das Menschengedränge hervorgebrachte Dunst schadete. Im vorigen Jahre war die Ausstellung in den Tuilerien; aber die Gemälde waren dort ungünstig aufgestellt. Jetzt will man die Zimmer der Orleans'schen Familie im Palais-Royal dazu wählen. Diese Gemächer erregen ein schmerzliches Gefühl; die Sammlung von Gemälden lebender Künstler, welche Ludwig Philipp daselbst angelegt hatte, wurde in der Februarrevolution vom wüthenden Pöbel zerstört, und die schönsten Gemälde vieler französischen Künstler der jetzigen Zeit sind so unwiederbringlich verloren gegangen. Da aber der Raum dort nicht sehr groß ist, wird man wenigstens ein dem Geist der Republik angenommenen Grundsatz, daß man alle eingesendeten Stücke in die Ausstellung aufnehmen müsse, ohne auf den Kunstwerth zu sehen, ohne sie dem Urtheil von Kunstrichtern zu unterwerfen, nicht mehr festhalten können. — Die Modeschriftsteller suchen jetzt ihr Heil auf dem Theater, und in der That ist dieser Winter Einigen sehr günstig. Alexander Dumas stellt seine Mademoiselle de Belisle im Théâtre français mit großem Beifall wieder vornehmen, weil Dlle. Rachel den Einfall gehabt hat, die Tragik bei Seite zu legen und in einem Lustspiel die Hauptrolle zu spielen, und E. Sands liebliches Familiengemälde François le Champi wird in einigen Tagen zur siebzigsten Vorstellung kommen. Man kann sich noch immer nicht genug wundern, daß man von einer solchen Dichterin ein so moralisches Schauspiel bekommen hat. Dg.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Oeffentliche Noth.

Welche Fülle menschlicher Zustände steht der Hyde-Park tagtäglich! Welch ein Buch der Zeit könnte er uns werden, wenn ihm die Gabe des Wortes verliehen wäre! Am Tage ist er der Sammelplatz der Müssiggänger, bei Nacht der Bereich des Lasters. Früher wurden die Thore desselben mit einbrechender Dunkelheit geschlossen, theils weil der Fußgänger dort nicht mehr mit Sicherheit wandeln konnte, theils weil man dem Auswurf der Menschheit dadurch gewissermaßen eine Freistätte zu öffnen meinte. Indessen ist diese tugendhafte Besorgniß jetzt vor der Betrachtung gewichen, wie unbequem der weite Weg eings um den Park für alle Geschäftsleute ist, die auf eigenen Füßen wandern müssen, und in Rücksicht hierauf hat man denn einige Polizeidiener im Mittelpunkte aufgestellt und läßt jeden, der sich auf die dunklen Pfade wagen will, bis zehn Uhr Abends nach Belieben seiner Wege gehen. Man muß gestehen, daß überall so viel als möglich auf die Bequemlichkeit und den Vortheil des Publikums Rücksicht genommen wird, und wenn sich trotz dem noch immer die größten Uebelstände herausstellen, so haben freilich auch gar manche Dinge eine zu tiefe Wurzel, um so mit einemmale ausgerottet zu werden, wie zum Beispiel die Lage der armen Nähterinnen. Man berechnet die Zahl derselben auf dreißig tausend. Ihr Schicksal ist das Gespräch des Tages, ihre Noth beschäftigt alle Herzen, auf die Abhülfe derselben sinnen Staatsmänner und Gelehrte, die Presse wie die Wohlthätigkeitsvereine machen es sich zur Aufgabe das allgemeine Interesse dafür rege zu erhalten. Dreißig tausend weibliche Wesen, die mit der angestrengtesten Arbeit nicht so viel erschwingen können, um nothdürftig ihr Dasein zu fristen, die als Mütter, Töchter, Schwestern gezwungen sind allnächtlich sich in den Straßen anzubieten, nur um sich selbst, und die ihnen theure sind, vor dem Hungertode zu bewahren — das ist empörend! — Mag immerhin das Laster die Wege des Lasters gehen! Die Welt ist kein Utopien, und wird wohl niemals einer Beobrüderung von Heiligen gleichen; wir nehmen daher ein wenig Sünde als nothwendige Bedingung mit in den Kauf. Wenn aber der rechtschaffene Mensch die Arbeit nicht finden kann, die ihn nährt, und wider Willen und Neigung den Weg des Lasters, den er verabscheut, gehen muß, so ist die menschliche Gesellschaft, die dieses zuläßt, für solche That verantwortlich, und Institute, die solche Zustände bedingen, sind verwerflich. Zu dieser Erkenntniß ist man denn hier auch gekommen. Daß man zuvörderst dem Freibandel einen großen Theil der Schuld aufbürdete, läßt sich denken. Das Neue, das noch Unerprobte findet stets heftige Gegner. Scheute man diesen Widerstand, so wäre die menschliche Gesellschaft nie um einen Schritt weiter gekommen. Auch die Maschinen sollten die Schuld tragen, daß so viele Hände zeitlich feiern, und demnächst das Ueberbleiben auf dem Handelsmarkt. Leugnen kann man allerdings nicht, daß die Preise aller Manufakturen unendlich gefallen sind. Man begreift kaum, wie Zeuge aller Art, Spitzen, Stickereien, die verschiedensten Handarbeiten um solchen Spottpreis feilgeschlagen werden können. Und ist dieß nun schon im Detailgeschäft der Fall, was muß es erst im Engroshandel sein! Der Fremde, der längst der Läden in Oxford-Street hinwandelt und an den verschiedenen Artikeln in den Fenstern die Preise liest, ist ganz erstaunt im theuren Engelland um solches Spottgeld kaufen zu können. Gar manche deutsche Frau, die hier von der Geschicklichkeit ihrer Hände einen kleinen Gewinn ziehen möchte, mußte die verschiedenen Gegenstände mit traurigem Blick, weil sie sich sagen muß, daß, um solchen Lohn zu arbeiten, kaum das nöthige Brod zum Unterhalte gewinnen hieße. Es ist nicht zu leugnen, das weibliche Proletariat ist auf's Verhungern angewiesen. Das „Morning-Chronicle" hat es sich in den letzten Wochen angelegen seyn lassen Einzelheiten über diese Zustände zu liefern, bei denen sich das Haar sträubt. Man ist um so mehr durch diese Thatsachen überrascht, je weniger man darauf vorbereitet war. Man meinte mit der hohen Armensteuer und den zahlreichen wohlthätigen Anstalten jedem Uebel der Art sicher vorgebeugt zu haben, und die Scharen der Bettler, die den Fußgänger auf jedem Schritte verfolgen, setzte man nicht auf Rechnung der Armuth und der mangelnden Erwerbsquellen, sondern schrieb ihre Existenz der sittenlosen Faulheit zu.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 51. Donnerstag den 28. Februar 1850.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas.
Proverbe français.

Die Carrikatur in Frankreich seit der Februarrevolution.

(s. Nr. 4. 5.)

V.

Seit ich Ihnen über die Spottbilder des Charivari und seiner Collegen zum letztenmal geschrieben, hat der unerschöpfliche Dämon dieses kleinen und leichten Krieges gegen die Mächte nnd Gestalten des Tages in einem Bereiche, wo ich ihn schon fertig und mit ihm fertig zu seyn glaubte, eine Anzahl neuer, höchst possierlicher Narreteien hervorgebracht, die mich, ehe ich seine Streifzüge auf ein anderes Gebiet verfolge, zu einer flüchtigen Nachlese nöthigen.

Einer der beliebtesten Priester des erwähnten Dämons ist der Sohn des Grafen Noe, eines ehemaligen Pairs von Frankreich, und da er in seinem demokratischen Handwerk mit seinem hochadeligen Namen nicht hervortreten will oder darf, so zeichnet er „Cham." Cham hieß ja, wie man in dem bibelfesten Deutschland sicher weiß, der ungerathene Sohn des Erzvaters Noah, auf französisch Noe, und da der Betrieb eines so plebejischen Geschäfts wie die Verfertigung satirischer Skizzen für leichtfertige Zeitungen den Sprößling eines aristokratischen Hauses gerade nicht als würdigen Nachfolger seiner Ahnen erscheinen läßt, so war Cham sicher der passendste Name, den der Sohn des Grafen Noe wählen konnte und den er auch mit liebenswürdiger Offenheit sich gab.

Cham wird aber, das ist wenigstens die allgemeine Meinung im allerdings fabelseligen Frankreich, Cham wird als der Urahn des schwarzen Stammes, gleichsam als der Adam der stumpfnasigen Neger angesehen. Ganz billig ist es also, wenn der Künstler, der sich mit dessen Namen schmückte, dem neuen Kaiser von Haiti einen großen Theil seiner Zeit und die besten Säfte seiner reichen Ader widmet. Auf Soulouque kommt der neue Cham immer von neuem zurück, und alle großen und kleinen Ereignisse, die den Nachrichten des Paketboots oder den Mittheilungen seiner gut unterrichteten Phantasie zufolge am Hofe Faustins des Ersten vorfallen, verarbeitet Cham zu ergötzlichen Episoden eines epischen Bilderbuchs.

Soulouque wird fortwährend als eifriger Nachahmer Napoleons geschildert. „Vierzig Jahrhunderte sehen auf euch herab von der Höhe dieser Pyramiden," so redete in Egypten General Bonaparte seine verschmachtenden Soldaten deklamatorisch an. Seit einem halben Jahrhundert wird von allen, die in der ewigen Anbetung des großen Mannes aufgewachsen sind, und außerdem von dem Heere derer, die hohles Pathos mit Beredsamkeit verwechseln, diese Phrase, vorausgesetzt daß sie dieselbe kennen, als die erhabenste ausposaunt, womit je ein Feldherr seine Truppen befeuert, als etwas selbst von den Meistern des Alterthums nicht Erreichtes; sie wird unter andern höher gestellt als die einfachen Worte, mit denen Nelson am Vorabend der Schlacht von Trafalgar seine Mannschaft zu dem entscheidenden Kampfe vorbereitete: „England erwartet, daß jeder von euch morgen seine Schuldigkeit thun werde."

So sehr jedoch diese Phrase des Generals Bonaparte vom großen Haufen angestaunt wird, so entging sie doch auch in Frankreich der Kritik nicht, und außer dem heftigen Tadel fanatischer Feinde

Digitized by Google

erlaubten auch feinere Freunde ſich ſkeptiſche Bemerkungen. Man kennt die Anekdote, die, glaub' ich, in der Vorrede oder in den Anmerkungen zum Gedichte „Napoleon in Egypten“ von Mery und Barthelemy ſich findet. Ein alter Soldat, wird dort erzählt, der den Feldzug am Nil und die Schlacht bei den Pyramiden mitgemacht, darüber befragt, ob er die berühmte Phraſe, die Napoleon dort geſagt, verſtanden, habe geantwortet: „Ich nicht, aber der Herr Hauptmann hat's verſtanden für mich.“ Ob ſich das wirklich ſo verhielt, ob der Hauptmann wirklich verſtanden, das laſſe ich dahingeſtellt ſeyn, wie gern ich auch zugebe, daß der Herr Hauptmann wenigſtens zu verſtehen glaubte. Mag dieß nun eine wahre Geſchichte oder eine verſteckte Kritik ſeyn, auf jeden Fall iſt dieſe Kritik ohne Vergleich ehrerbietiger als die Parodie, welche uns zunächſt der böſe Cham von der bewunderten Anrede gibt. Soulouque, ganz typiſch, wie der in der Phantaſie des Volkes lebende Napoleon angethan, in derſelben Stellung, raſch und gebieteriſch, und den Ausdruck nachgemachter Ueberlegenheit im afrikaniſchen Geſicht, ruft einem Bataillon ſchwarzer, nur ſehr ſpärlich bekleideter Grenadiere zu: „Vierzig Affen betrachten euch von der Höhe dieſer Cocosbäume (du haut de ces cocotiers quarante singes vous contemplent).“ Wir ſehen auf einem nahen Cocosbaum eine Geſellſchaft beſchwiſter Quadrumanen, die ſich die Cocosnüſſe ſchmecken laſſen; einige ſind jedoch von ihrer klaſſiſchen Höhe herabgeſtiegen und ſehen ganz brüderlich, mit ihren Schwänzen Ringe ſchlagend, dem Exercitium der ſchwarzen Grenadiere zu. Das Bildchen iſt ſehr luſtig und ich habe es hier von Niemanden in Augenſchein nehmen ſehen, der nicht laut aufgelacht hätte.

Für den gebildeten Pariſer enthält es außer der politiſchen Bedeutung noch ein Nebenepigramm, das dem Fremden, wenn er nicht eine Zeitlang hier gelebt hat, nothwendig entgeht. Die Worte quarante singes ſind in der Parodie an die Stelle von quarante siècles geſetzt, und dieß iſt gerade eine der Verwechslungen, die im Munde nicht nur der Männer und Frauen aus dem Pariſer Pöbel, ſondern auch des Pariſer Bürgerſtandes nicht ſelten ſind. — Ein paar Seiten könnte ich füllen, wollte ich Alles hieherſetzen, was mir von derlei ſpaßhaften Fehlgriffen in meinem perſönlichen Umgange vorgekommen iſt. Munitions ſtatt Minuties, pétrifié d'orgueil ſtatt pétri d'orgueil, tour de Nesle ſtatt tour de Babel, pistolet d'hameçon ſtatt pistolet d'arçon, simuler ſtatt stipuler, difficeile ſtatt deficit: das iſt ein Halbdutzend vom Zufall aus einer Unzahl herausgegriffen. Sheridan, wenn er aus der Unterwelt zurückkäme und einen Ausflug unternähme an die Seine, müßte in freudiges Erſtaunen gerathen über die Schnelligkeit, mit der das Geſchlecht ſeiner Miß oder Miſtreß Malapropos ſich fortgepflanzt.

(Schluß folgt.)

Dünengeſchichten.

(Fortſetzung.)

Der Kapitän, ein friſcher, froher Mann von etwa vierzig Jahren, war, nachdem er ein paar Wochen im Hauſe zugebracht hatte, nicht mehr derſelbe Menſch. Er war mißmuthig, reizbar und ſchwer umgänglich geworden, und mein Vater klagte oftmals über die Ungeduld, mit der Evans auf die Beendigung des Schiffbaus wartete, um nur wieder fortzukommen. — Eines Tages trat er zu ungewohnter Stunde in unſer Haus, mit dem Verlangen meinen Vater zu ſehen, der um dieſe Zeit nicht im Comptoir, ſondern in der Familie zu ſeyn pflegte. Man ließ den Kapitän eintreten, und nachdem wir Kinder auf ſeinen Wunſch entfernt worden waren, ſagte er: „Ich habe mit Ihnen Etwas zu beſprechen, wobei es am Beſten iſt, daß gerade die Frau es mit anhört. Ich komme von der Werfte und habe mir das Schiff angeſehen; es wird vor zwei Monaten nicht vom Stapel laufen können. Dann iſt es zu ſpät in See zu gehen, wenn Sie auch die Takelage auf dem Stapel machen laſſen. Ich komme nun einmal vor dem Frühjahr nicht fort. So lange halte ich's hier nicht aus. Hätte ich meine Leute von der Fortuna hier — ſo hieß das Schiff, welches er bis dahin geführt hatte — könnte ich dieſe in Neumühlen bei mir haben, ſo ſollte es wohl gehen, aber in der Stille draußen werde ich mißſüchtig. Mir wäre beſſer auf einer Sandinſel mit Möven und Seebunden allein unter freiem Himmel, als unter all den aufgeſtapelten Vorräthen des kleinen Hauſes, die gebraucht ſeyn wollen, und die ich nicht brauchen kann. Da habe ich denn fragen wollen —“ — „Ob Ihr fort könnt?“ unterbrach ihn mein Vater; „nun, daran denkt Ihr doch wohl nicht im Ernſte, Evans? — „Nein, daran denke ich nicht. Ich habe es übernommen das neue Schiff zu führen, und pflege Wort zu halten. Aber ich habe fragen wollen —“ — Er ſtockte, drehte den Hut in der Hand, wendete ſich an meine Mutter und ſagte: „Was meinen Sie, ob ich mir wohl eine Frau nehmen ſollte?“

Es ſchien, als ob ihm eine große Laſt vom Herzen genommen wäre, nachdem er dieſe Worte geſprochen. Er hatte das Haus, ein hübſches Vermögen, war ein ſtattlicher, braver Mann, und verhieß durch ſein ganzes Weſen ein guter Familienvater zu werden, ſo daß meine Mutter ihm ernſtlich zur Ausführung

Digitized by Google

ſeines Entſchluſſes rieth und ſich erkundigte, ob er ſchon ein Mädchen gefunden habe, das er zu heirathen gedenke?

„Würden Sie mir die Marie geben?“ fragte er. Marie war die Tochter einer Frau, die mich und meine ſämmtlichen Geſchwiſter gewartet hatte und nun ſchon lange geſtorben war. Meine Eltern hatten Marie erziehen laſſen, ſie diente meiner Mutter als Kammerjungfer, wurde aber von uns allen zur Familie gerechnet und war uns aufrichtig lieb. Sie mochte damals vier- und zwanzig Jahre alt ſeyn und konnte ein ſchönes Mädchen genannt werden. Meine Mutter ſagte, ſie betrachte eine Heirath zwiſchen Marie und dem Kapitän als eine ganz ſchickliche, obgleich er bedeutend älter ſey, und dieſer bat ſie, ſofort ſeine Fürſprecherin beim Mädchen zu werden. — „Sagen Sie ihr, daß ſie mir ſeit Jahren gefallen hat, daß ich mich immer, wenn ich zurückgekommen bin, gefreut habe, ſie wieder zu ſehen, daß ich oft gemeint habe, wenn ich auf fremden Hafenplätzen die andern Kapitäne Einkäufe machen ſah für Weib und Kind: ſo könnteſt du auch thun und dir und andern Freude machen, aber für wen? — Mich hat's gereut, daß ich ledig geblieben bin, und ich habe oft in ſchlimmen Nächten auf dem Meere recht Luſt gehabt, einmal auszuruhen bei Weib und Kind. Bin ich dann nach Hauſe gekommen, habe ich immer gleich wieder fort müſſen und hab's Heirathen vergeſſen, wenn ich ſo raſch löſchen und gleich wieder Ladung an Bord nehmen mußte. Jetzt aber habe ich Zeit genug gehabt daran zu denken, und ich hätte die Marie gern. Sie ſollte es auch gut haben mit mir, darauf können Sie ſich verlaſſen.“

Marie wurde befragt und gab freudig ihre Zuſtimmung. Der Kapitän ließ das kleine Haus in Neumühlen abputzen, die Stuben wurden neu gemalt, der Garten beſtellt, die Linden beſchnitten, und während Marie die Leinenvorräthe und das Silberzeug ihrer verſtorbenen Schwiegereltern mit Beſitzesfreude für den künftigen Haushalt ordnete, war der Tag herangekommen, an dem das Schiff vom Stapel gehen und das Brautpaar getraut werden ſollte.

Wir fuhren alle nach dem Hafen, meine Eltern hatten das Brautpaar im Wagen, die geladenen Gäſte folgten. Man beſtieg das Schiff, die Brautleute voran, dann meine Eltern und die Fremden. Die Taufrede für das Schiff ward gehalten, es bekam den Namen „die Eheleute.“ Man brachte Vivats aus, ſchwenkte Gläſer und Hüte und ging vom Steuer, wo man die Taufe vollzogen, nach dem Bugſpriet, um dort während des Heruntergehens zu verweilen. Die Treppen wurden weggenommen, die Schlitten, in denen der Kiel geht, mit Talg und Seife geſchmiert, die Artſchläge erklangen an den letzten Stützen, die Taue wurden ſchlapp gemacht; noch ein Artſchlag, und unter dem jubelnden Hurrah der Zimmerleute, Matroſen und Zuſchauer ſchoß das prächtige Schiff in's Waſſer. Zugleich aber ertönte ein Angſtſchrei, denn das Hauptau war zerriſſen und das Schiff, das dieſes Halts entbehrte, kam mit ſolcher Gewalt herab, daß es faſt bis an das jenſeitige Ufer trieb, wo es ſich feſtfuhr.

Ein und für ſich war dieß kein Unglück; es verurſachte nur einige Koſten, das Schiff wieder los zu winden. Aber die Freude des Feſtes war durch den Schreck unterbrochen und durch den Aberglauben getrübt, der im geſtörten Herunterkommen eines Schiffes ein böſes Zeichen für daſſelbe erblickte. Es kam ein Schweigen über die Hochzeitgäſte, Marie weinte und ſelbſt der Kapitän ſah verdüſtert aus, denn mehr oder weniger abergläubiſch ſind die Seeleute alle. — Indeß nach der Trauung heiterte man ſich wieder auf, das junge Paar fuhr nach Neumühlen hinaus und Herbſt und Winter vergingen den jungen Gatten ſchnell und glücklich. Mit Schreck bemerkten ſie das Herannahen des Frühjahrs, denn das Schiff war flott, die Ladung vorbereitet, und ſobald die Elbe frei von Eis war, ſollte es die Anker lichten.

Das geſchah zu Ende des März. Der Kapitän hatte ſich zum erſtenmal mit Thränen von Hamburg getrennt, nachdem er meiner Mutter ſeine Frau auf die Seele gebunden, die im Sommer ihr erſtes Kind zu erwarten hatte. Ging Alles auf der Reiſe glücklich, ſo konnte man um die Zeit ihrer Entbindung Nachrichten von ſeiner Ankunft in Afrika erhalten, und er hatte verſprochen, ſo bald als möglich zu ſchreiben, da nicht nur ſein junges Weib, ſondern auch unſer Haus ſeinen Briefen geſpannt entgegen ſahen.

Indeß war Marie längſt eines Knaben genеſen, und noch war keine Nachricht von ihrem Manne da. Der Herbſt kam herbei und verging, der Winter ebenfalls, und immer kam keine Kunde vom Schiff. Kein anderes Fahrzeug war ihm begegnet, nirgends hatte es angelegt, nirgends war eine Spur davon geſehen worden, und nach Jahr und Tag mußten wir uns ſagen, daß es untergegangen ſeyn müſſe mit der ganzen Mannſchaft. — Die Trauer der jungen Frau war ſehr groß, die Hoffnung aber immer noch lebendig, daß die Mannſchaft gerettet ſeyn könne, daß ihr Mann noch wiederkehren werde. So vergingen die Jahre, bis endlich, als alle denkbaren Nachforſchungen ſich vergeblich erwieſen hatten, auch Marie ſich an den Gedanken ſeines Todes zu gewöhnen und ſich als Wittwe zu betrachten anfing.

Um dieſe Zeit lernte ſie einen Mann kennen, der ein kleines kaufmänniſches Geſchäft in Neumühlen betrieb, und der ſie zur Frau zu nehmen wünſchte. Da Evans

Digitized by Google

seit zehn Jahren fort war, riethen meine Eltern Marie um ſo mehr, den Heirathsantrag anzunehmen, als ſie offenbar ſelbſt Neigung dazu hatte. Ehe jedoch eine neue Ehe geſchloſſen werden durfte, mußte Evans gerichtlich für todt erklärt werden. Dieß hatte in dieſem Falle nach den üblichen Vorladungen keine Schwierigkeit, und Marie wurde im Jahr 1830 zum zweitenmale getraut, als der Sohn aus ihrer erſten Ehe in ſein eilftes Jahr getreten war.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Schluß.)

Oeffentliche Noth.

Da England für den Engländer ſtets das beſt regierte Land der Welt iſt und bleiben wird, ſo konnte er unmöglich ein Auge für Mängel haben, die das Gegentheil beweiſen. Da ſieht er nur zu ſeinem Schrecken zuerſt das Schickſal der armen Weber bloßgelegt. Im Jahr 1824 beſtand die wöchentliche Einnahme derſelben in 14 Schilling 6 Pence; davon konnten ſie leben; im Jahr 1849 ſank ihr Wochenlohn auf 5 Sch. 6 P. herab, wobei ſie nur verhungern können. Jeden Monat einmal Fleiſch zu koſten, iſt ihr höchſter Luxus. Da iſt ferner die ganze Klaſſe der Arbeiter in den Docks, deren an zwanzig tauſend ſind; ihre Einnahme beläuft ſich auf 5 Sch. die Woche. Da ſind die Schneidergeſellen; ſie erhalten 3 Sch. 6 P. für einen Rock, ſitzen in engen Stuben zuſammengedrängt, die ihnen oft zugleich als Speiſezimmer und Schlafſtelle dienen, haben wöchentlich für Zuthaten 1 Sch. 6 P. auszugeben, für Erleuchtung noch 6 P. weiter, ſo daß ihnen endlich 3 Sch. für Kleidung und Nahrung bleiben, womit kein Menſch die Nothdurft je befriedigen vermag, wenigſtens in England nicht. Da iſt die ganze Klaſſe der Vorhemdennähterinnen; ſie erhalten für das Dutzend 2 Sch., arbeiten von fünf Uhr Morgens bis neun Uhr Abends und können dennoch ihre Einnahme im Durchſchnitt nicht bis auf 3 Sch. ſteigern. Da ſind die Weſtennähterinnen; ſie verdienen, wenn es gut geht, 4 Sch. die Woche; hievon ihre Auslagen abgezogen, bleiben ihnen 1 Sch. 10 P. zu ihrem Unterhalt. Da ſind ferner jene, die für die Armee und die Marine arbeiten; ſie erhalten 8 Pence für die Jacke, für welche ihnen vor vierzehn Jahren 1 Sch. 4 P. bezahlt wurden, und können dabei ungefähr 2 Sch. die Woche verdienen, worvon der Zwirn abzurechnen iſt. Die für die Sträflinge arbeiten, erhalten 3 Sch. die Woche, wobei aber die Hälfte wieder für Licht und Nähgarn abgeht. Die Hoſennähterinnen können nie mehr als 2 Sch. die Woche gewinnen. Die Corſetnähterinnen verdienen 3 Sch. 6 P. wöchentlich; vor dreißig Jahren belief ſich ihre Einnahme auf 17 Sch. 6 P. Die Schuheinſatzerin erhält 2½ Pence für das Paar, ſie macht acht Paar die Woche, hat alſo eine Einnahme von 1 Sch. 6 P., wovon 6 Pence für Licht abgehen. Die Mantelnähterin mag 4 Sch. 6 P. verdienen, der Pofamentier 10 — 12 Sch.; für Beide aber tritt während der saison morte eine Pauſe ein. — Nach dieſer Ueberſicht läßt ſich ungefähr die Lage dieſer Proletarier bemeſſen, und es will uns dabei ſcheinen, als ob der arme Paddy gegen ſie nicht ſehr zurückſtehen könne. Und woher dieſe niedern Preiſe? Nicht etwa, weil der Handel ſtockt, weil Krieg oder andere Calamitäten dem freien Austauſch hemmend in den Weg treten. Inmitten des regſten Verkehrs, der günſtigſten Handelsverhältniſſe mußte ein ſolches Sinken der Preiſe eintreten. Damit der Einzelne gewinne, müſſen Tauſende kümmerlich an einer Brodrinde zehren, oder dem Laſter einheimfallen. Es überraſcht den Fremden, mit Einbruch jeder Nacht alle Stadttheile Londons mit weiblichen Weſen wie überſäet zu finden. Traurige, bleiche, elend ausſehende Geſchöpfe, deren ärmliche Kleidung nur eben zur Bedeckung hinreicht, keineswegs aber gegen Kälte und Regen zu ſchützen vermag, ſchleichen dann auf allen Wegen und Stegen umher, lehnen ſich hie und da, wie matt und müde, an ein Geländer, eine Hausecke an, und gehen oft, wenn mit der Nacht die Straßen ſich zu leeren beginnen, mit bittender Miene und ausgeſtreckten Händen dem ſpäten Fußgänger die weiteſten Strecken nach, wie an einer letzten Hoffnung auf ein Stück Brod hängend. Man beabſichtigt jetzt ganze Maſſen derſelben zu exportiren, einmal ſchon weil England eine halbe Million mehr Weiber als Männer zählt, und dann weil das Elend dieſer dreißig tauſend armen Geſchöpfe in allen Klaſſen die größte Theilnahme zu erregen anfängt. Nun wird aber wieder die Frage aufgeworfen, ob es gerecht, ob es auch weiſe und menſchlich ſey, den Colonien den Abſchaum der Bevölkerung zuzuführen, dieſe phyſiſch und moraliſch geſunkenen Weſen zu Stammmüttern kommender Geſchlechter zu machen? Ueber dieſen Punkt iſt die Geſetzgebung noch nicht mit ſich einig, und was auch der Egoismus dafür ſprechen mag, ſo kommt die Menſchlichkeit wieder mit einer ſo dringenden Einrede dagegen auf, daß man ihr das Gehör nicht verſagen kann. — Wie dem nun aber auch ſey, ob man dieſe nun einmal verwahrloſten Geſchöpfe auf dem Boden laſſe, der ſie erzeugte, und junge geſunde Weſen hinausſende in die neuen Welten, dem Staate dort ein ſeiner würdiges Geſchlecht zu erziehen, oder ob man die Straßen Londons momentan und kaum bemerklich von einigen Elenden befreie: immer wird das Uebel dadurch nicht radikal gehoben werden, immer wird der Lohn der Arbeit ein zu geringer ſeyn, um der Betriebſamkeit eine Exiſtenz zu ſichern, die ſie als ihr Recht fordern kann, und ihr Nothruf wird ſo lange vor dem Ohre der Endlichen wie des Unendlichen ertönen, bis die menſchliche Geſellſchaft ſich dazu verſteht, eine Organiſation der Arbeit zu bewerkſtelligen.

Beilage: Monatsregiſter Februar.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Babel. Von E. Geibel. 29.
Mythus. Von E. Geibel. 36.
Verse von Justinus Kerner. 39.
Des Deutschritters Ave. Von E. Geibel. 48.

Erzählungen.

Der Bolksmann von Paderborn. Von W. Chézy. 30—41.
Dünengeschichten. 43—51.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Holländische Skizzen. 28. — 37. 38. 39. 40. 41. 42.
Preußische Bivouaksgeschichten. 28—33.
Griepenkerls Robespierre. 34. 35.
Kölnische Briefe. 42—47.
Kritische Tage in der Völkergeschichte. 49—50.
Die Carrikatur in Frankreich seit der Februarrevolution. V. 51.

Korrespondenz.

Berlin. 28. 29. 30. 31. 32. 33. — 43. 44. 45. 46. — Neapel. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. — Paris. 36. 37. 38. 39. — 47. 48. 49. 50. — London. 39. 40. 41. — 49. 50. 51. — Genf. 40. 41. 42 43. — Von der Teave. 46. 47. 48.

Vierteljahrs-Schrift 1850. Erstes Heft.

[23] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das erste Heft

der

deutschen Vierteljahrs-Schrift

für 1850.

Januar — März.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Vorschläge zur Milderung der materiellen Noth der untern Volksklassen. — Die Reform des österreichischen Zollwesens und die österreichisch-deutsche Zolleinigung. — Die neue Verfassungsfrage der unirten protestantischen Kirche in der Pfalz. — Die ältere und neuere deutsche Colonisation in Ungarn, Siebenbürgen und Banat. — Die deutschen Einwanderungen in Ungarn und Siebenbürgen. — Die Natur und die Gesittung der Völker. — Die Civilehe in ihrem Verhältniß zu den Rechten und Pflichten der Kirche, mit besonderer Rücksicht auf die Stellung der evangelischen Kirche. — Deutschlands Seeschifffahrt. — Betrachtungen über Militärverfassungen mit Hinblick auf die dermalige politische Lage Deutschlands. — Die Lehrlinge und Gesellen des Handwerks. Eine sociale Frage. — Gedanken über eine zweckmäßigere Erziehung zum evangelischen Kirchendienst. — Die Bedeutung der Wahl oder Nichtwahl zum Reichstag in Erfurt.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[12] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Devisen und Motto

des

späteren Mittelalters

von

J. v. Radowitz.

gr. 8. broch. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Die Sprüchwörter und Sinnreden der verschiedenen Nationen und Zeiten haben von jeher Beachtung gefunden; ihre Zusammenstellung und Erläuterung bildet einen nicht unbeträchtlichen Zweig der Literatur. Die eigentlichen Fundgruben für die vorkommenden Devisen und Motto bleiben die älteren heraldischen und numismatischen Werke, die Beschreibungen der Hoffeste, Turniere und Carrousels und die Stammbücher, die mit dem Anfang des 16ten Jahrhunderts allgemein in Gebrauch kamen. Unter der großen Zahl der Sprüche, die hierin zu finden sind, ist allerdings viel Spreu, Langweile und Geschmacklosigkeit, nichtssagende oder gespreizte Anspielungen und Gemeinplätze. Daneben erscheinen doch aber auch zuweilen die sinnreichsten Gedanken in der glücklichsten Form. Eine solche Vereinigung von Scharfsinn und Schwung bringt dann eine ungemein erfreuliche Wirkung hervor und sichert diesen kleinsten Ausflüssen der epigrammatischen Poesie eine eigenthümliche Stelle in dem Interesse aller Zeiten, selbst der heutigen, der sonst die Sinnesweise, welche sie hervorgebracht, fern genug abliegt. Wir erlauben uns, dieses Interesse hier für eine Reihe von Beispielen in Anspruch zu nehmen, die aus den verschiedensten Gattungen unter einer übergroßen Menge so gewählt worden sind, daß die Blüthe dessen, was jene Materialien uns überliefern, sich hier vereinigt finden möchte.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

ogle

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Vierundvierzigster Jahrgang.

1850.

März.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Als eigentliches Unterhaltungsblatt bleibt ihm die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter des Blatts entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“ kostet fl. 14. oder Rthlr. 8.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 52. Freitag den 1. März 1850.

Tapfer iſt der Löwenſieger,
Tapfer iſt der Weltbezwinger,
Tapfrer wer ſich ſelbſt bezwang.
Herder.

Dünengeſchichten.

(Fortſetzung.)

Auch dieſe Ehe ſchlug glücklich aus, und gleich in den erſten Jahren wurden den Gatten zwei Kinder geboren, die fröhlich heranwuchſen. Eines Abends im Herbſt 1834 hatte Marie das jüngſte Kind an der Bruſt, während ihr Mann in Hemdermeln neben ihr auf dem Sopha ſitzend rauchte. Der älteſte Sohn aus ihrer erſten Ehe arbeitete an einem andern Tiſche, an dem auch ihr dreijähriges Mädchen ſpielte. Draußen heulte ein furchtbarer Sturm, Regen und Hagel praſſelten an das Fenſter, die Nacht war ungewöhnlich dunkel, und weil ſich ſelbſt in dem wohlverwahrten Zimmer die Zugluft fühlbar machte, befahl Marie dem älteſten Sohne die Laden zu ſchließen. Der Knabe trat an's Fenſter, dann ſchnell zurück und ſagte: „Da ſteht ein Mann!“

„Mag er doch,“ erwiederte der Vater, und der Knabe wendete ſich wieder zum Fenſter, die Laden zuzumachen, wobei er bemerkte, daß der Mann ſchon weggegangen ſey. Alles blieb ruhig im Zimmer, Peter Evans — das war der Name des älteſten Sohnes — ſetzte ſich wieder zur Arbeit, die Mutter legte das jüngſte Kind in die Wiege, brachte das größere Mädchen zu Bett und nahm eben ihr Nähzeug vor, als eine alte Frau in's Zimmer ſtürzte und halb ſinnlos vor Aufregung die Worte herausſtieß: „Frau, Frau! der Jan Evans war da!“ — Marie, ihr Mann, Peter, alle ſprangen auf; man lief vor die Thüre — es war Niemand zu ſehen. Marie bebte an allen Gliedern, der Knabe ſtand verwirrt in heftiger Aufregung neben ihr, bis endlich der Mann ſich ſo weit erholt hatte, daß er nach den Thatſachen zu fragen vermochte. — Die Alte, welche ſeit langen Jahren in Neumühlen lebte und alle Einwohner kannte, berichtete nun, es habe, als ſie vorbeigegangen, um ſich zu einer Nachbarin zu begeben, hier am Fenſter ein Mann geſtanden im blauen Frieſrock, mit einem Nordweſter auf dem Kopfe, und habe in das Zimmer hineingeſehen. Das ſey ihr aufgefallen, ſie ſey auch hinzugetreten, und als der Mann ſie bemerkt, habe er gefragt, wer in dem Hauſe wohne. — „Der Chriſtian Bettlin,“ habe ſie geantwortet. Drauf ſey der Mann wieder an's Fenſter getreten, habe wieder hineingeblickt und ſich dann abgewendet, um davon zu gehen. Da habe ſie ihn mit einemmal an der Statur erkannt, ſey ihm nachgelaufen und habe gerufen: Jan Evans! Jan Evans! Er habe aber nicht einmal den Kopf umgewendet, ſondern ſey ruhig fortgeſchritten, bis ſie ihn an der Treppe erreicht, welche von Neumühlen hinaufführt nach der großen Chauſſee. Dort habe ich ihn am Ermel feſtgehalten und ihn gefragt: „Jan Evans, Jan Evans! wo wollt Ihr denn hin?“ — „Er hat mich aber, ohne mich anzuſehen, zurückgeſtoßen, iſt raſch davongegangen und hat mir zugerufen: „Ich kenne keinen Jan Evans, ich bin der Steuermann vom Grönlandfahrer dort drüben!“ Er iſt es aber doch geweſen und ich bin hergelaufen, es euch zu ſagen.“

Sie können ſich den Schreck, die Angſt, die Verzweiflung im kleinen Hauſe denken. Obſchon Bettlin, um die Frau zu beruhigen, ihr auseinander ſetzte, wie wenig wahrſcheinlich die Wiederkehr ihres Mannes ſey, wie leicht die Alte ſich getäuſcht haben könne,

Digitized by Google

war er ſelbſt in der heftigſten Bewegung, und mit dem früheſten Morgen kamen Bettlin und die Frau zu meinem Vater, um ihm die Sache vorzutragen und ſich Raths zu erholen.

Mein Vater forderte vor allen Dingen ſtrenges Schweigen über den Gegenſtand, aber dazu war es zu ſpät, da die Alte ganz Neumühlen vom Vorgange unterrichtet hatte. Man begann alſo abermals die Nachforſchungen nach dem bereits für todt erklärten Kapitän Evans. Sie blieben indeß jetzt eben ſo erfolglos als die frühern, und nachdem Marie und Bettlin eine Zeit voll Angſt und Sorge verlebt hatten, fingen ſie an ſich wieder zu beruhigen, überzeugt, daß eine Aehnlichkeit die alte Frau getäuſcht und jene Verwirrung heraufbeſchworen haben müſſe. Friede und Freude kehrten in das kleine Haus zurück und die Ehe blieb vollkommen ungeſtört, bis zu Mariens Tode, der im Laufe des vorigen Sommers erfolgte.

Da wurde mir durch die Vormundſchaftsbehörde ein Dokument übergeben, in dem Jan Evans, der die letzten Jahre in der Kapſtadt unter fremdem Namen gelebt hatte, auf ſeinem Todbette ſämmtliche Kinder der Marie Bettlin zu Erben ſeines kleinen Vermögens ernannte, jedoch mit dem ausdrücklichen Zuſatze, daß dieſes Teſtament erſt nach dem Tode der Frau Bettlin bekannt gemacht werden ſollte. Und da erſt erfuhr man, daß jene Alte Recht gehabt: Jan Evans hatte ſich auf die großherzigſte Weiſe für den Frieden ſeiner Frau geopfert und bis zu ſeinem Ende einſam in der Fremde gelebt, obgleich er geſehen hatte, daß ihm ein Sohn geboren und erwachſen war.

„Und Sie ſprechen von Proſa!“ rief der Maler Ludolf, als der Commerzienrath ſchwieg; „Sie ſprechen von Proſa, wenn Sie eine der erhabenſten Thaten, einen Akt der Selbſtverleugnung in Ihrer nächſten Nähe erlebt haben, dem kaum ein anderer zu vergleichen iſt! Welch tiefe Liebe, welcher Seelenadel gehören zu dieſer Entſagung!“ — „Nur geſunde Nerven,“ fiel ihm ein Arzt in's Wort, der am Tage vorher auf der Inſel angelangt war und, mit Ludolf befreundet, ſich dem Kreiſe der Erzählenden angeſchloſſen hatte. — „Was haben die Nerven mit dieſer That gemein?“ fragte Coralline. — „Sie machen,“ erwiderte der Arzt, „einen raſchen, ganzen Entſchluß möglich. Wären die Menſchen geſund, ſo würden wir viel häufiger von edlen Handlungen hören als jetzt, wo die Leute, ehe ſie einen Entſchluß faſſen können, vorahnend die Nervenerſchütterung ſpüren, welche die Folgen dieſes Entſchluſſes ihnen verurſachen können. Die Hälfte unſerer ſogenannten guten Eigenſchaften, die Weichheit des Gefühls, die Gemüthlichkeit, die Treue im Schmerz, das lange Betrauern hingeſchwundenen Glücks, und wie alle die Qualitäten heißen mögen, mit denen die deutſchen Poeten ihre Helden ausſtaffiren, ſind Nervenſchwäche, pure miſerable Nervenſchwäche, beſonders an den Männern. In einer geſunden Generation würden ſolche Thaten, wie die des Jan Evans, nicht ſelten ſeyn, und die Poeſie der Schwächlichkeit, der langen Seelenkämpfe müßte ihr Ende erreichen. Eine feſte Hand, ein ſicheres Auge zielen nicht lange und treffen den Vogel im Flug. Ein geſundes Herz, ein tüchtiger Sinn zweifeln nicht lange, ſondern thun friſchweg das Rechte. Mir iſt wohl geworden bei der Bravheit dieſes Jan Evans, als käme ich aus ambragefüllter Stubenluft in harziges Tannengrün voll erquickenden Geruches; denn ich hatte mich ſchon auf irgend eine jener Jammergeſchichten gefaßt gemacht, wie ſie uns zur Zeit der Romantik in Leuchtthürmen und Heimlehren vorgeſetzt worden ſind.“

„Auch mir iſt es ſo gegangen,“ bemerkte der Oberſt, „auch ich habe mich gefreut, von einem Menſchen zu hören, der ſich vor einer erfüllten Thatſache zu beſcheiden wußte. In ſolchen Fällen iſt das Edle zugleich das Klügſte, und ich ſtimme dem Doktor darin vollſtändig bei, daß geſunde Menſchennaturen das Schmerzbringende mit inſtinktiver Entſchloſſenheit von ſich ſtoßen. Dem Geſunden widerſtreben jene Zuſtände der Halbheit, zu denen die Sittenbegriffe, die Schicklichkeitsgeſetze der modernen Civiliſation den Menſchen gebracht haben, weil ſie im Widerſpruch ſind mit den dem Menſchen eingeborenen Leidenſchaften, dieſen Hebeln aller unſerer Thaten.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Carrikatur in Frankreich ſeit der Februarrevolution.

(Schluß.)

Ein großer Potentat wie Soulouque kann natürlich die Verewigung ſeiner Züge durch Künſtlerhand nicht vernachläſſigen, und wenn Jemand auch einen frivolen Zweifel dieſer Art an dem Sinn Seiner Majeſtät für das Schöne und den eigenen Ruhm zu hegen im Stande wäre, ſo würden die Bildniſſe, welche das auf das ſtreng Hiſtoriſche gerichtete Blatt „Illuſtration“ von Fauſtin dem Erſten, ſeiner erlauchten Gemahlin und den vorzüglichſten Perſonen ſeines Hofes ihren Leſern gegeben, jede ſkeptiſche Auffaſſung dieſes Punktes überwinden. Cham geht noch weiter als die „Illuſtration“ und weiht uns in die Geſchichte der Beziehungen ein, die der von Soulouque mit dem

Digitized by Google

allerhöchſten Auftrage beehrte Maler (es iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, der famoſe Horace Vernet) mit dem neuen Kaiſer gehabt hat. Wir erfahren aus dieſen höchſt anſchaulichen Aufſchlüſſen, daß Soulouque, den das lange ungewohnte Stillhalten, zu dem man bekanntlich, wenn man ſein Conterfei haben will, gezwungen iſt, ermüdet hatte, während Vernet in ſeiner Arbeit begriffen war, plötzlich aufſuhr und mit einem ſouveränen Blick auf ſeine nicht ſehr ſchimmernde Fußbedeckung den Künſtler fragte, ob er mit ſeiner Farbe nicht auch ſeinen Stiefeln ein glänzenderes Ausſehen verſchaffen könne.

Mit den lebendigen Utenſilien, wie Fechtmeiſtern, Polizeikommiſſären, Spionen u. ſ. w., die Soulouque aus Frankreich in ſeine Staaten kommen läßt, zog, wie uns Cham berichtet, auch ein freiwilliger Pilger in das junge Kaiſerreich. Dieſer freiwillige Pilger iſt kein anderer, als Marco St. Hilaire, der ehemalige Edelknabe am Hofe Napoleons. Vor einigen Jahren theilte dieſer Marco St. Hilaire in dem untern Stockwerke des vielgeleſenen „Siècle“ alle rührenden Anekdoten, die im Leben des Siegers von Auſterlitz und Friedland aufzufinden waren, als Jugenderinnerungen mit, und trug ſo mehr als die gewiſſenhafteſten und tiefſten Geſchichtſchreiber zu dem Ruhme des Helden unter den ſchönen Seelen der Spiegelſäle und Vorzimmer bei. Da nun Fauſtin der Erſte als Napoleon von Haiti auftritt, ſo konnte Marco St. Hilaire nicht anders als ihm die Dienſte eines gewandten und durch außerordentliche Erfolge erprobten Hiſtoriographen anbieten. Er ſchiffte ſich alſo (mein Gewährsmann iſt fortwährend Cham), mit einem Empfehlungsſchreiben von dem Präſidenten der Republik verſehen, nach der Negerhauptſtadt ein, ließ ſich dem Monarchen vorſtellen und trug ihm ſein großmüthiges Anerbieten unterthänigſt vor. Fauſtin der Erſte, von dieſem Vorſchlage gerührt, macht dem edeln Marco St. Hilaire mit dankbarem Herzen den Antrag, eines von den Edelfräulein der Kaiſerin Urika zu ehelichen. Dieſes Edelfräulein, von dem Chams plaſtiſche Hand uns die lebendigſte Anſchauung verſchafft, iſt der Inbegriff aller ſchwarzen Reize. Wenn Victor Hugos Quaſimodo durch irgend einen Zauber Neger geworden und der Vater beſagten Fräuleins wäre, ſie könnte nicht verführeriſcher ſeyn. Alles was zum Ideal der Race gehört, iſt dem ſchönen Kind verliehen. Marco St. Hilaire, wenn wir der Skizze Chams glauben dürfen, iſt ganz geblendet von ſo vielen Reizen und ſcheint, obgleich er mit dem Ausdruck ehrfurchtsvoller Erkenntlichkeit ſich verbeugt, doch auch ſehr geneigt zu einer rückgängigen Bewegung.

Es iſt übrigens kein Wunder, daß man ihm die Perlen des Hofes zur Begründung ſeines Lebensglückes vorwirft, denn er findet mannigfache Gelegenheit dem Hauſe Soulouque, deſſen Mitglieder bisher in den monarchiſch-europäiſchen Gebräuchen noch einigermaßen Neulinge waren, höchſt weſentliche Dienſte zu leiſten. Es gibt ein vielverbreitetes Gemälde, in dem der „Mann des Jahrhunderts“ am Vorabend einer Schlacht unter den Wachtfeuern, wenn ich mich recht entſinne, auf einem Stuhle, mit der Bruſt gegen des Seſſels Rücken gekehrt, rücklings ſitzt und ſich das Werk des morgenden Tages überlegt. Fauſtins erhabene Gemahlin, von Cham Urika genannt, wie die Heldin eines kleinen, aber berühmten Negerromans, hat dieſes Gemälde zu Geſicht bekommen, und von dieſer genialen Weiſe einen Stuhl einzunehmen zu Begeiſterung hingeriſſen, hat ſie beſchloſſen ſich von nun an eben ſo zu ſetzen. So ſitzend trifft ſie denn Marco St. Hilaire, und als ein Mann, der die kleinſten Einzelnheiten der großen Epoche mit eigenen Augen angeſehen, macht er ihr auf das Zarteſte bemerklich, daß die Kaiſerin Joſephine ſich nicht wie Kaiſer Napoleon auf dem Schlachtfelde zu ſetzen pflegte. Cham läßt uns darüber im Dunkeln, ob Urika die Bemerkung gnädig aufgenommen, aber es kann nichts ſehr Unangenehmes daraus entſprungen ſeyn, denn wir ſehen gleich darauf Marco St. Hilaire in Ermanglung eines weiblichen Weſens, das ſich auf die Kunſt des Buchſtabirens verſteht, als Vorleſer Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Urika funktioniren, ein Amt, das er um ſo leichter verſieht, als er ſchon als Knabe am Hofe Joſephinens ſich ähnlichen Verrichtungen unterzogen und jetzt noch dazu die angenehme Pflicht hat, ſein eigenes Feuilleton, das als eine Sammlung von Nachrichten über Napoleon und Napoleons Angehörige Soulouque und ſeine Umgebung höchlich entzückt, den erlauchten Hörern und Hörerinnen vorzutragen.

Solche Huldigungen bringt Cham, in der Perſon ihres grotesken transatlantiſchen Vertreters, der ſogenannten „Kaiſeridee,“ und fragt nicht viel darnach, ob nicht das Spiel, das er mit dem armen Soulouque treibt, geeignet iſt die Glorie des wahren Napoleon etwas zu trüben. Doch weil wir eben in der neuen Welt ſind, ſchauen wir nicht zurück nach dem bejahrten Europa, ſondern gehen nach Californien — das nächſtemal.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Der Prophet. — Spukgeschichten. — Todesurtheile.

In den letzten kalten Januartagen wartete man hier immer sehnlicher und gespannter auf den großen Pariser „Propheten," der endlich über die Breter gehen und seine Kraftstimme erheben sollte. Es war fast wie eine Parodie jener allgemeinen schmerzlichen Sehnsucht nach einem Messias, der die Mirren und Wehen der Zeit heilen soll. Die Angelwid des Publikums flog mit den Kältegraden; der Maschinen-, Dekorationen- und Probenapparat rückte mit den Monatstagen vor und wurde immer lauter und vielfacher besprochen. Zuletzt erschienen schon Ankündigungen, wurden aber mehrmals wieder dieses oder jenes Hindernisses wegen hinausgeschoben. Da mußten inzwischen tragische Spuk-geschichten und kund gewordene Todesurtheil das romantisch gestimmte Publikum beschäftigen, beides noch Ausläufer der schauerlichen Mattage Dresdens oder des lockenden Goldes von Californien. — Gerade in den kältesten Nächten der verlegten Januarwoche wollte man aus dem festgefrorenen Teiche des Zwingerwalles um die Mitternachtsstunde seltsam heulende Klagetöne vernommen haben. Einzelne Vorübergegangene, die zuerst davon geschreckt oder gefoppt worden waren, hatten in den nächstfolgenden Nächten bald ganze Gruppen Neugieriger herbeigezogen. Es wurde ein Mährchen erfonnen, das an die Geschichte anknüpfte. Ein königlicher Stallknecht sollte beim Brand des nahen Opernhauses unter Rettungsversuchen an Haut und Haar versengt zur Abkühlung verzweiflungsvoll in's Wasser gestürzt und ertrunken, aber selbst unter der Eisdecke noch nicht zur Ruhe gekommen seyn. Auf den Anruf „Stallknecht, wo bist du?" sollte man seine wimmernde Antwort immer noch hören können. Fast eine Woche lang wurde die Geschichte mit Grausen oder Lachen in den Gesellschaften, ein paarmal selbst in den Tagesblättern besprochen, bis endlich das Gerede mit der Nachricht endete, die Polizei habe einige Anstifter betreffen und verhaftet. Zwei Schreiber wurden als die Helden bezeichnet, die der grimmen Kälte getrotzt, und im Schlemsenbach versteckt mittelst Sprachrohrs den plumpen Spaß ausgeführt haben. Aber im Gerede des Volks — das blieb das einzige Beachtenswerthe an dem Vorfall — brach dabei wieder die confessionelle Spaltung hervor. Wie man seit dem Uebertritt des Fürstenhauses zu allen Zeiten hier von Pfaffentrug und Pfaffenspuk geschwatzt hat, so ließ sich sogar diesmal wieder die Behauptung hören, katholische Geistliche hätten an der Sache Antheil gehabt. — Ernsthafter und trauriger begründet war ein anderer Spuk, der in einem Hause der Neustadt vorkam. Ein dort im zweiten Stock wohnender einzelner Mann wurde eines Tages im Morgen- oder Mittagsschlaf durch ein lautes und beharrliches Klopfen gestört, das von der Zimmerdecke herkam. Er ließ es anfangs unbeachtet, wurde jedoch am Ende davon beunruhigt, ergriff einen willkommenen Anlaß zum Ausgehen und tröstete sich damit, daß bei seiner Rückkehr am Abend das Geräusch wohl vorüber seyn werde. Aber als er heimkommt, dauert das Pochen in verstärktem Grade fort. Er macht sich Licht an und sieht bald mit Erstaunen einzelne Kalkstücke von der Decke losbröckeln und niederfallen. Betroffen will er hinaufsteigen, um nach der Ursache zu forschen. Da prasselte über ihm, und hält ihn unwillkürlich zurück. Ein Stück Bret wird gewaltsam aufgerissen, und aus der klaffenden Oeffnung hängt ein wildvergerrtes Mannsgesicht herunter. „Was ist denn das!" ruft er erschrocken hinauf. Aber „Er! Er!" flüstert und winkt es herunter. „Still, still, sag' kein Sterbenswort!" Nun wird die Nachbarschaft herbeigerufen. Man stürzt hinauf, untersucht, und findet einen Unglücklichen, der noch immer über das Loch hingebeugt in Geberden und Worten Irrsinn verräth. Aus seinen Reden ergibt sich, daß er in dem Wahne, nach Californien gelangt zu seyn und dort auf Gold zu graben, mit Werkzeugen aller Art die Decke durchbohrt hat. Man erkannte in ihm einen vor Kurzem hergezogenen Bauspitzer und schaffte ihn in das neueingerichtete Krankenhaus, wo er jetzt, dem Vernehmen nach beruhigter, seiner Heilung entgegensieht.

Mit Recht fragt man sich, ob nicht auch die zehn bis zwölf Maischuldigen, die bis jetzt in erster Instanz zum Tode verurtheilt sind, aber der öffentlichen Meinung nach bloß Zuschauer zu erwarten haben, statt dessen besser in's Irrenhaus kämen, gerade wie einst Friedrich der Große einen religiös verirrten Mörder mit einem Feuerstrich vom Zucht- zum Narrenhaus begnadigte. Bei den Häuptern der Empörung freilich hat das Todesurtheil Niemanden überrascht. Jenen drei Staatsgefangenen auf dem Königstein ist es gegen Ende vorigen Monats verkündet worden. An einem der kältesten Januartage mußte dazu eine Commission von Rechtsbeamten in Begleitung des Stadtpolizeichefs zu Schlitten nach der sechs Stunden entfernten Festung fahren. Es war eine ganz andere Schlittenpartie als jene lustige nach dem Städtchen Königstein zum Concert der österreichischen Militärmusik. Unterwegs beseel die Insassen des Fuhrwerks, auch den beigegebenen Arzt, wiederholt Uebelkeit, man weiß nicht, ob vom eisigen Frost oder vom Gedanken an ihren Auftrag. Dieser selbst aber wurde ohne viele Umstände in kurzer Zeit ausgeführt. Die beiden Erregenten Heubner und Bakunin hörten die Vorlesung mit Würde und Ruhe an. Nur jener Subelloch der Pechkränze, Mörel, zu welchem auch nach sonstigen Wahrnehmungen das nomen et omen immer zugetroffen hat, soll wieder die gewohnte Frechheit bewährt haben. Unter den übrigen nennerlich zum Tode Verurtheilten findet ein junger Barrikadenheld, ein Forststudent aus Thorand, die meiste Theilnahme. Er ist der Sohn eines früher geachteten, jetzt wieder Meisten anfäßigen Irrenarztes, der sich durch seine Privatanstalt für Geisteskranke um manche hiesige Familie wohl verdient gemacht hat, aber seit dem März 1848 selbst mit Weib und Kind dem politischen Irrwahn verfallen seyn soll. Der Sohn, sagt man, büße hier die Schuld der Eltern, und Nichtjuristen, welche die nähern Umstände und die Vertheidigungsgründe des berühmten Anwalts kennen, begreifen nicht, wie trotz derselben das Todesurtheil möglich gewesen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

Nr. 4. Freitag den 1. März 1850.

[21] In der **Kollmann'schen** und **Rieger'schen** Buchhandlung in **Augsburg** — **Palm'schen** Hofbuchhandlung in **München**, in unterzeichneter und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

☞ **J. G. Gruner,**

der vollständige Gemüsegärtner.

Nach 56jähriger Erfahrung dargestellt

in 175 Anweisungen zum Selbstunterricht

1) über **Gemüsezucht**, 2) **Erziehung der Gartengewächse**, 3) **Mistbeete**, 4) **Sämereien**, 5) **Ueberwinterung der Gewächse**, 6) **Vertilgung der Garteninsecten**, 7) **über monatliche Gartenverrichtungen.**

(Ernst, Quedlinburg.) Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

NB. Dieß von dem praktischen Gruner herausgegebene Werk enthält alles das was zum vortheilbringenden Gemüsebau zu wissen nöthig ist. Von besonderm Werthe sind noch die Mittel gegen schädliche Insecten und die Darstellung der monatlichen Gartenverrichtungen.

Auch bei **Neff** in **Stuttgart** — **Riegel** und **Wießner** in **Nürnberg** — **Montag** und **Weiß** in **Regensburg** — **Geibel** in **Pesth** — **Gerold** und **Sohn** in **Wien** und in allen Buchhandlungen zu haben.

---

[14] **Guizot's Schrift**

über die englische Revolution.

Bei mir erscheint soeben ein **Abdruck des Originals** von Guizot's Schrift: „Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi?" sowie eine deutsche **Uebersetzung** derselben.

Durch alle Buchhandlungen ist sowohl das Original wie die Uebersetzung zu dem Preise von 10 Ngr. zu beziehen.

Leipzig, 4. Februar 1850.

F. A. Brockhaus.

---

[19] Bei **J. G. Müller** in **Gotha** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen:

Verzeichniß der Ober-Consistorial-Präsident Dr. **Bretschneider**'schen **Bibliothek** II. Abtheilung; ingleichen **mehrerer Büchersammlungen, 7340 Bände** enthaltend, die zu billigen Preisen in Gotha zu verkaufen sind.

---

[18] So eben erschien bei **Ed. Anton** in **Halle**:

Leo, H., Lehrbuch der Universalgeschichte, zum Gebrauche in höheren Unterrichts-Anstalten. 6r und letzter Band. Zweite Auflage. gr. 8. Preis 3 Rthlr. 10 Ngr.

Die lyrischen Gedichte

von

Justinus Kerner.

Vierte, sehr vermehrte Auflage.

Elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[25] In der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat December 1849.

Größere Aufsätze.

Rückblicke. Einleitung. Das östliche Europa; Oesterreich; Italien; Frankreich; England; Handelseifersucht zwischen England und den Vereinigten Staaten; die Niederlande und Skandinavien; Schluß. — Faustin I, Kaiser von Hayti. — Etwas über die Hudsonsbay-Compagnie. — Nachrichten von Layard. — Rochet de Héricourt. — Mittheilungen über Westaustralien — Der verzauberte Meerbusen. — Spanische Liebeshändel. — Das Lager des Chans der innern Kirgisenhorde. II. — Das Alter der indischen Baudenkmäler. — Die Todtenklage in Sardinien. — Ergebnisse von Castrens Reisen. — Die Ebene des Jordan. — Ein Orkan in China. — Die portugiesische Creolensprache in Guinea. — Altägyptische Befestigungen. — Etwas über das englische Eisenbahnwesen. — Die Republik Liberia. — König Salomo und die Vögel. — Das Utah-River Thal jenseits der Felsengebirge. — Das Meerleuchten. — Hr. Cumming, der große Jäger in Südafrika. — Die Zigeuner in Syrien, Aegypten und Persien. — Ueber den Dattelbau in den Oasen. — Beobachtungen über die frühere Wasserhöhe des Wettersees in Schweden. — Ramon und Dolores.

Chronik der Reisen.

Reise nach Californien. Von Gerstäcker. VI. Aufenthalt zu Valparaiso.

Kleinere Mittheilungen.

Ein Schreiben Rawlinsons. — Kolossale Vögel aus Neuseeland. — Ein Gegner Pritchards. — Verkauf französischer Gemälde nach Nordamerika. — Preisaufgabe über die galvanische Kraft. — Unterhandlungen Frankreichs zur Abschaffung des Nachdrucks. — Sterblichkeit in London. — Eine blühende Agave. — Neue portugiesische Colonie in Westafrika. — Der Getreidewurm in Rußland. — Die Kartoffelkrankheit in Rußland. —

Digitized by Google

Der Mann in Trauktankasken. — Der Reisende Richardson zur Fortsetzung seiner Reise in Afrika von der Regierung unterstützt. — Das Inseldenkmal zu Paris. — Mechow's Bilder zu übertragen. — Ueberreste der Tscheuis in Südindien. — Geographische Unternehmung nach Südafrika. — Etwas über die Manuscripte des englischen Museums. — Die Bibelerfinder des Phönix. — Deserteur. — Altägyptische Armbänder. — Dromedarpost Reise nach Chili. — Der erste Band des Generalcatalogen der Manuscripte in Frankreich. — Wettstreit der Wege über die Landenge von Panama und Suez. — Ueber Richardsons Reise in Sudan. — Souverainer Zahlungsmethode. — Die Cholera in Paris. — Eisenbahn von Cayenne nach den Silbergruben. — Nachricht von Hooker aus Tibet. — Uebergewicht der weiblichen Bevölkerung in den Städten Englands. — Auswanderungsplan für die Mährinnen Londons. — Antiquarische Forschungen in Spanien. — Freigebung des Reisens in China. — Stuwium der amerikanischen Alterthümer. — Ein algierisches Museum in Paris. — Neue Städte in Californien. — Französische Nachgrabungen in Rom. — Neuer Saal im Louvre. — Rasche Verbindung zwischen London und Paris.

Monat Januar 1850.

Größere Aufsätze.

Aus den Abrugen. 1. Abreise aus Neapel; das Amphitheater des alten Capua; das moderne Capua; Calvi; Teano; die erloschenen Vulkane von Roccs-Monfina; Sessa; eine neapolitanische Post; Aurunker und Sobeiner; ein Jahrmarkt in einem Olivenwalde. — Die amerikanische Forschungsfahrt auf dem Jordan und dem todten Meer. — Die Mayrhofe in Indien. — Der Credit in Amerika. — Palazzo und der Räuberstamm. — Die Vegetation am obern Jordanlauf. — Rosserier und Asarier. — Die Parteien in England. — Die Bewohner der Pitcairn-Insel. — Reiseschriften von Georgien. 1. Tiflis. 2. Die Bevölkerung von Tiflis; die georgischen Frauen. — Briefe aus Südsyrakien. — Ein Ritt über die Insel Madeira. — Die Liu-kiu-Inseln. — Dramiza, Centralpunkt der Banater Bergwerke. — Die Klöster im Morgenlande. III. Ruinen eines Klosters in Theben; das neue Kloster; IV. Das Kloster St. Sabba; V. Die Klöster Barlaam, Hagios-Stephanos, Hagia-Triada und Meteora. — Die Capitulationen in der Türkei. — Das Hinsterben ganzer Stämme im nordwestlichen Gebiet von Nordamerika. — Der Tempel in Hissn Sydyec. — Neuentdeckte Alterthümer in Rom. — Die Insel Labuan und der Handel mit Borneo. — Die neue arktische Expedition. — Die amerikanische Präsidentenbotschaft. — Ein Wegweiser für Reisende und Auswanderer nach Californien zu Wasser. — Zwei Abende in Calcutta. — Das spanische Amerika in Bezug auf deutsche Auswanderungsverhältnisse. — Skizzen aus der Provinz Constantine. 4. Westwärts von Constantine. — Amrissse, die heilige Stadt der Sikhs. — Der große See in Südafrika. — Gesellschaftliches Leben in Calcutta. — Das Kloster San Juan de Penna. — Der Zing Wilhamette und sein schönes Thal. — England vor der Parlamentseröffnung.

Kleinere Mittheilungen.

Die Rechnung nach Zwanzigen bei den Mexikanern. — Sammlungen im englischen Amt der Staatsschriften. — Ueber den Fall des Niagara's. — Ethnographische Eintheilung der Indianer im nördlichen Nordamerika. — Nachricht von Layards Reise. — Schmetterlingsmarkt. — Athmosphärisches Phänomen. — Die Sklaven in Surinam. — Die Abschaffung der Sklaverei in Californien. — Bemerkenswerthes Meteor in Jaroslaw. — Beabsichtigte Expedition zur Aufsuchung von Sir J. Beaufkin. — Angebliche Entdeckung des Bisamrates im südlichen Asien. — Verbindung über Panama mit Australien. — Etwas über Japan. — Ueber Richardsons Reise in Innerafrika. — Bevölkerung und Eisenbahnen in Wales. — Hunde in Frankreich. — Die Pariser Nationalgarde. — Die belgische Handelsflotte. — Zarskoi Tao Eye. — Feierstellung von Panama. — Mahomed Ali's Geburtsort. — Ueber Enthülsungsstarre. — Colombo. — Mumienweizen. — Eisfestland. — Reste der Hindu-Literatur. — Asphalt. — Neue ägyptische Marmortafeln in London. — Hinrichtung Mc Intoshens in Neuyork. — Der Kaiser von Marocco und sein weißes Roß. — Etwas über die Juden in der Berberei. — Englands Weg nach Australien. — Der Marmor von Paros. — Der neue Westminster-Palast. — Der Annonzenstempel in England. — Alterthümer in Centralamerika. — Die Architektur Südindiens. — Merkwürdiges altes Grab in Frankreich. — Schoolcrafts Forschungen über die Indianer stämme Nordamerika's. — Merkwürdige Erfindung hinsichtlich der Uebertragung von Bildern. — Entdeckung uralter Kupferminen in Neuwales. — Skelett eines Mastodon angeblich. — Merkwürdige Beobachtungen über atmosphärische Elektricität. — Eine Wanderung nach dem Bad von Pantiosa. — Etwas über Niederveilsornien. — Schiffbau in den Vereinigten Staaten.

Deutsches Elementarwerk.

Lese- und Lehrbuch

für Gymnasien und h. Bürger- (Real-) schulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterrichte.

Von

Dr. Mager.

Erster Theil, erster, zweiter Band.

Auch unter dem Titel: **Deutsches Lesebuch.**

Erster Band. Vierte Auflage (XII und 361 S. gr. 8.) Preis 54 kr. oder 16 Ngr.

Zweiter Band. Vierte Auflage (X und 400 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 6 kr. oder 20 Ngr.

Band 3 des deutschen Lesebuchs, sowie das **deutsche Sprachbuch**, werden in möglichster Bälde in neuen Auflagen nachfolgen.

Diesem **deutschen Elementarwerk** läuft parallel:

Französisches Elementarwerk. Lehr- und Lesebuch für Gymnasien und h. Bürger- (Real-) schulen.

Erster Theil. Französisches Sprachbuch. Elementar-methodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache. Fünfte Auflage, (XVI und 342 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Zweiter Theil. Französisches Lesebuch. Erster Band. Fünfte Auflage, (VIII und 212 S. gr. 8.) Preis 36 kr. oder 12 Ngr. — Zweiter Band. Vierte Auflage, (VIII und 352 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Französische Chrestomathie. In sechs Büchern: episch, lyrisch, dramatisch; historisch, rhetorisch, didaktisch. (XXIV und 830 S. gr. 8.) Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Partheipreis für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exemplaren 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

Letzteres Buch ist als drittter Band des französischen Lesebuchs zu betrachten und entspricht dem dritten Bande des deutschen Lesebuchs.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Joh. Fr. Böhmer. Regesta Imperii inde ab anno MCXCVIII usque ad annum MCCLIV. Die Regesten des Kaiserreichs unter Philipp, Otto IV., Friedrich II., Heinrich VII. und Conrad IV. 1198—1254. Neu bearbeitet. Zwei Abtheilungen. gr. 4. Auf geleimtem Velinpapier. LXXXVIII und 392 Seiten (60 Bogen). Preis fl. 9. — oder Rthlr. 5. 10 Ngr.

Das vorliegende Werk schliesst sich nach Form und Inhalt genau an den 1844 in demselben Verlage erschienenen Abschnitt der Kaiserregesten von Heinrich Raspe bis Heinrich den Lützelburger an, und macht mit demselben das dreizehnte Jahrhundert vollständig.

Dreitausend Urkunden und Briefe der im Titel genannten Könige und Kaiser, so wie der gleichzeitigen Päpste aus zum Theil höchst seltenen Gesetzbuchsbüchern und handschriftlichen Sammlungen Mittel-Europas, besonders auch Italiens, sind hier in erschöpfenden oder doch genügenden Auszügen mit vieljährigem Fleisse zusammengetragen, und mit dem von den gleichzeitigen Geschichtsschreibern überlieferten Thatsachen zu einem chronologisch

Digitized by Google

geordneten Ganzen verbunden, dem eine Einleitung voraus-geht, welche die Hauptthatsachen in gedrängter Uebersicht zusammenfasst.

Es ist dadurch die betreffende Periode ein Korn vaterländischer Geschichtskunde geboldet, welcher den uns überlieferten Stoff in bisher ungekannter Reichhaltigkeit darlegt und nachweist, somit nicht nur der künftigen Forschung zur Grundlage dienen wird, sondern auch mit jeder bereits vorhandenen Darstellung als nützende, berichtigende und ergänzende Beilage aufs nützlichste verbunden werden kann.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Zwischen den Garben.

Eine Nachlese

älterer Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

8. broch. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Freiligrath, den alten Freiligrath, dem die Tendenzdichtung noch fremdes Gebiet ist, werden die Freunde der Poesie in dieser Nachlese wieder erkennen. Es ist ganz der mächtige Künstler, der zunächst nur die Sprache auf dem Ambos gestalten zu wollen scheint, und dem unter den Hammerschlägen wie ein Wunder der schimmernde Gedanke, der funkelnde Witz, das strahlende Bild, ja der ganze Organismus des Gedichtes sich erzeugt. Aus Aegypten, aus der Krimm, von der Nordsee, vom heiligen Lande und vom heimischen Rhein zwingt er die Gestalten in seinen Zauberkreis, und die Dichter Frankreichs und Großbritanniens müssen seine eigenthümliche Kraftsprache reden. Alle diese Lieder sind fremd, sie sind neu, aber immer gesund und wohlthuend. Das Lieder der Zeit zucht noch nicht in ihnen. So vermögen sie auch in der Gluthatmosphäre der Gegenwart, in der wir leben, uns zu erquicken.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Schwurgerichte

in

Württemberg

dargestellt

nach Anleitung des Gesetzes vom 14. August 1849 über das Verfahren in Strafsachen, welche vor die Schwurgerichtshöfe gehören, mit Erläuterungen, insbesondere unter Berücksichtigung seiner Quellen, und unter steter Vergleichung desselben mit dem englischen, nordamerikanischen, französischen und belgischen Strafprozesse, so wie mit den neuesten Gesetzgebungen im Großherzogthum Hessen-Darmstadt, in den Königreichen Bayern, Preußen und Sachsen, im Kurfürstenthum Hessen, im Großherzogthum Baden ꝛc. ꝛc.

von

Oberjustizrath Holzinger

d. Z. bei der königl. Oberregierung in Stuttgart.

Mit dem Gesetztext und einem alphabetischen Register.

gr. 8. broch. Preis fl. 1. 48 kr. oder Rthlr. 1. 6 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Dr. Jos. Conr. Pangold

königlich württembergischer Generallieutenant

Ueber die Cholera.

Ein Beitrag zur Beleuchtung des Wesens dieser Krankheit und zur Ermittlung einer entsprechenden Heilmethode, so wie eines angemessenen Verhaltens zur Vorbauung gegen dieselbe.

Preis 18 kr. oder 6 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Pracht-Ausgaben.

Die Bibel

oder die

Heilige Schrift

des

Alten und Neuen Testaments

von

Dr. Martin Luther.

Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen.

4. kleine Ausgabe in 60 Lieferungen,
1ste bis 47ste Lieferung, jede Lieferung 12 kr. oder 3¼ Ngr.

große Ausgabe in 125 Lieferungen,
1ste bis 94ste Lieferung, jede Lieferung 12 kr. oder 3¼ Ngr.

(Verlag der Bibel-Anstalt.)

Goethe's

poetische und prosaische Werke

in zwei Bänden.

Mit 11 Stahlstichen.

Zweite Auflage.

Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Hiezu erschien:

Goethe's

poetische und prosaische Werke

zweiten Bandes zweiter Theil.

Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

womit diese compacte Ausgabe mit der neuesten Taschen-Ausgabe in 40 Bänden, dem Inhalte nach, vollkommen in Uebereinstimmung gebracht ist.

Digitized by Google

Goethe's

Götz von Berlichingen.

Illustrirt
mit Holzschnitten nach Zeichnungen
von
Eugen Neureuther.
Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 20 Ngr.

Schillers sämmtliche Werke

in Einem Band.
Mit einem Stahlstich
die Schillers-Statue zu Stuttgart vorstellend
und einem Facsimile seiner Handschrift.
Neue Auflage.
8 fl. oder 4 Rthlr. 20 Ngr.

Pracht-Ausgabe mit 13 Stahlstichen.
12 fl. oder 7 Rthlr.

Herders ausgewählte Werke.

Ausgabe in Einem Band.
Mit dem Bildniß des Verfassers und einem Facsimile
seiner Handschrift.
Preis 14 fl. oder 8 Rthlr.
cartonnirt 14 fl. 24 kr. oder 8 Rthlr. 10 Ngr.

Herders Cid.

Mit Holzschnitten illustrirte Pracht-Ausgabe
in Einem Band.
Zweite Auflage.
Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

Pyrkers sämmtliche Werke.

Ausgabe in Einem Band.
Mit dem Bildniß des Verfassers.
Preis 7 fl. oder 4 Rthlr.

Der Nibelungen Noth.

Illustrirt
mit Holzschnitten nach Zeichnungen
von
Julius Schnorr von Carolsfeld und
E. Neureuther.
Pracht-Ausgabe in Einem Band.
Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 20 Ngr.
cartonnirt 8 fl. 36 kr. oder 5 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen.

Homers Werke.

Uebersetzt von
Joh. Heinrich Voß.
Pracht-Ausgabe in Einem Band
mit 25 Umrissen in Stahlstich.
Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Platen gesammelte Werke.

Ausgabe in Einem Band.
Mit des Verfassers Bildniß in Stahl gestochen
und einem Facsimile seiner Handschrift.
Preis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 15 Ngr.

B. Genelli's

Umrisse zum Homer

mit Erläuterungen
von
Dr. Ernst Förster.
49 Blätter in Stahl gestochen.
Ausgabe in quer Folio 10 fl. oder 6 Rthlr.
Ausgabe in quer Quart 7 fl. oder 4 Rthlr.

Klopstocks sämmtliche Werke

In Einem Band.
Mit dem Bildniß des Verfassers.
Preis 4 Rthlr. 15 Ngr.
(Verlag von G. J. Göschen.)

Lessings Werke

In Einem Band.
Mit dem Bildniß des Verfassers.
Preis 4 Rthlr. 20 Ngr.
(Verlag von G. J. Göschen.)

Reineke Fuchs

von
Wolfgang von Goethe
nach Zeichnungen
von
Wilhelm von Kaulbach
gestochen von **G. Mahn** und **R. Schleich.**
gr. 4. Preis 16 fl. oder 9 Rthlr. 18 Ngr.
chinesisch Papier 24 fl. oder 14 Rthlr. 12 Ngr.
(Verlag der literarisch-artistischen Anstalt.)

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 53. Sonnabend den 2. März 1850.

— Der Zauber schwindet,
Des Traumgotts Bildern gleich;
Der enge Steinpfad windet
Sich zwischen Felsgetrümmer;
Wild starren, matt vom Schimmer
Der Abendsonn' erhellt,
Gebürgter Berge Trümmer,
Wie Trümmer einer Welt.

Matthissen.

Ueber die penninischen Alpen.

I.

Die Sonne kämpfte noch mit den Nebeln und überglänzte nur da und dort mit grellen Lichtstreifen die rothbraunen Felsenrippen oder den weißen Scheitel der alten Herrn, welche an der Ostseite des Genfersees Wache halten, als wir Vevay verließen. Die Pferde flogen die schöne Straße entlang, als fürchteten sie, die oft an dem Saume des Wegs brandenden Wellen möchten diesen überfluthen, und wie Bilder eines Morgentraums schwebten die reizendsten Landschaftsgemälde der Erde an uns vorüber. Clarence, das schöne Clarence, Schloß Blonay, die Felsen von Meillerie schienen an uns vorbei zu jagen; kaum hatten wir dem lieben Pfarrhaus zu Montreux ein Lebewohl zugewinkt, so war es auch schon von dem Grün der Maulbeerbäume verschlungen. Von dem Gesange der Wellen eingelullt, schien das Schloß von Chillon noch in träumerischem Morgenschlafe zu liegen. Durch das Hotel Byron, eine frühe Ruine, wie der Dichter selbst, strich der laue Wind und die Vögel flogen zwitschernd durch die Fensteröffnungen. Die Sonne warf eben siegreich ihre ersten vollen Blitzschimmer über die breite Fläche des Sees, als wir Villeneuve erreichten.

Unser wiederholtes »à rivéirs« galt dem nach Vevay zurückkehrenden Freunde, dem schönen Leman und seinen reizenden Ufern; fünf Minuten später warfen wir unsere Reisetaschen über und wendeten dem lichtdurchglühten Gemälde den Rücken, um in den Schatten der Berge, in das düstere Gebirgsthal einzutreten, durch welches die Rhone sich Bahn gebrochen hat. Der rauhe Wind, welcher uns plötzlich entgegen fuhr, als wollte er uns vor dem Eintritt in die Schrecken der Gebirgswelt warnen, die lautlose, nur vom scheltenden Murmeln der Rhone unterbrochene Stille, die nackt aufsteigenden, von kalten Nebeln umwogten Felsenmassen und die wilde, wie es schien, jedes belebten Wesens baare Einöde — alles dieß fiel meinem jungen Reisegefährten schwer auf das Herz und er schritt stumm und hastig voran, um mir die Thräne zu verbergen, die in seinem Auge glänzte. Der leichte Sinn der Jugend machte sein Recht aber bald wieder geltend, und als ich ihm sagte, wir befinden uns jetzt noch vergleichsweise in einer „lachenden“ Gegend, brach er in ein lautes Lachen aus, bloß um, wie er bemerkte, mich nicht Lügen zu strafen. Jedenfalls, setzte er hinzu, sind wir besser daran, als Adam und Eva; diese hatten keine Hoffnung, das Paradies je wieder zu sehen, während wir in acht bis zehn Tagen italienische Luft athmen werden.

Das erste Schauergefühl, das wohl jeden ergreift, der aus dem reichen, belebten, freudesprudelnden Becken des Lemans in die von Eis und Nebel überragte Kluft des Rhonethales tritt, war bald bewältigt und bis nach St. Maurice hinauf bot sich unserem Auge noch manches heitere Landschaftsbild, und der Abhang, an welchem der feurige Dyorne wächst, erinnerte uns an frohe Stunden, deren Genuß durch diesen trefflichen Wein nicht wenig gesteigert worden war. Wir erfuhren erst hier an Ort und Stelle, daß der Wein seinen Namen von einem Dörfchen hat, das an diesem Abhange lag und vor dreihundert Jahren durch einen Bergsturz verschüttet worden ist. Unser Freund Thomas im nahen Ber erzählte uns nachstehende kleine

Digitized by Google

Geſchichte, welche er oft von ſeinem Großvater gehört haben wollte. — Ein junger Burſche von Yvorne war wenige Stunden vor dem unglücklichen Begebniß auf die Gemſenjagd gegangen. Nach einem donnerähnlichen Krachen glaubte er eine liebe Stimme ſeinen Namen wehmüthig rufen zu hören. Er eilte nach Haus. Schon war man beſchäftigt, den Verſchütteten Hülfe zu ſchaffen. Mit der Anſtrengung der Verzweiflung brach er ſich Bahn durch das Geröll. Noch wenige Schritte und die Thüre der Hütte war erreicht, in welcher die wohnte, deren Ruf er vernommen hatte. Aber die Nacht brach ein, der Himmel war ſchwarz umwölkt. Alles hatte ſich entfernt, um von den Mühen des Tages auszuruhen und mit friſcher Kraft die Arbeit am kommenden Morgen fortzuſetzen. Nacht und Einſamkeit hielten den jungen Mann nicht ab, ſtets weiter zu dringen. Die Thüre der Hütte ſprang endlich auf und in den bleichen Strahlen des eben durch die Wolken brechenden Mondes ſah er die Geliebte auf ihrem Bette ſitzen. Sie war ſehr blaß, ihre Hände, in denen ſie das kleine, ſonſt über ihrem Lager hängende Crucifix hielt, zitterten heftig. Sie lächelte den jungen Mann freundlich an, ſtand auf, gleitete durch die Thüre, über das Geröll, dem Wege nach Aigle zu, wo die Kapelle zum gekreuzigten Jeſu ſtand. Auf der Schwelle lächelte ſie den Gemſenjäger, welcher ihr nur mit Mühe gefolgt war, noch einmal freundlich an, trat ein und in demſelben Augenblicke ſchien die ganze Kapelle von einem rothen Lichtglanze erhellt. Der junge Mann eilte in die Kapelle. Das Haupt des Erlöſers war von einem funkelnden Strahlenſchein umgeben, das kleine Crucifix, welches das Mädchen in der Hand gehabt, lag auf den Stufen des Altars; das Mädchen ſelbſt aber war verſchwunden. Der junge Mann trat in den Auguſtinerorden und widmete ſich dem menſchenfreundlichen Dienſte dieſer Mönche auf dem großen St. Bernhard.

Zu Martinach hörte ich dieſer Sage von einem Auguſtiner mit einer kleinen Abweichung erwähnen. Nach der Darſtellung des Mönchs fand der Gemſenjäger das Mädchen inmitten des Felstrümmers ſitzend und erbot ſich, ſie nach Aigle zu Bekannten zu führen. Sie erhob ſich, folgte ſtumm dem Führer, und als ſie an die Kapelle kamen, winkte ſie ihm, er möchte vorausgehen. Als er das erſte Haus des Fleckens erreichte, ſchaute er ſich nach dem Mädchen um, und da er ſie nicht kommen ſah, eilte er in die Kapelle, wo aber nichts von ihr zu ſehen war. Nur das kleine Crucifix lag auf den Stufen des Altars. — „Sie werden," bemerkte der würdige Geiſtliche, „dieſelbe Sage in andern Formen in vielen katholiſchen Gebirgsthälern der Schweiz wieder finden. Ohne den lebendigſten Glauben an ein wunderbares Walten der höhern Macht, an den ſtets bereiten, unmittelbaren Beiſtand des Himmels könnte unſer frommes Hirtenvolk den Schrecken und Gefahren nicht Trotz bieten, von denen es bei jedem Schritte und in jedem Augenblicke umgeben iſt. Dann iſt der Einfluß der Einſamkeit und Abgeſchloſſenheit im langen Winter in Anſchlag zu bringen. Gebetbücher und Heiligenlegenden ſind faſt überall die einzigen Druckſchriften, welche man in den Dörfern und Weilern auf den Bergen findet, und es iſt natürlich, daß die ohnehin rege Phantaſie des Gebirgsvolks durch eine ſolche Abgeſchiedenheit vom bewegten, bunten Weltleben und durch ſolche Lektüre ſtets neue Nahrung erhält. Sie werden in allen unſern Thälern den Glauben verbreitet finden, daß der Name, welchen ein Sterbender nennt, weit über die Berge hin tönt und an das Ohr deſſen anſchlägt, welcher gemeint iſt; ja, dem fernen Freund, deſſen er nur ſtill gedenkt, wird dieß auf eine oder die andere Art angedeutet, und ich könnte den Herrn ein den letzten Wochen angehöriges Beiſpiel aus meiner eigenen Erfahrung mittheilen, das ein ſprechendes Zeugniß iſt für den einfachen Sinn unſerer Gebirgsbewohner und ihre Neigung zum Glauben an das Wunderbare."

(Fortſetzung folgt.)

Dünengeſchichten.

(Fortſetzung.)

„Und doch," meinte Anna, „haben in meiner Jugend jene Dichtungen der romantiſchen Schule, deren Ihr Freund, der Doktor, ſo ſpöttiſch und nichtachtend erwähnt, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht." — „Weil Sie damals ſo glücklich waren," unterbrach ſie Alwyn, „den Schmerz noch nicht zu kennen, hatte er den Reiz des Fremden, des Wunderbaren für Sie. Nähmen Sie jetzt jene Dichtungen zur Hand, ſo würde Ihnen das Gemiſch von Gottesurtheilen und Schickſalsgewalten, die bald lähmend, bald zum Fortſchreiten zwingend, zwiſchen den unklaren Begriffen der Helden und Heldinnen umherſpuken, eher unheimlich und widrig, als erhaben und poetiſch erſcheinen. Es macht uns den Eindruck der Unwahrheit, der Gefühlsüberreizung, es wird uns peinlich, wenn wir ſehen, wie Menſchen ſich feſtklammern an troſtloſen Zuſtänden, wie ſie daran zu Grunde gehen aus Unklarheit, aus Vorurtheilen, während ein einziges Wort, ein einziger Entſchluß die ganze Verwirrung löſen könnte."

„Und dennoch," nahm der Oberſt das Wort, „ſehe ich unter euch Europäern noch überall die Halbheit, die

Digitized by Google

ihr tadelt, und wenig von der Ganzheit, welche euch allen in Evans so achtunggebietend und natürlich erscheint." — „Deutschland ist," sagte Alwyn, „auch noch keineswegs frei von jener Weltanschauung, welche ihren Ausdruck in den Romantikern gefunden hat. Nur ein Theil der Deutschen ist so weit gekommen, und wir gehören zu diesen, sie nicht mehr als Wahrheit anzuerkennen, sie deßhalb der Verklärung durch den Dichter für unwürdig zu halten. Gar viele dagegen spüren die Romantik noch in den Nerven, wie der Doctor sagte, und auch in der Literatur spukt sie offen oder versteckt noch vielfach fort. Am deutlichsten ist sie in der Unklarheit jener Männer hervorgetreten, die aus poetischer Jugendvorliebe das neue deutsche Kaiserreich hervorzaubern und mit einer demokratischen Verfassung auf breitester Grundlage vereinigen wollten." — „Halt! halt!" rief Anna, „das ist gegen die Abrede; Sie verfallen in die Sünde politischer Gespräche, und ich muß als Präsident auf die Tagesordnung verweisen. Welche Erzählung werden wir morgen haben?"

Die Männer waren der Meinung, daß eine der Frauen am nächsten Tage erzählen solle. Anna und Coralline aber wendeten ein, daß der Doktor nur für einige Tage auf der Insel bleibe und also seinen Tribut zahlen müsse, ehe er abreise. Er habe sich zu dieser Gesellschaft gehalten und könne nicht ohne seine Beisteuer für die Morgenstunden entlassen werden.

Er ging darauf ein, versprach eine Mittheilung für die nächste Zusammenkunft auf der Düne, und zwar ein Erlebniß aus seiner Praxis, die er unter dem Titel

Der Geheimerath

am folgenden Morgen den versammelten Freunden erzählen wollte.

„Es ist," hob der Doktor an, „eigentlich nur eine flüchtige Skizze, das Porträt eines Sonderlings, das ich Ihnen zu bieten habe, und die Figur schlägt vielmehr in die Launenhaftigkeit der Romantik hinüber, als in die Glaubensrichtung dieser Gesellschaft, die den Idealismus im Realismus erkennt und damit allem Dualismus sein Ende bereitet. — Ein Romantiker war mein Held freilich nicht, aber seine Originalität bestand zum Theil darin, daß er ein Gemisch der schroffsten Gegensätze war, die sich in ihm lange Jahre hindurch wunderlich neben einander bewegten."

„Als ich ihn im Jahre 1832 kennen lernte, mochte er nahe an fünfzig Jahre alt seyn und hatte sich eben erst in Berlin niedergelassen. — Herr v. Düprez stammte aus einer alten französischen Emigrantenfamilie, welche während der Schreckensherrschaft das Vaterland verlassen hatte, und Düprez behauptete, obschon noch im zarten Alter zur Zeit der Flucht, sich aller Einzelnheiten derselben deutlich zu erinnern. Sein Vater war Erzieher eines österreichischen Erzherzogs geworden, und er selbst war sehr jung in den österreichischen Staatsdienst getreten, in dem die Verhältnisse seines Vaters ihm eine ehrenvolle Laufbahn eröffnet hatten. Dem diplomatischen Corps zugeordnet, hatte er dem bekannten Schwarzenberg'schen Ball in Paris beigewohnt und später die Note überbracht, in der sich Oesterreich von Napoleon lossagte. Während des Befreiungskriegs und in den darauf folgenden Jahren war er vielfach zu kleineren und größeren politischen Missionen verwendet und bereits Geheimerath geworden, als er sich mit einer Dame aus gutem Hause verheirathete, die jedoch schon nach Jahresfrist bei der Geburt eines Sohnes ihren Tod fand. Abwechselnd in Wien und in andern deutschen Residenzen, nach denen er gesendet wurde, lebte er eine Reihe von Jahren geehrt, wenn auch nicht ganz in seinem Ehrgeize befriedigt, die Ereignisse, welche nicht hieher gehören, ihm die Ungnade des Kaisers und seine Entlassung aus dem Staatsdienste zuzogen, als er gerade auf dem Gipfel der Gunst zu stehen schien. Unter solchen Verhältnissen in Wien zu bleiben, dünkte ihm unmöglich; er verließ Oesterreich und siedelte sich in Berlin an, wo er in der Dorotheenstraße ein einstockiges halbverfallenes Gebäude kaufte, weil der Rococostyl der Architektur seiner Vorliebe für das ancien regime ganz besonders entsprach."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Oesterreichisch-Schlesien, Februar.
Hunger und Seuche im Jahr 1847.

Der Teschner Kreis, ein kleiner, etwas über 90 Quadratmeilen enthaltender und am Fuße der Karpathen gegen Norden gelegener Landestheil, mit einer sehr dichten Bevölkerung von mehr denn 500,000 Seelen, hat in den letzten drei Jahren sehr viele Drangsale erduldet, so daß man die innere Lebenskraft desselben bewundern muß, wenn man ihn schon jetzt wieder in ziemlichen Leben und Flor sieht. Das erste Trauerzeichen war das von 1847, wo Theurung und Hungersnoth längs dem ganzen Karpathenzuge auf furchtbare Höhe stiegen, und in deren Folge der Typhus ausbrach. Wie es da aussah, wollen wir in einigen

Digitized by Google

Zügen darzustellen suchen und zu dem Ende einige jener Jammerscenen dem Leser vorführen.

Oberhalb Jablunka, am Gebirge, welche die Waag bald nach ihrem Ursprunge durchströmt, brach die furchtbare Noth zuerst herein. Ohnehin ist dort das Elend fast immer zu Hause. Schon im Herbst 1846 litt die Bevölkerung großen Mangel, weil das an sich so thätlich wachsende Getreide mißrathen und das Hauptnahrungsmittel, die Kartoffel, durch die Krankheit faß völlig zu Grunde gerichtet war. So kamen denn schon im Herbste und Winter Schaaren von Bettlern nach Schlesien herab, und schon seit jeh verkamen manche auf den Straßen, wenn sie sich vor Hunger nicht mehr weiter zu schleppen vermochten. In Schlesien, und zwar besonders im Teschner Kreise, konnte man auch nicht viel geben, weil man selbst eine völlige Mißernte gehabt und lange nicht den eigenen Bedarf gewonnen hatte. Dazu kam noch, daß man aus Galizien, wo der Bauernaufstand im Jahr vorher die ganze Landwirthschaft in Zerrüttung gebracht, nicht wie sonst ansehnliche Zufuhr bekam. — Die Regierung nahm zwar Kenntniß von diesem Zustande, aber bei der Weitschichtigkeit der damals noch herrschenden Bürcaukratie dauerte es mit den zur Abhülfe getroffenen Anstalten so lange, daß, ehe sie in's Leben traten, ein Theil der Bevölkerung verhungert war. Edelgesinnte Herrschaften ergriffen Maßregeln auf ihren Gütern, und waren sie auch nicht im Stande dem namenlosen Elend völlig abzuhelfen, so steuerten sie ihm doch sehr und es konnte nicht so weit und rasch um sich greifen, wie da, wo von Seiten der Peiwaten gar nichts geschah. Die ersten Spuren des Typhus zeigten sich schon im Herbst 1846; es brachten ihn die Slowaken aus den Karpathen mit. Ganze Familien derselben, und zwar in erschreckender Anzahl, kamen als Bettler herüber, und da sie nicht einmal ihre Blöße bedecken konnten und dabei Hunger litten, fand die Krankheit bei ihnen ein fruchtbares Feld. Augenzeugen versichern, es sey keine Uebertreibung, wenn man erzählt, es haben an den Straßen liegende Leichen die Wege bezeichnet, auf denen jene Unglücklichen verdrangen. Man konnte und mochte sich nicht überall mit der Beerdigung befassen, weil man die Ansteckung fürchtete. Aber im Frühjahr, als nun die Noth auch in Schlesien furchtbar hereinbrach, griff der Typhus im Teschner Kreise so entsetzlich um sich, daß fast keine Ortschaft verschont blieb und in manchen der Tod über ein Zehntheil der Bevölkerung in kurzer Zeit wegraffte. An ärztliche Hülfe war kaum beim wohlhabendsten Theile zu denken, weil die Aerzte nicht ausreichten und viele derselben ebenfalls von der Seuche ergriffen wurden. Als dann aus den andern Theilen der Monarchie solche hingeschickt wurden, hatte die Krankheit schon zu große Ausdehnung gewonnen; auch leistete ihr der allgemeine Mangel den furchtbarsten Vorschub. Viele Häuser starben aus, ohne daß sich jemand darum kümmern konnte, und die Leichen blieben Wochen lang unberedigt darin. In manchen lebten einzelne — meist Kinder — mitten unter den Leichen, bis irgend ein barmherziger Samariter sie rettete. Viele waren in solche Resignation verfallen, daß sie, als man sich ihrer annahm, sich fast sträubten und nicht von dem Sterbelager weichen wollten, auf dem sie bereits lagen.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, Februar.

(Fortsetzung.)

Der Prophet. — Strafscneeinigung.

Fast möchte man glauben, daß mit dem Bekanntwerden dieser Richtersprüche die Aufführung des Pariser „Propheten" absichtlich zusammengebracht worden ist, um die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf dieses gemeinsame Augenmerk eines vermehrten Theaterpublikums abzulenken. Die Oper ist nun in den ersten zehn Februartagen viermal bei verdoppelten Preisen, und, wie die meisten Besucher versichern, immer vollem Hause gegeben worden. Die Mehrzahl wollte sich natürlich in ihrer hohen Erwartung nicht getäuscht bekennen, oder war auch wirklich theile vom sensichen Glanz verblendet, theils von den Tonmassen und Bravourarien berauscht. Die Beifallsbezeigungen nahm erst gegen das Ende jener Decade ab, wo sich schon einzelne dieß und jenes mißbilligende, namentlich mit dem Stoff unzufriedene Stimmen in den Tageblättern vernehmen ließen. Aber für den 15. und 17. Februar ist bei wenig ermäßigten Preisen schon wieder der „Prophet" angekündigt. Und anfänglich schien selbst die nüchterne Polizei den allgemeinen Rausch zu theilen. Nach der ersten Aufführung war im nächstlichen Zudrang der Equipagen und Droschen gefährliche, zum Theil selbst unheilbringende Verwirrung entstanden. Da ersahren bald nachher eine im Jahr 1841 erlassene Verordnung wieder abgedruckt, wonach alles Fuhrwerk, ohne den Theaterplatz zu kreuzen, die Absahrt über die Packhofstraße oder „durch den Zwinger" bewerkstelligen sollte. Man hatte ganz vergessen, daß der vormals offene Zwinger jetzt seit Jahren durch den Museumsbau geschert ist. — Bemerkenswerther als jenes Kutscherreglement sind zwei gesundheitspolizeiliche Verbesserungen, die nach mehrjähriger Besprechung und Anregung endlich vom Stadtrath durchgeführt worden sind. In den Städten des alten Morgenlandes wurde beim Einzug fürstlicher Personen durch die unreinlichen übelriechenden Gassen gewöhnlich ein großartiger Räucherapparat vorangetragen. Das wäre bisher in Dresden zu manchen Zeiten des Jahrs ebenfalls, wenigstens für die Fremden, nöthig gewesen. Denn die Nasen der Einheimischen schienen sich allerdings schon daran gewöhnt zu haben, daß in den schönsten Monaten des Frühlinge und Herbstes jeden Tag mehrere Straßen der Stadt von den Spuren der grünenten Gruben und dämerlichen Dämpfen durchzogen dufteten. Ein altes Bhimori im Volke, daß „wenn der D.... nicht fort beseitigt werde, ein bedeuter Rath sich dreinlegen müsse," erhielt sich viele Jahre durch in stetem, immer neuangeregtem Gebrauche. Auch die seit 1831 umgestaltete Stadtverfassung und die Weisheit der zum Theil medicinisch gelehrten Stadtverordneten hatte mit den neuringeführten, nur ärger polternden und nicht weniger stinkenden Gewinnbokarren keine sonderliche Abhülfe gebracht. Am längsten aber dauerte das Unwesen, unter den anderweitigen Sorgen des noch ungezähnten Rathscollegiums, in den Herbstmonaten des vergangenen Jahres. Kaum Einen Tag von Mitte September bis November blieb man von Gerüchen unbelästigt. Da ist's nun endlich den Wissenschaften, vor deren Forum es keinen Schmutz gibt, der Chemie und Pharmacie, gelungen, die baldige Bezwingung des Unüberwindlichen einzuleiten. Ein Apothekervisor und Pharmaceutenlehrer, Dr. A. hat seinen Beruf weit über die asa foetida der Officinen ausgedehnt, ist zum Generalcontroleur aller hiesigen Grubenschätze erhoben und gegen Bevorrechtung verpflichtet, sämmtliche Excremente unserer 90 000 Seelen in wohlverschlossenen Rüthwagen geruchlos aus der Stadt zu schaffen, um sie in seiner Fabrik mit Steinmehl zu gewinnreichem Dünger zu verarbeiten. Das Unternehmen ist unapprobirlich, aber gemeinnützig, und — lucri bonus odor. Wie Kaiser Vespasian wird dieser Herrscher der Unterwelt seinen Renten den Ursprung nicht anrechen. Schon hört man auch, daß Neid oder Eigennutz mancher Hausbesitzer der wohlthätigen Anordnung entgegenstreten.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 54. Montag den 4. März 1850.

— Indeed, this counsellor
Is now most secret and most grave.
Shakespeare.

Dünengeschichten.

(Fortsetzung.)

In dieser Wohnung lernte ich Düprez kennen. Er hatte eine Menge alter Möbeln dahin bringen lassen. Weißlakirte Stühle, kleine Wandspiegel, Glaskronen mit spitzen Bleiverzierungen sahen sich plötzlich mit modischen Divans und Teppichen zusammengestellt und im Verlaufe weniger Monate mit einer gemeinsamen Staublage überdeckt, da der Geheimerath es nicht liebte, wenn Zimmer und Möbeln häufig gereinigt wurden. Im Gegensatze dazu kleidete er sich mit der ausgesuchtesten Sauberkeit, wenn schon nach der Mode der Zeit, in welche die glänzendste Epoche seiner Jugend gefallen war. Seine Escarpins und schwarzseidenen Strümpfe, die weiße Weste, der Jabot, der schwarze Frack, die goldenen Schuhschnallen leuchteten vor Reinlichkeit und verriethen einen Mann aus der besten Gesellschaft. Dieses Gepräge hatte auch seine Haltung, seine Ausdrucksweise und vor Allem die aristokratische Bildung seines Profils. Es war offenbar Race in dem Mann.

Er empfing mich freundlich, sagte mir, es sey ihm so viel Gutes von mir berichtet, daß er sich, trotz meiner Jugend, entschlossen habe mir die ärztliche Berathung seiner Person und seiner Hausgenossen anzuvertrauen; er wünsche zu wissen, welches Honorar ich dafür verlange. Obschon diese Art der Abmachung ganz gegen die Berliner Gewohnheit verstieß, fand ich es angemessen darauf einzugehen. Ich nannte ihm eine schickliche Summe. — „Sie fordern so wenig, mein Herr," bemerkte er darauf, „daß ich mißtrauisch gegen Sie werde. Bedenken Sie, daß die Erhaltung des Lebens die höchste Aufgabe für jeden Menschen seyn muß, der seine Fähigkeiten der Menschheit nützlich und sich selbst für eine bedeutende Zukunft stark genug hält, wie ich es in Bezug auf mich zu thun Ursache habe. Eine solche Auffassung fordert große Aufmerksamkeit vom berathenden Arzte, denn nicht nur leben will ich, ich will das Leben auch in Gesundheit genießen. Ich sage wie der größte Schriftsteller des Alterthums, wie Lucian im Schmarotzer: „Ich setze die Wollust darein, daß der Körper sich ohne alle Beschwerde und Ungelegenheit befinde und das Gemüth ruhig und ohne Leidenschaft sey." — Für das Letztere sorge ich selbst, für das Erstere mache ich Sie verantwortlich. Sie müssen mich täglich besuchen, meinen Zustand genau beobachten, der kleinsten Störung nachspüren. Damit Sie aber darauf die nöthige Zeit verwenden können, erlaube ich mir Ihnen das doppelte Honorar anzubieten, unter der Bedingung, daß Sie Ihre Pflicht gewissenhaft erfüllen. Ich werde Sie von heute an jeden Morgen zwischen neun und zehn Uhr erwarten und Sie werden es mich wissen lassen, wenn Sie um diese Stunde verhindert sind, damit das Warten mir keine unangenehme Spannung und Erregung verursache."

So wurde ich verabschiedet, fing am nächsten Morgen meine täglichen Besuche an, und der Geheimerath stellte mir seine Hausgenossen vor, die ich im Laufe der Zeit näher kennen lernte. — Die einflußreichste Person darunter war unstreitig der alte Diener Hieronymus, der den Geheimerath seit seiner ersten Reise nach Paris nicht mehr verlassen hatte. Er war Kammerdiener, Koch, Sekretär, Vertrauter, Alles in

Digitized by Google

Einer Perſon, und hatte große Anhänglichkeit für ſeinen Herrn. Pünktlich und eigen hielt er die ganze Wirthſchaft in Ordnung, Alles war ſchicklich und ſauber, ſo daß die vernachläſſigten Zimmer des Geheimeraths um ſo unheimlicher dagegen abſtachen.

Der einzige Sohn des Geheimeraths mochte damals zehn Jahre ſeyn. Der Vater, der faſt niemals ausging, wenn nicht eine Beſprechung mit ſeinem Bankier ihn dazu zwang, unterrichtete den Knaben ganz allein und hielt ihn von jedem Umgang fern, aus Furcht, daß ihm durch gleichaltrige Spielgenoſſen andere Geſinnungen beigebracht werden könnten, als die, welche er ſelbſt ihm einzuflößen für nöthig erachtete, und dennoch entſchloß er ſich bald darauf, ihn in eine ferne Penſion zu ſchicken. Dieß war nur einer der tauſend Widerſprüche im Mann. Er war Legitimiſt und verabſcheute die Fürſten wegen ihres Undanks; er war ein leidenſchaftlicher Verehrer der franzöſiſchen Claſſiker, vor allen Voltaires, während er zugleich das vollſte Verſtändniß für Shakeſpeare hatte und deſſen Schönheiten mit Geiſt erklärte. Entſchiedener Atheiſt, hielt er ſtreng darauf, daß Hieronymus den kleinen Emil jeden Sonntag in die nahe gelegene Georgenkirche führte, und ließ ſich vom Knaben den Inhalt der gehörten Predigten wieder erzählen, um ſie auf ſeine Weiſe bald zu negiren, bald mit Lehren der Welt- und Menſchenkenntniß zu erläutern, die weit über das Alter des Kindes hinaus gingen. Vor Allem jedoch ſchätzte er die lateiniſche Sprache und daneben die Werke Lucians, ſeines Lieblingsdichters. Sie lagen beſtändig aufgeſchlagen auf ſeinem Tiſche und gaben ihm für alle Fälle des Lebens eine Reihe von Citaten, die er vielfach anzubringen liebte. — Immerfort mit dem Gedanken beſchäftigt, daß eine Aenderung am öſterreichiſchen Hofe ſeine Zurückberufung und Wiedereinſetzung in ſein Amt zur Folge habe könne, und dieſe erneute Dienſtbarkeit auf's Lebhafteſte erſehnend, war er zugleich ſtolz auf die Unabhängigkeit, welche ſein Vermögen ihm gewährte. Er gefiel ſich in ſeiner abweichenden Kleidung, in ſeiner abgeſchloſſenen Lebensart, ſchon darum, weil beide das Reſultat gänzlicher Freiheit von jedem fremden Willen, von jeder beengenden Rückſicht auf die Meinungen ſeiner Mitmenſchen waren, und pflegte, wenn er eine ſeiner wunderlichen Maximen zur Ausführung brachte, lächelnd zu ſagen: »car tel est mon plaisir!«

Es war im Herbſt des Jahres 1830, als ich an einem trüben Vormittag im November zu ihm gerufen wurde, obgleich ich bereits meinen täglichen Morgenbeſuch abgeſtattet hatte. — Hieronymus öffnete mir die Thüre, und da ich, erſtaunt ihn in einer altmodiſchen Galaliverée zu ſehen, die er ſonſt niemals getragen hatte, ihn um die Bedeutung dieſer Erſcheinung fragte, erwiederte er verlegen, es ſey ihm befohlen und er habe die Anweiſung erhalten mich gleich bei dem Herrn einzuführen.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die penninischen Alpen.

(Fortſetzung.)

Wir baten den guten Pater Paulin, uns ſeine Geſchichte zu erzählen, und da er derſelben keine größere Wichtigkeit zu geben wünſchte, als ſie an ſich hatte, begann er ohne weiteres: „Vor wenigen Wochen verließ ich mit dem anbrechenden Tage das Hoſpiz des h. Bernhard, wo ich einige Tage zum Beſuch geweſen. Zwiſchen St. Pierre und Allève holte ich den Geiſtlichen des erſtern Ortes ein, der, eben von einer ſchweren Krankheit geneſen, ſich nicht abhalten laſſen, einem Sterbenden im nahen Weiler die letzte Tröſtung zu reichen. Ich bewog den ganz hinfälligen, erſchöpften Mann, nach St. Pierre zurückzukehren und mir den frommen Dienſt zu überlaſſen. Der Kranke, in deſſen Hütte ich eintrat, hatte ſich ſeit einer Stunde bedeutend erholt und ſprach bereits von der Rückkehr in ſeine Sennhütte am Mont Velan, wo er am ſchnellſten wieder zu Kräften zu kommen hoffte. — „Wo ich mir vor einem Jahre leicht den Tod durch Aerger und Zorn geholt hätte, erwarte ich jetzt meine volle Geneſung, Herr Pater,“ ſagte der Mann. Ich bat um Erklärung dieſer dunkeln Worte und der Senn erzählte in vertraulicher Einfalt: „Mein Nachbar Senn auf den Alpen droben und ich vertrugen uns durchaus nicht mit einander. Bald ſollte ich ihm ſein Wildheu abgemäht, bald ſeine Heerkuh in eine Kluft gelockt, bald meine Kühe auf ſeine Wildene getrieben haben. Jede Woche brachte er irgend einen ärgerlichen Handel, und da ich mir nichts gefallen ließ, gab es nicht ſelten Augenblicke, wo ich Luſt hatte nach meinem Meſſer zu greifen. Zu Anfang des vorigen Sommers wurde er pöblich krank, und ſein Käſer, der ſich nicht zu helfen wußte, bat uns um Beiſtand. Ein Bote holte den Arzt und den Geiſtlichen. Es war den zweiten Sonntag nach Pfingſten, zwiſchen drei und vier Uhr Nachmittags, als das Glöckchen des Küſters die Ankunft des Geiſtlichen mit dem Allerheiligſten verkündigte. Der Abend kam; alles war todtenſtill. Ich ſaß am offenen Laden meiner Sennhütte und betete für die Seele meines Nachbars. Da ſchritt oder ſchwebte er, wie er leibte und lebte, an meiner Ladenöffnung vorüber und zog den Deckel ſeiner Rindendoſe auf, um mir eine Priſe zu bieten.

Digitized by Google

Erſchreckt fuhr ich zurück, und als ich wieder an den Laden trat, war Alles verſchwunden und mein Käſer kam von der Hütte herüber, um mir zu melden, unſer Nachbar ſey eben verſchieden und habe in den letzten Augenblicken wiederholt zu verſtehen gegeben, er wünſchte anders gegen mich gehandelt zu haben und bitte ihm zu verzeihen."

Die Priſe Tabak kam ſo ſtörend, ſo unpoetiſch in dieſes kleine, düſter gehaltene Bild des Alpenlebens, daß mein junger Freund ſich des Lächelns nicht enthalten konnte. Der Geiſtliche, dem dieß nicht entging, ſagte mit mildem Ernſte: „Der junge Herr kennt ohne Zweifel das Aelplerleben nicht, ſonſt würde er dieſen Zug nicht auffallend finden. Für den Senn, der in dieſen rauhen Gebirgshöhen oft Wochen lang von allem Verkehr mit der Welt abgeſchnitten iſt, kann die Priſe Tabak, an die er gewöhnt iſt, denſelben Werth haben, welchen ein Trunk Waſſer für den Durſtenden in der Wüſte hat, und der Austauſch einer Priſe unter zwei biedern Aelplern iſt vielleicht ein weniger zweideutiges Symbol des abgeſchloſſenen Friedens, als die Auswechslung beſiegelter Pergamente unter den Mächtigen der Erde."

Da hier des Volksglaubens im ſüdlichen Theile der Schweiz gedacht worden, mag eine andere darauf bezügliche Mittheilung ſich ſofort anſchließen. Nicht weit von Bovernier, gegen den Fuß des ſchneebedeckten Catogne hin, welcher düſter auf den Wanderer niederſchaut, der dem großen St. Bernhard entgegen zieht, ſteht man einen mächtigen Steinhaufen aufgethürmt. Ich fragte einen Soldaten, der von Iſert kam, was dieſe Steinpyramide zu bedeuten habe. Er wußte nicht mehr, als daß man ſie das Wolfsgrab nenne. Da es kaum denkbar war, daß man einem gewöhnlichen Wolfe ein ſo ſtattliches Grab errichtet habe, und da ſich in der Schweizer Geſchichte keine Spur findet, daß die Häuptlinge der Urbewohner ſich, den Indianern gleich, Thiernamen beizulegen pflegten, folglich auch nicht vom Denkmale eines Helden der Vorzeit die Rede ſeyn konnte, mußte es mit der Sache eine andere Bewandtniß haben. Ein alter Ziegenhirt, der ſich im Schatten der Weiden am Ufer der Dranſe gütlich that, gab mir endlich in einem babyloniſchen Sprachgemiſch — er war ein geborener Savoyarde, hatte lange am Genferſee, dann in einem der vielen deutſchen Dörfer des obern Wallis gedient und hütete jetzt ſeit zwanzig Jahren die Ziegen in einer Gegend, wo man franzöſiſch zu ſprechen vorgibt — die gewünſchte Ausfunft. Die buntfarbige Mittheilung, in welcher die Worte veintre no sai dó (unter uns ſey es geſagt) hundertmal vorkamen, lief auf folgendes hinaus.

Vor mehr als hundert Jahren hatte ſich ein Burſche, welchen die Waldenſer in Piemont ſeines ſchlechten Lebens wegen aus ihren Thälern verjagt hatten, im Val d'Entremont niedergelaſſen und ſein wüſtes Treiben hier fortgeſetzt. Man nannte ihn lo loup und er hatte viel Aehnliches mit dieſem Thiere. »Eintre no sai dé, como lé no and mas au mottin (unter uns geſagt, er ging, wie dieſes, nie in die Kirche), ſagte der Alte und klopfte mir mit der knöchernen Hand auf den Arm, „ſchlich um die Hütten der Thalleute, um ehrliche Mädchen zu verführen, und hatte ſtets gottloſe Reden im Munde. Auf dieſe Weiſe kam er bald zu üblem Ruf in dem Thal und die Geiſtlichkeit zu Martinach faßte ihn in's Auge. Da zu jener Zeit ein Wolf arg in den Bergen hauste und ſtets eine ſeiner gräßlichſten Thaten verübte, wenn man lo Loup mit ſeinem Bogen in's Gebirg hatte ſteigen ſehen, verbreitete ſich das Gerücht, lo Loup ſtehe mit dem Böſen im Bunde und könne ſich in einen Wolf verwandeln. Auspaſſer wurden angeſtellt, und als man ihn eines Morgens wieder auf die Jagd gehen ſah, machten ſich drei rüſtige Burſche auf, um den Jäger zu jagen. Der Wolf kam den Burſchen zu Geſicht und einer der Jäger durchſchoß, wie er behauptete, das rechte Vorderbein des Thiers mit ſeinem Pfeile. Der Wolf flüchtete heulend in die Felſenklüfte, lo Loup aber trug am folgenden Tag den rechten Arm in einer Binde; eintre no sai dè, er gab vor, er ſey von einem Felsabhang niedergeſtürzt.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

(Schluß.)

Das neue Krankenhaus. — Ev. Gebe.

Wirklich ausgeführt iſt die neue Einrichtung des ſtädtiſchen Krankenhauſes. Ueber das alte unſern der Entenpfütze war längſt von Aerzten und Patienten vielfach geklagt worden. Endlich hat man zur Erweiterung und Verbeſſerung der Anſtalt in ſehr entfernter und geſunder Lage, am äußerſten Weſtende der Friedrichsſtadt ein geräumiges Haus- und Gartengrundſtück angekauft. Es iſt der ehemalige Wohnſitz des weiland allmächtigen kurfürſtlichen Günſtlings Marcolini, einſt die Stätte eines großartigen italieniſch-franzöſiſchen Luxus, den zum Theil

Digitized by Google

noch die Gartenanlagen darstellen, aber merkwürdiger als Hauptquartier Napoleons im Jahr 1813, wo die viel erzählte letzte Berhandlung zwischen ihm und Metternich vor dem Abfall Oesterreichs stattfand. Der Wachtdienstlärm jener „alten Garde“ ist nun der stillen Hospitalpflege gewichen, und statt jener Weltgebieter berathen und regieren hier zwei junge Heilkünstler, Dr. Walther und Dr. Zeis, letzterer von der Universität Marburg in die Vaterstadt zurückberufen. Das Innere der neuen Anstalt soll viel erhebliche Vorzüge und Bequemlichkeiten haben, wovon wir vielleicht künftig berichten. Aber das Aeußere des Gebäudes zeigt keine Veränderung, und sonderbar genug nehmen sich vor der Zuflucht nächte menschlicher Schmerzen die vier noch wohlerhaltenen großen Polarlöwen aus, die sich an den Steinkegeln davor erheben. — Diese zufällige Umgebung war vielleicht der einzige Rest von Poesie, der den armen, zuletzt so unglücklichen Eduard Grühe auf sein elendes Sterbelager begleitet hat. Viele Ihrer Leser werden ihn als Novellisten und Opern-, (si Musis placet) auch Dramendichter kennen. In seiner besseren Zeit hatte ihn ein auswärtiger Fürst mit dem Hofrathstitel beehrt, der für die schmale Advokatenpraxis entschädigen mußte. Diese verfegte zuletzt ganz, und der vieljährige Censorgehalt, schon früher gekürzt, ging im Jahr 1848 mit Befreiung der Presse verloren. Der Verarmte war schon seit lange von Zeit zu Zeit geisteskrank; und am Ende mußte ihm noch ein ungeschickter Zahnarzt den Kinnbacken schwer verletzen. So schlich der Aermste mit unförmlich geschwollener Wange, in schäbigem blauem Mantel lange zum Erbarmen aller Begegnenden auf den Straßen einher, bis er auf einmal, man wußte nicht wie, verschwand. Vor wenigen Wochen erfuhr man, daß er im Krankenhause untergebracht war; und gestern erfolgte die endlich Todesstunde. Er ist nach langen schweren Leiden am 13. dieses Monats dem Knochenfraß erlegen. — Von staatlichen Neuigkeiten weiß ich Ihnen nicht viel zu schreiben. Eine außerordentliche Personensteuer läßt uns noch am stärksten empfinden, in welchen öffentlichen Verhältnissen wir leben. Die Benutzung vom Anfang Januare ist gewichen; die Hofhälle, welche zuerst ganz unterbleiben sollten, sind wieder in Gang gekommen, und daneben gibt der Minister des Auswärtigen glänzende Soireen. Aber von den Landtagsverhandlungen nimmt man hier wenig Notiz. Zwei Hauptverfechter der deutschen Bundesstaatsache, v. Carlowitz und Braun, sollen sich nach der preußischen Königsbotschaft und Thronrede ganz vom Kampfplatz zurückziehen wollen, und im Publikum belacht man höchstens den Berliner Witz: „in Frankfurt ist nichts geworden, in Erfurt wird nichts werden; man wird wohl nach Schwein- oder Ochsenfurt, und zuletzt nach Klagenfurt kommen.“

Aus Oesterreichisch-Schlesien, Februar.

(Fortsetzung.)

Der Aufstand im Jahr 1813.

Tausende von Waisen hat diese Landplage gemacht, und es sind dieselben nunmehr entweder bei den Herrschaften oder bei mildthätigen Menschen, die noch etwas haben, untergebracht. Ein großer Theil wird auf Kosten des Staats durch das Kreisamt versorgt. — Hört man, wie groß und allgemein die Noth gewesen, und was man alles angewendet, um den Hunger zu stillen, so muß man sich fast wundern, daß die Sterblichkeit nicht noch viel größer war, und man erstaunt, wenn man jetzt durch diesen Landstrich reist und dem Anschein nach gar keine Verminderung der Bevölkerung wahrnimmt. — Das war das Jahr 1847, und zwar bis zur Ernte. Mit dieser trat augenblicklich Besserung ein, denn sie war eine gesegnete und vertrieb sofort den Hauptfeind, den Hunger.

So kam das Jahr 1848. Als in den ersten Märztagen der Aufstand in Wien ausbrach, war man mittelst der Eisenbahnen im ganzen Lande schnell davon unterrichtet. Auf das Landvolk machte er tiefen Eindruck und man hörte überall, besonders in den Dorfwirthshäusern, aufrührerische Reden. Schon im Jahr 1846 hatte sich der Geist des Aufruhrs bei Gelegenheit des Aufstandes in Galizien im Teschner Kreise gezeigt, und man war daher jetzen Augenblick auf einen Ausbruch gefaßt. Zum Verwundern blieb es bei großen Worten und die von Wien und andern Orten her eindringenden Emissäre fanden bei der großen Masse des Volks wenig Eingang. Die Behörden waren eingeschüchtert, und gerade daß sie behhalb weder kräftig gegen die Emissäre und die Meuterer überhaupt einschritten, noch sich überhaupt viel zeigten, hielt vielleicht den Ausbruch zurück. — Die Herrschaften nebst ihren Beamten — insbesondere aber die, welche sich stets gegen das Volk milde und hülfreich gezeigt — rechneten es sich zum Verdienst, daß dasselbe nunmehr aus Erkenntlichkeit ruhig blieb. Wie sehr sie fehl schlossen, werden wir bald sehen. Im März war das Landvolk, besonders in den slavischen Provinzen, nicht vorbereitet, denn es hätte ja eher von des Himmels Einfall, als von einer Aufstehung gegen das angebetete Kaiserhaus geträumt. Den Sommer hindurch aber ward der Funke genährt, und als in Wien der zweite Aufstand losbrach, da schlug die Flamme hoch empor. Ob Verbindungen zwischen der preußischen und österreichischen Seite, welche durch die Emissäre unterhalten wurden, und gegenseitige Berabredung es bewirkten, daß nun — im August — der Aufstand auf beiden Seiten gleichzeitig und mit solcher Heftigkeit ausbrach, das läßt sich weder behaupten noch widerlegen. Das Volk ist hier, längs des Teschner Kreises, hüben und drüben gleichen Stammes (Slaven), es konnte sich mitbin auch gut verständigen. Daß aber Emissäre die Hand im Spiel hatten, bewies sich dadurch, daß man bei'm Aufstand so ziemlich nach gleicher Art zu Werke ging und auch gleiche Forderungen stellte. — Wie wollen nun einige einzelne Scenen schildern, welche den Aufstand charakterisiren.

Auf den Gütern des Grafen Larisch — eines Magnaten, der stets, und ganz besonders im vorhergehenden Jahre, wie ein Vater für seine Unterthanen gesorgt hatte — brach die Rebellion fast zuerst aus. Eine Jagdgeschichte gab den nächsten Anlaß. Ein in der Mitte der gräflichen Güter anfässiger Gutsbesitzer hatte sich, auf die Ausübung der freien Jagd fußend, beikommen lassen auf gräflichem Revier zu jagen, war aber dafür von den Förstern des Grafen zur Verantwortung gezogen worden. Aus Rache wiegelte er nun das Volk auf, hielt aufreizende Reden und entwarf einen förmlichen Feldzugsplan. Nahe an tausend Bauern versammelten sich um ihn, und er theilte sie in einige Corps, denen stärkste die Weisung bekam, den Centralort Karvin zu stürmen, den Oberbeamten als Bevollmächtigten des Grafen zu einer Menge von Concessionen zu zwingen und im Falle des Widerstands Gewalt zu brauchen. Der ganze Plan ward aber durch einen Hausgenossen des Aufwiegelers verrathen und durch einen Eilboten in der Nacht nach Karvin berichtet. Was sich zur Abwehr thun ließ, geschah, obgleich man wohl einsah, daß gegen eine solche Menge wenig auszurichten sein werde. Am andern Morgen rückten die Meuterer 500—600 Mann stark, mit dem Aufwiegler an der Spitze, der sich jedoch, so gut es ging, unkenntlich zu machen gesucht hatte, gegen Karvin vor.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 55. Dienstag den 5. März 1850.

In villos abeunt vestes, in crura lacerti,
Fit lupus.

Ovid.

Ueber die penninischen Alpen.

(Fortsetzung.)

Niemand zweifelte jetzt mehr an dem Bunde des lo Loup mit dem Gottseybeiuns. Er wurde tüchtig gefesselt nach Martinach gebracht und gestand bald, nach Anwendung gelinder Foltermittel, daß der Böse ihm die Gewalt gegeben, sich in einen Wolf zu verwandeln. Unter den Richtern war ein altes Männchen, das auch nicht in dem besten Geruche stand. Dieses wußte das Gericht zu bestimmen, daß es dem Missethäter auferlegte, eine Probe von seiner Zauberkraft zu geben und sich Angesichts des peinlichen Gerichts in einen Wolf zu verwandeln. Lo Loup behauptete, dieß nur vor Anbruch des Tags und im Freien thun zu können. So führte man ihn in früher Morgenstunde wohlbewacht an die Ufer der Dranse hinaus, entfesselte ihn, und, eintre no sai dé, im Nu hatte er sich in die Dranse gestürzt und war verschwunden. Nun stürmte alles das Thal hinauf, und da man bei Bovernier einem Wolf auf die Spur kam, wurde er verfolgt und fiel, von zehn Pfeilen getroffen und jämmerlich heulend — eintre no sai dé, man wollte die Stimme des lo Loup deutlich erkannt haben — an der Stelle, wo der Herr die Steine aufgehäuft gesehen hat. Viele, viele Jahre war es Sitte, daß Niemand an dem Orte vorbei ging, ohne einen Stein auf das Grab des Wolfs zu werfen. Das ist, eintre no sai dé, die Geschichte des lo Loup und des Wolfsgrabs.

Das anmuthig gelegene, gewerbthätige Ber lag hinter uns, der salzgeschwängerte Avençon war überschritten und nach einer kleinen halben Stunde hatten wir die Grenze des Kantons Waadt erreicht, der an erhabenen und reizenden Landschaftsgemälden, an Ueppigkeit und Fülle einer südlichen Vegetation, an Fruchtbarkeit des Bodens mit jedem Landstriche gleicher Ausdehnung auf der weiten schönen Erde wetteifern kann, und über dem fast das ganze Jahr ein tiefblauer italienischer Himmel sich ausspannt; der früher, wie durch den Segen des Himmels, so durch Fleiß, Betriebsamkeit und Bildung seiner Bewohner sich in so hohem Grade auszeichnete und der Lieblingsaufenthalt von Fremden war, die Nahrung für Auge, Herz und Geist suchten, über dessen blühende Gelände aber jetzt der giftige Sciroccohauch communistischer und socialistischer Gelüste fegt, wo statt Religion, Sitte und Gesetz Unglauben, Rohheit und Pöbelabsolutismus herrschen, und wo Armuth, Bettelei und Trunksucht die Straßen umlagern, die sonst von dem Gesang fröhlicher Winzer widerhallten und an denen man nur Wohlstand, Fleiß und fröhliche Sitte zu sehen gewöhnt war. Fort, fort von hier! retiré té, mén' ami Pierre, wie es im waadtländischen Kuhreigen heißt!

II.

Das Rhonethal, das sich bei Aigle zu erweitern begonnen hatte, schloß sich jetzt plötzlich, von den Ausläufern der Dent de Morcles auf dem rechten, und denen der Dent du Midi auf dem linken Ufer so in die Enge getrieben, daß nur Raum für die durchbrausende Rhone bleibt und der Kanton Wallis, in welchen man jetzt eintritt, ehemals durch ein Thor auf der Brücke gegen die unruhige Westwelt hermetisch abgeschlossen werden konnte. Eine Art Abschluß

Digitized by Google

findet immer noch ſtatt, denn der Wachtthurm an der Brücke hat eine Beſatzung von ſechs Mann, den Unteroffizier nicht gerechnet, und wir erfuhren ſogleich, daß wir in einen Kanton eintraten, in welchem die neuen Formen den alten Geiſt noch nicht zu bändigen im Stande waren.

Wir zwei harmloſe Reiſende ſchlenderten jetzt ſeit ſechs Wochen von Kanton zu Kanton — zuweilen durch drei an einem Tage — und noch hatte Niemand daran gedacht, nach einem Paſſe zu fragen. Hier ſollte die blüthenweiße Reinheit des Papiers durch die plumpe Hand eines Korporals und durch das Klatſchſiegel des Kantons Wallis gemordet werden. Wir waren noch auf der Brücke, wir konnten unſern Entſchluß, in das Land der Kröpfe einzutreten, noch ändern, da rief bereits eine Donnerſtimme: »Halte là, Messieurs! vos passeports!« und ein Schiebfenſter im Thurme that ſich auf und ein entſetzlich dicker Korporalskopf drängte ſich eben ſo mühſam durch dieſe Oeffnung, wie die Rhone durch die beiden genannten Felſenzähne, und befahl einem der zwei auf der Wache ſitzenden Soldaten, unſere Päſſe heraufzubringen. Wir hatten jetzt Zeit uns umzuſchauen.

Ein Cretin, der in einer Felſenecke lungerte, ein Kapuzinerbruder, der mit uns, aber auf der linken Seite des Fluſſes, in die Schlucht eingetreten war, einige Bettelkinder und zwei heimathloſe Familien, das erwähnte Kriegsvolk und wir gaben die Staffage zu dieſer troſtloſen, von triefenden Felſen umſtarrten Rosa Salvator-Schlucht ab. Ich wendete mich zu den Heimathloſen und fragte nach ihrem Woher und Wohin. Die zwei armen Familien waren aus dem Kanton Bern, dem ſie eigentlich angehörten, ohne Zweifel wegen Landſtreicherei verwieſen worden, hatten in der Lombardei Arbeit geſucht, aber nicht gefunden — vielleicht auch nicht finden wollen — und waren in die Schweiz zurückgewieſen worden. Sie wurden jetzt aus Wallis verwieſen. Wenn ſie den Gensdarmen zu Ber und Aigle entgehen, ſchleichen ſie ſich durch das Ormonthal in das Berner Land und ſuchen in abgelegenen Gegenden Arbeit; iſt ihnen das Glück nicht günſtig, ſo werden ſie entweder ſogleich oder nach einer kurzen Haft in einen andern Kanton geworfen, der ſie ſeinerſeits wieder an die Berner Grenze zurückſchickt. Dieſes Fangballſpiel dauert fort, bis die Kinder groß genug ſind, um ſie ihrem Schickſale zu überlaſſen. Sind ſie gut geartet, ſo finden die Knaben eine Unterkunft als Geisbuben, die Mädchen als Kinderwärterinnen, während die Eltern als Knechte und Mägde ihr Brod verdienen, oder, wenn das wilde Leben ihre Kräfte gebrochen hat, in einem Spital ihre Tage endigen. Man hat es nicht an Vorſchlägen fehlen laſſen, dieſem Uebel gründlich abzuhelfen, und der Artikel 56 der Bundesakte, ſo wie die Artikel 8 und 9 des Concordats über die Heimathloſen vom Jahre 1847 deuten wenigſtens den wunden Fleck an; aber zwiſchen der Diagnoſe der Krankheit und ihrer Heilung liegt eine weite Kluft. Der erwähnte Artikel der Bundesakte hat noch keine geſetzliche Kraft und dem Concordate ſind nicht alle Kantone beigetreten; die Kantone aber, welche ihm nicht beitraten, weiſ ſie keine Heimathloſen haben und nicht geſonnen ſind für die Sündenböcke jener Kantone zu gelten, welche „ſchlechte Polizei halten und Geſindel großziehen,“ werden auch mit ſchweizeriſcher Hartnäckigkeit gegen die Ausführung des bezüglichen Ausſpruchs der Bundesakte ſeyn, ſo daß vorausſichtlich alles bleiben wird wie es bisher war.

(Fortſetzung folgt.)

Dünengeſchichten.

(Fortſetzung.)

„Die Laden der drei Fenſter waren geſchloſſen, die Vorhänge zugezogen, die vergilbten Wachskerzen auf einer ſtaubigen Glaskrone angezündet. Der Geheimerath ſtand vor ſeinem Arbeitstiſche, in der Stellung eines Mannes, der ſich malen läßt. Er war in ſchwarze Hofgala gekleidet, ſorgfältig friſirt und hatte alle ſeine Orden angelegt. Seine Erſcheinung war vollkommen edel, ſein Ausdruck ruhiger Ernſt. — Ich ſah ihn betrembet an, aber noch ehe ich eine Frage an ihn richten konnte, trat er ein paar Schritte vor, reichte mir mit Herablaſſung die Hand und ſagte: „Sie ſind einer meiner älteſten Freunde, Doktor; es iſt daher in der Ordnung, daß Sie zuerſt von einem Ereigniß unterrichtet werden, das meine Zukunft umgeſtaltet. Die Schranke iſt gefallen, welche meine miniſterielle Entwicklung unmöglich machte. Danken wir es dem großherzigen Kaiſer von Oeſterreich, daß er endlich in mir die miniſteriellen Kräfte aufgefunden hat und ſie nun in ſeiner in ganz Europa gefeierten Gerechtigkeit anwenden wird. Lieber Doktor, ich bin Miniſter, ich bin Excellenz, und ich danke dieſe Ernennung ſeiner fremden Gunſt, ich danke ſie allein meinen Verdienſten, meiner ſchweigenden Reſignation. Das erhöht die Freude meines Triumphs, denn ſchon Lucian ſagt in den Wünſchen: „Es gibt wohl keine größere Luſt, als wenn Jemand die Oberherrſchaft nur ſich ſelbſt verdankt.“ Ich weiß es, daß Ihre beſchränkte Zeit Ihnen nicht geſtattet haben kann, den Wegen und Thaten meines Lebens zu folgen, erlauben Sie mir daher die ſummariſche Aufführung derſelben. Sie lautet: Paris — Schwarzenberg — Peterhof — der Abfall Oeſterreichs von Napoleon — und der Aufſtand in der Lombardei.“

Digitized by Google

Er ſchwieg einen Augenblick und ſah mich prüfend an. Ich war beſtürzt. „Hat der Geheimerath Briefe bekommen?“ fragte ich leiſe den alten Hieronymus, der kopfſchüttelnd und die Achſeln zuckend es verneinte. Dem Geheimerath entging unſere Bewegung nicht, obſchon ich mich zwang ſie nicht zu verrathen. „Legen Sie Ihr Geſicht nicht in die Zwangsjacke kredüler Pietät, lieber Doktor!“ hob er wieder an. „Es iſt kein überraſchendes Glück, es iſt ein natürliches Ereigniß, das nicht ausbleiben konnte, obſchon es Ihnen unmöglich ſcheint. Die kurzſichtige Jugend ſoll ſich kein Urtheil erlauben über das was möglich iſt. Gar Manches ereignet ſich, was allen Wahrſcheinlichkeitsgeſetzen Hohn zu ſprechen ſcheint. Was man als leeren Traum, als Hirngeſpinnſt verlacht, dem gibt der geniale Gedanke oder der Zufall Leben und Wirklichkeit. Was in dem einen Jahrhundert als ausgemachte Wahrheit gilt, wird von dem andern als Irrthum verworfen, was heute Thorheit, iſt morgen Weisheit. — Ja! ja! ich bin Miniſter, ich bin Excellenz!“

Da er abermals eine Pauſe machte und anfing im Zimmer auf- und abzugehen, wobei er mehrmals mit der Hand über die Stirne fuhr, fragte ich ihn, ob dieſe Wendung des Geſchicks ihn nicht erſchüttert, ſeine Nerven nicht angegriffen habe, ob er ſich wohl fühle? — „Vollkommen wohl, Doktor,“ antwortete er, „ſo wohl wie der eingeſperrte Adler, der endlich wieder in die freie Luft, in ſein rechtes Element gekommen iſt. Aber von heute ab müſſen Sie mich anders behandeln, wenn ich erkranken ſollte. Sie verſtehen zu individualiſiren, mir iſt nicht bange. Ein Miniſter iſt ein ganz beſonderes Individuum, ſteht in abſonderlichen Relationen zur Welt, zur Natur. Wenn ich auch nicht verlange, daß Sie Homöopath werden ſollen, ſo werden Sie mir doch von jetzt an viel kleinere Doſen geben müſſen, denn ich werde reizbarer, empfänglicher ſeyn. Ich bin überhaupt der Homöopathie nicht ganz entgegen. Man lacht über Decilliontheilchen und bedenkt nicht, daß ein Gran Moſchus ſich in dreihundert zwanzig Quadrillonen Aggregattheilchen auflöſen läßt, von denen jedes einzelne noch den Geruchsſinn afficirt. Bedenken Sie das, Doktor, und verlaſſen Sie mich jetzt, da ich meine Danksagung an meinen allergnädigſten Herrn zu ſchreiben habe.“ Mit dieſen Worten verneigte er ſich und verabſchiedete mich mit einer Handbewegung.

Ich konnte auf Hieronymus Frage nach dem Zuſtande ſeines Herrn nichts Tröſtliches, nichts Beſtimmtes ſagen. Er ſagte mir, der Geheimerath habe am vorigen Tage ſeit vielen Jahren den erſten Brief an ſeinen Bruder geſchrieben, der als penſionirter Subalternbeamter in Wien lebte. Derſelbe war ein wüſter, dem Spiele ergebener Menſch. Ich bat ihn mich zu benachrichtigen, ſobald irgend ein Vorgang es nöthig mache, und verſprach am Abend jedenfalls wieder zu kommen, um mich ſelbſt von dem Zuſtande des Mannes zu überzeugen, deſſen Geiſteskrankheit ſich ohne jede vorhergegangene Störung plötzlich manifeſtirt hatte.

Indeß verging der Tag ganz ruhig; der Geheimerath erinnerte nur mehrmals die Hausgenoſſen, ihn Excellenz zu nennen. Nach Tiſch kleidete er ſich aus, warf die Orden mit einer ihm fremden Nichtachtung in einen der ausgezogenen Schuhe, ließ die Lichter auf der Krone, die man am Tage hatte erneuern müſſen, auslöſchen, händigte Hieronymus eine Summe für das Spital der barmherzigen Schweſtern in Wien ein, als Dankopfer für ſein Glück, und legte ſich dann auf das Sopha nieder, auf dem er in einen tiefen Schlaf verfiel. — Abends fand ich ihn ruhig an ſeinem Arbeitstiſche im Voltaire ſeſend; er war heiter und ſehr freundlich gegen mich. „Es iſt brav von Ihnen, Doktor,“ ſagte er, „daß Sie einmal ungerufen zu ungewöhnlicher Stunde nach meinem Befinden ſehen. Sie machen es, wie es in dem verſtoßenen Sohn von Lucian heißt: „Ich warte bei möglichen Dingen nicht erſt, daß man mir befehle, ſondern komme auch ungerufen zu Hülfe.“ So ſoll der Arzt es thun. Glücklicherweiſe bedarf ich aber Ihres Beiſtandes nicht, denn ich fühle mich ganz wohl, vollkommen wohl! Sehen Sie ſelbſt.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Weſtſchweiz, Februar.

Die neuen Alpenroſen. — Jeremias Gotthelf.

Gerade in ſtrenger Winterzeit entfalten ſich die bunten hundertblätterigen, ich weiß nicht zu welchem Linné'ſchen Geſchlecht zu zählenden Blumen, Almanache genannt. Auch bei uns iſt unter der dicken Schneedecke hervor eine literariſche „Alpenroſe“ geſproßt. Es ſind ſchon nahe an vierzig Jahre her, daß die Alpenroſen gegründet wurden. Seither hat ſchon manche ſchweizeriſche Poetengeneration unter dieſem Zeichen ihr Beſtes zu jährlichen Sträußen zuſammengebunden. In den erſten Jahrgängen finden wir die Namen Hegners, des Verfaſſers der „Wolkenkur,“ des Matthiſſon'ſchen Salis, Kuhns, des Dichters des bekannten Volksliedes „Hoſche Giſt,“ der beiden Wyß von

Digitized by Google

Bern, Meisners u. ſ. w. — In den zwanziger Jahren taucht Martin Usteri auf, deſſen Dichtungen in Zürcher Mundart neben das Beſte von Hebel geſtellt werden dürfen; dann Schnyder von Wartenſee, der noch jetzt rüſtige Componiſt und Dichter; auch Follen, der „deutſche Kaiſer,“ zeigt ſich als Gaſt. Nach 1830 gehen die Alpenroſen in die Hände Fröhliche, Hagenbachs und Wackernagels über, die den Freunden der Poeſie in unſern Thälern manch artigen Strauß zum Beſten gaben. Zur Zeit, da die politiſchen Stürme am ärgſten tosten, vermochten ſo zarte Blumen ſich nicht zu entwickeln. Ein paar Jährchen fehlte auch unſere Alpenblume in den Katalogen der Leipziger Handelsgärtner. Da faßten heuer etliche Schweizer Poeten ſich ein Herz und thaten ſich im Spätſommer noch zu Baden im Aargau zu einem Dichtercongreß zuſammen. Es thut mir leid nicht verrathen zu können, was allbort verhandelt wurde; es wäre ein aetiger Gegenſatz zu den Debatten des Frankfurter Demokratencongreſſes, oder des Berliner Treubundes für Gott, König und Vaterland. Das Publikum erfuhr nichts davon, wurde aber, als die erſten Flocken fielen, durch die Ankündigung des Erſcheinens der „neuen Alpenroſen“ überraſcht, eines Pflänzchens, deſſen Keim vom Poetencongreß in Baden gelegt worden war. Als Titelbild bringt unſer Almanach das Porträt des kürzlich geſtorbenen Kupferſtechers Amslee, eines geborenen Vorgauers, und begleitet daſſelbe mit einer biographiſchen Skizze. Der übrige Inhalt beſteht aus Erzählungen, Reiſebildern, Gedichten und andern ähnlichen Sachen von ſehr verſchiedenem Werthe. Das Meiſte und Beſte hat wohl A. E. Fröhlich, der einſt ſo friſche Fabeldichter, der Sänger Ulrichs von Hutten, geliefert. An ihn reihen ſich als mehr oder minder bekannte Größen unter andern Hagenbach, Reithard, Reber, Oſer und der oftgenannte, allbekannte, vielgerühmte Volksſchriftſteller Jeremias Gotthelf. — Ein paar Worte über dieſen gefeierſten und geleſenſten ſchweizeriſchen Schriftſteller der Gegenwart mögen vielleicht Ihrer Leſer intereſſiren. Jeremias Gotthelf heißt eigentlich Bitzius, iſt Bürger der Stadt Bern und proteſtantiſcher Pfarrer in Lützelflüh, einem ſtattlichen Dorfe im Emmenthal, wo die reichen Berner Bauern und die berühmten Käſe zu Hauſe ſind. Sein äußeres Erſcheinen, wohlgemäht und röthlich ſtrahlend, hat mehr vom Paſtor als vom Dichter. Schade daß auch in ſeinen Schriften der Pfarrer zu Zeiten etwas mehr durchſcheint, als einem weltlichen ungeduldigen Leſer lieb iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Oeſterreichiſch-Schleſien, Februar.

(Fortſetzung.)

Der Aufſtand im Jahr 1848. — Der Durchmarſch der Ruſſen.

Der Generalfeldzeugmeiſter Stanisl., ein Mann von viel Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart, hatte ſämmtliche Beamte um ſich verſammelt, und trat, als nun die Bande mit großem Geſchrei vordrang, vor das Schloß, um ſie zu fragen, was ſie begehren. Man zwang ihn ſogleich in die Amtskanzlei zu kommen, um dort ihre Forderungen aufzunehmen und zu gewähren. Der Gewalt mußte er nachgeben, ſtellte aber den Leuten vor, daß ein ſo erzwungener Akt keine geſetzliche Gültigkeit habe. Man drohte ihm bei jenem Worte mit Mißhandlungen, ja mit dem Tode. Als endlich alles vollzogen und die Beamten mit manchem Puff und Stoß regaliet waren, zog die Schaar mit den Dokumenten, Freibriefen und Schenkungskaſten in den Händen ab, nachdem ſie ſich zuvor noch in Branntwein, der ihnen abgegeben werden mußte, tüchtig berauſcht hatte. — Leicht hätte es zu ſehr blutigen Auftritten kommen können, denn einer der Beamten, ein alter Militär, hatte ſich im Schloſſe verſteckt und ſeine Doppelbüchſe auf den Anführer angelegt. Hätte dieſer ſich thätlich am Oberbeamten vergriffen, ſo hätte er ihn ſofort niedergeſchoſſen, was eine große Metzelei, ſo wie die Zerſtörung des Schloſſes und Hofes hätte zur Folge haben müſſen. — An einem andern Orte, auf der Herrſchaft Oeland, drangen die Meuterer in's Schloß, ergriffen den Beſitzer, banden ihn, legten ihn auf eine Bank und zwangen ihn ganz ſchwarzes Kleienbrod zu eſſen, das ſie ihm gewaltſam in den Mund ſtopften und ihn faſt damit erſtickten. Dabei grinſten ſie ihm fortwährend zu, er möge doch auch einmal ihre Koſt verſuchen. Beſchreibungen mußte er ihnen ebenfalls geben, und ſie warfen ihm Bedrückungen vor, die mehr denn zwanzig Jahre zurückreichten, obgleich er erſt drei Jahre Beſitzer und ſtets ein milder Herr gegen ſeine Unterthanen geweſen war. — Und ſo war es an einer Menge anderer Orte, denn es blieben wenige Grundbeſitzer oder deren Beamten im Teſchner Kreiſe von dieſen Beſuchen verſchont, und ähnlich wie in Preußiſch-Schleſien hatten auch hier die beſten am meiſten zu leiden.

Fragt man nun, wie ſich nach alledem gegenwärtig die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältniſſe dort geſtaltet haben, ſo können wir mit folgenden Thatſachen antworten. Sehr viele Herrſchaften haben die Einſaſſen ihrer Güter ohne Entſchädigung von der Robot und vielen Zinſungen befreit. Der geringe Satz, den die Commiſſionen berechnen und der ſich auf 8 kr. C. M. für einen Robottag mit zwei Pferden ſtellt, entſchädigt ſie nicht für den Verdruß, dem ſie auch wegen dieſer Kleinigkeit ausgeſetzt wären. Bieten aber nunmehr die Herrſchaften den Bauern Arbeit gegen Bezahlung an, ſo wiſſen dieſe gar nicht, wie viel ſie fordern ſollen, und gehen darin ſo weit, daß man lieber die Arbeit unverrichtet läßt. Einſtweilen geht es ſo, da ſie im vorigen Jahre eine reichliche Ernte gehabt haben; aber ſobald einmal Mißwachs eintritt, werden ſie ſich gerne fügen. — Mit der Handarbeit war es im Anfang nicht anders. Da ließ man eben alles ruhen, und ſo mußten die Arbeiter bald in Noth kommen. Da traten ſie ſich auf's Bitten, und man hat nunmehr die Arbeit beſſer und billiger als früher bei der Robot.

Eigenthümliche Scenen führte das Jahr 1849 mit dem Durchmarſche der Ruſſen herbei. Groß war der Schreck im Land, als ſich plötzlich das Gerücht verbreitete, die Ungarn kommen in ſtarken Maſſen durch die Karpathen bei Jablunka herüber. Da waren nun voraläglich die Städte Teſchen und Bielitz in Gefahr und es flüchtete von dort jeder, der dieß nur möglich machen konnte. Da gab es denn eine wahre Völkerwanderung. Zügr von Menſchen, Heerden von Vieh, Karavanen von Wagen trieben ſich kunt durchrinander. Und ſolche Gerüchte kamen öfters, bis man ſich endlich daran gewöhnte und denn auch die erſehnte Hülfe der Ruſſen herbeikam. Man kann ſich den Zubrang des Volks denken, als der erſte Zug dieſer Söhne des Nordens ankam. In Oderberg wurd abgeſtiegen und auf ein Kommandowort waren die Wagen leer, die Gewehre in Pyramiden geſtellt und die Mannſchaft zum Faſſen von Proviant fertig. Das ging alles mit einer Ruhe und Präciſion, als wäre es ſchon Wochen lang eingeübt worden. Man beflagte die Soldaten, daß ſie ſo eng auf den Wagen untergebracht geweſen; ſie verſicherten aber, hier ſeyen ſie gefahren wie die Heeren; in Polen haben ſie es viel ſchlimmer gehabt, da ſeyen ſie zum Theil auf Kohlen- und andern Laſtwagen transportirt worden, und haben wie das Vieh neben und auf einander liegen müſſen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 56. Mittwoch den 6. März 1850.

If he is mad — as I believe no other —
His madness hath the oddest frame of sense.
Shakespeare.

Dünengeschichten.

(Fortsetzung.)

Dabei hielt er mir seine Hand hin; sein Puls war regelmäßig, kaum eine Aufregung daran zu bemerken, und obgleich ich die höchste Wachsamkeit anempfahl, konnte Niemand in seiner Umgebung in den nächsten Tagen und Wochen eine Veränderung in seinem Wesen, eine Störung seiner geistigen Fähigkeiten gewahr werden. Von seiner Standeserhöhung sprach er mit keiner Sylbe mehr. Als Hieronymus ihn Excellenz nannte, wies er ihn mit der Frage zurück, wie er auf den unverständigen Einfall komme? Nur die Orden ließ er nicht verwahren, sie blieben in dem Schub liegen, der in eine Ecke gesetzt, von dort nicht weggenommen werden durfte.

Einige Zeit darauf langte eines Abend der Sekretär von Düprez an und wurde vom Geheimerath mit den Worten empfangen, was ihn hieher führe, wer ihn gerufen habe? Der Sekretär, ganz verwundert, zeigte dem Bruder einen Brief vor, den er von ihm erhalten hatte. Es hieß darin, eine glückliche Wendung in den Schicksalen des Geheimeraths mache es ihm möglich, seinem Bruder eine neue Thätigkeit zu eröffnen; er solle augenblicklich nach Berlin kommen, wo er das Weitere erfahren werde; er könne eines reichen Auskommens, einer ehrenvollen Zukunft sicher seyn, wenn er ein ordentliches Leben zu führen, dem Spiele zu entsagen versprechen wolle. — Eine tödtliche Blässe überflog das Gesicht des Geheimeraths, als er diesen von seiner Hand geschriebenen Brief erblickte. Er besah das Siegel, wiederholte laut mehrmals das Datum, schien sich auf etwas besinnen, an Hieronymus Fragen richten zu wollen, schwieg aber mit einem gewaltsamen Entschlusse, als ob er sich eines Andern, eines Bessern besänne. Endlich brach er in die Worte aus: „Da ich dich gerufen habe, bleibe hier. Hieronymus mag dir die Hinterstube des rechten Flügels einräumen; du speisest an meinem Tische; dies Alles jedoch nur so lange dein Lebenswandel regelmäßig ist. Die erste Unordnung trennt uns!“

Der Sekretär fuhr heftig auf, mit dem Bemerken, das sey nicht die Art, in der man einen Bruder aufnehme, den man durch falsche Versprechungen bewogen habe seine Verhältnisse aufzulösen, seine Vaterstadt zu verlassen. Nicht ein Almosen, sondern eine ehrenvolle Laufbahn habe der Brief ihm verheißen, und nach Allem, was er jetzt erfahre, müsse er glauben, daß sein Bruder sinnlos, daß er wahnsinnig gewesen sey, als er jenen Brief an ihn geschrieben. — Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Geheimerath mit einem Schrei des Entsetzens in einen krampfhaften Zufall verfiel, der noch sehr beunruhigend war, als ich gerufen an sein Lager trat. Ich verordnete das Nöthige und der Geheimerath blieb einige Tage in einem fieberhaften Zustande, der mir insofern willkommen war, als er den Vorwand für eine Behandlung darbot, welche mir unerläßlich schien. Sie wurde fortgesetzt, nachdem er bereits das Bett wieder verlassen hatte und zu seiner gewohnten Lebensweise zurückgekehrt war.

Die Gesundheit des Mannes war gut, so lange er durch keine Aufregung aus dem Gleichgewicht kam, aber

Digitized by Google

der geringſte Widerſpruch, die leiſeſte Abweichung von ſeinen Vorſchriften erzürnten ihn lebhaft und riefen mehr oder weniger bedenkliche Nervenzufälle hervor. Gegen den als Frage ausgeſprochenen Rath des alten Hieronymus beſtand der Geheimerath darauf, ſeinen Bruder im Hauſe zu behalten, der auch bald feſt entſchloſſen war ſich nicht forttreiben zu laſſen, als er fühlte, daß man im Hauſe Sorge tragen müſſe, ſeine Unordnungen dem Geheimerathe zu verbergen."

Das Jahr verfloß ohne bedeutende Störung. Der Geheimerath kränkelte im Herbſte bisweilen, ſein Verſtand blieb jedoch hell, bis er im Lauf des Novembers dem alten Hieronymus plötzlich wieder ſeine Ernennung zum Miniſter mittheilte, wieder die Fenſter verhängen, die Kerzen anzünden ließ und aus dem alten Schuh die dick beſtaubten Orden hervorſuchte, um ſie auf der Hoftracht anzulegen, in die er ſich gekleidet hatte. Als ich um die gewohnte Stunde zu ihm kam, fand ich ihn vollkommen von ſeiner fixen Idee beherrſcht, vollkommen geſtörten Geiſtes. Er hielt dabei Reden an ſeinen Bruder, in denen er ihm Dinge ſagte, welche die ſchärfſte Beobachtungsgabe verriethen. Keine von den Ausſchweifungen des Sekretärs war ſeinem Blicke entgangen, und die Mäßigung, welche er im Laufe des ganzen Jahrs durch ſein Schweigen bewieſen hatte, ließ erkennen, wie vollſtändig ſeine Selbſtbeherrſchung in dieſer Zeit geweſen ſeyn müſſe.

Der Tag verging gleich dem vorjährigen, nur ſchien der Anfall länger dauern zu wollen. Da aber trat Hieronymus dazwiſchen. Als die Stunde herannahte, in der ſein Herr beim erſten Auftreten der Krankheit zur Beſinnung gekommen war, ging er ungerufen in das Zimmer, klopfte dreimal mit der Hand feſt auf einen Tiſch, ſagte mit befehlender Stimme: „Nun iſt's genug, Herr Geheimerath!" und bat ſich die Unterſtützung für die barmherzigen Schweſtern in Wien aus, welche jener im vorigen Jahre zu zahlen befohlen hatte. — Der Geheimerath ſchreckte wie aus einem Traume empor, verfiel in einen ſeiner krampfhaften Anfälle, dann in Schlaf und war nach demſelben wieder bei klarem Bewußtſeyn.

Trotz der Vorbeugungsmaßregeln, trotz der ſorgfältigſten Behandlung, blieb dieſer periodiſche Wahnſinn ſich durch die nächſten Jahre gleich. Er kam regelmäßig im November zum Vorſchein, währte einen Tag, von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang, und ließ für die übrige Zeit keine weitern Spuren zurück. Das Einzige, was man thun konnte, war, dem Geheimerath jede Gemüthsbewegung fern zu halten. Aber im Beginn des Frühjahrs 1848 brachte mir Hieronymus die Nachricht, der Geheimerath ſey in ſeine fire Idee verfallen, was, wie geſagt, niemals in dieſer Jahreszeit geſchehen war.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die penninischen Alpen.

(Fortſetzung.)

Die Päſſe waren endlich unterſucht, unterſchrieben und beklatſcht und ich ſah, daß der Korporal oben im Thurme, wenigſtens in ſprachlicher Hinſicht, mein Landsmann war, denn ich las: „Geſehen Auf der Brügen von St. Moritzen." Der Eintrittspreis in den Kanton Wallis war zwei Sous für die Perſon. Sie wurden erlegt und wir eilten durch das alte, häßliche „St. Moritzen," um nun in der ſchaurigen Einſamkeit des Rhonethals nach Martinach zu wandern. Die Scenerie war jetzt ganz verändert. Der ſehr zuſammengedrängte Thalgrund ſchien nur für die Rhone und die Straße da zu ſeyn. Jene war in dieſem Spätſommer ſo ſeicht, daß faſt ihr ganzes Bett bloß lag und ſich als eine öde Sandfläche darſtellte. Eben ſo troſtlos waren die Thalwandungen, wild auf einander gethürmtes, rothbraunes Gekliff, das in ſeiner Angſt, es möchte niederſtürzen, Jahr aus Jahr ein in kaltem Schweiß daliegt und nur in der höchſten Sommerzeit auf eine kurze Stunde von der Sonne überſtrahlt wird, welche ſich in dieſer Schauerödе unheimlich fühlt und ihren lachenden Gelänſden im Weſten zueilt. Unſer Weg führte durch zwei elende Dörfer, Evionnaz und Boisnoit, die ganz unbewohnt ſchienen, wie uns denn von St. Maurice bis Martinach nicht ein einziger Reiſender und keine Art Wagen zu Geſicht kam, kein Geſang, kein Ton des Alphorns unſer Ohr erreichte, kein Waſſerfall ſeine Orgelſtimme hören ließ. Doch ſtill! es rauſcht in der Ferne, bald ſanft, bald in mächtig ſchwellenden Tönen, wie der Wind ſchwächer oder ſtärker das Thal herabweht, und ſieh, dort ſcheint der Schweif eines rieſigen Pferdes aus den Felſen zu ragen und die Luft zu peitſchen. Es iſt der herrliche Waſſerfall der Gallenche, der den häßlichen Namen Piſſevache erhalten hat. Er zeichnet ſich nicht durch ſeine Höhe aus, wohl aber durch die Macht, mit welcher er in das Thal hinausſprühen zu wollen ſcheint, und durch die maleriſche Form, in welcher die Waſſerſtrahlen ſich vertheilen.

Das nahe Mieville, ein Seitenſtück zu Evionnaz, ſchien von unſerer Ankunft benachrichtigt, denn wir waren plötzlich von zehn bis zwölf jungen Geheerten

Digitized by Google

und Künſtlern umgeben, die kleine mineralogiſche Kabinette in ihren ſchmutzigen Taſchen herumführten, die ſchönſten bunten Abbildungen des Waſſerfalls in ihren noch ſchmutzigeren Händen empor hoben und zu einem wahren Spottpreis anboten, und die Schönheit der „Cascada“ eben ſo beredt zu ſchildern wußten, wie die mannigfachen Unbequemlichkeiten ihrer Armuth. Die kleine, faſt zu laute Schaar machte ſich jedoch ſehr verdient um uns, indem ſie uns hinter den Waſſerfall führte, ſo daß wir in einen reichen, farbigen Dunſtſchleier gehüllt zu ſeyn glaubten, welchen das Sprüben von oben und der Giſcht, der aus dem Keſſel aufſtieg, in den ſich das Waſſer ſtürzt, gar kunſtreich webten. Der Waſſerſtrom, der niederbrach, ſchien unmittelbar aus dem Himmel zu ſtürzen und das ganze Thal zu überguießen. Das Brüllen des Waſſers war in der That betäubend, und es gelang dem Sprecher unſerer jungen Führerſchaft nicht, ſich uns im Bereich dieſes Höllenlärms verſtändlich zu machen. Später ſagte er uns, weder die Jahreszeit noch die Tageszeit ſey eben die günſtigſte; der Waſſerfall ſey jetzt nicht „voll,“ im Frühjahr und Vorſommer habe er noch einmal ſo viel Waſſer und an ſonnigen Tagen „ſpiele“ der Regenbogen bis zwei Uhr Nachmittags.

Die junge Schaar ſchied ſehr vergnügt und zufrieden mit der Art, wie wir uns für ihre Mühewaltungen dankbar zeigten, und der herannahende Abend, die von den Bergen in ihr Nachtlager herabſteigenden Nebel und die plötzlich eintretende faſt eiſige Kälte beſchleunigten unſere Schritte, ſo daß wir mit einbrechender Nacht in Martinach anlangten, wo wir in dem von Fremden belobten Schwan einen freundlichen Willkomm fanden.

Der Löwe des Abends war ein Franzoſe, welcher kurz vor uns von Chamouny herüber gekommen war und das ganze Haus in die fieberhafte Aufregung verſetzte, an welcher er ſelbſt litt. Er wollte Briefe ſchreiben und fand Papier und Tinte ſchauderhaft ſchlecht. Er wollte ſein Söhnchen zur Ruhe gebracht wiſſen und fand, daß ein Höllenlärm in dem Hauſe herrſche. Er wollte am andern Morgen mit einem Miethkutſcher nach Lauſanne und fand ſie alle unverſchämt theuer. Er wollte zu Nacht eſſen und fand es ganz unpaſſend, daß der nach Domo d'Oſſola gehende Eilwagen abgewartet werden ſollte, ehe man auftrug. Endlich rollte der Wagen heran und allerlei buntes Volk ſtürzte, von Hunger und Eile gedrängt, herein, um am Nachteſſen Theil zu nehmen. Ich hatte lange nicht ſo wenig gegeſſen und ſo viel gelacht, als an dieſem Abend. Der Franzoſe ſaß oben am Tiſche; ihm gegenüber öffnete ſich die Thüre, durch welche die Speiſen aufgetragen wurden. Dieſe wurden ſtets ſogleich von den Poſtreiſenden in Anſpruch genommen und die Schüſſeln kamen entweder leer oder nur mit wenigen Bröchen ihres frühern Inhalts zu ihm. Er rief nach dem Wirthe; dieſer holte Wein. Er rief nach dem Kellner; dieſer trug auf. Er rief nach ſeinem Bedienten; dieſer ſaß beim ſchlafloſen Söhnchen. Jetzt machte er eine rührende Schilderung des Appetits, der ihn zu verzehren drohte, wenn er nicht bald etwas zu verzehren bekäme. Dann unterſuchte er anatomiſch-mikroſkopiſch, was eine mit wenigen Reſten verſehene Schüſſel früher enthalten haben könnte, und beklagte elegiſch das Loos deſſen, der in dem Schwan zu Martinach obenan, d. h. am fernſten von der Thüre ſitze u. ſ. w. Kurz, der Mann war allein die drei Franken werth, welche das Abendeſſen koſtete, das für zehn Menſchen berechnet war und in welches ſich fünf-und-zwanzig theilen mußten.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Oeſterreichiſch-Schleſien, Februar.
(Schluß.)

Ruſſiſche Durchzüge.

Als die Proviſion gefaßt war, begab man ſich an's Kochen. Auch hier ging Alles im Tempo. — Intereſſant war auch der Akt des Barbirens. Sämmtliche Mannſchaften waren in Reih und Glied aufgeſtellt, und kaum war das Kommando erfolgt, machten ſie Kehrt, ſonderten ſich je zwei und zwei, und nun ging der Akt vor ſich. Der Eine griff in die Taſche ſeines Kaputrocks, holte ein Becken, Seife und Waſſer heraus, goß Waſſer aus ſeiner Feldflaſche, ſchlug Schaum und ſeifte ſeinen Kameraden ein, der wie eine Bildſäule ſtand. In etwa fünf Minuten war der Akt vollbracht; die Mannſchaft ſtellte ſich wieder in Linie und nun erfolgte daſſelbe Kommando. Jetzt kam die Reihe an den andern, alles erfolgte wie das erſtemal, und wer nunmehr ein ganzes Bataillon, das er noch vor einer Viertelſtunde rauh um's Kinn geſehen, jetzt ganz glatt ſah, der hätte, wäre er nicht

Digitized by Google

Zeuge des Manövers gewesen, nicht begriffen, mit welchem Zauberwitzel dieß bewerkstelligt worden.

Zumpoint war das schwere Geschütz, dessen Gespann bei jeder Batterie vollkommen von gleicher Statur und Farbe war. Dasselbe galt von den Kavallerieregimentern, deren viele durch Teschen zogen. Hier entstand einmal, als eine ganze Brigade in der Stadt und Umgegend Rast, Lärm, indem es hieß, es sey ein Corps Insurgenten über Jablunka her im Anzug. Die Schnelligkeit, mit welcher die ganze Brigade versammelt war, gemynte an's Wunderbare, und kaum nach einer Viertelstunde marschirte sie schon gegen den Feind, der aber diesmal nirgends zu sehen war. Einige versprengte Honveds, die sich in's Gebirge verirrt, hatten den ganzen Lärm veranlaßt — Ich muß noch einmal auf die Küche dieser Militärs zurückkommen. Eine Infanteriekolonne hatte sich, nachdem sie ihr Fleisch und Brod gefaßt, in der Gegend von Oderberg gelagert und Feuer zum Kochen angemacht. Kaum waren sie damit im besten Zuge, als Marschordre kam. Rasch wurden die Töpfe vom Feuer genommen und das Fleisch herausgegerzt, um es mitzunehmen. Im Torniſter war dazu kein Platz, und auch sonst nirgends. Aber die Mannschaft war darauf eingerichtet und wußte sich zu helfen. Es wurden die beiden untern Zipfel der langen Kaputröcke zusammengefaßt und Fleisch und Brod in die Mulde, die sie auf diese Art bildeten, gepackt, sodann hinten herausgeschlagen und am Leibe befestigt. Der Marsch ging nicht weit, und es ward sofort die unterbrochene Kocherei vollendet. Alles, was man an russischen Militär sieht, zeigt jeden Soldaten als den Theil einer künstlich zusammengesetzten Maschine, die so gut gebaut ist, daß in ihrem Mechanismus nur selten eine Störung vorkommen kann.

Im Ganzen waren die Russen mit ihrer Aufnahme in Deutschland sehr zufrieden. Sie hielten die strengste Mannszucht und insbesondere ward jeder Diebstahl, auch wenn es nur eine kleine Mauerei war, hart bestraft. Nun traf es sich, daß, als sie in die Gegend von Ungarisch-Brod, das noch in Mähren liegt, kamen, sie durch den Namen verführt glaubten sie seyen schon in Ungarn und sich nun allen ihren Gelüsten überlassen und nehmen wollten, was sich fortbringen ließ. Es war ihnen die Plünderung dieses Landes, wenn auch gerade nicht von oben herab, verheißen worden. Kaum ward aber durch das Geschrei, welches die Einwohner erhoben, ruchbar, daß man noch in Mähren sey, als augenblicklich Befehl gegeben wurde alles weggenommene bei Todesstrafe zurück zu geben. Indeß war dieß nicht wörtlich gemeint, auch wäre es fast unmöglich gewesen, den Befehl völlig zu vollziehen. Die Einwohner beruhigten sich und der Zug ging weiter. So hatte diese Gegend dem Namen der Stadt Ungarisch-Brod ein Opfer bringen müssen. — Beim ersten Zusammentreffen mit den Insurgenten nöthigten beide Parteien einander Staunen und Bewunderung ab. Die Russen verscherten, noch nie einen Feind gegen sich gehabt zu haben, der mit so leichtkühnem Muthe und solcher Todesverachtung gekämpft habe, und die Insurgenten meinten, es sey, wenn man auf eine russische Truppenmasse stoße und mit ihr fechte, als habe man es mit einem todten Riesen zu thun, auf den die Schüsse, so viel und gut sie auch fallen, keinen Eindruck machen. — Beim Rückzug nahmen mehrere Offiziere, die auf dem Heimmarsch den Teschner Kreis passirt hatten, wieder hier durch und rühmten wiederholt die Tapferkeit der Insurgenten, meinten auch, es würde ihnen die Arbeit, mit denselben fertig zu werden, ohne Görgey's Kapitulation noch sehr sauer geworden seyn. — Wie wäre es ihnen ergangen, wenn der Feldzug bis jetzt gedauert und sich nun die Ueberschwemmung eingestellt hätte, die gegenwärtig einen großen Theil von Niederungarn überfluthet? — Da hätte das Land für sie ein weites Grab werden können, dem nur wenige entgangen wären.

Aus der Westschweiz, Februar.

(Fortsetzung.)

Jeremias Gotthelf. — Der Bundespalast.

In den Schilderungen des bernischen Bauernlebens, die er mit sicher Feder und sichern Strichen entwirft und mit niedersländischer Genauigkeit ausmalt, ist Jeremias Gotthelf Meister. Würden die zwischen hineingeschobenen moralisirenden und sentimentalisirenden Predigtstücke weggelassen, so wären die Bücher dieses Schriftstellers zwar um's Halbe dünner, aber um's Doppelte kurzweiliger. Man sagt er habe seine Frau zum Censor seiner Schriften ernannt und er liefere nichts unter die Presse, was nicht das Imprimatur der Frau Pfarrin erhalten habe. Sollten diese Zeilen ihr vielleicht zu Gesicht kommen, so möchten wir jene Predigtstück auf's dringendste ihrer Censurschwere empfehlen haben. Denjenigen Lesern Ihres Blattes, die unsern Gotthelf noch nicht kennen, empfehlen wir vor allen „Uly den Knecht,“ einen klassischen Roman aus dem high life des Kuhstalls, der hundertmal mehr sich menschlichen Adel und naturwüchsige Schönheit enthält, als der schönste Roman aus dem high life des Salons, und die mystères du peuple tausendmal treuer offenbart, als der im dufenden Boudoir um buchhändlerischen Sündersold Communismus treibende Eugen Sue. — Man spricht davon, Herr Pfarrer Bitzius habe sich in neuerer Zeit vom Gebiete des Volksromans einen Abhörcher auf das Feld der politischen Publicistik erlaubt. Es erscheint nämlich seit einigen Monaten in Thun ein kleines politisches Blatt, der Oberländer Anzeiger, welcher der gegenwärtig im Kanton Bern herrschenden Partei, der vom naßauischen Professor W. Snell dressirten bis verradikalen sogenannten jungen Rechtsschule, mit großer Keckheit, mit Glück und Geschick einen erbitterten Krieg macht, und wegen der im nächsten Mai stattfindenden Volkswahlen für diesen Kanton eine große Bedeutung gewonnen hat. Die Berner Regierung soll schon das mögliche gethan haben, ihrem kecken Gegner das geschlossene Eisen zu lähmen, umsonst. Wer den Oberländer Anzeiger schreibt, ist und bleibt vor der Hand ein Geheimniß. Aus gewissen Wendungen und Ausdrücken wollen jedoch seine Nasen herausgerochen haben, das Blatt dufte nach dem Kanzlerrock. Nebst einigen andern Pasforen muß auch Jeremias Gotthelf seinen Theil am Verdachte tragen.

Neben den künftigen Maiwahlen, die möglicherweise den ganzen bernischen Staatsschalen, vom Regierungspräsidenten bis zum festen Weibel hinunter, über den Haufen werfen könnten, ist es hauptsächlich der Bau des Bundespalasts, welcher das Publikum der Bundesstadt beschäftigt, wobei zwar vorläufig weder Hammer noch Maurerkelle, sondern lediglich Zunge und Feder in Thätigkeit sind. In einer unbewachten Stunde, zur Zeit da die Frage schwebte: soll Zürich oder Bern zur Hauptstadt der Schweiz werden? da übernahm die Gemeinde Bern die unbedingte Verpflichtung, auf ihre Kosten ein öffentliches Gebäude herzustellen, in welchem sämmtliche sowohl legislative als exekutive Centralbehörden der Eidgenossenschaft untergebracht werden sollten. Seither sind viele rosenrothe Illusionen verschwunden. Bern ist weder zu einem Paris noch zu einem Wien geworden. Es wurden zwar von den ridgenössischen Gästen des Nationals und Ständerahls etliche Dutzend Körbe Champagner mehr vertilgt, als sonst geschehen wäre, — die liquida minorum gentium ungerechnet. Die gehoffte Blüthe des Detailhandels und der kleinen Gewerbe will sich aber noch immer nicht entfalten.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 57. Donnerſtag den 7. März 1850.

Ich ſehe dich —
In tiefer Nacht, wenn auf dem ſchmalen Stege
Der Wanderer bebt!
Goethe.

Herbſtnacht.

Von Emanuel Geibel.

Ich ſchreit' hinan die Waldesbahn
In Finſterniß und Schweigen,
Da kommt ein Sauſen dumpf heran,
Da rührt ſich's an den Zweigen.
Der Geiſt der Nacht iſt aufgewacht,
Er ſingt in dunkeln Jungen.
Hei, wie ſo wild das brauſt und ſchwillt
Von Berg zu Berg geſchwungen!

Dahin, daher, wie Wogen im Meer
Wiegen die Wipfel und ſchwanken,
Schon rieſelt das Laub herab in den Staub,
Schon brechen Aeſt' und Ranken;
Der Eiche Firſt erſeufzt und birſt,
Die Fichte kracht vom Hange,
Der Waldbach ziſcht verkehrt in Giſcht,
Wie eine bäumende Schlange.

Im Buſch verirrt die Eule ſchwirrt,
Die Augen roth ihr funkeln,
Der Dammhirſch ſetzt, vom Sturm gehetzt,
Quer über den Steig im Dunkeln.
Es kreiſcht und ruft aus Fels und Kluft,
Das iſt ein Flattern und Raſen,
Dazwiſchen ſchallt aus hoher Luft
Des wilden Jägers Blaſen.

Laß ſchallen ſein Horn, laß ſieden den Born,
Laß Buſch und Wipfel brauſen,
Laß krachen die Tann' in des Windes Zorn,
Mir ſoll darob nicht grauſen.

Ich weiß einen Bann, der zwingen kann
Den Nachtgeiſt, wie er wüthe:
Von dir ein Lied, Geliebte, zieht
Mir wonnig durch's Gemüthe.

Beim Lampenſchein jetzt harrſt du mein
Im warmen Erkerſaale,
Aus rankendem Grün rings Blumen glühn,
Von Düften qualmt die Schaale.
Du horchſt empor mit leiſem Ohr:
„So war's der Nachtſturm wieder?“
Entfeſſelt rollt der Locken Gold
Dir über die Stirn hernieder.

Gott grüß dich, Kind! Ich ſchreite geſchwind,
Wie der Pilger zum tröſtenden Bilde;
Deine Hand ſo weiß, wie wird ſie mit Fleiß
Das Haar mir ſchlichten, das wilde!
Wie wird dein Mund bis zum Herzensgrund
Mit Küſſen den Froſt mir zerthauen!
O ſelige Raſt! — drum weiter mit Haſt
Durch die Nacht, durch den Sturm, durch das Grauen!

Ueber die penninischen Alpen.

(Fortſetzung.)

Der Mond warf durch den Nebelvorhang eine Art Dämmerlicht über das Städtchen, in welchem nach und nach alle Lichter erloſchen und alle Plauderſtimmen vor den Thüren verſtummten, als wir plötzlich von der Dranſebrücke her ein furchtbares Geſchrei hörten. Wir eilten die Gaſſe hinauf und von allen Seiten lief

Digitized by Google

die aufgeschreckte Bevölkerung dieses Theils von Martinach der Brücke zu. Wir kamen glücklicherweise alle zu spät. Ein Engländer, der vom großen St. Bernhard kam, hatte, als er von der Höhe Martinach im Mondschein ansichtig geworden, den Führer mit den Maulthieren vorausgeschickt und war dem Ufer der wilden Dranse zu nahe gekommen. Der Führer hatte den Hülferuf zeitig genug gehört, um dem bis zum Gürtel vom Wasser umspülten Fremden schnell wieder an's Ufer zu helfen. Halb Martinach gab ihm das Geleite bis an den Schwan, wo er sich vom Schrecken und dem kalten Bade bald erholt hatte.

Berg und Thal waren am nächsten Morgen von Nebeln umlagert, und erst gegen acht Uhr gelang es der Sonne und einem frischen Ostwinde sie zu verjagen. Nachdem wir einen wiederholten Sturm der Führer, Maulthiertreiber und Charabanclenker glücklich abgeschlagen hatten, traten wir unsere Wanderung über den großen St. Bernhard an. Bis nach St. Branchier hinauf war der Weg ziemlich steil und beschwerlich, bot aber auch mehrere sehr malerische Ansichten. Die Dranse verleugnete ihre Abkunft nicht. Wie alle Kinder der Gletscher, war sie blaßgrün gekleidet, sehr lärmend, stolzen, kühnen, leichtsinnigen Gemüthes; denn ihre Sprünge sind oft halsbrechend, und wo sie Widerstand findet, hört man ihr Schelten auf eine halbe Stunde. Wenn sie aber in ihre wildeste Zornslaune verfällt, zittern die Thäler, durch welche sie tobt, und Menschen und Thiere flüchten vor ihr auf die Höhen. Der wackere Wirth zu St. Branchier deutete uns die noch sichtbaren Verwüstungen an, deren sie sich im Jahre 1818 schuldig gemacht hatte; auch gab er uns ein Zeitungsblatt vom 20. Juni des genannten Jahres zu lesen, in welchem die Größe ihrer Wuth und die Ausdehnung des von ihr angerichteten Schadens sehr lebhaft geschildert war. Jetzt ein noch rüstiger Fünfziger, war er damals in seinem kräftigsten Alter und hatte manches Menschenleben retten helfen.

„Sehen die Herrn, dort stoßen die Thäler von Entremont und Bagnes zusammen," sagte der Wirth, „und die zwei Arme der Dranse, welche die genannten Thäler durchströmen, vereinigen sich hier. Aus dem Bagnesthale rechts kam das Unglück. Früh im April 1818 bemerkte man, daß das Wasser dieses Armes der Dranse ungewöhnlich spärlich floß, während das Schmelzen des Schnees den linken Dransearm mächtig schwellte. Einige rüstige, umsichtige Thalbewohner stiegen das Thal empor und bemerkten, daß eine Kluft, durch welche die Dranse floß, durch mächtige Eis- und Schneemassen, welche sich von den Bergen niedergestürzt hatten, völlig geschlossen war und daß sich hinter diesem Damm bereits ein See gebildet hatte, der über eine halbe Stunde lang war. Der Damm war vierhundert Fuß hoch und sechshundert Fuß dick. Die Regierung ließ die Sachlage untersuchen und der Ingenieur, welchen sie mit ausgedehnter Vollmacht hierherschickte, beschloß alsbald, einen Durchgang durch die Eismasse hauen zu lassen. Diese Galerie wurde sechzig Fuß höher, als die Oberfläche des Sees am 10. Mai stand, angelegt und die Arbeit von den zwei entgegengesetzten Punkten begonnen. Hundert Mann waren abwechselnd Tag und Nacht thätig und der Muth, die Ausdauer, mit welcher sie jeder Gefahr Trotz boten, verdiente die Bewunderung, die ihnen jeder zollte, der mit ihrer Lage bekannt war. Näße und Kälte, Augenschmerz, donnernde Lawinen in unmittelbarster Nähe, Einbrechen neuer Gletschermassen, stetes Steigen des Sees, dessen Druck den Damm jeden Augenblick zu durchbrechen drohte, schauervolle Töne in der Tiefe, wo das Wasser mächtige Eisgewände löste, all dieß schreckte die muthigen Männer nicht von ihrem edeln Beginnen ab. Am 4. Juni hatten sie eine sechshundert Fuß lange Galerie gebrochen. Allein man hatte die Galerie vom See her zu hoch angelegt und es dauerte neun volle Tage, ehe dieser Fehler gut gemacht werden konnte. Am 13. Juni stieg das Wasser so hoch, daß es durch die Galerie abzufließen begann. In dritthalb Tagen senkte sich in Folge der abströmenden Wassermenge der See um dreißig Fuß und man gab sich bereits der Hoffnung hin, alle Gefahr beseitigt zu haben, als am 16. Juni um vier Uhr Nachmittags der Damm, dessen Unterlage durch das durchströmende Wasser geschmolzen war und auf den das stets noch mächtige Wassergewicht des Sees drückte, mit einem donnergleichen Krachen zu brechen begann. Heulend stürzte sich das wüthende Element durch das Thal und riß wie leichte Blätter Eis- und Felsmassen, Erde, Bäume, Häuser und Hütten, Thiere und Menschen mit sich fort. Vier-und-dreißig Menschen verloren in dieser Schreckensstunde ihr Leben, vierhundert Wohnungen wurden wie Kartenhäuser weggespült. In welcher Höhe diese Flut sich thalab wälzte, mögen Sie aus dem Umstande abnehmen, daß die Brücke von Mauvoisin weggerissen wurde, obgleich sie neunzig Fuß über dem gewöhnlichen Wasserstande der Dranse das Thal überspringt."

Mein Reisegefährte, welchen diese Mittheilung in hohem Grade fesselte, las das alte Zeitungsblatt jetzt nochmals durch, und da die schriftliche und mündliche Schilderung sich gegenseitig ergänzten und dem Gemälde Leben und Farbe gaben, sprach er den Wunsch aus, dis zu den Quellen der nördlichen Dranse vorzudringen und am Fuße des Mont Combin oder Velan einen Pfad an die Quellen des südlichen Armes aufzusuchen. „Es dürfte," bemerkte der wackere Wirth, „selbst dem geübten Gemsenjäger oder Hirten schwer

Digitized by Google

werden, einen ſolchen Uebergangspunkt zu finden, und die Herrn wären genöthigt hierher zurückzukehren oder den Col de Combin zu überſteigen und durch das Pellinathal nach Aoſta zu gehen; dieſer Pfad iſt aber ſehr ſchwierig und es ſind vielleicht keine zehn Männer im ganzen Bagnesthal, die den nur im höchſten Sommer zugänglichen Col überſchritten haben. Vor zwei Monaten verſuchte ein junger Mann von Genf den Uebergang, wäre aber, obgleich er drei Führer bei ſich hatte, beinahe ein Opfer ſeiner calviniſtiſchen Neugierde oder Verehrung, wie Sie wollen, geworden, denn unſere ſtreng katholiſchen Gletſcher warfen ihm thurmhohe Eismaſſen in den Weg, welche mit Lebensgefahr umgangen oder vielmehr umruſcht werden mußten. Er erreichte aber das Pellinathal wohlbehalten und hatte auf dieſe Weiſe Bekanntſchaft mit dem Wege gemacht, den der berühmte Genfer Ketzer im Sommer 1535 zurücklegte, als er in aller Eile aus Aoſta flüchten mußte."

Mein Freund entſagte ſeinem ziemlich abenteuerlichen Vorſatze eben ſo raſch als er ſich ihm zugewendet hatte, und wir ſchieden von unſerem trefflichen Wirthe, um unſere Wanderung bergan fortzuſetzen. Allmählig thaten ſich wieder Zeichen kund, daß wir uns noch immer in einem Hirtenlande befanden. Auf den Matten droben klingelten die Glocken der Heerden, tönte der langgezogene Klang des Alphorns, hallte der Jubelruf des Jodlers in den Klüften wieder; an den beiden Seiten der Dranſe zogen ſich üppige Grasabhänge hin, von maleriſchen Hütten und Heuſchobern überſchattet, und in die Töne, die von den Höhen kamen, miſchte ſich bald ſtörenartig, bald wie Orgelton das Singen und Rauſchen der Dranſe. Ueber Orſières zu unſerer Rechten ſahen wir ein ſchönes Thal ſich öffnen und einen ſchäumenden Bach der Dranſe zueilen. Es war das Ferretthal und der Bach, der aus Südweſten kam, hatte ſeine Quelle am Col de Ferret, über welchen ein Pfad in das Dorathal und nach Aoſta führt. Man rieth uns in Orſières zu übernachten und das Hôtel du Col de Ferret hatte ein ſehr verlockendes Ausſehen; wir widerſtanden jedoch der Verſuchung und zogen, auf die Gefahr hin, zu Liddes „in einer jämmerlichen Kneipe," wie man uns zu verſtehen gab, die Nacht hinzubringen, auf der Straße weiter. Unter „Straße" wollen wir von Orſières aufwärts einen Fahrweg verſtanden wiſſen, welcher mit großer Mühe und großen Koſten gebaut wurde und deſſen Unterhaltung jährlich eine ſchöne Summe koſtet, der auch für Fußwanderer und Saumthiere vortrefflich iſt, den man aber mit andern Wagen als dem hier üblichen Charabanc nicht befahren kann, und ſelbſt dieſem werden ſich nur Reiſende anvertrauen, welche Freunde von heftigen Erſchütterungen und „ſtets wechſelnden Situationen" ſind.

Der Abend kam. Die Gegend wurde ſtets einförmiger, ſtiller, die Dranſe lauter, die Halme des Roggens und Hafers kürzer und die Luft eiſiger. Wir hatten Liddes, unſer Nachtquartier, erreicht.

(Schluß des zweiten Abſchnitts.)

Dünengeſchichten.

(Fortſetzung.)

Augenblicklich verfügte ich mich zu ihm. Er war in heftiger Bewegung, hatte eine Zeitung in der Hand und reichte mir dieſelbe entgegen. Das Blatt enthielt die Nachricht von der Revolution in Wien, vom Sturze Metternichs, die am Abend in Berlin eingetroffen war. — „Sie finden mich," rief er, „in lebhafter Aufregung, Doktor! Selbſtſucht und Gemeinſinn, gekränkte Ehre und Ergebenheit, Freude und Schmerz ſtreiten in dieſer Stunde gewaltig in meinem Innern. Fürſt Metternich, mein hartnäckiger Gegner, Fürſt Metternich, der mir die Gnade meines Kaiſers entzogen hat, iſt geſtürzt! Die Nemeſis bleibt nie aus. Fürſt Metternich, der nicht nur der Erſte im Dienſte des Staates, ſondern der einzig wirkſame Staatsdiener ſeyn wollte, und jede tüchtige Kraft, jeden redlichen Diener zu entfernen wußte, iſt geſtürzt, iſt verbannt und flüchtig. Lucian ſagt: „Jeder ſoll ſich wünſchen, was ihm gut dünkt." Ich habe nie das Unglück Metternichs gewünſcht, denn Haß und Rache ſind meiner Seele fern, aber ich habe die Befreiung meines Monarchen aus den Händen dieſes Mannes erſehnt, um dem Kaiſer, dem Vaterlande meine Erfahrungen zu Dienſten zu ſtellen. Ich beklage den jammervollen Greis, ich beklage das Loos meines Kaiſers, der ſtatt liebender Unterthanen, ſtatt dankbarer Kinder ein Volk von Rebellen, eine Rotte Korah vor ſich ſieht; und doch freut ſich meine Seele, daß jetzt die Zeit meiner Rechtfertigung gekommen iſt, daß Oeſterreich die Frucht meiner Studien, meiner Zurückgezogenheit genießen wird. Leſen Sie dieſes Memoire! Es ſoll in tauſenden von Exemplaren gedruckt, an alle Regierungsbeamte vertheilt und die Richtſchnur für die Verwaltung werden."

Dabei übergab er mir zwei gewaltige Manuſcripte von ſeiner Handſchrift, die er im Laufe der Zeit ausgearbeitet haben mochte. Das erſte hatte als Motto die Worte Voltaire's aus dem Fragment d'instruction pour le prince royal: »C'est une très-grande sottise de joindre à la religion des chimères qui la rendent ridicule!« — „Wie wird die fettgewordene Geiſtlichkeit erſchrecken," fuhr er mit feinem Lächeln fort, während er ſich die Hände rieb, „wenn ſie bemerkt, welche Zuchtruthe ihrer Geiſtesträgheit erwachſen

Digitized by Google

iſt in dem Mann, den ſie von dem Kaiſer entfernt hat, weil ſein klares Auge, weil ſein durch die Alten und die Encyklopädiſten freigewordener Sinn ſich gegen die blindmachende Tyrannei der Ultramontanen ſträubte! Ich werde meinem Bruder das Miniſterium der Polizei übergeben; auch für Sie, Doktor, ſoll geſorgt werden. Ich fahre zum öſterreichiſchen Geſandten, mit ihm Rückſprache zu nehmen, da ich noch heute abreiſe und ihm Verhaltungsbefehle laſſen muß. Kleide mich an, Hieronymus! meine Orden! Es wird Ehrenſache die Orden zu tragen, ſeit das Volk Mißachtung gegen den Kaiſer verräth, deſſen Gnade ſie mir ertheilt. Glauben Sie mir, Doktor, ich lebe und ſterbe für die Legitimität! ich verehre Filmer, der ihre Grundſätze in's Leben gerufen, als den erſten, den weiſeſten, den einzigen Staatsmann der Welt!“

Während dieſer Worte ließ er ſich in Gala kleiden und hörte nicht auf zu ſprechen, wobei ſich Sinn und Thorheit wunderbar miſchten, und das ehrenhafte Weſen des Mannes, die Bildung und die ganze Richtung ſeines Geiſtes immer noch einen rührenden Eindruck hervorbrachten. Nur mit großer Anſtrengung brachten wir ihn vom Vorhaben ab, den Geſandten zu beſuchen, indem wir ihm von Depeſchen ſprachen, welche vorher abgefertigt werden müßten, und die ſein Bruder unter ſeinem Diktat ſchreiben ſollte. So hofften wir das Ende des Tages und damit das Ende des Paroxysmus zu erreichen; aber unſere Hoffnung ging nicht in Erfüllung.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Weſtſchweiz, Februar.

(Fortſetzung.)

Der Bundespalaſt. — Eiſenbahnen.

Es wurde gewiß kein Krämer und kein Schuſter weniger „vergeldtagt,“ als zur Zeit, da Bern nur die Hauptſtadt des zweiundzwanzigſten Theils der Eidgenoſſenſchaft war. An der Stelle der verblaßten Illuſionen kam bald etwas anderes ſehr treffes, nämlich ein Programm deſſen, was der Bundesrath — der hiebei in der angenehmen Stellung iſt, befehlen zu dürfen, ohne bezahlen zu müſſen — in dem neuen Bundespalaſt enthalten wiſſen will. Es war dieß eine ellenlange Litanei, von nahe an neunundzwanzig Nummern, als da ſind: erſtens ein Sitzungsſaal für den Nationalrath, zweitens ein dito für den Ständerath, drittens ein dito für den Bundesrath; dann Conferenz-, Commiſſions-, Converſations-, Bibliothek- und Reſtaurationsſäle; weiter für jedes der ſieben Departements wenigſtens ſieben Bureaux; ferner zur Wohnung des eidgenöſſiſchen Kanzlers ebenfalls ſo viele Zimmer, als man Tobſüchen zählt; nicht minder die gleiche Zahl für des Kanzlers Stellvertreter. Da begann der gute „Mutz“ (ſo viel als Bär, ein Spitzname der Berner) zu rechnen und in Folge deſſen in den Haaren zu kratzen, denn ſo ungefähr ein „Milliönchen,“ wie die Basler ſich auszudrücken pflegen, wird ihm der Spaß zu ſtehen kommen. Er wehrt ſich und ſperrt ſich und ſcheint bei der Sache keineswegs Eile zu haben. Hilft aber Alles nichts; wollte er den ſüßen Honig lecken, ſo ſoll er jetzt auch der Biene Stachel fühlen. Die bernerſche Kantonsregierung, welche der Stadt ungefähr eben ſo aufrichtig zugethan iſt, wie Meiſter Reinefe der Madame Krahefuß, und inſbeſondere mit etwas unchriſtlichem Neide auf den wohlgefüllten Beutel derſelben ſchielt, reibt ſich dabei vor Schadenfreude die Hände und läßt die gute Stadt keinen Augenblick den ſauren Apfel vergeſſen, in den getroffen werden muß. Unter ſo bewandten Umſtänden iſt die Sache ſo weit gediehen, daß nächſtens ſämmtliche ſchweizeriſche Architekten, an denen wir keinen Mangel haben, eingeladen werden ſollen mit Planen für das Bauwerk zu concurriren. Hätte ich ein Wort zur Sache zu ſprechen, ſo müßte mir der Bundespalaſt die Form eines eidgenöſſiſchen Kreuzes erhalten, denn wahrlich ein Kreuz, und zwar ein vaterländiſches hat ſich der gute Mutz damit aufgeladen.

Dieſer Tage iſt in der Bundesſtadt die vom Nationalrath in ſeiner letzten Seſſion ernannte Commiſſion zuſammengetreten, welche die ſchweizeriſche Eiſenbahnfrage vorzuberathen hat. Es iſt dieß begreiflich eine Frage, welche allgemein intereſſirt. Es ſtimmen alle Verſtändigen, mit Ausnahme einiger Lohnkutſcher und Wirthe, darin überein, daß wir Eiſenbahnen haben müſſen, wenn wir uns nicht als europäiſche Einſiedelei aufthun wollen. Aber in welchen Richtungen ſollen wir bauen? Auf dieſe Frage ſchallt uns ein nichts weniger als harmoniſches Lokalconcert entgegen. „Zuerſt die Lukmanierbahn von Rorſchach am Bodenſee bis in die bündneriſchen Alpen, damit uns der Handelsweg zwiſchen Südweſtdeutſchland und Italien nicht entleiſen werde,“ — ſo rufen die St. Galler und Graubündner. „Wir repräſentiren die Induſtrie der Schweiz,“ räſonniren die Züricher, „alſo vor Allem eine Bahn nach Zürich; zudem haben wir mit ſchwerem Geld bereits ein vier Stunden langes Stümpfchen ahrt; dort ſchließe man an und baue gegen den Rhein und Baſel.“ Da weiſen die Basler nach dem Gotthard, deſſen ſchöne Straße mit Baſlerthalern gepflaſtert iſt. Höchſt unanmuthig wäre es daher, wenn dieſelbe künftig nur noch, ſtatt von Frachtwagen und Engländerkutſchen, von Lawinen befahren würde, welche bekanntlich weder Weggeld noch Zoll bezahlen. Alſo eine Bahn in der Richtung des Gotthards von Baſel gegen Luzern. Dazu klopfen die Herrn Basler auf ihre Hoſentaſchen, wo freilich der nervus rerum lauter klimpert, als zur Zeit in den meiſten ſowohl monachiſchen als republikaniſchen Staatskaſſen. Anderswoher wird auf den Südabhang des Jura hingewieſen, wo zwiſchen dem Bodenſee und dem Leman die Natur ſelbſt ein Eiſenbahnbett zur Verbindung der Oſtens und Weſtens vorgezeichnet zu haben ſcheint.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 58. Freitag den 8. März 1850.

— Ubi animus ex multis miseriis atque periculis requievit, statui res gestas carptim, ut quaeque memoriae digna videbantur, perscribere; eo magis, quod mihi a spe, metu, partibus reipublicae animus liber erat.

Sallust.

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

1849.

In den Casematten geschrieben von Corvin.

Wir haben, wie sich die Leser erinnern, im Jahr 1848 eine merkwürdige Beschreibung des Feldzugs der deutschen republikanischen Legion gegeben, welcher bei Dossenbach seine Endschaft erreichte (Nr. 187—197. — 203—209. — 218—221). Der Aufsatz verbreitete viel Licht über die damaligen Bewegungen der demokratischen Partei, und wenn man bedachte, daß der Verfasser den Aufrührern als Chef des Generalstabe gedient hatte, so wunderte man sich billig über die Objektivität seiner Auffassung und die Unbefangenheit seiner Aussagen. Der ganze Ton der Schilderung ließ fühlen, daß diese schriftstellerischen Tugenden nicht Früchte der Erkenntniß waren, die ihm etwa durch die damalige Vereitlung der republikanischen Hoffnungen geworden, und dieß wird vollends klar, wenn er im Folgenden zum zweitenmal als Geschichtschreiber des Aufruhrs auftritt. Derselbe Mann hat dasselbe Amt im belagerten Rastatt bekleidet, an dessen Vertheidigung und Uebergabe er den thätigsten Antheil genommen. Er hat es möglich gemacht, seine Beobachtungen und Betrachtungen uns zukommen zu lassen, und wir geben im Folgenden Auszüge daraus. Der Leser wird hier ganz wieder den oben erwähnten Eigenschaften begegnen, und sie sind dießmal in dem Grade noch schädlicher, in dem der Rastatter Tragödie größere geschichtliche Bedeutung zukommt als Herweghs Feldherrnthum und dem Dossenbacher Gefecht. — Wir theilen das Ganze in zwei Hauptabschnitte: Rastatt und die Casematten.

Im unglücklichen badischen Aufstande ist es besonders die Katastrophe von Rastatt, über die sich die seltsamsten, meist unrichtigen Meinungen und Ansichten verbreitet haben. Da ich nun als thätiges Werkzeug der revolutionären Idee dort gegenwärtig war, so kann ich mich um so weniger enthalten, in den nachfolgenden Blättern eine wahrheitsgetreue, leidenschaftslose Darstellung jener Vorgänge zu liefern, als dieselben ohne Zweifel die wichtigsten des ganzen badischen Revolutionsdramas sind, ja vielleicht die einzigen Punkte, an denen die webende Hand der Weltgeschichte in der Erzählung des Aufstandes ihren Faden anknüpfen wird. — So viel zur Rechtfertigung des Erscheinens dieser Blätter, welche in Rücksicht auf Styl und Darstellungsweise die Nachsicht der Leser in Anspruch nehmen, und dieß dadurch begründen, daß sie in den Rastatter Casematten unter den äußerlich unbequemsten Umständen niedergeschrieben wurden, und zwar von der Feder eines Mannes, der täglich sein Todesurtheil erwartete.

I. Rastatt.

Durch die Einnahme von Mannheim war die Volkswehr aufgelöst, ich daher ohne Funktion. Auf dem Rückzug gerieth ich in die Festung Rastatt, theils durch Zufall, theils im Bestreben mich nützlich zu machen. Ich bezog die Zimmer im Schlosse, welche bisher die Feldkriegskasse inne gehabt hatte. — Diese Zimmer gehörten zur Wohnung des badischen Generals Cloßmann und waren von dessen Tochter bewohnt worden. Die frühern Bewohner hatten so eilig fliehen müssen — den General Cloßmann hatte man sogar arg mißhandelt — daß alle ihre Sachen zurückgeblieben waren. Die Kommoden und Schränke waren angefüllt mit weiblichen Kleidungsstücken und andern Dingen, wie sie eben ein Mädchen hat. In einem Haushaltungsschranke fand ich Thee, gemahlenen Kaffee und allerlei genießbare Sachen, die ich im Namen des deutschen Reichs mit Beschlag legte, wie alle Geräth-

Digitized by Google

schaften, die ich für meine Junggesellenwirthschaft benutzen konnte.

Als ich die Zimmer bezog, sahen sie wie ein Schweinestall aus. Der Kriegskassier Baisel, der überall nach Schätzen forschte und auch wirklich in einem verschlossenen Kamin 10 oder 15,000 Gulden fand, hatte eine vermauerte Thür aufbrechen und Ziegel und Kalk im Zimmer liegen lassen. — Mein Joseph und ich stellten aber bald nicht allein einen menschlichen Aufenthalt, sondern zwei sehr freundliche, selbst elegante Zimmer her, und das Alles vermittelst einiger Tischteppiche und einer weißen Gardine, von welcher ich mir einen Toilettentisch machte. Besonders nett war das Schlafzimmer, in welchem ein hübsches Bett mit carmoisinrother seidener Steppdecke stand, welches einst dem Markgrafen Wilhelm gehört hatte, aber im Namen der provisorischen Regierung nach Rastatt citirt worden war. Kurz ich machte es mir so comfortabel als möglich und meine Kameraden staunten meine Pracht an und gaben mir wegen meiner üppigen Zimmer und meines zahlreichen Gefolges den Scherznamen: der Pascha von Janina.

Tiedemann hatte sein Bureau Parterre. Als ich in dasselbe kam, sah ich mich auf einem Geschäftstableau als Chef der zweiten und dritten Abtheilung genannt. Indem ich das lange Verzeichniß der Unterabtheilungen und Sectionen las, erstaunte ich nicht wenig zu finden, daß man mir so ziemlich Alles aufgebürdet hatte, was in einer belagerten Festung zu thun ist, mit Ausnahme der Kassenverwaltung und des Proviantwesens. — Das gefiel mir eigentlich und ich nahm mir vor, nun einmal zu zeigen, was ich leisten könne. Tiedemann hatte mich — wie er eigentlich darauf kam, weiß ich nicht — zum Chef des Generalstabs gemacht; er sollte sehen, daß er in der Festung keinen bessern wählen konnte. — Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht; ich kannte Tiedemann noch nicht und hatte gar keine Ahnung von den eigenthümlichen Schwierigkeiten meiner Stellung ihm gegenüber und den Hindernissen, die mir durch seine Sonderbarkeiten, ja ich darf wohl sagen Narrheiten, in den Weg gelegt wurden. — Der arme Tiedemann ist nun todt und es heißt, man solle von den Todten nur Gutes reden; allein mit diesem Grundsatz könnte man nie Geschichte schreiben, und wenn ich das auch hier nicht gerade beabsichtige, so werden doch diese Blätter dem spätern Geschichtschreiber als Material dienen.

(Fortsetzung folgt.)

Dünengeschichten.

(Fortsetzung.)

Vergebens sprach Hieronymus bei Sonnenuntergang sein bannendes: „Jetzt ist's genug, Herr Geheimerath!“ er beachtete es nicht. Die Einbildung wich nicht von ihm, der Wahnsinn hielt an und steigerte sich bei den Nachrichten von der durch ganz Europa fortschreitenden Revolution. Mit einer an Raserei grenzenden Heftigkeit verlangte er nach den neuen Zeitungen, ließ packen, um abzureisen, dann auspacken, weil er bleiben und hier seinem flüchtigen Kaiser ein Asyl bereiten müsse. Er war in die vollständigste Geisteszerrüttung verfallen. Hieronymus bewachte ihn unausgesetzt, als die Revolution in Berlin ausbrach und am 18. März der Donner der Gewehrsalven und Kartätschenschüsse bis in die stille Wohnung drang.

Der Geheimerath hatte sich an sein Bureau gesetzt und spedirte Depeschen. Plötzlich befahl er dem alten Hieronymus die Vorhänge zu schließen, die Krone anzuzünden, ein Abendbrod zu bereiten, die Tafel zuzurichten. Hieronymus machte ihm bemerklich, daß in diesem Augenblicke ein festlich erleuchtetes Haus schlimmes Aufsehen erregen müßte. — „Um so besser,“ rief der Geheimerath, „so sollen diese Menschen lernen, daß ein Diplomat der alten Schule aus anderem Stoffe gemacht ist als sie. Ein treuer Anhänger der unsterblichen Legitimität wird nicht beunruhigt durch den kindischen Lärm des blinden Pöbels, der nicht einsieht, wie er mit Binsen gegen ein Granitgebirge Sturm läuft. Decke die Tafel, aber decke sie stattlich, als feierte ich ein Freudenfest; denn ich werde die Freude erleben, die Ohnmacht des Volkes gegen seine Herren sich kundgeben zu sehen.“

Da Hieronymus allein mit ihm im Hause war, mußte er sich dem Willen des Herrn fügen. Die Lichter der Krone wurden angezündet, die Tafel gedeckt und mit großen silbernen Aufsätzen und flammenden Kerzen geziert. Der Geheimerath selbst half zum festlichen in seinem Leben die Vorkehrungen treffen. Er selbst trug das Silber herbei, holte den lange nicht gebrauchten Champagner und überwachte jeden Schritt des alten Hieronymus mit einer Sorgfalt, als gelte es den geehrtesten Gast zu empfangen. Er ließ sich frisiren und ankleiden, und auch Hieronymus mußte Livree anlegen. Dann befahl er aufzutragen. Schweigend verzehrte er die erste Schüssel. Er saß in feierlicher Ruhe da, bald ein Lächeln der Befriedigung, bald den Ausdruck der Verachtung in seinen Zügen. Das helle Kerzenlicht beleuchtete sein bleiches, eingefallenes Gesicht, spiegelte sich in den Brillanten

Digitized by Google

seiner Orden, im funkelnden Wein, und verrieth die wüſte Unordnung des Gemaches. Dieſe ſtach ſchaurig ab gegen den Glanz der Tafel. Der alte Hieronymus bediente ſeinen Herrn, zitternd vor der Nähe des Kampfes, und traurig ſeufzend, wenn er die geiſteskranke Ruhe des Speiſenden betrachtete.

Endlich ſagt dieſer, wie im Selbſtgeſpräche: „Ich danke den Göttern, daß ſie mir die Gunſt dieſer Stunde geſchenkt, daß ſie mir das ſeltene Glück gewährt, zu empfinden, wie weit meine Kraft die Kraft der andern Menſchen überragt, wie ſtark der Glaube an die Legitimität, wie ſtark die Treue für die Fürſten den treuen Diener macht! Hieronymus, du biſt zwar nur ein Mann des Volks, aber deine Ergebenheit für einen treuen Fürſtendiener erhebt dich über die niedern Bedingungen deiner Geburt und deines Standes; du wirſt die Ehre nicht vergeſſen, du wirſt ſie bis zu deinem letzten Athemzuge empfinden, die Ehre, deren ich dich in dieſer feierlichen Stunde würdige. Hole ein zweites Glas herbei, fülle es mit Wein, und trinke es mit deinem Herrn auf das Wohl der legitimen Fürſten.“ Draußen raſſelte indeſſen der Generalmarſch und die Sturmglocken riefen die Bürger zu den Barrikaden.

Als Hieronymus ihm gehorcht hatte und ſie die Gläſer gegen einander ſtießen, erdröhnten die Fenſter von einer ſo furchtbaren Geſchützſalve, daß die beiden Greiſe erbebten. Ihre zitternden Hände ließen die Gläſer zur Erde fallen, daß ſie in tauſend Splitter zerbrachen. Zugleich hörte man das Herunterwerfen der Dachziegel und Balken von den Häuſern, die man abbrach, um von der Höhe auf die Truppen zu ſchießen, und wilde, verworrene Töne erklangen aus allen Ecken. — Der Geheimerath ſprang empor. „Es heißt im Luciau,“ rief er: „Sind wieder Giganten auf der Erde entſtanden? oder haben die Titanen ihre Feſſeln zerbrochen?“ — Was wollen dieſe Raſenden, dieſe Empörer? Ich will hinaus, ich will zu ihnen reden!“ Und ehe der alte Diener es hindern konnte, deſſen ſchwache Arme der Rieſenkraft eines Geiſteskranken nicht gewachſen waren, ſtürzte der Geheimerath zum Zimmer hinaus, durch den Flur, öffnete die Thür ſeines Hauſes und rief in der Straße mit lauter Stimme: „Nieder mit den Empörern! Nieder mit den Elenden, die ihre Hand erheben gegen den Geſalbten des Herrn! Es lebe der deutſche Bund! es lebe die Legitimität!“ Und mit dieſen Worten ſank er, vom Schlage getroffen, leblos in die Arme ſeines alten treuen Dieners.

So endete der Doktor ſeine Erzählung. „Ich habe Sie etwas lange in Anſpruch genommen,“ ſagte er; „indeſſen hat dieſes Ereigniß für mich immer eine Tragik in ſich gehabt, die ich Ihnen nur in der bequemen Auseinanderſetzung aller Vorgänge anſchaulich zu machen wußte.“

Die Reihe des Erzählens ſollte morgen an Coralline kommen. Man fragte ſie, welche Mittheilungen man von ihr zu erwarten habe, und ſie antwortete: „Sie haben mich Alle ſo oft mit meiner Raſtloſigkeit geneckt, ſo oft meine ſpringenden Launen und Einfälle getadelt oder belacht und mein Weſen ein unzuſammenhängendes genannt, daß ich es ungerecht finde, wenn man von mir eine zuſammenhängende Erzählung erwarten wollte. Alwyn hat mich neulich einem Kaleidoſkop verglichen, in dem all die kleinen wunderlichen Dinge, welche es enthält, bei jeder Berührung durcheinander geworfen, immer neue Geſtaltungen bilden. Ich will dieſes Gleichniß, weil es mir gefällt, gelten laſſen, und werde Ihnen ein kaleidoſkopiſches Mährchen erzählen, das ich und Ludolf erfinden wollen. Wir haben das geſtern verabredet. Wenn der Eine nicht weiter weiß, fängt der Andere an; ſo werden immer neue Ideen erzeugt, neue Fäden in den Stoff hinein gewebt, und es entſteht daraus —“ — „Das tolſte Durcheinander!“ fiel ihr Ernesto in's Wort. — „Mit nichten,“ entgegnete Ludolf; „es entſteht ein wahrhaftes Mährchen, ein Ding ohne Anfang, ohne Mitte, ohne Ende, ein Lichtenbergiſches Wunder, und darum gerade ein Mährchen. Mir hat es immer geſchienen, als müſſe ein ſolches ſeine fortlaufende Erzählung ſeyn, keinen durchgehenden Grundgedanken haben, ſondern wie eine Reihe von dissolving views, die auftauchen und wieder ſchattenhaft verſchwinden, den Hörer von einem Bilde zum andern führen, um ihm am Ende das Gefühl zurücklaſſen, welches uns von einem lieblichen Traume in der Seele bleibt — das Gefühl eines heitern, gaukelnden, nicht zu erfaſſenden Weſens.“

Man ſprach eine Weile über die beſte Art der Mährchen hin und her. Die Reihe der in ihrer Zeichnung feſt beſtimmten deutſchen Volksmährchen wurde durchgegangen; man ſetzte Coralinen und Ludolf auseinander, wie dieſe alle ihren Anſichten vom Mährchen widerſprächen, aber der Oberſt und Alwyn ſtimmten Coralinen bei. Alwyn verwies auf das ſanft dahingleitende Mährchen, welches Goethe in ſeinem Leben erzählt, der Oberſt führte ähnliche Mährchen an, als die Lieblingsunterhaltung primitiver Völker, und obgleich nun Coralline erklärte, daß ſie nach ſolchen Beiſpielen und Vorbildern ſich gar nicht mehr an ihre Aufgabe heranwagen dürfe, hieit man ſie beim Worte. Es ward beſchloſſen, daß ſie und Ludolf die letzten Erzählenden ſeyn und daß morgen der Oberſt für Coralline eintreten ſolle.

(Die Fortſetzung folgt nächſtens.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Westschweiz, Februar.

(Schluß.)

Eisenbahnen. — Die Münzreform. — Der Grenzzoll. — Schweizer Soldaten.

Die Berner studiren schon längst daran, wie es anzufangen wäre, die Hauptadern unseres künftigen Schienensystems von Basel, Zürich und Luzern her über Berg und Thal der Bundesstadt zuzuleiten, um dann damit im Guggisberg, oder weiß der Himmel wo sonst, anzumünden. Bis die Sache gehörig durchberathen und durchgesprochen, und in unsern hundert Zeitungen und tausend Wirthsstuben durchgefasscht worden ist, wird sich zwischen dem Rhein und dem Rhodanustraube kein Dörflein zu klein dünken, zu verlangen, es solle wenigstens eine Eisenbahn an dessen Düngerhaufen vorbeigeführt werden, und zwar frey dieselbe zu allererst, vor jeder andern in Angriff zu nehmen. Bundesrath Kaß, unser Minister der öffentlichen Bauten, ist zwar ein ganz stattlicher Mann; Ihr Correspondent möchte nichtsdestoweniger nicht gewalt in seinen Schuhen stecken, wenn einmal bei uns der wahre Eisenbahnrummel losgeht. Wenn sich nicht in unsern eidgenössischen Räthen eine compakte Phalanx zusammenthut und trotz Sturm und Fluth bei den von der Natur uns vorgezeichneten Linien beharrt, so haben wir uns dahin zu resignieren, vor lauter Eisenbahnprojekten unser Lebtag keine Eisenbahn zu bekommen und in Gottes Namen die Einsiedlerkutsche zu bestellen.

Gegenwärtig sitzt auch die Münzcommission des Nationalraths beisammen, welche uns wahrscheinlich als eidgenössischen Osterhasen den französischen Geldsack bescheren wird, der bereits von unserem Staatenhause, dem Ständerath, angenommen worden ist. Der Prosa der alles verflachenden Jetztzeit kann sich eben keine Romantik erwehren, nicht einmal diejenige unserer in ihrer bunten Mannigfaltigkeit so reizenden Batzen, Schillinge, Böcke, Blutzger, Kreuzer und Rappen. An deren Stelle soll jetzt die unromantische Einförmigkeit des von Frankreich entlehnten Franks und seiner Decimalen treten. Trotz dem Schlachtruf einer Anzahl St. Gallischer Münzromantiker, welche in öffentlichen Blättern und Versammlungen unter wüthenden Geberden den Kriegsgeriegen tanzen und einen Kreuzzug zu Gunsten des Kreuzers predigen, glaubt Ihr Correspondent eben so wenig an einen Batzenkrieg, als er an einen Neufchateller- oder Flüchtlingskrieg zu glauben vermag.

Es wird den Lesern, welche ihre nächste Schweizerreise in eigenem Wagen zu machen gesonnen sind, erfreulich seyn zu hören, daß am jüngstverflossenen ersten Februar alle Schranken unseres innern Verkehrs, als da sind Wege-, Pflaster-, Brückenund andere ähnliche nichts weniger als beliebte Gelder, zu seyn aufgehört haben und dafür ein einfacher Grenzzoll eingeführt wurde. Reden den nun bei Seite gebrachten vielen Plackereien im innern Verkehr waren wir es gewohnt uns gegen außen in den Hemdärmeln einer unbeschränkten Handelsfreiheit zu bewegen. Wir fühlen uns deßhalb in der, wenn auch weit genug gerathenen Jacke des Grenzzolls mit der Zubehörde von Tarif und dergleichen noch nicht recht heimisch. Es circulirt bereits eine ganze Reihe hierauf bezüglicher tragischer und komischer Anekdoten. So soll sich an der Ostgrenze ein alter braver Wächter so sehr ob der Complikation seiner neuen Instruktionen entsetzt haben, daß er aus Verzweiflung einen freiwilligen Tod in den Fluthen des jungen Rheins suchte. — Ein anderer Zollwächter an der Nordgrenze ließ von einem Schwabenmädchen ein Säckchen Bohnen mit fünf Franken verzollen, weil er benannte Bohnen unter die Kategorie der Südfrüchte, als Früchte, welche man sieden (‚sôhen') muß, stellte. Unser Grenzzoll ist übrigens eine bloßer Finanzzoll und die höchste Klasse des Tarifs für einige Luxuswaaren und seine Fabrikate übersteigt nicht zehn Schweizerfranken per Centner.

An die von unserer neuen Bundesverfassung entworfenen organischen Gesetze, welche theils schon in Wirksamkeit sind, theils noch in Berathung liegen, reiht sich eine neue Militärorganisation, welche unser Volkshaus, den Nationalrath, bereits passirt und deren Unzahl von Paragraphen nun noch der Ständerath zu steigeln hat. Ihr Correspondent glaubt nicht fehlzuschießen, wenn er behauptet, daß das Heil des schweizerischen Wehrwesens weniger von Gesetzen und Reglements abhänge, denen wir bereits so viele besitzen, daß man damit ganz bequem die Genfer Schanzen neu aufbauen könnte, als auf der Anstellung und Heranbildung guter Offiziere beruhe. Ein tüchtiger Soldat, der, wie wir glauben, der eidgenössischen Armee einst zur Zierde gereichen wird, ist im letzten italienischen Krieg in der Lehre gewesen. Wir meinen den thurgauischen Major Debrunner, welcher mit einem Hundert heimlich angeworbener Schweizer die hartnäckige Vertheidigung des Löwen von St. Marco mitmachte. Er hat nach seiner Rückkehr seine und seiner Compagnie Abenteuer und Schicksale auf eine ebenso ansprechende Weise in einem Buche geschildert, welches über die Belagerung und den Fall Venedigs viele der belehrendsten Aufschlüsse enthält, wie sie wahrscheinlich weder ein Oesterreicher noch ein Italiener hätte geben wollen oder können, und die den Stempel der Wahrhaftigkeit auf der Stirne tragen. Er läßt Freund und Feind volle und unparteiische Gerechtigkeit widerfahren, insbesondere dem edeln Manin. Nebenbei erzählt er manchen charakteristischen Zug, so z. B. wie die Schweizer eine Zeit lang die Aalteiche einer edeln Venetianerin vor den leckern österreichischen Vorposten bewachen mußten — eine etwas wunderliche Manier für die italienische Freiheit und Unabhängigkeit zu kämpfen. Sonst wurde die Schweizer Compagnie auf den gefährlichsten Posten der Außenwerke verwendet. Sie hielt die furchtbare Beschießung von Malghera bis zu Ende aus und gehörte zu den letzten, die diesen Trümmerhaufen verließen. Als in den letzten Tagen Monterei in der Stadt ausbrach, da waren es die Schweizer, welche die Ordnung bewahrten und Leben und Eigenthum der Bürger schützten. Debrunner und seine Compagnie machten dem Schweizer Namen Ehre. Im Hinblick auf das, was jene Söhne unserer Berge auf fremder Erde für fremdes Interesse thaten, rufen wir — und sollten noch zehnmal drohendere noten- oder gar bajonettenschwangere Wolken von allen Enden der Windrose her gegen uns sich aufthürmen — mit erneuerter Zuversicht ein Hurrah dem weißen Kreuz im rothen Strahlenkranze.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 59. Sonnabend den 9. März 1850.

— Rutilis humeros protecta capillis
Filia. Ovid:

Go, go, it is a plague,
That Cupid will impose for my neglect
Of his almighty dreadful little might.
Shakespeare.
Love's labour's lost.

Wiener Früchtel.

I. Ein vormerzlicher Zimmerherr.

Die entſetzlichen rothen Haare! Polizeilich ſollten ſie verboten ſeyn. Aber die Polizei kümmert ſich um ſo viele Dinge, welche ſie von Haut und Haar nichts angehen, daß ſie für ihre eigentlichen Geſchäfte keine Muße behält. Sie iſt die würdige Schweſter der Cenſur, welche bekanntlich die Raben fliegen läßt, die Tauben aber zupft und rupft. — Die abſcheulichen rothen Haare! Hütet euch vor den Gezeichneten, ſagt das Sprüchwort, und Sprüchwörter ſind die Lebensweisheit des Volkes. Aber wie koma' ich mir denn vor? Ein Student iſt doch wahrhaftig nicht da, um ſich vor Mädchenköpfen zu hüten! Umgekehrt, ſie ſollen ihm nicht allzuwohl trauen. Darum iſt es eine ſchwere Ungerechtigkeit des Schickſals, eine himmliſche Polizeiübertretung, dem Studenten ein Gegenüber zu geben, wovor er ſich hüten ſoll, weil es ihm nicht gefährlich iſt. Der Student lebt von Bier, Stundengeben und Ausſichten, alſo ſollten die Ausſichten doch gut ſeyn.

Die Ausſichten in die Zukunft waren für den wackern Leopold Leitenhuber nicht die glänzendſten. Ein Praktikant darf keine Stunden geben, auch wenn ihm Zelt und Welle dazu bliebe. Es ſchickt ſich nicht, weil ein k. k. Beamter nur vom Kaiſer Geld nehmen darf, gleichviel ob ein hohes Aerar ihm zu eſſen gebe oder nicht. Warum ſchleppſt du Säcke, wenn die Diſteln dir nicht ſchmecken? Jetzt als Student hat der Leitenhuber-Poldl ganz leidlich zu eſſen, trägt ein ſauberes Gewand und wohnt für zwölf Gulden Münz. — „Sie, Herr v. Leitenhuber, das iſt aber viel Geld.“ — Freilich wohl, und erſt noch war es ein verwunderliches Einrichtungsſtück, was den Guten zu der ſtarken Ausgabe verleitete. Die Ausſicht wird zwar vom Vermiether immerdar mitgerechnet, doch iſt damit der Blick auf eine belebte Straße, auf einen freien Platz, auf das Grün der Erde, auf weitgeſpanntes Blau des Himmels gemeint. Von einer ſolchen Ausſicht war jedoch nichts zu entdecken. Das Stückchen Himmelblau hätte nicht zu einer holländiſchen Schifferhoſe ausgereicht; den Rahmen dazu bildeten ſchwarzgraue Brandmauern, überragt von dampfenden Rauchfängen; in die Tiefe zu blicken, wäre kaum der gelangweilten Verzweiflung in den Sinn gekommen. Der einzige Reiz in dieſer finſtern Wüſtenei war ein freundliches Fenſterpaar mit blanken Scheiben von Spiegelglas. Dieſe glänzenden Fenſter in der grauen Wand von Werkſtücken mahnten wie die glühenden, ſprühenden ſchwarzen Augen voll unverwüſtlichen Glanzes im vergilbten Angeſicht der Zigeunermutter. Hinter den klaren Scheiben lächelte eine bunte Blumenwelt, wohlgepflegt, mit Geſchmack geordnet. Unter den Blumen wiegte ſich in zierlichem Gitterhaus der gelbe Spatz aus dem Zuckerland. Der trommelförmige Stickrahmen in der Fenſterbrüſtung gab Zeugniß, daß nicht etwa eines bejahrten Junggeſellen welke Hand in dieſem Stillleben ſchalte und walte; zwiſchen den farbigen Röllchen von Seidenfaden war keine Brille, des Alters Augenkrücke, zu entdecken. Alſo Weib und Jugend, eine fröhliche Ausſicht! — Und jetzt hat die vielverheißende Ausſicht rothe Haare!

Bei dieſer Entdeckung ging dem Studenten vor Zorn und Schrecken „die Lange“ aus, und er that

Digitized by Google

wie die Pfeife. Im Vorbeigehen kündigte er Knall und Fall die Wohnung auf. — „Weßhalb denn, Herr v. Leitenhuber?“ — „Wir wollen lieber davon schweigen, Frau v. Kirchweger; der Mensch versuche die Götter nicht.“ — Fort war er. Die „Frau von“ Kirchweger aber dachte in ihres Gewissens stillster Tiefe an die rothbraunen Insaßen der Mauerritzen und schickte zum Hausmeister hinunter, daß er den oftgebrauchten Zettel aushänge, worauf geschrieben stand: „Zum Ersten künftigen Monats ein möblirtes Zimmer für einen einschichtigen Herrn zu vermiethen.“

Eigentlich sind rothe Haare doch nicht so ganz und gar „aus der Weis'.“ Wallenstein, der große Feldherr, Elisabeth, die jungfräuliche Königin, führten sie nicht rothe Haare, wie der Dichter selbst, durch welchen ihre Unsterblichkeit dem deutschen Volke so theuer geworden? Die Fürstin Doria, eine berühmte Schönheit unserer Tage, trägt ebenfalls rothes Haar. Wenn der dumme Chinese die Söhne Englands rothborstige Barbaren schilt, wenn Stier und Truthahn beim Anblick der grellen Feuerfarbe in Wuth gerathen, so ziemt es doch nicht dem gesitteten Wiener, das Vorurtheil des Vogels, des Rindviehs und des Chinesen zu theilen.

Diese Betrachtung hätte um acht Tage früher dem Mutterwitz des Studenten alle Ehre gemacht, doch jetzt war sie ihm abgezwungen. Eine schöne weiße Hand hatte beim Begießen der Blumen seine Aufmerksamkeit erregt, den einmal angezogenen Blick die wohlgebaute Gestalt gefesselt, wie sie in fülleicher Schlankheit beim Füttern des Vogels sich streckte, drehte und bückte, voll angebornter Anmuth, voll unbesangener Gefallsucht. Reizend gleich der Gestalt war das Antlitz, frisch wie ein heller Maimorgen in farbiger Blumenpracht. Förmlich und feierlich sprach der Student: „Weib, ich verzeihe dir die polizeiwidrige Farbe deiner Zöpfe!“ — Eitler Thor! Die üppige Fülle solchen Haares, seidenweich und doch so schnellkräftig, ist fürwahr nicht dazu auf der Welt, sich verzeihen zu lassen. Unser Herrgott hat solch ein Prachtexemplar von einem Menschenleben nicht darum in Goldschnitt gebunden, damit der Herr Poldl nachsichtig die Achseln zuckend daran vorübergehe. Sie brauchen keine Nachsicht zu üben, Herr v. Leitenhuber; befleißigen Sie sich lieber des Nachschauens. Schwerlich wird Ihnen vom ganzen Abenteuer mehr bleiben, als das Nachschauen, und dann mögen Sie Betrachtungen anstellen über den berühmten Gegensatz von „Obschon“ und „Weil.“

Der „arme Narr“ wähnte immer noch stolze Großmuth zu üben, als er bereits, wie der Fisch in den Maschen zappelnd, längst zum „Weil“ gediehen war. Sein Mißgeschick erschien um so unheilbarer, als die schöne Fischerin gar nicht nach ihren Netzen sah; vom Herausziehen war vollends keine Rede. Freilich gleicht die Liebe dem Speer des Achilles, der bekanntlich mit dem Schaft die Wunden heilte, welche die Spitze geschlagen; aber der Peleide hätte viel zu thun gehabt, wenn er nach jedem Stoß den Spieß hätte umkehren wollen. Gerade so ging es der mit dem Goldschnitt. Sie sah den Studenten nicht ... an, wohlgemerkt; um ihn gänzlich zu übersehen, hätte sie kein Menschenweibchen seyn müssen. Die Töchter Evas bemerken in diesem Stück vielleicht hie und da etwas mehr, als vorhanden ist, gewiß aber niemals zu wenig. Zudem war der Poldl ein ganz hübscher frischer Knabe, und seine Leidenschaft um so leichter zu erkennen, als er, seiner eigenen Gefühle kaum recht bewußt, sich nicht die geringste Mühe gab sie zu bergen. Das Dach brannte lichterloh, während die Hausbewohner sorglos träumten. Tagelang hatte der Student auf der Lauer gestanden, um die Lebensweise der Nachbarin zu erspähen, natürlich aus bloßer Neugier. Die Wißbegierde muß nicht gering seyn, worüber ein Student nicht nur Essen und Trinken vergißt, sondern sogar das Collegium. Nachdem er die Stunden kennen gelernt, in welchen seine Sterne aufzugehen pflegten, hatte er seinen Wandel darnach geregelt. Es kümmerte ihn nicht, daß sofort alle seine Gewohnheiten sich auf den Kopf stellten. Er verlor die Unterhaltung seiner Freunde bei Tisch und im Bierhaus, er mußte sogar die geliebte „Besetzpartie“ missen, und seine Einnahmen erlitten manchen empfindlichen Abgang. Und für alle diese Opfer nicht einen Gegenblick, auch nicht Einen! Doch endlich schlug eine Stunde der Belohnung für ausdauernden Minnedienst.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(Fortsetzung.)

Tiedemann war ein hübscher, großer, schlanker Mann von etwa vierzig Jahren, den man indessen seines grauen Kopfes wegen für einen hohen Fünfziger hielt. Ich wenigstens nannte ihn stets den alten Tiedemann, da ich gar keine Ahnung davon hatte, daß er höchstens drei Jahre älter sey als ich. Er hatte ein edel geschnittenes Profil und seine ganze Haltung war die eines alten Soldaten. Er war früher Offizier in badischen Diensten gewesen, hatte aber seinen Abschied genommen, weil seine Ansichten vom Duell mit denen nicht übereinstimmten, welche im Offizierscorps herrschten. — Darauf war er, wie ich glaube, in bayerische Dienste getreten und endlich in griechische übergegangen, wo er als Oberlieutenant in

Digitized by Google

der Suite oder im Generalſtab diente. Er hatte mir indeſſen geſagt, er ſey in Athen Profeſſor der Strategie geweſen, woran ich jedoch ſtets zweifelte.

In Tiedemanns ganzem Weſen erkannte man den Offizier von altem Schrot und Korn, wie er ſo oft in den fliegenden Blättern lächerlich gemacht worden iſt. Er kannte den Dienſt und handhabte ihn ſtreng, aber nach ſeiner Weiſe und wie er ihn verſtand. Die Menge Kleinigkeiten und Narrenspoſſen, welche in früherer Zeit dem Militärweſen anhingen und die man in allen vernünftigen Armeen längſt abgeſchafft hat, erſchienen Tiedemann ſtets als die Hauptſache, und zwar ſo ſehr, daß er darüber die wirkliche Hauptſache nicht nur als Nebenſache behandelte, ſondern ſie gar häufig gänzlich vergaß. Von dieſer ſeiner Dienſtkenntniß war er ſo eingenommen, daß er es fortwährend im Munde führte: „ich bin ein alter Soldat und weiß was Dienſt iſt.“

Thätig war Tiedemann leider nur zu ſehr. Er arbeitete vom Morgen bis zum Abend, allein er that dennoch nichts. Er erſtiſtete förmlich im Detail und vernachläſſigte dadurch die wichtigſten Dinge. Er unterſchrieb jede Anweiſung auf die Kaſſe, auf die Montirungskammer, und war der Gegenſtand auch noch ſo unbedeutend. — Den wichtigſten Theil ſeiner Thätigkeit bildeten aber die Tagsbefehle, über deren Abfaſſung ſtets der ganze Morgen hinging. Tiedemann ſchriftſtellerte gern und bildete ſich ein gut zu ſchreiben; da er aber beſtändig Participialconſtruktionen gebrauchte, ſo konnte er nicht eine Seite verſtändlich ſchreiben. Die Garniſon bekam von Tiedemann manchen Unſinn zu hören, und dieß wäre noch mehr der Fall geweſen, wenn die Adjutanten ſich nicht erlaubt hätten, gar zu ſeltſame Conſtruktionen oder Phraſen nach ihrem Gutdünken zu ändern.

Tiedemann hielt ganz außerordentlich darauf, ſeine Autorität zu zeigen; allein er führte dieß nur in Kleinigkeiten durch und ſchadete durch ſeine Pedanterie dem Ganzen. Wurde nun ſeine Autorität wirklich angegriffen und wäre es ſeinerſeits ſehr am Platze geweſen ſie zu behaupten, dann gab er, wie man zu ſagen pflegt, klein bei. Sein Ausweg war dann ſtets der, daß er drohte ſeine Stelle niederzulegen, welche Drohung er aber niemals ausführte, ſo oft man ihn auch beim Worte nahm. Er meinte, das ſey nicht Ernſt, denn er war überzeugt von ſeiner Unentbehrlichkeit.

Obgleich, wie es die Dienſtordnung für den Chef des Generalſtabs vorſchrieb, alle Rapports und an den Gouverneur gerichteten Schreiben und Eingaben zuerſt an mich kommen mußten, damit ich dem Gouverneur darüber in Summa Bericht erſtatten könne, nahm er meiſtens die Rapports ſelbſt in Empfang und ließ ſie dann unter ſeinen Papieren liegen, ſo daß ich niemals einen Ueberblick über den Stand der Feſtung erlangen konnte. Ich gerieth wegen Mangel an Stoff gar häufig in Verlegenheit, was ich in meinen Frühtrapport ſchreiben ſolle. — Gleich in den erſten Tagen hatte mich Tiedemann angetrieben, die Bureaus einzurichten, und ich hatte auch ſogleich die Offiziere dazu bezeichnet und ihm Vorſchläge über Einrichtung beſonderer Geſchäftszweige eingereicht; allein dieſe Bureaus ſind eigentlich niemals zu Stande gekommen, wenigſtens konnten ſie keine regelmäßige und vernünftige Thätigkeit entwickeln, da Tiedemann die von ihm abhängenden Verfügungen und Entſcheidungen von einem Tag zum andern verſchob, ſo oft ich ihn auch daran erinnerte. Obgleich nach der Dienſtordnung jeder Erlaß des Gouverneurs von dem Chef des Generalſtabs contraſignirt ſeyn mußte, ſo kehrte ſich doch Tiedemann nie daran und traf oft die wichtigſten Anordnungen, ohne mir nur ein Wort davon zu ſagen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Oberöſterreich, März.

Neuerungen. — Der Hausruck.

Der Schnee, der uns in dieſem Winter in ungebührlicher Fülle zu Theil ward, ſchmilzt in den Thälern und nur im Gebirge hält er ſich noch hartnäckig, i und auch in unſerem hügligen Mühlviertel ſteht es noch gar unwirthlich aus. Die Dampfſchiffe gehen bereits wieder zwiſchen Wien und Linz und haben viele Paſſagiere an Bord, die die bequeme Kajüte unſern Eilwagen vorziehen, die für lange Beine und breites Sitzfleiſch noch

Digitized by Google

immer wahre Musterclöster sind. Die neuen politischen Behörden sind installirt, die neuen Gerichtsbeamten ernannt und man erwartet nur die Bestimmung des Tages, an dem sie ihre Amtswirksamkeit beginnen sollen. Außer den allgemeinen Weltfragen, außer Griechenland und der Schweiz und dem neuen Deutschland, außer unsern neuen Steuern und unserm alten Papiergeld beschäftigt uns vor allem die Zollrisikofrage und die neue Westeisenbahn. Oberösterreich hat eine ausgedehnte Eisenmanufaktur, ohne selbst Eisen zu erzeugen. Ob mit Recht oder Unrecht wird hier zu Lande die zurückgebliebene Eisenindustrie den unverhältnißmäßigen Roheisenpreisen in die Schuhe geschoben. An die Möglichkeit der Einfuhr von englischem Roheisen auf dem Rhein, Main und Ludwigskanal, wenn es auch ungleich schlechter und nur als Beimischung zu den hierländischen Erzeugnissen verwendbar ist, knüpft sich die Hoffnung, daß unsere Steiermärkischen Eisenmonopolisten mit ihren Preisen herabsteigen müssen. Die Westeisenbahn zwischen Linz und Salzburg ist beschlossen. Sie kann nur entweder parallel mit der gegenwärtigen Reichsstraße über Wels und Lambach, oder parallel mit der Donau über Aschwen, Grieskirchen, Neumarkt, Schärding geführt werden. Für letztere Richtung erheben sich die gewichtigsten Gründe, da sie die bevölkertste Gegend durchschneidet, die wenigsten Terrainschwierigkeiten bietet, von Schärding eine Anknüpfung an Passau und die bayerischen Bahnen gestattet und die jetzige Pferdeeisenbahn über Wels und Lambach nach Gmunden bei den lebhaften Wochenmärkten, dem Salztransport und der starken Personenfrequenz im Sommer recht wohl als Flügelbahn unbenbel bestehen wird. Von großer Wichtigkeit für diese Westeisenbahn ist das ungeheure Braunkohlenlager am Hausruck, von dem noch wenig in den Journalen verlautbet hat, obgleich es eines der ausgedehntesten in Europa ist. Den Knotenpunkt seiner mannigfaltigen Verzweigungen, die vielleicht einen Flächenraum von zwölf bis achtzehn Quadratmeilen einnehmen, bildet das Schloß Wolfsegg, wenig bekannt und besucht von Touristen, wiewohl einer der trefflichsten Höhenpunkte unseres an reizenden Aussichten so reichen Landes. Besonders begaubernd ist der Umblick in der stillseren Abendbeleuchtung, die mit dem wenig belebten, aber unendlich anmuthigen und großartigen Bilde in einem gewissen Einklang steht. Dann leuchten in violettem Glanze die Spitzen und Giebel in der weiten Halbrundschau der Alpen, mit dem hohen Oetscher und seinen Gefährten beginnend und bis zu den Salzburger Bergen reichend, und hie und da blitzt es in äußerster Ferne von einem Schneeoder Eisfelde herüber, oft wie ein blendender Fleck am blauen Himmelssaume, während die vordern Verschiebstücke allmählig in Schatten treten. — Der Kalk, der überhaupt in der malerischen Natur durch seine nackten, schroff abfallenden Wände und seine zerrissenen und ausgezackten Firsten eine bedeutende Rolle spielt, herrscht vor und nimmt fast ausschließlich die uns zunächst liegende Mittel- und Hauptgruppe ein, die zwischen Oesterreich und der Steiermark hinzieht. Dort steht auch der Traunstein, der bekannteste unter den oberösterreichischen Bergen mit seinem kolossalen Profile des unglücklichen Ludwigs XVI. und weiter rechts, kaum erkenndar in der dunkeln Umschattung der Berge, blickt ein schmaler Streifen eines jener lieblichen Seen zu uns empor. Von den nackten Bergeskuppen, welche nur in einzelnen Rissen und Spalten einen spärlichen Strauch oder die genügsame Fichte nähren, steigen die Berglehnen zu Thale, auf ihren abschüssigen Gehängen Radelholz und weidendes Vieh nährend; an diese schließt sich das Mittelgebirg mit seinen runden oder langrückigen Vorsprüngen, meist dicht überwaldet, aber auch reich an Gehöften, grasbreichen Weiden und Triften und bebauten Feldern, wellenförmig gegen die breite Thalsohle sich abdachend, durch welche die Hauptstraße zwischen München und Wien zieht und welche auch gleichsam den Grenzsaum der Alpen- und höhern Gebirgswelt bildet, da sich hierstreits die Berge nur zu der mäßigen Höhe des Hausruckes erheben, der im Norden und Nordwesten mit seiner üppigen Waldesfülle die Aussicht schließt.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Februar.

Bälle. — Kindertheater.

Den diesjährigen kurzen Karneval haben die Pariser nicht übel zugebracht, und in dieser Hinsicht gleicht die Republik so ziemlich der alten Monarchie. Im ersten Jahre war es freilich nicht so; als Ledru-Rollin am Staatsruder saß, und Volks- oder Pöbelklubs in allen Stadtvierteln entstanden und mit furchtbaren Umwälzungsplanen umherbonnerten, hatte man keine Lust sich zu verkleiden und zu tanzen. Die Bälle in den Schenken abgerechnet, in welchen es damals wild und wüthend genug zuging, hatten die öffentlichen Lustbarkeiten ein trauriges Aussehen, und die schöne Welt war vor allem darauf bedacht sich zu flüchten. Schon im vorigen Jahre war man viel beruhigter; heuer ging es noch besser, und die reiche wie die mittlere Welt hat sich beinahe als ob man sich wieder in ganz befriedigenden Zuständen befände. An den öffentlichen Bällen nimmt aber in Paris die vornehme Welt — wenn es noch eine solche gibt — wenig Antheil; es geht dort sehr unordentlich zu, und Frauenzimmer von schlechtem oder doch zweideutigem Ruf besuchen die Oerter in allzugroßer Menge und benehmen sich dabei viel zu frei, als daß wohlerzogene Damen in ihrer Gesellschaft erscheinen und vorsichtige Mütter ihre Töchter der Gefahr aussetzen möchten, Unanständiges zu sehen oder zu hören. In dieser Hinsicht stehen die Opernbälle nicht viel höher als die in den champs elysées und an den Barrièren, obgleich dort der Eintritt mehr kostet und somit der eigentliche Pöbel ausgeschlossen ist, auch die Polizei wachsamer ist, als in den vielen Schenken und Kneipen. Sehr anmuthig war ein Kinderball, der in dem Wintergarten mitten am Tage gegeben wurde, und an dem mehrere hundert Kinder, aufs schönste gepuzt, manche auch verkleidet, Theil nahmen, während die Eltern in einem großen Kreise umherstanden und ihre Kleinen im Auge behielten. Gegen solche Belustigung der Kinder möchte weniger einzuwenden seyn als gegen die Kinderschauspiele, deren mehrere bestehen. Der der Commission, welche über das Theaterwesen zu berichten hat, ist von einem sachkundigen Manne behauptet worden, solche Schauspiele seyen für die Sittlichkeit der kleinen Schauspieler und Schauspielerinnen sehr gefährlich; sie machen diese schon frühe mit den Leidenschaften und Lastern der Erwachsenen vertraut und sollten mithin in einem wohlgeordneten Staate nicht geduldet werden. Dagegen ist nun freilich Einsprache erhoben worden, und man hat die Schuld von den Schauspielen selbst auf die Direktoren gewälzt; diese können aber nicht beständig gegenwärtig seyn, und eine Schauspielertruppe, wenn sie auch aus Kindern besteht, läßt sich nicht wie eine Erziehungsanstalt behandeln, aus der man die verdächtigen Personen entfernen kann. Die Kinder müssen von ältern Schauspielern Unterricht erhalten; diese führen aber oft ein eben nicht erbauliches und exemplarisches Leben, und unter den fürs Theater arbeitenden Dichtern haben die meisten in den Coulissen gelebt und sich an eine sehr freie Aufführung gewöhnt. Es ist also nicht zu verwundern, daß Mädchen, welche auf Kindertheatern spielen, sehr der Verführung ausgesetzt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 60. Montag den 11. März 1850.

— Oft erzürnt er mich,
Wenn er erzählt von Ameis' und von Maulwurf,
Und solch 'nen Haufen kunterbuntes Zeug,
Daß michs zum Helden macht. — O er ist lästig
Wie ein müdes Pferd, ein scheltend Weib.

Shakespeare.

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(Fortsetzung.)

Bei der Parole erschien Tiedemann in seinem Glanz, und mit der ängstlichsten Accuratesse wurden alle dabei gebräuchlichen Schnurrpfeifereien durchgemacht. Besonders streng sah er darauf, daß Parole und Feldgeschrei, wenn sie im Kreise der Staabsoffiziere herumgesagt wurden, stets mit der Hand an der Kopfbedeckung begrüßt werden mußten. Vergaß es Jemand, so vergaß er doch niemals die Erinnerung: „Unter Honneur, meine Herrn!" was endlich für Tiedemann sprüchwörtlich wurde. — Begnügte er sich bloß vor den Truppen zu erscheinen, so war der Eindruck, den er machte, ein sehr günstiger; er hatte ein sehr schönes militärisches Aeußere; sobald er aber anfing zu reden, war dieser Eindruck verwischt. Und er redete so gern, weil er sich einbildete gut zu reden. Für denjenigen, der nur oberflächlich zuhörte, klang, was er sagte, ganz bedeutend, denn er hatte ein hübsches Organ und bestimmte Stichworte, die er stets wiederholte. Den Soldaten hat er wohl hundertmal gesagt, daß der Hauptmann der Vater und der Feldwebel die Mutter der Compagnie sey. Hörte man indessen genau hin, so erstaunte man über die Leere seiner Worte. — Vor Allem war aber an Tiedemann zu tadeln sein Mangel an wirklicher Energie, denn scheinbare besaß er. Er erließ augenblicklich den allerstrengsten Befehl, dieses oder jenes zu thun, fragte aber nie darnach, ob es geschehen sey, und wurde ihm die Ueberzeugung, daß sein Befehl nicht ausgeführt worden, so war es auch gut.

In militärwissenschaftlicher Hinsicht war er nicht unwissend, allein er verstand seine Theorien nicht praktisch anzuwenden. Hatte er nur die Sache schwarz auf weiß gebracht, so war er zufrieden. Er hielt von Mieroslawski eben so wenig wie von Sigel und sprach von Beiden mit der offensten Verachtung; er nannte sie Ignoranten und Dummköpfe. Die Fehler, welche sie gemacht hatten, erkannte er sehr gut und sagte mir, er habe sie der provisorischen Regierung vorgelegt und das Commando der Armee für sich verlangt.

Diese Kleinlichkeiten und Narrheiten abgerechnet, war Tiedemann ein in jeder Hinsicht achtungswerther Mann. Er war die Güte, Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit selbst, obwohl er damit kokettirte, eben so wie mit seiner Einfachheit in allen Bedürfnissen. — Er gefiel sich darin, die alten klassischen Helden in der Einfachheit nachzuahmen. So hatte er gar keine ordentliche Wohnung, sondern schlief in Kleidern auf einer Matraze, die er sich in eine Ecke des Gouvernementsbureaus hatte legen lassen. Er trug einen gewöhnlichen Dragonermantel und das Casquet eines gemeinen Soldaten. Obgleich er schöne Pferde haben konnte, begnügte er sich doch mit einer räudigen Mähre, welche kein Lieutenant hätte reiten mögen. Geld hatte er nie, und nur mit Mühe war er zu bewegen, daß er eine kleine Abschlagszahlung auf seinen Gehalt annahm. Dabei aß und trank er aber gern gut, wenn die Gelegenheit sich fand. Seine Genügsamkeit war nicht Geiz, denn er verschenkte was er hatte, sah es aber nicht ungern, wenn man es bemerkte.

Von seiner Stellung als Gouverneur von Rastatt hatte er eine sehr hohe Meinung, und der Gedanke,

Digitized by Google

daß einſt die Geſchichte ſeinen Namen nennen werde, erfüllte ihn ſtets mit hohem Stolze. Schriften, welche er klugerweiſe hätte vernichten ſollen, hob er ſehr ſorgfältig auf, weil er ſich nicht entſchließen konnte „hiſtoriſche Dokumente“ zu zerreißen. Solche Pietät iſt für die neugierige Nachwelt ſehr angenehm, bereitet aber den Zeit- und Parteigenoſſen oft großes Ungemach, wie es auch hier der Fall war. Doch davon ſpäter.

Da es nun nicht in meiner Macht ſtand den Charakter des Mannes zu ändern, beſchloß ich in meiner Stellung allem aufzubieten, daß ſich die Feſtung ſo lange hielt, bis wir beſtimmt wußten, daß keine Möglichkeit eines Entſatzes mehr vorhanden ſey, denn das hielt ich für unſere Schuldigkeit. Unterdeſſen wollte ich mir das Vertrauen der Garniſon erwerben, um davon im entſcheidenden Augenblicke Gebrauch zu machen, ſey es nun, indem ſie ſich bei einem Verſuch zum Durchſchlagen meiner Führung anvertraute, oder daß ſie mir die Leitung der Unterhandlungen mit dem Feinde, und am Ende den Abſchluß einer Capitulation überließ. Ich glaubte mich dazu geeigneter als irgend einen andern Offizier der Garniſon, und hoffte für dieſen ſchlimmſten Fall noch immer leidliche Bedingungen zu erhalten. — Ich unterſtützte alſo Tiedemann ſo viel ich konnte und erwarb mir dadurch ſein vollkommenes Zutrauen. Wir ſtanden uns zwar immer etwas fremd gegenüber, da ſeine Art und Weiſe mich abſtieß; allein er wußte, daß er ſich unbedingt auf mich verlaſſen konnte.

Unter der Garniſon von Raſtatt befand ſich das ganze dritte badiſche Infanterieregiment, während wir von den übrigen nur Bruchſtücke hatten. Jenes Regiment wurde vom Oberſt von Biedenfeld befehligt. Die Ernennung Tiedemanns zum Oberſten und Gouverneur hatte ſowohl Biedenfeld als die Offiziere ſeines Regiments beleidigt. Jener war älterer Oberſt als Tiedemann und konnte es nicht vertragen, ihm nun untergeben zu ſeyn. Er war ein Stabsoffizier, wie es deren zu Dutzenden in der preußiſchen Armee gibt. Er konnte ſein Bataillon commandiren oder ſein Regiment, trank gern ein gutes Glas Wein, rauchte ſeine Pfeife und hatte ein derbes militäriſches Weſen an ſich. Mit einem Wort, er war ein guter Caſinobruder, und wenn man ihn nicht geradezu vor den Kopf ſtieß, ſo ließ ſich ganz gut mit ihm auskommen. Er hatte keinen glänzenden, aber einen praktiſchen Verſtand und war beſcheiden genug, die Grenzen ſeines Wiſſens und ſeiner militäriſchen Bildung vollkommen anzuerkennen. Er war ein Feind aller Ueberſchwenglichkeit und Leute wie Tiedemann erſchienen ihm als complete Narren.

(Fortſetzung folgt.)

Ein vormerzlicher Zimmerherr.

(Schluß.)

Seit einigen Tagen wollte Poldl bemerkt haben, daß die Schöne mit angelegentlicher Zärtlichkeit mehr denn je zuvor ſich mit dem Kanarienvogel beſaßte. Da er nun oft wahrgenommen, daß er die Kinderwärterinnen auf der Schottendaſtei nur ſcharf anzuſehen brauchte, um den Kleinen auf den Armen ſofort Küſſe, Liebkoſungen und Schmeichelnamen zuzuziehen, ſo ſchloß er daraus mit folgerechtem Scharfſinn, daß auch hier ſeine ſtille Huldigung nicht ungnädig vermerkt werde. Da faßte er ſich denn endlich ein Herz zu nachbarlichem Gruß, zwar bleich und zitternd, aber todesverachtende Entſchloſſenheit in der Seele. Im Augenblick darauf färbte grelles Roth ſeine Wangen: dem Gruß war eine freundliche Entgegnung geworden, ein Blick aus veilchenblauen Augen, ein Lächeln, das den Schleier von doppelter Perlenreihe zog. Der Student ſchwamm in Wonne und Seligkeit. — Wie ſchnell verflog das Schauſtündlein! Den Abſchied verſüßte die Schöne durch einen freundlichen Seitenblick, welcher dem jungen Mann dermaßen durch Mark und Bein fuhr, daß er vergaß nur ein Zeichen zu geben, geſchweige denn zu grüßen. Als er wieder zu ſich gekommen, ſprach der Glückliche: „Heute Nachmittag grüß' ich ſie abermals, bald werden wir uns regelmäßig begrüßen, und wenn der warmen Frühlingsluft erſt die Fenſter ſich öffnen, ſo dürfte wohl ein Wort das andere geben. Das Eis iſt einmal gebrochen.“

Sie, Herr v. Leitenhuber, ein andermal, wenn's die Rechnung machen wollen, ſo rufen's erſt den Zahlkellner. Zum Ausgehen gerüſtet trat Poldl in's Vorhaus, und alle ſeine Sünden fielen ihm ein, da er einen „Kappelbuben“ erblickte, welcher dem „Studenmadel“ einen Koffer übergab. Es war ganz überflüſſig, daß Netti, die Czechin, zu ihm ſagte: „Kupper von Zimmerherr neues!“ — Der Kappelbue fügte hinzu: „Hab'n eur Gnad'n ſchon 'en Menſch'n zum Ausziehn? I zieh Ihnen aus. Die Böhmin da kennt mi und moa Ehrliſoat. Wir hab'n bei der blauen Flaſch'n oft gnue mitenand tanzt. Heh, Netti?“ Die Dirne nickte Beſtätigung. „Wenn ich aber doch gar nicht ausziehen mag?“ rief der Student; „wo iſt die Frau von Kirchweger? — Sie, Frau von Kirchweger, heißen's doch den Menſchen die Sachen wieder hintragen wo er ſie hergebracht hat.“ — „Laſſen's mich aus!“ rief dieſe, „Sie Phantaſt, Sie! Hätten's vorgeſtern nix ſagen können? Vier Wochen lang laſſen's mich in der Angſt, ob ich einen Zimmerherrn bekommen werde oder nicht. Jetzt hab ich einen, und dazu einen rechten, einen,

Digitized by Google

der Morgens in aller Früh fortgeht und vor Nachts um zehn nicht wieder kommt; nicht ſo einen geſchuckten, geſchupften Stubenvogel, der den ganzen Tag am Fenſter Maulaffen feil hat, die ungriſche Gräfin anſchaut wie die Kaz den Kaiſer —“ — „Alſo eine ungriſche Gräfin?“ unterbrach Poldl den Strom der Rede; „wie heißt ſie denn?“ — „Halb gepfiffen, halb gequakt, den Namen mag Herodes ausſprechen. Gehn's zu, raumen's aus, laſſen's ſich ausziehen, daß wir in Ordnung kommen. Helf' doch der Mucki dem Herrn.“ — „Wenn ich aber doch keine Wohnung habe?“ — „Der Mucki hilft Ihnen ſuchen. Der Mucki iſt „ein ganz ein“ zuverläſſiger Menſch. Voran, machen's zu!“ — Da half kein Bitten und Beten. Der Lerchenfelder und die Böhmin packten Koffer und Mantelſack; die dringenden Fragen des Studenten nach Namen und Stand des neuen Zimmerherrn brachten ihm keine weitern Aufklärungen; der ewige Kehrreim hieß: „In der Früh geht er, auf die Nacht kommt er heim.“ Was hätte übrigens die Bekanntſchaft mit einem Inſaßen genüzt, der nie daheim anzutreffen war?

Seit Wochen verliebt ſeyn, ohne es zu wiſſen, ſeit ein paar Stunden es wiſſen, und zwar nicht ohne keimende Hoffnungsſaaten, und nun urplözlich hinausgeworfen werden in die weite Welt — wenn das nicht „Pech“ iſt, ſo wird kein Nadelholz einen Tropfen mehr ſchwizen. Zudem geriethen zu guter Lezt die Kirchweger und der Student noch ſo hart aneinander, daß von einem ſpätern Wiedereintritt in die Miethe keine Rede ſeyn konnte. Wenn der Herr v. Leitenhuber ſich nur beim Kopf wieder ſehen ließe, würde der Hausmeiſter ihn hinauswerfen, ſo lautete, fürwahr nicht ſehr einladend, der Scheidegruß. Das leichte Gepäck und das ſchwere Herz wurden aus dem Hauſe geſchaft und das anmuthige Abenteuer hatte ein Ende. Zwar wollte der Poldl ſich nicht gefangen geben. Er fing an die Nachbarſchaft fleißig abzuſuchen; vergeblich. Ringsumher war keine ungariſche Gräfin aufzutreiben, nicht einmal eine polniſche, welche damals zu Wien doch ſpottwohlfeil waren. „Damals“ heißt hier: zur Zeit, bevor der Merz die Leute in den April geſchickt hatte.

Der Himmel allein, und höchſtens noch die Splitter im Auge Gottes unter den Tuchlauben mochten wiſſen, zu welchem Haus in welcher Straße die Brandmauer mit den zwei Fenſtern gehörte. Die wunderſamen Zuſammenhänge der Baulichkeiten in unſerer alten Wienſtadt ſind nicht minder abenteuerlich,“ als die ſchönſte Spizbubengeſchichte aus Paris, und Poldl fand keinen Eugen Sue, der ihm den Leitfaden in die Hand gebe. — Zu den Sehnſuchtsſchmerzen geſellten ſich auch Gewiſſensbiſſe, Zweifel jener bekannten Art, wie ſie ein junges Gemüth wegen unſchuldiger Dinge überkommen. Da iſt einer in Geſellſchaft geweſen und hat ſich trefflich unterhalten; doch beim Aufwachen in der Früh' ſteigen ihm allerhand Bedenklichkeiten auf wegen irgend einer Ungeſchicklichkeit, die er begangen oder geſagt, und er meint die Leute auf der Straße müßten ihn darum anſehen. Bei einem Verliebten kommt dergleichen in noch erhöhtem Grade vor, ſelbſt wenn er nicht mehr ganz jung iſt. Auch hatte ſich Poldl in der That ſo recht als „Paphnuz“ benommen. Eine ganze Woche lang hatte er ſie gar nicht angeſchaut. In der Liebe iſt die Gleichgültigkeit von ehedem ein unbegreiflicher Frevel. Wie war es möglich, daß ihm jemals fremd geweſen, an die er jezt im Wachen wie im Traum unabläßig dachte, ſie, die Eine und Einzige, die er Fiammetta nannte! Der Name mochte ſich ihm aufgedrängt haben, weil ihm von allen Gebilden des Meiſters Boccaz die Geliebte Panfilo's von jeher die wertheſte Erſcheinung geweſen. Die Anſpielung auf die äußere Erſcheinung entging ſeiner Befangenheit, ſonſt würde er ſie vermieden haben. Die Holde konnte ja ohnehin gemerkt haben, daß er einſt in ſtumpfſinniger Verblendung ein Verächter ihres Haares geweſen. Zudem hätte er um viele Tage früher grüßen müſſen, wie er ſich unvernünftiger Weiſe vorwarf, weil er nicht wußte, daß leicht ſeines Wildes fehlt, wer zu früh losdrückt. Was aber mußte Fiammetta von einem herzloſen Ungeheuer denken, das ſpurlos verſchwunden blieb, nachdem es ein Zeichen keimender Huld erbeutet? Dieſer Punkt war freilich der am allerwenigſten bedenkliche, und dennoch quälte keiner von allen ſo unerbittlich das bedrängte Herz. Dumm, aber ganz natürlich: wenn ſich einer verliebt, ſo geht es ihm wie dem, welcher in's Waſſer fällt und doch nicht ſchwimmen kann. Er weiß aus Büchern, daß er nicht ertrinken wird, wenn er, die Füße geſchloſſen, die Arme am Leib, das Haupt zurückgelehnt, ſich kaltblütig der Strömung überläßt; dennoch kann er das Zappeln zur Unzeit nicht laſſen. Gerade ſo macht es das entflammte Herz, und darum nennt der lebenskluge Britte den Zuſtand „der zarten Sehnſucht und des ſüßen Hoffens“ in ſeiner derben Sprache: in Liebe gefallen ſeyn. Poldl lag klaftertief drunten, und keine mitleidige Seele kam ihn zu erlöſen. O über den verzweifelten Goldſchnitt!

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Theater.

In der Theaterkommission war auch von der dramatischen Censur die Rede, und mehrere angesehene Theaterdichter und Kritiker, so wie Theaterdirektoren wurden um ihre Meinung hierüber befragt. Victor Hugo hat sich, wie ich schon früher gemeldet habe, auf's bestimmteste sowohl gegen die Beschränkung der Zahl der Theaterunternehmungen, als gegen eine vorläufige Prüfung der Stücke ausgesprochen. Dieser Dichter erinnert sich vermuthlich noch, wie mancher geniale Zug seiner Werke unter den Strichen der königlichen Censoren verschwand. Aus dem was übrig geblieben ist, kann man indessen schließen, wie arg das war, was von jenen Herrn gestrichen wurde. Einen Zwang will also der Dichter unter der republikanischen Regierung keineswegs dulden; sollte jedoch eine vorläufige Durchsicht der Manuscripte durchaus nothwendig erachtet werden, so wüßte nach seiner Ansicht eine Art von literarischer Jury bestehen, welche nicht von einem Minister, sondern von der gelehrten Körperschaft ernannt würde. Wie man das Recht erlangen soll dieser Corporation anzugehören, oder ob jeder, der etwas hat drucken lassen, von selbst als Mitglied derselben gelten soll, darüber hat sich der Dichter nicht ausgesprochen. Man könnte etwa die Mitglieder der hiesigen Gelehrtenvereine und des Nationalinstituts berechtigen die Geschworenen zu ernennen, welche über die theatralischen Produkte ihrer Collegen abzuurtheilen hätten. Die Schauspiele völlig freigulassen ist um so weniger rathsam, da die verschiedenen politischen Parteien die Bühne zu ihrem Zwecke benuzen würden; die Theater müßten auf diesem Wege am Ende Schlachtfelder werden. Ferner zeigt es sich bereits, daß manche Theaterdirekteren, besonders die kleiner Bühnen, auf die Lüsternheit des rohen Theils des Publikums rechnen und dem Volk sittlich sehr verwerfliche Stücke vorführen. So wird jezt ein Stück gegeben »Vie de Bohême« betitelt, welches das Leben und Treiben der Glücksritter in einer großen Stadt wie Paris schildert und die schreklichsten Sitten leider nur zu natürlich malt. Vermuthlich war ein Stück, das im Odeon unter dem Titel la nuit blanche gegeben worden war, von ähnlichem Gehalt. Die Regierung hat auf einmal die Aufführung untersagt. Dem Odeon steht als Direktor der Schauspieler Borage vor, der neulich vor der Theaterkommission auf völliger Freiheit für Unternehmer und Dichter bestand, und um zu zeigen, daß die vorläufige Censur im Theaterwesen gar nichts feuchte, sehr naiv erzählte, wie er es unter Ludwig Philipp angefangen habe, um die Censur zu umgehen, und das was sie gestrichen oder geändert, dennoch durch Andeutungen aller Art in's Publikum zu bringen. Ohne Zweifel mißtraut ihm die Regierung seitdem und läßt sich von den neuen Stücken, welche im Odeon gegeben werden, Bericht erstatten, um sie im Nothfall zur rechten Zeit verbieten zu können. Man ist viel nachsichtiger gegen die kleinen Theater, welche Vaudevilles aufführen; in diesen wimmelt es immer von witzigen Anspielungen, die keine Regierung den Dichtern verbieten kann.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Oberösterreich, März.

(Fortsetzung.)

Die Hausruker Braunkohlen.

Als es vor so viel tausend und tausend Jahren die alten Urwälder durcheinander schüttelte und ihre Bäume und Sträucher in den Thälern und Mulden dieser Gegenden sich unter Schlamm begruben, wurde damit ein Kapital niedergelegt, an welchem erst späte Nachkommenschaft zehren sollte. Wieder grünte es an der Oberfläche, Wälder wuchsen auf dem Grabe der zu Grunde gegangenen und der Kreislauf alles Menschlichen, welcher Schaffen und Zerstören, Tod und Leben einander so nahe bringt, erfüllte sich auch hier. Während unter der grünen Erde und Laubdecke die Waldleichen mit etwas Wasser und unbekanntem Holuspolus ihren Umbildungsprozeß durchmachten, ging oben eine Generation Wald nach der andern vorüber, Anfangs nur den Stürmen, den Insekten, dem natürlichen Laufe der Dinge, endlich der Art und Kultur erliegend, die sich zu den natürlichen Feinden des Waldlebens gesellten. Noch überdeckt die Natur ein herrlicher Baldachin von Laub und Nadeln, licht und dunkelgrün schimmernd in allen Abstufungen; aber immer weiter greift, oft mitten in den herrlichen Wald, Kartoffelfeld und Wiesgrund, Kraut- und Rübenacker. Dünner stehen die Reihen der Bäume und die jahrhundertalten kämmigen Riesen, die noch in vorleyter Zeit in abgelegenen Winkeln zu sehen waren, werden immer seltener. — Schlanke Bäume sollen bereits unter dem Beil, das sonst nur dem Alter geschärft wurde. Da werden wir unsern Blick von den Lebenden zu den Todten, zu der unlezgangenen, begrabenen, vergessenen Welt. Hier unten bei den Todten ist vorgesorgt auf späte Jahrhunderte, wenn es oben unter den Lebenden immer kahler und kühler geworden seyn wird, und ob dann zu unsern Füßen im Thale die Lokomotive dahin braust und in diesen abgelegenen Waldthälern, weniger günstig dem Ackerbaue und so nahe dem Hauptverbindungswege zu Wasser und zu Lande zwischen Deutschland und den untern Donauländern, Alles rührig werde, vielleicht aus hundert Fabrikschloten Rauchsäulen zum Himmel wirbeln und tausend Oefen und Essen ringsum glühen — für Feuerung ist gesorgt in Hülle und Fülle und auch der Arme wird immer noch seine warme Stube haben, wenn der Winter über den Hausruk herübersteigt.

Im belebten Gemeindeland der Gegenwart gehören wandernde Beamtenfamilien und aller Verdruß und alle Hoffnung, die sich an diese Wanderung knüpfen, zur Staffage. Von Zeit zu Zeit erinnern Durchmärsche, Honvedtransporte und heimkehrende Invaliden an die Wirren der jüngsten Vergangenheit. Zuweilen begegnet man fürchterlich Verstümmelten. Noch immer ist mir ein unglücklicher Bursche von etlichen zwanzig Jahren vor Augen, der durch einen Bajonnetstich im Rükgrat verwundet, mit gebrochenem Stücken an einer mit beiden Händen geführten Krüke elendiglich sich dahinschleppte. Manche trugen ihr Unglück mit bewundernswerther Ergebung, und einen armen Teufel, der seinen Arm verloren hatte und die kleine Invalidenlohnung genoß, hörte ich mit einer Art rührenden Humors ernstlich sein Glück preisen, „weil er's jezt gar so viel gut habe.“ Leider ward er seinem gepriesenen Glücke durch den Tod entrükt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 61. Dienstag den 12. März 1850.

Es sterben die Laute beseelter Natur,
Dumpf tosend umschäumen Gewässer mich nur,
Die hoch an schwarzen Gehölzen
Dem Gletscher entschmelzen.

Matthisson.

Ueber die penninischen Alpen.

(s. Nr. 53—57.)

III.

Liddes ist ein kleines armes Gebirgsdorf, dessen Bewohner sich von Alpenwirthschaft und Waarentransport nähren. Als Führer stehen sie nicht im besten Rufe; man spricht ihnen Körperkraft, Energie und die Lokalkenntniß ab, welche den Führer von dem gewöhnlichen Lastträger unterscheidet. Unser Gasthaus, l'Union, hatte nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit den drei Kronen zu Vevay; es war aber alles reinlich und anständig, die Wirthin, deren Kinder auf den Alpenmatten waren, während der Mann Reisende auf das Hospiz begleitet hatte, zeigte sich gefällig und behend, so daß wir schon nach der ersten halben Stunde ein ganz behagliches Abendessen auf dem Tische dampfen sahen. Es bestand aus Ziegenfleisch, gerösteten Kartoffeln, gebackenen Eiern, Honig, Käse und Butter, nebst einer Flasche Wein. Wir schliefen in reinlichen Betten, und als wir am andern Morgen unsern Kaffee mit dem unerläßlichen Honig zu uns genommen hatten und nach unserer Rechnung fragten, forderte das Weibchen vier Franken. Zu Martinach hatten wir kaum besser gegessen und geschlafen und das Dreifache bezahlt.

Die Wirthin rieth uns sehr ernst, nicht ohne Führer oder Begleiter einen Weg fortzusetzen, welcher nach den nächsten zwei Stunden ziemlich gefährlich werde. „Bis zur Cantine," sagte sie, „werden die Herrn leicht kommen, denn der neue Weg ist jezt fast bis zu jenem Punkte fertig; dann aber führen mehrere Pfade auf die Matten, und wer die Richtung nicht kennt, möchte eben so leicht zu unsern Sennen, als zu den geistlichen Herrn droben kommen." Wir ließen uns den guten Rath gefallen und bald stellte sich ein Bursche ein, der sich anheischig machte, uns für ein Fünffrankenstück bis zum Hospiz zu begleiten und unsere Reisetaschen zu tragen. Wir versprachen dem wackern Weibchen ihr Haus nach Kräften zu empfehlen und nahmen Abschied.

Jeder Schritt führte uns dem Himmel näher und der Weg dahin wurde, wie es auch seyn muß, stets enger, steiler und beschwerlicher. Dieselbe schaurig wilde Felsenscenerie, wie am vorigen Tage. Links hohes Gebirg, das die Sonne nicht übersteigen zu können schien, rechts eine nebeldurchwogte Kluft, in welcher die Dranse zuweilen wie ein Kind, das sich in der Wildniß verloren, schrie und wimmerte. Rüstig ging es weiter, durch den ärmlichen Weiler Alève, einen neugebauten, sehr bedenklich in den Abgrund schauenden Steindamm entlang. Endlich sahen wir die Hütten von St. Pierre aus dem Nebel tauchen. „St. Pierre ist das lezte Dorf auf Ihrem Wege nach dem Hospiz," sagte der Führer, indem er unsere Reisetaschen von der rechten auf die linke Seite hing. Der Wink war verständlich und wir gönnten dem Burschen so lange Ruhe, bis mein Gefährte das achthundert Jahre alte Kirchlein von „Bourg St. Pierre Montjour," wie dieses uralte Nest sich vornehm betitelt, gezeichnet hatte.

Ueber St. Pierre ertappten wir unsern Freund und Begleiter Ebel-Escher auf einem argen Schnitzer. Das Reisehandbuch läßt nämlich über St. Pierre die beiden Hauptarme der Dranse sich vereinigen, und wir

Digitized by Google

waren überraſcht, als wir an dem bezeichneten Orte einen kleinen Bach in die Dranſe ausmünden ſahen. „Wie heißt dieſes Wäſſerchen?“ fragten wir und erfuhren, daß es bald die Dranſe von Valſorey, bald Valſorey ſchlechtweg, und bald die Branchine genannt werde; der letztere Name ſey jedoch der gewöhnliche und der ſchöne Waſſerfall „dort oben“ werde allgemein „der Waſſerfall der Branchine“ genannt. Wir kletterten nicht ohne Mühe an den Waſſerfall hinan und fanden das „ſchön“ unſeres Führers ganz gut gewählt. Wäre er von Lorbeeren, Myrthen und Citronenbüſchen umrankt geweſen, hätte ein tiefblauer Himmel ſich über ihm ausgeſpannt und das Nebelmeer drunten einige Aehnlichkeit mit dem ſilberglänzenden Golf von Salerno gehabt, ſo würde ich einen der reizenden Waſſerſtürze des Vicentino zu ſehen geglaubt haben. Wir waren aber noch tauſend Meilen von den Zaubergärten der Armida und das nun drohend hervortretende eisgraue Haupt des Mont Velan, um das ein ſchwarzer Nebel lag, ließ vollends für ſolche Phantaſieſprünge keinen Raum.

Jenſeits St. Pierre fanden wir zwölf bis ſechzehn Männer beſchäftigt die Straße weiter aufwärts fortzubauen; denn man denkt alles Ernſtes daran, den Weg über den St. Bernhard für Wagen zugänglich zu machen. Die Schwierigkeiten auf der walliſer Seite ſind nicht ſo bedeutend wie auf der ſardiniſchen, wo der Sattel, auf welchem das Hoſpiz liegt, faſt ſenkrecht abfällt; hier läßt ſich faſt überall der alte Pfad verfolgen, während man auf der italieniſchen Seite wahrſcheinlich im Zickzad gehen muß, wie man z. B. auf der Teſſiner Seite die Straße über den St. Gotthard gebaut hat, eine Straße, welche ihrem Baumeiſter eben ſo viel Ehre macht wie der Regierung des Kantons.

Nachdem wir eine halbe Stunde durch eine wilde Schlucht, welche links von Fichten und Lerchen, dem ſogenannten Walde von St. Pierre, überſchattet wird, fortgewandert waren, eröffnete ſich die Ausſicht nach vorne und wir ſahen, wie der Pfad ſich durch Felſenklüftungen an der Schlucht hinwand, in welcher die Dranſe fließt. Um eine Felsecke biegend bot ſich unſern Blicken ein wahrhaft erhabener Anblick dar. Unmittelbar vor uns lag die Edene von Prou, ein ausgedehnter, von den Gletſchern des Mont Velan reich bewäſſerter Weideplatz, um welchen Gletſcher und ſchneebedeckte Alphörner und nackte, rothbraune Felsſtöße Wache halten, während eine der Quellen der Dranſe, unmittelbar von dem Menvuigletſcher ausgehend, durch das buſtige Gras tändelt und mit einem jähen, lauten Freudenſchrei ſich in die Arme ihrer ältern Schweſter wirft. Unmittelbar am Pfad, zu unſerer Linken, ſtand, in grellem Gegenſatze zu der unwirthlichen Scene des Hintergrundes, aber ganz im Einklang mit der friſchgrünen Alp, die ſogenannte Cantine oder Gebirgsſchenke und vor der Thüre die jugendliche, einfach, aber zierlich gekleidete Wirthin, ſich den Gletſcherfroſt aus den kleinen Händen reibend und unſern lebernen Führer ſchon von weitem mit freundlichem »bon jorn. Pier« begrüßend. Um die Scene vor uns noch mehr zu beleben, trat in dieſem Augenblick eine Geſellſchaft von Engländern und Engländerinnen, theils zu Fuß, theils zu Maulthier, aus der Schlucht, durch welche der Weg bergab führte, und bewegte ſich, ſo raſch es der rauhe Steinweg erlaubte, den Saum der Edene entlang der Cantine zu.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungsblätter aus Raſtatt.

(Fortſetzung.)

Der Regimentsarzt des dritten Regiments war ein Dr. Kreuzer. Ich weiß nicht mehr, warum Tiedemann dieſen im Verdacht hatte, er ſey ein Spion; genug, er wollte ihn verhaften laſſen, und dieß wurde dem Doktor bekannt. Derſelbe war bei den Offizieren ſeines Regiments ſehr beliebt und es entſpann ſich ein Complot gegen Tiedemann, von dem ich ganz und gar nichts merkte, da ich ſehr viel zu thun hatte und nicht häufig mit den Offizieren zuſammen kam. Als ich nun eines Nachmittags — es war in den erſten Tagen des Juli — zu Tiedemann herunter kam, fand ich verſtärkte Poſten vom dritten Regiment vor ſeiner Thür, und als ich in ſein Zimmer trat, ſagte er mir, er ſey durch die Offiziere des dritten Regiments arretirt und man habe ihm Wachen vor die Thür geſetzt, damit er nicht davon gehe, bis eine Deputation des Offiziercorps bei ihm geweſen ſey. Das ausführende Organ bei dieſer unerhörten Maßregel war, wenn ich nicht irre, Major Bieſele.

Ich lachte Tiedemann, der ganz verſtört war, geradezu aus und forderte ihn auf dieſem unanſtändigen Verhältniß ſogleich ein Ende zu machen und mit auf mein Zimmer zu folgen. Er entſchloß ſich. Die Wachen präſentirten und trauten ſich nicht uns den Weg zu vertreten. Als ich vorüber war, wandte ich mich um und ſagte: „Wenn Jemand nach dem Gouverneur fragt, ſo ſagt, er ſolle warten, der Oberſt ſey beim Chef des Generalſtabs.“ Tiedemann hatte ganz und gar den Kopf verloren. Anſtatt irgend einen Entſchluß zu faſſen, ſchimpfte er auf Biedenfeld und die Offiziere ſeines Regiments, und als eine Deputation derſelben angekündigt wurde, wußte er noch nicht was er thun ſollte. Ich ſah ein, daß ich für ihn handeln mußte, und ging mit ihm hinunter. Major

Digitized by Google

Bieſele war der Sprecher. Was aber die Herrn eigentlich wollten, weiß ich bis auf den heutigen Tag noch nicht. Es wurde viel geſchwatzt und wenig geredet. Ich nahm mich Tiedemanns an und brachte die Sache, die auf irgend einem Mißverſtändniß zu beruhen ſchien, wieder in's Geleiſe. — Die Herrn des dritten Regiments ſchienen Mißtrauen gegen die Nichtbadener zu haben und wünſchten Biedenfeld an die Stelle Tiedemanns zu ſetzen; das ſchien mir der ganze Plan.

Die Preußen hatten ſich in den erſten Tagen ziemlich ruhig verhalten. Unſere Artilleriſten feuerten, ſobald ſich feindliche Truppen oder Offiziere im Bereich der Schußweite ſehen ließen, und verſchwendeten viel Munition, ſo viel man auch gegen das unnütze Schießen eiferte. Die Preußen bezogen verſchiedene kleine Lager, von denen das bedeutendſte zwiſchen Kuppenheim und Niederbühl war. Sie begnügten ſich damit uns einzuſchließen; von Arbeiten zur Errichtung von Batterien ſahen wir nichts und es fiel auch kein Schuß von ihrer Seite, mit Ausnahme derer, welche Patrouillen mit einander wechſelten.

Eines Morgens aber, in den erſten Tagen des Juli, die Sterne ſtanden noch am Himmel, erſchallten aus den unter meinem Fenſter im Schloßhof ſtehenden Geſchützen zwei Alarmſchüſſe. Ich fuhr aus dem Bette und an das Fenſter. Ein eigenthümliches Pfeifen in der Luft und der ferne Donner ſagten mir, daß uns die Preußen einen Morgengruß ſchicken, den unſere Kanoniere ſehr kräftig und mit gutem Erfolg beantworteten, denn ſie trafen einen Munitionswagen, den wir zu unſerer Freude in die Luft fliegen ſahen. Als ich zu Pferde ſtieg, ſah ich nicht weit vom Schloß eine helle Flamme in der Stadt. Gleich die erſte preußiſche Granate ſollte im Gaſthof zum Waldhorn gezündet haben. Die Sache ſchien uns jedoch verdächtig. Die Kanoniere auf den Wällen behaupteten, die Flamme habe bereits herausgeſchlagen, ehe die erſte Granate gekommen ſey. Wir hatten ſichere Anzeichen, daß der Wirth zum Waldhorn mit den Feinden in Verbindung ſtand, und ließen ihn bereits ſeit einigen Tagen beobachten. — Augenſcheinlich wollten die Preußen dadurch, daß ſie ihr Feuer gegen die Häuſer richteten, die Bürger veranlaſſen, energiſch für die Uebergabe der Feſtung einzuſchreiten, und ſie mußten dafür geneigt werden, ſo bald ſie ſahen, daß es ihr Hab und Gut galt. Seltſam war dieſer Beand jedenfalls, da die übrigen Granaten die Stadt gar nicht erreichten, ſondern ſämmtlich hoch über derſelben in der Luft platzten, was ſich bei anbrechendem Tag ſehr hübſch ausnahm. Man ſah in der Luft plötzlich ein dichtes, roſig ſchimmerndes Rauchwölkchen als Sterbeſeufzer einer unnütz verſchoſſenen Granate zum Himmel ſteigen.

Die Bürger waren ſehr erſchrocken. Das Haus brannte lichterloh und Niemand machte Anſtalt zum Löſchen. Als ich nach dem Rathhaus kam, waren nur einige Pompiers da, die ganz verſteinert ſchienen und gar keine Luſt bezeugten, da zu löſchen, wo es ſo gaſtige Eiſenſtücke regnete. Ich machte ihnen indeſſen Muth und es fanden ſich denn auch bald einige wackere Leute. Nachdem ich die nöthigen Anordnungen getroffen hatte, beritt ich den untern, nach Rheinau zu liegenden Anſchluß und traf Tiedemann im Fort B. Man beſchoß uns von zwei verſchiedenen Seiten mit Granaten, die nicht trafen, und mit glühenden und andern Kugeln. Es war intereſſant, das Benehmen der Leute bei dieſem Vorſpiel zu einem Bombardement zu beobachten. Sobald eine Kugel über die Bruſtwehr wegſauſte, bückte ſich die ganze auf dem Bankett ſtehende Linie und fuhr ſchnell in die Höhe, wenn die Kugel gegen eine dahinter liegende Mauer prallte. Sehr viele Kugeln ſchlugen in den Wall, was einen ganz eigenthümlichen Ton hervorbrachte. Die meiſten reichten nicht in die Stadt, ſondern blieben in den Feſtungswerken. Einige ſauſten, während ich in Baſtion ** war, gar nicht weit über meinem Kopf hinweg, und als ich durch das Thor der Baſtion auf die dahinter liegende Straße ritt, ſchlug eine Kugel gerade über mir in die Mauer, ſo daß mein Rappe einen ungeheuern Satz vorwärts machte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Oberöſterreich, März.

(Schluß.)

Bilder aus der Zeit.

Nach einer ſo bewegten Zeit hallt und klingt es aller Orten noch und die nächſtbeſte Stellwagenfahrt verſchafft uns oft Bekanntſchaften, die durch den Reiz erlebter Abenteuer und Schickſale ein paar Stunden angenehm verkürzen. Iſt das Gold der Wahrheit auch von mancher faſt unvermeidlichen Lügenſchlacke umhüllt, ſo weiß ſich doch der umſichtigere Beobachter bald irgend einen guten Kern herauszuſchälen. Der Zufall führte mich jüngſt in einem Geſellſchaftswagen mit einem ehemaligen Honvedoffizier und einem kaiſerlichen Unteroffizier von den Jägern zuſammen. Sie behandelten ſich mit vielem Takt als Kameraden, obwohl ſie ſich in Ungarn als Feinde gegenübergeſtanden. Der erſte ſchimpfte in etwas toller Weiſe, ſpottete über ſich und die Welt, nicht ohne Witz und Geiſt in Auffaſſung und Vortrag; es ſchien ein verunglücktes Genie, ein entlaufener Student aus Weſtdeutſchland oder der Schweiz, der nun mit Zwangspaß und einem zerſchoſſenen Bein zu Zugabe zu ſeinen Eltern in die

Digitized by Google

Heimath spedirt wurde. Der andere war ein blühender Bursche von achtzehn Jahren, Halbinvalide mit zwei schweren Schußwunden; ein anständiges und einnehmendes Betragen kam zu der ausgeprägten Gutmüthigkeit in den offenen Zügen. Man konnte kaum im Geiste diese Jugend und Gutmüthigkeit in den erbitterten Kampf versetzen, aus dem er doch heimkehrte. An einem heißen Tage in Italien hatte er einmal im Einzelkampf einem Crociato mit dem Bajonett die Brust durchstoßen; furchtbar schilderte er den Geruch des verdampfenden Bluts, von dem er über und über bespritzt war, und die widerliche Empfindung, den ganzen Leichen Tag unter dieser Blutkruste auszuharren, da er seine Zeit fand sich zu reinigen. — An Anekdoten, die mit diesen Zuständen und den Begebnissen der jüngsten Vergangenheit zusammenhingen, fehlt es auch in unserm so friedlich gebliebenen Lande nicht. In der Stadt Siena lebte seit einigen Wochen ein ernster, schwermüthiger Mann von dreißig Jahren, der sich Walter nannte, in der Gesellschaft wegen seiner Bildung und seines Benehmens gern gesehen, und dem schönen Geschlechte interessant, da man seine Schwermuth einer unglücklichen Liebe zuschrieb. Eines Tages, da er mit dem Platzkommandanten im Spiel beschäftigt ist, tritt ein kaiserlicher Offizier in's Gastzimmer, der einen Transport brachte und sich dem letztern meldete. Der Fremde erschrickt, und der Offizier erkennt ihn als ehemaligen Hauptmajor Alberti, mit dem er als Gefangener nach der Erstürmung von Ofen bei Görgey gefreist hatte. Der Offizier ist noch unschlüssig, was er thun soll, aber eine unglückliche Aehnlichkeit macht, daß man den Fremden Walter und Hauptmajor Alberti zugleich mit einem entlassenen Lieutenant Kuhn für identisch hält, der schon im Jahr 1845 mit einer Kasse durchgegangen war. Dieß gibt den Ausschlag. Während der Offizier Anstalten macht ihn zu arretiren, schützt jener Unbekanntheit vor, entweicht nach Hause, von dort durchs Hinterthaus und entkommt. In Kremsmünster wird er noch in der Nacht eingeholt und gefangen gesetzt. Bei den vorgenommenen Konfrontationen zeigt sich, daß die Identifizirung mit Kuhn irrig war. Es ist ein quittirter kaiserlicher Offizier, der in die ungarische Armee trat und dort mit größter Auszeichnung im Generalstab diente. Er wird wahrscheinlich der Festung verfallen. — Noch so vielen Kriegserinnerungen und überhaupt einem so blutigen Jahre wie das Jahr 1849, will ich Ihnen noch zum Schluß eine tröstliche Mittheilung machen als Beleg, daß die Welt trotzdem nicht ausstirbt. Eine Kellnersfrau im Dorf Rosenstein, seit drei oder vier Jahren verheirathet, hat nun in drei Geburten das erstemal ein Kind, das zweitemal Zwillinge und das drittemal Drillinge in die Welt gesetzt — und alle leben. Da Kindersegen und Geldsegen nicht immer beisammen sind, so soll die arme Frau bitterlich geweint haben, als der zweite Drilling ans Licht des Tages kam; aber wie erschrak sie erst, als die Wehmutter verkündete, daß des Guten noch nicht genug sey, und nach dem alten Spruche, daß aller guten Dinge drei sind, zum vollständigen Kinderkleeblatt die Ergänzung bevorstehe.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Theater. — Die Sammlungen des Louvre.

So ist namentlich der neue Kaiser von Haiti, Soulouque, mit seinen komischen schwarzen Prinzen, Herzogen und Grafen die Zielscheibe des Spottes in den neuen Bauvervilles, obgleich ein Gesandter Sr. kaiserlichen Majestät mit einem Herzogtitel in Paris ist und vielleicht ein Stück mit ansetzt, in dem sein kaiserlicher Herr und seine kaiserliche Gebieterin von den Pariseen belacht werden. — Die ehemaligen französischen Pflanzer auf St. Domingo, welche durch die Empörung der Neger am Ende des vorigen Jahrhunderts aus ihrem Besitze getrieben worden sind, oder ihre Erben warten noch immer auf die ihnen vertragsmäßig zugesagte Schadloshaltung. Die haitische Republik hat dieses Versprechen nicht gehalten, kann Kaiser Soulouque es erfüllen, so wird er unfehlbar hoch in der Achtung der Franzosen steigen, sollten sie auch nach wie vor über seine Prinzen und Herzoge sich lustig machen. — Diesen Winter ist auch der cirque olympique wieder geöffnet. Seit die Bonaparte wieder aufgetaucht sind, werden daselbst fleißig die Feldzüge Napoleons dargestellt und dabei viel Pulver verbrannt. Neulich wohnte der Präsident der Republik einer Darstellung der Thaten seines großen Oheims bei; da ereignete es sich aber, daß der Schauspieler, der die Rolle Napoleons zu geben pflegt, sich weigerte aufzutreten, weil die Direktion gewisse Bedingungen nicht erfüllte, welche sie mit ihm eingegangen hatte. Dieß sagte den Direktor in die größte Verlegenheit, und guter Rath war theuer. Konnte nicht irgend ein Spottvogel sich den Umstand zu nutze machen und allenfallsthen erzählen, Napoleon habe vor seinem Neffen nicht erscheinen wollen? Er selbst, ich meine der Direktor, übernahm in der Eile die Rolle, nachdem er das Publikum von der unverschenen Widerwärtigkeit benachrichtigt hatte. Nach dem ersten Aufzuge, während dessen ohne Zweifel ein Polizeikommissär dem ersten Napoleon einige dringende Vorstellungen gemacht hatte, ließ sich derselbe bewegen die Rolle wieder zu übernehmen und im zweiten Aufzuge aufzutreten, als ob nichts vorgefallen wäre, und als ob es den Zuschauern gleichgültig seyn könnte, wenn Napoleon im selben Stücke in zwei ganz verschiedenen Gestalten auftrat. Aber das Publikum nahm das Ding übel, pfiff den Schauspieler aus, und erst nachdem er zum Verzeihung gebeten hatte, erlaubte es ihm den Napoleon fortzuspielen.

Es ist auffallend, daß trotz der unruhigen Zeit, in der so viele Künstler müßig gehen und Noth leiden, die in jüngster Zeit häufigen Versteigerungen ihrer Werke nicht selten sehr viel eingebracht haben, und daß manche Kunstsachen zu sehr hohen Preisen zugeschlagen worden sind. Freilich werden sie zum Theil von Spekulanten gekauft, die sie in's Ausland senden und dort zu noch höhern Preisen absetzen, besonders in England. Ob Frankreich die von Ludwig Philipp zusammengebrachten spanischen Gemälde, und die vom selben Könige geerbte Kunstsammlung des Engländers Standish, welche beide immer noch im Louvre aufgestellt sind, behalten wird oder nicht, ist noch nicht ausgemacht. Ludwig Philipp ist allerdings bereit, beide zu einem hohen Preise an die Republik abzutreten; diese macht ihm aber das Recht des Eigenthums, besonders hinsichtlich der ersten Sammlung, streitig. Dieselbe ist nämlich auf der Civilliste erworben worden, das heißt mit dem Gelde, das die Nation der königlichen Familie zu ihrem Unterhalt, so wie zur Erhaltung und Verschönerung der königlichen Residenzen ausgesetzt hatte; wenn nun Ludwig Philipp eine Million und darüber verwendet hat, um die dem Staate gehörende Kunstsammlung im Louvre mit spanischen Gemälden zu vermehren, so scheint diese Vermehrung dem Staat und nicht dem Könige zu gute zu kommen. So sagen wenigstens die Vertheidiger der Interessen der Republik. Indessen will man nicht einmal die ganze Sammlung behalten. Baron Taylor, den Ludwig Philipp, zur Zeit als so manches Kunstwerk in Spanien feil war in dem allgemeinen Drangsal, dorthin gesandt hatte, hat alles aufgekauft, gutes und mittelmäßiges, und der Staat würde nicht allein nichts verlieren, wenn zwei Drittheile der Gemälde zurückgegeben würden, sondern Raum gewinnen, um besseres aufzustellen, woran es eben nicht fehlt.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 62. Mittwoch den 13. März 1850.

Was muß ich hören, Feldherrn! Halten ein!
Was für ein hirnverrückender Planet
Verwirrt euch also die gesunden Sinne?
Jetzt, da euch Eintracht nur erhalten kann,
Wollt ihr in Haß euch trennen, und euch selbst
Beschleunig euern Untergang bereiten!

Schiller.

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(Fortsetzung.)

Ich hatte Tiedemann fortwährend aufgefordert, die Vorräthe aus dem Dorfe Rheinau in die Festung schaffen und zu diesem Ende einen Ausfall machen zu lassen; allein die Streitigkeiten mit dem Obersten Biedenfeld, welcher sein Regiment dazu verweigerte, verhinderten dieß mehrere Tage lang.

Von unserer Armee hatten wir nicht die geringste Nachricht. Ich hatte bereits einige Personen ausgesandt, allein sie waren nicht wieder gekommen. Endlich wurde mir ein Soldat empfohlen, der es unternehmen wollte sich durch die feindlichen Posten zu schleichen und uns sichere Nachricht von dem Zustande unserer Waffengenossen zu bringen. Der Bursche sah gewandt und unternehmend aus. Ich gab ihm zu seiner Legitimation ein ganz schmales Streifchen Papier an Sigel, welches er sehr leicht verbergen konnte, und sonst mündliche Instruktionen.

Unglücklicherweise hatte Tiedemann den Einfall, diesen Menschen vor seinem Abgang selbst sehen und auch noch instruiren zu wollen. Er sagte ihm, er solle nach Frankreich hinübergehen und dort Schiffe bestellen; er sey des Mißtrauens gegen die Fremden müde; er werde sich zum Opfer bringen, sich an die Spitze derselben stellen und sich nach dem Rhein durchschlagen, dann sey man sie los. Sofort schimpfte er in Gegenwart dieses Menschen auf die Offiziere des dritten Regiments und äußerte, wie ich mich erinnere, sie verdienten, daß man sie alle beim Kragen faßte und erschießen ließe, Biedenfeld an der Spitze. Ich hatte ihm geantwortet, vom Durchschlagen, und somit vom Bestellen von Schiffen könne nicht die Rede seyn, wenigstens jetzt noch nicht. Unsere Pflicht sey es Rastatt zu halten und das Vertrauen nicht zu täuschen, das unsere Kameraden draußen in uns gesetzt. — Tiedemann hatte das auch in seiner fahrigen Weise nur so hingeschwatzt, und der Kundschafter ging mit Geld und meinen Instruktionen versehen ab.

Ich war nun aber nicht wenig erstaunt, als ich am Nachmittag hörte, dieser Mensch habe die Stadt nicht verlassen, sondern sey auf Biedenfelds Befehl festgenommen worden. Zugleich vernahm ich, daß Biedenfeld von Tiedemann und mir aussage, wir wollen am Abend sämmtliche Offiziere des dritten Regiments — ermorden lassen; Tiedemann gedenke sich davonzumachen und habe schon die Schiffe bestellt. Da hatten wir also die Folge von Tiedemanns tollem Geschwätz, wie er es stets hören ließ, wenn er sich ereifernte. — Der Soldat war Biedenfeld, der früher sein Commandeur gewesen, auf der Straße begegnet, und eingedenk der Worte, die er von Tiedemann gehört und falsch ausgelegt hatte, hatte er ihm das schreckliche Complot verrathen. Biedenfeld glaubte daran oder stellte sich so; er hatte sogleich seinem Regiment Marschordre gegeben und uns sagen lassen, wir werden sehen, was um fünf Uhr passire.

Es schien mir eine Katastrophe bevorzustehen und ich sann auf Mittel, derselben zu begegnen. Es war etwa vier Uhr, bis fünf hatte ich also noch Zeit. Bis dahin hatte Biedenfeld sein Regiment bestellt, um aus den Kasernen in das Fort A zu rücken und dort das Weitere abzuwarten und nach Umständen zu handeln. — Ich ging zu Biedenfeld, der auf dem Markt wohnte.

Digitized by Google

Er war ruhiger und vernünftiger, als ich erwartet hatte, und es ſchien mir, als glaube er ſelbſt nicht an die Beſchuldigung, wolle ſich derſelben aber zum Sturze Tiedemanns bedienen. Von einer Mitſchuld von meiner Seite, behauptete er, ſey nicht die Rede geweſen; er werde jedoch darauf dringen, daß die Sache ſtreng unterſucht werde. Habe Vitus Franz — ſo hieß der Kundſchafter — gelogen, ſo müſſe er erſchoſſen werden; ſey aber richtig, was er von Tiedemann behaupte, ſo müſſe dieſer „daran glauben," oder er wolle nicht Biedenfeld heißen.

Ich ſetzte ihm den wahren Sachverhalt auseinander und verſicherte ihn, daß ein ſo nichtswürdiger Gedanke gar nicht in Tiedemanns Seele gekommen ſey. Trotz dem beharrte er darauf, mit ſeinem Regiment nach Fort A zu marſchiren, verſprach mir jedoch nichts zu unternehmen, ſondern die Sache in meine Hand zu legen.

Ich ſagte ihm offen, Tiedemann hege Mißtrauen gegen ihn, wie gegen Dr. Kreuzer, und glaube, daß ſie unter der Beſatzung conſpiriren, um dieſelbe zur Uebergabe geneigt zu machen, ja daß ſie Verbindungen mit dem Feinde unterhalten. Biedenfeld gab zu, er wiſſe Alles, was draußen vorgehe, und erklärte, er ſey allerdings dafür, ſich bei Zeiten nach den Bedingungen einer Capitulation umzuſehen, da er kein großes Zutrauen dazu habe, daß uns Sigel entſetze; er war jedoch mit mir darin einverſtanden, daß man vor allen Dingen Nachricht von der Armee abwarten müſſe.

Unterdeſſen trat der Bürgermeiſter Sallinger in's Zimmer, ein allgemein geachteter Mann, bekannt als tüchtiger Demokrat. Er hatte ſich um die Sache der Demokratie ſehr verdient gemacht und es kam ihm mit Fug und Recht zu, in den Angelegenheiten derſelben in Baden ein Wort mitzureden. Jedenfalls war die ſchnöde und verächtliche Weiſe, mit welcher ihn Tiedemann ohne allen Grund behandelte, durchaus unpaſſend. Der Bürgermeiſter fragte, was vorgefallen ſey? Er ſey ſo eben in einer offiziellen Angelegenheit bei Tiedemann geweſen, allein dieſer habe ihm erklärt, das gehe ihn nichts mehr an, er ſey nicht mehr Gouverneur, er habe ſeine Stelle niedergelegt. Daſſelbe beſtätigte der Adjutant vom zweiten Regiment, Lieutenant Schad, der Tiedemann die Meldung gemacht hatte, daß ein Trupp Artilleriſten und Volkswehr nach Rheinau hinausgegangen, ſich in ein ernſtliches Gefecht mit den Preußen eingelaſſen und jetzt einige Stücke Geſchütz zur Unterſtützung verlange. Tiedemann hatte ihm dieſelbe Antwort gegeben wie Sallinger.

Unter ſolchen Umſtänden drang letzterer nun in Biedenfeld, das Gouvernement zu übernehmen; allein dieſer ſchlug es ſtandhaft ab, indem er verſicherte, er ſey einem ſolchen Poſten nicht gewachſen und verſtehe nichts von der Vertheidigung eines Platzes. Uebrigens wolle er wetten, es ſey Tiedemann wieder nicht Ernſt mit dem Abdanken. Die poſitiven Verſicherungen des Bürgermeiſters und des Adjutanten ließen mich jedoch dießmal das Gegentheil glauben; jedenfalls war ich der Meinung, man müſſe dem unwürdigen Spiel ein- für allemal ein Ende machen und Tiedemann beim Wort nehmen.

Durch den ſchleunigen Rückzug vom Neckar her war die Mannszucht unter den Truppen bedeutend gelockert worden; ſie hätte durch kräftige Maßregeln in der Feſtung gleich wieder hergeſtellt werden können; allein Tiedemann, nur mit Kleinlichkeiten beſchäftigt, hatte das gänzlich vernachläſſigt, und es zeigte ſich unter den Truppen, am meiſten unter den Dragonern und der Artillerie, ein Geiſt der Unordnung, der jetzt ohne große Gefahr für das Ganze nicht mehr zu dämpfen war, beſonders da durch die Offiziere des dritten Regiments bereits Zwietracht geſäet war. Ich vereinigte deßhalb meine Bitten mit denen des Bürgermeiſters und drang in Biedenfeld, wenn Tiedemann wirklich abdanke, das Gouvernement zu übernehmen; ich wolle ihm mit allen meinen Kräften als Chef des Generalſtabs zur Seite ſtehen. Endlich ließ er ſich bewegen, ſagte aber, er wolle ſich um nichts kümmern, da er nichts davon verſtehe, ſondern ſich ganz auf mich verlaſſen und thun und unterſchreiben was ich für gut hielte; ich werde aber ſehen, daß es Tiedemann nicht Ernſt ſey.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die penninischen Alpen.

(Fortſetzung.)

Wir waren in die Schenke getreten und ſahen durch das Fenſter den bunten Zug herannahen. Der friſche Bergwind ſpielte mit den grünen Schleiern der zwei jungen Damen und mit den braunen Hutbändern des voranſchreitenden Führers aus dem Aoſtathal, der ſich ſtattlich herausgeputzt hatte, und die kleinen Schellen der Maulthiere klingelten luſtig in das heitere Geplauder der jugendlichen Reiſegeſellſchaft: zwei Schweſtern und zwei Brüder aus dem freundlichen Städtchen Hunington im ſüdlichen England, wo die berühmten Spitzenkrägen und Manſchetten, die koſtbaren Spitzenſhawls und Spitzenkleider gefertigt werden; ein niedliches, kokettes Zöſchen, ein Diener, drei Maulthiertreiber und der erwähnte Führer. Bald füllte ſich die kleine Stube mit Gäſten und duftender Kaffee, dampfender Grog verbreiteten

Digitized by Google

Wärme und Leben, während das Ungewöhnliche der Lage, die Aufregung der Reiſe, das Großartige, ſchaurig Erhabene der Umgebung und das trauliche, behaglich Stübchen der Cantine jene Förmlichkeit und jene eigenſinnigen, oft lächerlichen Abſcheidungsgſitten der Engländer in den Hintergrund treten ließen, und wir bald mit einander verfechten, als hätte die gegenſeitige Vorſtellung in aller Form ſtattgefunden. Auf meine Frage, wie es den Damen auf dem Hoſpiz gefallen habe, fiel der jüngere Bruder vorlaut ein: »A bad accommodation there!« (ſchlechte Wohnung dort) wurde aber von den Schweſtern mit liebreichem Ernſte zurechtgewieſen und die Frage mit all der zarten, ächt weiblichen Umſicht beantwortet, die ein nur ſehr kurzer, vom Wetter nicht begünſtigter Aufenthalt unter Mönchen und in der Region ewigen Eiſes mit Recht auferlegte. „Ueberhaupt," fuhr das ungemein holde, liebenswürdige Inſelkind fort, „haben wir auf den Alpenhöhen, welche wir bis jetzt beſuchten, ſtets mehr oder weniger gefunden, als wir erwarteten. Der Rigi und der Col de la Seigne haben alles übertroffen, was ich dort zu finden hoffte; auf der Höhe des Simplon dagegen ſahen wir außer dem Todsboden und ſeinen Gletſchern gar nichts, bis wir das Zollhaus hinter uns hatten, wo ſich die Pracht der Berner Alpen vor uns ausbreitete. Auf dem St. Bernhard erwarteten wir eine großartige Gebirgsſcenerie und ausgedehnte Fernſichten; ich ſah aber von unſerm Fenſter aus nichts als nebelumwallte Bergmaſſen, die das Hoſpiz gleich Ungeheuern umlagern und von allen Seiten einſchließen, während man das Auge nur der Außenwelt entziehen durfte, um zu glauben, man befinde ſich in einem ausgedehnten Landſitze, wo dem Beſucher jede Bequemlichkeit geboten iſt und der Quell geiſtiger Labung ſo friſch und reich ſprudelt, wie die Gletſcherquellen in den Bergrinnen draußen." Das Geſpräch lenkte ſich jetzt auf die Fährlichkeiten und Abenteuer der Gebirgsreiſen und wir hätten wahrſcheinlich den Abend herbeigeplaudert, wäre der ſorgſame Führer nicht gekommen, um zum Aufbruch zu mahnen.

Die Geſellſchaft war kaum am Saume des Waldes von St. Pierre verſchwunden, als ſich eine andere von dort herausbewegte. Während ſie ſich näherte, nahmen wir die kleine Cantine in Augenſchein, — ein Häuschen, deſſen Dach mit ſchweren Felsſtücken belegt war, damit der Wind es nicht fortwehte, deſſen vorderes, dem Pfade zugewendetes Stübchen zum Aufenthalt für die vornehme Reiſewelt beſtimmt war, während das hintere als Küche und Keller und zugleich als Ruheplatz für die Dienerſchaft und das Hirtenvolk diente, das aus den hohen Alpenmatten hieher kam, theils um zu erfahren, was es in der untern Welt neues gebe, theils um Beſtellungen aus den Thälern entgegen zu nehmen, theils ſolche dahin zu befördern, zuweilen wohl auch, um ſich an einem Gläschen „Bittern" zu laben. Die Cantine iſt ſonach eine Art Poſtbüreau, Geſchäftshaus, Sammelplatz für die Hirten aus den umliegenden Alpen und ihre Angehörigen in den Thälern, und der Reiſende, den ein Unwetter überfällt oder der ſich verſpätet, findet unter dem Dache ein bequemes Lager von duftendem Bergheu.

Da wir unterwegs oder doch im Hoſpiz mit der heranziehenden Geſellſchaft, ſo fern dieß wünſchenswerth war, noch hinreichend Bekanntſchaft machen konnten, überließen wir ihr das kleine Gemach und ſchritten auf dem roh gepflaſterten Pfade fort, welcher über die oft von Waſſer ſtark getränkte Ebene von Prou führt. Am ſüdöſtlichen Ende der Thalebene überſchritten wir die Dranſe und die Scene um Pont de Nudry erinnerte mich lebhaft an Pont Serrant auf dem kleinen St. Bernhard: dieſelbe troſtloſe Oede und Einſamkeit, dieſelbe wilde, ewig triefende Felskluft, daſſelbe faſt ſchauerlich anzuſehende Umranken und Umſchlingen von Felſen und alten Fichtenwurzeln, die wie Eiſen klangen, wenn man mit der Stockſpitze dawider ſchlug. — Der Pfad ward nun ſteiler, zerriſſener, beſchwerlicher; wir waren in die eigentliche Schlucht eingetreten, welche der Mont Velan links und die Pointe de Dronaz rechts bildet, und die über den Bergſattel führt, auf welchem das Hoſpiz erbaut worden, denn einen Berg, der St. Bernhard hieße, gibt es bekanntlich nicht. Die Spuren der Lawinen, welche der Velan im Winter und Frühling niederſendet, waren überall ſichtbar, und ſo bekannt ich auch mit den Schrecken der Gebirgswelt war, blickte ich nie ohne Schauer auf die drohende Maſſe des Velan, um deſſen Haupt ſchwarzgraue Nebel jagten, Rieſenſchiffen ähnlich, die um eine Feſtung im Meere kreuzen und ſich fürchten ſie anzugreifen. Todtenſtille herrſchte weitum; ſo kurz nach der belebten Scene bei der Cantine wirkte dieſes erhabene Schweigen der Natur faſt erſchreckend, und ſelbſt die Dranſe, ſonſt ſo laut und beredt, murmelte nur leiſe in der nahen Schlucht.

(Fortſetzung folgt.)

Sonnette.

I.

Wenn ich der jungen Völker Wanderungen,
Der alten Völker Drang und Gang betrachte,
Allein auf den, der Alles zeugt, nicht achte,
Werd ich von Menſchengröße tief durchdrungen.

Digitized by Google

Denk ich des Sprechers dann in allen Zungen,
Den, ſeit ſie ſteht, die Welt umſonſt verlachte,
So dünkt mich klein, was ich ſo groß mir dachte,
Und ein Atom kaum, was der Menſch errungen.

Die Cordilleren, die ſo kühn ſich thürmen,
Als ſtrebten ſie die Sonne zu erſtürmen,
Wollt' ich als Prachtwerk der Natur verehren.

Da ſchaut' ich auf zum funkelnden Gewimmel,
Schaute das Lichtgewölk am fernſten Himmel,
Und nicht mehr ſprach ich von den Cordilleren.

2.

Gott! wenn ich ſehe, wer das Volk belehret,
Wer ſeine Führer ſind in dieſen Tagen,
Wie würdelos die Beſten ſich betragen,
Und wie die Hoffart jeden Zwerg verzehret:

Da wird zum Stolz mein ſchüchtern Herz bekehret,
Ich wage mich für Etwas anzuſchlagen,
Mehr bin ich doch, erdreiſt' ich mir zu ſagen,
Mehr als die Helden, die der Pöbel ehret.

Doch nein, ich bin noch nicht ſo arg mißleitet,
Zu glauben, daß ſich wahren Troſt bereitet,
Wer höher als die Thoren meint zu ſtehen.

O! hätt' ich leben können mit den Geiſtern,
Die allgewaltig meinen Geiſt bemeiſtern,
Gern hätt' ich kleiner mich als ſie geſehen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortſetzung.)

Die Sammlungen im Louvre. — Verluſte der Kunſtakademie.

Das Muſeum nimmt überhaupt fortwährend zu, und in der letzten Zeit hat beſonders die Sammlung von Antiken ſtarken Zuwachs erhalten; es ſind ſogar neue Abtheilungen des Fachs entſtanden. Man kennt die wichtigen Bereicherungen durch die Ausgrabungen im alten Aſſyrien. Früher hatte das Louvre kein Kunſtwerk der Aſſyrier aufzuweiſen; jetzt beſitzt es wichtige Denkmäler ihrer Kunſt. Die Sammlung ägyptiſcher Bildhauerwerke iſt um mehrere wichtige Stücke vermehrt worden, und eben jetzt iſt man beſchäftigt eine Suite merikaniſcher Alterthümer aufzuſtellen, die kürzlich angekauft worden ſind. Ein franzöſiſcher Reiſender, Allard-Latour, hatte vor vielen Jahren Mexiko durchwandert, die alten Gebäude der merikaniſchen Könige und Prieſter unterſucht, und alles mitgenommen was ſich mitnehmen ließ, und was ſonſt dem Einfluſſe der Witterung und der Zerſtörung durch barbariſche Hände ausgeſetzt geblieben wäre. Wie die meiſten Kunſtliebhaber legte er einen ſehr großen Werth auf ſeine Sammlung, als er ſie nach Frankreich gebracht hatte, was freilich ſehr koſtſpielig für ihn geweſen ſeyn muß, und er bot ſie am Ende der Regierung für 80,000 Franken an. Dieſer Preis ſchien zu hoch. Der Beſitzer verſuchte die Sammlung in England anzubringen, war dort aber nicht glücklicher. Er ließ ſie alſo in ſeiner Wohnung zu Paſſy bei Paris und ging wieder nach Amerika. Dort ſoll er nach einigen Jahren von den Eingebornen erſchlagen worden ſeyn. Der Verwalter ſeines Nachlaſſes bot nun die Sammlung abermals der Regierung an, und dieſe erſtand dieſelbe für einige tauſend Franken. Sie wird den Anfang einer neuen Abtheilung des Muſeums bilden. Man erſieht daraus, daß das Muſeum unter der Republik keineswegs verloren, ſondern im Gegentheil manches gewonnen hat und allmählig zu einer der größten und wichtigſten Kunſtſammlungen heranwächſt, wenn ſie nicht bereits die größte iſt. In einer oder der andern Abtheilung mögen auswärtige Muſeen reicher und vollſtändiger ſeyn; aber als Ganzes ſcheint das Muſeum im Louvre alle andern an Menge und Werth der Kunſtwerke zu übertreffen. Man arbeitet jetzt auch an kurzgefaßten Verzeichniſſen der Schätze, und dieſelben werden zu ganz geringen Preiſen verkauft werden. — Die Kunſtakademie hat in der letzten Zeit drei ihrer Mitglieder verloren: einmal den alten Maler Garnier, der dem Streben der jüngern Maler keineswegs hold war und nichts Höheres kannte als die ſogenannte klaſſiſche Manier, den Maler Granet, der ſich durch ſeine Darſtellungen von Kapuzinern und unterirdiſchen Kapellen einen Ruf in Frankreich und im Ausland erworben hat, und den Architekten Debret, den Erbauer des jetzigen Opernhauſes, das nur ein proviſoriſches ſeyn ſollte, aber wohl ein bändiges werden wird, wenn es nicht einſtürzt. Ihm war auch die Reſtauration der gothiſchen Kirche zu St. Denis, in deren Gewölben die Grabmäler der bourboniſchen Dynaſtie ſich befinden, anvertraut worden; er hatte ſich auch ernſtlich damit beſchäftigt, aber nicht ohne heftigen Widerſpruch von Seiten mancher Kenner der mittelalterlichen Kunſt. Sie warfen ihm vor, ſeine Ergänzungen entſprechen dem Bauſtyl des Gebäudes durchaus nicht, und was das ſchlimmſte war, während er die Kirche wieder herzuſtellen ſuchte, drohte der Hauptthurm unter ſeinen Händen einzuſtürzen und man mußte ihn ſchleunig abtragen. Schwerlich wird er wieder aufgebaut werden. Die Kunſtakademie hat ferner ihren Generalſekretär Quatremère de Quincy verloren, der ſein vier- und neunzigſtes Lebensjahr erreicht hat und durch ſeine Abhandlungen über Kunſt und Künſtler des Alterthums in der Gelehrtenwelt ſehr bekannt war. Seit einigen Jahren hatte er ſein Amt niedergelegt und an ſeine Stelle iſt Raoul-Rochette, der vormalige Conſervator des Antikenkabinets der großen Bibliothek getreten, der dieſe Stelle wegen gewiſſer Klagen wider ihn (ob gegründet oder nicht, will ich nicht entſcheiden) nach Einführung der Republik verloren hat. Vor Kurzem ließ er ein Schreiben an die Nationalverſammlung drucken, in dem er auf Wiedereinſetzung in ſein Amt dringt. Bis jetzt iſt daſſelbe nicht beachtet worden.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 63. Donnerstag den 14. März 1850.

Der Wandersmann sich kreuzet um Fächer schnell vorbei;
Ein Buch hat längst getroffen die bange Wüstenei.

Ad. Stöber.

Ueber die penninischen Alpen.

(Fortsetzung.)

Plötzlich donnerte es hinter uns, als stürzte das wilde Heer sich durch die Klüftungen; die Schlucht erdröhnte von dem stürmischen Rasseln und ein Strom erwärmter Luft schien zu uns heraus zu dringen. Im nächsten Augenblicke wieder dieselbe Todtenstille wie vorher. Erschreckt blickte ich nieder; ich glaubte, eine Lawine habe sich in die Tiefe gewälzt. „Wären wir fünf Minuten später aufgebrochen, Pier," sagte ich zum Führer, „so hätte der Schneesturz uns den Weg vermacht oder gar unter seiner Last begraben." Pier lachte und sein altersgrünes Gesicht umkleidete sich plötzlich mit den Falten überlegener Weisheit. — „Nichts zu fürchten, meine Herrn," sagte er, „es war nur die Schwadron der geistlichen Herrn droben." Diese Worte waren für uns eben so räthselhaft wie das vorüberhallende Donnern und die plötzliche Stille, welche ihr folgte. Pier erklärte sich näher. „Die frommen Väter im Hospiz brauchen Pferde, wenn sie in Geschäften nach Aosta oder Martigny reisen wollen, wenn die vielfachen Bedürfnisse des besuchten gastfreien Hofpizes heraufgeschafft werden müssen, besonders aber wenn es an einem von Schnee und Eis stets umgebenen Orte nicht an Holz fehlen soll, das vier Stunden weit, aus dem Walde von Ferret, und auf furchtbaren Wegen theils geschleift, theils gefahren, theils getragen werden muß. Wenn diese Pferde, deren die geistlichen Herrn stets wenigstens ein Dutzend haben, unbeschäftigt sind, läßt man sie frei umherlaufen und die Matten abgrasen. Da sie hier groß geworden, sind sie an die Schwierigkeiten des Bodens und an Luftsprünge über Klüfte und Abgründe gewöhnt, und ihr Instinkt lehrt sie zur rechten Zeit ihren Schuppen finden. Im Winter bleiben nur einige der tüchtigsten oben, die andern werden nach Aosta gebracht."

Wir verfolgten unsern rauhen Pfad. Die zwei mächtigen Alpenflöcke rechts und links schienen die Kluft, in welcher wir uns eingeschlossen sahen, stets enger zusammenzudrängen. Wasserfälle rechts, Wasserfälle links, nebelumwogte Felsenungeheuer mit nackten Rippen, mächtigen Höckern, riesenhaften Nasen, Bergeinschnitte, als hätten die Titanen Stücke herausgesägt, um sich Häuser zu bauen. Indem ich in einen solchen Einschnitt zu unserer Rechten hineinblickte, sah ich eine Art Hütte oder Schuppen, dessen Dach auf starken Balken ruhte, während die Seiten allen Winden offen standen. „Holla, Pier!" rief ich dem voranschreitenden Burschen zu, „ist dieß Führerart? Geht man so an Alpenpalästen vorüber, wie sich dort im Geklüfte einer erhebt? Ist dieß vielleicht ein Tempel Jupiters, des ehemaligen Beherrschers dieses Gebirgs?" Und ehe Peter Zeit hatte zu antworten, war ich schon auf dem Wege zu dem halbverfallenen Gebäude, dessen Bauart eben so seltsam als seine Bestimmung räthselhaft war. Die Pfeiler, auf welchen das Dach ruhte, saßen auf einer fünf bis sechs Fuß hohen Mauer, welche man, um in das Innere zu gelangen, überspringen mußte, denn sie hatte nirgends eine Oeffnung. Das Dach war ganz flach und mit großen Steinen beschwert. Ich blickte zuerst über die Mauer in's Innere des Schuppens, wendete den Blick aber rasch wieder hinweg. Meinem Reisegenossen erging es nicht anders.

Digitized by Google

„Kennen Sie die Anekdote von Lord Orford und seinem Bruder?“ fragte ich meinen Freund. Da er den Kopf schüttelte, fuhr ich fort: „Diese Brüder waren selbst unter den schweigsamen Engländern Ideale der Schweigsamkeit, und mein sehr verehrter Freund Uhland könnte für eine wahre Plaudertasche im Vergleich mit ihnen gelten. Sie reisten zwei Jahre lang in demselben Wagen durch aller Herren Länder, und nur eines schönen Morgens lösten sich ihre Zungen. An der polnischen Grenze waren sie spät Abends in ein von Gästen wimmelndes Posthaus gekommen. Das Wetter war so schlecht, daß die Weiterreise zu den Unmöglichkeiten gehörte. Der Wirth sagte die Aufnahme zu, wenn sie in einem Zimmer schlafen wollten, in welchem bereits ein Bett besetzt sey. Die Zeit des Schlafengehens nahte heran. Lord Orford war zuerst bereit in das Bett zu steigen; ehe er dieß that, ging er an das Bett, das bereits „besetzt“ war, lüftete den Vorhang und blickte hinein, fuhr aber erschreckt zurück und suchte eiligst sein Bett auf. Der Bruder, welchem dieses Gebahren auffiel, that wie Lord Orford, und suchte sein Bett eben so schnell auf. Als sie am andern Morgen wieder neben einander im Wagen saßen, erfolgte das erste und letzte Zwiegespräch der beiden Brüder auf ihrer zweijährigen Reise. „Habt Ihr gestern Abend den todten Mann in dem Bette gesehen?“ fragte Lord Orford seinen Bruder. „Ich habe ihn gesehen,“ erwiederte dieser und die Stille des Grabes herrschte wieder in dem Wagen. „Ich denke, wir halten es nicht so, sondern rufen den geistesträgen Pier heran.“

„Holla, Pier, tretet näher, wenn es beliebt, und steht uns Rede, wie es Eure Pflicht ist. Was bedeutet dieser Schuppen hier?“ — „Er bedeutet, daß wir uns an einem sehr gefährlichen, an dem gefährlichsten Punkte des Passes befinden.“ — „Wie so? Schneidet man hier den Leuten die Hälse ab, wie man dem da drüben gethan zu haben scheint?“ — „Die Schneestürze haben eine besondere Zuneigung zu dem Theil der Schlucht, in welcher wir uns jetzt befinden; die Aufmerksamkeit der geistlichen Herren ist daher auch vorzugsweise auf diese Stelle gerichtet, sobald die Jahreszeit kommt, wo der Schnee sich bewegt. Die jüngeren Brüder, die Maroniers und die Hunde besuchen dann regelmäßig das sogenannte Hospital, nämlich diesen und einen nahe dabei gelegenen Zufluchtsort, lassen hier wohl auch eine Erquickung für Reisende zurück, die hier Schutz suchen. Diese Hütte hier heißt man »la chambre des morts,« wie dieser Theil der Schlucht überhaupt das „Todtenthal“ genannt wird, ohne Zweifel, weil der alte Berggeist hier seine meisten Opfer sucht.“ — „Ihr habt also einen Berggeist hier?“ — „Man sagt so und viele unserer Säumer und Sennen wollen ihn Nachts gesehen haben, wie er auf Nebelwolken dahinfliegt, sein Mantel weit in den Winde flattert, seine Eiskrone im Mondschein glänzt und seine langen weißen Bartlocken wie Wasserfälle rauschen und schimmern. Wie alle Tyrannen ist er noch Menschenblut lüstern und fristet sein Leben seit tausend und tausend Jahren mit diesem Trank. — Ich möchte den Herrn jedoch rathen, nicht länger hier zu weilen, da es durchaus nicht geheuer ist und wir noch zwei Stunden zu steigen haben.“ — „Euer Berggeist, Pier, scheint jetzt nicht sehr blutdürstig zu seyn und es ist noch nicht zwei Uhr; auch höre ich eben die Glöckchen der Maulthiere jener Gesellschaft, welcher wir in der Cantine Platz machten, zu uns heraufklingen. Wir wollen ihre Ankunft erwarten und uns ihnen anschließen. Welche Bewandtniß hat es aber mit dem Kopfe dort, Pier?“

(Schluß folgt.)

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(Fortsetzung.)

Indem fielen zwei Kanonenschüsse auf dem Schloßhof, das Alarmzeichen. Ich war sehr gespannt; ich dachte nicht anders, als Tiedemann habe den Entschluß gefaßt Biedenfeld und das dritte Regiment zum Gehorsam zu zwingen, und bereitete mich auf einen Sturm vor, der meine ganze Energie und Beredtsamkeit in Anspruch nehmen konnte. Ich irrte mich aber. Auf dem Marktplatz traf ich Tiedemann mit seinen Adjutanten und dem Stabe, ganz als Gouverneur agirend. Ich ritt zu ihm heran, äußerte mein Erstaunen und fragte, was der Alarm bedeute? Er wolle, hieß es, einen Ausfall nach Rheinau machen und verlange dazu ein Bataillon vom dritten Regiment. — Ich war in der That in Verlegenheit, wie ich mich benehmen solle. Tiedemanns unwürdiges Betragen empörte mich, und dachte ich daran, was ich eben mit Biedenfeld besprochen, so wußte ich gar nicht, wen ich nun als Gouverneur betrachten sollte.

Ich forderte Tiedemann auf, selbst mit Biedenfeld zu reden, den wir an der Spitze seines Regiments in der Poststraße sahen. Wir ritten zu ihm hin und Tiedemann verlangte von ihm ein Bataillon zu einem Ausfall. „Ich führe mein Regiment nach Fort A.“ antwortete Biedenfeld. — „Also du willst mir kein Bataillon geben?“ — „Nein,“ war die Antwort und damit wandte sich Biedenfeld zu mir, gab mir die Hand zum Abschied und sagte: „Sehen Sie, Corvin, habe ich's nicht gesagt? Jetzt ist er wieder Gouverneur.“

Digitized by Google

— „Halten Sie nur Ihr Verſprechen,“ antwortete ich, „morgen denke ich Alles auszugleichen.“

Es war ein guter Gedanke von Tiedemann, den eigenmächtigen Ausfall der Artilleriſten nach Rheinau zu unterſtützen; er machte ſich dadurch, wiewohl auf Koſten der Mannszucht, bei den Soldaten populär, welche längſt mit Ungeſtüm einen Ausfall verlangt hatten. Ich ſelbſt hatte einen ſolchen ſchon lange vorgeſchlagen, er war aber durch die Streitigkeiten verhindert worden. Ich gab ſogleich Befehl, einige Munition hinauszuſchicken, beorderte einige Geſchütze und beſtellte ein Bataillon vom erſten Regiment und die zwei Compagnien vom zweiten. An eine Dispoſition hatte Tiedemann gar nicht gedacht. Er rückte mit den Geſchützen bis an das Ende des Dorfes vor und begann das Gefecht mit den Preußen, welche bei der über einen Rheinarm führenden Brücke bei Plittersdorf eine mit Geſchütz beſetzte Schanze aufgeworfen hatten.

Während das Feuer der Infanterie anfangs nur ſchwach war, wurde das der Artillerie deſto lebhafter. Die Entfernung war nicht groß und wir überſchütteten uns mit Kartätſchen und Paßkugeln. Wir hatten einen Artilleriehauptmann bei uns, deſſen Namen ich kaum je gehört habe, weil er nur der „Retirimichel“ hieß. Wäre dieſer mit ſeinen vier Zwölfpfündern heran gekommen, ſo hätten wir dem Spiel ſchon früher ein Ende gemacht; aber Retirimichel hatte höchſt triſtige Gründe nicht vorzurücken: der Boden war für ſeine ſchweren Geſchütze zu locker und er fürchtete ſtecken zu bleiben. Wo er hin ſollte, war es auch gar garſtig, und die Kartätſchen raſſelten hageldicht über und neben uns und tödteten und verſtümmelten manchen braven Kameraden.

Tiedemann war immer vorn beim Geſchütz. Vergebens ermahnte ich ihn ſich nicht ſo auszuſetzen, da er wichtigere Dienſte zu thun habe, als hier den Kanonier zu ſpielen; er habe das Gefecht zu leiten, und die Preußen ſeyen nicht nur auf dem Einen Punkt. Er erklärte indeſſen dort bleiben zu wollen und erſuchte mich, das Gefecht zu commandiren, was ich denn auch that. Es war da aber nicht viel zu thun und die Sache erſchien ſehr einfach. Der Zweck des Ausfalls war, die Vorräthe des Dorfes Rheinau aufzuladen und in die Feſtung zu ſchaffen. Ich hatte alſo weiter nichts zu thun, als den Feind zu verhindern uns dabei zu ſtören. Ich hielt ihn auch überall ſo im Schach, daß er ſich nicht aus dem Oedigheimer Wald herausgetraute und wir unſere Arbeit in Rheinau ruhig vollenden konnten.

Dieß geſchah mit großem Eifer und vielem Humor, beſonders von Seiten der Dragoner und Offiziersburſche, die froh waren Ueberfluß an Heu zu finden, das in der Feſtung anfing ſehr rar zu werden. Eine Menge Wagen wurden mit dem, was man fand, beladen. Beſonders reich war die Beute an Wein. Während hier ein Wagen mit Verwundeten fuhr, die natürlich keine freudigen Geſichter machen konnten, jagte dort ein anderer mit einer ſehr luſtigen, phantaſtiſch aufgeputzten Ladung. Das Centrum bildete ein großes Weinfaß, auf dem ein dicker Trompeter als Bacchus ritt; rechts und links daneben ſtanden andere gleich uniformirte Götter in halbſeligem Zuſtande und ſchwangen jubelnd die großen hölzernen Kannen. Der übrige Raum des Wagens war mit der bunteſten Geſellſchaft gefüllt. Einige Soldaten mit Bauernhüten oder Weiberhauben auf dem Kopf bliſen auf Hausgeräthen aller Art, während Einer ein ſchon ziemlich großes Schwein unter dem Arm trug und an dem Schwanz wie an einer Drehorgel drehte, wobei das Thier entſetzlich ſchrie. Ein Anderer hatte eine Katze gerettet, die indeſſen gar nicht dankbar ſchien, ſondern ſich jämmerlich ſträubte und Töne der Angſt erſchallen ließ; Andere hatten lebende Gänſe oder Hühner erobert, die in den Lärm mit einſtimmten.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

Zeitungen. — Leſeanſtalten. — Bibliotheken.

Zu unſern bisherigen politiſchen Blättern hat ſich eine neu wieder aufgelebte, „die Neue Rheiniſche Zeitung,“ geſellt, die von den frühern, jetzt in der Verbannung lebenden Redakteuren, Marx, Engels, Wolff und Dronke, in London geſchrieben und redigirt, aber hier gedruckt und verlegt wird. Sie erſcheint in Monatsheften zu ſechs bis acht Bogen. — Der „Opponent“ hat ſeinen Leſekreis bereits ſoweit vergrößert, daß er jetzt zweimal die Woche erſcheinen kann. Der hier gleichfalls beliebte „Freiſchütz“ hat ſeit Neujahr ſein Format beträchtlich vergrößert und erſcheint wöchentlich dreimal, ſtatt wie früher nur einmal. Letztgenanntes Blatt wird, obgleich im liberalen Geiſte, doch mit einiger Vorſicht redigirt, um wo möglich die fatalen Preßprozeſſe zu vermeiden. Deßhalb hat es ſchon mehrmals den Tadel des „Opponenten“ erfahren, der dieſe Vorſicht als Feigheit verdammt. Wo es gilt, weiß indeß auch der „Freiſchütz“ der Gefahr zu trotzen. Die übrigen Wochen- und Volksblätter ſeitten ihr Daſeyn, ſo gut es eben gehen will. Die „Reform,“ wahrſcheinlich

Digitized by Google

um der Auflage auf die Inserate zu entgehen, ist nach dem nahen Altona — für Hamburg ein in mancher Beziehung bequemer „Allzunah“ — übergesiedelt und schreint jetzt besonders die Interessen der beiden Herzogthümer zu vertreten, wodurch es in diesen an Abnehmern gewinnt, was es etwa durch den neuaufgetauchten „Opponenten“ eingebüßt hat. Der „Mephistopheles“ von Wilhelm Marr, der gute Späße und nicht selten vortreffliche Carricaturen bringt, dringt seines theuren Preises wegen — 2 Sch. für einen Quartbogen — nicht so sehr in das Volk und wird vorzugsweise von der haute volée gelesen. Auch dieser ist ultraliberal gehalten. — Der reactionären Blätter haben wir zwei: den „Hamburger Beobachter,“ wohl das älteste hiesige Volksblatt, und den „Patriot,“ welcher letztere nur mittelst einer Subvention von Seiten seiner Gönner zu bestehen vermag. Er wird nur von den Reactionären vom reinsten Wasser gelesen. Der „Beobachter“ hatte früher eine Auflage von 6000 bis 7000 Exemplaren und war deßhalb eine Macht. Er soll, seit er sich für die Reaktion so eifrig bemüht, den größten Theil seiner Abnehmer verloren haben und kaum mehr so viele Hunderte als früher Tausende zählen. Die „Norddeutsche freie Presse“ ist im Norden, namentlich in Schleswig-Holstein, sehr beliebt und das Blatt breitet sich auch, seiner liberalen Tendenz wegen, immer mehr in Hamburg aus, deßhalb Zustände es nicht selten in überaus scharfen Artikeln bespricht. Das Blatt hat aber eine allzuprovinziale Färbung, als daß es besondere Bedeutung auch für das übrige Deutschland gewinnen könnte. Doch wird es wahrscheinlich den Hamburger Korrespondenten, wie zugleich den „Altonaer Merkur,“ bald völlig in den Grund segeln, obgleich beide sehr alte, einst allgemein beliebte Blätter sind. Auch die „freie Presse“ ist, um der Inseratenabgabe zu entgehen, nach Altona geflüchtet.

Ein von der ehrenwerthen Firma Perthes, Besser und Mauke errichtetes, reich ausgestattetes „Lesekabinet“ mußte aus Mangel an Unterstützung von Seiten des Publikums eingehen, nachdem die Begründer nicht unbedeutende Opfer dafür gebracht haben sollen. Man fand den Preis, 8 Thaler jährlich, zu groß, da man die dort aufgelegten Zeitungen und Bücher nur im Lokale selbst benutzen konnte. Unsere Kaufleute zogen es daher vor, in einem der Pavillons, mit der Cigarre im Mund und ein Glas Wein oder Punsch vor sich, die dort auch vorhandenen Zeitungen und Zeitschriften zu lesen, während der minder begüterte Gelehrtenstand das Institut allein nicht aufrecht zu halten vermochte. Man ist jetzt darauf aus, eine „Lesehalle,“ zu einem etwas ermäßigten Preise — 6 Thlr. statt 8 — zu begründen und kann dem Unternehmen nur das beste Gedeihen wünschen. Es haben sich bereits 120 Theilnehmer gemeldet. Die große, nahe an 200,000 Bände umfassende Stadtbibliothek steht jedem hiesigen Bürger, und gegen geleistete Bürgschaft von einem solchen, auch jedem Nichteinheimischen zur Benutzung offen. Nur selten, nicht wieder zu ersetzende oder sehr kostbare Kupferwerke werden den Privaten nicht verabfolgt, sondern können nur in der Bibliothek selbst eingesehen werden. Unter den hiesigen Leihbibliotheken nahm früher die über 30,000 Nummern starke Bernhardische den ersten Platz ein. Es gab wohl kaum eine zweite so vortreffliche in Deutschland, da sie von vorn herein unter sehr guter Leitung gewesen war. Der große Brand von 1842 hat sie aber zerstört und damit sind viele unersetzbare Werke zu Grunde gegangen. Der jetzige Katalog zählt kaum halb so viel Nummern als der frühere. Dasselbe Schicksal hat die meisten andern bekannten Leihbibliotheken betroffen, und so wird oft ein Mangel an ältern Werken fühlbar.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Schluß.)

Bibliotheken. — Bälle und Bazars zu wohlthätigen Zwecken.

Raoul-Rochette führt indessen fort seine archäologischen Vorträge an der Bibliothek zu halten, was ihm seine große Mühe macht, da er nur einmal in der Woche und höchstens sechs Monate im Jahr liest. Es fehlt hier nicht an bequemen Stellen für Gelehrte und in dieser Hinsicht hat die Republik wenige Mißbräuche abgeschafft. So sind an der Genovefen- oder Pantheonsbibliothek sechs Conservatoren, nebst Bibliothekaren, Unterbibliothekaren und sogenannten Surnuméraires angestellt. Die sechs Conservatoren haben jeder einen Tag oder vielmehr einige Stunden in der Woche auf der Bibliothek zu erscheinen und können die übrige Zeit für sich arbeiten. Erst seit einigen Jahren, seit man die Bibliothek Abends für die vielen in jenem Stadtviertel wohnenden Studenten offen hält, müssen die Herren Conservatoren einige Stunden mehr in der Woche ihrem Amte widmen. Diese abendlichen Festsunden sind eine vortreffliche Einrichtung; sie halten die fleißigen Studenten von kostspieligen Zerstreuungen ab und setzen sie in Stand sich Abends nützlich zu beschäftigen, ohne daß sie für Feuerung und Licht etwas auszugeben haben. Die Pantheonsbibliothek ist auch in den Winterabenden stark besucht, so wie die Universitätsbibliothek, welche Abends auch offen ist. Dem Mabille-Balle und andern Tanzböden, wo der Jugend gefährliche Schlingen gelegt werden, wird dadurch mancher junge Mann entzogen. — Trotz der Fasten haben die öffentlichen und Privatsäle zu wohlthätigen Zwecken ihren Fortgang. Beitzbourg, die Anstalt bei Paris, wo Knaben, welche von der Polizei aufgegriffen werden, in Handwerken unterrichtet werden, gibt wie im vorigen Jahre einen Ball mit einer Loosziehung. Das vorigemal war eine förmliche Lotterie damit verbunden, und alle Zeitungen strichen das erste Loos heraus, bezahlend in einem Diamantenschmuck, einem Shawl von Cashemir und einem arabischen Pferd. Die Lotterie wurde gezogen und die kostbaren Sachen fielen auf eine Nummer, die in allen Zeitungen bekannt gemacht wurde; aber sonderbarerweise meldete sich Niemand dazu, und die Gegenstände verblieben der Anstalt; sie werden nun abermals ausgespielt. Für einen andern wohlthätigen Zweck wurde vorige Woche in einem der Säle des Kriegsministeriums ein sogenannter Waarenbazar gehalten. Die Frau Ministerin, Madame d'Hautpoul, und andere Damen im höchsten Putz machten die Verkäuferinnen in den Buden. Die vornehme Welt strömte in Masse herbei, der Saal glänzte von Juwelen, Sammet und Spitzen, wie denn überhaupt wieder außerordentlicher Luxus in der Toilette entwickelt wird. Manche Juwelen mögen im Jahr 1848 bei der Plünderung der Tuilerien entwendet worden und zu geringen Preisen von einer Hand in die andere und zuletzt in den Handel gekommen seyen; so viel ist gewiß, daß die Prinzessinnen, welche im Schlosse wohnten, wenig oder nichts von ihrem Schmucke gerettet haben. Im Bazar war es lustig anzuschauen, wie die schönen Damen so gewandt die Kaufmannsfrauen spielten und sich von den galanten Herrn unter scherzhaftem Zwiegespräch ihre Waaren so theuer als möglich bezahlen ließen. Ich sah die Frau Ministerin aus einer der neben ihr stehenden Liqueurflaschen ein Gläschen einschenken und einem Herrn ihrer Bekanntschaft reichen, der nicht umhin konnte dafür ein fünf Frankenstück zu reichen. Ein niedliches Mädchen spielte die Blumenhändlerin und ließ sich für jedes Veilchensträußchen einen Frank zahlen. Dg.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 64. Freitag den 15. März 1850.

Here is such patchery, such jugging, and such knavery! A good quarrel, to draw emonious factions, and to bleed to death upon!

Shakespeare.

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(Fortsetzung.)

Während Kartätschen und Paßkugeln in die Häuser schlugen, wurden diese sehr sorgfältig ausgeräumt, wobei es auch nicht an komischen Scenen fehlte. Besonders thätig beim Einpacken und hauptsächlich lüstern nach Federvieh waren die Dragoner. Sie jagten mit Säbel und Pistolen den unglücklichen Enten, Gänsen und Hühnern nach. Die nicht beschäftigten Artilleristen des Retirirmichels hatten dagegen in den Kellern Posto gefaßt und soffen eben so tapfer, als ihre Kameraden am Ausgang des Dorfes sich schlugen. Die meisten Einwohner hatten längst ihre Wohnungen verlassen und sich größtentheils nach Rastatt geflüchtet. Einige kamen herbei, um ihren Hausrath zu retten, wobei ihnen die Soldaten behülflich waren. Was aber eßbar für Menschen oder Thiere war, sollte an das Proviantamt abgeliefert und den Eigenthümern bezahlt werden. Manche unbezahlte Gans mag sich indessen in einen Dragonermagen verflogen haben. Das Vieh war größtentheils schon am Tage vorher weggeführt worden, indessen fiel eine nicht unbeträchtliche Anzahl Ochsen und Kühe uns dennoch in die Hände.

Als das Gefecht in seinem ruhigen Gange war, ritt ich in das Dorf, um etwas Ordnung in die Fouragirung zu bringen, die bei dem zu viel und zu schnell genossenen Wein allmählig den Charakter einer Orgie annahm. Ich trieb daher zur Eile an, und als Alles leer und die Dunkelheit bere..3 angebrochen war, ward Befehl zum Rückzug gegeben. Allein es war fast unmöglich, die Leute aus dem Dorfe heraus zu bekommen. Einige blieben betrunken in den Kellern liegen und sind hier gefangen oder von den Preußen niedergemacht worden. *

Der persönliche Muth, den Tiedemann bei dieser Gelegenheit gezeigt, hatte ihn unter den Soldaten populär gemacht und die Stimmung in Bezug auf auf ihn erhielt einen Umschwung. Selbst die Offiziere fingen an ihm seine Narrheiten zu verzeihen, da es ihm nicht an der Haupttugend eines Soldaten fehlte. Um indessen den Reibereien ein für allemal ein Ende zu machen und über die gegenseitige Stellung in's Klare zu kommen, berief ich auf den andern Tag eine Versammlung sämmtlicher nicht im Dienst befindlicher Offiziere in den großen Saal des Schlosses. Die Versammlung war zahlreich; sogleich aber sonderten sich die Offiziere des dritten Regiments nebst denen der Bürgerwehr und einigen von der Festungsartillerie von den übrigen ab. Ein Tisch für den Präsidenten der Versammlung ward an das eine Ende des Saals vor den Kamin und zu beiden Seiten Sessel für die höheren Offiziere gestellt.

Es dauerte sehr lange, bis Biedenfeld erschien. Zum Präsidenten schlugen ich und Tiedemann den Stellvertreter des Kriegsministers, Enno Sander, vor, was

* Vor der Uebergabe von Rastatt habe ich alle meine Papiere verbrannt und nur diejenigen, welche Tiedemann als „historische Dokumente" aufgehoben hat, befinden sich bei den Untersuchungsakten. Ich bin daher genöthigt Alles aus dem Gedächtniß niederzuschreiben, und es könnte leicht der Fall eintreten, daß ich mich hie und da in Bezug auf die Reihenfolge der Thatsachen irrte. So habe ich ganz vergessen, ob die erste große Offiziersversammlung vor oder nach dem Ausfall am achten Statfand.

D. V.

Digitized by Google

auch durchging. Elsenhans führte das Protokoll. Nachdem ich als Zweck der Versammlung angegeben hatte, die mancherlei Mißverständnisse, die stattgefunden, zu lösen und die gegenseitigen Klagen zu untersuchen, wurde die Diskussion eröffnet. Diese ging alsbald auf die Beschuldigungen gegen Tiedemann über, die dieser mit Heftigkeit erwiederte, und alsbald entstand ein Tumult, den Enno Sanders Stimme nicht mehr bewältigen konnte und der mir die Besorgniß einflößte, daß dieser von mir des Friedens wegen veranstaltete Congreß leicht zu einer Schlacht führen könnte. Tiedemann, der beständig sprechen wollte und deßhalb zur Ruhe verwiesen werden mußte, machte durch sein Gerede die Sache immer ärger.

Ich beschloß demnach der ganzen Versammlung eine andere Stimmung zu geben und ergriff das Wort. Nachdem ich die Schwierigkeit unserer Lage geschildert und die Nothwendigkeit der Eintracht dargethan hatte, sprach ich mit Wärme für Tiedemann, und besonders für die Redlichkeit seiner Gesinnungen. Ich sprach von der Nothwendigkeit, die Festung zu halten, weil unsere Freunde draußen auf uns zählten, und weil wir uns, wenn wir sie im Stich ließen, als Ehrlose brandmarken würden. Was ich weiter sagte, weiß ich nicht mehr; ich redete wie es mir der Augenblick eingab und wählte Worte, wie sie mir für eine solche Versammlung angemessen schienen. Ich erreichte meinen Zweck vollkommen. Die Versammlung ward begeistert und brach endlich in einen Beifallssturm aus.

Als ich sah, daß andere Redner auftraten und der von mir hervorgebrachte gute Eindruck so wieder verwischt werden konnte, eilte ich den Schluß herbeizuführen, und es gelang über Erwarten. Tiedemann und Biedenfeld umarmten und küßten sich und jeder wollte dem andern das Gouvernement aufdringen, bis sich endlich Tiedemann bewegen ließ es zu behalten. Alles schüttelte sich die Hände und ich hatte die Freude die schlimme Dissonanz gelöst zu sehen. Um nun diesen Geist der Einigkeit unter dem Offizierscorps zu erhalten, verabredeten wir uns, Abends stets in einem neben dem Schloß gelegenen Gartenlokal zusammen zu kommen, womit wir noch an demselben Abend den Anfang machten. Es hatte aber keinen rechten Bestand, denn das Lokal war nicht freundlich. Die Offiziere kamen gruppenweise in den verschiedenen Gasthöfen zusammen, die des dritten Regiments hauptsächlich im „rothen Ochsen," wo Biedenfeld wohnte und der nahe am Fort A lag.

Nach der ersten Beschießung waren die Rastatter Bürger sehr erschrocken und viele Familien machten von der Erlaubniß, die Casematten beziehen zu dürfen, Gebrauch. Besonders lebhaft war es im Fort C, in dessen Commando Major Mahler den Major Ulrich abgelöst hatte. Diese Casematten gewährten einen eigenthümlichen Anblick. Man denke sich eine mehrere hundert Schritte lange Reihe zusammenhängender kleiner gewölbter Zimmer, deren Quadermauern über sechs Fuß dick sind und die ihr Licht nur durch die Schießscharten und die darüber zum Abzug des Pulverdampfs angebrachten Luftlöcher erhalten, welche indessen, wenigstens in jenen Casematten, durch Fenster geschlossen werden können. Jede dieser kleinen, bombenfesten, nicht gedielten Zellen ohne Thüren und mit zwei Eingängen war bewohnt, meistens von Weibern und Kindern, die ihren kostbarsten Hausrath mit ihren Personen in diese sichern Asyle geflüchtet hatten. Bei Tage hielten sich die Zellenbewohner meist in der Stadt auf; gegen Abend flüchteten sie in die Casematten, denn die Granaten und glühenden Kugeln, welche sie einmal so unsanft geweckt, hatten ihnen gehörigen Schreck eingejagt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die penninischen Alpen.

(Schluß.)

Pier's Gesichtsmuskeln zuckten, seine Augendeckel schienen von Blei zu seyn und seine Lippen bewegten sich, als sagte er leise ein Gebet her. So war's auch. Nach einem lauten „Amen" stieg er über die Mauer und wir folgten ihm. Der Boden des Schuppens war mit Steinen, Asche, halbverbranntem Holz und Gestrüpp bedeckt, und inmitten dieses Chaos lag ein Menschenkopf und schien und mit weit geöffneten Augen anzustarren. Das starke kohlschwarze Haupt- und Barthaar hob das Bleichgelbe der Haut und das glänzende Weiß der Zähne, welche die keck, fast höhnisch geöffneten Lippen bloß legten. Es war ein schöner männlicher Kopf mit hoher edler Stirn, die Umrisse der Wangen und des mit starkem schwarzem Bart bekleideten Kinns rund und faſt weiblich weich. Der Kopf konnte nur einem Italiener angehören. Pier fuhr bis an die Mauer zurück, als ich den Kopf empor hob. Er war schwer wie ein Eisklumpen und eben so kalt; die Knochen schienen versteinert zu seyn, der Rand der Halshaut hatte sich zusammengezogen, oder richtiger, nach innen gerollt, und es war nicht möglich, die erstarrten Falten aufzuwickeln und so vielleicht zu erkennen, wie der Kopf vom Rumpfe getrennt worden.

Ich legte den Kopf wieder an seine Stelle und wir hatten die Mauer eben überstiegen, als die Gesellschaft, welche sich in der Cantine ziemlich lange gütlich gethan zu haben schien, um die Felsecke bog, die an

Digitized by Google

der „Todtenkammer“ niederzieht. Sie beſtand aus einer ältlichen Dame und zwei Herrn von geſetztem Alter, welche auf tüchtigen Gebirgspferden ritten, während eine Art Kammerfrau und ein alter Diener auf Maulthieren folgten. Der Führer ſchien von der Todtenkammer bereits Bericht erſtattet zu haben, denn der ganze Zug machte Halt, man ſtieg ab und ſchritt dem Schuppen zu. Der weibliche Theil der Geſellſchaft kehrte jedoch nach einem eiligen Blick in das Innere an den Pfad zurück und überließ es den Männern, eine Erſcheinung näher in das Auge zu faſſen, welche ſie mit Schrecken erfüllt hatte. Die neuen Ankömmlinge waren Ruſſen, welche wir ſchon in den drei Kronen zu Vevay geſehen und geſprochen hatten und die uns jetzt in dieſer Gebirgswildniß mit der Leutſeligkeit und zuvorkommenden Freundlichkeit, wie ſie die vornehmen Stände ſo ſchön kleidet, willkommen hießen. Der räthſelhafte Kopf war natürlich der Gegenſtand des allgemeinen Intereſſes; die Führer wußten jedoch keinerlei verläſſige Auskunft zu geben. Hier wollte ihn ſchon im vergangenen Herbſt hier geſehen haben; der Begleiter der Ruſſen, ein tüchtiges Kind der Berge, ſtellte dieß in Abrede und behauptete, der Kopf ſey erſt während des Frühjahrs in den Schuppen gebracht worden; wo und unter welchen Umſtänden man ihn gefunden, war beiden Männern unbekannt.

Da wir auf dem Hoſpiz nähere Auskunft zu erhalten hoffen konnten, brachen wir auf, und es war höchſte Zeit, denn es begann plötzlich dunkel zu werden, ſtark zu „winden“ und in flaumigen Schneeflocken uns zu umwirbeln. „Nur ein kleines Pröbchen von einer Tourmente!“ ſagte der Führer der Ruſſen, „wird ſogleich vorüber ſeyn. Laſſen Sie dieſe Wolke, welche eben durch die Schlucht zieht, an dem Kniekſtock des Velan ſich theilen, und der Wind wird umſchlagen und der Himmel wieder blau werden.“ Der Himmel wurde zwar an dieſem Abend nicht wieder blau, aber das Thal hellte ſich allmälig auf und wir zogen raſchern Schritts über den friſchgefallenen Schnee bergan. Anfangs glaubte ich in einem weißen Kreiſe zu ſtehen, welcher kaum zwanzig Fuß im Durchmeſſer hatte und deſſen Umriſſe mit der Wolke verſchmolzen; dieſer Kreis dehnte ſich nach und nach aus und die Felsſtöcke in ihren friſchgepuderten Perücken umkränzten die weiße Fläche; und erſt als die ſchwarze Wolke ſich am Velan ſozuſagen überſtürzte, ſchwand das Trugbild und ich ſah die wilde Gebirgsſcenerie wie von einem weißen Silberſchleier überſpannt, welcher raſch in Thau und Nebel zerfloß.

Der Weg wurde plötzlich wieder ſteil; die dünne Schneedecke ließ uns gewahren, daß wir auf einer feſten Eisſchichte hinzogen; nach fünf Minuten hatten wir dieſe überſchritten, wendeten uns links aufwärts, und über den Dunſtwolken ragte das Hoſpiz empor, auf beiden Seiten von Bergmaſſen, Gletſchern, Schneehörnern und Felſen überragt und faſt eingeſchloſſen, eine wild öde, erhabene ſchöne Scene, hinter welcher jede Schilderung zurückbleibt.

Sonnette.

3.

Mit dem was die Geſchicke mir gewähren,
Geb' ich mich gern, wenn's immer geht, zufrieden;
Ich hab' um Kleines Klagen ſtets gemieden,
Und immer war mein Auge karg mit Zähren.

Doch was der Zukunft dunkle Götter nähren,
Hat mir zu Gunſten nie mein Wahn entſchieden.
Auf kein Verſprechen bau' ich feſt hienieden,
Und ſprech' im Lenze nicht von reifen Aehren.

Denn beſſer iſt es frohen Muths zu tragen,
Was Unerwünſchtes uns der Himmel ſendet,
Und zu genießen was er Gutes ſpendet;

Als Segen tollkühn ſich vorher zu ſagen,
Und ſeh'n wir dann das Unheil ſich erheben,
Uns lautem Jammer muthlos hinzugeben.

4.

Schön ſind ſie, ſchön des Jünglings frohe Jahre,
Wenn wir uns ſorglos jeder Luſt ergeben,
Uns Phantaſien von Ruhm und Glück umſchweben
Und wir ſo fern noch ſtehen von der Bahre.

Doch weil ich meinen Frühling nicht bewahre,
Hat darum wohl geringern Werth mein Leben?
Bin ich beengt in rühmlichem Beſtreben,
Weil ich des Strebens ganzen Ernſt erfahre?

Nein! reicher ſtrömt es aus der innern Quelle,
Die Götter reden, die mein Herz bewohnen,
Und nicht mehr thatlos träum' ich gold'ne Kronen.

Süß iſt der Mailuft wonnig warme Welle,
Wo ſelig tauſend Blüthendüfte ſchweifen,
Doch ſind auch ſüß die Früchte, wenn ſie reifen.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

(Fortsetzung.)

Gasbeleuchtung. — Gartenkultur. — Die Erreichsminister.

Eine sehr schätzbare Bibliothek ist auch die des Commerciums, die, obgleich von den Kaufleuten gestiftet und ihnen angehörend, auch andern mit der größten Liberalität zugänglich gemacht wird, sobald man einige Fürsprache hat. Ich selbst habe schon öfters seltene und kostbare Werke daraus erhalten. Der Bibliothekar ist ein eben so artiger, als kenntnißreicher Mann. Auch die „Harmonie," eine geschlossene Gesellschaft, hat eine hübsche Bibliothek, in der auch die schöne Literatur gehörig vertreten ist. In der „Börsenhalle" sind die wichtigsten in- und ausländischen Zeitungen, Journale, Broschüren u. s. w. aufgelegt; sie ist aber nur den Abonnenten zugänglich. Der Begründer dieses unseres „Lloyd," v. Hostrup, früher Manufakturist, ist durch die „Börsenhalle" und das damit verbundene Blatt gleichen Namens zu einem unserer reichsten Männer geworden und seit längerer Zeit sogar Obersalze. Sein prächtiges, eine Würde, die hier viel gilt und auch eintrüglich ist, da sie 3000 Mark abwirft. Daß jedes angesehene Kaufershaus, hier gewöhnlich Pavillons genannt, zahlreiche deutsche, englische und französische Zeitungen auflegt, versteht sich von selbst.

Die Beleuchtung der Stadt läßt, seit unsere Gasanstalt fertig ist, kaum einen Wunsch übrig und ist so glänzend, daß man Abends, wenn man die Stadt aus der Ferne betrachtet, einen hellen Lichtschein darüber schweben sieht. Indeß kommen in den Gebäuden, wo die Gasbeleuchtung eingeführt ist, immer noch mehr oder minder bedeutende Unfälle vor. Zum Theil sind die Leute noch nicht mit der Gefahr vertraut, die aus der geringsten Unvorsichtigkeit entstehen kann, zum Theil scheint auch bei der Anlage hie und da etwas versehen worden zu seyn. So hatten vor Kurzem die Gasröhren in einem Weinkeller, wir man behauptete durch den sterngen Frost, der aber in einem Keller nicht so arg gewesen seyn kann, dermaßen Schaden gelitten, daß sie eine Menge Gas hatten ausströmen lassen und die Gefahr einer Explosion so nahe lag, daß man den Keller mit Wache besetzen mußte, um großes Unglück zu verhüten. Durch eine wirkliche Explosion brannte ein Parterre gelegenes Waarenlager völlig aus, und die über demselben Wohnenden wurden nur durch den großen Eifer und die Geschicklichkeit unserer „Menschenretter" — so heißt ein Corps wackerer Männer, das es sich zur Aufgabe gestellt hat, bei ausbrechenden Feuersbrünsten das Leben Bedrohter zu retten — vom Feuertode bewahrt.

Wie weit man es hier in der Garten- und Fruchtkultur gebracht hat, das beweist der Umstand, daß unser Markt nicht nur den ganzen Winter hindurch mit den hier sehr beliebten Spargeln versehen war, sondern daß man zu Anfang dieses Jahres sogar reife Kirschen feil bot, die, obgleich das Stück mit einem halben Schilling — etwa fünf Pfennige — bezahlt wurde, schnell vergriffen waren. Die regelmäßig mehreremale im Jahr stattfindenden, mit Austheilung von Prämien verbundenen öffentlichen Frucht- und Blumenausstellungen tragen das ihrige dazu bei, diesen Gewerbszweig zu heben. Zugleich aber treiben so unsere Reichen dazu an, auf ihren schönen Villen Gewächshäuser unter Aufsicht geschickter Gärtner zu halten, um auf den wahrhaft zauberhaften Ausstellungen mit schönen und seltenen Gewächsen eigener Zucht glänzen zu können, und dadurch finden viele geschickte Gärtner ihr Brod. Die Senatoren Jenisch und Merck hier in Hamburg und Bauer in Altona haben Gewächshäuser, die es mit vielen fürstlichen aufnehmen können, und wo selbst der Botaniker von Fach viele nie zuvor gesehene Pflanzen finden mag. Anständigen Besuchern werden diese Gewächshäuser mit Freundlichkeit geöffnet. Die Kultur der oft wunderbar schönen und seltsam geformten Orchideen ist neben der der Fuchsien in diesem Augenblick die beliebteste. Durch die Schifffahrt werden uns die neuesten und seltensten Zierpflanzen aller Welttheile und Zonen mit Leichtigkeit zugeführt.

Es fehlt bei uns, trotz der ernsten Zeiten, nicht an Leuten, die einen guten Spaß nicht verschmähen und gern ein paar Mark daran wenden, ihn sich auf Kosten anderer zu verschaffen. In der Regel sind es Heirathsgesuche in den „Nachrichten," wo mit man Gimpel ködert. Ein solches, angeblich von einer Dame mit 30,000 Thalern ausgegangenes Gesuch, die zum Aequivalent für ihr vieles Geld nur einen jungen „rüstigen" Mann verlangte, soll drei- und neunzig Leichtgläubige nach dem Bazar gelockt haben, wo die Reflektirenden sich nach vorhergegangener schriftlicher Anzeige zur Schau auszustellen hatten. Die Scene muß köstlich gewesen seyn, wie diese drei- und neunzig „Rüstigen," von denen doch nur Einer der Glückliche seyn konnte, sich mit Ingrimm ansahen und jeder den andern zum Teufel wünschte. Der Spaß ist nicht neu, die Erfindung wohlfeil, aber immer ergötzt er noch das Publikum, und was seltsamer ist, immer findet er wieder seine Opfer. Hätte sich bei dem vorstehenden Falle die Militärkommission der Mühe der Inspektion dieser drei- und neunzig Rüstigen unterzogen, so würde sie manchen darunter entdeckt haben, der auf ihren Registern als Invalide figurirt.

Die beiden Reichsminister, die unsere Stadt geliefert hat, die Herrn Merck und Heckscher, sind wieder zu ihren Laren zurückgekehrt, und zwar der erstere als Leopoldsritter und Baron, was ihn, sollte unsere seitherige Verfassung fortbestehen, von allen Stadtämtern ausschließen würde. Dieß wäre zu bedauern, da dieser Mann, mit so vielem unverdienten Spott und Hohn er auch von mancher Seite überschüttet wird, im strengsten Sinn des Worts ein Ehrenmann und dabei kenntnißreich und intelligent ist, so daß er seiner Vaterstadt noch bedeutend hätte nützen können. Bei uns schließt nämlich der Besitz fremder Orden und Titel von allen Stadtämtern und Würden aus, aus welchem Grunde reiche Kaufleute, die sich mit solchen nicht behelligt sehen wollen, sich zum Consul irgend eines Duodezfürsten ernennen lassen, was ihnen wenig Arbeit gibt und sie gegen die Annahme von Ehrenämtern u. dgl. m. schützt. Wenn z. B. ein zum Senator Erwählter die ihm zugedachte Ehre ablehnen wollte, müßte er, wie ich glaube, innerhalb 24 Stunden die Stadt und deren Gebiet meiden, was natürlich überaus lästig wäre. Heckscher, zu Anfang der deutschen Erhebung, einer der Vorkämpfer für den Fortschritt, jetzt aber, seit er Hofluft geathmet, eben so eifriger Praktikenär als früher Agitator, soll seine Stellung in unserer Mitte jetzt so unhaltbar finden, daß er an's Auswandern denkt, und seit der Bürgerschaft, in der er dem so vielen verhaßten Reuner-Antwurf mit mehr Eifer als Glück das Wort redete, dürften hier keine Rosen, wohl aber recht viele Dornen auf seinem Lebenspfade sprießen. Wohl kann man dem gesinnungstüchtigen, redlichen politischen Gegner seine Achtung nicht versagen, aber der Abtrünnige hat sie für immer verscherzt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 65. Sonnabend den 17. März 1850.

Heute sind die Narren los,
Liebchen, öffne deinen Schoß,
Bleibt wohl einer hangen.
Goethe.

Wiener Früchtel.

II. Das getheilte Herz.

Zu Wien pflegen anständige Leute im Winter bei sauberem Wetter Mittags von zwölf bis zwei Uhr auf dem Graben, dem Kohlmarkt und auf den „nobeln" Basteien zu lustwandeln. Anständige Leute gehen Sonntags zu den Augustinern in's Amt, etwa auch zu den Michelern. Anständige Leute sind Abends im Schauspiel zu treffen. Anständige Leute besuchen vorzugsweise die Donnerstagsredoute; unter dieser Bezeichnung versteht der Wiener ausschließlich den großen Maskenball am fetten Donnerstag, den sie im Reiche wohl auch Weiberfastnacht nennen. Versteht ist übrigens hier nicht das rechte Wort, es muß heißen verstand. Die Redouten sind vorsündfluthliche Gebilde, begraben unter dem Flötzgebirge des Belagerungszustandes und anderer Märzerrungenschaften. Wer weiß, ob sie nicht für alle Zeiten zu den alten Mondscheinen gehören, woraus die lieben Engelein Sterne schnitzeln und wir Dichter Geschichten machen?

Der Leitenhuber-Poldl trat nicht bloß um des Anstandes willen zur Mittagszeit das Pflaster von der Dreifaltigkeitssäule bis zum Michelerplatz, den Sand der Basteien vom Paradeisgärtlein bis zum Stubenthor; nicht für die schönen Augen der Künstlerinnen richtete er sich zu Grunde, um Eintrittskarten in alle Schauspielhäuser zu erwerben. Auf der Wandelbahn wie im Schauspiel meinte er voll Ungeduld zu bersten, so wie er in der Kirche kaum Andacht genug austrieb, ein heißbegehrtes Wiedersehen zu erflehen. Seit Monden verzehrte ihn die Sehnsucht, wie er zuvor sie nie gekannt. Er hatte wohl hie und da bereits eine Liebschaft aufgegeben oder aufgeben müssen, aber sie war jedesmal schon zeitig gewesen, und da that das Abbrechen im Anfang freilich weh, doch welcht der Schmerz in kurzer Frist einem behaglichen Gefühl von Ruhe und Freiheit. Aber ein unreifes Verhältniß zu zerreißen, das ist „wider Sternenlauf und Schicksal," und der Student hatte es in der Gelehrsamkeit noch nicht so weit gebracht, um sich darüber hinwegzusetzen. Alle Bälle des Faschings waren „so g'wiß öd' und fad" gewesen, jetzt die Redoute vollends nicht zum Aushalten.

„Sie, Herr von Leitenhuber, so gehn's doch weiter!" — Ja, wenn er sich selber entlaufen könnte! Sobald er draußen wäre, würde er fürchten etwas zu versäumen und darum wiederkehren, um abermals am Eingang fünf Zwanziger zu erlegen. — Leute, die ein gutes Gedächtniß besitzen, werden sich erinnern, was für ein Ding das war, was ich eben leichtfertig genug beim Namen nannte. Der Zwanziger war ein Stück Silber mit Kopf und Wappen, wovon vor dem März fünfzehn Stück für eine Fünferbanknote gereicht wurden. Nach dem März ist's schier umgekehrt. Im Wurstlprater wird bei der egyptischen Mumie und dem ausgestopften Adler noch ein lebendiger Zwanziger gezeigt.

Eigentlich war's sehr schön auf der Redoute, was die Leute nämlich so heißen, voll zum Erdrücken, heiß zum Ersticken. Zahlreich und schwarz wie Dohlenschwärme beim alten Wartthurm wimmelte das männliche Volk in Frack und steifem Cylinder, ungezählt wie die Tauben des heiligen Marcus, aber nicht so einfärbig, die Frauenwelt. Und wie geistreich war die Unterhaltung! — „Ich kenne dich recht gut," sagte

Digitized by Google

die eine. — „So laß es keine Seele wissen, sonst könntest du mit der Wahrheit in's Geschrei kommen," versetzte der Poldl. — „Ich habe dich schon irgendwo gesehen," sprach die andere. — „Schon recht, ich gehe öfters hin." — „Du warst den Sommer einmal in Dornbach," flüsterte die dritte; „Einer aus dem Reich ist mit dir auf dem Holländerdörfchen droben gewesen." — „Wer sagt dir, daß er ein Fremder war? Hat er nicht grad ausgeschaut wie so ein rechter Wiener G'schwuf?" — „Aber die Selchwürstl hat er mit Messer und Gabel gegessen. Die Kutten macht lang noch nicht den Kapuziner."

Es geht halt nix über's „Seckiren," aber verstehen muß man's. Auf die Frage: „Wie findest du die zarten Thiere?" wird der Mißgelaunte, ohne darum ein Faust zu seyn, sofort antworten: „So abgeschmackt wie ich nur je was sah." Die Wohlgelaunten dagegen sagen mit Mephistopheles: „So ein Discours, wie dieser da, ist grade der, den ich am liebsten führe." Der Poldl aber wußte längst nicht mehr, wie eine fröhliche Stimmung thut.

Mitternacht war längst vorüber. Die Reihen lichteten sich. Zwei Masken fanden sich, die sich lange gesucht, nachdem sie im Gedränge, vielleicht nicht ganz ohne Vorbedacht, von einander gekommen. — „Wir müssen gehen, Toni," mahnte die eine mit leiser Stimme, als sollte kein unbescheidener Lauscher das Wort vernehmen. — „Nicht doch, liebe Jenny," antwortete die andere; „Ihnen zulieb habe ich mich den ganzen Fasching über eingesperrt, ärger als eine Nonne, keinen Schritt getanzt, keine Oper gehört, kurz wie eine Schnecke gelebt. Und warum eigentlich? Sind Sie vielleicht in der Trauer? Bewahre. Oder krank? Nichts weniger als das." — Empfindlich fragte Jenny: „Reut Sie das Opfer des tanzlosen Faschings? Das hätte ich wissen sollen. Mein Stolz würde mir Kraft verliehen haben, eine Trauer allein zu tragen, die tiefer ist als die selbstsüchtige Klage um den Verlust eines Verwandten. War's doch nicht kindischer Eigenwillen von mir, daß ich die Vergnügungen der Hauptstadt verschmähte, während ein wahlverwandtes theures Wesen für das bedrängte Vaterland —" — Antonie fuhr zusammen. Ein leises Ah! entschlüpfte ihren Lippen, während sie sich an Jennys Seite schmiegte. „Still, um des Himmels willen still!" raunte sie in der Freundin Ohr; „man hört uns!"

Jenny hatte allerdings im Eifer die Stimme etwas erhoben, im Grunde aber doch nur gedacht und nicht gesagt, was ein Spitzl nicht hätte vernehmen dürfen. Der junge Mann, welcher sich nach den Masken umsah, machte auch durchaus nicht das anscheinend dumme und gleichgültige Gesicht eines Spürhundes. Mit unbefangener Neugier betrachtete er die Gestalten, deren Rede ihn zum Umschauen gereizt. Woher also der Schrecken? Die drei bildeten zusammen eine maleriſche Gruppe. Ein wohlgewachsener junger Mann von mehr als Mittelgröße, feurigen Auges, frischen Antlitzes, gelockten Haars, unter der Adlernase den keck emporgewirbelten Hutzarenbart von tadelloser Schwärze; ihm gegenüber an einander geschmiegt die zwei schönen Masken, höchst einfach, aber um so kostbarer gekleidet, beide fast gleich an Größe und an auffallender Anmuth in den Formen der füllreichen Gestalt. Die gegenseitige Betrachtung dauerte nicht lange. Eingedenk der Freiheit, die ihnen die Vermummung gab, hingen sich die Masken rechts und links in Poldls Arm, um mit ihm auf und ab zu wandeln. Der Student ließ sie gewähren und harrte dem Maskenrecht gemäß der Eröffnung des Gespräches. Sie ließ nicht auf sich warten.

„Weßhalb haßt du nach uns den Kopf gewendet und uns so scharf vom Scheitel bis zur Sohle gemustert?" So lautete die erste Frage. Poldl antwortete etwas hochtrabend: „Ein edles Wort traf mein Ohr, in diesen Räumen fürwahr von unerhörtem Klang. Doch Unrecht hattet ihr, schöne Masken, über mein Umschauen zu erschrecken. Euer Schreck ist eigentlich eine Beleidigung für mich, die ich nur verzeihe, weil sie mir das Vergnügen eurer Begleitung verschafft." — „Du irrst in mehr als einer Beziehung, schöner Herr. Erstens hatten wir keinen Grund, ein großes Ohr zu fürchten, weil wir nichts Verfängliches geredet, zweitens kennen wir dich ja." — „Ihr kennt mich? Wie das Geschick seine Gaben doch so ungleich vertheilt! Ihr kennt mich und macht euch gar nichts draus; ich dagegen gäbe alles hin für die Freude, euch zu kennen, und werde vielleicht niemals dazu gelangen."

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(Fortsetzung.)

Gouverneur all dieser Schönen von Rastatt war Major Mahler, ein hübscher junger und galanter Mann, der sich zu diesem Posten trefflich eignete und diesem Theil seiner Dienstpflichten mit anerkennenswerther Hingebung vorstand, was auch von den Damen dankbar anerkannt wurde. Er selbst bewohnte eine besondere, vor der Galerie gelegene Casematte, wo nicht selten eine recht muntere Gesellschaft versammelt war. Wenn ich die Forts inspicirte, machte ich mir wohl auch das Vergnügen, diese mit weiblicher Garnison versehenen Casematten zu revidiren und mich zu erkundigen, wie man mit dem neuen

Digitized by Google

Fortkommandanten zufrieden ſey. Das Urtheil lautete allgemein dahin, daß er dem alten, nur von „Formation des Klumpens“ träumenden Major Ulrich bei weitem vorzuziehen ſey.

Ich hatte ſehr wenig Zeit zu geſellſchaftlicher Erholung, vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht war ich mit Geſchäften, und oft ſehr verdrießlicher Art überhäuft. Nicht nur, daß ich ganz allein alle Arbeiten des Generalſtabs verſah, mußte ich auch noch möglichſt die Unordnungen gut machen, die durch Tiedemann entſtanden, und überall helfen, ſchlichten und ausgleichen. Die Mittagsſtunde war die einzige, welche ich für mich hatte, und die Tiſchgenoſſen meine einzige Geſellſchaft. Es waren meiſt Sander, Heinſius, Dr. Welker, Dr. Neuhaus und einige Polen, die zum Kaffee hinkamen. Wir würfelten gewöhnlich den Kaffee heraus, woraus meiſt eine ernſtlichere Partie entſtand, bei der ich die Herren ließ, nachdem ich mein Scherflein geopfert oder, wie es kam, wohl auch einmal gewonnen hatte. Als Tiedemann ſich ebenfalls angewöhnte in die drei Könige zu kommen, flohen wir in das goldene Kreuz; unſer Gouverneur war kein angenehmer Geſellſchafter.

Da meine Wohnung am comfortabelſten eingerichtet war, ſo hatte ich mir ausgebeten, daß die Sitzungen des Kriegsraths ſtets in meinem Zimmer gehalten würden, wo es mir überlaſſen war für Wein, Bier und Cigarren zu ſorgen. Ich habe gefunden, daß die Deutſchen die Geſchäfte weit beſſer und gemüthlicher mit der Cigarre und hinter dem Glaſe, als trockenen Mundes abmachen. Der Kriegsrath beſtand aus Tiedemann, Biedenfeld, Böning, Heilig, Lang, Mahler, Leiner, Bieſele, Weik, Jakobi, Lefebre, Göge, Szertuski, Neumark, Fach und mir, kurz aus den Chefs der verſchiedenen Corps und den Fortskommandanten. Eines der Mitglieder führte das Protokoll und Tiedemann den Vorſitz. Dieſer Kriegsrath hielt keine beſtimmten Sitzungen, ſondern kam zuſammen, wenn ihn Tiedemann aus irgend welchen Gründen berief. Ich ſprach ſelten, allein man legte Gewicht auf meine Meinung und gegen meinen Willen iſt nie etwas entſchieden worden.

Die Preußen ließen uns den Ausfall auf Rheinau nicht ſo hingehen. Eines Morgens ganz früh ward ich durch meinen Adjutanten geweckt, der mich heftig am Arm rüttelte. Ich hatte die Alarmſchüſſe unter meinem Fenſter überhört, ſo ſehr war ich bereits an den Kanonendonner gewöhnt. Ich merkte bald, daß es dießmal die Preußen mit dem Beſchießen etwas ernſtlicher meinten als das erſtemal. Sie beſchoſſen Raſtatt einige Stunden lang mit zwölf- und achtzölligen Bomben, ſo wie mit Vierundzwanzigpfündern und anderm Geſchütz.

Eine zwölfzöllige Bombe wiegt ungefüllt 175 Pfund, gefüllt etwa 185. Ein ſolches Ding ſchlägt durch alle Räume des Hauſes bis in den Keller hinunter und macht einen ganz ordentlichen Lärm, wenn es platz. Dießmal platzten die Bomben nicht in der Luft, ſondern nachdem ſie niedergefallen waren. Drei oder vier ſchlugen in's Schloß, eine mir gerade gegenüber in den Flügel, eine hinter meiner Wohnung in die Montirungskammer und eine vor meinem Fenſter auf den Hof. In Privathäuſer und auf die Straße, wie auch in die Feſtungswerke fielen eine Menge, jedoch ohne Schaden anzurichten, denn dießmal waren die Pompiers ſchnell bei der Hand und löſchten jedes Feuer im Entſtehen. So viel ich weiß, iſt durch die Bomben nicht Ein Bürger getödtet oder verwundet worden. Ein Dragoner, der auf dem Marktplatz hielt, wurde von einer zurückprallenden vierundzwanzigpfündigen Kugel erſchlagen. Ueberhaupt thaten die vierundzwanzigpfündigen Kugeln verhältnißmäßig weit größere Wirkung als die Bomben. Ich hätte nie geglaubt, daß ſie, in ſo ſtarkem Bogen geſchoſſen, noch ſo viel Kraft haben könnten. Sie ſchlugen durch ziemlich dicke Mauern und erſchreckten viele Bürger, in deren Zimmern ſie umherfuhren.

Wenn man den Wall entlang ritt, vernahm man ein merkwürdiges Concert. Weit intereſſanter als das Gebrüll der eigenen Geſchütze, welche wacker mitſprachen, war uns Allen das Sauſen der gegen die Feſtung herankommenden Bomben und Vollkugeln. Die Bomben hört man ſchon ſehr weit, und es iſt ein ſonderbares Gefühl, wenn eine Kugel von ſolchem Kaliber ziemlich nahe über dem Kopf weg geht. Früher hatte ich immer gedacht, es gehöre viel Muth dazu, bei ſolchem Feuer kaltblütig zu bleiben; allein man gewöhnt ſich ſehr ſchnell daran. Auch bemerkte ich bei dieſer Gelegenheit unter und nicht viel Haſenfüße. Den „Retirimichel“ ſah ich an einem vollkommen gedeckten Platz im Fort B. und weiß heute noch nicht, was er da zu ſuchen hatte. — Es war übrigens gar nicht ſchön von den Preußen, daß ſie auf die Häuſer der Bürger ſchoſſen, und gar nicht fromm, daß ſie Bomben in die Kirche werfen wollten. Ihrer zwei ſchlugen große Löcher in das Steinpflaſter dicht vor derſelben.

Intereſſant war es mir, daß ich, als ich die Stücke der Bomben betrachtete, ſie als die erkannte, welche ich in Mannheim hatte laboriren laſſen. Die Preußen hatten in der That den zwölfzölligen und den achtzölligen Mörſer, die ich dort Ludwigshafen gegenüber aufgeſtellt hatte, nach Raſtatt heraufbringen laſſen. Ich bedauerte damals immer, daß ich die Wirkung dieſer Mörſer nicht ſehen würde; nun war mein Wunſch erfüllt. Die beiden Mörſer und ein

Digitized by Google

Vierundzwanzigpfünder waren am Eisenbahndamm hinter dem Rauenthaler Wald aufgestellt, und damit sie ihren Gruß nicht wiederholen konnten, machte ich den Vorschlag, sie durch einen Ausfall zu nehmen. Dieser sollte am Montag Morgens um drei Uhr stattfinden; allein Tiedemann hatte wieder andere Ansichten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

(Schluß.)

Aus dem gemeinen Leben. — Winter. — Gauner.

Wie einträglich das Bettlerhandwerk in unserer Stadt seyn muß, davon nur ein Beispiel. Die Herren Insassen einer bekannten Bettlerherberge — ob auch Damen das Fest gefeiert, darüber schweigt die Chronik — kamen überein, des Jahres letzte Stunden durch ein Fest zu feiern. Zu dem Ende wurden große Anstalten getroffen; man sammelte im Laufe des Tages, und zwar mit so glücklichem Erfolge, Geld ein, daß Manche seine fünf bis sechs blanke preußische Thaler auf den Tisch werfen konnte, und traf demnach die Einrichtungen. Nicht die früher so bekannten Großmann'schen „sechs Schüsseln," bei denen es nur Schaugerichte gab, sondern wirkliche, schmackhafteee und sättigende, wurden aufgetischt und nicht nur weiße und rothe Bordeauxweine flossen, sondern auch Champagnerpfröpfe knallten gegen die Decke. An Toast's wird's nicht gefehlt haben. Die Herren Bettler sollen seelenvergnügt gewesen seyn und nichts mehr bedauert haben, als daß kein Eugen Sue gegenwärtig war, um das ihm gebotene Bild würdig in den Rahmen eines neuen Romans zu fassen und somit es der Nachwelt zu überliefern. — Ein ähnliches Fest, nur mit etwas veränderten Dekorationen, fand am selben Sylvesterabende in der Wohnung der Oberpriesterin einer sehr unreinen Gottheit statt. Die genauesten Freunde der Damen waren dazu geladen worden und hatten die Ehre nicht abgelehnt; die leckren Speisen dampften auf dem Tische, die Champagnerpfropfen knallten, die Schönen waren wunderschön geschminkt; da, inmitten der Fröhlichkeit, erschallt der Schreckensruf: Feuer! und im selben Augenblick erfüllten auch schon Rauchwolken die heiligen Hallen. Es war keine Zeit zu verlieren, da das Feuer im Hause selbst ausgebrochen war. Alles floh, wie es ging und stand, in die mit grimmiger Kälte, Eis, Nacht und Schnee erfüllten Gassen hinaus. „Wasser! Wasser!" rief man von allen Seiten und die zuerst von dem rettenden Strahl getroffenen waren die Priesterinnen, deren Schminke mit dem Wasser von ihren Wangen triefte. Das Geschrei derselben, die Angst, die Verwirrung, dazwischen das Fluchen der zur Rettung Herbeigeeilten, wie die Witze der Gassenjugend sollen ein unübertreffliches ergötzliches Quodlibet dargeboten haben, vollkommen würdig durch den Pinsel eines Hogarth verewigt zu werden. Eine andere Feuersbrunst wird wahrscheinlich einen tragischern Ausgang haben. Ein jüdisches Ehepaar, angeblich dem Kaufmannsstande angehörig, bezog zugleich mit einem fremden jüdischen Schlächtergesellen und einem angeblichen Rabbiner aus Bukarest ein Haus in einem unserer Gänge und etablirte dort nach hinten hinaus ein Waarenlager. In diesem kam, ohne daß man angeben konnte wie, Feuer aus und es wurde gänzlich von den Flammen verzehrt. Jetzt trat der Kaufmann mit seinen Ansprüchen an eine Entschädigung von nicht weniger als 100,000 Mark hervor. Er hatte zweihundert Pfund orientalischen Rosenöls — bekanntlich ein sehr theurer Artikel — einhundert Pfund Bernstein u. s. w. bei verschiedenen englischen und deutschen Assecuranzcompagnien, und zwar gegen eine sehr hohe Prämie, versichern lassen und forderte nun dieselben zur Bezahlung der 100,000 Mark auf, weil diese theuren Artikel mit verbrannt seyn sollten. Nun hatten aber die Nachbarn und die zur Rettung Herbeigeeilten wohl Rauch, aber kein Rosenöl gerochen, und somit hielt es die Polizei für nöthig, sich der Hausgenossenschaft zu versichern; der Rabbiner war entkommen, die drei andern konnten aber in Sicherheit gebracht werden. — Unsere Gassen boten im Laufe dieses wechselvollen Winters ein Bild großer Vernachlässigung. Für das Kufeisen und Schneefegen war so wenig gethan worden, daß in manchen Gassen nur mit vielicher Lebensgefahr fortzukommen war. Auch sind eine Menge Unglücksfälle angezeigt worden, Arm- und Beinbrüche, Quetschungen durch umgestürzte, schwer beladene Fuhrwerke, Ohnmachte u. s. w. Bei der strengen Kälte sind auch einige Personen erfroren und eine Schildwache ward erstarrt auf ihrem Posten gefunden. Das Thauwetter mußte die Gassenreinigung übernehmen. — Durch die Einstellung der Arbeiten sind jetzt häufiger als sonst Exemplare der bekannten Berliner Industrieritterschaft zugeführt und die frühere Sicherheit unserer Stadt ist in das Gegentheil umgewandelt worden. Sonst konnte man spät am Abend, ja in tiefer Nacht, ohne Begleitung durch Stadt und Vorstädte wandern, was ich jetzt Niemanden rathen möchte. Auch vermehren sich die Diebstähle und Einbrüche auf beunruhigende Weise; namentlich wird die Zeit der Abenddämmerung zur Beraubung der Kaufläden benutzt. Fast in jeder Woche kommen freche Diebstähle vor, die zum Theil recht geschickt ausgeführt werden. Die Diebe haben sichtbar ihre Studien bei den Herrn Sue und Vidocq gemacht und machen ihren Lehrmeistern alle Ehre. Die Schriften der genannten Autoren sollen auf den Index gesetzt und mit eben der unerbittlichen Strenge aus den Lehrbibliotheken verbannt werden, mit der Napoleon der Große gewisse andere unsittliche Werke verfolgte. Woher aber nähme man dazu Zeit und Polizeileute, da man von ersterer seit zwei Jahren noch nicht einmal so viel fand, um Schwurgerichte einzuführen, und unsere Polizeibeamten überwoll mit Demeeleatenrichereí, Clubs- und Vereinsbewachung, Preßvergehen, Verhaftungen mißliebiger Redakteure und Schriftsteller zu thun haben?

Eine höchst schätzbare Sammlung hebräischer Handschriften, die von einem jüdischen Gelehrten, Namens Michael, hinterlassen wurde, ist nach England gekommen und der Bodleyana zu Oxford einverleibt worden. In Deutschland fand sich kein Käufer dafür, obgleich diese von Kennern auf 20,000 Thaler geschätzte Sammlung endlich zu 7000 Thalern ausgeboten wurde. — Von Literatur und Theater das nächstemal.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 66. Montag den 18. März 1850.

— I did send to you for gold,
Which you denied me. Was that done like Cassius?
Shakespeare.

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(Fortsetzung.)

Mein Gehalt als Obristlieutenant belief sich auf 185 fl. monatlich, und außerdem sollte ich für den Tag 3 fl. 30 kr. Feldzulage erhalten. Ich verzichtete indessen mit sämmtlichen Stabsoffizieren auf letztere und erklärte, während der Belagerung nur 4 fl. täglichen Gehalt nehmen zu wollen. Nun hatte ich aber im Ganzen nur 150 fl. erhalten, während man andern Offizieren längst ihr ganzes Guthaben ausbezahlt hatte. Da ich mich vollständig equipirt hatte, ging mein Geld stark zur Neige und ich verlangte daher von Tiedemann eine Anweisung auf meine Rückstände. Er suchte aber fortwährend Ausflüchte und ich erhielt nichts. Heinsius und einige andere Offiziere waren in derselben Lage. Da wollten wir wenigstens unsern Gehalt seit der Ankunft in Rastatt haben, und endlich stellte auch der Gouverneur die Anweisung aus. Aber der Kriegskassier Baisel verweigerte die Zahlung und hatte die Unverschämtheit zu sagen, er könne den Gehalt nur gegen Vorzeigung des Patents von der provisorischen Regierung auszahlen. Nun hatten in der ganzen Armee vielleicht nur acht bis zehn Offiziere dergleichen Anstellungsdekrete, denn wirkliche Patente waren gar nicht ausgegeben worden. Müde dieser Scherereien und Plackereien wegen einiger armseligen Gulden, die man jedoch zum Lebensunterhalt brauchte, beschloß ich denselben ein Ende zu machen, indem ich Tiedemann zwang, energisch gegen dieses personificirte Rechenexempel von Kassier aufzutreten, welcher alle Geschäfte durch seine Quängeleien unendlich erschwerte. Ich schrieb also an Tiedemann: ich habe bisher in dem Wahn gestanden, Offizier der provisorischen Regierung zu seyn. Herr Baisel, indem er seine Anweisung zurückgewiesen, habe mich zugleich darüber belehrt, daß nur diejenigen als Offiziere betrachtet werden könnten, welche Patente vorzuweisen hätten. Da ich nun ein solches nicht besitze und keinen Rang usurpiren wolle, so möge er mich von nun an weder als Chef des Generalstabs, noch als Offizier betrachten.

Ich erhielt den Brief erbrochen mit der Bemerkung zurück, der Gouverneur könne diese Zeilen kurz vor einem Ausfall nicht annehmen. Tiedemann hatte also, wie ich erst dadurch erfuhr, für den Nachmittag den Ausfall beschlossen, den ich auf den andern Morgen festgesetzt und wozu ich die Disposition noch nicht entworfen hatte. Ich blieb indessen bei meinem Entschluß. Ich wollte Tiedemann zeigen, daß ich, wenn es darauf ankäme, noch weit eigensinniger seyn könnte als er. Nach einer Weile schickte Tiedemann einen Adjutanten und ließ mich bitten zu Pferde zu steigen, da er eben mit den Truppen ausmarschiren wolle. Ich ließ ihm viel Vergnügen wünschen und sagen, er habe meinen Entschluß bereits schriftlich vernommen.

Heinsius fing an unruhig zu werden und fragte: „Na, was machen wir nun?“ — „Wir bleiben ruhig hier.“ — „J, das geht doch nicht.“ — „Nun gut,“ sagte ich, „damit Tiedemann nicht am Ende denkt, ich habe diese Schwierigkeit erhoben, nur um vom Gefecht wegzubleiben, so will ich hinausreiten, aber nicht in Uniform, sondern als Zuschauer in der Blouse, ohne andere Waffe als die Reitpeitsche.“ — Heinsius fand den Vorschlag „toll genug“ und beschloß meinem Beispiel zu folgen. — Als wir zum Carlsruher Thor hinaus nach dem Bahnhof und über das Feld nach dem Wald

Digitized by Google

zu galoppiren, konnten ſich die Soldaten und Offiziere meine und Heinſius Maskerade nicht erklären. Ich hatte mir ein ſcharlachrothes Tuch loder um den Hals gebunden und ſah aus wie ein ächter Freiſchärler.

Tiedemann hatte die Geſchütze auf der Eiſenbahn vorrücken laſſen, wo ſie ſich nicht recht drehen noch wenden konnten, und ſein Feuer gegen den Wald eröffnet, der von preußiſcher Infanterie mit Nadelflinten beſetzt war. Das Freiburger erſte Aufgebot war längs dem Damm der Eiſenbahn, durch denſelben gedeckt, fortgegangen und eröffnete, hinter demſelben liegend, ſein Feuer gegen den Wald, ſtatt ſchnell gegen denſelben vorzugehen. Links von der Eiſenbahn ſtand ein Bataillon des dritten Regiments, welches von Major Weik geführt wurde, eben im Begriff ſeine Tirailleurlinie gegen den Wald vorzuſchicken. Die Anordnung gefiel mir ſehr ſchlecht. Die Geſchütze waren ſo ungeſchickt als möglich poſtirt, da ſie auf dem hohen Bahndamm wie auf dem Präſentirteller ſtanden und die Artilleriſten und Pferde ſo freiſtehend die herrlichſte Zielſcheibe boten. Die Artillerie auf dem Damm war ganz unnütz, zumal man von den Wällen aus den Wald nach allen Richtungen beſchießen konnte.

Hätte ich die Dispoſition zu machen gehabt, ſo wurde das Gefecht mit einem furchtbaren Feuer aus allen Geſchützen des obern Anſchluſſes zumal gegen den Wald eröffnet. Unter dem Schutz dieſes Feuers und gedeckt durch den Bahndamm, mußte ein Bataillon vorgehen und ſchnell und entſchloſſen die ſchmale Seite des Waldes angreifen. In demſelben Augenblick rückte ein anderes, durch eine Tirailleurlinie gedeckt, gegen die breite Seite des Waldes vor, während einige Geſchütze vom Bahndamm oder vom linken Flügel aus dieſen Angriff unterſtützten. Der rechte Flügel war durch die Murg gedeckt, und wollte der Feind von Niederbühl her Verſtärkung über die Brücke ſchicken, ſo würde ihm Jakobi vom Fort A ſchon gedient haben. Gegen einen unvermutheten Angriff des linken Flügels konnte man ſich durch einen Haken und durch das Feuer der Geſchütze von Fort B ſichern. Ehe Verſtärkung von Kuppenheim herbei kommen konnte, mußten der Wald und die ſchweren Geſchütze des Feindes genommen ſeyn, zumal die Preußen bei dieſem Gefecht nicht einen einzigen Kanonenſchuß thaten. Man erzählt, die Herrn Artillerieoffiziere ſeyen an dem ſchönen Sonntag ſämmtlich in Baden-Baden und die Geſchütze daher ohne Commando geweſen. Durch ſeine Langſamkeit ließ Tiedemann dem Feinde, der anfangs ſehr ſchwach war, Zeit ſich zu verſtärken, und es wäre nur mit außerordentlichem Verluſt möglich geweſen den Wald zu nehmen.

Als wir auf dem Schlachtfelde ankamen, ſagte Heinſius zu mir: „Mir ſcheint's übrigens gar nicht nothwendig, daß wir als Zuſchauer uns todtſchießen laſſen, und ich dächte, wir ſuchten uns einen Platz, wo wir die Sache bequem mit anſehen können.“ — „Komm nur mit mir,“ antwortete ich, „wir wollen uns irgendwo ſicher aufſtellen.“ Damit ritt ich auf der linken Seite des Bahndamms vor bis in die Höhe der Geſchütze und hielt, gedeckt durch eine Erhebung des Terrains, aber keineswegs genügend. In dieſem Augenblicke gingen die Tirailleurs des dritten Regiments gegen den Wald vor und es hagelte uns aus demſelben ein entſetzliches Kleingewehrfeuer entgegen. Wir hatten das Vergnügen, gerade in der Schußlinie zu ſtehen und die Kugeln umſausten uns wie ein Bienenſchwarm.

Als mein Rappe die erſten Kugeln vorbeipfeifen hörte, zuckte er jedesmal krampfhaft zuſammen; als aber das Pfeifen immer ärger wurde, ſtreckte er die Vorderfüße vor ſich hin, ſeine Nüstern ſperrten ſich weit auf und die Augen, mit denen er nach dem Walde ſtarrte, traten ihm förmlich aus dem Kopf heraus. Endlich fing er an zu zittern und machte Miene in die Knie zu ſinken, ſo daß ich es für beſſer hielt abzuſteigen. Heinſius ſchien es durchaus nicht wohl auf ſeinem Pferde und er verhehlte es auch gar nicht. „Na, das nennſt du eine ſichere Aufſtellung? Ich mache daß ich hier fortkomme.“ Damit ritt er nach dem Bahnhof zurück.

(Fortſetzung folgt.)

Das getheilte Herz.

(Fortſetzung.)

Seit Leopold in ſtiller Sehnſucht die ungariſche Gräfin liebte, deren Namen, „halb gequakt und halb gepfiffen,“ er nie vernommen, war er noch viel ariſtokratiſcher geworden, als er ohnehin von Natur ſchon geweſen; und das hieß nicht wenig, wie denn überhaupt die Wiener in tiefer Verehrung gegen Fürſten und Grafen den Engländern nichts nachgeben, vielleicht zum Zeichen, daß auch ſie für eine Magna Charta geboren ſind. Er hatte bisher die vielen Masken, welche ihn angerechet, ziemlich ſchnöde behandelt, — um Fiammetta's willen, wie er ſich ſelber vorredete. Aber die eine hatte in der That allerlei Geſchmeide, Halsketten, Armſpangen, Ringe und dergleichen mehr auffallend zur Schau getragen, die andere ſonſtigen Flitterſtaat in buntem Aufputz, wieder eine die Handſchuhe vom letzten Balle her angehabt, und eine andere unbeſcheiden nach Patchouli geduftet, während jetzt die koſtſpielige vornehme Einfachheit aus einem Guß ihm Achtung und Theilnahme einflößte. Es blieb nicht bei der erſten Höflichkeit und auch nicht bei der zweiten oder dritten Anſpielung von mehr als

Digitized by Google

höflichem Gehalt. Des Studenten Aufmerkſamkeiten, die anfangs beiden Masken gegolten, leiteten ſich unvermerkt nach einer Seite hin, ſo daß er es kaum wahrnahm, als die eine Dame ſeine Arm fahren ließ. Es kam ihm bald genug vor, als ſey die Maske an ſeiner Seite mehr als genug, ihn die ganze übrige Welt vergeſſen zu laſſen; auch nicht ein flüchtiger Gedanke an Fiammetta ſtörte den holden Taumel. Dem treuloſen Gedächtniß mußte eine Anregung von außen zu unerbetener Hülfe kommen.

Die Scheideſtunde ſchlug. Der Saal hatte ſich ziemlich geleert, zweimal ſchon die Begleiterin zum Aufbruch gemahnt; zum drittenmal durfte ſie nicht abgewieſen werden. Das Zögern der Maske, ſich von ihm zu trennen, gab Leopold den Muth, um ein Stelldichein zum Wiederſehen zu bitten. — „Am Sonntag im Amt bei Maria-Stiegen,“ ſagte die Maske lachenden Mundes; „ich trage einen ſchwarzen Hut mit dunklem Schleier.“ — Der Student wurde überaus betrübt. „Ich glaubte ein beſſeres Loos verdient zu haben,“ entgegnete er vorwurfsvollen Tons, „als wie jeder andere Hafenfuß dahin beſtellt zu werden, wohin kaum ein halbgewachſener Ritter von der Elle mehr ſich locken läßt. Zu Maria-Stiegen ſtehen die alten Weiber an der Pforte, um die jungen Herrn zu muſtern, die ſich ſo ſauber papierlen laſſen. Gib mir einen beſſern Beſcheid.“ — „Das laß ich ſein bleiben,“ antwortete die Maske; „mir iſt es lieber anzuführen als angeführt zu ſeyn.“ — „Wie, bildeſt du dir ein, ich würde nicht kommen?“ — „Das mein' ich ſteif und feſt, mein ſchöner Herr. Wir kennen dich ja recht gut. Du gehſt darauf aus, Eroberungen zu machen, um deine Eitelkeit zu befriedigen; ſobald du Eindruck hervorgebracht zu haben dir ſchmeichelſt, ſo flatterſt du weiter. Wohl bekomm's, ich habe ja nichts dagegen, ſo lange es nicht mich betrifft. B'hüt Gott, nix für ungut! Addio, Don Giovanni!“

Die zwei Masken tänzelten davon. Dem Schüler fiel die Erinnerung an Fiammetta ſchwer auf's Herz. Wenn er ſich auch ſagen durfte, daß ſein plötzliches Verſchwinden vom Poſten am Fenſter nicht ſeine Schuld geweſen, ſo konnte er die Treuloſigkeit der heutigen Nacht keiner Frau von Kirchweger zur Laſt ſchreiben. Seiner ſchönen Unbekannten, die er nur vom Anſehen liebte, hatte ihn eine unbekannte Dame abſpenſtig gemacht durch den Klang der Stimme, durch den Reiz der Unterhaltung, und da ihm nun die Erinnerung an Fiammetta wieder kam, wußte er nicht recht, ob er Fiammetta's Züge der Larve, oder den Geiſt der Larve ſammt der wohllautenden Stimme der ehemaligen Nachbarin mit dem Goldhaar wünſchen ſolle. Sein Herz fand ſich urplötzlich getheilt zwiſchen dem Bild ohne Stimme und der Stimme ohne Bild. Für jene wäre er gern zum Pygmalion geworden, und wenn dieſe Echo war, ſo durfte ihn doch Niemand darum für einen Narciſſus ausgeben. Welche haarſcharfe Unterſcheidungen des verliebten Zwieſpalts den Jüngling mit dem getheilten Herzen keineswegs hinderten, den Masken nachzueilen. Sie ſtiegen in einen Fiaker, Leopold in den nächſten. „Heimlich nachfahren!“ ſagte er dazu. Auf ſolche Fahrten iſt ein Wiener Fiaker abgerichtet, wie ſonſt noch auf mancherlei Ränke und Schwänke. Das Gefährt raſſelte von dannen und hielt endlich vor einem Hausthor.

Der Kutſcher fragte den Herrn im Wagen: „Eur Gnaden, ihre Gnaden werden ſchon d'Stiegn 'nauf ſeyn; muß i läuten?“ — „Nur zu.“ — Die Hausglocke ſchellte, der Hausmeiſter ſchlurfte herbei und an den Wagen hin; in ſeine ausgeſtreckte Hand fielen ſtatt der erwarteten Kupferkreuzer ein paar von den gewiſſen Silberlingen, deren Namen nur zu denken Papa Welden nächſtens verbieten wird. An den hellen Klang der Gabe ſchloß ſich die Frage nach den zwei Masken. Die Antwort hieß: „Die zwei Kleidernäherinnen aus dem dritten Stock, hinten hinaus, Nummer vierzehn.“ — „Schurke, du lügſt!“ fuhr Poldl den Hausmeiſter an. — „Ja ſo,“ rief der, „hab' Ihnen halt für 'n Spadiſankerl g'halten, Eur Gnaden halten zu Gnaden: 's war die gnädige Frau Gräfin von Baranidowitſch. Sie hat aber gar lang kein'n Brief mehr kriegt, und kein Menſch iſt zu ihr 'kommen. Aufpaßt hab' i ja wie 'n Haftelmacher.“

Offenbar hielt der Hausmeiſter den Studenten für einen Spitzel. Was Wunder, wenn dem guten redlichen Leitenhuber darob die Galle ſtieg, und er nicht daran dachte, daß er nur dieſem Irrthum die erhaltene Auskunft verdankte? — „Lump, verdammter Hannak!“ rief er entrüſtet, „meinſt du etwa, ich ſey ein Raderer?“ — „So, der Herr iſt kein Vertrauter,?“ fuhr der enttäuſchte Hausmeiſter grob heraus; „da hat der Herr jetzt alle Zeit, mir aus'm Salat außi z'gehn, oder i weiß' ihm Weg und Steg. Meint der Herr, i mach' ihm für ſeine zwei Zwanziger d'ganze Nacht 'n Narr'n, wenn er doch keine Polizei iſt? Und ſchimpfen will er no a?“

Der Leitenhuber-Poldl zog das Wagenfenſter auf und hieß den Kutſcher zufahren. Das Haus hatte er ſich wohl gemerkt. Es lag unfern ſeiner frühern Wohnung, die zwölf Gulden und ein Herz gekoſtet. Oft genug hatte er die Einfahrt betrachtet, wenn er auf ſeinen Irrfahrten nach der ungariſchen Gräfin durch die enge Seitengaſſe gekommen. Ungeſchickt war's freilich, daß er's mit dem Hausmeiſter verdorben, wie früher mit der Kirchweger; doch konnte er dießmal keine rechte Reue empfinden. Es gibt halt Ungeſchicklichkeiten, die einer begehen muß, wenn's auch den Kragen koſtete, und vom Kragen war hier noch lang keine Rede.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem ſüdlichen Frankreich, März.

Witterung. — Le fou de Marseille.

Das Wunderliche, Ungeſchlachte und Ungefüge in Wind und Wetter machte es uns vor Kurzem faſt unglaublich, daß wir im mittäglichen Frankreich, in der wegen der Milde ihres Klimas weltberühmten Provence leben, wenn man das leben nennen kann, was wir ſeit einigen Wochen ausgeſtanden haben. Ueber einen Monat hatten wir grönländiſche Kälte, die unſern Oel-, Feigen- und Granatbäumen ſehr ſchädlich war und ſogar hungerige Wölfe aus den Pyrenäen herunter in unſere Nähe trieb, dazu Schnee und Eis in Maſſen, unheimlicher aus unſern freſtigen, ſchlechtverſchloſſenen Häuſern ins Zimmern anzuſchauen, als im Norden. Die Fremden, die in Hyères und Cannes dem Winter entgehen wollten, ſind ihm bei der Abweſenheit des nordiſchen Heizungscomfort gerade in die ſtarren Arme gelaufen. Dann kam ohne allen Uebergang auf einmal milde, heſperiſche Luft, wie ſich's bei uns gehört und gebührt. Kaum hatten wir darüber unſere Freude mit der Hoffnung ausgeſprochen, daß nun wohl das Schlimmſte vom Winter überſtanden ſey, ſo kam ein furchtbarer Orkan, wie Marſeille und die ganze Südküſte vielleicht noch keinen erlebt haben. Der Miſtral iſt bei uns, wie ſeine häßliche Schweſter, die Bora in Triest, oft ungeheim, grob und rau, aber ein ſo unbändiges Toben und Wüthen hatte ihm Niemand zugetraut. Ganze Dächerreihen krachten und ſtelen, oder eigentlich ſtelen ſie nicht, denn ſie kamen nicht zur Erde, weil ſie der Sturm in Staub und Stücken fortriß. Die Thürme waren ihres Schloſſes und Beſtehens ſo wenig ſicher, als mannsſtarke, geſunde Bäume. In den Straßen waren die wie große Raben und Dohlen herumfliegenden Hüte gar komiſch anzuſehen; nicht ſo die Schiffe, die im Hafen doch auf und ab, hinüber und herüber gegen ihre Nachbarn getrieben und geſtoßen wurden, ſchauerlich krachten und alle Augenblicke den Todesſtoß erwarteten. Das Schreien der Schiffsleute war ganz umſonſt, ſelbſt von benachbarten Fahrzeugen hörte man einander nicht, und doch iſt nur Ein Unglück geſchehen. Die ſchwediſche Corvette Lagerbjelke von achtzehn Kanonen, Capitän Löwenberg, lag im Hafen Joliette, wurde vom Sturm von ihren Ankern losgeriſſen und fuhr ſich im Schlamm feſt. — In der folgenden Nacht brach ſich der Sturm, was man hier crever nennt, und es folgte demſelben völlige Windſtille. Dann kam wieder trüber, grauer Himmel mit Schneegeſtöber, Hagel und entſetzlichen Donnerſchlägen, wobei unſere Straßen vier-und-zwanzig Stunden lang ganz ungangbar wurden.

Außer dieſen Stürmen hatte unſere Rhede noch von einem Umſtand zu leiden, der für Handel und Wandel höchſt nachtheilig war. Lange herrſchte Landwind, der die von Oſten und Weſten kommenden Schiffe nicht in unſere Häfen einlaufen läßt. Die Schiffscapitäne ſtehen Tantalusqualen aus; ſie kommen in die Nähe von Marſeille, ſie ſehen die Häfen vor ſich liegen und können doch wochenlang trotz aller Anſtrengungen nicht hinein, ſondern müſſen in einem der entlegenen kleinern und weniger ſichern Häfen an der Küſte einlaufen. So ging es dießmal einen Monat lang mehr als hundertundfünfzig Schiffen, die vom Cap Creux bis zu den Hyèren zerſtreut lagen und nicht hieher kommen konnten. Unſere Fabriken in Zucker, Oel und Seife litten ſehr darunter, aus Mangel an Rohſtoffen mußten ſie einen Theil ihrer Arbeiten einſtellen und ihre Leute unbeſchäftigt laſſen, andere Nachtheile für Handel und Verkehr ungerechnet. Bisher iſt hier nicht das geringſte geſchehen, um dieſem Uebelſtand abzuhelfen, und doch wäre dieß ſehr leicht, wenn man thun wollte, was in gleichen Fällen in England geſchieht. Da läßt die Admiralität gleich Dampfſchiffe des Staats auslaufen, die den nothleidenden Fahrzeugen nicht nur Lebensmittel bringen, ſondern ſie auch in den nächſten Hafen führen. Dadurch werden Handel und Schifffahrt vor großen Geſahren und Verluſten behütet. Wie leicht wäre es bei ſolchen Landwinden drei oder vier Dampfſregatten aus dem nahen Toulon zu entſenden, die in vier-und-zwanzig Stunden mehr als hundert Schiffe in unſer Hafenbecken führen könnten! Dieſes Mittel wäre ganz einfach, da dieſe Landwinde zwar ſtark genug ſind, um Kauffahrteiſchiffe mit Segeln zurückzuhalten, nicht aber Dampfſregatten, von denen jede bequem zwei Fahrzeuge gegen den Wind bugſiren könnte. — Vielleicht könnte auch die neue Wunderarche unſeres Mechanikers Lieautier dieſem Uebelſtand abhelfen. In den erſten Tagen dieſes Jahres gerieth nämlich Marſeille in merkwürdige Aufregung, nicht wieder in demokratiſch-ſocialiſtiſche, mit Lärm und Pöbelaufzug, ſondern über ein kleines, hübſches Schiff, genannt der »ſou de Marseille,« das frei wie der Gedanke gegen Wind und Wetter, ohne Ruder, Maſt, Segel, Dampf, Kamin, Räder oder Schraube keck in unſern Hafen lief und ſich darin leicht wie ein Fiſch hin- und herbewegte, drehte und wendete. Sie können ſich denken, wie die Leute hinzu liefen und das geheimnißvolle Schiff anſtaunten, aus dem Niemand klug werden konnte und von dem nur ſo viel verlautete, der Schloſſer und Mechaniker Lieautier habe eine ganz neue ſortſchaffende Mechanik erfunden und hier angewendet; ein einfaches Hebelweſen erſetze dabei alle bisherigen Kräfte. Mit einem einzigen Verſuch waren natürlich die meiſten nicht befriedigt, es waren noch eine Menge Wenn und Aber, Ob und Wie zu löſen. Deßhalb wurde eine neue Fahrt veranſtaltet, dießmal von der Cannebière nach dem neuen Hafen, wohin der fluge, geheimnißvolle „Narr,“ dieſes ſchwimmende Räthſel, in weniger als einer halben Stunde eine große Fiſcherbarke ohne alle Anſtrengung zog. Am 3. Februar fand wieder ein Verſuch ſtatt, und dießmal gegen Wind und Wellen an einem Tag, wo das Meer gewaltige Wogen warf. Der „Narr“ fuhr mit Leichtigkeit und Sicherheit, ja ohne viel zu ſchwanken, mitten hindurch. Hunderte von Barken hatten Mühe ihm mit aller Anſtrengung ihrer Ruder zu folgen. Zunächſt an ihm hielten ſich mehrere Fahrzeuge mit engliſchen und franzöſiſchen Ingenieurs, um etwas von dem geheimnißvollen Hebelwerk gewahr zu werden, aber vergebens. Eben ſo raſch und ſicher erfolgte die Rückkehr in den Hafen. Seitdem hat ſich das Haus Lieautier u. Comp. für die Erbauung ſolcher Hebelſchiffe gebildet; zunächſt ſoll eines von 160 Pferdekraft für die Beſahrung der italieniſchen Häfen hergeſtellt werden. Unter unſern Rhedern herrſcht große Aufregung, die hauptſächlich auf das Bemühen hinausgeht, Lieautiers Geheimniß kennen zu lernen. Es iſt unnöthig auf den unberechenbaren Einfluß dieſer Entdeckung auf Schifffahrt und Handel hinzuweiſen, wenn ſich dieſe wohlfeile Hebelmechanik bewährt und ſein Aber mit unterläuft. Beſonders als Unterſtützung und Correktiv der Segel dürfte ſie von großem Nutzen ſeyn.

(Beſchluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 67. Dienstag den 19. März 1850.

Quoiqu'il soit d'âge respectable,
Que d'un beau nom il soit porteur,
Chut! mes amis; il faut jaser à table:
C'est un agent provocateur.

Béranger.

Wiener Früchtel.

III. Spitzius Hofmann.

Der gestrenge Herr saß glau und glatt im verschwiegenen Amtskämmerlein, umfangen von eines Lehnfessels weicher Umarmung. Er sah überaus heiter und gemüthlich aus und war dabei aufgeputzt gleich einem Hochzeiter; den Speckhals umhüllte eine schneeweiße Binde, den Schmeerbauch gürtete eine nicht minder blanke Weste, grell abstechend gegen das feine Gesellschaftskleid von schwarzem Tuch. So leutselig aber der Regierungsrath aufsah, vor ihm stand einer, welchem er wie ein griesgrämiger Leu vorkommen mochte: ein Mann von etwa fünfzig Jahren, bleich und übernächtig wie der leibhaftige Aschermittwoch selber.

„Ei ei, Herr v. Hofmann," sagte der Regierungsrath, „wie schaun's denn aus? Wie die theure Zeit." — „Halten zu Gnaden," antwortete der „Herr von" Hofmann, „wir haben gar einen harten Fasching gehabt. Schier keine Nacht bin ich in's Bett gekommen. Das bringt schon einen Tannenbaum um, und ein Tannenbaum bin ich lang noch nicht." — „Ja ja," fuhr der gestrenge Herr mit spöttischem Lächeln fort, „getanzt haben's fleißig genug für Ihr Alter, das muß Ihnen der Neid lassen, aber gefangen haben's nix, rein nix." — Hofmann zuckte die Achseln. „Schaun's, Eu'r Gnaden," antwortete er, „wenn ich auf die Jagd gehe, so muß ich auf meinem Stand fleißig aufpassen, aber schießen darf ich nur, wenn was kommt. Beim Fischen werf' ich die Angel aus, doch zum Anbeißen kann ich die „Biecher" nicht zwingen." — „Schon recht," unterbrach ihn der Regierungsrath, „ich will Ihnen auch sagen, warum die Biecher nicht anbeißen. Erstens machen der Herr v. Hofmann den Köder gar zu grob. Was haben's gestern im Seizerhof wieder für Reden gehalten! Wissen's noch, was Sie gesagt haben? Wie ein Marat haben's geredet, wie ein Danton, ein Jakobiner, ein Patriot, oder sonstiger Robespierre. Als ob's ein Professor wären, haben's da hergeplauscht vom Ursprung der höchsten Staatsgewalt und vom Zweck der Obrigkeit. Die Staatsgesellschaft, haben's gesagt, sey grad nur wie eine Actiengesellschaft, die Obrigkeit der Verwaltungsrath, der Kaiser der Vorstand; daher müsse über die wichtigsten Fragen, so wie über Geldbewilligungen die Generalversammlung entscheiden, auch stehe von Rechtswegen derselben die Einsicht in die Bücher, Rechnungen und Briefschaften zu, und der Vorstand sey ihr über alles Rechenschaft schuldig. Haben's das gesagt, Herr v. Hofmann?" — „Ob ich's gesagt habe?" versetzte der, „welche Frage! Nach den gewaltsamen Ereignissen in Paris, und seitdem sogar der Bundestag in Frankfurt sich zu Zugeständnissen herbei läßt, was soll ich da anfangen? Wenn ich mit den alten Redensarten von Mildrung der Censur und dergleichen mehr käme, so würde kein Mensch mir zuhören."

Der Regierungsrath drohte mit dem Finger. „Mein schöner Herr," sagte er, „Sie halten mich für unschuldiger als ich bin. Sie gehen offenbar darauf aus, eine höchste Hofstelle auf's Gröblichste zu täuschen. Sie mißbrauchen den Freibrief des Vertrauten, um die Köpfe der akademischen Jugend zu verwirren, die Herzen zu entflammen, und dafür sollen wir Sie erst noch bezahlen! Das hieße von unserer Seite eine Schlange im Busen hegen und pflegen. Hoffentlich begreifen Sie, daß wir uns nicht dazu hergeben wollen,

Digitized by Google

und darum enthebe ich Sie hiemit Ihrer bisherigen Aufträge. Wenn Sie ferner wühlen, ſo geſchieht es auf Ihre eigene Gefahr.“ — Hofmann zog eine fromme Miene, legte die Hand auf's Herz und antwortete feierlichen Tones: „Der Gerechte muß viel leiden. Für alle Opfer erent' ich des Herodes Dank. Nicht um ſchnöden Gewinnes halber, ſondern aus reinſter Vaterlandsliebe hab' ich mich zum Briefträger aus Jean Pauls Hesperus * hergegeben. Gut denn, Spizius Hofmann hat ausgedient, der Mohr kann geh'n, heißt's bei Schiller. Leben's alſo wohl, Herr Regierungsrath, und möge der Kaiſer nie ſchlechtere Diener finden als mich.“

„Dableiben!“ herrſchte der geſtrenge Herr; „Ihr Wunſch iſt übrigens ſchon erfüllt, denn einen ſchlechtern Dienſtboten wird ſeine Majeſtät ſchwerlich finden. Doch ob ſchlecht, ob gut, Sie ſind einmal geübt im Dienſt und wir brauchen unſere Leuteln grad jetzt allmitſammen. Wiſſen's, Herr v. Hofmann, wenn ich ſage, Sie ſeyen Ihrer bisherigen Aufträge entbunden, ſo iſt damit lange noch nicht ausgeſprochen, daß eine höchſte Hofſtelle Sie gänzlich entlaſſen will. Behüte! Obſchon Sie bei den Studenten die Tugendlehre zur Laſterſchule zu machen beliebten, ſo gibt es noch mancherlei andere Geſchäfte, wozu wir Sie verwenden können. Wir ſchicken Sie halt dahin, wo nir mehr zu verderben iſt. Verſtanden?“

Hofmann verbeugte ſich, der andere fuhr fort: „Sie kennen zweifelsohne den Leitenhuber-Poldl?“ — „Juriſt im vierten Jahr,“ ergänzte Hofmann, und fügte dann vertraulich hinzu: „Sie, das iſt „ein ganz ein“ ſchlechter Menſch, ein höchſt gefährlicher Carbonaro.“ — „Was Sie nicht ſagen? Früherhin gaben Sie ihm doch ein beſſeres Zeugniß.“ — „Er iſt halt umgeſtanden wie Obers beim Gewitter. Früherhin lag er den ganzen lieben langen geſchlagenen Tag auf dem Billard und im Bierhaus, und jetzt iſt er nirgends mehr zu finden. An dem iſt freilich nir mehr zu verderben.“ — Der Regierungsrath hob wieder an: „Laſſen's mich doch ausreden. Wo der Herr v. Leitenhuber zu treffen iſt, weiß ich recht gut. Den ganzen Tag ſizt er beim Huſnagl im Kaffeehaus am Fenſter, raucht eine Lange um die andere und hütet die Straße. Daß er umgeſchlagen, wird ſchon ſeine Richtigkeit haben, denn er hat einem Hausmeiſter die gröſten Grobheiten gemacht, weil der ihn für einen Vertrauten angeſchaut. Ich bitt' „Ihnen,“ als ob's 'ne Schand' wär' ein Vertrauter zu ſeyn!“ — Worauf Hofmann: „Eine gar zu große Ehr' iſt's halt auch nicht, und keiner thut dick damit.“

(Fortſetzung folgt.)

* Für Leſer unter dreißig Jahren: „Hesperus oder 45 Hundspoſttage von Jean Paul Friedrich Richter.“ worin Spizius Hofmann, ein Spitzhund, den Briefträger macht.

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(Fortſetzung.)

Ich konnte mich über meinen Rappen nicht genug wundern. Er war im Kanonenfeuer muthig wie einer; aus dem Knallen der Geſchütze machte er ſich ſo wenig als aus dem Knattern des Kleingewehrfeuers, aber das Pfeifen der Kugeln konnte er nicht vertragen. Nie habe ich an einem Thier einen ſolchen Ausdruck von Angſt geſehen. Er ſchwitzte, daß der Schweiß in kleinen Bächen die Hufe hinablief, und unter dem Leibe troff er in hellen Tropfen nieder. — Als eine Kugel ganz nahe an ſeinem Ohr vorbeipfiffte, bäumte er ſich hoch auf, riß ſich von meiner Hand los und ſprang mit einem mächtigen Satz in den naſſen, neben der Eiſenbahn liegenden Graben, in dem er zitternd ſtehen blieb. Ich ſah, daß ich mit dem Pferde nichts anfangen konnte, und beſchloß Heinfüs zu folgen, um mir meinen Falben zu holen, der ſich aus den Kugeln nichts machte. Als ich den Rappen beſtieg und ſeinen Kopf nach dem Bahnhof wandte, ſchien er neu aufzuleben. Er machte unerhörte Sprünge und ich kam in die Stadt, ich wußte ſelbſt nicht wie. Ich befahl meinem Dragoner auf das Schnellſte den Falben zu ſatteln, da mein Rappe ein Poltron ſey und das Kanonenfieber habe. Uebrigens hatte er wohl Urſache ſich zu fürchten; es war an dieſem Tage ein ſo ſchreckliches Kleingewehrfeuer, wie es alte polniſche Offiziere, welche den Revolutionskrieg mitgemacht, nie gehört haben wollten.

Als ich wieder zum Bahnhof kam, hatte ſich die Scene ſehr geändert. Unſere Truppen waren eben noch im Avanciren begriffen geweſen, jetzt retirirten ſie in großer Eile und einige Abtheilungen machten Miene ſich in die Feſtung zu flüchten. Zwei Geſchütze eilten im vollen Galopp dem Thore zu. Ich ſprengte ihnen entgegen und rief mit lauter Stimme: „Holla, ſeit wann retirirt die Artillerie im Galopp? — Schritt! Kehrt! Dort ſteht der Feind; ſchämt euch!“ Die Artilleriſten ſtutzten und machten Kehrt. Der ſonſt ſehr brave Lieutenant, welcher die Geſchütze befehligte, commandirte wieder zum Avanciren und ich ritt mit ihm. Wenige Augenblicke darauf traf ihn eine Kugel, die ihn auf der Stelle tödtete.

Der plötzliche Rückzug war veranlaßt theils durch das mit verdoppelter Heftigkeit aus dem Walde kommende Feuer der ſehr verſtärkten Preußen, die hinter den Bäumen einigermaßen geſchützt waren, während unſere Leute auf dem freien Felde ſtanden, theils durch ein ſchlimmes Verſehen von Seiten der Freiburger Volkswehr. Dieſe lag feſt hinter dem Damm der Eiſenbahn und feuerte wie toll und blind nach dem Walde zu, und endlich gar auf die Flüchtlinge-

Digitized by Google

legion, welche wacker bis in den Wald vorgedrungen war. Die Freiburger behaupteten nachher ſteif und feſt, die Preußen hätten viele ihrer Soldaten in Blouſen gekleidet, um uns zu täuſchen. Von zwei Seiten beſchoſſen, mußte die brave Legion wohl machen, daß ſie davon kam, und da dieß etwas eilig geſchah, ſo folgten andere dem Beiſpiel.

Das weitere Gefecht war durchaus nutzlos; es war nicht mehr daran zu denken, den beabſichtigten Zweck zu erreichen. Das Klügſte wäre geweſen, in die Feſtung zurückzukehren, allein das durfte man nicht thun, um die Truppen nicht zu entmuthigen. Dieſe hielten den Bahndamm und den Bahnhof und das Terrain in der Nähe. Die Preußen hatten ſich vom Rauenthaler Wald ſeitwärts durch das Gebüſch, welches mit dem Bahnhof parallel läuft, ausgedehnt und beſchoſſen uns nun von zwei Seiten. Es war wirklich ein erſchreckliches Gewehrfeuer, es regnete förmlich Kugeln. Dazu machten wir ein Artilleriefeuer, als würde eine Schlacht bei Leipzig geſchlagen. Unſere Wälle waren beſtändig Rauch und Flammen, und vor dem Brüllen der Geſchütze konnte man zu Zeiten ſein eigen Wort nicht hören. Ich möchte wohl wiſſen, wie viel Centner Eiſen unſere Artilleriſten an jenem Tage in den Wald geſchickt haben. Die Preußen konnten dem Himmel danken, daß ſie im Walde ſteckten. Man mußte meiſt auf Gerathewohl ſchießen, allein ich glaube dennoch, daß ſie dießmal mehr als den einen officiellen Todten gehabt haben. Ein Vierundzwanzigpfünder faßte einmal eine ganze Reihe und eine Granate fiel unter Huſaren, die nach allen Richtungen auseinander fuhren. Im Allgemeinen hielten ſie ſich aber ſehr brav und ich hätte wohl gewünſcht, daß ſie ſich für eine beſſere Sache ſchlügen, als für die Dynaſtie Hohenzollern.

Da ich nichts zu commandiren hatte, ſondern zuſchauender Blouſenmann war, ſo ritt ich hin und her und ſprach den Leuten durch ermunternde oder ſcherzende Worte Muth ein. Ein großer Theil war ſehr eifrig und ihre Geſichter glühten vor Aufregung und waren ſchwarz von Pulverdampf. Der kleine Schad, obwohl er eigentlich Adjutant war, commandirte eine Abtheilung, welche ſich hinter einen niedrigen Wall poſtirt hatte und mit lobenswerthem Eifer feuerte. Er lief geſchäftig hin und her und glänzte im Geſicht wie der Erzengel Gabriel. Ich ritt heran und bat ihn mir Feuer für meine Cigarre zu geben. Er blieb ſtehen und ſah mich ganz verdutzt an; dann ſchrie er: „Wer kann jetzt rauchen!“ — Ich zeigte ihm, daß man das ſehr gut könne. Da ich zu Pferde war, ſo ragte ich hoch über den Erdaufwurf hinüber und ward alsbald von den Preußen auf's Korn genommen. — „Nehmen Sie ſich in Acht, daß man Ihnen Ihre Cigarre nicht aus dem Munde ſchießt!“ rief Schad, als die Kugeln mit furchtbarer Eile über den Wall pfiffen. Ich wußte aber, daß mich an dem Tag keine Kugel traf, und ritt zu Tiedemann, der den Tod zu ſuchen ſchien.

Seit dem Beginn des Gefechts hielt er ganz breit auf der allergefährlichſten Stelle und ſtets ganz vorne. Es war ein wahres Wunder, daß bis dahin keine Kugel weder ihn noch ſein Pferd getroffen hatte. — Er hatte mich gleich zu Anfang bemerkt, aber gar keine Notiz von mir genommen, ſondern mich nur verwundert angeſehen wegen meiner Kleidung. Jetzt ritt ich zu ihm heran und ſuchte ihn zu bewegen, ſich etwas gedeckter aufzuſtellen, da es ganz nutzlos ſey, daß er hier ſo mit ſeinem Leben ſpiele. Er antwortete nicht, ſondern ſtarrte fortwährend nach dem Walde, als könne er die Kugel nicht erwarten, die ihn treffen ſolle. Ich wandte eben mein Pferd, um ärgerlich fortzureiten, als Tiedemann rief: „Corvin, ich bin verwundet.“ — Er ritt nun hinter den Bahnhof und ich half ihm vom Pferde, ſuchte aber vergebens ſeine Wunde. Er ſagte, er ſey in der linken Schulter getroffen, und behauptete, es ſey eine Kartätſchenkugel vom Wall aus geweſen, er habe ſie in den Sand rollen ſehen. Ich entdeckte indeſſen nur ein ganz kleines Loch im Rock, dicht neben dem Epaulettenſteg, durch welches kaum eine Spitzkugel gegangen ſeyn konnte. Offenbar hatte eine ſolche den Schulterknochen gerade an der Spitze geſtreift, was allerdings einen ſehr lebhaften Schmerz verurſachen und den Arm vorübergehend lähmen mußte.

Ein verſoffener Barbier von der Flüchtlingslegion unterſuchte die Wunde, die kaum eine ſolche zu nennen war. Tiedemann konnte froh ſeyn, daß er ſo davon kam. Ich bat ihn meinen Falben zu beſteigen, den er bequem mit den Schenkeln lenken konnte, und beſtieg ſeinen Fuchs. Ich nahm ſeinen Säbel und blieb ihm zur Seite. So ritten wir ganz ſtolz in die Stadt, denn ich hatte Befehl zum Rückzug gegeben, weil es bereits anfing zu dunkeln und ich es für ſehr unnöthig hielt, noch mehr Leute zu opfern. Todte nahmen wir indeſſen nur acht mit in die Stadt, allein wahrſcheinlich ſind noch mehrere im hohen Kornfeld vor dem Walde geblieben. Die Preußen erzählen, ſie hätten an vierzig gefunden. Unter einem Durchlaß der Eiſenbahn fanden ſie einen Freiſchärler, der fünf Kugeln in der Bruſt hatte.

Das Gefecht war indeſſen noch nicht beendigt. Jakobi in Fort A konnte die Sache nicht ſo mit anſehen. Da die Preußen ſich in Niederbühl ſammelten, fing er an das Dorf zu beſchießen, und bald ſtand es in hellen Flammen. Dann machte er einen Ausfall mit Leuten vom dritten Regiment, erſtürmte den Kirchhof und trieb die Preußen zurück bis Kuppenheim. Erſt als es ſchon finſter war, kehrte er in ſein Fort zurück. — Niederbühl ſtand in hellen Flammen; die ſchöne Kirche

Digitized by Google

und eine Menge Häuſer brannten ab, die übrigen waren von Kugeln durchlöchert und ſämmtlich verlaſſen.

Am Abend ſagte mir Tiedemann, ich möchte mich doch nicht an das Geſchwätz des Kriegsklaſſiers kehren und ihn jetzt nicht im Stich laſſen. Da er verwundet ſey, habe er mich ja doppelt nöthig. Ich that alſo, als ſey nichts vorgefallen, und zog meine Uniform wieder an. Den Gehalt für die Zeit des Aufenthalts in Rastatt zu 4 fl. täglich erhielten wir, glaube ich, ausbezahlt. Als ich Tiedemann Vorwürfe darüber machte, daß er ſich unnützerweiſe ſo ausſetze, antwortete er, er werde es in Zukunft nicht wieder thun; er habe es aber einigemal für durchaus nothwendig gehalten. Mit ſeiner Wunde kokettirte er und erſchien überall mit dem Arm in der Binde.

(Schluß des erſten Abſchnitts.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem ſüdlichen Frankreich, März.

(Fortſetzung.)

Franzöſiſche Selbſtkritik.

In dieſer Zeit der Wunder und Widerſprüche haben wir von dergleichen auch auf nationalem und politiſchem Gebiet zu reden. War je etwas einſeitiger und anmaßender als das Urtheil der Franzoſen über ihren eigenen Nationalcharakter und ihre politiſchen Verhältniſſe? In ihrer Meinung ſtanden ſie weit über allen andern Nationen und waren bei weitem die civiliſirteſte. Von dieſem eiteln Vorurtheil hätte ſie ſchon ein Blick auf ihre Revolution von 1790 bis 1802, auf deren blutige Lächerlichkeiten und Widerſprüche abbringen können; aber ſelbſt die glorreichen Julitage von 1830 vermochten dieß nicht. Erſt 1848—1849, wo ſich die erſte Revolution wiederholte, ſcheinen ihnen die Augen über ſich ſelbſt geöffnet zu haben. In dieſer Beziehung ſind beſonders die Journale von Lyon, Bordeaux und Marſeille merkwürdig. Unſer Courrier iſt unſtreitig eines der vorzüglichſten Zeitblätter Frankreichs und es dürfte den deutſchen Leſern merkwürdig ſeyn, deſſen Urtheile über das jetzige Frankreich, die Franzoſen und ihr Revolution zu hören. Ich gebe im Folgenden einige Stellen: — „Während wir unſere Zeit mit Revolutionmachen verſplittern, machten es die Engländer und Belgier ganz anders. Sie waren ſo beſchränkt die repräſentative Monarchie beizubehalten. Eiſenbahnen und elektriſche Telegraphen anzulegen, alle Mittel der Wiſſenſchaft und alle Segnungen des innern Friedens zur Hebung ihrer Gewerbe und ihres Handels zu verwenden. Schon bei den Eiſenbahnen können wir uns zu unſerer Beſchämung überzeugen, wie weit wir hinter andern Ländern zurückgeblieben ſind. Dafür können wir ihnen freilich die großartigſten Ruinen zeigen und ihnen darthun, daß ſie zwar Meiſter im Bau von Eiſenbahnen und Telegraphen ſeyn mögen, aber ganz unweiſend im Barrikadenbau. — Die Urſache unſeres leidigen Zurückbleibens in commercieller und induſtrieller Hinſicht brauchen wir in nichts zu ſuchen, als in unſerer Sucht des Bekrittelns, Opponirens und Beſſerwiſſens beim Nichtwiſſen, in unſerem Mangel an Disciplin, in unſerem Mangel an Achtung vor Ordnung und Geſetz, in unſerer Verachtung aller Obrigkeit. Dieſes Uebel zehrt an uns, es iſt das ewige Hinderniß, weshalb unſer Nationalgeiſt gelähmt wird, wiewohl ihm manche glänzende Eigenſchaften und unerſchöpfliche Hülfsquellen nicht abzuſprechen ſind. Wir machen nichts fertig, denn wir verlieren unſere Zeit mit nutzloſen Diskuſſionen und leerem Geſchwätz. Die Engländer diskutiren wenig oder gar nicht und denken immer an ihr bezeichnendes Sprichwort: time is money. Unſer unüberwindlicher Hang über alles lang und breit zu ſprechen (avocasser) verwickelt uns in endloſe Debatten und dieſe bringen Frankreich um ſeine Zeit und ſein Geld. So machen wir es wie jener theoretiſche Phyſiker, deſſen Haus vom Blitz angezündet wurde; ſtatt nach Hülfe und Feuerſpritzen zu laufen, wollte er theoretiſch den Leuten erklären, wie ſich hier das elektriſche Fluidum entladen haben könne, und allermittelſt brannte das Haus ab. Dieſe unſinnige Leidenſchaft war von jeher die Quelle unſeres Unglücks. Der Mißbrauch der Diskuſſion hat die alte Monarchie unter Ludwig XVI. zu Grunde gerichtet, ebenſo die zwei Reſtaurationsregierungen und den Julusthron. Alle dieſe Regierungen mußten zu ihrer eigenen Vertheidigung ſo große Anſtrengungen machen, daß ſie ſich unmöglich mit den großen Fragen und Intereſſen der Volksbildung, der Induſtrie und des Handels beſchäftigen konnten; es wurde nicht an dieſe nährenden Brüſte des Landes gedacht, und ſo iſt es gekommen, daß uns England unſer ehemaliges Handelsübergewicht im Ausland entziehen und zu unſerem großen Nachtheil auf allen Weltmärkten herrſchende Compteirs antegen konnte. Wenn wir auf die Bahn des wahren Fortſchritts einlenken wollen, auf die Bahn allmähliger verſtändiger Entwicklung der Volksbildung, der Induſtrie und des Handels, ſo müſſen wir vor allem unſere politiſchen Sitten verbeſſern, wir dürfen nicht wie bisher alle Schritte der Regierung ſyſtematiſch hemmen. „Zur Sache! an's Geſchäft!“ ſo müſſen alle aufgeklärten Freunde Frankreichs rufen. Damit kommen wir nicht vorwärts, daß wir wenigſtens alle achtzehn Jahre von Grund aus unſere Conſtitution, die Formen unſers ganzen politiſchen und ſozialen Zuſtands zerbrechen und neue, ungeprüfte an ihre Stelle ſetzen. Damit gründen wir nicht das Glück des Volks; unſere zahlreichen Conſtitutionen von 1789 bis 1848 beweiſen dieß. Dem Volke iſt auch nicht geholfen mit den ſkandalöſen Auftritten, die unſer Parlament in eine Schelt- und Schimpfkanſtalt mit obligaten Duellen umgewandelt haben, in ein Inſtitut für Fauſtkämpfe. Fort mit den Schwätzern, den Utopiſten, den politiſchen Charlatans, mit den Krämern, die ſozialen Orvietan ausbieten! Fort mit den Einſchläferern und den Eingeſchlafenen! Das Land braucht etwas anderes als ſonore Phraſen, leere Träume und die ſchwülſtigen Aufſchneidereien der ſocialiſtiſchen Demokraten und Demagogen, die dem Volke ſtatt ſeines verlorenen Wohlſtands, ſeiner Ruhe und ſeines Glücke eine phantaſtiſche Exiſtenz voll Ueberfluß und Genuß verſprechen.“

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 68. Mittwoch den 21. März 1850.

O that I could forget, what I have been,
Or not remember, what I must be now!
Shakespeare.

Die Flüchtlinge in London.

London, März.

Märznebel umhüllten die große Stadt, was man hier Himmel nennt, ist eine graue Decke, die über den Dächern liegt und zum Zerschneiden einladet; ein Meteor, eine kleine runde Feuerkugel ohne Strahlen, in diese dichte Masse wie eingeschoben, heißt hier Sonne. In dieser grönländischen Winterbeleuchtung mögen dem Leser einige flüchtige Bilder vorgeführt werden.

Dort in der engen Straße in einem Zimmer des dritten Stockwerks sitzen acht italienische Flüchtlinge beisammen. Sie haben die Wohnung seit einer Woche nicht mehr verlassen, weil sie ihre Röcke versetzt, um Brod dafür zu kaufen. Das Feuer in ihrem Kamin ist längst erloschen, ihre Tage sind kurz, denn es fehlt ihnen die Leuchte, sie auszudehnen, und ihre langen Nächte verlängern sich durch die Schlaflosigkeit des Hungers. Jetzt tritt ein bleicher junger Mann herein, mit hohlen Augen und wildem Blick. Er sinkt fast ohnmächtig auf einen Stuhl. Es ist ein Wiener Student, der sich noch nicht entschließen kann zu betteln, der noch wartet, bis die Verzweiflung oder die Agonie des Hungers ihm »the steer of reason« genommen und ihn zum Diebstahl, zum Mord getrieben, Extreme, die am Ende den Mann vor sich selbst weniger demüthigen als das Betteln.

In einem andern Stadttheile, in einem kleinen Häuschen öffnet sich die Thüre und eine anständig gekleidete Magd weist den Gast die Treppe hinauf in einen nicht großen, aber niedlich möblirten Salon. Der Bewohner desselben erhebt sich; ein großer Mann mit schwarzem Haupthaar, mit einem Embonpoint, das zu einem unanständigen Vergleich aus der Seelenwanderung veranlassen könnte, steht vor dem Besucher und fragt ihn mit einer Stimme, die nur schwach und röchelnd aus einer ganz mit Fett durchwachsenen Kehle tönt, was ihm die Ehre des Besuchs verschaffe? Man setzt sich und nach einigem Wortwechsel versichert der Expräfekt der Pariser Polizei, daß er die besten und billigsten Weine zu liefern vermöge. »Je ne suis pas long-tems à Londres. et pourtant je ne puis pas me plaindre.« röchelt er, auf seine Kundschaft im Weinhandel anspielend, und preist seinen Bordeaux als ganz vorzüglich. „Er könne für 3 Schillinge 6 Sous la bouteille eine sehr gute Sorte liefern.“ Es bedürfe keiner Probe: »vous vous fierez à ma parole; je n'y gagnerais rien. si vous n'en étiez pas content.« Er fährt fort seine Waare zu preisen und dem Andern zuzureden, bis dieser aufbricht, um sich zu besinnen. Das war also Gaussidière, das der Held einer Pariser Revolution! — Man sollte die Götter des Volks nicht so nahe besehen, wenn sie in so — fleischlicher Gestalt auf Erden wallen.

In einer auf Oxford-Street ausmündenden Gasse treten wir in einem Hofraum ein großes leeres Zimmer, in welchem jetzt eben um die neunte Stunde ein Gaslicht angezündet wird, bei dessen Schein uns die innere Einrichtung sichtbar wird. Wir sehen an einem Ende einen großen Tisch, der mit einer grünen Decke belegt ist; hinter diesem befindet sich eine Erhöhung, als solle ein Redner hier seinen Platz finden. An der weißen Kalkwand darüber ist ein scharlachrothes Tuch befestigt, auf dem in weißer Farbe die Worte prangen: »République démocratique et sociale.« und gegenüber:

Digitized by Google

»Liberté, Egalité, Fraternité.« Jetzt tritt ein Diener oder Bruder ein und ſtellt einen Topf mit Waſſer nebſt einem Glaſe auf den Tiſch; zugleich ordnet er zu beiden Seiten deſſelben verſchiedene hölzerne Bänke. Das Gemach iſt ſonſt leer.

Verſchiedene Perſonen treten ein; ihr Ausſehen, ihre Kleidung, ihre Sprache deuten auf verſchiedene Nationalitäten. Auch Damen finden ſich ein und nehmen auf den Bänken Platz. Bald iſt der ganze Raum gedrängt voll. Es ſchlägt halb zehn Uhr. Jetzt öffnet ſich eine ſchmale Gaſſe durch die Menge, und ein Männchen, kaum vier Fuß hoch, drängt ſich durch, eilt mit raſchen Schritten dem Tiſch zu, legt ſeinen Hut darauf nieder und nimmt den Platz hinter demſelben ein. Wir haben Louis Blanc vor uns. Cauſſidière und er — Goliath und David! — Eng zugeknöpft iſt ſein Rock, und derſelbe ſcheint nicht ganz mit eigener Subſtanz gefüllt. Dunkles ſchlichtes Haar umſchattet ſeine Stirn, ſeine Züge ſind nicht ſchön, aber lebendig. Ein Strom von Beredtſamkeit fließt von ſeinen Lippen; er ſpricht über die Reformation, über Luther, über den Bauernkrieg. Geſpannt hängt jedes Auge an ſeinem Munde, auch keine Sylbe geht den Zuhörern verloren. Die Stunde fliegt dahin; man glaubt ſich noch in der erſten Hälfte derſelben, und ſchon iſt das letzte Wort der Lippe des Redners entflohen, ſchon hat er ſo ſchnell, ſo ſtill, ſo blitzartig, wie er gekommen, den Ausgang wieder gewonnen und iſt in ſeine behagliche Wohnung zurückgekehrt, um an einem Aufſatze für ſein Journal, l'ami du peuple.« zu arbeiten. Der Glückliche! Ihm hat es wenigſtens noch nie an einem Rock gefehlt!

Wieder ſchlägt die nennte Stunde, und wir erblicken einen großen, hell erleuchteten Salon, den nach und nach verſchiedene Gruppen von Gäſten füllen. Die Wirthin im weißen Mouſſelingewand empfängt dieſelben, reicht ohne Ausnahme jedem, nach engliſcher Sitte, die weiß behandſchuhte Rechte, worauf ſie den Gaſt ruhig gewähren und für ſeine Unterhaltung ſelbſt ſorgen läßt. Hier flüſtern mehrere zuſammen, dort wird ein lauteres Geſpräch geführt, andere ſind nur ruhige Zuſchauer. Alles athmet Behaglichkeit, mit feiner Sitte gepaart. Bilder hängen an den Wänden, ein guter Flügel iſt geöffnet, Bücher ſtehen in ſchönen Reihen in den Wandſchränken und liegen auf den Tiſchen umher. An Geſchmack und Bildung kann es den Inhabern dieſes Hauſes nicht fehlen und nach aller Wahrſcheinlichkeit ſind die Gäſte in ſolchem Sinne gewählt.

(Schluß folgt.)

Spizius Hofmann.

(Fortſetzung.)

„Das liegt in den Bedingungen der Amtsverrichtung,“ erläuterte der Vorgeſetzte; „doch laſſen Sie uns nicht vom Gegenſtand abirren. Es handelt ſich eigentlich gar nicht um beſagten Leitenhuber in Betreff ſeiner eigenen Verhältniſſe, ſondern um ſeine Beziehungen zu einer gewiſſen Perſon, und überhaupt um die Verhältniſſe dieſer gewiſſen Perſon. Die Gräfin Baranidowitſch macht ſich im höchſten Grade verdächtig. Sie lebt mit ihrer Geſellſchafterin ganz zurückgezogen, empfängt keine Beſuche und ſtattet keine ab. Die wenigen Briefe, welche ſie bisher durch die Poſt empfangen, handeln nur von Geldſachen und gleichgültigen Gegenſtänden. Da nun bekanntlich jeder Menſch auch Gegenſtände hat, die ihm keineswegs gleichgültig ſind, ſo iſt klar, daß die Gnädige die betreffenden Mittheilungen auf Schleichwegen erhält, mithin Gründe haben muß dieſelben den Blicken der hohen Polizei zu entziehen. Sie verſtehen mich?“ — „Im Allgemeinen ſchon,“ verſetzte der Spitz, „aber die Anwendung auf den beſondern Fall iſt mir nichts weniger als deutlich.“ — „Einer höchſten Hofſtelle geht es grade ſo,“ entgegnete der Regierungsrath, „und darum ſind Sie auserſehen worden, wo möglich durch Herrn v. Leitenhuber auf die Spur zu kommen und uns Aufklärung zu verſchaffen.“ — „Ja ja,“ ſagte Hofmann, „die Aufklärung zu befördern iſt eines Staatsbeamten ſchönſter Beruf. Aber ich ſelber tappe immer noch im Dunkeln. Was hat die Frau Gräfin ſo und ſo mit dem Studenten zu thun?“ — „Schaun's,“ meinte der Regierungsrath, „wenn wir das wüßten, ſo brauchten wir keinen Herrn v. Hofmann. Jetzt aber gehn's zum Herrn v. Obermaiereggr und laſſen's ſich das „Nationale“ über die Frau Gräfin und ihren Hausſtand geben. Sie werden von ihm auch ſonſtige Einzelnheiten vernehmen, die ich juſt nicht auswendig weiß. B'hüt Gott, Herr v. Hofmann. Doch halt, noch Eins! Sie ſind ja um eine Tabakstrafik eingekommen?“ — „Schon ſeit drei Jahren.“ — „Daraus wird nix, aber wenn Sie wegen der Frau Gräfin etwas Rechtes ausbringen, ſo ſollen's Cenſor werden. Strengen's ſich alſo auch ein wenig dafür an. So, jetzt gehn's zu.“ — Der „Raderer“ empfahl ſich und brummte im Fortgehen vor ſich hin: „Cenſor? Meinetwegen. Ich laß mir halt einen einzigen Stempel ſchneiden, worauf ſteht: non admittitur. Das Leſen verderbt die Augen und koſtet Zeit, iſt alſo nix für mich. Auch bleibt das Streichen immer das Sicherſte, um nichts Verfängliches durchſchlüpfen zu laſſen. Um

Digitized by Google

des Streichens halber hat noch kein Cenſor Verdrießlichkeiten gehabt, wohl aber für's Stehenlaſſen. So ſtreich' ich halt in Gottes Namen alles, was mir unter die „Pratzen“ kommt.“

Der Jüngling mit dem getheilten Herzen ſaß auf ſeinem Poſten, ein hartnäckiger Sterngucker, obſchon ſeine Sterne niemals aufgehen wollten. Vermuthlich dachte er, daß, weil alle bekannten Lichter nach und nach am Himmel ſich zu zeigen pflegen, die ſeinen am Ende auch nicht ausbleiben dürften. Noch weniger mochten die Wolken ihm bange machen; keine Wolke hat dauernden Beſtand, ſie ſey noch ſo dicht und grau. Mehr Pein verurſachte ihm ein ſchadenfroher Quälgeiſt in der eigenen Bruſt. Thörichter Knabe, ſagte der, was iſt denn eigentlich deines ſehnenden Hangens und Bangens letztes Ziel? Nichts weiter als die nüchternſte Entzauberung. Sobald du ſie erblickt haben wirſt, nach der du letzend ſchmachteſt, wird auch der Bann gebrochen ſeyn. Du liebſt ja doch die ſüße Stimme nur ſo lange, als du zu träumen vermagſt, ſie könne einem Weſen angehören, welches deinem holden Zauberbilde gleicht. — Die Vernunft ſprach dagegen: jegliche Täuſchung iſt beſtimmt einmal aufzuhören, und je eher ſie verrinnt, um ſo beſſer wird es ſeyn. — Keine Regel ohne Ausnahme, antwortete der Quälgeiſt; hier wird ein Schlag zwei Seligkeiten auf einmal zertrümmern, denn wenn die Angebetete der Seele nicht die ihenern Züge beſitzt, ſo folgt daraus, daß die Geliebte der Augen in andern Lauten ſprechen muß. Armer Poldl, es komme wie es mag, du biſt jedenfalls der unglückſeligſte aller Sterblichen! — Gegen dieſe trüben Vorſtellungen hätte allerdings die Vernunft, geſtützt auf Erfahrung, die triftigſten Gründe aufbringen können, aber der Vernunft geht es wie andern Predigern auch: wer der guten Lehren am meiſten bedürftig wäre, kommt entweder gar nicht zur Kirche oder denkt unter der Predigt an etwas anderes.

„Ei, mein vortrefflicher Herr von Leitenhuber,“ unterbrach Hofmann den Träumer, „ich muß mich wundern, Sie hier zu finden.“ Verdrießlich ſchaute Poldl den Spitzl überwerch an und entgegnete: „Sie haben mich doch nicht geſucht?“ — „Nein, mein Beſter, ſonſt wär' ich ſchnurſtracks zur Aula gegangen.“ — „Zur Aula? Will ein meiniger Freund Doctor werden, oder gar ich ſelber? Doch wo denk' ich hin! Heut iſt ja den ganzen Tag Sonntag.“ — Hofmann ſchlug verwundert die Hände zuſammen. „Sie, Herr von Leitenhuber,“ rief er aus, „wiſſen's denn gar nicht, was in der Welt vorgeht?“ Mit ruhigem Erſtaunen fragte der Student entgegen: „Nun, was geht denn ſo Beſonderes vor? In Paris haben die Franzoſen mal wieder einen König weggejagt und der ungriſche Landtag in Preßburg läßt ſich jetzt den Schnauzbart um ſo länger wachſen.“ — „Sie wiſſen alſo in allem Ernſte nicht,“ ſprach Hofmann weiter,“ daß die Studenten ſich in der Aula verſammeln? Nun, der Himmel ſegne Ihr kindliches Gemüth! Doch muß ich geſtehen, daß ich bisher eine ſolche Unbefangenheit bei Ihnen am wenigſten geſucht hätte. Es handelt ſich um der Menſchheit höchſte Güter, und Sie ſchmauchen ganz gemüthlich Ihre Pfeife, als wäre für alle Ewigkeit der Fürſt Metternich unſeres Herrgotts Thronfolger. Die Jugend der Kaiſerſtadt gährt, ſchäumt, brauſt, und Sie thun nicht einmal dergleichen als merkten Sie nur etwas! In der Aula wird juſt die Zeit entbunden.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus den Karpathen, März.

Eine Bärenjagd.

Es iſt einige Jahre her, da fuhr ich an einem trüben regneriſchen Herbſtnachmittag auf einem kleinen polniſchen Bauerwagen dem Dorf Holowiecko zu, deſſen Beſitzer Graf N. mich einige Tage zuvor zu einer großen Rehjagd geladen hatte. Der Regenwind blies kalt und unfreundlich von den nahen Karpathen her, an deren Fuß die Beſitzung des Grafen liegt, und mein Kutſcher, ein ſtämmiger Maſſure aus dem Sjenzower Kreis, trieb ſeine vier Rößlein zu ſcharfem Trab an, denn der Regen wurde immer heftiger und wir hatten noch eine gute Stunde zum Ziele unſerer Fahrt. „Nicht wahr, Wontel, ein hölliſches Wetter?“ rief ich meinem Fuhrmann zu, der ſeine Pelzkappe tiefer in's Genick ſetzte, um ſich vor dem Eindringen des Regens zu ſchützen, und reichte ihm meine Jagdflaſche hin, welche treffliches Danziger Goldwaſſer enthielt. Er that einen langen kräftigen Zug, und nachdem er ſich die hellblinkenden Tropfen aus ſeinem grauen

Digitized by Google

Schnurrbarte gewischt hatte, gab er das Gefäß mit einem dankenden, freundlichen Kopfnicken und den Worten zurück: „Ja wohl, Herr, ein unfreundliches Wetter, aber einem alten Soldaten, der ganz andern Stürmen getrotzt hat, kann es eben nicht viel anhaben.“ — „Hast du bei den Oesterreichern gedient?“ fragte ich. „Nein, Herr, bei den Polen,“ gab Woytek auffallend kurz zur Antwort und knallte dabei so heftig mit der Peitsche, daß die Pferde im Galopp eine Anhöhe hinauf rannten, von wo man bereits in Nebel und Regen gehüllt das Wohnhaus des Besitzers von Holowicze erblickte. Die Landhäuser der polnischen Gutsbesitzer sind, im Vergleich zu denen unserer deutschen Grundherren, sehr einfach und schmucklos gebaut. Fast durchgehends nur aus einem Geschoß, bilden sie meist eine lange Façade, welche mit einer Terrasse umgeben ist, von der man erst über einige Stufen in das Innere des Hauses gelangt. Einige Schritte seitwärts befindet sich noch ein Häuschen, das die Küche und die Wohnung des Hausgesindes enthält, und rückwärts vom Herrenhaus liegen die Ställe, Scheunen und übrigen Wirthschaftsgebäude. Das Ganze ist meist mit einem lebendigen Zaune und einigen hohen Pappelbäumen eingefriedigt und von geschmackvollen englischen Gartenanlagen durchzogen. Das Wohnhaus des Grafen war ganz in diesem Styl. Als wir in den geräumigen Hof fuhren, sprangen uns mit freundlichem Bellen die Hunde entgegen und beschnupperten die angekommenen Gäste, welche sie, als sie die Gewehre und Jagdtaschen erblickten, mit betäubendem Gebell begrüßten. Der Hausherr kam uns auf der Terrasse entgegen und nannte uns willkommen. Das Innere des Hauses zeigte die Eleganz und den Comfort, die wir fast allenthalben bei den polnischen Gutsbesitzern finden, die beinahe ihr ganzes Leben in der ländlichen Einsamkeit zubringen. Ja bei manchen geht dieser Comfort in Luxus über, der ganz seltsam von der äußern Einfachheit der Landhäuser absticht. Durch einen langen geschmackvoll getäfelten, mit einer rufenden Orangerie gezierten Corridor gelangten wir in die für uns eingeräumten Zimmer, wo wir unserer vom gräulichen Unwetter etwas zerstörte Toilette ordneten, um sofort der Dame vom Hause aufwarten zu können. Ein reich gallonirter Diener öffnete uns die Salonthüre, und die Größin empfing uns mit jener Liebenswürdigkeit, welche den polnischen Damen im hohen Grade eigen ist und die auf jeden Fremden eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt. Diese marmorblassen Züge mit den dunkeln, melancholischen Augen und dem schmeichelnden, süßen Lächeln um die feingeschnittenen Lippen machen auf den Deutschen einen bedeutenden, oft unheimlichen Eindruck. An patriotischer Aufopferung und Hingebung übertrifft die Polin noch den Mann, und ihre Anhänglichkeit an das Vaterland steigert sich nicht selten zur wilden, fanatischen Leidenschaft, welche keine Gefahren und keine Grenzen kennt. Nicht allein in den herrlichen Versen Mickiewicz's, auch in den rensten historischen Werken Lelewels wird der patriotischen Begeisterung der Frauen das verdiente Lob gespendet. „Indem ich die verschiedenen Klassen der polnischen Nation überblicke,“ sagt Lelewel, „kann ich nicht umhin, auch den polnischen Frauen einige Zeilen zu widmen. Unter ihrer Leitung hat sich der erste Keim des patriotischen Sinnes in der jungen Generation entwickelt, auf welcher jetzt die Hoffnungen des Landes ruhen. Während der letzten Aufstandes beschränkte sich aber ihr Patriotismus nicht auf ihr mütterliches Herz: sie opferten auf dem Altar des Vaterlandes alles, was ihnen am theuersten war, sie schickten ihre Söhne, ihre Gatten, ihre Verlobten in die Schlacht und trennten sich von ihnen mit männlicher Festigkeit und bewundernswürdiger Ergebung. Man sah sie in den Hospitälern die verwundeten Soldaten oder die von ansteckenden Krankheiten Befallenen pflegen und auf dem Schlachtfelde neben ihren Brüdern fechten. Die Waffen waren nicht zu schwer für ihre zarten Hände, und die Gefahren und Beschwerden des Krieges vermochten ihren Muth nicht zu erschüttern.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem südlichen Frankreich, März.

(Fortsetzung.)

Französische Selbstkritik.

Anderswo heißt es: „Wir haben es schon hundertmal gesagt und wir werden es noch oft wiederholen müssen: das Uebel, an dem wir schwer leiden, wohnt uns das Mark in den Knochen austrocknet, das ist die Verachtung des Gesetzes. In Frankreich gelangt man nun einmal leichter zur Volksthümlichkeit, wenn man, selbst ohne Kenntnisse, Opposition gegen Recht, Gesetz, Ordnung und Regierung macht, als wenn man sie vertheidigt. Die Leidenschaft Opposition zu machen ist der Ausfluß unserer Zeit; sie hat in Frankreich das sittliche Gefühl im Volke so sehr zerstört, daß Männer von hoher Intelligenz, von seltenen Kenntnissen und von den edelsten Eigenschaften in der öffentlichen Meinung tief gesunken sind, weil sie sich aus bester Ueberzeugung auf die Seite der Regierung gestellt haben. In England, diesem Lande ächter Freiheit, wenn es je eines gegeben hat, wird das Gesetz fast mit religiöser Scheu geachtet. Die untersten Diener der Obrigkeit finden da unbedingten Gehorsam, wenn sie im Dienste sind. Ein bloßer Policeman erstreut mit dem Erheben seines Stabs einen aufgeregten Volkshaufen von Tausenden. In Frankreich ist es ganz anders. In solchem Fall braucht ein Polizeikommissär eine Armee von Polizeiagenten und Soldaten mit aufgepflanztem Bajonnet, um einen Haufen nichtsnutziger Menschen zur Ordnung zu bringen. Da zeigt sich dann, wie viel das Volk bei uns auf Ordnung hält. Die Umstehenden oder Vorübergehenden nehmen sich der Tumultuirenden an, ohne im Geringsten darnach zu fragen, warum Polizeibeamte und Mannschaft gegen sie auftreten. Wir haben einmal in Marseille gesehen, wie ein ganzes Stadtviertel in Aufstand gerieth wegen der Verhaftung eines Mannes auf der Straße. Männer, Weiber und Kinder stürzten sich auf die Polizei und fielen tobendes Gesindel, abscheuliche Schimpfworte gegen sie aus. An folgenden Tag erfuhr man, daß der Verhaftete der vielen Leuten so interessanten Klasse der aus dem Bagne zu Toulon entlassenen Züchtlinge angehöre, daß er seit fünf Tagen zahlreiche Diebstähle und darunter zwei mit Einbruch begangen habe. — So steht es mit uns! Es ist uns nicht nur unmöglich unsere Eitelkeit unter das Gesetz zu beugen, wir interessiren uns auch lebhaft für die Uebelthäter gegen diejenigen, welche die öffentliche Ordnung und Ruhe vertheidigen, unsre Leben, unser Eigenthum und den häuslichen Herd schützen. — Es ist sehr traurig, aber es ist wahr, in Frankreich ist nichts, selbst nicht das Heiligste sicher vor Spott, nichts ist ernst und würdig genug, um Achtung einzuflößen. Der unverschämteste Zweifel untergräbt schamlos Persönlichkeiten und Zustände, und da er häufig geistreiche oder wenigstens durch Schein blendende Formen annimmt, so weiß er sich überall Platz zu machen. Man nimmt ihn gern auf, wiederholt und preist ihn. Woher kommt diese dämonische Wuth alles giftig zu benagen und zu verniedrigen? Warum treten so oft glückliche Anlagen und Fähigkeiten in den Dienst des Spottes oder gar der Verleumdung? Kann dieser böse Geist der Zerstörung, dieses traurige Vermächtniß des achtzehnten Jahrhunderts an unsere Zeit kein Ziel und Maß finden?“

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 69. Donnerſtag den 21. März 1850.

I am a ass, I am a woman's man, and besides myself!
Shakespeare.

Spitzius Hofmann.

(Fortſetzung.)

Poldl wußte recht gut, mit wem er zu thun hatte. Vielleicht hat es zu Wien hie und da einen Mohren gegeben, der ſeine Farbe zu verleugnen verſtand; einem Vertrauten dürfte daſſelbe ſchwerlich gelungen ſeyn. Die Worte Hofmanns zündeten darum nicht minder. Der Student ſchnellte von ſeinem Sitz auf, warf die „Lange“ weg und rief: „Sie haben Recht. Seit länger als einer Woche habe ich unverantwortlich geträumt. Doch was thut's? Ich eile, ich fliege zu meinen Freunden. Kopfüber ſtürz' ich mich in den Strudel!“ — „Zur Güte, halten's noch ein wenig!“ unterbrach ihn Spitzius; „einer mehr oder weniger wird keinen Unterſchied machen.“ — „So? und wenn jeder ſo dächte? Laſſen's mich aus!“ — „Bitt' gar ſchön, nur eine kleine Geduld. Schauen's, Herr von Leitenhuber, ich hab' „eh'“ gewußt, daß ich nur die rechte Saite anzuſchlagen brauchte.“ — „Ich ſteh' auf der linken Seite!“ warf Poldl dazwiſchen. — „Schon recht,“ fuhr jener fort, „wenn wir „ſaphirlen“ wollen, können's auch ſagen, Sie möchten geſchwind auf der Geh-Seite ſpielen. Ich will Sie auch nicht abhalten. Doch vorher ſollen's noch etwas erfahren.“ — „Nur raſch, wenn ich bitten darf.“ — „Alſo ohne Umſtände. Sie kennen ja die Frau Gräfin Baranidowitſch.“ — „So, ich kenne ſie? Woher denn?“ — „Was geht das mich an? Schauen's, Herr v. Leitenhuber, verſtellen's ſich nur nicht. Sie kennen die Dame, und es iſt eine Gnade von Gott, daß Sie ſie kennen. Sie können ihr einen großen Gefallen thun.“ — „Das wäre!“ — „Schaun's, ich hab' halt einen Auftrag an ſie.“ — „An mich?“ — „Nicht doch, an die Frau Gräfin. Aber ich trau' mich nicht zu ihr in's Haus. Ich habe in den letzten Tagen und am ärgſten vorgeſtern zu Nacht im Seizerhof mich zu unvorſichtigen Aeußerungen hinreißen laſſen; auch mag ich in der Hitze ein paar Seidl über den Durſt getrunken haben. Kurz, geſtern in aller Früh bin ich zu meinem Vorgeſetzten gerufen worden und habe klafterlange Naſen erhalten.“ — „Was gehn mich Ihre Naſen an?“ fragte der Student. Hofmann ſprach weiter: „Wenn ich mich ferner verdächtig mache, ſo bringt mich die neue Freiheit in's „Tſchaperl,“ und ſobald ich zur Frau Gräfin ginge, wäre richtig der ſaure Salat fertig.“ — „Schon recht, ſo bleiben's halt weg.“ — „Das iſt leicht geſagt. Meine freiſinnigen Reden im Seizerhof haben mir das Vertrauen eines fremden Herrn gewonnen. Er hat meine Bekanntſchaft geſucht und mich gebeten, der Frau Gräfin zu ſagen: wenn ſie einen Brief zu beſtellen hätte, ſo möchte ſie heut zu den Auguſtinern in den Segen kommen und am Weihbrunn ihren Schlupfer fallen laſſen. Einer in einem zimmetbraunen Paletot würde ihn aufheben. Das Wort ſey „Patria.“ Schaun's, Herr von Leitenhuber, wenn's von der Güte ſeyn wollten, bevor's zur Aula gehen —“ — „Meinetwegen!“ fiel ihm Poldl in die Rede. Er verzog dabei keine Miene, obwohl er die größte Verſuchung ſpürte, dem Spitzl ein paar „Watſchen“ zu verabreichen. Ohne die Erinnerung an ſeine Uebereilungen bei der Kirchweger und beim Hausmeiſter würde er ſich ſchwerlich überwunden haben. Die Kränkung war auch groß

Digitized by Google

genug; oder gibt es etwas Verdrießlicheres, als ſich von einem Tölpel für dumm gehalten zu ſehen? — „So machen's alſo," drängte Spiziuß Hofmann; „dort drüben im zweiten Hof nehmen's die Stiegen Numero drei zur linken Hand, dann im zweiten Stock rechts die Mitteltür."

Das Stubenmädchen machte Umſtände und wollte den Beſuch erſt gar nicht melden. „Die Frau Gräfin nimmt Niemand an," ſagte ſie wiederholt. „Melden Sie mich dennoch," war ſeine ſtete Antwort. Endlich that ſie nach ſeinem Gebot und brachte den Beſcheid: „Die Frau Gräfin bedauert ſehr, aber —" — „Ich laſſe mich nicht abweiſen," ſprach der Student entſchiedenen Tones, und ließ ſich in der That ſo wenig abweiſen, daß die Dienerin endlich rief: „So treten's doch herein, auf meine Verantwortung, Sie ſchwärmeriſcher Menſch, Sie." Poldl trat durch die bezeichnete Thüre. Welch ein Anblick bot ſich ihm dar! Im wohlbekannten Käfig ſchmetterte der gelbe Spatz über Blumen, am Fenſter ſtand der Stickrahmen, und was die Einrichtungsſtücke lehrten, beſtätigte ein Blick auf den Hof und das Gegenüber. Kein Zweifel, er befand ſich im Paradieſe ſeiner Sehnſucht. Mithin mußte, welch Entzücken! die Bewohnerin dieſer Zelle zugleich die Maske vom fetten Donnerstag ſeyn. Das Glück wäre zu groß! ſprach der Student in ſeinen Gedanken, und je öfter er den Zweifel ausſprach, um ſo feſter prägte ſich der Wunderglaube in ſein Herz. Er konnte den Augenblick nicht erwarten, wo die Holde einträte, und dennoch erbebte er bei jedem Geräuſch wie vor dem Fußtritt der nahenden Enttäuſchung.

Endlich öffnete ſich die Thüre, endlich kam die gefürchtete Enttäuſchung in Geſtalt einer Frau mit Rabenlocken, dunkeln Augenſternen und bräunlicher Hautfärbung. Die Schöne ſchien nicht mehr ganz jung; ſie nahte dem Stufenjahr, wo auf die Frage nach dem Alter nicht mehr geſagt werden kann: achtzehn vorbei; doch wohlerhalten war ſie. Beim Eintritt der Dame ſagte das Stubenmädchen, bevor es hinter ihr die Thüre wieder zuklappte: „Die Frau Gräfin." Poldl verbeugte ſich ſchief bis zur Erde, dann ſtand er ſtarr und ſteif wie eine Wachsfigur und auch ſo bleich, ein Bild des Schreckens. Die Gräfin ließ ihn gewähren, bis ſie endlich die Geduld verlor. „Mein Herr," hob ſie an, „Sie haben mit großer Keckheit den Zutritt in meine Zurückgezogenheit erzwungen; war es bloß, um ſich in des Wortes eigenſter Bedeutung mir vorzuſtellen?" — „Die Stimme iſt es auch nicht!" ſprach der Student halblaut vor ſich hin; ob er ſich darüber freuen oder kränken ſolle, war ihm ſelber nicht klar. Die Dame fuhr fort: „Ich weiß jetzt hinlänglich, wie Sie ausſehen, und habe mithin die Ehre —"

(Schluß folgt.)

Die Flüchtlinge in London.

(Schluß.)

Wir befinden uns in der Familie eines reichen Bierbrauers. Thee und Kaffee wird umhergereicht; aber nur weibliche Dienerinnen erſcheinen, kein roth behoster Pudermann läßt ſich blicken. Alles athmet Behaglichkeit, aber der Prunk und das Prunken ſcheinen verbannt. Eine Gruppe Italiener hat ſich in eine Zimmerecke zuſammengedrückt; es ſind Flüchtlinge, die ſich über die neueſten Begebenheiten beſprechen. Der größte derſelben iſt Bézé, der frühere Polizeipräfekt von Rom, deſſen Züge man vielleicht ſchön nennen könnte, wären ſeine Augen nicht zu ſehr der Naſe zugedrängt. Auch Polen ſind da, von Deutſchen nur Heinzen, deſſen athletiſche Geſtalt ſich nicht wohl überſehen läßt. Da er aber keine fremde Sprache ſpricht, ſo iſt er meiſt ſtumm und ſpielt den Beobachter.

Jetzt tritt Louis Blanc ein. Alsbald gewinnt der Kreis neues Leben. Die Männer drängen ſich um ihn; jeder möchte zuerſt das Wort an ihn richten. Unſer kleine Held entgeht ihnen nur mit Mühe, um ſich dem Damenkreiſe zuzuwenden, deſſen hübſcheſte Mitglieder ihm auch ſogleich ein Plätzchen neben ſich einräumen. Es wird zum Tanze aufgeſpielt. Der bis dahin ſo ernſte Bézé iſt mit einemmal umgewandelt; zum Takte einer Polka ſieht man ihn in Luftſprüngen ſein Müthchen kühlen. — Ein Schachtiſch iſt indeſſen in einer Zimmerecke bereitet und Louis Blanc beluſtigt ſich damit, einen ohnmächtigen König mit einer Schaar Bauern gefangen zu nehmen. Sein Partner, eine Dame, zündet ſich eine Cigarre an, um die müſſigen Augenblicke zwiſchen den Zügen mit dem Spiele leichter Wölkchen zu verkürzen. — Mitternacht iſt vorüber; ein Souper wird aufgetragen, von dem ſich jeder ſtehend nimmt, was ihm zuſagt, worauf ſich die Geſellſchaft allmählig verliert.

Wir wandern durch Londons Straßen und treten im Vorbeigehen in die Druckerei der Londoner deutſchen Zeitung. Man iſt daſelbſt ſehr geſchäftig; im Auftrage von Karl Heinzen ſoll ein Programm angefertigt werden, in dem er der Welt mit Beſtimmtheit kund thut, welche Art von Republik er zu gründen gedenkt. Es liegt in dieſem beſtimmten Ausſprechen ſeiner Wünſche und Plane eine kleine Bosheit. Er meint den übrigen Flüchtlingen dadurch das Brandmal

Digitized by Google

auf die Stirne zu heften, daß ſie eigentlich nicht wiſſen was ſie wollen, während er mit ſich ganz im Klaren ſey. Uebrigens bedurfte es von ſeiner Seite kaum noch eines ſolchen Aktes, um die Spaltung zwiſchen ihm und den Genoſſen ſeines Exils offenkundig zu machen. Sein derber Angriff auf die Communiſten hatte Marx und Freunde bereits ſo tief verwundet, daß ein neuer Meſſerſchnitt als rein überflüſſig erſcheint. Es iſt eine wahre Komödie, dieſe Uneinigkeit unſerer Flüchtlinge mit anzuſehen. So lange ſie ſo lebhaft mit einander ſtreiten, wird das Vaterland gewiß der Wohlthat ihres gemeinſamen Handelns entbehren müſſen.

Doch zurück in unſere Druckerei. Wir finden in derſelben, außer dem zweiten Redakteur — der erſte, der Herzog von Braunſchweig, ſchreibt noch im Bette einen Aufſatz gegen die Augsburger Gemeine, wie er ſich ausdrückt — den Dr. Löwe, der ein eifriger Mitarbeiter des Blattes iſt und ſich durch ſeine Briefe gegen den König von Preußen den Ehrentitel Junius II. erwirbt. So eben hat er eine Kritik des Buchs der Frau Struve vollendet, in der er ſie als die erſte Frau der Welt bezeichnet; gewiß ſehr ritterlich. Er entfernt ſich jetzt.

Folgen wir ihm. In Regents Street ſehen wir ihn in ein Haus treten, von dem wir nicht ſagen können, welcher Klaſſe der Geſellſchaft die Bewohner angehören. Im erſten Stock wird laut geſungen; offenbar haust hier ein Geſanglehrer, der ſeinem Schüler in den lautеſten Tönen begreiflich macht, wie er „Mein Herz iſt am Rhein,“ vorzutragen habe. — Im zweiten Stocke finden wir ein großes, ziemlich niedriges Gemach, geſchäftsmäßig möblirt, d. h. mit einem Teppich, ein paar Stühlen und einem Tiſche. Ein kleiner Mann in ſchwarzer Tracht ſitzt vor dem letztern und blättert in verſchiedenen großen Büchern. Dr. Löwe präſentirt ſich und bringt ſein Anliegen vor, welches darin beſteht, daß dieſer Diener Chriſti ihm Gelegenheit verſchaffen möge, Unterricht zu geben. Man beſpricht das Nöthige über dieſen Punkt, Name und Adreſſe des Supplikanten werden in einem Buch verzeichnet und der Preis beſtimmt, der dem Unterhändler für jede Unterrichtsſtunde zu entrichten ſey. Mittlerweile treten andere Perſonen ein, meiſt Frauen, junge deutſche Mädchen, die eine Stelle als Erzieherinnen ſuchen, welche ihnen hier ebenfalls für fünf Procent des jährlichen Gehalts verſchafft werden ſoll.

Welche Leidensgeſchichten könnte man da anhören! Dieſe Frauenzimmer ſind alle mehr oder weniger unzufrieden mit ihrem Schickſal, denn die unabhängige Exiſtenz, die ſie ſich gründen ſollen und müſſen, gilt in der menſchlichen Geſellſchaft in keiner Weiſe als ehrenvoll und dem Geſchlechte angemeſſen. Man will einmal nicht, daß eine Frau ſich ſelbſt beſchütze; ſie iſt verdächtig, ſobald ſie aufhört, die Ehe als eine Verſorgungstontine, als ihren einzigen Lebenszweck, als den einzigen Hoffnungsanker ihrer Zukunft zu betrachten. So tritt das Mädchen, das auf ſeine eigenen Kräfte angewieſen iſt, um ſich den Unterhalt zu verſchaffen, ſofort in eine falſche Stellung zur menſchlichen Geſellſchaft. Man betrachtet ſie wie eine Drohne; die Frauen verzeihen ihr ihre Unabhängigkeit nicht, die Männer ſehen gleichgültig auf ſie herab, weil ſie ihres Schutzes entbehren will. So iſt ſie von beiden Theilen verlaſſen, nur nicht von dem Diener Gottes, bei dem wir eben eine Anzahl dieſer Exceptionellen antreffen. Welche Anliegen werden dem geduldigen Ohr dieſes wahren Seelſorgers anvertraut! Wie viel gibt es hier zu tröſten und zu berathen! Doch Junius II. bricht auf; folgen wir ſeinem Beiſpiel.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem ſüdlichen Frankreich, März.

(Schluß.)

Franzöſiſche Selbſtkritik.

„Werden wir nie aufhören alles anzufeinden, was im menſchlichen Herzen Gutes und Heiliges ruht? Denken wir denn nie daran, daß Voltaire, der Erzvater unſerer Skeptiker, ein ſehr ſchlechter Franzoſe war? Nie werden ihm die Franzoſen, die ihr Vaterland und ſeine Geſchichte ehren, verzeihen, daß er die ſchönſte, reinſte und poetiſchſte Geſtalt Frankreichs, das Heldenmädchen von Vaucouleurs, mit dem ihm eigenen ſchlüpfrigen Schmutz beworfen hat. Schämen wir uns nicht in Frankreich, einen ſolchen Mann zu vergöttern und ihn als Muſter aufzuſtellen?“ — „Unſere politiſchen Induſtriellen leben von einem Tag zum andern. Spricht man ihnen von der Zukunft, ſo lachen ſie und fragen: „Zukunft? wer hat ſie geſehen?“ Dieſe moraliſchen Lazaroni nähren ſich Mittags von dem, was ſie am Morgen erhaſcht haben, dann legen ſie ſich auf's Ohr und ſchlafen. Wenn man ſie dann am Abend nach ihrer Arbeit

Digitized by Google

fragt, so antworten sie: was brauche ich zu arbeiten? mich hungert nicht. — In der ersten Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts bemühten sich die französischen Philosophen aus der Schule Voltaires und der Encyklopädisten das Volk mit den Worten Mönch und Inquisition zu schrecken. Unter der Restauration griffen die Sectirer aus derselben Schule zu einem andern Popanz, zur Congregation; nach der Julius-revolution wurde ein anderes Phantom hervorgerufen, die Jesuiten. Heutzutage geben sich die Rothen alle Mühe, die Leidenschaften der Masse gegen Kirche und Geistliche im Allgemeinen aufzuregen, gegen die „geistliche Partei.“ Sie haben einen instinktiven Haß gegen die kräftigste Waffe und den ungebrochlichsten Schild der Gesellschaft, gegen die Religion. Woher diese beharrliche Verfolgung des sittlichen und religiösen Princips? Die Antwort darauf ist einfach. Die Religion ist der kräftigste Zaum und Zügel des dummen Stolzes, des Dünkels und aller schlechten Leidenschaften; sie ist das hellste Licht, um Lüge und Betrug in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, sie ist das kräftigste Mittel, um den noch nicht ganz verdorbenen Menschen von schlechten, thierischen Leidenschaften und Lastern zu heilen; in der Religion sehen wir auch das festeste Band, das den Menschen an seine Pflicht kettet, sie ist das sicherste Schutzmittel gegen alle Meuterei. Darum wußten sich jene Leute alle Mühe geben, den Geist und den Einfluß der Religion so viel als möglich zu brechen; sie muß nebst dem Glauben an alles Höhere lächerlich gemacht, als das Wort von Betrügern und Schwachköpfen dargestellt werden, wo dann die Zerstörung des lästigen Familienlebens, der Sitte und des Gesetzes von selbst folgt.“

So spricht man sich jetzt in Südfrankreich über die eigenen Volks- und Landeszustände aus. Wir glauben, Deutschland wird in diesem französischen Selbstbekenntniß vielfache Lehre für sich selbst finden können.

Aus den Karpathen, März.

(Fortsetzung)

Eine Bärenjagd.

Nachdem zwischen uns und der Dame einige Höflichkeitsbezeugungen gewechselt worden, öffnete sich die Thüre eines Nebensalons, wo bereits ein großer Theil der morgigen Jagdgesellschaft versammelt war und sich zum Einnehmen des Thees anschickte. In den polnischen Cirkeln herrscht nicht jene eckige Etikette, die wir zur Last und Plage auf den Parkets unserer deutschen haute volée finden; der Pole bewegt sich viel freier und ungezwungener. Die Gesellschaft war um den Theetisch versammelt oder in einzelnen Gruppen im eleganten Salon zerstreut, an dessen mit Damast tapezirten Wänden schöne Jagdstücke aus italienischer und niederländischer Schule hingen. Nachdem der dampfende Inhalt der massiven silbernen Theebowle geleert war, wollten sich die Herrn in den Billardsaal begeben, um eine Cigarre zu rauchen. Aber unsere Hauswirthin gab diese Entfernung nicht zu, da ihr, wie sie sagte, der Tabaksgeruch gar nicht unangenehm sey, und sie deßwegen das Vergnügen, welches ihr unsere muntere Gesellschaft bereite, nicht entbehren wolle. Während sich einige Herrn in einem Eckspeha des Salons mit der Frau des Hauses und ihren beiden gleichfalls sehr liebenswürdigen Schwestern unterhielten, nahm ein anderer Theil der zahlreichen Gäste an den Spieltischen Platz und wieder andere eilten in die Jägerbuschenkammer, um noch Verschiedenes für den kommenden Morgen anzuordnen oder nach dem Wetter zu spähen, welches sich etwas aufgeklärt hatte und einen trefflichen Jagdtag versprach. Draußen im Hofe flatterten lustige Feuer empor, um welche sich etwa zweihundert Treiber, Männer, Weiber und Kinder, in einem großen Kreise gelagert hatten, die in ihrem seltsamen Anzuge im Abenddunkel und beim rothen Schimmer des Feuers gar abenteuerliche Gruppen bildeten. Es waren für die Jagd vierhundert Treiber als gesetzliche Robot bestellt, aber viele konnten, da sie drei bis vier Stunden vom Edelhof im Gebirge wohnten, erst zur Nacht eintreffen. Jeder dieser Treiber war mit einem großen Knittel, an dessen Ende sich zwei kurze Kettenstücke befanden, und einem kleinen Beile bewaffnet. Am abenteuerlichsten nahmen sich in dieser bunten Schaar die Huzulen aus, diese ächten Söhne der Karpathen. Sie sind von athletischem Körper und braunem Antlitz, aus welchem ein paar dunkle Augen mit unheimlichem Feuer hervorsprühen. Auf dem Haupte, von welchem pechschwarze Haare oft bis zu den Hüften herabwallen, tragen sie eine hohe unförmliche Pelzmütze und auf dem Leibe ein grobes Hemd und eine weite leinene Hose. Ein langer Rock, gleichfalls von Leinwand und inwendig mit Lammfellen gefüttert, und hohe schwere, mit starken Steigeisen beschlagene Stiefeln vollenden das seltsame Costüm. Die Weiber der Huzulen sind im Sommer nur mit einem langen groben Hemde, im Winter mit einem Schafspelze bekleidet. Die Huzulen bekennen sich zur griechischen Kirche und sprechen den sogenannten ruthenischen Dialekt, der ein Gemisch von schlechtem polnisch und russisch ist. Auch Mosswren, Rothreußen und Armenier befanden sich unter dem Haufen, in welchem bald der Branntwein, der ihnen von dem Besitzer des Edelhofs gespendet wurde, die Runde machte. — Mit einemmal ertönte auf der Landstraße der Hufschlag eines Pferdes und kurz darauf sprengte ein Huzule im gestreckten Galopp durch das offene Hofthor. „Was ist hier da so müßig und gafft in das Feuer!“ rief laut unwillig der Reiter, indem er sich von seinem ermüdeten Thiere schwang; „ihr werdet bald ein gutes Stück Arbeit bekommen, ihr Faullenzer. Vor einer Stunde hat ein ungeheurer Bär einen meiner besten Schafe vor meinen Augen zerrissen.“ — „Ein Bär! ein Bär!“ schrien die Treiber halb freudig, halb erschreckt durcheinander und umringten neugierig den Reiter. Dieser aber hatte nicht Zeit sich mit einer Erzählung abzugeben, sondern schritt dem Herrenhause zu, um dem Besitzer über den Ausenthalt des Thieres und die übrigen Einzelnheiten Bericht abzustatten und ihn zu bitten auf den frechen Räuber seines Schafes alsbald Jagd machen zu lassen. Nachdem Graf R., ein leidenschaftlicher Jäger, den Bauern mit großem Vergnügen angehört, ließ er ihm Branntwein und Speise reichen und verschenkte ihn, daß noch vor morgen Mittag das Fleisch des Unthiers und ein Fäßchen Branntwein in seinen Händen sein sollen. Der Huzule sprang freudig fort, um den draußen im Hofe lauschenden Treibern die frohe Botschaft zu verkündigen. Der Hausherr hatte aber nichts eiligeres zu thun, als seinen Gästen die unerwartete Kunde mitzutheilen, die nun die Karten bei Seite warfen und in freudiger Hast nach dem Hofe rannten, um sich das willkommene Ereigniß vom Gebirgsbewohner selbst erzählen zu lassen. „Vortrefflich! also eine Bärenjagd statt einer Rehjagd!“ erscholl es von allen Seiten. Wollte man aber den Bären jagen, so mußte unverzüglich aufgebrochen werden. — Alsbald blitzten Signalschüsse, welche die Treiber auf den bestimmten Sammelplatz riefen, durch das Dunkel der Nacht, die Hörner gellten in langen Tönen durch die Schluchten und mahnten die Treiber, die etwa noch in den benachbarten Dörfern weilten, zur schleunigen Ankunft; berittene Boten sprengten nach allen Richtungen fort, um die Gemeinden der Umgegend in Masse gegen das Raubthier aufzubieten.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 70. Freitag den 22. März 1850.

In quo habentes fiduciam sedetis obsessi in Jerusalem?
Paralipomena.

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

II.

Der Stabsarzt Dr. Welker, Sohn des Reichstagsabgeordneten, klagte sehr über den Mangel an Blutegeln und Tiedemann kam auf den Einfall, den General Grafen v. d. Gröben, der das Belagerungscorps befehligte, „im Namen der Humanität“ um eine Partie dieser Thiere zu ersuchen. Die Bitte wurde vom menschenfreundlichen General gewährt. Schon am andern Tag erschien am Niederbühler Thor ein Offizier, welcher in einer Schachtel tausend Stück Blutegel überbrachte. Ich holte den Parlementär, einen Lieutenant von Krosegk, in meinem Wagen ab und brachte ihn in's Schloß. Nichts war komischer als das Benehmen Tiedemanns bei dieser Gelegenheit. Er gab, wahrscheinlich um dem Parlementär zu imponiren, in seiner Gegenwart eine Menge unnützer, selbst verrückter Befehle, und ließ alle gerade anwesenden Stabsoffiziere in's Zimmer treten. Ja er ließ sogar die Fenster weit öffnen, damit die im Hofe befindlichen Soldaten hören könnten, was man mit dem Parlementär verhandle, denn er habe keine Geheimnisse. Der Offizier, ein artiger junger Mann, wußte ohne Zweifel gar nicht, was er zu dem seltsamen Benehmen denken solle. Tiedemann ließ sich mit ihm in eine höchst unpassende Diskussion ein, bei der sich v. Krosegk sehr taktvoll und zurückhaltend benahm. Die Bürger waren natürlich sehr in Aufregung, als es hieß, es sey ein Parlementär gekommen, und der Bürgermeister wollte gern hören, was man mit demselben verhandle; allein Tiedemann warf ihn fast zur Thür hinaus und vergaß sich so weit, daß er den Säbel zog. Als ich mit dem Lieutenant wieder in den Wagen stieg, ließ ich ihm die Augen offen; ich wünschte, daß er den Ueberfluß an Kugeln und noch nicht placirten Geschützen sehen möchte, die im Schloßhof aufgestellt waren. Erst als wir in die Nähe der Festungswerke kamen, verband ich ihm die Augen.

Von nun an begann ein beständiger Parlementärwechsel. Es wurde schicklich erachtet, die Artigkeit des Generals v. d. Gröben zu erwiedern, und man entschloß sich einen gefangenen Unteroffizier loszugeben. Das Loos traf einen Husarenwachtmeister, der darüber sehr froh war. Bald darauf wurde der mecklenburgische Hauptmann v. Klein gegen zwei Rastatter Bürger ausgetauscht, von denen der eine beim letzten Ausfall, der andere schon früher gefangen worden. Tiedemann wollte vom letztern wissen, wie es in der politischen Welt aussehe, und wurde wüthend, als der Mann sagte, er habe keine Zeitungen gelesen; er hatte an nichts als an sein Geschäft gedacht und kümmerte sich nicht um Politik. Tiedemann meinte aber, er *wolle* nichts sagen; er hielt ihn für einen entschiedenen Reaktionär und drohte ihm den Kopf vor die Füße legen zu lassen, wenn er über das, was er im preußischen Lager gehört und gesehen, nur ein Wort verlauten lasse. Diese unnütze Energie flößte mir förmlichen Widerwillen gegen Tiedemann ein, der mit jedem Tag verrückter wurde.

Ich hatte mir alle erdenkliche Mühe gegeben Nachrichten von außen und vom Stande unserer Armee zu erhalten. Ich hatte wohl zwanzig Kundschafter ausgesendet, allein kein einziger kehrte zurück, und nicht ein Brief, nicht ein Zeitungsblatt kam in

Digitized by Google

die Feſtung. Wir glaubten nicht anders, als unſere Armee ſey im Anrücken, und am achten Abends verbreitete ſich die Nachricht, hinter Oos habe ein Gefecht ſtattgefunden, und dieß ſey der Grund, weßhalb die Preußen kein einziges Geſchütz beim Ausfalle gehabt hätten. Der Glaube an die Nähe unſerer Armee wurde dadurch noch beſtärkt, daß wir in der Ferne von Zeit zu Zeit Kanonendonner hörten, der aber wahrſcheinlich von den Schießübungen der Franzoſen herrührte. Mit Einem Wort, wir ließen uns nicht träumen, daß Sigel und Mieroslawski ohne Gefecht bis nach der Schweiz laufen würden. Ja einmal hieß es ſogar in der Stadt, Sigel habe hereingeſchickt und verlangt, daß man ihm ein Batterie nach Hauenebenſtein entgegenſende. Die Batterie machte ſich wirklich fertig, ging aber nicht ab, da man den Offizier, der von Sigel gekommen ſeyn ſollte, nirgends finden konnte.

Einer der Boten, die ich abgeſchickt, gab ein Lebenszeichen von ſich; aber das Signal war undeutlich und deßhalb zweifelhaft. Ich hatte dem Manne befohlen, nach Frankreich hinüber zu gehen und auf dieſem Wege unſere Armee aufzuſuchen, oder doch beſtimmte Nachrichten einzuziehen. Stehe unſere Armee nahe, ſo ſolle er in Selz — ein Städtchen jenſeits des Rheins — Nachts zwiſchen eilf und zwölf Uhr eine Rakete, ſey die Armee ſchon bis Freiburg zurück, zwei, und ſey ſie geſchlagen und aufgelöst, drei hintereinander ſteigen laſſen. Ich ließ mehrere Nächte hindurch auf dem Schloßthurm, der zum Obſervatorium eingerichtet war, außer dem gewöhnlich dort ſtationirten Offizier einen andern höhern Offizier Wache halten und die Gegend von Selz beobachten. Er meldete mir, er habe zwei Raketen ſteigen ſehen; es ſey aber möglich, daß ihrer drei aufgeſtiegen, denn er habe nach der zweiten Rakete noch einen Feuerſchein geſehen, könne aber nicht behaupten, daß es eine Rakete geweſen. Dieß war indeſſen ziemlich ſpät, nachdem wir bereits von Seiten des Generals v. d. Gröben die Verſicherung erhalten, daß unſere Armee vernichtet ſey.

Wir bekamen nämlich vom General gleich nach dem letzten Ausfall, glaube ich, ein Schreiben, durch welches die Garniſon aufgefordert wurde die Feſtung zu übergeben, da die Inſurgenten geſchlagen und die preußiſchen Truppen nur noch mit der Verfolgung einzelner verſprengter Freiſchärler beſchäftigt ſeyen. Zum Zeichen der Unterwerfung ſollten ſogleich unſere ſämmtlichen Gefangenen in's preußiſche Lager geſendet werden. Ein ſpäteres Schreiben des Generals nahm Bezug auf einen Artikel im „Feſtungsboten," in dem von der Nähe des Entſatzes die Rede war. Das Schreiben ſchloß mit dem Anerbieten, er wolle einen Offizier und einen Raſtatter Bürger nach Carlsruhe und nach Oos geleiten laſſen, wo ſie ſich von der Wahrheit der im Briefe enthaltenen Angaben überzeugen könnten.

(Fortſetzung folgt.)

Spizius Hofmann.

(Schluß.)

Poldl ermannte ſich. „Euer Gnaden haben Recht, mir zu zürnen," ſprach er; „der Schein iſt gegen mich. Indeſſen halte ich triftige Entſchuldigungen in Bereitſchaft. Hören Sie mich." — „Das muß ich wohl," entgegnete ſie; „doch hoffe ich von Ihrer Beſcheidenheit, daß Sie ſich kurz faſſen." — „So kurz als möglich," ſagte er. „Wer ich bin, das wiſſen die Frau Gräfin von der Donnerſtagsredoute her." — „Kann mich nicht entſinnen," ſagte ſie ſo geringſchätzig als möglich. — „Wie grauſam!" klagte er; „um ſo grauſamer, als die Freundlichkeit jenes Abends mich nicht darauf vorbereitete." — „Mein Herr, wir ſind jetzt in der Faſten." — „Und des Faſchings Freiheit erloſchen, wollen Eure Gnaden ſagen. Doch was mich bewegt, iſt älter als jener ſelige Abend und dauernder als des Faſchings vergängliche Luſt. Hier, wo ich flehe, ſind alle meine Gedanken, alle meine Wünſche ſeit Langem heimiſch. Hier wohnt meine Sehnſucht, meine Liebe; hier waltet die Gebieterin meiner Seele." — „Mein Herr," unterbrach ihn die Gräfin, „ſind das Ihre triftigen Entſchuldigungen? Wo haben Sie gelernt, daß eine Keckheit die andere gut zu machen vermöge? Bin ich die Frau, welcher der erſte beſte Eindringling eine Liebeserklärung in's Geſicht werfen darf? Gehen Sie, oder ich gehe!"

Poldl ſtand wiederum wie verſteinert; die Lage war auch danach. Durch ſeine Ungeſchicklichkeit bezog die Anweſende auf ſich, was einer Abweſenden galt, und der große Fehler ließ ſich nur durch einen noch größern verbeſſern. Dennoch war er auch dazu entſchloſſen, doch um die Form verlegen, wie er den kläglichen Widerruf anbringen ſolle. „Sie haben mich wohl nicht verſtanden?" hob die zürnende Dame wieder an. Worauf er: „Das Mißverſtändniß iſt auf Seiten Ew. Gnaden. Nicht Ihren Reizen gilt meine Anbetung. Sie müſſen wiſſen —" Die Gräfin wollte nichts weiter hören. Entrüſtet kehrte ſie dem Studenten den Rücken, ſtürmte aus dem Zimmer und eilte in den Salon.

Dort ſaß in der Fenſterbrüſtung, mit einer Arbeit beſchäftigt, ein junges Mädchen, an deſſen Seite nur einen Augenblick zu ſtehen der arme Poldl ſein Leben gelaſſen hätte. „Was iſt Ihnen, Jenny?" fragte Antonie, die vom Beſuch bisher nichts erfahren, weil er der

Digitized by Google

Gräfin in ihrem Schlafzimmer angemeldet worden. „Denken Sie nur, Toni,“ rief Jenny, „was mir eben widerfahren! Unſer Begleiter vom Maskenball, Leitenhuber, iſt eingedrungen.“ — „Wo iſt er?“ fragte das Fräulein mit dem Goldſchnitt, mehr vergnügt als erſchrocken. — „In Ihrem Zimmer, wo er es wagte mir eine Liebeserklärung zu machen.“ — „Schändlich!“ rief Toni und die Thränen traten ihr in's Auge. „Und hernach,“ fuhr die Gräfin fort, „hernach hat er noch gar hinzugeſetzt: nicht Ihren Reizen gilt meine Anbetung.“ Toni lächelte wieder, aber nur ganz ſtill in ſich hinein. Sie hatte bisher der ältern Freundin kein Wort von dem zarten Verhältniß anvertraut, das ſich zwiſchen ihr und dem Studenten entſponnen, um ſo ſchnell ſich zu löſen; ſie glaubte auch keinen Grund zu haben, jetzt davon zu reden, obſchon ſich in ihrer Seele eine ahnende Stimme zu Gunſten des Treuloſen vernehmen ließ. — „Nicht meine Reize!“ ſagte Jenny vor ſich hin; „ich glaube der Menſch iſt toll. Die Keckheit einer unpaſſenden Liebeserklärung iſt noch zu entſchuldigen; immerhin liegt darin eine Anerkennung von Vorzügen, die zu beſitzen wir Alle wünſchen. Aber zu ſagen: wenn ich dich auch anbete, ſo finde ich dich dennoch nicht liebenswürdig! Das kann nur einer thun, der in den Narrenthurm gehört und vermuthlich daraus entſprungen iſt.“

In ſolcher Weiſe machte die ergrimmte Frau noch eine ganze Weile ihrer Galle Luft. Toni hörte ſtillergeben zu und wußte doch ſelber nicht recht, worüber ſie von Augenblick zu Augenblick vergnügter ward. Nun gehörte Jenny zu der ſeltenen Art von Weibern, die ſich nicht in den Zorn immer ärger hineinreden, ſondern, indem ſie Gift und Galle ſpeien, in gleichem Maße ſich von Gift und Galle befreien. Als der ärgſte Sturm endlich ausgetobt, ſchellte ſie. Das Studenmädchen erſchien. „Kathi,“ ſagte die Gräfin, „ich habe die Vorhausthür nicht gehen hören; iſt der „juwidre“ Menſch denn immer noch da?“ Kathi nickte. — „So heiß ihn fortgehen!“ Der dienſtbare Geiſt verſchwand, um in fünf Minuten wiederzukehren, in der linken Hand ein feines Papier, das ſorgfältig verborgen wurde, in der rechten ein Briefchen.

Mit bewundernswerther Geiſtesgegenwart fragte die Gräfin weder nach, ob ihr Befehl vollzogen ſey, noch von wem das Schreiben komme. Sie fühlte, daß ſie es nicht mehr annehmen dürfte, wenn ſie zuvor erfahren, daß der Frevler es geſchrieben. Sie nahm das Blatt, winkte dem Mädchen zu gehen und fing an halblaut zu leſen. Leopold ſchrieb: „Ew. Gnaden! In der Aufregung des Augenblicks vergaß ich Ihnen zu ſagen, daß ich eigentlich nicht in meinen Angelegenheiten zu Ihnen gekommen, ſondern in den Ihrigen. Durch ein Zuſammentreffen von Umſtänden, worüber ich Ihnen nur mündlich Auskunft geben kann, bin ich in den Stand geſetzt, Sie zu warnen. Die Spürhunde der Polizei jagen auf einer Fährte, wo ſie das Loſungswort „Patria“ aufgeſchnappt haben. Geben Sie um Gotteswillen nichts Schriftliches von ſich; am wenigſten aber laſſen Sie Ihren Schlupfer mit einem Briefe fallen. Dieß zu ſagen, wagte ich den zudringlichen Beſuch. Da trat ich unvorbereitet in ein Gemach, worin diejenige wohnt, der meine Empfindungen und Gedanken gehören, und woraus ich nicht zu weichen gedenke, bevor ich mich überzeugt, ob die holdſelige Stimme der liebenswürdigen Maske zu den goldenen Flechten und den blauen Augen meiner Göttin gehört.“

Jenny lachte. „Jetzt geht mir ein Licht auf,“ ſagte ſie; „eigentlich ſollte ich böſe über Sie ſeyn, Toni, daß Sie mir verſchwiegen — — Indeſſen geſchehen iſt geſchehen. Ich verzeihe Ihnen, doch ſchenke ich Ihnen nicht die Strafe. Strafe muß ſeyn! Gehen Sie hinüber und holen Sie den jungen Herrn in den Salon. Ich will die mündliche Auskunft entgegen nehmen, nachdem er ſich überzeugt, daß er vor zehn Tagen nur um Ihretwillen Ihnen untreu geworden. Gehen Sie, Toni, ich befehl' es.“

Spitzius Hofmann hatte gut warten. Es war juſt wie im Mährchen, worin der Verzauberte erlöst wird, indem er einen andern an ſeiner Stelle läßt. Weßhalb der Student den ganzen Tag nicht mehr zum Vorſchein kam, darüber zerbrach der Vertraute ſich vergebens den Kopf. Am andern Tag hätte er etwa erfahren können, daß Poldl und Toni am ſpäten Abend ſich als Verlobte getrennt hatten; dieſer andere Tag war aber zufällig der 13. März, und da gab es zu Wien ganz andere Dinge zu beachten, als ſo kleine Liebesgeſchichten. Hatte doch der Student ſelber kaum Muße, hie und da ein wenig ſeines Minneglückes ſich zu freuen. Uebrigens konnte der Spitzl ſich leicht genug tröſten, daß er die Cenſorſtelle verſcherzt. Einer ſeiner Buſenfreunde erhielt die lang geſuchte Anſtellung als Cenſor am 14. März, an welchem Tage bekanntlich die Preßfreiheit verkündet worden iſt.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Der 24. Februar. — Chrens Flugschrift.

Der Jahrestag der gewaltsamen Einführung der Republik ist diesmal gar nicht gefeiert worden, weil man der rothen Partei keinen Anlaß geben wollte sich zusammenzurotten und Lärm zu machen. Es ist so weit gekommen, daß man jeden Anlaß zu Volksversammlungen sorgfältig vermeiden muß, weil man nicht weiß was daraus entstehen kann. Man beräthschlagt zwar öffentlich über die bevorstehenden Ersatzwahlen für die Nationalversammlung und es fehlt dabei an heftigen Reden wider die Reichen nicht; aber die Polizeikommissäre wohnen den Versammlungen bei und protokolliren die Ausfälle wider die bestehende Staatsverfassung, damit der Prokurator der Republik die Redner nöthigenfalls vor Gericht ziehen könne, wie auch bereits geschehen ist. Natürlich benutzte die Bergpartei die Gelegenheit der Wahlversammlungen, um das lau gewordene Volk wieder ein wenig warm zu machen. Dieß wirkt auch wohl auf die schwachen Köpfe, und zu neuem Aufruhr wären Haufen aufgehetzter Menschen jeden Augenblick bereit; im Allgemeinen aber hat das Volk doch eingesehen, daß es trotz aller schönen Verheißungen bei der letzten Revolution nichts gewonnen hat, als das Wahlrecht, von dem es aber nicht leben kann. Die Flugschrift Chenus, eines der Verwegenen, welche unter Ludwig Philipp an allen Verschwörungen Theil nahmen und die damalige Verfassung zu stürzen suchten, nach dem 24. Februar aber zu Macht und Ansehen gelangten, hat dem Publikum manches Geheimniß offenbart, und der Mann konnte dieß um so mehr, da er als ein Freund Caussidières, des damaligen Polizeipräfekten, bei der Polizei angestellt war und alles sah, was dort vorging. Die saubern Geschichten, die er erzählt, reichen hin, um den Leser mit Ekel vor dem Treiben der damaligen Machthaber zu erfüllen. Die Flugschrift hat in vierzehn Tagen mehrere Auflagen (die jetzt zehn, wenigstens dem Titel nach) erlebt und außerordentliches Aufsehen gemacht. Natürlich schreit die rothe Partei über Verleumdung und Lügen und beschuldigt den Verfasser, er stehe in heimlichem Einverständniß mit der jetzigen Polizei, ja diese habe die Flugschrift verfassen lassen, und sich dieß des Chenu'schen Namens bedient, um dem Publikum weiß zu machen, ein Polizeimann aus der ersten Zeit der Republik habe solche Geständnisse freiwillig abgelegt. Er ist allerdings kein achtungswerther Mann, er ist allzu lange mit Verschwörern und Aufrührern umgegangen, als daß man ihm ganz trauen könnte; die von ihm angeführten Thatsachen sind indessen allzu umständlich erzählt, als daß man glauben könnte er habe sie erfunden, bloß um seine vormaligen Genossen anzuschwärzen. Nach seinem Beispiele hat ein Anderer, Namens Laborde, ähnliche Geständnisse drucken lassen. Auf dem Rathhause und auf der Polizei thaten sich die neuen Machthaber gütlich, wie Leute, welche nicht gewöhnt sind täglich gut zu essen und sich bedienen zu lassen. Sie haben die kurze Zeit, die ihnen vergönnt war, durchgeschwelgt und ungeheure Summen aus dem Staatssäckel verschwendet. — Unter den Unterredungen, welchen die Revolution einen gefährlichen Stoß beigebracht hat, ist die Eisenbahn von Paris nach dem eine kleine Meile entfernten Dorfe Sceaux. Diese Eisenbahn, welche sich bekanntlich von allen andern dadurch unterscheidet, daß sie sich in starken Krümmungen durch die Gegend schlängelt und mehrere Dörfer und Weiler berührt, welche im Sommer stark von Pariser Familien bewohnt sind, hätte in ruhigen Zeiten guten Fortgang haben können, da während der schönen Jahreszeit beständig lebhafter Verkehr zwischen der Hauptstadt und jenem Landstrich herrscht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Karpathen, März.

(Fortsetzung.)

Eine Bärenjagd.

Im Hofe des Herrenhauses wogte ein geschäftiges Treiben; die Pferde wurden aus den Ställen geführt und gesattelt, ein Wagen mit dem nöthigen Mundvorrath beladen und unter der Begleitung zweier Reiter vorausgeschickt, welche mit ihren rothen Kienfackeln das ganze Bild auf wahrhaft phantastische Weise beleuchteten; die Treiber ordneten sich in Reih und Glied, und nachdem ein alter Förster mit eisgrauem Bart dieselben gemustert und gezählt hatte, kommandirte er gleichfalls zum Abmarsch, der auch mit einem hundertstimmigen Hurrah angetreten wurde. Bald waren auch die zur Jagd geladenen Gäste fertig und bildeten sammt der Dienerschaft und den Jägerburschen, theils zu Pferde, theils zu Wagen, eine 182 Mann starke Colonne, die auf einem schmalen Fahrwege gleichfalls bei Fackelschein den dunkeln Bergen entgegenzog. Nicht lange so ging der Weg mit einemmal sehr steil aufwärts, so daß die Kutscher ihre Pferde zuweilen verschnaufen lassen mußten, wodurch der ganze Zug in's Stocken gerieth. Der Boden war mit Gerölle und Wurzeln bedeckt, und nicht selten wurde der Weg von einem ungestümen Gießbach durchschnitten, der sich zwischen mächtigen Felsstücken tobend hindurchwälzte. Obwohl es sehr dunkel war, fühlten wir doch an der immer schärfer werdenden Luft, daß wir uns immer mehr der eigentlichen Gebirgsregion näherten, und als wir endlich nach ungefähr zwei Stunden aus einem engen Hohlwege heraus auf eine waldlose Hochterne gelangten, wehte uns ein so eisiger Wind entgegen, daß wir sehr gerne nach den Pelzen griffen, welche bisher unbenützt auf den Wagen gelegen. Ungefähr in der Mitte dieses Plateaus lag ein kleines Haus aus Baumstämmen gebaut und dürftig mit Stroh und Moos gedeckt, die Wohnung des Hujualen, der uns die Nachricht vom Aufenthalterte des Bären gebracht hatte. Hier wurde Halt gemacht, und da es schon über ein Uhr nach Mitternacht war, wurden die Treiber, welche uns hier erwartet hatten, unter der Anführung des alten Försters und des ältesten Sohnes des Hujulen an ihre Posten geschickt, da die Jagd beim frühesten Morgengrauen beginnen mußte. Nachdem wir uns in der schmutzigen räucherigen Hütte, wo Thiere und Menschen beisammen wohnten, am hellen Feuer auf dem niedrigen Herde etwas erwärmt und ein frugales Frühstück zu uns genommen, ging es gegen zwei Uhr wieder weiter, worauf wir bald in einen dichten Wald gelangten, der mit seinen ungeheuren Baumstämmen und chaotisch verschlungenem Gestrüppe uns den Weg sehr erschwerte. Endlich ertönte ein leiser Pfiff eines Hujulen, der uns hier erwartete, und der sofort die Aufstellung der Schützen anordnete. Ich erhielt meinen Platz an einer ungeheuren Tanne, welche mit ihren großen herabhängenden Aesten das ohnehin tiefe Dunkel des Waldes noch undurchdringlicher machte. Der Jägerbursche, der sich bei mir befand, lehnte sich schlafrunken an den Stamm der alten Tanne und erwartete mit mir, indem er von Zeit zu Zeit einen tüchtigen Schluck aus der Branntweinflasche that, die sehnlichst herbeigewünschte Dämmerung.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 71. Sonnabend den 23. März 1850.

Das Eis war hier, das Eis war dort,
Das Eis war überall;
Es thürmte sich und fürchterlich
Dröhnt' übers Meer sein Schall.

Freiligrath
nach Coleridge.

Wintertage an der deutschen Nordseeküste.

Das Meer ist immer schön, immer von eigenthümlichem Reiz, sey es, daß die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die spiegelglatte unermeßliche Fläche mit purpurnem Glanze vergolden, sey es, daß der tobende Sturm es tief aufwühlt und Wellen auf Wellen thürmt, oder des Winters eisige Macht seine Wasser an den Küsten in feste Formen bannt. Die Eisfelder an den Seeküsten gewähren einen ganz andern Anblick als gefrorene Flüsse und Landseen. In tausend und aber tausend verschiedenen Gestaltungen haben die Wellen sich endlich des Frostes Gewalt gefügt und sind zu festen Massen erstarrt. Oft sind es Hügel, fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch, wunderlich gezackt, gekrönt mit Thürmchen und Zinnen und Erkern gleich dem verschnörkeltesten Thurm alter gothischen Kirchen. Daneben treibt eine breite Fläche, so glatt und hell gefroren, daß sie einem riesigen Spiegel gleicht. Eine Scholle hat fast die Gestalt eines ruhig liegenden Eisbären, eine andere gleicht einem treibenden Wallfisch, eine dritte einem umgestürzten Boot, und so wechseln unaufhörlich verschiedene, oft sehr phantastische Gebilde.

Alle diese Massen sind oft von wunderbar schöner, klarer Farbe, hellgrün, blau, weiß, als wären sie aus dem schönsten böhmischen Krystallglas geschnitten. Sie glitzern und funkeln im Sonnenschein, daß das Auge den Glanz kaum ertragen mag. Dabei sind sie, wenn das Eis noch nicht fest steht, in unaufhörlicher Bewegung, heben und senken sich, wirbeln mit großer Schnelligkeit im Kreise umher, treiben langsam oder rasch an einander vorbei, thürmen sich höher und immer höher über einander, bis dann plötzlich ein solches Bauwerk das Gleichgewicht verliert und krachend in tausend Stücke zersplittert. Andere Meeresstrecken sind nur mit kleinen Eisbröckeln bedeckt, die sich mit lautem Krachen an einander reiben, noch andere sind ziemlich frei von Eis, dann folgen wieder große Eisfelder, so glatt und blank, daß ein Schlittschuhläufer kaum widerstehen kann, seine Kunst darauf zu üben. Es muß ein strenger Winter seyn, wenn die Nordsee an ihren Küsten in der Art friert, während es in der Ostsee weit leichter geschieht. Wenn aber, wie in diesem Jahr, solch harter Frost eintritt, lohnt es sich wirklich der Mühe einer kleinen Reise, um des großartigen Schauspiels zu genießen, und daneben Augenzeuge zu seyn, mit welchen Beschwerden, von denen der Binnenländer kaum etwas ahnt, der Seemann zu kämpfen hat.

Der Wunsch, die Nordsee auch einmal im Winter bei heftigem Frost zu sehen und den erschlaffenden Genüssen des Lebens in einer großen Stadt auf einige Tage zu entfliehen, hatte mich bewogen, einen Schiffskapitän, mit dem ich bekannt geworden, von Hamburg an die Küste der Nordsee zu begleiten. Die weithin herrschende schöne Schlittenbahn machte diese Reise so angenehm als bequem, und schon am Mittag des zweiten Tags nach unserer Abreise waren wir am Ziel unserer Fahrt, in einem hannöverschen Küstendorfe, nicht weit von der Mündung der Elbe.

Gastlich ward ich von der Mutter des Kapitäns, die sich nach dem Tode ihres Mannes hieher zurückgezogen hatte, empfangen. Es war ein ächtes Fischer- und Seemannsdorf, wie man sie an der hannöverschen

Digitized by Google

und ſchleswig-holſteiniſchen Nordſeeküſte häufig findet. Das Meer iſt hier das eigentliche Ackerfeld der Bewohner, das ſie mit dem Kiele durchfurchen, um ihm den Lebensunterhalt abzugewinnen. Wenige Männer im kleinen Ort, die nicht ganz von der See leben; nur einige nothwendige Handwerker machen eine Ausnahme.

Die Söhne der wohlhabenderen, gebildeteren Familien — denn es gibt auch hier zwei geſchiedene Klaſſen — dienen als Kapitäne oder Steuerleute auf den großen Hamburger Schiffen, die der untern als Matroſen. Zwei bis vier Jahre, ja wohl noch länger, kehren dieſe Leute nicht in die Heimath zurück. Nur wenn der Zufall es mit ſich bringt, daß ihre Fahrzeuge in Hamburg, Bremen oder einem nahen engliſchen Hafen überwintern müſſen, benutzen ſie dieſe Gelegenheit, um einige Wochen der Ruhe hier zu verleben. So waren denn auch in dieſem Winter, wo die Schifffahrt ſo ungewöhnlich früh geſchloſſen wurde, vierzig bis fünfzig junge Steuerleute und Matroſen hier bei ihren Eltern und Anverwandten zum Beſuch, und ſie brachten viel Regſamkeit und Kurzweil in das ſonſt ſo ſtille Leben des Dorfs.

Die höhern, beſſern Häuſer des Dorfs, die ſich ſchon von außen vor den kleinen, niedern, aber ſauber und gut gehaltenen Hütten mit ihren bemoosten Strohdächern auszeichnen, bewohnen ältere Schiffskapitäne, die ſich vom Dienſt zurückgezogen und hier die ſauer erworbenen Früchte ihres Fleißes in behaglicher Ruhe genießen.

Ein ſolches Haus bewohnte auch die Mutter meines Freundes, des Kapitäns. Ihr Mann war lange Jahre Kapitän großer Handelsſchiffe geweſen und namentlich oft in's nördliche Eismeer auf den Fang der Wallfiſche und Wallroſſe ausgelaufen. Endlich des unruhigen Lebens überdrüſſig, hatte er in höherem Alter ſich hieher in ſeinen Geburtsort zurückgezogen und mehrere Jahre im Frieden gelebt. Da wollte es der Zufall, daß ſein Bruder, der Führer eines Bremer Weſtindienfahrers, wenige Tage, bevor das Schiff eine Reiſe antreten ſollte, ſchwer erkrankte. Ein anderer tüchtiger Kapitän war nicht gleich zur Hand; die alte Luſt am früheren Beruf erwachte da wieder im bejahrten Mann; noch einmal wollte er ſich dem trügeriſchen Elemente, auf dem er ſo viele Jahre geſchwommen, anvertrauen. Trotz der Vorſtellungen ſeiner Familie, trat er die Reiſe nach Weſtindien als ſtellvertretender Kapitän an und verſprach beim Abſchied lachend ſeiner Frau ein ſchönes Weihnachtsgeſchenk aus Jamaika. Seinen jüngſten Sohn, einen Knaben von fünfzehn Jahren, nahm er als überzähligen Schiffsjungen mit. Das Schiff iſt fortgeſegelt, aber nie mehr zurückgekehrt, und keines Menſchen Auge hat von ihm und ſeiner Beſatzung je das mindeſte wieder erblickt. Wahrſcheinlich iſt es im heftigen Sturme umgeſchlagen und ſo mit Mann und Maus verſunken. Wie oft dergleichen vorkommt, das ſieht man an den vielen Wittwen und Waiſen in den Küſtendörfern.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungsblätter aus Raſtatt.

(Fortſetzung.)

In der Feſtung ging unterdeſſen Alles ſeinen alten Gang. Die Kanoniere auf den Wällen feuerten auf jede preußiſche Patrouille, die ſich in ihrem Bereich ſehen ließ, und einzelne Schützen gingen förmlich auf die Preußenjagd, hauptſächlich von den Lunetten aus. Ein beſonders gefährlicher Punkt für die Pickelhauben war der Eingang zum Dorfe Niederbühl. Nach Rheinau hinaus wurden fortwährend ohne Erlaubniß Streifzüge gemacht, denn in den dortigen Kellern lag noch Wein. Vergebens gab Tiedemann Befehle; da er ſeine Drohungen nie ausführte, kehrte ſich Niemand daran. Eines Abends gelang es den Preußen die Brücke bei Rheinau in Brand zu ſtecken, trotzdem daß dieſelbe nur einige hundert Schritt von Baſtion ** liegt. — Die Truppen waren alle kaſernirt oder in den Caſematten untergebracht; nur was zum Generalſtab gehörte, war in der Stadt einquartirt; deſſen ungeachtet wußte ſich eine Menge Leute bei den Bürgern verſteckt zu halten und dem Dienſte zu entziehen. Eine Controle war kaum möglich, da Trümmer von allen möglichen Corps in der Feſtung lagen, die ſich umhertrieben, ohne daß ſie ſich irgendwo hatten eintheilen laſſen. Um dieſem Unweſen ein Ende zu machen, warf ich all dieſe Truppenreſte in drei Volkswehrbataillone zuſammen. Es war dieß mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft, ja ganze Abtheilungen ſträubten ſich und ich mußte mit der größten Strenge einſchreiten. Endlich hatte ich eines Nachmittags ſämmtliche Volkswehr- und Freicorps auf dem Markt beiſammen und bereits in Bataillone abgetheilt; nur das dritte war, da Leute davon auf der Wache geweſen, noch nicht ganz geordnet, als zu meinem Schrecken Tiedemann aufam. Er konnte dieſe Gelegenheit, einem ſo großen Theil der Garniſon ſeine Autorität zu zeigen, ſich nicht entgehen laſſen. Er miſchte ſich ſogleich in mein Geſchäft, und in fünf Minuten hatte er eine Confuſion angerichtet, die zu entwirren ich mehrere Stunden brauchte. — In jedes Fort wurde eines dieſer Bataillone gelegt. Nun konnte man controliren. Die Bürger wurden ſtrenge angewieſen, jeden anzuzeigen,

Digitized by Google

der ſich bei ihnen ohne Legitimation von Seiten des Gouverneurs aufhielt. Die neugebildeten Compagnien ſollten nun auf's neue ihre Offiziere wählen und dieſe von einer Commiſſion öffentlich geprüft werden, zu deren Präſidenten der Kriegsrath mich ernannte. Die Bataillonscommandanten ernannte indeſſen der Gouverneur.

Mit den Vorräthen war übel gehaust worden und es war eine ſehr bedeutende Abnahme bemerklich. Noch ſchlimmer war der Umſtand, daß das Geld zu Ende zu gehen drohte. Dieſem Mangel abzuhelfen, wurden im Kriegsrath verſchiedene Vorſchläge gemacht. Einige wollten den Soldaten, die ueben vollſtändiger Verpflegung noch vier Kreuzer über ihren Gehalt erhielten, einen Abzug machen; allein es ward allgemein anerkannt, die Mannszucht ſey bereits ſo ſehr gelockert, daß man eine ſolche Maßregel nicht wagen könne. Es ward nun vorgeſchlagen Papiergeld auszugeben, oder eine Zwangsanleihe bei den Bürgern zu machen, und endlich beſchloſſen, die Studienkaſſe und den Heiligenfond in Beſchlag zu nehmen. Ob dieß noch ausgeführt worden iſt, weiß ich nicht, glaube aber kaum.

Durch Tiedemanns ungenügende Maßregeln war die Disciplin ſo untergraben, daß die Soldaten geradezu thaten was ſie wollten, beſonders aber die Artillerie und die Dragoner. Letztere zeichneten ſich überhaupt durch ihre Habgier und Unverſchämtheit, aber niemals im Gefecht aus. Dieſer Mangel an Mannszucht war um ſo gefährlicher, da eine Feindſchaft zwiſchen dem Militär und der Volkswehr dazu kam. Der Grund dieſes Zerwürfniſſes war Neid und Habgier, und die Wurzel davon wieder Tiedemann.

Es waren große Vorräthe an Tuch und andern Militäreffekten vorhanden. Dieſe hatte man einer Commiſſion anvertraut, aber keine beſtimmten Regeln über die Art der Austheilung von dergleichen Gegenſtänden feſtgeſetzt. Die natürlichſte Regel wäre wohl geweſen, denjenigen Kleidungsſtücke zu geben, die deren bedurften; aber dieſer Meinung waren die Soldaten nicht. Dieſe verlangten, die Gegenſtände ſollten gleichmäßig unter die verſchiedenen Truppencorps vertheilt werden; Tiedemann ging aber nicht darauf ein und gab fortwährend Einzelnen Anweiſungen an die Kammer, während er dieſelben andern abſchlug, beides ganz nach Laune. Die Volkswehren, welche meiſt ſtrengern Dienſt gethan hatten als das Militär, waren größtentheils nur mit Blouſen bekleidet und froren Nachts bei Regenwetter jämmerlich; wenn man ihnen aber nur alte Mäntel gab, ſo war das Militär neidiſch darüber, und es kam vor, daß man den Wehrmännern dieſelben mit Gewalt vom Leibe riß. Das gab natürlich böſes Blut. Statt ein Exempel zu ſtatuiren, begnügte ſich Tiedemann mit Tagsbefehlen, die Niemand beachtete. Das Unweſen nahm mehr und mehr überhand. Eine Anweiſung war am Ende gar nicht mehr nöthig; es holte ſich Tuch, Leder u. ſ. w. wer und wie viel er wollte, und viele verkauften es für einen Spottpreis an Wirthe und Schneider.

(Vorleſung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus den Karpathen, März.

(Schluß.)

Eine Bärenjagd.

Nach etwa ein einhalb ſtündigem Harren begann ſich endlich die Nacht in ein dunkles Grau zu lichten, und der ſcharfe Morgenwind eiß die nächtlichen Weſen am Firmament zu abenteuerlichen, phantaſtiſchen Figuren auseinander und trieb ſie in geſchäftiger Eile nach Norden. Nach und nach traten die Bäume vor uns in ungewiſſen nebelichten Umriſſen hervor und harrten wie nächtliche Rieſengeſpenſter in das dunkelvielette Grau des anbrechenden Morgens. Plötzlich fiel in der Tiefe ein Schuß, das verabredete Signal zum Beginn der Jagd. Es folgte eine lautloſe Stille, welche aber bald durch den langgedehnten Ton der Jagdhörner und durch das ferne Halloh der Treiberſchaar unterbrochen wurde. Wir wir jetzt wahrnehmen konnten, ſtanden wir am Rande einer umfangreichen, ziemlich tiefen Schlucht, welche ringsum mit einer Schützenkette umgeben war, während unten die Treiber ihre Arbeit begannen, um das Thier, welches ſich im Dickicht dieſer Schlucht befinden ſollte, nach aufwärts, d. h. gerade gegen die Schützenlinie zu jagen. Das Geſchrei der Treiber wurde immer lauter, je weiter ſie gegen den Rand der Tiefe heraufrückten, und bald konnten wir auch das Geklingel der Kettenſtücke am Ende ihrer Knittel deutlich unterſcheiden. Wir ſtanden ſtill und erwartungsvoll hinter der Tanne und hielten unſere Gewehre ſchußfertig gegen ein dichtes Gebüſch gerichtet, welches auf einer kleinen Anhöhe nur etwa hundert Schritte vom Rande der Schlucht emporwucherte. Plötzlich ertönte das einſtimmige Halloh der Treiber zu unſerer Rechten in ein wildes verworrenes Geſchrei aus, und drei kurz gefaßte Töne des

Digitized by Google

Jagdhorns zeigten uns bald, daß das Thier wirklich aufgespürt worden. Nicht lange so brachte in der Tiefe ein Schuß, bald darauf ein zweiter, auf den eine minutenlange Stille folgte. Wie einmal aber erschall ein hundertstimmiges Hurrahrufen, und eine lustige Fanfare überzeugte uns bald, daß das Thier wirklich erlegt sey. — Kurz darauf bliesen auch die Hörner die Jagd ab, und wir eilten nun freudig und erwartungsvoll nach der Gegend, wo der Schuß gefallen war. Auf dem Wege dahin, der durch dick und dünn ging, begegneten wir schon einzelnen Jägern und Treibern, welche gleichfalls nach der Richtung eilten, welche uns die Jagdhörner als Sammel- und Bruchplatz bezeichneten. Bald gelangten wir denn auch auf eine kleine Waldwiese am Abhange der Schlucht, wo sich bereits ein großer Kreis unserer Jagdgefährten, Jäger und Treiber, gesammelt hatte. In der Mitte desselben lag auf dem dichten Moos hingestreckt das ungeheure Thier, das in aufrechter Stellung wohl bei sieben Fuß messen mochte und von ungewöhnlicher Stärke und Dicke war. Der glückliche Schütze, der Sohn des Huzulen, der uns vom Aufenthalt der Bären Nachricht gegeben, stand stolz neben seiner Beute auf die Büchse gelehnt, und betrachtete mit zufriedenem Lächeln seinen Meisterschuß, welcher dem Thiere gerade über dem rechten Auge in den Kopf gedrungen war. Auch das rechte Hinterbein des Bären war von einem Streifschuß getroffen, der von einem Jägerburschen zuerst auf das Thier gefallen war, worauf dasselbe wüthend auf den unsichern Schützen losgesprungen war und ihn unfehlbar erreicht hätte, wenn es nicht von der tödlichen Kugel des Huzulen zu Boden gestreckt worden wäre. Die Treiber machten nun aus Baumstämmen eine Art Schlitten, legten Meister Petz mit Tannenzweigen geschmückt darauf und schleiften ihn nach der Hütte des glücklichen Schützen. Dort wurde das Thier zerlegt und das Fleisch mit Ausnahme der Tatzen als willkommene Speise unter die Treiber vertheilt, welche Gabe ihnen durch ein Faß Branntwein noch mehr gewürzt wurde. Die Haut wurde sodann sehr geschickt mit Reisig und Moos ausgestopft und auf einen Wagen gelegt, dem wir im Triumphzuge nach der Behausung unseres Wirthes folgten, der überaus zufrieden war, uns eine so schöne Jagd bereitet zu haben. Bald lag das Haus mit seinen hohen Pappelbäumen vor uns, und ein glänzendes Diner entschädigte uns reichlich für die Strapatzen, welche uns der Morgen eines fröhlichen Tages gebracht, den ich noch lange in angenehmer Erinnerung bewahren werde.

Paris, März.

(Beschluß.)

Die Eisenbahn von Secaux. — Der Wintergarten. — Theater

Die Eigenthümlichkeit dieser Bahn hatte auch besondere Vorrichtungen an den Wagen zur Folge, was die Kosten bedeutend steigerte. Auch hatte Grund und Boden in einer Gegend, wo das Land sehr theuer ist, ein großes Capital verschlungen. Und nun kam die Revolution darüber. Im ersten Sommer waren die wohlhabenden Familien wenig aufgelegt sich in der unruhigen Umgegend der Hauptstadt zu betheiligen; die Bahn wurde seltener befahren, die Actien sanken im Werthe, und zwar tiefer als die anderer Bahnunternehmungen, und somit mußte die Bahn von Secaux bankerott werden, ein Unglück, das hier so viele Unternehmungen zur Bequemlichkeit oder Belustigung des Publikums trifft. Die Regierung hat sich indessen der Sache angenommen und setzt die Fahrten auf ihre Rechnung fort. Es ist in Paris hergebracht, daß Unternehmungen, deren Nützlichkeit oder Annehmlichkeit anerkannt ist, trotz des Bankerotts ihren Fortgang haben, als ob nichts vorgefallen wäre. So verhält es sich auch mit dem bekannten Wintergarten, der kürzlich sehr schöne Feste gegeben hat, obgleich es ihm ergangen ist wie der Eisenbahn von Secaux. In einem frühern Berichte habe ich vom lieblichen Kinderballe gesprochen, der dort Kleine und Große bei hellem Tage beschäftigte; seitdem ist ein großer Freimaurerball gegeben worden, zum Besten bedürftiger Mitglieder des Ordens. Es ist noch englischem Vorbild Sitte geworden, daß bei Wohlthätigkeitsfesten angesehne Frauen als sogenannte Dames patronesses auftreten, welche die freiwilligen Gaben in Empfang nehmen. So war es auch hier. Der Eintritt kostete zehn Franken; von diesem Eintrittsgelde mußte aber ein bedeutender Theil für die Kosten des Festes darauf gehen; deßhalb wurden während des Abends von den Dames patronesses Kollekten veranstaltet, deren Ertrag ohne Abzug den Nothleidenden zu gute gekommen ist. Die Beamten der Logen erschienen mit allen ihren Orden und Amtszeichen, und die schön geschmückten Dames patronesses trugen über ihrem Ballanzug blaue Schärpen wie jene. An solchen festlichen Abenden nimmt sich der Wintergarten herrlich aus. Man teilt durch eine Halle in einen mit Gemälden geschmückten Saal, in welchem Tische mit Zeltungen stehen, für diejenigen, welche des Spazierens im Garten müde sind. Von da gelangt man in den durch einen großen prächtigen Kronleuchter glänzend beleuchteten Vordertheil des Gartens. Dieß ist der Tanzplatz. Derselbe ist so stark beleuchtet, daß der übrige Theil des Gartens dagegen dunkel erscheint, obgleich er ebenfalls beleuchtet ist, nur viel schwächer und ohne daß man die Lichter gewahr wird, die unter Stauden und Sträuchern versteckt sind. Anfangs hatte man in diesem Lokal mit einer sonderbaren Unbrauchlichkeit zu kämpfen: der Durch die Heizung und Erleuchtung, so wie durch die Menschenmenge verursachte Dunst verdichtete sich oben an den Glasfenstern, welche den Kunstgarten bedecken, und fiel in Regentropfen auf die frazirenden Herren und Damen nieder. Diesem Uebelstand ist durch Rinnen abgeholfen worden, welche den Regen oben von den Fenstern ableiten und zur Erde führen. Aber das Phänomen des künstlichen Regens dauert fort und verdiente wohl von einem Naturforscher untersucht zu werden.

Die Saisen der italienischen Oper geht zu Ende, und der Sänger Renconi, der an der Spitze der Unternehmung steht, hat statt einer guten Einnahme nur Prozesse mit seinen Sängern gehabt. So ist es sehr zweifelhaft, ob im künftigen Winter die italienische Oper wird fortbestehen können. Es fehlt hier gegenwärtig nicht an Prunk und Verschwendung, die Reichen entwickeln einen erstaunlichen Luxus, sie scheinen aber nicht wie die Londoner Aristokratie der Meinung zu seyn, es gehöre zum guten Ton, eine Loge in der italienischen Oper zu haben, um daselbst Abends ihren Schmuck zur Schau zu tragen. Dazu kommt, daß diese Bühne nichts Neues zu bieten hat; seit einigen Jahren ist keine einzige italienische Oper von bedeutendem Gehalte erschienen. Das arme Italien hatte anderes zu thun, als Opern zu hören und zu beklatschen. Dagegen gibt die Pariser komische Oper jetzt häufig neue Stücke und drängt gute Sänger; sie ist auch das besuchteste Theater. Die große Oper läßt es gleichfalls nicht an Reizmitteln für das Publikum fehlen, aber die Sänger verlieren in dem großen Saale ihre Stimmen allzu bald; Dupré, der vor wenigen Jahren so gefeierte Sänger, kann nicht mehr auftreten, und Meyerbeers Prophet muß trotz des Beifalls, den er gefunden, nach fünfzig und einigen Vorstellungen bei Seite gelegt werden, weil die Oper zu ermüdend für die Sänger ist und ihre Stimmen zu Grunde richten müßte, wenn sie zu häufig auf die Bühne gebracht würde.

(Beschluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 72. Montag den 25. März 1850.

Kaploratores circumdedi, ut robora victoris exercitus noscerent.
Tacitus.

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(Fortsetzung.)

So standen die Sachen, als der oben erwähnte Brief aus dem Lager ankam. Wir glaubten kein Wort vom Inhalt, wir nahmen Alles für „preußische Pfiffe;“ konnten wir doch nicht glauben, daß man uns so ehrlos im Stich gelassen. Waren Sigel und Mieroslawski geschlagen, so war es doch ihre Pflicht, uns zu benachrichtigen. Was auch mich dazu bewog, dem Briefe keinen Glauben zu schenken, war folgendes Raisonnement: Die Preußen möchten gern die Festung haben; sie wissen, daß man dieselbe hält, weil man auf Entsatz hofft. Es muß ihnen also daran liegen, uns diese Hoffnung zu benehmen. Dieß können sie nur erreichen, wenn sie uns beweisen, daß unsere Armee vernichtet ist, und dazu gibt es kein besseres Mittel, als daß sie uns Zeitungen schicken. Sie haben es aber abgelehnt, den Festungsboten gegen das Frankfurter Journal auszutauschen; also enthält dieses Journal ohne Zweifel Nachrichten, die wir nicht wissen sollen, und alle Hoffnung ist noch nicht verloren. Wenn auch Preußen in Oos und in Carlsruhe sind, so können unsere Truppen deßhalb noch immer im Oberlande stehen.

Ich machte daher im Kriegsrath den Vorschlag, vom General v. d. Gröben zu verlangen, daß er Abgesandten von uns gestatte bis an unsere Vorposten oder an die Grenze der Schweiz zu reisen, damit sie sich vom wahren Stand der Dinge überzeugen könnten. Um Tiedemanns Schreibluſt, die ich eben so fürchtete wie seine Redeluſt, zuvorzukommen, sezte ich schnell ein Schreiben an den General auf, das auch sofort abgesandt wurde, nachdem ich einige närrische Phantasien, die Tiedemann einschieben wollte, entschieden abgelehnt.

Was ich nicht erwartet hatte, geschah: der General ging auf meinen Vorschlag ein. Nun fragte es sich, wer von den Offizieren der Garnison diese für uns alle so wichtige Reise zu unternehmen habe; denn darüber waren wir alle einig, daß kein Bürger mitreisen solle, da wir diesen ein- für allemal keinen Einfluß in militärischen Dingen einräumen wollten. Als der Gegenstand im Kriegsrath zur Sprache kam, hätte ich gern mich selbst vorgeschlagen; ich unterließ es aber, weil Tiedemann sich dagegen erklärte, da ich in der Festung durchaus nöthig sey. Dagegen hatte er mir versprochen, daß ich jedenfalls die Unterhandlungen führen solle, wenn es je dazu komme. Die Bereitwilligkeit des preußischen Generals hatte mich halb und halb überzeugt, daß unser Spiel verloren sey.

Biedenfeld schlug Major Biesele und Major Lang vor, und es ward beschlossen, über Beide abzustimmen. Der Kriegsrath entschied sich für Lang, weil viele Biesele nicht recht trauten, obgleich mit Unrecht. Es schrieb sich dieß noch von den Umtrieben zu Anfang der Belagerung her. Ich war mit dieser Wahl sehr schlecht zufrieden und faſt das ganze Offizierscorps theilte dieses Gefühl. Lang war früher Feldwebel und hatte mit der Uniform des Majors keineswegs die Bildung erlangt, die zum Rocke gehörte. Auf dieser Reise kam es darauf an scharf zu beobachten und sich nicht täuschen zu lassen; ferner war man der Ansicht, daß der Repräsentant der ganzen Besatzung, der wahrscheinlich mit vielen höhern Offizieren der preußischen

Digitized by Google

Armee zuſammen kam, etwas mehr Lebensart und Offiziersturnüre beſitzen müſſe als Lang, den man überdieß nicht achtete, da er als ſchmachvoll feig bekannt war. Während des letzten Ausfalls wollte man ihn fortwährend im Abtritt des Bahnhofs geſehen haben. Sogar die Soldaten des Majors ſchickten eine Deputation an Tiedemann mit der Bitte ihn nicht fortzuſchicken, da man ihm die nöthigen Fähigkeiten nicht zutraue. — Dieſe verſchiedenen Aeußerungen blieben Lang nicht verborgen, allein er that als höre er ſie nicht. Um ihm jedoch gar keinen Zweifel darüber zu laſſen, bewog ich Jemand ihm einen Brief zu ſchreiben, der ihm die Sache deutſch und deutlich auseinanderſetzte. Es wurde auf's neue ein Kriegsrath berufen, in dem man beſchloß, daß ich die Reiſe machen und Major Lang mich begleiten ſolle. Man fand dieſen Ausweg, um letztern nicht in den Augen der Garniſon herabzuſetzen und auch einen Beſchluß des Kriegsraths nicht ganz und gar umzuſtoßen.

Es war etwa eilf Uhr Morgens, als wir, in Begleitung von einem Zug Dragoner mit einem Offizier, nebſt Trompeter und Parlementärfahne, nach Niederbühl hinausritten. Wir waren Beide natürlich in Uniform und trugen die dreifarbige Schärpe quer über der Bruſt. In Niederbühl empfing uns der Command der Stadswache, ein Lieutenant von den Küraſſiren, Graf von Schmettow. Er kündigte ſich als denjenigen an, der uns auf der Reiſe begleiten ſollte, und händigte mir zum Einzeichnen der Namen eine von ihm unterſchriebene Quittung über unſere beiden Perſonen ein, welche in die Feſtung geſchickt werden ſollte. Nach einigem Zögern eröffnete uns Graf Schmettow, daß es „zu unſerer eigenen Sicherheit" und Bequemlichkeit dienen würde, wenn wir in Civilkleidern reiſten; wir würden weit ungeſtörter unſere Beobachtungen machen können u. ſ. w. Kurz, es war der Wille des Grafen Gröben, oder des Prinzen von Preußen, daß wir nicht in Uniform reiſen ſollten. Ich mußte unter dieſen Umſtänden nach der Feſtung zurück, da ich keine Civilkleider bei mir hatte und auch nicht wußte was der Kriegsrath zu dieſer neuen unerwarteten Bedingung ſagen werde. Sie ſchien mir von großer Bedeutung; ich ſchloß daraus, daß es mit unſerer Sache ſehr ſchlecht ſtehen müſſe. Tiedemann wollte gleich das Kind mit dem Bade ausſchütten. Solche Schmach könne man nicht dulden, das ſey eine Beſchimpfung, und er werde auf dieſe Bedingung nimmermehr eingehen. Ich ließ ihn austoben und bemerkte ihm dann, es ſey weit wichtiger, den beabſichtigten Zweck zu erreichen und endlich zu erfahren, woran wir wären, als den militäriſchen Stolz Parade reiten zu laſſen. Es handle ſich hier um das Wohl und Wehe von 7000 Mann und einer ganzen Stadt. Ich ſey bereit in Civilkleidern zu reiſen. Gleich bei der Parole ward der Kriegsrath zuſammengerufen und dieſer entſchied denn auch in meinem Sinne.

(Fortſetzung folgt.)

Wintertage in der deutſchen Nordſeeküſte.

(Fortſetzung.)

Ungemein behaglich war die innere Einrichtung des Hauſes, das die beſahrte, aber noch rüſtige Mutter des Kapitäns als Eigenthum bewohnte. Der erſte Blick zeigte, daß man ſich in einer wohlhabenden Seemannsfamilie befand. Hatte man die in friſcher hellgrauer Farbe prangende Hausthüre mit dem glänzend polirten Meſſingbeſchläge und Thürgriffe geöffnet, ſo trat man in die Flur, ausgelegt mit holländiſchen Klinkern, die Wände weiß mit hellgrauen Streifen. Mächtige Harpunen zum Wallfiſchfang, eiſenbeſchlagene Knittel zum Tödten der Seehunde und eigenthümlich geformte Eisärte hingen an den Wänden und deuteten ſogleich den Beruf des Beſitzers an. Noch mehr feſſelte die Aufmerkſamkeit ein junges ausgeſtopftes Wallroß, das an der Decke hing. Schon an dieſem jungen Exemplar konnte man abnehmen, welch furchtbare Thiere die Alten ſeyn müſſen und welche Gefahren mit ihrer Erlegung verknüpft ſind. Nach der einſtimmigen Verſicherung der Grönlandsfahrer iſt ein gereiztes Wallroß, wenn es ſeine mächtigen Hauer in das Boot einſchlägt, eine entſetzliche Beſtie, deren Wuthgebrüll den ſtärkſten Mann erſchüttert. Wiederholt haben mir alle Matroſen verſichert, daß der Kampf mit dem größten Eisbären weniger gefährlich und namentlich weniger ſchaudererregend ſey als der mit einem wüthenden Wallroß.

Die Wohnſtube der Kapitänsfrau war ungemein behaglich und ſauber eingerichtet. Der Fußboden war dunkel mit Oel getränkt und ſo glatt und glänzend, daß man ihn als Tiſchplatte hätte benützen können. Bis zur Mitte der Wände lief eine braun gebeizte Holzbekleidung, das übrige war mit grüner Oelfarbe gemalt und glänzend gefirnißt. Gute deutſche und engliſche Kupferſtiche, Stürme, Schiffbrüche, Meerſcenen aller Art, hingen in braunen Rahmen umher. Eine große bunt ſchimmernde Flaggenkarte, die Seeſymbole aller ſeefahrenden Nationen darſtellend, fiel beſonders auf. Statt des Kronleuchters hing an der Decke das ſauber geſchnitzte Modell eines Barkſchiffs, getreu mit allen Raaen und Tauen bis in die kleinſten Einzelnheiten nachgeahmt. Der alte Kapitän hatte das Schiff viele Jahre befehligt und dieſes Stück in ſeinen Mußeſtunden ſelbſt verfertigt. Auf der Kommode

Digitized by Google

unter dem großen Spiegel ſtand ein Glaskaſten mit einer zierlichen Gruppe ausgeſtopfter Kolibris und daneben lagen einige große ſchöngeformte ſeltene Seemuſcheln, eine Kokosnuß und zwei Straußeneier, lauter Sachen, die der Alte von ſeinen Seereiſen heimgebracht. Das ſchöngegerbte ſchneeweiße Fell eines großen Eisbären, das als Decke vor dem Sopha lag, war ein Beuteſtück deſſelben. Das übrige Geräthe war einfach, aber tüchtig gearbeitet, wie man es in den wohlhabenden Bürgerfamilien in Hamburg und Bremen findet.

Mit herzlicher Gaſtfreundſchaft begrüßte mich die Mutter meines Kapitäns. In ihrem ſchwarzen Hauskleid, die weiße Faltenmütze auf dem grauen Haar, war die Alte ganz das Bild der behäbigen Bürgerfrau, wie man ſie auf ſo vielen Gemälden der niederländiſchen Schule ſieht. Auch ihre einzige Tochter „Stine“ (Chriſtine) empfing mich mit aufrichtiger Herzlichkeit, obgleich jungfräuliche Scheu dem fremden Städter gegenüber ſich anfänglich in ihrem ganzen Benehmen ausdrückte: ein hübſches friſches junges Mädchen mit prächtigen rothen Wangen, großen blauen Augen und reichem blonden Haar, eine ächte deutſche Schönheit, wie man ſie an den hannöverſchen, ſchleswig-holſteiniſchen und mecklenburgiſchen Küſten häufig findet. Sie war übrigens in etwas trüber Stimmung, da ſie ſeit lange keine Kunde von ihrem Verlobten hatte, der als erſter Steuermann auf einem Oſtindienfahrer diente. Aber die Mädchen dieſer Küſtendörfer ſind von Kindheit an zu ſehr gewöhnt, von ihren Vätern, Brüdern und Verlobten lange Zeit ohne Nachrichten zu ſeyn, als daß ſie ſich zu ängſtlich voreiligen Befürchtungen hingeben ſollten.

Kaum war der gute Kaffee getrunken, der in ſeinem engliſchen Porzellan und Glasgeſchirr aufgetragen worden, ſo eilte ich dem Strande zu, der nicht über hundert Schritte vom Dorfe entfernt war. Der Anblick der See, wie ich denſelben oben zu ſchildern verſucht, feſſelte mich lange. Beſonders ſchön war es, als die Strahlen der untergehenden Sonne all dieſe gliſternden Eisberge und Felder mit goldigem Schein überzogen und ein lebhafter Wind ſie dabei in Bewegung ſetzte. Die ganze See war übrigens wie ausgeſtorben; nur einige Möven, deren weißes Gefieder gut zu der Farbe des Eiſes paßte, flogen kreiſchend um die hie und da offenen Stellen her, um einen Fiſch zu erfagen; ſchlanke, zierliche Vögel von wunderbarer Fertigkeit des Flugs; nur ihr ängſtlich heiſeres Klageſchrei tönt widerlich in die Ohren. Eine Schaar ſolcher Vögel, die ſich umhertummelt, ſtellt dem Auge die kunſtreichſten Verſchlingungen dar. Plötzlich ſchießt eine pfeilſchnell aus der Luft in die See, um einen unvorſichtigen Fiſch zu erhaſchen. Kreiſchend ſtürzt ſich die ganze Schaar auf die Jägerin, ihr die Beute zu entreißen, und nun beginnt eine Jagd, der man mit wahrer Luſt zuſieht. Die Verfolgte iſt bald hoch oben in den Lüften, bald ſtreift ſie das Meer mit den weißen Fittigen, ſie dreht und wendet ſich ſo raſch, daß das Auge ihr kaum zu folgen vermag, und die andern auf ihrer Spur beſchreiben dieſelben Linien und Kreiſe, bis endlich eine andere, die wieder eine Beute gemacht, der Begierde des Haufens ein neues Ziel gibt und eine friſche Jagd beginnt. Und ſo geht es unaufhörlich den ganzen Tag unter demſelben Geſchrei.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Waſſersnoth. — Das Erfrieren todt.

Vor einem Uebel wenigſtens war Berlin bisher geſichert, vor den Ueberſchwemmungen; denn nur aus den Ueberlieferungen des Mittelalters weiß man, daß ein kleiner See in der Nähe des Dorfes Wilmersdorf zuweilen dermaßen geſtiegen iſt, daß er, ſeine Ufer überſteigend, durch die Thore der Stadt bis in die Straßen drang. Natürlich hatte der See geheime Quellen, geheimen Zuſammenhang und wenigſtens ſo viel Schauerliches, daß die Kinder ſich von ihren Schulmeiſtern warnen ließen, darin ein Bad zu verſuchen. Aber alle Furcht ward ihm wieder durch ſeinen Namen genommen, denn er heißt im Volke Saupfuhl; die Gelehrten, die über den Namen errötheten, nannten ihn Saugopfuhl und brachten damit einen phyſikaliſchen Organismus in Verbindung. Der arme Saupfuhl hat ſeinen mythiſchen Glanz und Beruf durch die Kultur der Aecker und Wieſen unſrer verloren, der kleine Sumpfbach bedroht Berlin nicht mehr mit einer Ueberſchwemmung; aber die ruhige, bedächtige Spree, die zur Noth unſerer Schiffer und Kaufleute im Sommer oft kaum mehr die Kähne trägt, die uns den Lebensbedarf zuführen ſollen, hat hinter den großen Strömen nicht zurückbleiben wollen. Berlin ſteht zwar noch nicht unter Waſſer, aber doch viele ſeiner Keller

Digitized by Google

und Kellerwohnungen, und die umliegenden Niederungen, der Thiergarten, die Wiesen um Treptow, Stralow, Köpnick, sind ein See; ja diese sanfte Syree hat sich erdreistet einen Damm zu durchbrechen. Das Wasser ist nur langsam gestiegen, aber weil es in großen Seen in unserm Rücken aufgespeichert liegt, haben wir leider die traurige Aussicht, daß der Hochstand sehr lange erhalten wird. Es geht also mit seinem Wasser Berlin im umgekehrten Verhältniß wie mit seinem Feuer, ich meine dem enthusiastischen und politischen, welches letztere wie ein Waidstrom kommt, um eben so schnell wieder abzufließen. Der Schaden in der Nähe wird zu tragen seyn, wie aber der in unsern Provinzen im Westen und Osten? Die Wohlthätigkeit ist die auf's Aeußerste angestrengt; aber womit soll der Staat helfen, der noch mehr angestrengt ist, und dazhaft auf die neuen Steuern blickt, die uns aufgelegt werden, weil es so seyn muß! Ungeregelter konnten die Wasserverwüstungen kaum kommen, nachdem man sich eben aus einer Revolution losgerungen. Die Verwüstungen am Rhein scheinen übrigens verhältnißmäßig noch unbedeutend gegen die entsetzlichen im Osten, namentlich in der unglücklichen Stadt Posen. Die Zeitungen haben jetzt kaum mehr Platz für die Calamitäten.

Doch zu Freudenfesten — jedoch nur politischen. Das Festmahl, von den Wahlmännern der Stadt Berlin ihren nach Erfurt gewählten Vertretern gegeben, nimmt in seiner Schilderung mehrere Spalten unserer Zeitungen ein. Ausnahmsweise verdient es dieses Fest. Es war in der That ein Fest der Versöhnung aller der Partieen im Bereich des Conservatismus, welche einig sind im Verlangen nach einer deutschen Einigung, einer Entwicklung der Macht aus einem Kleinstaate, der größer zu seyn durch die Geschichte bestimmt ist, und doch durch die Geschicke der Letztzeit verurtheilt schien, sich immer an das Schlepptau eines größern zu hängen, zu einem, der sich und anderer im deutschen Schiffbruch helfen kann. Ausgeschlossen waren durch sich selbst alle demokratischen Fraktionen, die in ihrer doktrinären Verirrtheit sich ihres Wahlrechts von vornherein begeben, und damit für den Staat Preußen auf lange hinaus aus der öffentlichen Wirksamkeit getreten sind. Zur Versöhnung mit dieser Partei konnte die Feier daher nicht bestimmt seyn; aber man darf bezweifeln, daß auch nur einige wenige von der Partei gegenüber, welche von Erfurt und selbst von der Verfassung nichts wissen will und Preußen gern auf ein feudalistisches Zaunkönigthum der Provinzen Brandenburg und Pommern beschränkt wissen möchte, an dem Feste im Sinne und Geist Theil nahmen. Und selbst nach Abstoßung dieser Extreme war die Einigung schwer herzustellen; so nicht in sich zerfallen, aber in den Ansichten getrennt ist die große conservative Masse. Auch hier noch sind so viele, die glauben, es sey gut gethan, wenn man alles lasse, wie es ist, und darunter sehr strebsame Geister. Solche Erschlaffung hat das Ueberwaß der Aufregung zurückgelassen. Diese wurden wieder elektrisirt. So kann man das Fest ansehen, wenn auch die, welche es veranstaltet, es nicht so angesehen wissen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Ludwig XVII. — Arago und die Akademie der Wissenschaften.

Neulich habe ich der sonderbaren Erscheinung eines Flugblattes zur Unterstützung der Interessen eines vorgeblichen Ludwigs XVII. erwähnt. Seitdem sind von diesem Blatte, das aber nicht das geringste Aufsehen macht und von keinem Tagblatte besprochen wird, mehrere Nummern erschienen, welche alle zum Zweck haben die Leute zu verführen, daß Ludwig XVII. in Wahrheit erstirbt, und daß er unter den Parisern einher wandelt, ohne daß sie es wissen. Es ist immer noch die alte Geschichte von Naundorf, dem Uhrmacher aus Spandau, der behauptet und von sich behaupten läßt, er sey ein lebendiger Sohn des unglücklichen Ludwigs XVI. Könnte er einige Millionen darauf wenden, den Leuten die Ueberzeugung beizubringen, sie hätte er auch seine Partei, so gut als ein anderer. Da er aber nichts zu spenden hat, so glaubt ihm ein halb Dutzend armer Teufel, und sein Blatt „l'Intrepide" wird die Zahl seiner Anhänger eben nicht vermehren. Zudem sind schon einige Ludwig XVII. da gewesen. Die Legitimisten haben einen Prätendenten, der ihnen andere Aussichten eröffnet, als bisher vormalige Uhrmacher; die Orleanisten haben den übrigen oder die übrigen; denn einige wollen den Grafen von Paris, andere den Prinzen von Joinville; was die Bonapartisten wollen, ist zur Genüge bekannt, und die Rothen wollen die Gütertheilung, die ihnen wichtiger ist als alle Prinzen und Prätendenten von der Welt. Aber die Zeit ist der Durchführung dynastischer Ansprüche seinesweges günstig; ein Thron, wenn es auch gelänge einen wieder zu errichten, könnte sich im gegenwärtigen Augenblick schwerlich lange halten. In diesem Jahre wird es auch ohne Zweifel nicht dazu kommen; wie es im folgenden gehen mag, ist eine andere Frage.

Die Akademie der Wissenschaften hält mitten in der politischen Bewegung regelmäßig ihre wöchentlichen Sitzungen und verliert ihren Zweck nie aus den Augen. Arago, einer ihrer Generalsekretäre, der zu Anfang der Revolution in den Strudel der Regierungsgeschäfte mit fortgerissen worden war, und nicht schlimmer, aber auch nicht viel besser regierte als seine Herrn Collegen, seitdem aber aller Staatssorgen entledigt worden ist, kann sich jetzt wieder der Wissenschaft widmen; ob er es mit Seelenruhe thut, möchte ich nicht entscheiden; denn einer seiner Brüder sitzt im Gefängniß, ein anderer treibt noch als Mitglied der Bergpartei in der Nationalversammlung ein gefährliches Spiel. Sie waren alle zu Macht und Ansehen gelangt, aber die jüngern Aragos können sich nicht mit einem schönen Namen in der Geheimenwelt trösten, wie ihr Bruder. — Die Akademie hat eine außerordentlich starke Korrespondenz, und Arago muß in seiner Eigenschaft als Generalsekretär schon damit vollauf zu thun haben. Aus allen Gegenden Europas, sogar aus andern Welttheilen wird an die Akademie der Wissenschaften geschrieben, und oft kommen äußerst barocke Briefe vor, mit den sonderbarsten Einfällen und Vorschlägen. So lief kürzlich folgendes Schreiben ein: „Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß meine Familie eine der ältesten in Europa ist, und daß ich auf den Titel Hoheit Anspruch machen könnte. Diesemnach bin ich so frei mich um die in Ihrem Vereine durch den Tod des Herrn Fraueur vacant gewordene Stelle eines Akademikers zu bewerben, und schmeichle mir mit der Hoffnung, daß Sie mir dieselbe werden zu Theil werden lassen." Aus welchem Viertel Europas dieses Schreiben hergekommen, habe ich nicht erfahren können. — Ueber die letzte allgemeine Sitzung haben alle Tageblätter Bericht erstattet. Man ersah daraus, daß die Preise für mathematische und astronomische Aufgaben meistens denjenigen Gelehrten zuerkannt worden sind, was beweist, daß sich die Sternkundigen in unserm Vaterlande in der Betrachtung des Himmels durch die irdischen Unruhen neben ihnen nicht haben stören lassen. Arago hatte es in der Philosophie nicht so weit gebracht; jetzt aber wird er seine alte Beschäftigung auf der Sternwarte wieder aufgenommen haben.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 73. Dienstag den 26. März 1850.

— They spoke of most disastrous changes,
Of moving accidents by flood and field,
Of hair-breath scapes i'the imminent deadly breach.
Shakespeare.

Wintertage an der deutschen Nordseeküste.

(Fortsetzung.)

Erst die Dämmerung trieb mich wieder in's Haus zurück, so lange hatte ich einsam am eisigen Meeresstrande verweilt. Wir waren vom Großoheim meines jungen Gastfreundes, einem alten Seemann, der sich im Ort zur Ruhe gesetzt hatte, eingeladen, die Abendstunden bei einem Glase Madeirapunsch mit ihm zu verplaudern. Der kräftige Alte mit schneeweißen Haaren, dessen durchfurchtem Gesicht man es ansah, daß es manchem Sturm getrotzt, begrüßte mich mit biederem Händedruck und gleiches thaten die übrigen Gäste, die bereits versammelt waren: vier bis fünf alte ausgediente Schiffskapitäne, zwei jüngere und drei Obersteuerleute, die bei ihren Verwandten überwinterten. Man setzte sich traulich um den runden blank polirten Tisch, auf dem bereits eine mächtige Punschbowle aus Krystallglas, den Rumpf einer Fregatte vorstellend, dampfte. Holländischer Kanaster und weiße lange Thonpfeifen lagen daneben. Später wurden geräucherte Gänsebrust, englischer Käse, Anschovis, Kaviar und, als eigenthümliches Gericht, gekochte indianische Vogelnester, die der anwesende Sohn unseres Wirths aus China mitgebracht, auf den Tisch gestellt, und Jeder bediente sich nach Gefallen. Der feurige Madeirapunsch füllte häufig die Trinkbecher, die aus zierlich gearbeiteten und in Silber gefaßten Kokosnußschalen bestanden.

Die muntere, ungezwungene Unterhaltung drehte sich natürlich fast ausschließlich um Seefahrten und Seemannsabenteuer. Der eine erzählte von Ostindien, woher er kürzlich gekommen, der andere vom letzten Wallroßfang bei Grönland, der dritte vom Bombardement von Messina durch die Neapolitaner, zu dem er zufällig mit seinem Schiffe gekommen. Besonders fesselte mich die lebendige Schilderung des Lebens der Eingebornen der Sandwichsinseln, wo einer der Gäste, der lange als Steuermann auf einem Bremer Südseewallfischfänger gedient, einst mehrere Monate zugebracht hatte. Auch die alten Kapitäne erzählten von abenteuerlichen Fahrten und Schiffbrüchen aus ihrem früheren Leben, und so vergingen mir die Stunden eben so rasch und angenehm als lehrreich.

Die merkwürdigste Figur in der Gesellschaft war ein alter Kapitän, ein ungemein wortkarger Mann, der gar keine Geschichte preisgab. Nur Ein Auge blitzte in seinem hagern braunen Gesicht, das aus lauter Sehnen und Haut zu bestehen schien; das andere war mit einer Binde von schwarzem Glanzleder bedeckt. Der linke Vorderarm fehlte bis zum Ellbogen und am Rumpf war ein künstlicher Stahlgriff befestigt. Daß ein fester kühner Charakter in diesem so verstümmelten Körper wohnen mußte, das zeigte die ganze Erscheinung des Mannes. Später erfuhr ich, derselbe sey zur Zeit der französischen Kontinentalsperre der weit und breit berühmte Kapitän eines Kaper- und Schmugglerfahrzeugs gewesen, der sich durch seine Kühnheit, aber auch durch seine Grausamkeit gegen die verhaßten Franzosen, denen er nie Pardon gegeben, einen solchen Namen gemacht, daß die französischen Behörden einen hohen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten. Später sey er mehrere Jahre im Seedienst einer südamerikanischen Republik gewesen und von dort so verstümmelt zurückgekommen.

Digitized by Google

Noch ſchlummerte ich am andern Morgen auf den weichen Eiderdunenkiſſen im breiten Gardinenbett, das mir meine freundliche Wirthin in einem ſauber und behaglich eingerichteten Giebelſtübchen angewieſen, als der junge Kapitän mich weckte und mich aufforderte raſch aufzuſtehen, wenn ich einen eigenthümlichen Anblick haben wolle. Dieſe Worte brachten mich raſch in die Kleider, und nachdem ich mich durch ein Glas Portwein geſtärkt, eilte ich mit dem Kapitän dem Strande zu.

Faſt die ganze männliche Bevölkerung des Dorfes, wohl an hundert Lootſen, Seefiſcher und junge, ſich zum Beſuch hier aufhaltende Matroſen waren am Ufer verſammelt, darunter auch die meiſten der Kapitäne, mit denen ich geſtern Abend zuſammen geweſen. Viele hatten große Fernröhre, mit denen ſie eifrig in die mit Eis bedeckte See hinaus ſahen, andere ſtanden, ſich eifrig berathend, in Gruppen umher. Dieſe allgemeine Bewegung war veranlaßt durch die Erſcheinung zweier Kauffahrteiſchiffe in See, die in die treibenden Eisfelder gerathen ſeyn mußten und ſich nicht mehr losmachen konnten. Die Nothflagge (ein Knoten in die Flagge geſchürzt), welche beide Fahrzeuge führten, zeigte, daß ſie Hülfe vom Lande verlangten, und man berieth nun, wie ſolche am beſten zu leiſten ſey. Durch die Fernröhre hatten die geübten Seeleute erkannt, daß das eine Schiff, das mehr weſtlich und näher am Lande trieb, ein neapolitaniſcher Kauffahrer, das andere, mehr öſtliche und weiter entfernte, eine mecklenburgiſche Brigg ſey.

Nach kurzer Berathung, bei der die Stimmen der ältern Kapitäne und Lootſen den Ausſchlag gaben, ward beſchloſſen, den Verſuch zu machen, ſich mit mehreren großen Eisbooten den Schiffen zu nähern, um dieſen Lebensmittel und Feuerungsmaterial zuzuführen. Drei große Boote, jedes mit acht bis zehn Mann bemannt, ſollten hiezu ausgerüſtet werden. Es ſind dieß große ſtarke Fahrzeuge, die unten ganz niedere Schlittenkufen haben, ſo daß man ſie, wo das Eis feſt und glatt iſt, auch als Schlitten benutzen und fortziehen und ſchieben kann, während ſie auf offenem Waſſer als Boote dienen.

Die Mannſchaft zerſtreute ſich nun raſch, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen und Lebensmittel, einige Tönnchen Pöckelfleiſch, mehrere große Stücke friſches Fleiſch, Säcke voll Erbſen und Bohnen, zwei kleine Tonnen Rum, mehrere Tonnen Bier und einige große Säcke voll Steinkohlen, an den Strand zu ſchleppen. Die Häuſer, welche dieſe Lebensmittel liefern, erhalten ſie von dem Schiffe, dem ſie gebracht werden, ihrem Werthe nach bezahlt, wie auch für die Mannſchaft in den Booten dabei ein reichlicher Verdienſt abfällt, der nach einer gewiſſen Abſtufung vertheilt wird. Die Leute, welche die Boote bemannen ſollten, zur Hälfte ältere Männer, zur andern junge Matroſen und Steuerleute, welche ſich als Freiwillige angeboten hatten, eilten nach Hauſe, um ſich für die Fahrt paſſend anzukleiden.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungsblätter aus Raſtatt.

(Fortſetzung.)

Um ein Uhr erwartete uns Graf Schmettow wieder; allein es war unmöglich, bis dahin fertig zu werden, da ich meine Civilkleidung längſt verſchenkt hatte und in einer kleinen Stadt wie Raſtatt dergleichen nicht gleich fertig zu finden iſt. An dieſem geringfügigen Umſtande wäre faſt die ganze Sache geſcheitert. Als wir nach Niederbühl kamen, hatte Graf Schmettow bereits den Ort verlaſſen und wir hörten, wir könnten nicht mehr angenommen werden. Der wachhabende Offizier entſchloß ſich indeſſen uns dennoch zu melden; allein es dauerte länger als zwei Stunden, bis der Graf mit einem elenden Wagen kam, auf dem wir bis Oos an die Eiſenbahn fahren ſollten. — Tiedemann hatte mir ein langes, rein tolles Schreiben an den Grafen v. d. Gröben mitgegeben; ich war aber entſchloſſen es zu unterſchlagen, da es Tiedemann und uns Alle lächerlich machte. Ich gab es vor Niederbühl dem Major Fach, der uns begleitet hatte, und bat ihn den Brief zu verbrennen, natürlich ohne Jemand etwas davon zu ſagen.

Auf dem Kutſcherſitz des Wagens hatten ein Feldwebel von der Infanterie und ein Unteroffizier von den Küraſſiren Platz genommen. Man verband uns die Augen, bis wir Niederbühl und das preußiſche Lager paſſirt hatten. Letzteres hatte man von Kuppenheim weg nach Förch, dicht bei der Favorite, verlegt, weil ich in das alte Lager zur Probe einige Bomben hatte werfen laſſen, die auch glücklich hingekommen waren. Ueberhaupt ſchoſſen zuletzt unſere Kanoniere ſehr gut, weil ich an jedes Geſchütz einen Zettel gegeben hatte, auf dem die nach dem Plan ausgemeſſenen Entfernungen der vor ihnen liegenden bemerkbaren Punkten angegeben waren.

Graf Schmettow fragte mich, wie ich es mit dem mündlichen Verkehr zu halten wünſche, ob wir denſelben bloß auf das Nothwendige beſchränken, oder uns keinen Zwang anthun wollten; er bringe dieß in Anregung, weil Gouverneur Tiedemann ſich darüber beſchwert habe, daß Graf Gröben einen unſerer Parlementäre alterlei Dinge gefragt, die nicht zu deſſen Auftrage gehörten. Dieß war um ſo lächerlicher, als Tiedemann

Digitized by Google

ſelbſt ſich ſtets in ſehr unpaſſende Diskuſſionen mit den preußiſchen Parlementärren einließ. Ich ſagte dem Grafen, es wäre mir natürlich angenehm, der Unterhaltung auf unſerer Reiſe keinen Zwang anzuthun, da wohl jeder von uns wiſſen werde, was er zu verſchweigen habe. Zugleich ſagte mir der Graf, er habe mit ſeiner Ehre für unſere Sicherheit zu haften. Ich muß geſtehen, man hätte zu dem Auftrage, uns zu begleiten, keine paſſendere und für uns angenehmere Wahl treffen können. Graf Schmettow benahm ſich in jeder Hinſicht durchaus ſeiner Stellung angemeſſen und ſo liebenswürdig und artig, als es unſer Verhältniß nur immer geſtattete. Daſſelbe gilt vom Feldwebel und dem Unteroffizier, die beide nicht beſſer gewählt ſeyn konnten.

Es war ſchon ziemlich ſpät, als wir von Oos mit einem Extrazug in einem Coupé erſter Klaſſe abfuhren. Spät in der Nacht kamen wir in Freiburg an, wo ſich damals der Prinz von Preußen aufhielt. Wir wurden in mehreren Gaſthöfen abgewieſen und mußten froh ſeyn, daß wir endlich in einem Saal auf einer Streu ſamut und ſonders ein Nachtlager fanden. Was ich am Morgen in Freiburg hörte und auch in den Zeitungen las, gab mir ſo ziemlich die Ueberzeugung, daß Graf Gröben uns nicht getäuſcht und daß unſere Armee uns ſeig im Stich gelaſſen, ja bereits ſeit vierzehn Tagen die Schweizer Grenze überſchritten habe. Lang hatte Luſt gleich wieder nach Raſtatt umzukehren; allein ich beſtand darauf, daß wir unſern Auftrag erfüllten und bis Conſtanz gingen. Ich wollte mich dabei zugleich nach der Stimmung in Württemberg und dem Zuſtande der Dinge in Frankreich erkundigen, um alle nur irgend zu unſern Gunſten ſprechenden Chancen in Erwägung zu ziehen.

Der Prinz von Preußen wünſchte, daß wir unſere Reiſe ſehr beſchleunigten; denn wenn auch ein Waffenſtillſtand abgeſchlagen war, ſchien er doch nicht Willens die Feſtung aus den von Coblenz angekommenen 72 Stück Belagerungsgeſchütz beſchießen zu laſſen, bevor wir zurückgekehrt wären. Er willigte indeſſen in unſere Reiſe bis Conſtanz, da es einmal ſo ausgemacht ſey. Ich entſchied mich dabei für den Weg durch den Schwarzwald über Donaueſchingen. — Nur einmal war ich in Freiburg geweſen, als ich im vorigen Jahr Frau Herwegh aufſuchte, die ſie Hecker nach Kandern gegangen war. Damals hatte ich nicht Zeit gehabt die Stadt anzuſehen und holte es jezt nach. Wir gingen mit Graf Schmettow in den herrlichen Dom und beſahen uns überhaupt die Stadt. An einem Thor ſah man noch die Spuren der vorjährigen Beſchießung. Gegen Mittag fuhren wir mit vier Poſtpferden nach Conſtanz ab. Der Weg durch das Gebirg iſt reizend und hätte mich zu jeder andern Zeit entzückt; allein der ernſte Zweck dieſer Reiſe trübte mir den Genuß der herrlichen Gegend.

Es war Abend, als wir nach Donaueſchingen kamen. Hier lagen Mecklenburger, deren Offiziere alsbald durch die Neugier in den Gaſthof getrieben wurden, in dem wir abgeſtiegen waren. Die Herren hatten bei Ladenburg Schläge bekommen und erkundigten ſich mit großer Zungengeläufigkeit und unter vielem: „wenn man gewußt hätte“ und ſonſtigem Wenn und Aber, das ihre Ungeſchicklichkeit beſchönigen ſollte, bei Lang, der damals in jener Gegend geſtanden, nach einigen nähern Umſtänden. Die Offiziere ließen es ſich hier ganz wohl ſeyn. Ein alter gutmüthiger Major protegirte ein allerliebſtes Mädchen, das wie die Tochter des Regiments gekleidet und, wie ich hörte, eine kühne Reiterin war. Wir unterhielten uns in dieſer Geſellſchaft und bei friſchen Forellen ganz vortrefflich und fuhren erſt nach zehn Uhr weiter.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Schluß.)

Die Rachel. — Eine Hellſeherin.

Die Académie française hat dieſes Jahr einen Preis von 10,000 Franken für das beſte ſeit einigen Jahren auf der franzöſiſchen Bühne erſchienene Schauſpiel zu ertheilen. Man glaubt, ſie werde nur zwiſchen zwei Werken zu wählen haben, zwiſchen dem Schauſpiel „Gabriele“ von einem jungen Dichter, Namens Emil Augier, und G. Sands berühmten „Champi“; erſteres Stück wird ſehr häufig im Théâtre français, letzteres faſt täglich im Odeon gegeben. Mad. Dudevant wird ehrſtens das Vergnügen haben, ihren Champi zum hundertſtenmal aufführen zu ſehen.

Dlle. Rachel liegt immer noch im Streit mit ihren Collegen, den Societaires des Théâtre français. Der Anwalt der letztern hat dem Gerichte die Klage ſeiner Klienten eingereicht und die Habſucht der jüdiſchen Schauſpielerin in das hellſte Licht geſetzt. Sie hatte ſich einen jährlichen Gehalt von 42,000 Fr. und einen Urlaub von drei Monaten ausbedungen, und es liegt darüber ein förmlicher Contrakt vor. Wie oft ſie ſpielen ſollte, ſchreint nicht beſtimmt worden zu ſeyn; man hatte darauf gerechnet, daß ſie eben ſo oft ſpielen würde als ihre Vorgänger, Talma, die Mars und andere erſte Schauſpieler, nämlich etwa dreimal in der Woche. Dieß geſchah aber keineswegs; Dlle. Rachel trat ſelten auf, ſchützte Unpäßlichkeiten vor, und ſie iſt auch nicht ſelten unwohl, da ſie nicht ſehr regelmäßig lebt.

Digitized by Google

Sobald aber ihre Urlaubszeit da war, eilte sie davon, spielte in der Provinz und im Ausland fast täglich und raffte in der Geschwindigkeit 100,000 Fr. zusammen; wenn sie dann wieder nach Paris kam, war sie erschöpft, konnte nicht auftreten, ließ ärztliche Zeugnisse ausstellen, ihren Gehalt aber nahm sie pünktlich ein. Und wenn sie wieder auftrat, versuhr sie wie eine unumschränkte Gebieterin, spielte was sie wollte, und mit wem es ihr beliebte; der Wille der andern Schauspieler war gelähmt, der ihrige galt als einzigres Gesetz. Nun will sie austreten, um vollends ganz unabhängig zu seyn. Dieß erklärt der Verein für vertragswidrig, und bestraft daher auf einer Entschädigung von 200,000 Fr. Natürlich will Dlle. Rachel eine solche Summe wohl verdienen, nicht aber als Buße zahlen. Während dieses Prozesses spielt sie von Zeit zu Zeit, und die mit ihr hohenden Comödianten sehen sie sehr gern auf der Bühne, weil sie die Kasse füllt. Deßhalb würden sie auch herzlich gern den Prozeß aufgeben, wenn die Rachel versprache zu bleiben und sich den Gesetzen der Anstalt zu fügen. Das will sie aber einmal nicht. Sie hat die Ueberzeugung, daß sie Geld genug verdienen kann, wenn sie Europa durchwandert und auf allen großen Bühnen auftritt. Sie wird auch ohne Zweifel ihren Willen durchsetzen. — Sie hat auf diesen Pfade eine Vorgängerin an Dlle. George, welche einst auch das Théâtre français verließ, um Europa zu durchstreifen und ganz frei dazuleben. Die Frau war schön und von Anbetern umgeben; alles schien ihr die glänzendste Laufbahn zu versprechen. Aber mit der Zeit schwand die Schönheit und die Liebhaber blieben aus; die Frau wußte nicht zu sparen, geriet in Mangel, und von Zeit zu Zeit bewilligt man ihr aus Barmherzigkeit eine Benefizvorstellung. Rachel hat nun freilich ein tieferes Talent, aber die Schönheit mangelt ihr; sie führt aber ein glänzendes Leben, versteht sich aber wohl besser auf's Haushalten und Vater Felix hilft ihr sparen. — Auf einer ganz kleinen Bühne der Boulevards läßt sich jetzt täglich eine Hellseherin, Namens Dlle. Prudence, sehen und hören. Unter andern Kunststücken löst der Mann, welcher die Vorstellung leitet, Personen aus der Gesellschaft verschiedene Arten von Geschmack, z. B. diese oder jene Wein- und Liqueursorten, aufschreiben; er reicht der Hellseherin ein Glas Wasser, und Dlle. Prudence findet beim Trinken die notirten Geschmäcke, einen nach dem andern. Jemand hatte das Wort Teufelsbrühe geschrieben, und Dlle. Prudence taumelte noch dem Trinken wie berauscht umher. An ein Hellsehen glauben wenige; die meisten Zuschauer setzen voraus, daß hier derselbe Rapport besteht, wie zwischen dem zählenden und Karten bezeichnenden Pferd und dem Herrn desselben.

Dg.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Das Erfurter Fest. — Die Presse

Eine Beschreibung des Festes und einen Auszug der Reden, welche gehalten wurden, erwarten Sie nicht von mir. Die politische Bedeutung der Worte, welche die Minister gesprochen, ist nicht gering, und ward gewürdigt. Bei den ewig und immer wieder auftretenden und von ihren Feinden ausgebeuteten Zweifeln, ob es denn die preußischen Staatsmänner mit Erfurt auftichtig ernst meinten, war der Ausspruch ihrer Gesinnung an diesem Orte, vor einem großen, gemischten Publikum, doppelt von Wichtigkeit. Die Sache hat aber noch eine andere erfreuliche Seite, die Bereitwilligkeit und Fügsamkeit, mit der unsere Staatsmänner sich im Publikum zu zeigen und auszusprechen anfangen. Es scheint mehreren unter ihnen schon zum Bedürfniß geworden, sich dem Volke zu nähern und nicht allein in den Kammern, sondern auch in halbfamiliären Kreisen ihr Herz auszuschütten, wenn man das so nennen kann. Wäre diese Luft früher dagewesen, wie vieles wäre dann nicht gekommen! Wir hatten eine falsche Oeffentlichkeit, die damit anfing die Wände und Mauern des Hauses einzureißen, damit auch das für das Haus Gesprochene auf dem Markt widerschalle. Da konnte man leicht einen Rückschlag zur alten Feierlichkeit und Peuerie gewärtigen. Der ist nun glücklicherweise nicht erfolgt, und ist es für eine norddeutsche Stadt auch kein nothwendiges Moment, daß ein Minister zum Bier geht, so ist das Faktum, daß es geschehen mag, doch immer ein merkwürdiges Symbolum für den Umschlag in der Sitte. — Der Toast auf Berlins Zukunft, den der Ministerpräsident ausbrachte, hatte, von aller Politik abgesehen, für das Berliner Bürgerthum etwas sehr angenehmes. Es legt ihm wenigstens dahin ans, daß die Rückkehr des Festes nicht allzulange auf sich warten lassen wird. Machte der künftige Reichstag einmal einen gelegentlichen Besuch in Berlin, so würde freilich der Bürger auch nichts dagegen einzuwenden haben. Glücklicherweise ist eine unbesonnene, dahin abzielende Partikularpetition, zu einer Zeit, wo die Sache noch in weitem Felde war, in den Stadtverordnetenversammlung zurückgedrängt worden. Uebrigens möchte der Wunsch der Bürger, König und Hof wieder in ihrer Mitte zu sehen, der Erfüllung noch um ein gutes Theil vorausgreift seyn. Graf Brandenburg zeigte nur eine Perspektive.

Es ist doch manches nicht wieder wie es war, trotz aller Bezüchtigungen der heimischen und noch mehr der auswärtigen Presse, daß die Reaktion in Allem schiefer sey. Zum Beispiel ist sie es nicht in der Presse selbst, nicht in ihrem Ernst, nicht in ihrem Sport. Das, und der Umstand, daß die Kammern vor ihrer Prorogation noch auf eine Berathung des neuen Pressgesetzes einzugehen sich weigerten, mag mit ein Grund seyn, daß es dem König in Berlin noch nicht gelungen vorkommt, wie Kill. ordentlich und sanft es auch sonst hier ausgeht. Die systematischen Oppositionsblätter der demokratischen Partei werden, je weniger sie Einfluß haben auf die Dinge, um so schärfer und schneidender in ihren Doktrinen. Soll man ihnen das verbieten? Freilich, es gibt viele, die das meinen. Es wäre das rechte Mittel, Aufmerksamkeit und Theilnahme wieder auf sie zu lenken. Die Wigblätter werden auch immer kecker, aber, weil sie Anklang finden, auch bei ihren Gegnern, immer witziger und lustiger. Was sind die frostigen, galligen Carrikaturen gegen das Ministerium Eichhorn, Thiele u. s. w. zu Anfang der vierziger Jahre im Vergleich zu denen, die wöchentlich der Kladderadatsch bringt! Ein Lustspielstücken, dessen Stücke zur Aufführung kommen, ist sich selbst der beste Censor. Er bringt nichts, von dem er nicht fühlt, daß es wirkt und eingreifen mirkt. Das Bittere, Gehässige, Systematische meidet er. Der Kladderadatsch hat nicht die verfeinte Bitterkeit seiner demokratischen Collegen, oder wenn er sie hatte, hat er sie durch die Praxis unterdrückt. Wie köstlich träumt er in einer der letzten Nummern von dem beverstehenden Preßgesetz mit zehn Millionen Cautionen! und wie noch lustiger läßt er den Minister Manteuffel mit fünf kleinen Manteuffeln im Arm und zu seinen Füßen das Steuer des Staatsschiffes lenken! Man sieht und lacht, und wer auch über die Tendenz erzürnt ist, legt das Blatt doch mit Vergnügen weg. Hiebei denkt man sogar nicht mehr an ein Verbieten, und das ist gewiß ein Fortschritt, daß „ernste Staatsverlegenheit," wie neulich Graf Dyhrn sagte, nicht allein witzig wird, sondern daß man über sie herzlich lachen darf. Man sagt sogar, sie lache selbst mit.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 74. Mittwoch den 27. März 1850.

— Spes discite vestras!
Virgil.
Periit spes nostra et abscissi sumus.
Ezechiel.

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(Fortsetzung.)

Die Reise war beschwerlich, weil auf jeder Station der Wagen gewechselt wurde. Während solchen Wechsels wäre es für mich eine Kleinigkeit gewesen, irgendwo zu verschwinden und das Württembergische zu erreichen, von wo aus ich unaufgehalten weiter gekommen wäre, denn ich war in Civilkleidung und hatte Geld genug bei mir. Der Gedanke kam mir wohl und die Versuchung lag nahe, denn ich konnte mir nicht verhehlen, daß unsere Sache gescheitert sey und uns höhern Offizieren ein hartes Loos bevorstehe; allein ich unterdrückte jeden Gedanken der Art sogleich; ich wollte nicht, wie Sigel und Consorten gethan, das Vertrauen täuschen, das die Garnison von Rastatt in mich gesezt hatte; ich wollte ihr bis zum lezten Augenblick nach Kräften dienen und das Schicksal meiner Kameraden theilen. Ueberdieß hielt mich von einem Fluchtversuche die Rücksicht ab, daß Graf Schmettow mit seiner Ehre für uns stehen mußte.

Am frühen Morgen kamen wir in Constanz an. Hier lagen 5000 Mann Hessen. Nachdem ich einige Stunden geruht hatte, ging ich in der Stadt spazieren, die ich noch nicht kannte. Wenige Schritte und ich war in der Schweiz. Dort winkte die Freiheit, während mich hier Tod oder harte Gefangenschaft bedrohte. Ich schickte aber nur Verwünschungen über die Grenze den Feiglingen nach, die uns so schändlich geopfert hatten. Der Wirth verschaffte mir Zeitungen, von denen ich einige einsteckte, um es denen in Rastatt schwarz auf weiß zu bringen, daß sie verrathen waren. Vielfältig erzählte man uns, wie die fliehenden Freischaaren noch zusammen geraubt hatten, was sie bekommen konnten. Ich muß gestehen, ich sehe nicht ein, was dergleichen Diebereien zur Förderung der deutschen Freiheit und Herbeiführung der Republik nützen sollen. Ueberall auf unserem Wege durch den ganzen Schwarzwald fanden wir Reichstruppen, ganz Baden war damit überschwemmt; man hatte es für nöthig gehalten, nicht weniger als 120,000 Mann gegen uns aufzubieten. Rastatt war von 20,000 Mann umschlossen, und von Hoffnung konnte gar nicht mehr die Rede seyn. Zum Ueberfluß standen an der Südgrenze noch 10,000 Oesterreicher, die man jedoch nicht in's Land ließ.

Am Mittag fuhren wir von Constanz ab; am Morgen langten wir in Freiburg an und fuhren dann wieder mit einem Extrazug nach Oos, wo wir Sonnabend den 21. Juli gegen Mittag ankamen. Wir fuhren nach der Favorite, wo der Prinz von Preußen sein Quartier hatte. Ich bat Graf Schmettow, es möglich zu machen, daß ich den Prinzen spreche; ich wollte von ihm erfahren, was man ungefähr mit uns im Sinne habe. Der Graf versprach meinen Wunsch dem Prinzen mitzutheilen, sobald derselbe von einer Rekognoscirung zurückgekehrt wäre. Wir erwarteten seine Rückkehr in der Hausmeisterei, wo mehrere preußische Offiziere ihren Mittagstisch hatten. Einzelne gefielen sich darin, in meiner Gegenwart ihrem Preußenthum den Zügel schießen zu lassen und dem Hasse gegen „das Gesindel" Luft zu machen. Meine Stellung erlaubte mir nicht, die rohen Bursche zum Schweigen zu bringen, und ich begnügte mich mit einem mitleidigen Lächeln als Antwort. Uebrigens muß ich

Digitized by Google

der Wahrheit gemäß sagen, daß ich im Allgemeinen die Offiziere nicht so taktlos gefunden habe. Als der österreichische General Eberle, der Erbauer von Rastatt, hörte, daß wir da seyen, kam er auch und ermahnte uns die Festung zu übergeben.

Endlich kam der Prinz mit seinem zahlreichen Gefolge von seinem Ritte zurück. Ich sah bei demselben eine Menge badischer Offiziere, die sämmtlich als Galoppins benutzt wurden und im Allgemeinen eine sehr traurige Rolle spielten. Ich ward nach der Favorite beschieden, wo ich den Chef des Generalstabs des Prinzen, einen Major Lindner (?) sprechen sollte. Der Prinz hatte einem Rebellen die Gnade seines Anblicks nicht schenken wollen. — Ich hieß Lanz mit mir gehen, allein man bedeutete ihm zurückzubleiben, da man nur mich sprechen wolle. Das war mir unangenehm, da ich gern einen Zeugen bei der Unterredung gehabt hätte, denn zwei behalten besser als einer.

Nachdem ich eine Weile in einem Gartenpavillon gewartet, kam der Major. Ich sagte ihm, ich habe mich nun überzeugt, wie von außen für uns vorläufig keine Hülfe zu erwarten sey; allein wir seyen ziemlich stark, haben noch Proviant und Munition genug und können uns noch lange halten. Dessen ungeachtet glaube ich, daß man nicht abgeneigt seyn würde, die Festung zu übergeben, wenn man uns freien Abzug gewährte. Der Major antwortete, man werde sich auf Bedingungen nicht einlassen, da man sicher sey die Festung zu bekommen, denn unser Proviant werde einmal zu Ende gehen. Da die Preußen Baden doch besetzt halten müßten, komme es nicht darauf an, ob man um Rastatt einige tausend Mann mehr liegen lasse. Man habe Zeit und könne warten. Uebrigens müsse ich mir nicht vorstellen, daß, wenn man auch Uebergabe ohne Bedingungen verlange, die Besatzung barbarisch behandelt werden würde. Schon die Menge der Theilnehmer an der Revolution mache, daß man zu strenge Maßregeln nicht durchführen könne. Was man von Füsilladen in Masse erzählt habe, sey eine Fabel; man werde alle Ursache haben, mit der Milde der Behandlung zufrieden zu seyn.

Ich bemerkte ihm darauf, wie ich allerdings glaube, daß man nicht zu strenge gegen das badische Militär verfahren werde, wie ich aber fürchte, die Rache möchte auf die Nichtbadener, besonders auf die Freicorps fallen, und für diese möchte ich auf freiem Abzug bestehen, da sie sich keinenfalls auf Gnade und Ungnade ergeben, sondern gewiß irgend einen verzweifelten Entschluß fassen würden, der nothwendig auch den Preußen viele Menschen kosten müßte. Der Major meinte, man werde es darauf ankommen lassen; er bemerke mir aber, jeder Tag Verzögerung könne unser Schicksal nur verschlimmern. Bisher haben wir, wie ich gesagt, weder von den verschiedenen Erlassen des Großherzogs, noch von der Auflösung der Insurgentenarmee etwas gewußt; dieß sey nun nicht mehr der Fall und jener Milderungsgrund falle weg. Genug, schloß er, wir warten."

(Schluß folgt.)

Wintertage an der deutschen Nordseeküste.

(Fortsetzung.)

Plötzlich ward der Wunsch in mir rege, die Expedition mitzumachen, und ich sprach deßhalb mit dem alten einarmigen Kapitän vom vorigen Abend, der das Ganze leitete. Der Mann lachte mir in's Gesicht; der Gedanke kam ihm seltsam vor und er versicherte mich, es sey keine Lustfahrt, sondern eine sehr beschwerliche, ja selbst gefährliche Sache. Wenn ich übrigens durchaus mit wolle, werde für mich auch noch Platz im Boote seyn, nur müsse ich mir einen passenden Anzug besorgen. Einen solchen bot mir ein Freund meines jungen Kapitäns mit freundlicher Bereitwilligkeit an, und bald war ich äußerlich in einen Nordseefischer umgewandelt. Lange schwere Wasserstiefeln, die hoch am Schenkel herausgezogen werden konnten, bekleideten die Füße und schützten diese vollkommen gegen jegliche Einwirkung der Kälte und Nässe. Um aber auf den glatten Eisschollen festen Fuß fassen zu können, wurden scharfe Eissporen angeschnallt. Ueber meine gewöhnliche Weste zog ich ein Hemd von dickem rothem Fries, wie es die Matrosen tragen. Ein „Schanzloper," d. h. eine rockartige lange weite Jacke von grobem blauem Wollenzeug, deren Schöße bis auf die Mitte der Schenkel reichen, der gewöhnliche Anzug aller norddeutschen Seeleute, Fischer und Lootsen, und ein „Südwester," ein ganz flacher, eigenthümlich geformter Hut von Wachsleinwand, dessen hintere spitze Krempe weit über den Nacken hinunter reicht und so trefflich gegen Regen und Wind schützt, und große Fausthandschuhe vollendeten meinen seemännischen Anzug. Nur meine Brille paßte schlecht dazu und gab viel Stoff zu gutmüthigem Gelächter und zu Witzeleien, in die ich gern mit einstimmte. Ein Matrose mit einer Brille ist freilich eine absonderliche Erscheinung.

Eine Menge Eisäxte, Taue, Stangen, vorne mit Eisenspitzen und Haken beschlagen, um die Boote fortzuschieben, und einige dicke Bretter von der Länge der Boote waren unterdeß rasch herbeigeholt worden, und so traten wir die Fahrt an. Ein Kompaß fehlte in keinem Boot; es kann sich bei solchen Unternehmungen leicht ereignen, daß heftiges Schneegestöber

Digitized by Google

oder Nebel eintritt, ſo daß man das Land nicht mehr ſieht und ohne Kompaß ſich gefährlich verirrt.

Die erſten paar tauſend Schritte ging unſere Fahrt ziemlich raſch und mühelos von ſtatten. Das Eis bildete hier noch eine feſte, zuſammenhängende Maſſe, und ſo konnten die Schlitten darauf fortgezogen werden. Einige zu große Blöcke, die ſich aufgethürmt, wurden umgangen, über andere geringere Hinderniſſe wurden die Boote weggehoben, noch andere beſiegten die ſcharfen Eiskärte ohne zu großen Zeitverluſt. Allmählig aber wurde der Weg ſchwieriger; das Eis hing nun nicht mehr zuſammen, ſondern trieb in einzelnen Blöcken und Schollen umher. Die Boote mußten jetzt in's Waſſer gelaſſen und mit Stangen und Haken zwiſchen den einzelnen Schollen durch fortbewegt werden, eine ungemein mühſelige Arbeit. Oft lagen wir über eine Viertelſtunde feſt auf einem Fleck, bis es gelungen war das Eis ſo weit zur Seite zu ſchieben oder durchzuhauen, daß wir einige hundert Fuß weiter fahren konnten. Ein Theil der Matroſen ſtand dabei oft bis über die Knie im Waſſer, da die Eisſchollen, auf denen ſie herumſpringen mußten, ſich ſo tief mit ihnen ſenkten, ja einer oder der andere gleitete wohl auch einmal aus und nahm unfreiwillig ein kaltes Winterbad. Dann wurde der Rumflaſche zugeſprochen und mit verdoppelter Kraft die ſchwere Eisart geſchwungen, um ſich wieder warm und trocken zu arbeiten. Bisweilen kamen wir dann auch auf weitere Strecken von ziemlich freiem Waſſer, ſo daß wir die Ruder gebrauchen und ſo raſch ein Stück Wegs zurücklegen konnten. Aber ſolche Fahrt dauerte nie lang.

Dabei konnten wir nicht den geraden Weg verfolgen, ſondern mußten oft weite Bogen und ſcharfe Winkel beſchreiben, um die günſtigſten Stellen aufzuſuchen. Unſer einarmiger Kapitän ſtieg oft auf die Schultern eines großen ſtarken Matroſen, um von höherem Standpunkt die Strecke bis zum Schiff mit ſeinem Fernglaſe zu überſchauen und den beſten Weg zu erſpähen.

So rückten wir allmählig dem neapolitaniſchen Schiff immer näher, ſo daß auch ich ſchon mit meiner Brille die einzelnen Leute am Bord unterſcheiden konnte. Unſere Ankunft ſchien dort viel Freude zu machen; wir ſahen die Mannſchaft fortwährend mit weißen und bunten Tüchern und Fahnen winken. Das Schiff war in ein ziemlich großes Eisfeld ſo eingefroren, daß es ſchief auf einer Seite lag und für den Augenblick nicht weiter zu bringen war. Sonſt war es in ſeiner ganzen Takelage noch wohl erhalten und ſchien auch ſonſt noch nicht allzuviel gelitten zu haben.

Endlich, nach mehr als vierſtündiger harter Arbeit, wobei ich nach Kräften mitgeholfen, was freilich die Sache nicht ſehr gefördert haben mag, kamen wir in der Mittagsſtunde am Bord des Schiffes an. Mit unendlicher Freude, die ſich in ächt ſüdländiſchen Pantomimen und Ausrufungen aller Art äußerte, begrüßten uns der Kapitän und die Mannſchaft, in Allem elf Köpfe. Das Schiff kam mit Südfrüchten und Schwefel aus Palermo, war hier an der Nordfeeküſte in's Eis gerathen und ſchon mehrere Tage mit demſelben herumgetrieben, wobei es einige ſtarke Beſchädigungen erhalten hatte und ziemlich leck war, ſo daß die Pumpen fortwährend in Thätigkeit erhalten werden mußten. Lebensmittel waren noch genug am Bord, mit der Feuerung ſah es aber bereits ſchlecht aus; die Mannſchaft hatte ziemlich ſtark von der Kälte gelitten und einigen Matroſen waren Finger und Ohrläppchen erfroren. Die armen Teufel waren überhaupt in einem kläglichen Zuſtande und jammerten mit all dem Wortſchwall des Italieners über ihren Unſtern, der ſie in ſo rauhe Länder geführt.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, März.

Der Göritzſche Prozeß.

Acht Tage iſt jetzt der Göritzſche Handel vor den hieſigen Aſſiſen unter einem ungewöhnlichen, ſich ſteigernden Zulauf des Publikums im Gang, und auch das innere Intereſſe ſteigert ſich. Wie die Geſtalten, die Ausſagen aus der glatten Fläche der Anklageakte hervortreten und als Perſonen, als mündlich gehörte Worte ſich uns darſtellen, bekommt das Ganze die Natur des unmittelbarſten Dramas. Freilich hat ſich bis jetzt die Kataſtrophe hinausgeſchoben und es iſt ungewiß, wann ſie eintritt; vielleicht erſt mit dem Urtheile. — Noch bei keiner hieſigen Aſſiſenſache hat ſich die Preſſe ſo ſtark betheiligt, ſelbſt nicht beim großen Eiſenbahnprozeß. Wir ſehen nicht bloß die hieſige Preſſe in der vordern Abtheilung des Saales durch Nachſchreiber vertreten, ſondern auch die auswärtige. Außer den beiden Frankfurter Hausblättern, haben die Allgemeine Zeitung, der Schwäbiſche Merkur, die Kölniſche Zeitung, das Mannheimer Journal, die Deutſche Zeitung, die Mainzer, die Neue deutſche Zeitung, ihre Berichterſtatter. Ein beſonderer Tiſch iſt für die Journaliſtik eingerichtet. — Und wahrhaftig! der Fall verlohnt es. Es wäre unter allen Umſtänden intereſſant geweſen, aber es geht mit Kriminalprozeſſen wie mit Krankheiten. Eine einfache, wenn ich ſo ſagen darf, natürliche Krankheit, welche gleich richtig aufgefaßt und behandelt wird, hat auch — zu Ehren der Kunſt müſſen wir dieß annehmen — einen richtigeren Verlauf; ſie iſt

rascher zu Ende, man erhält Resultate. Anderes mit anfänglich vernachlässigter Krankheit ist die Stauff-Görlitzsche Sache. — Vorausgesetzt, daß der Tod der Gräfin durch einen Mord veranlaßt wurde — und daran zweifelt außer den Vertheidigern und den Selbstverbrennungstheoretikern eigentlich Niemand mehr — hätte gewiß ein alsbald eingeleitetes zweckmäßiges Verfahren ja ganz andern Resultaten geführt, als diese verspätete Quälerei. Es ist bekannt, daß der Graf die Leiche seiner Frau nicht secirt haben wollte, und man war zu jener Zeit geneigt, diesen Wunsch und die zur Durchsetzung desselben eingeschlagenen Wege auf Rechnung einer Schuld zu setzen. Die Zeit hat das unparteiische Publikum hierin anders belehrt. Die Aussage des Grafen, daß er jenes seiner Frau in die Hand habe versprechen müssen, erhielt durch einen von derselben geschriebenen größern Nachtrag zu ihrem Testamente die bestimmteste Bestätigung. Dadurch wird aber das Verfahren des Hofgerichts, welches dem Wunsche des Grafen nachgab, die Section für unnöthig erklärte und überhaupt von jeder weitern Untersuchung nichts wissen wollte, nicht besser. Allgemeine und partikulare Gesetzgebung hätten es zu dem Gegentheil drängen sollen, besonders da vom Untersuchter bereits der bestimmte Verdacht eines begangenen Verbrechens ausgesprochen war. Aber durch diese Unterlassung, für welche das Hofgericht in der öffentlichen Meinung schwer genug büßte, wurde das Verfahren des Untergerichts selbst nicht besser. War es an der Section durch die Einsprache des Grafen verhindert, so hätte es zum mindesten den objektiven Thatbestand im übrigen möglichst feststellen sollen. Es hätte die Lokalitäten des Hauses einer genauen Untersuchung unterwerfen und, bei wahrscheinlich gefundenen Spuren eines Verbrechens, dieselbe auf Kisten und Koffer zunächst der Dienerschaft ausdehnen sollen. Von allem dem geschah nicht das mindeste. Kaum daß eine oberflächliche Beschreibung des Orts, wo die Begebenheit sich zugetragen und der Brand gewüthet hatte, und eine etwas genauere Beschreibung der Leiche nach dieser äußerer Anschauung in den Akten niedergelegt wurden. Damit war alles geschlossen und über vier Monate vergingen, bis das Hofgericht, durch die öffentliche Meinung und den Grafen angetrieben, der ebenfalls seinen nächsten Anstoß durch die öffentliche Meinung erhielt, sich zu neuen Schritten entschloß. Allermittelst hatte sich die Scene völlig verändert. Die durch Brand zerstörten Theile der Zimmer waren wieder hergestellt, ihre Decken, weil sie keine Farben annahmen, mit Tapeten bedeckt, die verbrannten Mobilien zerschlagen, verschenkt oder verkauft worden. Die verschenkten und verkauften Geräthe aber ließen Beschenkte und Käufer möglichst wieder herrichten, woran dann die einfache Folge sich knüpfte, daß die an mehreren Stücken nachträglich wahrgenommenen Flecken, welche man jetzt einer ätzenden oder geistigen Flüssigkeit zuschrieb, entweder ganz verschwanden oder doch wesentlich modificirt wurden. Noch länger aber lag der Leichnam der Gräfin ununtersucht in seinem Grabe. Es war, als ob der Wunsch des Grafen nachwirkte, und erst das bestimmte Verlangen des ersten Physikus beschwor — achtzehn Monate nach dem Tode — auch ihn an's Licht der Oberwelt. Soweit möglich wurde die Section nachgeholt.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Die Vorlesungen in der Singakademie.

Die wissenschaftlichen Vorlesungen in der Singakademie haben nach der Unterbrechung des Jahres 1849 wieder stattgefunden. Sie dauern, wie man weiß, drei Monate vom Januar bis März, und versammelten Jahre lang, was man sonst die Elite von Berlin nannte. Die letzte Vorlesung des Jahres 1848 war Sonnabend am 18. März angesetzt. Natürlich ward sie nicht gehalten, denn Nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr entbrannte schon der heiße Kampf, der über die Monarchie entschieden zu sollen schien. Interessant wird aber die Notiz noch heute für manchen Leser seyn, daß trotz der Volksversammlungen vor dem Schlosse am Mittage, trotz der rüstern Stimmung, die überall herrschte, trotz der Schüsse, die schon gefallen waren, und der Gefahr die es hatte, sich durch die Straßen nach einem der stimmten Ziele zu begeben, der gewissenhafte Redner, an dem die Reihe war, sich um vier Uhr im Gebäude der Singakademie einfand, um wenigstens seine Pflichttreue zu zeigen. Auch hatten sich wirklich gegen zwanzig Zuhörer eingefunden! Derselbe Redner hat sich übrigens in den Kammern bis zuletzt eben so muthig immer in den Vorderreihen gezeigt, was ihn zur Nebenden Witzscheibe für die Kreuzzeitung gemacht hat. — Man glaubte seither, daß diese Vorlesungen eingehen würden. Sie waren gewissermaßen Vorläufer der sozialen Revolution gewesen, ihr Zweck war alle Stände zu populärwissenschaftlichen Vorträgen zusammen zu bringen. Dieser Zweck war inzwischen über die Maßen erfüllt worden, und während das Populäre nur zu sehr gesiegt, hatte die Liebe zum Wissenschaftlichen abgenommen. Inzwischen fühlte die Gesellschaft, die hier zusammen kam, das Verlangen sich wieder zu sehen nach so langer Trennung, und dieß mag ein Hauptgrund seyn, daß man die Vorträge in diesem Jahr wieder aufnahm. Aber die Zuhörer sind im Ganzen nicht recht zufrieden, und noch weit weniger sind es die Vortragenden. Jene finden die Vorträge meistens nicht interessant, diese das Publikum in seiner Kritik unausbestehlich. Die Politik hat unzweifelhaft die Gemüther kritischer gemacht; für den reinen Kunstgenuß war der Sinn hier niemals von selbst lebendig, es gehörte immer ein äußerer Anreiz dazu, die Kunstliebe zu erwecken, wie sollte er es durch diese Schule geworden seyn! Aber daß er auch sittlich prüder geworden, hätte man nicht erwarten sollen, eher das Gegentheil. Nichts desto weniger müssen alle Vorträge durch ein wahres Tugendsiner und werden unbarmherzig zerzaust, wenn sie irgendwie gegen den Anstand verstoßen. Dieß, wie gesagt, konnte man nicht erwarten. Ich habe der Mehrzahl der Vorlesungen nicht beigewohnt, höre aber von den unparteiischen Sachgelehrten, daß gerade diejenigen, welche vom Publikum am schärfsten angegriffen werden, von ihnen zu den besten ihrer Art gerechnet werden. Es muß alles wohl im Blute liegen, daß eine andere Empfänglichkeit da ist, oder man ist unwillkürlich gegen das ganze Institut gestimmt, das, wie es damals zu populär schien, jetzt manchem zu aristokratisch dünkt. Der Vorlesende bringt ein Opfer, denn einen wissenschaftlichen Vortrag für dieses Publikum und gerade für den Raum einer Stunde einzurichten, kostet große Vorbereitungen. Wenn man nur um Undank diese Opfer bringt, möchte sich künftig schwer Jemand dazu finden, wie es schon diesmal schwer hielt, die Lesenden zusammen zu bringen. Am meisten Anklang fand des berühmten Ritter Vorlesung über den Fluß Jordan und Dr. Fr. Bodenstedts über die Einführung des Christenthums in Armenien. Des letztern „Tausend und ein Tag im Orient" dürfte ihm als günstiger Vorläufer; dieses Buch hat ausnahmsweise das Glück allen zu gefallen, vermuthlich schon deßhalb, weil es in ein unbekanntes Gebiet führt, wo keine Rivalitäten aufgeregt werden.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 75. Donnerstag den 28. März 1850.

— Famine, despair, cold, thirst had done
Their work on them by turns, and thinn'd them so
Such things a mother had not known her son.
Byron.

Wintertage an der deutschen Nordseeküste.

(Fortsetzung.)

Gute Seeleute schienen sie eben nicht zu seyn, sonst hätten sie, versicherten unsere Matrosen, sich selbst helfen können. Letztere sahen mit unverhehlter Verachtung auf diese weichlichen, furchtsamen Südländer herab. Sie meinten, ob solcher Lumperei ziehen sie keine Nothflagge auf, und wenn die Kerle das bischen Kälte nicht ertragen könnten, sollten sie zu Hause bleiben. In der That, diese marionettenhaften, vor Frost zitternden, in Einem Athem weinenden und lachenden Italiener erschienen als das völlige Widerspiel unserer ruhigen, festen norddeutschen Seeleute. Namentlich der Kapitän des Schiffs, ein feiner, zierlicher Mann mit wunderschönem Kopf, ein wahrer Adonis, schien hier gar nicht an seinem Platze und hätte in einem Salon, die Guitarre im Arm, eine bessere Figur gespielt. Da seine Matrosen erklärten, unter keiner Bedingung länger am Bord bleiben zu wollen, weil sie sonst alle erfrieren müßten, gab er dieser Stimmung alsbald bereitwillig nach, ja schien dieselbe von ganzem Herzen zu theilen. Er traf daher das Uebereinkommen, daß drei ältere Lootsen und vier junge Matrosen von der Mannschaft unserer Eisboote gegen sehr gute Bezahlung am Bord des Schiffes bleiben sollten, um dasselbe, sobald das Eis es gestattete, in einen Hafen zu bringen. Er selbst mit seinen Leuten wollte an's Land gebracht werden. Nur der Untersteuermann, ein alter Malteser, der aus besserem seemännischem Stoff als die übrigen gebildet schien, blieb am Bord zurück.

Wir ließen einen großen Sack mit Steinkohlen am Bord des Neapolitaners und machten uns nun nach dem Mecklenburger auf, der weiter ostwärts in der See lag. Das Schiff mußte in sehr schlechtem Zustand seyn; schon aus der Ferne konnte man erkennen, daß der eine Mast fehlte, das Steuerruder ausgehoben und die Schanzkleidung größtentheils abgerissen war. Die Fahrt ging jetzt rascher vor sich, wir fanden schon viel offenes Wasser, wo wir die Ruder brauchen konnten. Nur einige hundert Schritte vom Schiffe war eine große Masse schwimmender Eisschollen, die mit den Booten nicht zu durchbrechen war, so daß wir die letzte Strecke zu Fuß zurücklegten, indem Bretter von Scholle zu Scholle gelegt wurden.

Das Fahrzeug sah aus wie aus Zucker gegossen, so dicht war es bis in das Tauwerk hinauf mit glattem Eis überzogen. Furchtbar mußte der Sturm dem Ding mitgespielt haben. Je näher wir kamen, desto deutlicher traten uns die Verwüstungen entgegen. Die Schanzkleidung des Oberdecks war fast ganz fortgerissen, das Kajütenhaus und die Küche fehlten gleichfalls, der Bugspriet war zur Hälfte verschwunden, der Hauptmast nur noch ein zersplitterter Stumpf mit nothdürftig angebrachtem Tauwerk.

Mit freundlichem, aber ernstem Gruß empfing uns die Mannschaft, als wir endlich an Bord stiegen. Keine Spur von der südlichen Lebendigkeit und enthusiastischen Freude der Neapolitaner. „Gut daß Hülfe gekommen ist, denn wir haben viel ausgestanden," sagte der mecklenburgische Kapitän, ein alter kräftiger Mann mit schlichten weißen Haaren. Das Schiff war mit Korn beladen von Archangel nach Antwerpen bestimmt, und hatte schon an der finnmärkischen Küste fortwährend mit

Digitized by Google

ſchweren Stürmen zu kämpfen gehabt. Später ward es weit hinauf bis nach den Schetlandsinſeln verſchlagen, ſo daß es bald an Proviant und Waſſer fehlte und die Mannſchaft auf halbe, endlich auf Viertelsrationen geſetzt war. In der letzten Zeit hatten ſie ſich größtentheils nur von Roggen genährt, den ſie von der Ladung nahmen, in eiſernen Keſſeln röſteten und dann zerrieben und zu Brei machten. Dazu hatte das Schiff ſo ſchwere Sturzſeen durchgemacht, daß ihm die Schanzverkleidung, die Küche und die Kajüte auf dem Verdeck fortgeriſſen, der Bugſpriet abgebrochen und der Hauptmaſt zerſplittert wurde. Zwei Matroſen waren dabei in dunkler Nacht mit dem Maſt über Bord gegangen und ertrunken, ein anderer hatte den Arm gebrochen, den ihm der Kapitän nothdürftig ſelbſt wieder eingerichtet, und lag noch krank in ſeiner Koje. Auch an Feuerung war bereits Mangel eingetreten, und man hatte längſt alle nur irgend entbehrlichen Holztheile des Schiffs verbrannt. Dazu war am Ende Alles mit Eis überzogen und die Taue ſo hart, daß ſie den Matroſen wie Meſſer in die Hände ſchnitten, wenn ſie darin arbeiten mußten. Da die Küche mit dem meiſten Geſchirr fort war, ſo konnte man zuletzt nur in der Matroſenkajüte Feuer machen, wo ſich dann die ganze Mannſchaft, die außer dem Kapitän, dem Steuermann und einem Schiffsjungen noch aus ſechs Matroſen beſtand, um den eiſernen Gragen, in dem das Feuer brannte, niederkauerte. Dieſes kleine Feuer mußte zugleich zum Kochen und zum Trocknen der Kleider dienen. Es war ein Glück, daß die Mannſchaft viele warme Kleidungsſtücke beſaß, die ſie in Archangel eingekauft, ſonſt wären ſie wahrſcheinlich alle erfroren. So aber hatten ſie verhältnißmäßig nicht allzuviel vom Froſt gelitten.

Die Mannſchaft war körperlich ſehr heruntergekommen, aber ihr Muth noch ungebeugt. Sie waren faſt alle aus dem mecklenburgiſchen „Fiſchland," und dort haust ein kühnes, abgehärtetes Geſchlecht, von früher Jugend auf an den beſtändigen Kampf mit den wilden Elementen gewöhnt. Unbeſchreiblich iſt aber das Wohlbehagen, womit die Mannſchaft die von uns mitgebrachten Lebensmittel empfing und das erſte Glas warmen Grog und gekochtes und aufgewärmtes Rindfleiſch genoß. Neues Leben und friſcher Geiſt ſchien damit in ihnen einzuziehen.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungsblätter aus Raſtatt.

(Schluß.)

Sehr niedergeſchlagen verließ ich ihn. Ich mußte geſtehen, daß er unſere gegenſeitige Lage vollkommen vom richtigen Geſichtspunkte auffaßte. Wir waren den Preußen ſicher genug und ſie wären Thoren geweſen, wenn ſie uns Bedingungen geſtattet hätten. Humanitätsrückſichten gelten nicht, wenn endlich der Moment zur heiß und langerſehnten Rache gekommen iſt.

Als wir nach Niederbühl fuhren, bemerkte ich dem Grafen Schlettow, daß die Favorite keineswegs vor unſern Bomben ſicher ſey, und daß ich das Schloß nur geſchont habe, weil ich das unnütze Zerſtören haſſe. Er zweifelte jedoch an der Möglichkeit, dorthin zu ſchießen, und ich verſprach ihm eine nur mit einem Briefe anſtatt mit Pulver gefüllte Bombe hinzuſenden. Eben ſo verſprach ich ihm einen Kübel Eis zu ſchicken, weil er geſprächsweiſe geklagt hatte, daß es daran in der Favorite gänzlich fehle. Ich nahm vor Niederbühl von ihm und den beiden andern Begleitern Abſchied und kann nur wiederholen, daß ich dem Grafen v. d. Gröben für die Wahl derſelben ſehr dankbar bin.

Am Thor erwartete uns eine Menge Neugieriger; allein ich ſagte Niemanden, wie es draußen ſtand, bevor ich nicht dem Kriegsrathe Bericht abgeſtattet hatte. Daſſelbe ſchärfte ich Lang ein, den ich alsbald auf das Schloß beſchied. Er verſprach ſogleich zu kommen, er wolle nur einen Augenblick nach Hauſe gehen; er kam aber nicht, ſondern rannte unter den Soldaten umher und ſchwatzte wie ein altes Weib. Ich habe ihn auch ſeitdem, ſo viel ich mich erinnere, gar nicht wieder geſehen, ſondern hörte nur, daß er die Abſicht gehabt, mit ſeinem Bataillon ſogleich in das preußiſche Lager zu marſchiren und ſich zu ergeben.

Schon auf der Reiſe hatte ich mich über dieſen Major ſchwer geärgert, weil ihm die Feldwebelachſelklappen überall unter den Stabsoffiziersepauletten hervorſahen. Sobald ein preußiſcher höherer Offizier kam, ſetzte er ſich gleich in Feldwebelpoſitur, und dem entſprach auch ſeine Unterhaltung mit demſelben. — Jeder von uns hatte aus der Kaſſe zwanzig Gulden zu der Reiſe erhalten. Dieſe hielt Lang ſehr feſt und ich mußte immer für ihn mit bezahlen; zu Trinkgeldern und dergleichen war er nur zu bewegen, wenn ich ihn mehrmals darauf aufmerkſam machte. In Conſtanz kaufte er ſich aber eine hübſche Weſte und einen Nachtſack, den er in Oos ſeiner Frau gab. Das ſind Kleinigkeiten und es mag kleinlich erſcheinen, daß ich dergleichen erzähle; allein es charakteriſirt die Feldwebelnatur des Mannes, der ganz gewiß zu weiter nichts geſchaffen iſt als zum Feldwebel.

Die Offiziere, die mich am Thor erwarteten, ſagten mir, ſie freuen ſich, daß ich wieder da ſey, denn kaum habe ich die Feſtung verlaſſen, ſo ſey überall der Teufel los geweſen. Tiedemann ſey völlig übergeſchnappt und treibe die närriſchſten Dinge. Mit den Soldaten ſey nicht mehr auszukommen, dieſelben thun

Digitized by Google

was ſie wollen und gehorchen Niemand mehr. Sie dringen mit Gewalt in das Proviantmagazin und holen was ihnen gefalle. — Reiter, den ich antraf, ſagte mir, es ſeyen höchſtens noch für acht Tage Lebensmittel vorhanden. Ich erſchrack darüber ſehr, denn das war entſcheidend. Bisher hieß es immer, wir hätten noch für mehrere Wochen zu leben.

Der kleinere Kriegsrath kam gegen Abend zuſammen und ich erſtattete ihm treu und gewiſſenhaft meinen Bericht. Ich erklärte, wir haben durchaus nicht mehr die geringſte Hoffnung, wir müſſen uns unter allen Bedingungen ergeben; wir könnten es höchſtens noch einige Tage verzögern, allein damit ſey nichts gewonnen, im Gegentheil erbitterten wir dadurch den Feind. Ich würde für ein Durchſchlagen ſtimmen, allein das ſetzte die Truppen dem ſichern Verderben aus. Lang ſey bereits überall umher gelaufen, habe durch Verkündigung ſeiner Jeremiaden die Leute entmuthigt und wir würden nicht den fünften Theil der Leute zu einem ſolchen Entſchluſſe bewegen. Kämen wir auch an den Rhein, ſo fänden wir keine Schiffe und würden von den Preußen eingeholt und gefangen oder niedergemetzelt. Unſern Leuten könne unmöglich viel geſchehen, da die Menge zu groß ſey, und aus Egoismus — weil vielleicht für uns Anführer einige Hoffnung des Entkommens ſey — dürfe man nicht ein Blutbad herbeiführen, das unzählige Opfer koſten müßte.

Meine auf die geſunde Vernunft und die Sachlage gegründeten Vorſtellungen fanden Eingang und es ward beſchloſſen auf möglichſt gute Bedingungen zu kapituliren, indeſſen auf den andern Morgen der große Kriegsrath zuſammenberufen, welcher aus ſämmtlichen Offizieren und drei Leuten von jeder Compagnie beſtand. Ich mußte lächeln, als ich vernahm, welche ſanguiniſche Hoffnungen einige unter uns noch hegten. Das mindeſte was man fordern und worauf man beſtehen müſſe, ſey freier Abzug für alle Fremden, und zwar mit Gepäck und Waffen, welche letztere man erſt am Rhein ablegen wollte. Biedenfeld hatte gar noch Bedingungen im Sinn, nach welchen die Offiziere in ihren Chargen bleiben ſollten.

Um acht Uhr am andern Morgen kam im Saal des Schloſſes der große Kriegsrath zuſammen. Diedemann las meinen Bericht vor und ich ergänzte ihn darauf ſelbſt. Die Aufregung war allgemein. Da waren viele, welche ſehr große Worte im Munde führten, aber weder etwas Geſcheidtes noch etwas Ausführbares vorbrachten. Ich nahm daher das Wort und ſtellte der Verſammlung mit dürren, ungeſchminkten Worten die Sachlage dar. Nach kurzer Debatte ward beſchloſſen, die Kapitulation auf ſo gute Bedingungen als möglich einzuleiten. Ich ward beauftragt die Unterhandlung zu leiten und noch am Vormittag in's preußiſche Lager zu gehen. Zugleich beſchloß man — auf weſſen Antrag habe ich vergeſſen — um dem Feinde mit einem edlen Beiſpiel voranzugehen, daß ich den bei Labenburg in unſere Gefangenſchaft gerathenen preußiſchen Major vom Gentralſtab, v. Hinderſin, mitnehmen ſollte. Dieſer Offizier galt in der preußiſchen Armee ſehr viel, und da er in Bezug auf ſeine Behandlung Urſache hatte vollkommen mit uns zufrieden zu ſeyn, und er zugleich Manches zu unſern Gunſten wußte, ſo hoffte man, daß ſein Fürwort uns von Nutzen ſeyn werde.

Diedemann hielt es für nöthig einen Brief mitzugeben, den aber glücklicherweiſe nicht er, ſondern ich geſchrieben. Ich machte darin geltend, was ſich für uns geltend machen ließ; ich ſagte, wir haben von den verſchiedenen Proklamationen des Großherzogs nicht das geringſte erfahren und ſeyen jetzt, nachdem ſie uns bekannt geworden, bereit uns zu unterwerfen, weßhalb wir auch Anſpruch auf die darin enthaltenen Vertheißungen machten. Wenn wir die Feſtung jetzt übergeben, ſtatt ſie ſo lange als möglich zu halten, erſparen wir dem Feinde eine Menge Koſten, welche durch die Belagerung erwachſen würden, und überliefern einen in vollkommen gutem Stande befindlichen Platz, während man, wenn man uns zur Verzweiflung triebe, leicht nur einen Schutthaufen mit Tauſenden von Menſchen erkaufen müßte. Halte man die Feſtung, ſo habe man immer noch Hoffnung auf einen Entſatz, der durch einen leicht möglichen Umſchlag in den Nachbarländern herbeigeführt werden könnte.

Nachdem wir in Niederbühl einige Zeit hatten warten müſſen, fuhren wir, ich mit verbundenen Augen, in's preußiſche Lager. Mein Kutſcher — ich hatte dießmal einen Wagen mitgenommen — mußte mit verbundenen Augen am Wege ſitzen bleiben und ein Soldat nahm ſeinen Platz auf dem Bock ein. Wir hielten, und nachdem ich mit Hülfe des Grafen Schmettow ausgeſtiegen war, führte mich dieſer eine ziemliche Strecke weit, und am Gemurmel rings um uns entnahm ich, daß wir im Lager waren. Endlich forderte mich der Graf auf, mich tief zu bücken und das Tuch abzunehmen. Jetzt befanden wir uns in einem kleinen runden Zelt, in welchem ein Tiſch mit Schreibzeug und ein Stuhl ſtanden und wo mich der Graf allein ließ.

Nach einiger Zeit trat oder vielmehr kroch Graf Carl von der Gröben, kommandirender General des zweiten Corps der Rheinarmee, in's Zelt.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Schluß.)

Pullig. — Jenny Lind. — Der Prophet.

Am Abend jenes verhängnißvollen 18. März war auch das erſte Luſtſpiel eines damals jungen Dichters angekündigt: „die blaue Schleife“ von Gutzkow zu Pullig. Das Glück ward damals natürlich ſo wenig gegeben, als die Rede in der Singakademie gehalten. Inzwiſchen iſt der Verfaſſer durch ſeine mannigfachen kleinen zarten Luſtſpiele ein Lieblingsdichter des deutſchen Theaterpublikums geworden, und mit Recht, da er nur Selbſtempfundenes und Durchdachtes auf die Bretter bringt, gemüthliche und heitere Accorde anſchlagend, die das Herz treffen, wenn auch nicht ergreifen und fortreißen. Aber gerade dieſes gemüthlichr Spiel thut wohl, nachdem wir ſo vielfach erſchüttert und zerriſſen worden ſind, und wenn auch das Bedürfniß ſich ſchon längſt kund gab, ward ihm doch in der Regel nur durch mehr oder minder rohe Koſt begegnet. In dieſer Beziehung haben Pullig's kleine Stücke ein wirkliches Verdienſt, wenn die Kritik auch dagegen einwendet, daß er dem Bedürfniß oft zu ſchwierig ſam entgegen kommt, ſich in den Geſchmack des heutigen Publikums, das reſpicirt, wo es einmal nachdenken ſoll, zu fehr fügt, und von der Kotzebue'ſchen Behandlung der Gegenſtände und des Dialogs ſich zu ſehr verführen läßt. Er wird aber auch wohl darin ſich etwas mehr förmen. Indeß freut es uns ihn in einigen Mährchen, die unter dem Titel: „Was ſich der Wald erzählt,“ eben bei Alexander Duncker erſchienen ſind, als einen Dichter kennen zu lernen, der es im ganzen Sinn des Wortes iſt. Die ſinnigen Geſpräche der Sträucher, Blumen und Bäume, in denen die hundert Waldesſtimmen harmoniſch, wie der Sonnenſchein durch den Laubwald, uns umgaukeln, ſind aus dem Innern für den Dichter ſelbſt gedichtet, darum für viele außer ihm. Sie loben ſich ſelbſt, d. h. vor dem, der überhaupt noch Sinn für die Naturſtimmen ſich bewahrt hat. Uns freut es aber in dem Theaterdichter, der als ſolcher doch noch nicht über das Prädikat des angenehmen hinaus ſtrebte, einen Dichter zu finden, dem wir das des ſinnigen beilegen können.

Jenny Lind iſt hier, und es iſt als wäre keine Revolution geweſen, keine Noth, kein politiſcher Enthuſiasmus. Man drängt, ſchlägt, überbietet ſich um Billete, die Entzückten finden nicht Töne, die Kritiker nicht Worte genug ihr Entzücken auszuſprechen. — Und ihr folgt der Meiſterdrſche Prophet, wegu der Enthuſiasmus ſich doch auch wieder ſammeln muß. Hier wirft Jemand die Frage auf, wie man einen Gegenſtand, wie Johann von Leyden, habe zum Opernſtert wählen können? Darüber ließe ſich äſthetiſch vieles ſagen, politiſch ſcheint mir die Antwort auch gegeben. Sind wir denn ſo entfernt von den Zeiten der Jan von Leyden, der Knipperdollings, und alles Wahnſinns der Wiedertäufer, Flagellanten, Bilderſtürmer, Adamiſten, und wie die Sekten heißen, die mit einem Feuerſtrom aus ihren brennenden Buſen den ewigen Frühling der Glückſeligkeit über dieſe Erde bringen wollten? Recht viel ſolche Geſtalten auf unſere Bretter, damit wir, den Wahnſinn ſtudirend, vom Wahnſinn geneſen!

Darmſtadt, März.

(Fortſetzung.)

Der Sittliche Prozeß.

In dieſen unvollſtändigen, verdorbenen Zuſtänden der Sachlage hat ſich nun die Verhandlung herumzubewegen, und ſie wäre noch mehr ohne Stab und Stütze, wenn nicht bald nach der Wiedereraufnahme der Unterſuchung wegen des Mordes der Gräfin der ſehr beſtimmte Verdacht wegen eines Bergiftungsverſuchs am Grafen gegen deſſen Bedienten Johann Stauff hinzugetreten wäre. Gleichzeitig trafen Mittheilungen einer Gerichtsbehörde aus der Provinz Oberheſſen ein, wonach der Vater des Johann Stauff, ein Mann von ſehr beſchränkten Vermögensverhältniſſen, in Caſſel beim beabſichtigten Verkauf eines Kleinods Gold polizeilich feſtgenommen und auch noch das eine und andere von Werth bei ihm entdeckt worden war. Die Art und Weiſe, wie Heinrich Stauff (ſo heißt der Vater) in den Beſitz dieſer Gegenſtände gelangt ſeyn wollte, hatte ſehr wenig Wahrſcheinlichkeit für ſich, und ſo ſchlang ſich, beſonders nachdem jene andern Werthſachen vom Grafen als ſeiner Frau gehörig anerkannt worden, das Netz der Anſchuldigung immer dichter um die Genannten. — Es iſt nicht meine Abſicht, hier den Anklageakt auch nur in ſeinen weſentlichſten Theilen zu reproduciren; ich käme damit zu ſpät. Aber es gibt kleine Nachholungen und ſelbſtſtändige Punkte der Betrachtung, welche als eine Art Supplemente zum Anklageakt und dem rein thatſächlichen Verlauf der Verhandlungen gelten können; und ſolche möchten wir hier geben.

Ich habe vorhin ſchon angedeutet, daß der anfänglich gegen den Grafen Görtlz gerichtete Verdacht ſich mehr und mehr von demſelben abgewendet habe. Es wäre noch früher geſchehen, wenn in Folge geführter Unterſuchung und bekannt gewordener Ergebniſſe derſelben das Alibi des Grafen für den ganzen Mittag und Abend des tragiſchen Tages mit Ausnahme einer Stunde (halbſtehen bis halbacht Uhr) ſich ſo glänzend herausgeſtellt hätte, als nun der Fall iſt. Aber freilich wären dadurch diejenigen nicht völlig zum Schweigen gebracht worden, welche den Grafen zwar nicht als phyſiſchen, wohl aber als intellectuellen Urheber der That vermutheten. Sie hätten in jener perſönlichen Abweſenheit keinen gültigen Einwand gegen ihre Annahme gefunden. Aber ſelbſt dieſe (ſo glaube ich wenigſtens) ſind mit ihrer Hypotheſe zurückgetreten, und wenn ſie es noch nicht ſind, ſo finden ſie doch keinen Anklang mehr im Publikum. Demungeachtet können — und davon war neulich die Sprache — wenn auch nicht die Perſönlichkeit, doch die perſönlichen Verhältniſſe des Grafen auf unangenehme Weiſe mit dieſer Sache auch weiterhin verwickelt werden. Nicht als ob die öffentliche Meinung dem praktiſchen Werthe einer ſolchen Möglichkeit viel Gewicht beilegte, denn dieſe richtet ſich, ſoweit meine Beobachtungen reichen, immer verdachtvoller gegen den des Mords der Gräfin angeklagten Johann Stauff. Aber die Vertheidigung muß ſich natürlich alle Mühe geben, den Mord von Johann Stauff abzuwälzen, und dazu hat ſie zwei Wege: den erſten, indem ſie überhaupt das Vorhandenſeyn eines Mords leugnet. Wo kein Mord, da iſt auch kein Mörder.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 76. Freitag den 29. März 1850.

— Ein Lied
Von Ergebung voll und Gram,
Und sein Klageton verrieth,
Daß von Weibes Mund es kam.
Freiligrath
nach Heinrich Heinrich.

Hagar.

1.

1 B. Mose. K. 21, V. 14. „Da stand Abraham des Morgens frühe auf und nahm Brod und eine Flasche mit Wasser und legte es Hagar auf ihre Schulter und den Knaben mit und ließ sie aus."

Es treibt mich ein hartes Gebot
Zur Fremde in einsame Noth;
Du öffnest dein schirmendes Haus,
Und weinend zieh ich hinaus.

Doch trübe die Thräne im Blick
Nicht, o mein Gebieter, dein Glück!
Du hast mich geliebt und geehrt,
Gesegnet, gesegnet dein Herd!

Ich durfte in seliger Lust,
Herr, ruhen an deiner Brust;
Gesegnet hat mich dein Blick,
Und ewig ist mein dieß Glück.

Nicht sitz' ich zu Füßen dir mehr,
Irr' einsam und trauernd umher.
O lasse noch einmal die Hand
Mich küssen, die streng mich verbannt!

Der Trunk, den dein Brunnen dir bot,
Von deinem Herde das Brod,
Ich nehme es dankend dir ab,
Das Letzte was Liebe mir gab.

Leb wohl und küsse dein Kind! —
Kalt wehet der Morgenwind. —
Geliebter, o denkst du an mich,
Dann glaube, ich bete für dich!

2.

„Da zog sie hin und ging in der Wüste irre bei Berseba."

Nun komm, mein Kind! der Weg ist rauh und schwer,
Du hast nicht Hütte, Feld und Garten mehr,
Kein Tisch ist dir gedeckt, nicht steht bereit
Ein Lager dir, dich schmückt kein festlich Kleid.

Nicht wirst du Kanaans sanfte Traubenhöhn,
Nicht mehr des Jordans blaue Fluthen sehn,
Dir säuselt nicht mehr Mamre's Palmenhain,
Rings starrt um uns der Wüste rauh Gestein.

Es geht dein nackter Fuß im heißen Sand,
Auf deinen Scheitel glüht der Sonne Brand,
Kein Vogel singt, nicht rauschen Quell und Baum,
Der Samum weht, der finstern Wüste Traum.

Jehovah! streng und hart ist dein Gebot.
Warum der Liebe Trennung, Schmach und Tod?
Der Liebe, die, ein schüchtern Kind, sich schmiegt
An ihren Herrn und ihm zu Füßen liegt.

Ha, Sarah blieb bei ihm! sie ist sein Weib,
Er baut ihr Haus, er schmücket ihren Leib,
Sie geht geehrt und froh und stolz und reich,
Ihr Kind ist wie ein frischer Blüthenzweig.

Digitized by Google

Liebt ſie ihn mehr als ich die niedre Magd,
Von Haus und Hof hinaus in Schmach gejagt? —
Oh! — Düſter ruht auf mir des Himmels Zorn,
Brennend im Herzen ſticht der Wüſte Dorn!

Mein armes Kind! wie biſt du matt und müd!
Es bebt dein Knie, die Stirne brennt und glüht.
Komm an mein Herz! lehn' dich an meine Bruſt,
Mein Leben! mein Tod! mein Schmerz! all meine Luſt!

Nimm dieſen Trunk! — nun iſt das Krüglein leer;
Dieß Stückchen Brod — ich habe keines mehr; —
Dein Vater gab es uns, o ſegn' ihn Gott!
Auf auf, mein Sohn! uns treibet ſein Gebot.

3.

Weg der Wüſte.

O Weg der Wüſte! ſchaurig, leer und grau!
Wo fließt des Morgens friſcher Perlenthau?

Wo ſingt die Nachtigall im Blüthenſtrauch?
Wo weht des Abends ſanfter Liebeshauch?

Wo klingt der Bach, der holde Roſen netzt?
Wo ſitzt der Vogel, der ſein Junges ätzt?

Wo rauſcht der Baum, der ſüße Früchte trägt?
Wo wogt das Feld, auf dem die Wachtel ſchlägt?

Lautloſe Oede! ſag, was brüteſt du?
Und welchem Ziele führeſt du mich zu?

Dein Flammenhauch weht heiß um meine Stirn,
Und ſaugt mein Blut und trocknet mein Gehirn.

O Weg der Wüſte, den der Tod umſchleicht,
Wie dir ein Leben ohne Liebe gleicht!

So zieht es hin, von innrer Glut verzehrt,
Die Keiner löſcht, die brennend ſtets ſich nährt.

So wallt es freudlos ſeinem Ende zu.
Einſamer Tod! o ſag, wo warteſt du?

4.

Fata Morgana.

Gib mir, o Kind! mein Kind! die Hand,
Es wankt mein Fuß, das Auge bricht;
Aufwirbelt hoch der Wüſte Sand,
Es zuckt um mich ein gelbes Licht.
Hinſchwinden all mir die Gedanken
In einen unermeßnen Raum;
Den Boden fühl ich zitternd wanken,
Dein ſüßes Auge ſeh' ich kaum.

O Gott! ein Troſteszeichen gieb!
O wehre noch den Tod mir ab,
Nicht mir, nur dieſem Kind zu lieb,
Dem ich allein nur Schutz und Stab!
Zum Himmel heb' die reinen Hände,
Die meinen ſinken matt und ſchwer.
O bete, daß er Rettung ſende
In dieſes Sandes wüſtem Meer.

Doch ſieh, am Himmel welch ein Schein!
Ha, welch ein wunderſames Bild!
Ich ſehe Hebron, Quell und Hain,
Das weite blühende Gefild,
Wo ich des Kornes goldne Halmen
Zu Garben auf dem Felde trug,
Den Baum wo ich zu heil'gen Pſalmen
Der Harfe mächt'ge Saiten ſchlug.

Ich ſeh ſein Haus, es ſteigt empor
Des Rauches Säule aus dem Dach,
Die Pferde glänzt, aus dem hervor
Er wie die Morgenröthe brach;
Der Brunnen, wo ich mich gebücket
Zu ſchöpfen ihm den friſchen Trank;
Der Garten, wo ich ihm gepflücket
Den Strauß für ſeiner Augen Dank!

Das Fenſter glüht, in dem ſich brach
Des Mondes ſüßer Zauberſchein,
Wo ich an ſeinem Herzen lag
Und ſchlief in ſeinem Kuſſe ein.
Ich ſeh den Wald, an deſſen Saume
Ich ſeine Heerde hütend ſaß
Und in der Liebe ſel'gem Traume
Die ganze weite Welt vergaß.

O ſchönes Bild, das tröſtend ſchwebt
Verkläret in des Himmels Blau,
Sich wie in Purpurwolken hebt!
Es träuft auf mich wie Morgenthau!
Des Todes Bande ſind geſunken,
Nicht ſchmerzet mehr der Wüſte Dorn,
Und Muth und Kraft hab ich getrunken
Aus der Erinnerung ſüßem Born.

(Fortſetzung folgt.)

Wintertage an der deutſchen Nordſeeküſte.

(Fortſetzung.)

Das Schiff mit ſeinen Leuten zu verlaſſen und durch Mannſchaft von unſern Booten beſetzen zu laſſen,

Digitized by Google

das fiel dem mecklenburgiſchen Kapitän gar nicht ein. Jetzt habe er wieder Lebensmittel auf einige Wochen, meinte er, und ſo könne er verſuchen einen nahen Hafen zu erreichen. Nur den Matroſen, der mit gebrochenem Arm in der Koje lag, bat er mit an's Land zu nehmen. Statt deſſelben nahm er einen unſerer jungen Matroſen, der eben zu keinem beſtimmten Schiff gehörte, gegen doppelte Heuer (Monatslohn) für den erſten Monat an, und dieſer blieb gleich auf dem Schiff zurück.

Der Schiffsjunge, ein Enkel des alten Kapitäns, ein Burſche von kaum fünfzehn Jahren, der hier ſeine erſte Reiſe machte, ſah ſo erfroren und verhungert aus, daß ich ihn mitleidig fragte, ob er nicht mit an's Land wolle; ich werde ihn dann ſchon weiter nach Mecklenburg befördern. „Wo der Großvater bleibt, da bleibe ich auch," antwortete er trotzig und wie beleidigt über den Vorſchlag. — „Das iſt recht, Friederich Franz," ſagte der Kapitän, „wenn du ein tüchtiger Seemann werden willſt, mußt du dir aus Wind und Wetter nichts machen."

Wir mußten jetzt an die Rückkehr denken, da es bereits dämmerig wurde. Zum Glück hatten wir Vollmond, denn ſonſt wäre es uns unmöglich geweſen das Ufer in der Nacht wieder zu erreichen. Ueber die empfangenen Lebensmittel hatte der Kapitän einen Wechſel ausgeſtellt und uns mit wenigen Worten herzlich für unſere Mühe gedankt. Einer ſeiner Matroſen begeugte indeſſen Luſt, der Kälte und den Gefahren des Schiffes den Rücken zu kehren und mit uns an's Land zu gehen. Kaum merkte der Kapitän dieſe Abſicht, ſo richtete ſich die gebückte Geſtalt hoch auf, mit feſter Hand ergriff er ein Handruder und rief mit wahrhaft imponirendem Ausdruck: „Den Erſten, der das Schiff verlaſſen will, ſchlage ich mit dem Ruder auf den Kopf. Ein Fiſchländer Kapitän ſoll ſein Schiff nicht verlaſſen, ſo lang noch eine Planke an der andern bleibt; ein feiger Hund, der anders haudelt! Will aber ein Matroſe vom Schiff, wo der Kapitän bleibt, ſo iſt das Meuterei, und die dulde ich nicht au meinem Bord. Pfui ſchäme dich, Hinrich, daß du uns Fiſchländern ſolche Schande machen willſt!" Wahrhaft großartig in ſeinem Zorne ſtand der Alte mit den um ſein Haupt flatternden weißen Haaren, das hochgeſchwungene Ruder in der Rechten, da am Bord ſeines entmaſteten Schiffes, das er nur mit dem Leben verlaſſen wollte. So wacker und treu und todesmuthig in ihrem ſchweren Beruf ſind unſere norddeutſchen Seeleute, und keinem Volk der Welt, ſelbſt nicht den ſich ſo ſtolz dünkenden Engländern ſtehen ſie nach an Muth, Kaltblütigkeit und Geſchick. Ihre Schuld iſt es wahrlich nicht, wenn Deutſchland bisher zur See ſo elend gerüſtet war, daß einige wenige däniſche Fregatten ſeine geſammte Schifffahrt zu hemmen, alle unſere Häfen zu ſperren vermochten und uns ſo zwei Jahre lang Schmach über Schmach zufügten.

Unſere Heimfahrt, die wir bei dem bleichen Licht des Vollmonds antraten, ging etwas raſcher von ſtatten als der Hinweg, da unſere Boote leer waren. Arbeit und Mühſeligkeiten gab es indeſſen auch jetzt noch genug und die Eisärte mußten uns oft den Weg bahnen. Der kranke Matroſe lag im Boot auf Säcken und Decken ziemlich weich gebettet. Um uns als Richtzeichen zu dienen, hatte man am Strande ein großes Feuer angezündet, auf das wir zuhielten. So glückte es uns denn, nachdem wir faſt Alle tüchtig durchnäßt worden, da eine Eisſcholle mit uns gebrochen war, gegen Mitternacht das Land wieder zu erreichen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

Theater.

„Haben Sie den Propheten geſehen? Haben Sie Carlowitzens Rede geleſen? Haben Sie Hauleſens Predigt gehört?" Das waren hier vor etwa drei Wochen drei ſtehend gewordene Fragen, denen man kaum irgend wo ausweichen konnte. Jetzt iſt die Neugier befriedigt, die Nachfrage verſtummt; und ſeltſam genug wurde meiſt ſchon von Anfang her die Oper nicht aus muſikaliſchem, die Kammerrede nicht aus politiſchem, die Predigt nicht aus kirchlichem Intereſſe beſprochen. Das Neue und Unerhörte, oder das Aeußerliche übte bei allen dreien den Hauptreiz; um das innere Weſen der Erſcheinung hat man ſich wenig gekümmert. Der Prophetentausch iſt ſeitdem bekanntlich nach Wien hinabgezogen und dort im verſtärkten Maße zum Ausbruch gekommen. Hier hat man die Oper bisher immer nur bei erhöhten Preiſen gegeben, auch noch zuletzt am 14. und 17. d. M.; das Haus iſt jedesmal voll geweſen, aber viele, und gerade Muſikverſtändige, warten dennoch geduldig bis zur Aufführung mit gewöhnlicher Caſſe. Im Ganzen ſcheint ſich das Urtheil unſrer den Kennern und Freunden der Tonkunſt, die bis jetzt zum Genuſſe gelangt ſind, ſchon ziemlich feſt geſtellt zu haben. Die Maſſe wird bekanntlich vom ſenſiſchen Beiwerk, vor allem vom Schlittſchuhtanz angezogen. Kritiker loben faſt einſtimmig die maſſenvolle Inſtrumentirung, tadeln aber auch beinahe eben

Digitized by Google

so einstimmig die Schwäche der letzten Akte. Ueber Einzelheiten, die besonders angesprochen, hört man hie und da Aeußerungen des Entzückens, doch außer den Chören muß zu Gunsten der Sänger oder Sängerinnen; von beliebt gewordenen Sangstücken, die wie aus Mozarts und Webers oder früheren Meyerbeer'schen Opern rasch in die geselligen Kreise eingedrungen wären, ist zur Zeit noch gar nichts laut geworden. In einer achtbaren Künstler- und Schriftstellergesellschaft, wo man sich eines Abends mit einem „Narrenfest" belustigte, und die Narren wie billig auch viel Wahrheit reden ließ, wurde beim schreyheren Reliquienverkauf in der Art jener „Pille, die Elisabeth auf Maria Stuart gehabt," auch der „Geist des Propheten" ausgeboten, und was man hervorlangte — war ein Schlittschuh. Trotz dem allen hielt sich eine Zeit lang das Gerücht, wir hätten, wie einst über den vermeintlichen Riesen Hydrachus, so auch über den neuen musikalischen Titanen ein Evové von unserem Carus zu erwarten. Bis jetzt ist uns nichts davon zu Gesicht gekommen. Aber seit dem titanischen Sternemlauf der Oper sind auch im Fache des recitirenden Dramas wieder manche Neuigkeiten über die Bühne gegangen. Der „Kaufmann" von Venedig ist bitter getadelt, indessen mehemals nicht ohne Beifall wiederholt worden. Vor dem grausen „Erbförster" hat man sich schließlich entsetzt, aber in Gang und Gespräch des Stücks mit Begeisterung ein seltenes poetisches Talent erkannt. Auch das in Berlin halb durchgefallene Damenprodukt „der Genius und die Gesellschaft" ist jüngst versucht, allein vom Erfolg noch nicht viel mehr vernommen worden, als daß einzelne „sich amüsirt," andere „gelangweilt" haben. Das Beachtenswertheste aber bei diesen Bühnenerscheinungen ist, außer dem jetzt wirklich erfreulichen, für's bürgerliche Schauspiel auch allgemein als befriedigend anerkannten Bestand unserer Künstlergesellschaft, auf Seiten des Publikums der Theaterbesuch selbst, der wieder ganz so zahlreich, so ungestört sorglos geworden ist, wie in den vormärzlichen Tagen. Neue bedeutende Kräfte sind außer der Wilhelmi und Michalest seit jener Zeit gerade nicht viel für die Hofbühne gewonnen worden. Der Segen des Belagerungszustandes ist gewiß auch nicht allein für die Theaterkasse so ersprießlich gewesen; aber die wiedergewonnene Ruhe, das Erschlaffen der politischen Spannung führt die Schaulustigen wohl am meisten wieder den altgewohnten Kunstgenüssen oder Zerstreuungen zu.

(Fortsetzung folgt.)

Darmstadt, März.

(Schluß.)

Der Göthische Prozeß.

Der Mord muß kaum dem Angeschuldigten bewiesen werden. Aber bei einem Gericht, welches wie das Geschwornengericht aus guten Gründen von der juristischen Beweistheorie entbunden ist, wird ein solcher Beweis an sich möglicherweise leichter. Dazu kommt, daß wirklich das Medicinalkollegium sich bereits für das Vorhandenseyn eines Mords ausgesprochen hat, daß voraussichtlich die Mehrzahl der Experten bei dieser Ansicht bleibt, und daß also die Geschwornen selbst auf juristisch festem Boden sich bewegen, wenn sie derselben Ansicht beitreten. Unter diesen Umständen muß die Vertheidigung darauf bedacht seyn, selbstständige Behauptungen über das Vorhandenseyn von Todesursachen aufzustellen, welche etwas anderes als Mord sind. Von Selbstmord und unglücklichem Zufall kann nicht mehr die Rede seyn; sie haben allen innern und äußern Halt verloren. Bloß die Selbstverbrennung wäre noch übrig. Auch ist es bereits sichtlich von der Vertheidigung hierauf abgesehen. Sie stellt ihre Fragen darnach und wird am Schlusse der Verhandlung in diesem Sinn mit voller Kraft hervorbrechen. Ich bezweifle, ob mit Glück. Abgesehen davon, daß der natürliche Sinn sich überhaupt lieber an etwas hält, was einleuchtender ist (und dieß ist leider hier der Mord), als ein mühsam aufgesuchter, wissenschaftlicher Weg, ist dieser wissenschaftliche Weg bis jetzt nicht einmal besonders glücklich hergerichtet. Die Professoren Liebig und Bischoff sind entschieden gegen die Annahme einer Selbstverbrennung, ebenso ein erst kürzlich erschienenes Schriftchen eines geschicken hiesigen Apothekers, Medicinalassessors Winckler. Auf diese Weise ist die Vertheidigung bloß auf die wissenschaftliche Hülfe eines hiesigen Stadtarztes, des Dr. v. Siebold, beschränkt. Dieser Mann aber, der einen berühmten Namen führt, hat sich zunächst nur als Operateur einen ausgezeichneten Ruf erworben; im übrigen wurde er wenig genannt und namentlich ist er noch nicht als Schriftsteller aufgetreten. Dazu kommt, daß sein Vortrag weder geläufig noch ansprechend ist und daß er leicht von einer gewissen derben Unbefonnenheit hingerissen wird. So erhob er bekanntlich neulich sehr bestimmte Bedenken gegen die Rechtheit des ihm vorgelegten Schädels der Gräfin, die einen großen Rumor veranlaßten und die er andern Morgens doch zurücknehmen mußte. Rechnet man nun zu diesem allem noch, daß v. Siebold geäußert haben soll: er sey so sehr vom Vorhandenseyn einer Selbstverbrennung überzeugt, daß selbst wenn Stauff den Mord eingestände, er an seiner Meinung vor geführtem Beweise des Stauff festhalten würde, so liegt hierin ein solcher Grad leidenschaftlicher Befangenheit, daß mit dem fingerlichen Manuscript (denn in einem solchen soll v. Siebold seine Meinung entwickelt haben) wenig gethan seyn wird. — Soviel vom Mord und von der Selbstverbrennung, als Parade gegen den ersteren. Hülfe aber die Parade nichts, entschlossen sich die Geschwornen für die Annahme des Mords, dann gestaltet sich das Verhältniß ähnlich in Bezug auf den Mörder. Auch hier muß dem Angeschuldigten der Beweis geführt werden; auch hiebei sind Geschworne an feine juristische Beweistheorie gebunden; auch hiebei ist es also klug, wenn die Vertheidigung neben der Erschwerung des Beweises zugleich einen Gegenbeweis zu führen sucht, indem sie den Verdacht auf andere Personen leitet. Erwächst dieser Verdacht auch nicht zum Beweis, so ist doch schon viel geschehen, wenn er sich in dem Grade geltend macht, daß er den von der Staatsbehörde versuchten, dem Stauff schädlichen Beweis einigermaßen im Schach hält. Um nun dieß zu bewirken, greifen die Vertheidiger wahrscheinlich, wenn auch nur andeutend, zum Grafen selbst zurück. Noch wahrscheinlicher werden sie auszuführen suchen, daß leitte, mit den Lokalitäten und Gelegenheiten des Hauses vertraute Personen den Mord begangen haben können. Welchen Erfolg dieß haben wird, muß dahin gestellt bleiben; es könnte aber leicht die öffentliche Sitzung in eine geheime sich verwandeln müssen. — Die Vertheidigung besteht aus zwei Anwälten, dem Advokaten Emmerling, einem jüngern Bruder des Ministerialraths und gewesenen Reichstagsabgeordneten, der den Joh. Stauff zu vertheidigen hat, und dem Advokaten Metz, welchem die Vertheidigung des Vaters Heinrich Stauff und des ebenfalls in die Untersuchung gezogenen jüngeren Bruders des Joh. Stauff, Jakob Stauff, übertragen ist. Der Mann der kleinern Rolle ist unzweifelhaft der talentvollere und beredtere, welcher ersterer er schon jetzt dadurch zeigt, daß er zweckmäßiger zu schweigen weiß, während Emmerling durch einen wahren Schwall von Fragen an die Zeugen die Sache in ihren wesentlichen Theilen selten aufklärt und Richter wie Geschworne den Kopf schütteln macht.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 77. Sonnabend den 30. März 1850.

Hoch in schwarzblauer Luft erscheint das Kloster am Rand eines Felsenwalles, der daſselbe gleich einem unerklimmlichen Bollwerk zu verschanzen scheint. Der Anblick dieſes Gebäudes iſt von unbeſchreiblicher Wirkung in einer Gegend, wo das an Gärten, Wieſen, Wälder und Ströme gewöhnte Auge ringsum nichts erblickt als Rieſengipfel, deren fuß düſteres Gewölk umgürtet, und Eis- und Schneefelder, welche labyrinthiſch durch Thäler und Schlünde in trauriger Unwandelbarkeit ſich verbreiten.

Matthiſſon.

Ueber die penninischen Alpen.

(ſ. Nr. 53—57. — 61—64.)

IV.

Wer hat nicht ſchon eine Beſchreibung des Hoſpizes des großen St. Bernhard geleſen? Wer hat nicht ſchon eine Abbildung dieſer anziehenden Oertlichkeit geſehen, wäre es auch nur jene viel verbreitete, auf welcher vor dem Hauptgebäude Napoleon, von Offizieren und Mönchen des Hoſpizes umgeben, dargeſtellt iſt? Die Scene, welche ſich dem Auge darbietet, iſt ſo einfach, daß nur wenig dazu gehört, die Umriſſe und eigenthümlichen Züge des Bildes treu wiederzugeben. Keine Feder, kein Pinſel wird aber die Schauer, die Schrecken, die troſtloſe Oede, das ewig Winterliche der Umgebungen des Hoſpizes in ihrer vollen Wahrheit darzuſtellen vermögen; auch ſind die Eis- und Schneekuppen des Cheneletz nordöſtlich und des Mont Mort ſüdweſtlich keine todten Maſſen, ſondern die in tauſend Formen ſie umwogenden, umſegelnden, umflatternden Nebel, die ſie umwallenden, bald ganz, bald theilweiſe bedeckenden Wolken geben ihnen den Anſchein von Leben und Bewegung, und das auf Eis und Schnee zauberiſch ſpielende Sonnenlicht umkleidet ſie mit Farben, welche zwiſchen dem glühendſten Purpurroth und dem bleichſten Grau in tauſend Nüancen wechſeln. Selbſt das aus Urkalk erbaute einfache dreiſtockige Haus ſtellt ſich während eines Herbſt- oder Sommertages in den mannigfachſten Verwandlungen dar. Ein ſchwacher Sonnenblick ſtändelt mit dem weißen Dunſt, welchen der Südweſt durch den Paß treibt, und der blaugraue Stein der Mauern glänzt wie ſchwach angelaufener Stahl. Jetzt verſtiegt der Nebeldunſt und ein dünnes Gewölk verſchleiert die Sonne leicht und die Mauern des Hauſes ſchimmern in einem zarten Weißgrau, das auf dem dunkeln Hintergrunde ſich wie Mondſcheinbeleuchtung ausnimmt. Dann legt eine ſchwarze Wolke ſich durch den Paß und bedeckt den obern Theil des Hoſpizes, während die Sonne durch ihren Schleier bricht und die Mauern in große Stahlrahmen für die in blendendem Lichte glänzenden Fenſter verwandelt. Ein Engländer hat das Hoſpiz ein Schiff genannt, das während des Sturmes vor Anker liegt. Dieſe Vergleichung iſt dann, wenn heftige Stürme durch die Kluft brauſen, ſehr treffend, und einer der Mönche ſagte mir, daß zarte Frauen, welche ſich an ſtürmiſchen Tagen im Hoſpiz befanden, von einem Leiden befallen worden ſeyen, das man faſt Seekrankheit hätte nennen können.

Die Dämmerung begann bereits alles Grau in Grau zu malen, als wir das Hoſpiz erreichten. Niemand war im Hofe zu ſehen, kein Laut unterbrach die Todtenſtille, welche ringsum herrſchte. Ich ging die hohe Treppe, welche in den erſten Stock des Hauſes führt, hinauf, öffnete die ſchwere Thüre, und einer der mächtigen Hunde, der älteſte und größte der berühmten Race, wie ich nachher hörte, zeigte mir ſeine ſchneeweißen Zähne und ließ ein ſehr unfreundliches Brummen hören. Ein herbeieilender Diener beſchwichtigte jedoch ſchnell den Hütereifer des ſchönen Thiers und führte uns in den behaglich erwärmten Fremdenſaal. Schon nach zehn Minuten dampfte ein köſtlicher Thee vor uns; friſches weißes Brod, Butter und Käſe, ächte Erzeugniſſe der Alpenwirthſchaft, Salami- und Schinkenſchnitten gaben ein treffliches

Digitized by Google

Abendeſſen ab, denn wir waren alle zu ermüdet, als daß wir der freundlichen Einladung zu dem eigentlichen Abendeſſen hätten Folge geben mögen.

Als ich das doppelte Fenſter unſeres ſchmalen, aber deſto längern, einfachen, aber deſto reinlichern Schlafgemachs öffnete, um in die von Nebeln und Wolken umlagerte Gegend auszuſchauen, tönte mit dem pfeifenden Winde der Geſang einiger Mönche aus der mit dem Hoſpiz durch eine Galerie verbundenen Kapelle herüber. Dem Geſange geſellte ſich die Silberſtimme des Ave-Mariaglöckchens zu und dann trat eine grabähnliche Stille ein, welche ſelbſt der hier, wie vor dem Jeſuitencolleg zu Rom, unaufhörlich hin und her ſegende Wind zu achten ſchien. Wie verſchämt oder bange trat der Mond einen Augenblick aus dem ziehenden Gewölk und beleuchtete das gegenüber liegende ſogenannte Hôtel de St. Louis, ein Gebäude, welches bei einem Brande als Zufluchtsſtätte für die Mönche dient, denn das eigentliche Wohnhaus iſt bereits zweimal bis auf den Grund abgebrannt. Die Großmuth, mit welcher die Könige von Frankreich dieſe wohlthätige Anſtalt ſtets bedachten, rechtfertigt die Wahl des Namens für dieſes Haus, das zugleich als Niederlage für die Vorräthe dient und in welchem auch Fremde Unterkunft finden, wenn ſich Gäſte in ungewöhnlicher Anzahl einſtellen.

Ein wenig weiter aufwärts, zur Rechten, beleuchtete der Mond die mit Eiſenſtangen vergitterten Fenſter der Morgue, und bei dem Spiele, welches die gebrochenen, raſch ſegelnden Wolken mit dem Monde trieben, war es zuweilen, als zögen die innen an die Mauer gelehnten Verunglückten, vor Froſt ſchauernd, ihre von Zeit, Wind und Wetter zerſchleißten Kleider enger um ſich, oder als wendeten ſie einander die glänzend weiß gebleichten Schädel zu, um ſich die ewig lange Zeit durch ein freundliches Geſpräch zu kürzen; ja, einmal ſchien die mit ihrem Kinde in dem großen Steinſarge ſitzende Mutter ſich erheben und an das Gitter treten zu wollen, ohne Zweifel, um ſich nach den lieben Ihrigen in dem Lande drunten zu erkundigen; ein plötzlicher Windſtoß warf ſie aber zurück, der Mond verſchwand und der wildeſte Sturm jagte unter furchtbarem Geheul, von Schnee und Hagel begleitet, über den Paß. Alsbald ward es lebendig im Haus, im Hof, in der kleinen Kapelle. Zwei Geiſtliche eilten, von einem Hunde begleitet, der italieniſchen, ein junger Maronnier mit dem mächtigen Thiere, das mich ſo unfreundlich empfangen, der walliſer Seite zu, während die Kloſterglocke in kurzen Zwiſchenräumen geläutet wurde — eine über alle Beſchreibung ſchauerliche halbe Stunde. Die bald harſchen, dürnenden, bald ſanft wimmernden Glockentöne, und das hohle, pfeifende, wie höhniſch ziſchende Heulen der Windsbraut ſchienen unter ſich in wildem, erbittertem Kampfe begriffen; letztere ſchien ihre Opfer mit ſich fortreißen, zerſchleifen, an den Felshörnern zerſchmettern zu wollen; die Glocke aber mahnte und warnte ſie, rief ſie jetzt mitleidsvoll, jetzt ſtürmiſch dringend zu ſich heran und hüllte ſie in ihren ſchützenden Mantel, der ſich ſo weit ausbreitete, als ihre geweihten Töne reichten.

Endlich legte ſich der Sturm, die Glocke verſtummte und die feierliche Stille der Nacht lagerte ſich über die mit friſchem Schnee bedeckte Gebirgsſcenerie. Nach einer halben Stunde kamen die zwei Geiſtlichen, welche den Sennenpfad nach Süden eingeſchlagen hatten, zurück. Ich hörte ſie am See herauskommen und eilte in den Hof ihnen entgegen. Sie waren bis jenſeits der Sennenalp hinabgeſtiegen, ohne auf einen Wanderer zu ſtoßen. Als wir an die Haustreppe kamen, blieben ſie ſtehen und horchten. „Eine zahlreiche Geſellſchaft kommt auf der Schweizer Seite heran," ſagte der eine Geiſtliche; allein ungeachtet der todtengleichen Stille umher war ich nicht im Stande einen Ton oder Laut zu erhaſchen. „Sie ſind noch jenſeits der Eisſchlucht," ſagte der Geiſtliche, „und werden eine gute halbe Stunde brauchen, ehe ſie die Höhe erreichen." Da die zwei frommen Herrn bis an die Knie in den Schnee gekommen waren und von Schweiß troffen, hatten ſie keine Luſt die Ankunft der Fremden zu erwarten, und ſo ſuchte ich meinen Reiſegenoſſen wieder auf. Dieſer lag aber bereits in tiefen Schlaf verſenkt, und da ich der Nachtluft wegen das Fenſter nicht mehr zu öffnen wagte, hörte ich nur noch, wie nach Verlauf von dreiviertel Stunden eine große Geſellſchaft dem gaſtfreien Hauſe zueilte. Obgleich das Hoſpiz in jener Nacht eine ungewöhnliche Anzahl von Fremden beherbergte, war die Ruhe, Stille und Ordnung, welche in dieſen Räumen herrſchten, in der That auffallend, und außer dem gelegentlichen Oeffnen oder Schließen einer Thüre, einem leiſen Schritte auf dem langen Gange und dem rauhen Anſchlag eines Windſtoßes an das Fenſter unterbrach nichts das Schweigen der Nacht.

(Fortſetzung folgt.)

Wintertage an der deutſchen Nordſeeküſte.

(Schluß.)

Mein Gaſtfreund wartete meiner bereits und führte mich raſch in das warme Zimmer. Ein gutes warmes Abendeſſen, einige Gläſer heißen Punſch, was mir Alles trefflich mundete, und bald die Ruhe im weichen Bette ließen mich ſchnell der überſtandenen Beſchwerden vergeſſen. Was uns verwöhnten Städtern aber ſchon als eine abſonderliche Heldenthat

Digitized by Google

erſcheint, muß der arme Matroſe bei ſtürmiſchen Winterreiſen faſt täglich, ja ſtündlich erdulden, ohne daß er ſeine durchnäßten Kleider trocknen kann, ſo daß dieſe faſt an ſeinem Leibe anfrieren, und doch ſind Schnupfen und Huſten ihm ganz unbekannte Dinge.

Den andern Tag, von dem ich übrigens ein gutes Stück verſchlief, verlebte ich häuslich im Kreiſe der Familie des Kapitäns, mit dem ich auch einige Beſuche in verſchiedenen Wohnungen früherer Kapitäne und ſchlichter Matroſen und Seefiſcher machte. Auch die häuslichen Einrichtungen der letztern, von denen jeder ſein niederes Häuschen mit einem kleinen Garten und einem Stück Land beſaß, verrathen verhältnißmäßigen Wohlſtand. Alle Bänke, Tiſche, Wandſchränke, Koffer ſind mit blauer Farbe angeſtrichen, und Alles iſt äußerſt rein und ſauber gehalten. Die Kleider bei beiden Geſchlechtern, größtentheils aus dickem, grobem blauem oder braunem Fries und im Sommer aus Leinwand beſtehend, ſind immer reinlich und gut geflickt, und man ſieht im ganzen Dorf auch nicht ein Kind in zerriſſenen Kleidern herumlaufen. In den kleinen reinen, ja zierlichen Küchen iſt viel blankes Zinn- und Meſſinggeſchirr, auch gutes engliſches Steingut zu ſehen. Die Weiber ſcheinen in dergleichen ihren Stolz zu ſetzen, und es iſt Sitte, daß die Männer ihren Frauen und Bräuten von der Reiſe ein hübſches Stück Geſchirr mitbringen. Von früh Morgens bis Abends ſpät ſind die hübſchen, großen, ſchlanken Weiber beſtändig thätig. Auch die Beſtellung des Gartens und des Feldes ruht größtentheils auf ihnen, da die Männer ſich am Lande gern dem dolce far niente hingeben. Sonſt betragen ſich die Männer, mit wenigen Ausnahmen, ſehr gut, und Säufer, Spieler oder Wüſtlinge findet man äußerſt ſelten.

So ſind denn auch die Ehen faſt ohne Ausnahme glücklich. Es herrſcht in dieſen Küſtendörfern viel Zucht und Sitte, und auch die wildeſten jungen Burſche müſſen ſich derſelben fügen. So wild die Matroſen in den Hafenſchenken der großen Seeſtädte ſich zu geberden pflegen und oft die tollſten Orgien feiern, ſo ruhig und züchtig ſind ſie faſt immer in ihren ſtillen heimathlichen Dörfern. Beim weiblichen Geſchlechte ſteht die Tugend der Keuſchheit noch ſehr hoch, höher als in den meiſten andern Theilen von Deutſchland. Uneheliche Kinder ſind in den Fiſcherdörfern ſehr ſelten. Unter den ältern Leuten herrſcht viel religiöſer Sinn; Bibel und Geſangbuch finden ſich in jedem Hauſe, und in den langen Winterabenden wird daraus vorgeleſen; auch die Kirche beſuchen alle, wenn es die Geſchäfte erlauben, Sonntags ſehr regelmäßig.

Die Nahrung der Fiſcher- und Lootſenfamilien beſteht aus dünnem Kaffee, mit Syrup verſüßt, der Morgens und Nachmittags ſehr reichlich getrunken wird, aus grobem ſchwarzem Roggenbrod, Kartoffeln, friſchen und eingeſalzenen gewöhnlichen Fiſchen und gepökeltem oder eingeſalzenem Schweinefleiſch, wozu ſich jede Familie alljährlich ſelbſt ein Schwein mäſtet und ſchlachtet. Die Männer trinken täglich ihr mäßiges Theil Branntwein, aber Säufer ſind ſelten und werden allgemein verachtet. Ueberhaupt iſt Trunkenheit unter den deutſchen Matroſen gar nicht ſo häufig, als man im Binnenlande glaubt; dieſelbe iſt am Bord des Schiffes ein großes Verbrechen und wird ſehr ſchwer beſtraft, weil dadurch ſo leicht große Gefahr für das ganze Fahrzeug entſteht. Außer Branntwein iſt ſchlechtes, ſchwaches Dünnbier das gewöhnliche Getränk.

Noch verlebte ich zwei ſtille, friedliche, aber angenehme und lehrreiche Tage im Hauſe meiner freundlichen Wirthin, dann warf ich einen letzten Blick des Abſchieds auf das Meer mit ſeinen treibenden Eisfeldern, und ſtieg mit herzlichem Dank und warmem Händedruck in den Schlitten. Muthige hannöverſche Roſſe guter Zucht führten mich raſch über die glatte Schneebahn, und am Nachmittag des andern Tags war ich wieder in Hamburg. Welcher Contraſt zwiſchen dem rauſchenden Treiben dieſer üppigen Handelsſtadt, die eben in voller Luſt ihren Karneval zu feiern begann, und dem ſtillen, einfachen Fiſcherdorf am Strande der brauſenden Nordſee!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Ludwigshafen, März.

Das Revolutionsjahr.

Die Verhandlungen des bayeriſchen Landtags haben wiederholt die Aufmerkſamkeit auf Mannheims vis-à-vis, den pfälziſchen Ludwigshafen, gelenkt. Es handelte ſich um eine Entſchädigung, welche dem beim vorjährigen Aufſtande ſo hart mitgenommenen Handelsplatze gereicht werden ſollte. Von ereluſtiſch altbayeriſcher Seite ſind bei dieſer Gelegenheit merkwürdige Aeußerungen gefallen. Sie haben von Neuem den Beweis geliefert, daß das brüderliche Liebesband zwiſchen Altbayern und Pfalz keineswegs ſehr ſtark geworden iſt. Wäre es auf jene Stimmen angekommen, das arme Ludwigshafen hätte, ſtatt 282,000 Gulden zu erhalten, mit einem baaren Nichts verlieb nehmen müſſen. Das arme Ludwigshafen? Ja, ſo muß ich es nennen, obgleich dieſer Embryo einer künftigen Handelsſtadt nichts weniger als ärmlich, vielmehr recht ſtattlich ausſieht. Die Häuſer, deren Zahl ſich kaum auf dreißig beläuft, ſehen faſt

Digitized by Google

alle aus, als ob lauter Millionäre sie bewohnten, und der Volkswitz hat auch schon eine Millionärstraße geschaffen. Aber da liegt eben der Schaden Josephs. Die Eigenthümer, die auf theurem Grund und Boden theure Paläste nach Vorschrift ausgeführt haben, wären ohne Zweifel säumtlich froh, wenn sie ihre Capitalien, die in Grund und Steinen stecken, wieder herausziehen könnten. Der Beginn der neuen Stadt fiel in die Zeit der Schwindels, und das Weh ist bei denen, die er damals erfaßt hatte, nicht ausgeblieben. Trotz Hafen und Eisenbahnmündung wollen seit Jahren keine neuen Bauten aus dem sumpfigen Boden steigen, und die geträumte Größe der neuen Stadt dürfte noch eine geraume Zeit auf sich warten lassen. Das Warum liegt da drüben über der Brücke — es heißt Mannheim. Schon darum also dürfte ich Ludwigshafen arm nennen, ich muß ihm aber dieses Beiwort geben, wenn ich bedenke, was es im vorigen Sommer ganz ohne Verschulden gelitten und verloren. Ludwigshafen hat die Revolution nicht gemacht und nicht befördert, es ist nur eine Tenne geworden, auf der ziemlich hart gedroschen wurde. Was kann der Ort dafür, daß er für Freund und Feind eine so wichtige Lage hatte, und doch nicht von denen gefragt war, welchen die natürliche Schutzpflicht oblag? Herr v. d. Pfordten hat mit Recht gesagt, es sey damals nicht bloß von einer Seite gefehlt worden. Ludwigshafen fällt keiner jener Fehler zur Last, aber die Last der Fehler hat es getragen, wie kein anderer Ort in der Pfalz. Da ich aus nächster Nähe mit angesehen, welchen Sommer diese ehemalige Rheinschanze im denkwürdigen Jahre 1849 gehabt, darf ich wohl eine kurze, skizzenhafte Schilderung jener Zeit versuchen.

Während unter dem heitersten Maihimmel die Fluthen des schönsten Stromes glatt und eben an den Grundmauern des Hafens vorüber zogen, kräuselten sich die Wogen des Volks, angeweht vom Hauche der Revolution. Ludwigshafen zog weder Flagge noch Segel auf, es hatte überhaupt kein Gewicht in die Wagschaale zu legen, aber seine Bewohner konnten nicht verkennen, daß der erwachende Sturm an ihnen nicht folgenlos vorüber gehen könne. Die Rheinbrücke war offenbar einer der wichtigsten Pässe. Von Frankfurt her zog über dieselbe am 6. Mai ein Bataillon des sechsten bayerischen Infanterieregimente und ging auf der Eisenbahn nach Speyer, um die königliche Regierung zu schützen und zu stützen. Der Mannheimer Stadtrath und Bürgerausschuß protestirten höchlich gegen solche Züge, mit Unrecht, wie der Erfolg bewies, denn in diesem bayerischen Bataillon regte sich schon ein Geist, wie ihn die Politiker der Rhein-Neckarstadt nicht besser wünschen konnten. In der Nacht vom 9. auf den 10. Mai sah Ludwigshafen eine ganz eigenthümliche Scene. Die Frankenthaler Volkswehr kam in die Stille angerückt, um die Brückenwache aufzuheben, die Brücke zu besetzen und seinen Soldaten mehr herüber zu lassen, der nicht für die Reichsverfassung kämpfen wollte. Der Commandant der Schaar, ein wilder Rechtsdrauer, trat in das Wachhaus und forderte ganz nahe die Soldaten auf ihre Gewehre abzuliefern. Die Soldaten meinten, sie müßten das doch vorher ihrem Officier sagen. Dieser war sogleich zur Hand, ließ seine vierzig oder fünfzig Mann unters Gewehr treten, und während die Frankenthaler bes guten Glaubens waren, er werde sich jetzt mit seinen Getreuen in ihre Bruderarme stürzen, commandirte er plötzlich: „Lad's Gewehr!“ Alle nun die Lastkähne in den Läufen führten und die Hähne knackten, fuhr ein panischer Schrecken in die Reihen der an Zahl weit überlegenen Wehrmänner. Was Beine hatte, lief davon, und die Ankömmlinge waren nicht die letzten auf der Flucht. Köstliche Einzelheiten erzählt man sich aus jener Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, März.

(Fortsetzung.)

Politische Stimmung.

Es ist auch hier, wie anderwärts, auffallend, wie sehr unser zweijähriges vergebliches Ringen nach einem unklar erkannten Ziele, den politischen Parteieifer in sichtbaren Abkühlungen gestählt, und jetzt bei der Mehrzahl fast wieder zu jener lauen Bahrwärme gebracht hat, in der man sich behaglich den Bewegungen des innersten Privatlebens hingibt. Beim Beginn der Frankfurter Nationalversammlung sah man selbst die phlegmatischen Dresdener Monate lang enthusiastisch sich geberden. Die Vereinszusammenkünfte, Reden und Adressen wollten kein Ende nehmen. Doch gegen Ende des Jahres zog sich das Feuer immer mehr in die niedern demokratischen Schichten zurück, aus denen nur einzelne höhere Lenker hervorragten. Bei den Wahlen zum berüchtigten Unverstandslandtage war die erst so zahlreiche Partei des „deutschen Vereins“ schon ziemlich machtlos, beim Herannahen des Maisturmes gar haltungslos geworden. Nach der Befreiung von der Demagogenherrschaft begrüßte man das erste Dreikönigsbündniß und den Berliner Verfassungsentwurf als den ersten wiedergewonnenen Haltpunkt noch mit lebhafter Freude; über den Wahlmodus, über einzelne Artikel wurde hin und wieder noch mit Antheil debattirt; auch der Rückkritt Sachsens wurde ein paar Wochen lang mit regem Unmuth besprochen. Aber schon den Kammerverhandlungen über die deutsche Frage hat man mit merklicher Kälte zugesehen. Jene Carlowitz'schen Reden mit den ministeriellen Erweiterungen interessirten so sehr von Seiten der Form und des Tones, daß immer nur die Begreiflichkeit der hohen Gegner zur Sprache kam, und zwei Tage lang selbst die Sage von einem Duell bereiteten unlust. Die schriftliche Haltbarkeit der Ergebnisse jener langen und vielfachen Wechselreden ist vollends Niemanden sehr aufgefallen, und auf die Frage, wofür sich denn nun endlich die Abstimmung in den Kammern entschieden habe, wußten die wenigsten genauen Bescheid zu geben. Den Höhepunkt aber schien die Gleichgültigkeit beim neuesten Drei- oder Vierkönigebund erreicht zu haben. Mit lächelnder Neugier höchstens ließ man sich das schlesische Blatt geben, das zuerst die Grundzüge jenes Münchner Verfassungsentwurfs brachte, und gab es halbgelesen weiter. Vergebens müht sich seit acht Tagen unsere Staatszeitung die Herzen dafür zu erwärmen. Jetzt ist es in manchen Cirkeln bereits dahin gediehen, daß politische Gespräche gemieden, politische Trinksprüche verboten oder mißbilligt, politische Phrasen nur zu Scherz und Parodie verbraucht werden. Desto ungetheilter überläßt man sich den geselligen Freuden. In den mittlern und höhern Kreisen hat kaum ein früherer Winter so viel Soiréen, Concerte, Thés dansans, Tableaux u. dergl. gebracht, als der eben vergangene. Die tanzenden Lieutenants waren von einer Ballnacht zur andern oft kaum wieder zu Kräften gekommen, und nach Herstellung der Hofbälle scheint auch in die allerhöchste Region wieder die volle Lebenslust eingezogen. Für die um Ostern bevorstehende Vermählung der zweiten Nichte des Königs mit dem Prinzen von Genua sind schon allerlei glänzende Hoffeste, selbst ein ritterliches Carrousel, angekündigt, und die Einzuladenden haben vollauf mit Besorgung ihrer Garderobe zu thun. Aber sonderbar, daß auch diese erhabenen Brautleute dem Schicksal der allergewöhnlichsten nicht entgehen können. Dem italienischen Bräutigam wird außer der Schönheit nicht viel Gutes nachgesagt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Monatsregister März.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Herbstnacht. Von E. Geibel. 57.
Sonette. 62. — 64.
Hagar. Von Katharina Diez. 76.

Erzählungen.

Dünengeschichten. 52—59.
Wiener Früchtel. 58. 60. — 65. 66. 67. 68. 69. 70.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Carrikatur in Frankreich seit der Februarrevolution. V. 52.
Ueber die penninischen Alpen. 53. 54. 55. 56. 57. — 61. 62. 63. 64. — 77.
Erinnerungsblätter aus Nassau. Von Corvin. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. — 70. 71. 72. 73.
Die Flüchtlinge in London. 68. 69.
Winterlage an der deutschen Nordseeküste 71—77.

Korrespondenz.

Dresden. 52 53. 54. — 76. 77. — Aus Oesterreichisch-Schlesien. 53. 54. 55. 56. — Aus der Weltschweiz. 55. 56. 57. 58. — Aus Oberösterreich. 59. 60. 61. — Paris. 59. 60. 61. 62. 63. — 70. 71. 72. 73. — Hamburg. 63. 64. 65. — Aus dem südlichen Frankreich. 66. 67. 68. 69. — Aus den Karpathen. 68. 69. 70. 71. — Berlin. 72. 73. 74. 75. — Darmstadt. 74. 75. 76. — Ludwigshafen. 77.

Alte hoch- und niederdeutsche

Volkslieder

mit Abhandlung und Anmerkungen

herausgegeben von

Ludwig Uhland.

Erster Band.

Liedersammlung in fünf Büchern.

Erste und zweite Abtheilung.

gr. 8. brochirt. Preis 5 fl. 42 kr. oder Rthlr. 3. 12½ Ngr.

Mit Dank und Freude hat Deutschland aus der Hand eines seiner geliebtesten Dichter und gründlichsten Forscher den ersten Band dieser seit vielen Jahren vorbereiteten Sammlung deutscher Volkslieder, „einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Volksliedes" empfangen. Mit der zweiten Abtheilung schließt der für sich bestehende Text ab, an dessen Schlusse die Angabe der Quellen für jedes einzelne Lied und ein alphabetisches Verzeichniß der Liederanfänge beigefügt ist. Nach der Vorrede beabsichtigt der Verfasser noch zwei kleinere Bände folgen zu lassen, welche eine Abhandlung über die deutschen Volkslieder, und kritisch-historische Anmerkungen enthalten werden. Wir selbst waren bemüht, für die würdigste Ausstattung eines Werkes zu sorgen, das eine Zierde der deutschen National-Literatur bilden wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

F. M. Klinger's ausgewählte Werke.

Durch alle Buchhandlungen sind zu beziehen:

F. M. Klinger's ausgewählte Werke.

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden,

mit einer **Charakteristik und Lebensskizze Klinger's und dessen Bildnisse in Stahlstich.**

Druck und Papier ganz gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Goethe, Wieland, Lessing ꝛc.

Preis 8 fl. — oder 4 Rthlr. 20 Ngr.

Klinger ist der vornehmste Vertreter der in der deutschen Literaturgeschichte so wichtigen, von Goethe trefflich geschilderten „Sturm- und Drangperiode", welche ihren Namen selbst von einem Drama Klinger's: Sturm und Drang, erhielt, — er ist der Landsmann, Zeitgenosse und „Freund" Goethe's. *) — Nur wenige Jahre nach diesem zu Frankfurt geboren, starb er ein Jahr vor ihm. — Klinger war ein Mann von stolzer „Unabhängigkeit", von ungemeiner Charakter- und Willenskraft, vom tiefsten Gefühl und imposanter Persönlichkeit, ein Schriftsteller, der, was er als Mensch empfand, dachte und wollte, mit der feurigsten Energie in seinen dichterischen Gebilden aussprach und dadurch reformatorisch zu wirken strebte, der die Gefühle, Gedanken, Zweifel eines gebrochen, stürmenden Gemüthes, eines rastlos grübelnden und titanenhaft ringenden Geistes mit den Erfahrungen und Anschauungen eines mühsamen, bewegten, wunderbaren Lebens in niedern und in den höchsten Regionen verband, und beide in seinen Fictionen und Betrachtungen niederlegte. Die Glut der empörtesten Leidenschaften und die Kälte des kaustischen, nüchternsten, unbestechlichsten Verstandes stellt er mit gleicher Meisterschaft dar, und auf den Rausch der süßen Illusionen des Herzens versteht er sich so gut wie auf die Resignation des Nichts bemäntelnden Stoikers und des enttäuschten Misanthropen, indem er das letztere nur darum war oder scheint, weil das moralische Gefühl so mächtig in ihm lebte. Ein philosophischer Dichter, ringt er mit den großen Problemen unserer Zeit, welche schon Goethe und Schiller beschäftigten: Recht, Freiheit, moralische Weltordnung, ebenso rastlos wie diese; und wie diese schreitet er von der dramatischen Darstellung der Collisionen des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens zu der erschütternden, wenn auch nicht befriedigenden Darstellung der Räthsel des Weltlaufs, der Einzel- und Völkerschicksale in seinen Erzählungen und Romanen fort. Als Prosaiker stellt sich sein Styl fast durchaus durch Frische, Klarheit, Schönheit und Gedrungenheit dem besten an die Seite und athmet die edelste Männlichkeit. Klinger ist ein deutscher Autor, der nicht minder seiner bleibenden Vorzüge als seiner literaturhistorischen Bedeutung wegen in noch weiterm Umfang als bisher gekannt zu werden verdient. Den Selbstständigen und Geisteskräftigen wird er, mit all seinen ästhetischen, philosophischen und moralischen Schroffheiten und Härten, in seinen Schriften eine anziehende Geistesnahrung bieten, wenn auch ein allzu zarter Geschmack und ein sehr weiches Gemüth sich nicht mit ihm befreunden oder vertragen sollte. Wer Mannichfaltigkeit und Reichthum des Lebens liebt und zur Erweiterung seiner Begriffe, Anschauungen und Weltkenntniß sich nicht scheut, auch in fremdartige und schroffe Ansichten einzugehen, wird diese kriegerische, trotzige Gestalt neben den vielen friedlichern, mildern Vertretern der deutschen Literatur gern erblicken, und in Dem, was Klinger von andern Schriftstellern unterscheidet, eine höchst fruchtbare Anregung, ja Nöthigung zum ernsten Nachdenken über sich und die Welt, zum gewissenhaften Suchen der Wahrheit finden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

*) Vergleiche über Klinger: Goethe's Werke, Ausgabe in 55 Bändchen, Bd. XXVI. S. 254.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Vierundvierzigster Jahrgang.

1850.

April.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Als eigentliches Unterhaltungsblatt bleibt ihm die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug aufs Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitsch. ist den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter des Blatts entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“ kostet fl. 14. oder Rthlr. 8.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 78. Montag den 1. April 1850.

— Die Lieb', die Alles überwindet,
Hat Gott allein im Mutterherz entzündet.
Churchill.

Hagar.

(Fortſetzung.)

5.

„Sie ging hin und ſetzte ſich gegenüber von ferne, eines Bogenſchuſſes weit; denn ſie ſprach: ich kann nicht zuſehen des Knaben Sterben, und hob ihre Stimme auf und weinte."

Ich legt' ihn nieder auf den Sand.
Was kann ich ihm geben?
Mein Auge, ich hab' es abgewandt, —
Zu Ende geht des Kindes Leben.
Und iſt ſo jung, ſo morgenhell und ſchön!
Und ſoll nun ſterben,
Elend verderben!
Ich kann, ich kann ſeinen Tod nicht ſehn!

Ich ſollte ſehen wie ſein Auge bricht?
Es war mein Stern, mein Freudenlicht.
Nun löſcht es der Tod!
Und die Wangen wie Saxons Roſen ſo roth,
Sie ſollen erblaſſen! —
Tod, Tod! du mußt mein Kind mir laſſen!
Was hat es gethan?
O faſſe es nicht ſo grauſam an!

Seine Glieder, ſie ſind wie Blumen ſo weich,
Du könnteſt ſie knicken und brechen?
Sein liebes Geſicht, wie bleich, wie bleich!
Es blickt mich an, als wollt' es mit mir ſprechen.
Meinſt du, die Mutter verſtehe dich nicht?
O fleh'nder Blick, o ſtummes Winken!

Du möchteſt trinken! — trinken?
Ha, wie die Sonne brennt und ſticht!
Ich will mich über dich heben,
Das wird Schatten dir geben!
Ich zerreiße die Bruſt! — hinſtrömt mein Blut.
Trinke! trinke! — thut es dir gut?
Löſcht es die Glut? —
Tod, du mußt mit der Mutter ſtreiten!
Sie will es nicht leiden!

Wie ſtill und leer
Iſt alles umher!
Ihr Stimmen, die ſonſt mich gegrüßt, ihr lieben,
Wo ſeyd ihr geblieben?
Seyd alle verhallt! —
Kind, mein Kind, wie wirſt du ſo kalt?
So kalt in dem heißen Sonnenbrand!
Wie zuckt deine Hand! —
Schreien will ich hinaus in die Weite,
Schreien will ich in meinem Leide,
Schreien, bis mir das Herz zerſpringt! —
Hülfe — Hülfe!
Horch, wie es klingt! —
Ob wohl der Schrei zu einem Ohre dringt? —
Ob ſich was regt? —
Mein Kind! o wie es ſein Köpfchen ſchlägt!
Wie's zuckend die Arme um mich ſchlingt!
Und keiner, keiner, der Hülfe bringt!
Oede und ſtumm
Alles ringsum!

Da fliegt ſie hin, die flüchtige Gazelle!
Sie flieget wohl zur friſchen Bacheswelle,

Digitized by Google

Des Durstes Glut
Zu löschen in der kühlen Flut.
O nimm uns mit! —
Spurlos im Sande verwehet ihr Schritt.

Ein einsamer Adler steiget empor: —
Steigt er wohl zu des Himmels Thor,
Der bangen Mutter Schrein und Klagen
Hinauf zu tragen?
Der Himmel, wie ist er so weit, so weit!
Sitzt droben Jehovah in Herrlichkeit,
Und um ihn der Engel heilige Schaaren:
Ob mein sie gewahren?

Ich will mich werfen auf das Angesicht,
In Thränen will ich zerfließen,
Ein Bächlein will ich auf dich niedergießen —
O süße Blume, verdorre mir nicht!
Weh, weh! auch diese Quelle ist versiegt,
Mein Auge ist trocken und leer,
Hat keine Thräne mehr! —
Was bleibt mir noch? — an dich geschmiegt
Will ich mit dir sterben,
Kläglich verderben!
Kein Mensch wird es sehn,
Spurlos wird unser Gebein verwehn!

Der Samum rauscht mit dunklem Todesflügel,
Der Flugsand wirbelt auf zum Grabeshügel. —
Furchtbarer Tod! ich habe mich ergeben:
Hier ist mein Kind! — es schwindet hin mein Leben!

6.

„Und der Engel Gottes rief vom Himmel die Hagar und sprach zu ihr: Was ist dir, Hagar? fürchte dich nicht."

Ha, welch ein Glanz, der rings umher sich breitet!
Wer kommt, der hell in weißen Kleidern schreitet?
Vor meinem Auge fiel des Todes Nacht,
Und wie aus bangem Traum bin ich erwacht.

Des Himmels Thüre seh ich aufgeschlossen,
Der Engel Gottes steigt, von Huld umflossen,
Herab zu mir, und seine Stimme spricht:
„Was ist dir, Hagar? auf! und fürchte nicht!

„Jehovah hat gehört des Kindes Flehen,
„Hat deine Liebe, deinen Schmerz gesehen;
„Es geht sein Geist auch durch der Wüsten Sand;
„Steh auf, nimm deinen Knaben an die Hand.

„Es soll die Kraft der Liebe nicht verwehen,
„In deinem Sohne soll sie neu erstehen;
„Aus ihm, der sterbend liegt in deinem Schooß,
„Macht Gott ein Volk, das mächtig wird und groß."

Allmächt'ges Wort! Und darf ich wieder hoffen?
Jehovahs Gnadenblick hat mich getroffen:
Belebend dringt er mir durch Geist und Mark,
Und muthig fühl' ich mich und frei und stark.

Ich trage dich, mein Kind, auf meinen Armen;
Der Engel Gottes schreitet voll Erbarmen
Den Weg voran im leuchtenden Gewand
Und streuet Rosen auf den dürren Sand.

Wie Morgenröthe strahlt's von seinen Flügeln,
Sie säuseln wie ein Hauch von Kanaans Hügeln;
Wie Thau und Schatten fließt vom Cedernbaum,
So weht und kühlet seines Kleides Saum.

(Schluß folgt.)

Ueber die penninischen Alpen.

(Fortsetzung.)

Der junge Tag entwand sich seinen aus purpurfarbenem Nebel gewobenen Windeln und schien in kindischer Lust sich zuerst an den zinnenartigen Spitzen des »pain de sucre« laben zu wollen, worauf er rüstig von einem Berggipfel zum andern schritt und überall die Spuren seines goldumsäumten Zuges zurückließ. In den Thälern hatten die Nebel noch viel zu beschicken. Wie die Gemsen stellten sie an den Bergvorsprüngen ihre Bedetten aus, während sie sich in den Klüftungen muthwillig verfolgten, über und über wälzten oder zwischen Felsstücken schaukelten. Mittlerweile rief das Glöckchen zur Messe in die Kapelle, und nun sah ich erst, daß ich die Gastfreiheit des Klosters mit fast dreihundert Personen getheilt hatte, Menschen aus allen Ständen und von den verschiedenartigsten Zungen. Die Aermeren hatten ihre warme Suppe gegessen und ihre Morgenandacht verrichtet, und zogen jetzt in vollen Haufen der Schweiz oder Italien zu. Der Hof des Hospizes war plötzlich einem Marktplatze ähnlich. Pferde und Maulthiere wurden aus den Klosterställen gebracht oder kamen von St. Remy herauf, und ihre Schellen und Glöckchen klingelten lustig in die Morgenluft hinein. Die Führer und Maulthiertreiber, theilweise in bunter phantastischer Tracht, wie der Italiener es liebt, hatten sich viel zu erzählen und noch mehr mit ihren Armen zu gesticuliren. Eine englische Gesellschaft besuchte die

Digitized by Google

Morgue, ein junges Ehepaar aus dem nördlichen Deutſchland wandelte an den See hinab, um einen Blick nach Italien zu werfen, ehe es in ſeinen kalten Norden zurückkehrte. Ach, es kam getäuſcht, oder vielmehr enttäuſcht, wieder herauf. So ungern ich angenehmen und unſchädlichen Illuſionen entgegen trete, muß ich bekennen, daß ich ſechs nach Italien führende Päſſe überſchritten, aber auf keinem derſelben den Punkt gefunden habe, von welchem aus man die ſchönen Ebenen und Triften der Halbinſel zu überſchauen vermöchte, und daß von Livius an, dem zufolge Hannibal ſeinen Kriegern von der Höhe des Paſſes Italien gezeigt hat, bis zu einem der gutmüthigſten Reiſenden unſerer Zeit eine Täuſchung genährt worden iſt, welcher man ſich nur zu gern hingibt.

Das Leben iſt aber eine Kette von Enttäuſchungen, und ſo ſollte ich auch an dieſem Morgen erfahren, daß die Sage von den Heldenthaten und dem wunderbaren Inſtinkte der Bernhardiner Hunde eben nur eine Sage iſt. — Während der ſtürmiſchen Monate ſtreifen dieſe klugen Thiere Tag und Nacht in den einſamen Klüften, welche zum Hoſpiz führen, umher, ſuchen die im Schnee begrabenen Opfer auf, legen ſich auf ſie und lecken ſie, um ſie zu erwärmen und zu beleben; ſie haben um den Hals ein Fläſchchen mit ſtärkenden Tropfen für den erſchöpften Wanderer; ſie geben durch Heulen und Bellen Signale, wo Beiſtand nöthig iſt, oder eilen in das Hoſpiz, um zur Hülfe aufzufordern. — Dieß klingt ungemein ſchön, und vor ſechzig bis achtzig Jahren ſoll in der That einer dieſer Hunde durch Anlage und Dreſſur ſo weit gebracht worden ſeyn, daß er allein auszog und das Leben vieler Menſchen rettete; ſonſt iſt aber an jenen Erzählungen nur das wahr, daß dieſe Thiere die Mönche und Diener auf ihren gefährlichen Wanderungen in dem Gebirge begleiten und durch ihren Inſtinkt oft vor Gefahren warnen, vorausſchreitend ſchneebedecktes Geklüft klug umgehen u. ſ. w. Wie dem auch ſeyn mag, es ſind ſchöne, ſtarke, muthige Thiere, und wenn ſie im Hoſpizhofe umher jagen, glaubt man in einem Löwenzwinger zu ſeyn, in welchem die Söhne des Königs der Thiere ſich ſpielend ergötzen.

Mittlerweile ward die Luft lauer und die Sonne wagte ſich dann und wann aus dem ruhiger ziehenden Gewölk, ſo daß im Hofe und deſſen nächſter Umgebung bald keine Spur von Schnee mehr zu ſehen war. Die Mehrzahl der Gäſte hatte ſich entfernt, die Mönche laſen ihre Meſſe und beteten ihr Brevier; die Diener öffneten die Fenſter der obern Gemächer und begannen ſie zu reinigen, während ein Engländer mit Teppich und Stuhl heraus kam und ſich anſchickte das Haus und deſſen Umgebung zu zeichnen. Als die Sonne ein wenig höher ſtand und kräftigeren Blickes auf die Erde ſchaute, ſtellte ſich neben ihm ein junger Daguerreotypiſt von Genf auf, und von ſechs Lichtbildern, welche er nach und nach aus dem Rahmen brachte, waren zwei in hohem Grade vollendet. Dieſer liebenswürdige, gebildete Mann war bereits ſeit acht Tagen auf dem Berge und hatte glänzende Geſchäfte gemacht, denn er verkaufte jedes der gelungenen Bilder zu vierzig Franken. Da eines dieſer Lichtbilder für einen hohen Gönner des Ordens beſtimmt war, folglich die charakteriſtiſche Staffage nicht fehlen durfte, hatte ich Gelegenheit zwei junge Mönche in ihrer vollſtändigen Ordenstracht zu ſehen. Die Geiſtlichen, welche während des Morgens die Fremden bis zur Treppe begleitet hatten, trugen den Haustalar und Hüte aller Formen, von denen einzelne ſich von gewöhnlichen Bauernhüten durchaus nicht unterſchieden. Die beiden Herrn nun, welche auf dem Lichtbilde erſcheinen ſollten, waren in den langen Feſttalar von ſchwarzem Tuch mit eng anſchließenden Aermeln gekleidet, auf welchem ſich das Ordenszeichen der Auguſtiner, ein zwei Linien breites weißes Bändchen, das wie eine Kette über die Schultern hängt und hinten und vorne zuſammenlaufend in dem breiten ſchwarzen Gürtel befeſtigt wird, eigenthümlich abhob, während ſie auf dem Kopf eine etwa acht Zoll hohe pyramidenförmige ſchwarze Mütze trugen, deren Spitze mit einer ſchweren Quaſte verziert war.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

(Fortſetzung.)

Politiſche Stimmung. — Kirchliche Bewegungen.

Die Zeiten ſind freilich vorüber, wo ſolche fürſtliche Familiſchnakte ganze Bevölkerungen in Bewegung ſetzten. Nach unten zu kümmert ſich, außer den Hoflieferanten und ihrem Anhang, gewiß Niemand ſehr um jenen Feſtglanz von oben. In dieſen untern Volksſchichten ſind auch noch nicht alle Reminiscenzen der Revolution erloſchen. Man hört wohl ſelbſt aus weiblichem Munde zuweilen Phraſen oder Geſangfragmente aus der ſchlimmſten Demokratenperiode. Am Gedächtnißtag der Februarrevolution ſang ein Schuhmachergeſell in einer Schenkswirthſchaft das Heckerlied. Bergedick gewarnt wird er endlich von der ankommenden Patrouille abgeführt, entſpringt zwar

Digitized by Google

unterwegs, stürzt aber vom Knall eines nachgesandten Schusses, wie der Schneider in Goethe's Versen, zu Boden und wird so von Neuem festgenommen. Dies und Tags darauf ein Gefangenentransport, wobei der drohende Zudrang der Volksmenge zwei Signalschüsse der Escorte veranlaßte, erweckte zwei Abende hintereinander das Andenken der Maitage und unterhielt einige Aufregung; aber diese ging schnell und ohne weitere Folgen vorüber. Der erneute Maueranschlag mit Einschärfung der Kriegsstandrechtsverbote erschien kaum nöthig, und fesselte die Neugier weniger als die ziemlich gleichzeitige Affiche eines neuen Volkstheaters, das sich unter der Firma „Winter" in der Nähe des Rathhauses etablirt hat, nachdem die Voigt'sche Gesellschaft, die vorigen Sommer mit Beifall im Tivoli, und dann noch eine Zeit lang im Hotel de Pologne gespielt hatte, vor Weihnacht plötzlich entwichen und ihren Abonnenten noch etliche Vorstellungen schuldig geblieben ist.

Der namhafteren Maißüchtlinge ist neuerdings auch wieder oft gedacht worden. Ihre verlassenen Plätze sind nun notorisch besetzt. An Kapellmeister Wagners Stelle ist ein Herr Krebs aus Hamburg berufen. Den Architekten Semper wird der aus Frankfurt zurückkehrende einheimische Nikolai ersetzen. Für den medicinischen Professor, Dr. Richter, der noch immer in Untersuchungshaft ist, vicarirt an der Akademie schon längere Zeit Dr. Marbach. Kochly's Stelle am Gymnasium ist durch Beförderung der Collegen wieder ausgefüllt. Von seinem in Pforddeutens Auftrag begonnenen Schulreformplan wird nichts mehr vernommen. Aber den meisten Antheil erregt in gewissen Kreisen die poetische Verherrlichung unserer Maihelden, namentlich des Russen Bakunin, in dem jüngst erschienenen dreibändigen Roman: „1849 oder des Königs Maienblüthe" von Ludwigsky (dem Vernehmen nach auch Verfasser des sozialistischen „Nettigjungen"). Von der niedern Lesewelt wird das Buch verschlungen; manche Lesebibliothek kann mit sieben Exemplaren die Nachfrage kaum befriedigen, und Alles spannt auf die hier zuerst zu findenden, als geschichtlich hingenommenen Neuigkeiten. Doch auch kundigere Leser finden einige Lokalschilderungen nicht ohne Talent geschrieben. Wir erkennen beim Durchblättern nur eine sehr gewöhnliche Waare des Grimmischen Verlagscomptoirs; aber daß unsere Revolutionsepoche bereits zum Novellenstoff geworden ist, mag immerhin tröstlich erschienen. — Bei den kirchlichen Bewegungen vor 1848 war dieß, so viel wir uns aus Literaturblättern erinnern, auch schon vorgekommen. Wie aber in jenem lichtfreundlichen und deutschkatholischen Treiben Tiefersblickende schon damals das Vorspiel der politischen Stürme erkannten, wie R. Blum es seinem Fröbel offen bekannt hat, daß es ihm bei seinen Apostelreisen in Sachsen nicht um die Religion, sondern nur um Zündstoff zur Volksbewegung zu thun war, so kommen bei uns auch jetzt wieder als Nachspiel der gebändigten Demokratie die „freien Gemeinden" zum Vorschein. Es ist zwar eine Spaltung in die hiesigen Deutschkatholiken gekommen; etliche Wohlhabende sind ausgeschieden, der geistliche Oberhirt, Otto Bauer, ist in Folge einer ärgerlichen, das geliebene Gottesthaus entweihenden lauten Kundgebung gegen sein royalistisches Kirchengebet schon länger vom Predigtamt abgetreten und als Lehrer der Naturkunde an ein Provinzialgymnasium versetzt. Seitdem predigen abwechselnd Auswärtige, und einer derselben hat jüngst von der Kanzel herab die Gottheit Christi bestritten. Dieselbe Polemik wird aber noch stärker in einer Leipziger „freien Gemeinde" geübt, und seit Anfang d. Mts. auch in einer hiesigen, zu welcher unter Vorgang eines Destillateurs einiger gesellschaftliche „Fusel," wie es heißt bei der ersten Unterzeichnung 180 Köpfe stark, zusammengetreten ist. Der Pfarrer Uhlig aus Magdeburg muß von seiner normaligen Höhe an der Spitze der „protestantischen Freunde" sehr herabgesunken seyn, daß er die Einladung dieser Zuhörerschaft nicht verschmäht und am ersten Sonntag d. M. im hiesigen Stadtverordnetensaale, dessen Ueberlassung schon vielen befremdlich, aber wahrscheinlich dem Stifter der Gemeinde, einem Mitglied des Stadtraths, zu verdanken war, sieben viertel Stunden lang für die neue Kirchensonderung gepredigt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwigshafen, März.

(Fortsetzung.)

Abfall der Truppen.

Bekanntlich kam Tags darauf der Volkswehrobrist Blenker mit einer Schaar von Worms, um den mißlungenen Versuch wieder aufzunehmen. Ihm glückte er besser. Es fiel kein Schuß, obwohl die Soldaten sich hinter eine Barrikade von Baumwollenballen zurückgezogen hatten. Die Luft zum Uebergehen war gewachsen, einige verführerische Worte brachen vollends das mürb gewordene Eis, und während der Offizier mit einigen wenigen Getreuen Mannheim und die Eisenbahn nach Frankfurt zu erreichen suchte, fraternisirten Uniform und Schützenrock oder Blouse in der fröhlichsten Weise mit einander. — Ein ernster Augenblick stand noch bevor. Trommelschlag verkündete eine Stunde später das Anrücken anderer Truppen. Die Regierung hatte von Speyer zwei Compagnien als Succurs gesendet. Das hätte ein ernstliches, blutiges Zusammentreffen werden können, statt dessen gab es nur noch größeren Jubel. Die Tschako's auf den Bajonnetten kamen diese Leute des sechsten Regiments heran, und thaten das nämliche, was ihre Kameraden von der Brückenwache eine Stunde vorher gethan, zum großen Entsetzen ihrer Officiere, aber zur unermeßlichen Freude der Volksmannschaft. War's da ein Wunder, daß die Freiheitsmänner bei so leicht gewonnenen Erfolgen sich in einem Strom von süßen Hoffnungen berauschten, der breiter floß als selbst der breite Rhein? Ja, es war ein Rausch, in welchen diese Soldaten hinein gezogen wurden, an jenem Abende in doppelter Beziehung ein Rausch, aus dem schon am andern Morgen so mancher ernüchtert erwachte, um durch den physischen Jammer den moralischen hindurch zu fühlen. Bei gar vielen waren Muth und Begeisterung für die Durchführung der Reichsverfassung nicht nur eine Linie dadurch gewachsen, daß Blenker sie stehenden Fußes auf dieselbe beeidigt hatte. Bei dem neuen Eide mochte doch manchem der alte durch die Gedanken fahren. Ich habe bald darauf merkwürdige Aeußerungen einer zu spät'en Reue gehört. — Blenker hatte an jenem Abende einige Brückenjoche abführen lassen. Es war unnöthige Vorsicht; die gesürchteten Preußen ließen nichts von sich hören und sehen, darum wurde die Verbindung mit Mannheim alsbald wieder hergestellt. Des andern Tags sah man den Reichskommissär Eisenstuck hier. Sein Mandat war vom Reichsministerium zurückgezogen, er selbst im Begriff nach Frankfurt heimzukehren. Welch eine Bewegung um den Mann, den man als gesetzliche Stütze der Erhebung ansah! Er wurde hier von einer pfälzischen Deputation aus der Paulskirche erellt, die ihn ersuchte die Pfalz vorerstamst nicht zu verlassen, da eine Ernennung seiner Vollmacht in Ausssicht stehe. Er blieb vorerst mit dieser Hoffnung, die keine Erfüllung finden sollte. Mitten im Grimmel des pfälzischen Aufstandes sollte ihn die Botschaft erreichen, daß der in seinem sächsischen Vaterlande blutig unterdrückt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 79. Dienstag den 2. April 1850.

Difficile est satiram non scribere.
Juvenal:
Da worden gerufen des Königs Schreiber zu der Zeit im dritten Monat.
Buch Esther.

Fresken in der Augustinerkirche zu Erfurt.

(Vom Verfasser der Fresken in der Paulskirche, siehe Morgenblatt 1848. Nr. 168. 194. 201.)

1. Märztage, Märzklage.

O schlimme Zeit, o grimme Zeit!
Nachwinter ist's, wohin ich schau,
Die grüne Erde tief verschneit,
Der blaue Himmel grau in grau!

Märzmond, du wunderlicher Gast,
Wie du in zweier Jahre Raum
Dein Angesicht verändert hast!
Wer's nicht erfahren, glaubt es kaum.

Doch wird sich deiner Consequenz
Ein deutscher Mann auch jetzt bewußt:
Im Ofen heuer glüht's und brennt's,
Wie Anno Acht in tiefster Brust.

Du gabst ihm dazumal im Scherz,
Dem deutschen Manne, frühen Lenz,
Und gibst ihm jetzt im Ernst, o März,
Ein Parlament voll Excellenz.

O Excellenzen-Parlament,
Gepriesen sey es laut und still;
Es schickt sich, weil es sich erkennt,
Vom März vertagend in April!

O März, auch dir sey Ruhm und Preis,
Allein mit einer Differenz:
Mit Schnee machst du uns noch was weiß,
Nie mehr mit Lenz noch Excellenz!

Wiener Früchtel.

IV. Ein Ehepaar.

In der Jägerzeil gab's einen Höllenlärm. Das grobe Geschütz donnerte, das Kleingewehrfeuer knatterte, durch die Luft pfiff das unheimliche Falzen der Kugeln; Mord und Tod in allen Ecken, an allen Enden. Eine solche wilde Jagd hatte die Kaiserstadt seit 165 Jahren nicht erlebt; die Hatz vom Jahr 1809 war nur ein Scherz dagegen. Damals ist auch der Erbfeind immer nur draußen gestanden; dießmal war er in der Stadt selber zu finden, und zwar um so meineidiger, je weniger er ungläubig hieß. Unter allen Türken sind doch eben die getauften die schlimmsten, wie unter den Franzosen die deutschgebornen.

Die Weiber im Haus zitterten und bebten wie frischgeschorene Lämmer bei Regenwetter. Die eine flüchtete sich auf den Boden, die andere in den Keller, die dritte in den Gänsestall. Die eine suchte von Schmuck und Werthschaften vor allem den Stiefelknecht zu retten, die andere den Hosenträger, wohlverstanden einen von Leder und Gurtenzeug, denn die von Fleisch und Bein standen draußen im Feuer. Zur Angst gab's Grund genug, und der Lärm war kein blinder. Die Kugeln schlugen in die Stockmauern, fuhren durch die Fenster, rasselten und praffelten durch das Sparrenwerk.

Im Hinterstübchen zu ebener Erde saßen ihrer zwei beisammen: die Eine starr und aufrecht im Lehnsessel, bleich wie ein steinernes Bild, und auch so schön. Marmorbilder sind ja meistens schön; wer wird den Block von Carrara leichtfertig an ein gewöhnliches Gesicht verschwenden? Die Frau, eine

Digitized by Google

ſtattliche Geſtalt, fülleich und ſchlank, ſtark und fein zugleich, hatte Duft und Flaum des Lenzes weit ſchon hinter ſich, und der Garten ihrer Reize blühte in ſommerlicher Pracht. Der Sommer erſetzt, ſo gut er's vermag, durch Farbenglanz und Fülle der Gaben den Mangel an würzigem Veilchenduft. — Die Andere, zuſammengekauert wie ein Häufchen Unglück, ſtand den Jahren nach im Frühling des Lebens. Das Antlitz war eines von denen, wie ſie alljährlich am 16. Mai zu Tauſenden mit Blumenſträußen zum Standbild des heiligen Johannes von Nepomuk auf der Prager Moldaubrücke kommen. Der Heilige ſteht in Böhmen in ganz beſonderem Anſehen, und die böhmiſchen Mägde wiſſen vor allen weßhalb.

Die Frau betete, das zeigten die gefalteten Hände und die Bewegung der Lippen, über welche jedoch kein Laut drang. Die Magd hielt einen Roſenkranz und ließ Perle um Perle durch die Finger gleiten, doch betete ſie nicht, ſondern plapperte mit klappernden Zähnen und unſtäten Blicken allerhand tolles Zeug durcheinander, böhmiſch und deutſch, wie's ihr juſt in den Mund kam. — „Still, Netti!“ mahnte die Frau. Netti gehorchte für ein Weilchen. Unwillkürlich fing ſie wieder von vorne an, bis ein neues Verbot den Unfug für ein Weilchen unterbrach, aber nicht einſtellte. Endlich begann ſie gar das bekannte Schelmenlied zu ſingen: „Zwei Jahr ſchon im Zuchthaus und ſechzehn Jahr alt, nit wahr, Herr Inſpektor, jetzt laſſen's mi bald?“ Selbiges Liedchen klingt ſonſt ganz luſtig, z. B. bei Harfenklang und Gläſergeklirr im Wurſtprater, aber unter der Schüſſe kriegeriſcher Begleitung nahm ſich's ſchauerlich aus. Der Frau ging das Grauſen auf. Sie rang die Hände, gelobte eine zweipfündige Kerze nach Chrudim zur Kapelle unſerer lieben Frau und rief dann: „Netti, um aller Heiligen willen, biſt d'denn verruckt worden? Die Angſt hat di narret g'macht. Das fehlt noch! Den Herrn haben's mir g'holt, um ihn auf die Barrikaden zu ſtellen —“ — „Mit Gwalt,“ ſchaltete Netti ein. — „Freilich mit Gewalt. Meinſt du er wäre freiwillig gegangen? Der Herr von Hofmann thut keinem Kind was zu Leid.“ — „Prügelt höchſtens die Frau, wenn er betrunken heimkommt,“ meinte die Magd. — „Schweig!“ — „Bin ſchon ſtad, gnädige Frau.“ — „Mit Gewalt haben's ihn zum Revolto gepreßt. Schießen, ſtechen ſoll er und hauen; das iſt nit ſeine Sach, wenn ich ſchon ſagen muß wie's iſt. Ausſtehen mag ich ihn freilich nicht; ſeit ich ihn hab' heirathen müſſen, weiß ich nimmer wie eine gute Stunde thut.“

Welch ein Lärm im Hofe! Ein Haufe unheimlicher Geſellen iſt eingedrungen, die Federhüte ſchief auf den wirren Locken. Sie tragen einen Mann und legen ihn auf den Boden nieder, mit dem Kopf in eines Weibes Schooß. — „Der gnädige Herr,“ kreiſcht Netti, „iſt derſchoſſen!“ — „Unſer Herr!“ ruft Tini und eilt hinaus, ohne Scheu vor den wildbärtigen Studenten mit den „grauslichen“ Calabreſern, mit den pulverrußigen „G'ſtießern,“ mit den noch vom letzten Schuſſe dampfenden Musketen. Sie drängt ſich durch, ſie wirft ſich beim Leichnam nieder, ihn umfaſſend, ſein Loos in ſchneidenden Klagetönen bejammernd. Die Umſtehenden brechen in wiehernden Gelächter aus, am tollſten das Weib, welches den Liegenden ſtützt. Erſchrocken blickt Tini empor; ein bleiches übernächtiges Geſicht grinst ihr entgegen, umflattert von langem feuerfarblgem Haar, in den waſſerblauen Augen einen unnennbar widerwärtigen Ausdruck. — „Wer biſt du?“ fragt Tini. Statt der Dirne antwortet einer der Studenten: „Die rothe Republik.“ — Schallender Beifall lohnt den feinen Scherz. Hofmann ſchlägt die Augen auf. „Was iſt denn los?“ fragt er. — „Er lebt!“ ruft Tini. — „Und warum denn nicht?“ nimmt ein Wehrmann das Wort. „Der ihn niedergeſtreckt, iſt kein Croat, ſondern ein Gumpoldskirchner, vielleicht auch einer von Gringing oder Kloſterneuburg. Schaun's, meine Gnädige, er hat ſich halt ein Biſſel einen Muth anzechen wollen, und da iſt die „Kuraſchi“ ſo groß geworden, daß wir ihn haben halten müſſen.“

(Schluß folgt.)

Ueber die penninischen Alpen.

(Vorleſung.)

Nach und nach wagte ſich die engliſche und ruſſiſche „Gentry,“ welche die Nacht mit uns unter einem und demſelben Dache hingebracht hatte, in's Freie, und wir beſuchten gemeinſchaftlich die oft beſchriebenen Sehenswürdigkeiten, die Morgue, die Kapelle, die Naturalien- und Antiquitätenſammlung, den blauen See und die natürliche Terraſſe jenſeits deſſelben, von der aus man nackte, abgeſpülte Bergſeiten, ſchneeerfüllte Klüfte, weiße Bergkuppen in unmittelbarer Nähe, tiefer aber die nach Süden hin abfallenden Gebirgszüge und namentlich die Windungen des Dorathales vor ſich ſieht. Während wir bis zu der nebelumflorten Ferne hin den Weg verfolgten, welchen wir am Nachmittage zurückzulegen gedachten, riefen die beiden jungen Geiſtlichen, die ſich uns zu Führern erboten hatten, einem kleinen runden Kapuziner, der durch die von der nahen Sennenalp des Kloſters heraufführende Schlucht empor keichte, ein freudiges „Willkommen, Pater Stefano!“ zu, das von

Digitized by Google

einer kräftigen Baßstimme und in jovialer Weise erwiedert wurde.

Als der Kapuziner die Terraſſe erreicht hatte, zog er die Kapuze über ſeinen faſt ganz glatt geſchorenen ſchweißtriefenden Schädel, worauf er ſeinen jungen Freunden die Hand ſchüttelte, uns den Segen gab und mit den Worten: »San Stefano rotondo, wie meine Freunde mich nun einmal nach der bekannten Kirche zu Rom zu nennen belieben, hat nicht Luſt, ſich hier eine Erkältung zu holen,« den See entlang und dem Hoſpiz zuſchritt. Bei Tiſche machte ich nähere Bekanntſchaft mit »San Stefano rotondo« und fand in ihm einen vielgewanderten, ſehr erfahrenen, ſehr verſchlagenen Mann, welcher unter der Form der größten Einfalt und Derbheit einen äußerſt regſamen, geſchmeidigen und, wie ich glaube, der Intrigue ziemlich zugethanen Geiſt barg. Ohne Zweifel war er ein gewandter Diener und Bote der in dieſem Augenblicke ſchwer bedrängten katholiſchen Geiſtlichkeit der ſüdlichen Schweiz, und hatte gewiß die weite Reiſe von Bellinzona herüber nicht ohne gewichtigen Grund unternommen. Die Nachrichten, welche er brachte, mochten eben nicht die erfreulichſten ſeyn, denn die Stimmung der Mönche bei Tiſch war gedrückt, die dann und wann auftauchende Heiterkeit eine nicht ganz aus dem Herzen kommende, der köſtlich bereitete Laberdan wollte nicht recht munden, und ſchon vor ein Uhr wurde die Tafel aufgehoben. Die jungen Geiſtlichen, welchen bis drei Uhr erlaubt iſt ſich im Freien zu bewegen, ſtürmten ziemlich haſtig aus dem Refectorium und dem Hauſe, um den See entlang der Terraſſe zuzulaufen, von wo ſie, wie mir einer derſelben ſagte, täglich einen Blick in die ſchöne Welt drunten werfen, während San Stefano rotondo in ruhiger Behaglichkeit ſitzen blieb und ſeine Flaſche Mont Jovet bis auf die Neige leerte.

Dem Wein folgt die offene Rede, wie dem Tage die Nacht, oder, mit Dante zu reden, come la mosca cede alla zangara. Pater Stephan machte keine Ausnahme von der Regel, und ich that mein möglichſtes, ihm Vertrauen einzuflößen. In ächt italieniſchen, das heißt in leichten und doch ſcharfen Umriſſen zeichnete er die Häupter der extremen Parteien, welche die Bevölkerung der Schweiz jetzt in ſteter Bewegung erhalten und mit immer wechſelnder Erbitterung einander gegenüber ſtehen. Mit lebhaften Farben ſchilderte er die Entſittlichung des Volks, namentlich in den Kantonen Waadt, Genf, Aarau, Baſelland. „Ich begreife,“ ſagte er, „daß man mich verhöhnt, ja thätlich mißhandelt, wenn ich mich in den proteſtantiſchen Kantonen in meiner Kutte ſehen laſſe; es gibt aber dort Gemeinden, wo ſelbſt der proteſtantiſche Ortsgeiſtliche, wie muſterhaft auch ſein Wandel ſeyn mag, ſich nicht auf der Straße ſehen laſſen darf, ohne verſpottet zu werden. Bei dem erſten Zuge gegen Luzern, im Jahre 1844, haben ſich die Freiſchaaren die gottesläſterlichſten Abſcheulichkeiten zu Schulden kommen laſſen. Ich will nur eines Vorfalls erwähnen, deſſen Wahrheit mir verbürgt worden iſt. Eine kleine Schaar dieſer ſaubern Vögel hatte ihren Poſten vor einer Kapelle. Sie ſprengten die Thüre, riſſen das Bild des Heilands vom Kreuze und nährten mit dem geheiligten Holze ihr Wachtfeuer. Dann fingen ſie einen Geisbuben auf, welcher ſich mit ſeiner kleinen Heerde in das Thal flüchten wollte, nahmen ihm den feiſteſten Bock und die ſchönſte Geis, brachten ſie in die Kapelle und trauten ſie vor dem Altar, und zwar mit allen kirchlichen Förmlichkeiten, worauf ſie die Thiere ſchlachteten und verzehrten.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Ludwigshafen, März.

(Fortſetzung.)

Blüthe des Aufruhrs.

Ludwigshafen hatte die erſten unblutigen Triumphe des bewaffneten Aufſtandes geſehen, es ſah fortan die Flitterwochen der Revolution. Keine Spur von einem Feinde, aber genug Freunde der Sache, die man die große des Vaterlandes nannte. Das war ein ſtetes Ab- und Zuſtrömen von allerlei Volk mit und ohne Waffen. Rheinbrücke und Eiſenbahn lieferten ſtündlich neue Geſtalten und nahmen andere mit ſich fort. Bald ſah man wohlgekleidete Schützen und ehrſame Bürger, bald übergelaufene Soldaten, bald Blouſenmänner oder abgeriſſene Bummler mit ſtruppigen Bärten die Straße beziehen. Hier exercirte ein bunſcheckiger Trupp im Schweiße des Angeſichts, dort jubilirte ein anderer beim vollen Schoppen. Was irgend von diſtinguirten Revolutions-, oder, wie man ſie damals nannte, Volksmännern den pfälziſchen Boden betrat, konnte wenigſtens auf kürzere Zeit in Ludwigshafen geſehen und bewundert werden. Einem bunten vom Winde bewegten Mohnfeld verglich einer meiner Bekannten dieſes Gewühl an Sonn- und Feſttagen, an

Digitized by Google

denen sich neugierige Zuschauer, mit viel oder wenig Sympathie für die Sache, mit der schrecklichen Besatzung zusammenfanden. Es wehte freilich viel vom Mohn der Dichtung oder des Traumes durch dieses heitere, fast möchte ich sagen harmlose Leben und Treiben. Ging es doch am Himmelfahrtstage, an dem die Einsetzung einer provisorischen Regierung zu Kaiserslautern beschlossen wurde, auch hier schon zu „wie im ewigen Leben." Kein Abwandsgrauen durfte sich hervorwagen, nur Jubel war zu hören. Wer nicht jubeln konnte, schwieg. Und der folgende Sonntag, an dem die pfälzisch-badische Verbrüderung in Mannheim gefeiert ward, warf nur Freudenlichter in das kleine Heerlager herüber, und Pfingsten, das heiligen Geistes Fest, sah die Flügel jener Begeisterung noch in vollem Rauschen. Aber nie ist auch ein Feuer mit großartigeren Reden und Proklamationen, mit glänzenderen Hoffnungen und Versprechungen, mit lügenhafteren Berichten über nahe und gewonnene Erfolge unterhalten worden.

Welchen Antheil aber hatten ihr Bewohner von Ludwigshafen selbst an dem Aufstande? Waren ihre Sympathien für Revolution und Republik so groß, daß sie heute noch eine Strafe dafür verdienten? Ich habe bereits gesagt, Ludwigshafen habe kein Gewicht in die Wagschale zu werfen gehabt. Es ging den Bewohnern wie so vielen andern Pfälzern: sie mußten kommen lassen, was eben kam, und so unblutig die Revolution vom Anfang bis gegen das Ende verlief, so hätte man doch seinem Gegner derselben rathen dürfen, sein Mißfallen irgendwie zur Schau zu tragen. Gute Miene zum bösen Spiele zu machen, war ein Gebot der Nothwendigkeit geworden, so in Ludwigshafen wie anderwärts. Was hätte der dürftige Rechtskandidat Luckst mit seiner Robert Blum- oder Rachschaar dazu gesagt, wenn ein Ludwigshafener hätte sauer sehen wollen! Solch ein Rächer konnte ja ohne einen Strumpf Muth die ganze wehrlose Bürgerschaft in den dreißig Häusern tyrannisiren, wenn er wollte. Dieser Unterkommandant, der von hier aus seine Razzias ausführte und in den Dörfern nicht nur Butter und Käse, Hühner und Eier, sondern selbst Mädchen requirirte, Pfarrhäuser durchlagerte und Bauernschinderei trieb, hat er doch drei Gensdarmen aufgehoben, und als Rächer der durch die Gensdarmerie beleidigten freien Menschheit, sie drei Tage sitzen lassen, ohne daran zu denken, daß der Mensch vom Essen und Trinken lebt und sich nicht vom Kalk der nackten Wände nähren kann. Kurz, die wenigen Bürger Ludwigshafens trugen die Last freischärlerischer Einquartierung mit Geduld, wie sie später die der preußischen und bayerischen getragen. Ob einzelne so verliebt waren in die neue Unordnung der Dinge, daß sie ihnen nicht sauer wurde, das kann ich weder bejahen noch unbedingt verneinen. — Bei allem Ernste, der zwischenunterlief und dahinter stand, sah sich die Sache doch noch immer an wie ein heiteres Spiel, bis der Donnerwond zu Ende ging. Ueber die Schiffbrücke marschirten badische Helfer, die Bohlen erdröhnten unter dem Hufschlage der Dragonerrosse und unter dem Gewichte stattlicher Kanonen. O der sinnlichen Freude über ein paar Geschützstücke! Die revolutionären Akteurs, die zum erstenmal debutirten, waren ihres Erfolges sicher und gewiß, wenn sie nur eine Kanone sahen. Ein Achtpfünder, und Deutschland mußte gerettet seyn!

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, März.

(Fortsetzung.)

Kirchliche Bewegungen. — Hartes.

Die Vertrefflichkeit von Uhlich's Vortrag wurde auch von Nichttheilhaftigen gerühmt; aber die zweite Zusammenkunft der „Freien" fand drei Tage darauf doch nur — in der Schneiderherberge statt. Man hörte davon ein paar Straßen weiter (so nahe berühren sich in unserer Zeit die Contraste) in dem Zuhörerkreise sprechen, der sich in der katholischen Freischule um den früher erwähnten P. Bellermann versammelt hatte. Dort ließen sich gegen fünfzig Personen, Alt und Jung, darunter ein Dutzend Damen, mit gespanntester Andacht die Geschichte der Arianer im Geiste eines Kirchengaubens erzählen, der den Papst schon im vierten Jahrhundert, die Trinitätslehre noch viel früher annahm. Von lutherischer Seite wurden über die Märzblüthe der „freien Gemeinde" fromme, selbst poetische Seufzer mehrmals im Tageblatt laut; sogar der Einzug des Brückenkreuzrisses bei der Märzflut vor fünf Jahren wurde sinnvoll damit in Beziehung gebracht. Dennoch wurden solche vereinzelte Gegensätze und längst gereifte kleine Auseinandersetzungen wenig bedeuten, wenn nicht das gesammte kirchlich Leben Sachsens und namentlich unserer Hauptstadt in Folge Rochor Aufklärerei und einer schlaffen geistlichen Oberaufsicht, die unwürdige Standesgliede Jahrzehnte lang im Amte ließ, schon seit langer Zeit immer sichtbarer gesunken wäre. Es ist Thatsache, daß am Gustav-Adolfs-Verein, der vor dem Rupp'schen Zerwürfniß so viel Hoffnung für die evangelische Kirche erweckte, Dresden unter allen größern Städten sich mit am schwächsten betheiligt hat, obwohl mehrere achtbare dieser Geistliche und Laien mit Eifer dafür wirkten. Noch deutlicher spricht ein anderes Verhältniß. Die Bevölkerung der Stadt ist seit einem Menschenalter fast um das Doppelte gestiegen. Man hat auch das neue Hofstheater ungleich geräumiger als das frühere aufgebaut, im Sommer mit derselben Geselschaft gleichzeitig auf dem „Bade" gespielt, und daneben noch zwei bis drei Volksbühnen zugliefen. Aber neue Kirchenbauten, wie in London und Berlin, oder neue Gottesdienste (außer dem deutschkatholischen) hat bis jetzt weder der Vermehrung noch die Ausdehnung der Bevölkerung herbeigeführt, und die vorhandenen großen Gotteshäuser erschienen nur höchst selten noch so angefüllt, wie wir sie in unserer Knabenzeit, besonders zunächst nach den Kriegsjahren, sehr oft gesehen haben. Bei solchen Anlässen freilich wie am letzten Sonntag des Februar beim Antritt des neuen Oberhofpredigers ist der Zudrang auch jetzt ohne Maß. Schon um sieben Uhr Morgens waren einzelne zu dem erst um neun Uhr beginnenden Gottesdienste erschienen. Aber bezeichnend blieb es, daß nachher auch im dichtesten Gedränge hinter den Säulen, wo man das Gotteswort zwar ganz gut hören, aber den neuen Berkünder nicht sehen konnte, leere Stellen blieben. Bei den seltenern Kirchengästen blieb es unbeachtet, für die Kenner unserer Parteiverhältnisse war es nicht auffallend, daß statt der sonstigen Vorläufer des Hauptliedes jenes für die meisten verschollene „Komm, heiliger Geist," und eben so Luthers „Glaubt" gesungen wurde. Weit mehr Aufsehen dagegen erregte der rein zufällige, frühern Kirchenbesuchern auch schon gewohnte und doch hinterher zu vielfältigem Stadtklatsch benutzte Umstand, daß nicht der erwartete nächste College des Neuantretenden, sondern ein jüngerer Geistlicher aus einer Vorstadtkirche am Altare diaconirte. Der endlich auf der Kanzel Erscheinende mußte der harrenden Menge mit seiner Persönlichkeit und den ersten Einleitungsworten (1 Mos. 12, 1) imponiren. Aber viele, die den Redner schon bei der frühern Gastpredigt hier, oder öfter in Leipzig gehört hatten, fanden das neue Produkt schwächer als die bisherigen, der Bebauung des Anlasses nicht gleichkommend, und im Tone (denn es schien eine Art Drehpredigt) durchaus nicht wohlthuend.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 80. Mittwoch den 3. April 1850.

— Ich wette,
Daß Er vom Staat sich unterhalten werden.
Vor einem Wechsel thut das Jedermann,
Dem Unglück geht Bekümmerniß voran.
Shakespeare.

Ueber die penninischen Alpen.

(Fortsetzung.)

Wenn Pater Stephan die Freischaaren und ihre „sichtbaren und unsichtbaren" Führer, Oesterreich und Frankreich, mit ihren leeren, unmächtigen Versprechungen nicht schonte, so war dieß noch weniger der Fall, als er auf die Rolle zu sprechen kam, welche die englische Gesandtschaft in der Schweiz bei diesen Verwicklungen spielte. Der Mann schien in Bern in dem Kabinete des englischen Bevollmächtigten zu Hause zu seyn, so genau zeichnete er alle Persönlichkeiten, so sicher legte er die geheimen Fäden einer Intrigue dar, welche zu sehr im Geiste Lord Palmerstons gespielt wurde, als daß man seine leitende Hand hätte verkennen können. „Der Engel der Rache," fuhr der Kapuziner in ungestümer Leidenschaftlichkeit fort, „wird früh oder spät sein Schwert furchtbar gegen England erheben, denn der Purpurmantel seiner Beherrscher ist mit dem Blute aller Nationen gefärbt, und die Diamanten ihrer Krone sind schwere Thränentropfen, welche in allen Welttheilen erpreßt wurden." In fieberhafter Hast und mit wuthschnaubenden Worten durchlief er jetzt die Geschichte Englands während der letzten hundert Jahre, um alle wunden Stellen einer rücksichtslos selbstsüchtigen Politik bloßzulegen, mit Nachdruck bei jenen Scenen verweilend, wo anglicanischer Fanatismus und puritanische Heuchelei Katholiken zu ihren Opfern erkoren. Das unter den acadischen Normannen, nicht ohne Vorwissen „des gleisnerischen Franklin," angerichtete Blutbad, die Grausamkeiten, welche englische Missionäre und Emissäre auf Madagascar gegen die Franzosen hervorgerufen u. s. w. boten dem feurigen Mönche reichen Stoff zu seinem Thema dar. Er war eben im Begriffe auf Irland überzugehen, als mein Reisegefährte, von einem Spaziergang zurückkehrend, eintrat und mir berichtete, er habe jetzt erfahren, wie es sich mit dem Todtenkopfe, welchen wir gestern in dem Zufluchtshäuschen gesehen, verhalte. Einer der jungen Geistlichen hatte meinem Freunde Folgendes mitgetheilt.

„Die eidgenössische Behörde hatte längst ein wachsames Auge auf das Hospiz, das den Sonderbund nicht nur zu begünstigen, sondern auch nach Kräften thätlich zu unterstützen schien. Die Häupter der radikalen Partei in Wallis, ein Moriz Barmann, ein Joris, ein Anton von Riedmatten, waren auf dem Berge gewesen, theils um die umwohnende Bevölkerung gegen die Mönche aufzuhetzen, theils um sich zu unterrichten, in wie weit die Einkünfte des Hospizes zu beschneiden und welche Summe sofort von den Mönchen in Anspruch zu nehmen wäre, die denn auch auf nicht weniger als 80,000 Schweizerfranken angesetzt wurde. Da es ihnen nicht gelang mit den Mönchen fertig zu werden, wurden zwei eidgenössische Repräsentanten auf den Berg gesendet, um zu sehen, wie die Sachen ständen. Der eine dieser würdigen Herrn fühlte unterwegs, daß die Mission seines Charakters nicht ganz würdig sey, und blieb, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, zu St. Pierre zurück. Der Andere, weniger zart fühlend, setzte den Weg fort. Er richtete aber so wenig aus wie seine Vorgänger. Die Mönche hatten sich fast sämmtlich nach Aosta geflüchtet und alles Werthvolle war auf sardinischen Boden gebracht worden; nicht einmal ein

Digitized by Google

Inventar ließ man den eidgenössischen Abgesandten aufnehmen. Währenb zog der Repräsentant ab. Im Todtenthale überfiel ihn ein Schneesturm. Ein eisiger Wind pfiff um seine Ohren, riß ihm den Hut vom Kopfe und fuhete ihn — den Hut — wie eine Nußschale in die Lüfte, zerzauste ihm Haar und Kleider und drohte ihn in die Klüfte zu schleudern. Er zog die Kapuze seines Mantels über den Kopf, hüllte sich sorgfältig ein und eilte dem Zufluchtshaus zu, als ein neuer Windsturm kam, durchdringender, schneidender als der erste. Dieser fand zwischen Kapuze und Halsbinde eine freie Stelle, schnitt unwiderstehlich ein, der Kopf flog ab und wurde in das Zufluchtshäuschen geteagen, wo er heute noch liegt; der Staatsrath aber sezte, da der Sturm sich plötzlich legte, seinen Weg thalab fort und gilt bis auf diesen Tag für einen der brauchbaesten Glieder des Bundesraths."

»Se non è vero, è ben trovato!« lachte San Stefano rotondo. „Aber das Sprüchwort sagt auch: la burla corre su pel naso. Mir wurde Folgendes mitgetheilt. Ein junger Venezianer hatte sich in eine jener tollen Verschwörungen eingelassen, die in Italien fast zur Modesache gewoden waren. Er entkam und trieb sich eine Zeitlang in dem Thale von Aosta herum. Das Heimweh zehrte an dem Mark seines Lebens. Er wurde schwermüthig. Den Trost der Religion, die Zusprache seiner Freunde verschmähend, verließ er den italienischen Boden und schnitt sich in dem Zufluchtshause den Hals ab. Sein Körper wuede, um ihn nicht den Wölfen preiszugeben, in einer Kluft mit Steinen bedeckt, sein Haupt aber blieb da, wo der Körper gefunden worden, um auf diese Weise Freunde oder Verwandte, wenn sie nachfragen sollten, mit dem Schicksale des Unglücklichen bekannt zu machen, wie denn auch die Ausstellungen in der Morgue hier auf der Höhe keinen andern Zweck haben."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen war eine Stunde mit der Geschwindigkeit des Gedankens verflossen, und wie es auf der Klosterglocke zwei schlug, nahmen wir dankbaren und gerührten Abschied von den Mönchen, die uns bis zur Terrasse das Geleit gaben, warfen noch einen Blick auf das gastfreie Haus und dessen wilde Umgebung, und stiegen in die Schlucht nieder, welche das erhabene Rundgemälde schnell vor unsern Augen abschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ehepaar.

(Schluß.)

Die Frau hätte ihren Mann lieber mit durchschossener Brust gesehen, als berauscht und in solcher Umgebung. Voll Abscheu wandte sie dem Auftritt den Rücken zu. Arme Albertine, wer hätte dir auch das an der Wiege gesungen?

Die ehrwürdige Königsstadt Prag war von jeher reich an hübschen Jungfrauen. Sie gerathen dort wie an einem Ort die Pflaumen, am andern die Apfel, Niemand weiß eigentlich waeum. Der hübschesten und anmuthreichsten Kinder eines war die zieelche Tini, der überzärtlichen Mutter verwöhntes Töchterlein. Was das Püppchen wollte, das mußte unweigerlich geschehen. Roth wae blau, wenn Tini so gebot. Wenn der Vater einmal auf den seltsamen Einfall gerieth, einer Unaet zu wehren, oder gar mit einer Strafe zu drohen, so war er seines Lebens vor der Mutter nimmer sicher. Die Kleine wurde größer, aber nicht fügsamee. Mit vierzehn Jahren warf sie die „Docken" weg, aber nicht die kindische Begehrlichkeit nach dem, was ihrer Laune eben lockend erschien; sie legte die Tanzschuhe an und „schaute sich" um eine lebendige Puppe.

In's Haus kam ein armer Student, ein Blutsfreund von weit her, etwa aus den Tagen des pflügenden Herzogs Przmisl. Der Knabe hätte eigentlich Zdenko, Juscho, Hinko, Mucki oder Wenzel heißen sollen, aber sein Herr „God" war zufällig ein Ungar gewesen, und darum hieß er Stephan. Dieser Student hatte im Hause wöchentlich drei Kosttage, erhielt zu Neujahr regelmäßig ein neues Gewand, wurde auch sonst noch mit Weißzeug und allerhand Nothdurft versoegt. Stephan verdiente solche Gunst, leute fleißig und suchte nach Kräften seinen Wohlthätern sich nützlich zu machen. Den Werth der kleinen Dienstleistungen ergänzte die dankbaee Gesinnung, deren Stempel sie so unverkennbar teugen. Dabei war es nicht seine Schuld, daß die Natur in mütterlicher Boeliebe ihn ausgestattet hatte mit Gaben des Geistes, mit Vorzügen des Leibes. Noch weniger konnte er dafür, daß die hübsche eigenwillige Tini ihm ihr Herz schenkte. Er kümmeete sich wenig um sie, er that keinen Schritt, um ihee Liebe zu gewinnen, und gerade dadurch entflammte er ihee Leidenschaft. So kam das Feuer zum Stroh und es gab einen dicken Rauch. Da legte eines Tages im weeschweigenen Kämmerlein die gutwillige Mutter der beiden Liebesleute Hände ineinander; sie wechselten die Verlobungseinge und verhießen einstweilen zu schweigen, um der Mutter Zeit zu gönnen, den Vater breit zu schlagen. Der Alte hatte nämlich einen Lieblingsplan und saß auf diesem Steckenpferd ziemlich sattelfest. Indessen wurden die drei Kosttage zu sieben, das neue Gewand von Neujahr zu ellenlangen Schneideeechnungen, welche die Frau Mutter bezahlte, und Stephan war in seoher Zuversicht guter Dinge. Die Mutter, dem Töchterlein

Digitized by Google

unterthan, beherrſchte den Vater, und ſo konnte allem menſchlichen Ermeſſen nach das Ende kein anderes ſeyn als eine ſtattliche Hochzeit. Da kam unvermuthet Freund Hein und machte einen dicken ſchwarzen Strich durch die luſtige Rechnung. Die Mutter ſtarb, der Himmel fiel ein — Vorhang vor! Tini mußte den ſaubern Herrn Hofmann heirathen, Stephan machte in der Verzweiflung tolle Streiche und wurde zum Soldaten „abgeſtellt.“

Dergleichen dunkle Geſchichten ſind ſchon gar viele vorgekommen, und kein Hahn hat darnach gekräht. Unter des Kaiſers Rock ſchlägt manches ſchwere Herz, ohne daß dem Kaiſer davon enge würde, dafür aber auch manches luſtige, an deſſen Fröhlichkeit er keinen Theil hat. — Am Eingang der Jägerzeil waren heute Proben von Betrübten wie von Fröhlichen zu erblicken. Da ſtand neben dem Feldſtück eine hohe Geſtalt von ſtolzer Haltung, nur viel zu ſchlank für einen k. k. Hauptmann. Es gibt viele Leute, die ſteif und feſt behaupten, in der Linie gehöre ein derber Bauch zu den nothwendigen Ausrüſtungsſtücken der Hauptleute, von wegen des Anſehens bei den Untergebenen. Der ſchlanke Hauptmann war ein trübſeliger Geſell; ſein dunkles Augenpaar blickte ſo ſehnſüchtig in Rauch und Dampf und Pulverblitz, als flehe es die Kugeln an, ein müdes Herz zur Ruhe zu bringen, wozu auch die allerbeſte Ausſicht vorhanden war. Die Aufſtändiſchen feuerten hinter ihrer Verrammlung wie aus Fenſtern und Dachlucken mit tapferem Eifer heraus. Das muß überhaupt ſogar der ſchwelgelgelbe Neid den Wienern laſſen, wenn ihnen im Oktober auch der Kopf verdreht war, das Herz ſaß auf dem rechten Fleck, und ſie haben durch Heldenmuth den Irrthum geadelt. Das können nicht alle von ſich rühmen; mancher fraß im März Fußvolk und Reiter, um hernach beim erſten Stückſchuß davonzulaufen.

Dicht neben dem Hauptmann bedienten überluſtige Feuerwerker und Stücknechte das Geſchütz. Sie lachten und ſchäkerten, als ob ſie mit Kegelſchieben beſchäftigt wären. — „Ein biſſel höher, Leitgeb!“ befahl der Vormeiſter, und ſcharf über das gelbe Rohr hinauslugend, fuhr er in einer Erzählung fort, wie im Neulerchenfeld bei der „blauen Flaſchen“ eine Mariandl ihm zuerſt ihre Liebe angetragen, um ihn bald darauf wieder zu verlaſſen. „Eine gar eine traurige G'ſchichten!“ bemerkte er und fügte unmittelbar hinzu: „Nun, nun, den Kopf wird's a nit glei koſten.“ — Er ſprach aber ſchon nicht mehr von der Mariandl, ſondern von einer Kugel, welche ihm den Tſchakko vom Haupt geriſſen. Sich wendend, fragte er: „'s iſt doch dem Herrn Hauptmann nix g'ſchehn?“ — „Nein, mein Bue,“ antwortete der, „dein Tſchakko iſt mir nur gegen die Schulter gefahren.“ — Lachend bemerkte ein Stücknecht dazu: „Der Tod muß dem Herrn Hauptmann ein „Fünferl“ ſchuldig ſeyn, ſo weicht er ihm allweil aus.“

Ein Reiter ſprengte herbei. „Herr Hauptmann, links das gelbe Haus mit den grünen Jalouſien; die Pionniere —“ Paff! da lag er und hätte für alles Gold Californiens kein Wörtlein mehr geredet. Der Hauptmann hatte ihn aber verſtanden, ließ den todten Czechen liegen und rief ſeinen lebendigen Croaten, ihm zu folgen. — Wenn dort bei dem gelben Haus der trübſelige Hauptmann ſeinen Schuldner nicht fand, ſo blieb nichts übrig, als die Forderung mit Kohle in den Rauchfang zu ſchreiben. Von oben bis unten war es mit Schützen beſetzt, die ein mörderiſches Feuer unterhielten, lauter verzweifelte Burſche, jeder ein Catilina auf dem Halm. Sie konnten nichts dafür, daß ſie unreif gemäht wurden.

Während von außen die Croaten das gelbe Gebäude ſtürmten und vom Nachbarhauſe her die Pioniere ſich Maulwürfen gleich durch die Feuerwand arbeiteten, rief Herr Hofmann im Schooße ſeiner würdigen Freundin ſich die verquollenen Augen. „Tini,“ gurgelte er, „koch mir einen Thee! Weib, einen Camillenthee!“ — „Nit weiter?“ höhnte die rothe Republik; „grad werden die blauen Knödl und die Bleinocterl ang'richt.“ — Hofmann kam ein wenig zur Beſinnung. „Aber der Lärm!“ brummte er, „der calabriſche Lärm!“ — Es ſollte gleich noch viel calabriſcher kommen. Ein Calabreſer drückte dem halbwachen Hofmann die Muskete mit dem langen ſpitzen Bajonnet in die Hand. „Fällt's G'wehr! vorwärts!“ — „Fällt's G'wehr! vorwärts!“ lallte der trunkene Mund, und die unbeholfene Geſtalt taumelte, wohin ſie geſchoben wurde, den eindringenden Weißröcken entgegen. Die Heldenthaten, welche Spizius Hofmann verrichtete, ſind zweifelhaft geblieben; unzweifelhaft aber iſt er eines ehrlichen Soldatentodes geſtorben, vielleicht ohne ſelber viel davon zu merken. Er war nicht der Einzige, welchem im erſtürmten Hauſe die Croaten das Lebenslicht ausbliesen, wie ſeine Freundin nicht die Einzige.

Der Menſch iſt ein gezähmter und abgerichteter Tiger, der nur Blut zu lecken braucht, um ſofort der urſprünglichen Wildheit wiederum zu verfallen. Wenn dein Ohr das Krachen der Schüſſe, das Pfeifen der Kugeln vernimmt, wenn dein Auge das Aufblitzen des Pulvers im Kampfe der Männer ſieht, ſo erwacht in deiner Seele die ſchlummernde Mordluſt. Ich rede nicht allein von dir, dem bloß äußerlich ſeinen Herrn, der ſich für etwas Beſonderes hält, weil er ſeine Hände in Hülſen von gelbem Glanzleder trägt, ſondern ich meine dich, deſſen Geiſt auf der Höhe der Geſittung ſteht: in dir ſteckt das Raubthier juſt wie im rohen Croaten;

Digitized by Google

und dennoch wunderst du dich, wenn der Croat von Blut berauscht unerfättlich im Morden schwelgt? Doch nein, dein Herz wundert sich nicht, aber du hältst für anständig dich so anzustellen.

Alle Gräuel der Gewalt wütheten wie losgelassene Höllengeister. Der Gang, der Hof, die Stiege schwammen in Blut, lagen voll von Erschlagenen. Unter Kolbenstößen krachten die Thüren; in Tini's letzten Schlupfwinkel drang ein wilder Haufe. Beim Anblick des schönen Weibes hoben sich die gefällten Bajonette, zogen sich die mit Pech gewichsten Schnauzbärte von den blanken Zähnen, streckten sich breite Hände nach der seltenen Beute. „Tödtet mich!“ rief die Frau mit durchdringendem Ton in der Sprache ihrer Heimath. Die slawischen Laute übten eine unerwartete Wirkung. Wie von einem Zauberwort gebannt, traten die Croaten ehrerbietig zurück; der wilde gierige Ausdruck ihrer Blicke und Mienen verwandelte sich in theilnehmende Freundlichkeit. Jubelnd riefen die rauhen Kehlen ein lautes Lebehoch der Tochter ihres Stammes. Die donnernden Zivio's inmitten der Mordauftritte setzten den trübseligen Hauptmann in Erstaunen. „Was gibts denn da drinnen?“ fragte er draußen. Die Antwort hieß: „Eine Landsmännin, eine stolze Schönheit.“ — Neugierig trat der Offizier näher. — Welch ein Wiedersehen! Stephan und Tini lagen einander in den Armen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Ludwigshafen, März.

(Fortsetzung.)

Das aufgehende Gewitter.

Von Ludwigshafen war Blenker am 26. Mai aufgebrochen, um mit dem Freikorps, das hier lag, mit den Dürkheimer Turnern und Schützen und mit einer Abtheilung der übergegangenen Infanteristen die hessische Grenzstadt Worms zu nehmen. Wie jubelte die kleine hier zurückgebliebene Besatzung, als die Botschaft kam: Worms ist besetzt! Daß kein Schwertstreich und kein Flintenschuß dabei nöthig war, weil nur noch einige kranke Soldaten im Spital zu Worms lagen, das kam nicht in Anschlag. Aber welch Erstaunen, als am 29. ziemlich früh badische Dragoner über die Brücke kamen, hinter ihnen eine Batterie! Wo hinaus? Nach Worms! Die Hessen schießen über den Rhein herüber auf die eigene Stadt, Blenker mit seiner Schaar hat sich nach Frankenthal zurückgezogen, Worms muß wieder genommen werden. — Vor fünf Uhr Abends zogen die Badener wieder hin, woher sie gekommen, über die Brücke nach Mannheim. Sie waren nicht über Frankenthal hinausgekommen, alles, was sie bestanden, war Vormittags eine drückende Sonnenhitze, Nachmittags der Regen eines schweren Gewitters. Nur soldatischer Geist, der Respekt vor Ordnung hat und Ordres achtet, konnte sich in solcher Zeit solches zumuthen lassen. Ich habe diese Truppen nicht ohne Achtung, ich möchte sagen nicht ohne Rührung betrachten können. Mir fiel immer das Wort eines übergegangenen gemeinen bayerischen Infanteristen ein, der einmal zu mir sagte: „Ordnung muß seyn, und wir haben den Schritt nicht gethan, um Durcheinander zu machen. Man hat uns gesagt, es solle besser werden für unsere Väter daheim, darum thun wir mit; wenn aber einzelne Lumpen auf Rauben und Stehlen ausgehen wollen, so muß man ihnen gleich eine Kugel vor den Kopf schießen.“ Was diese Soldaten eben als Soldaten gelernt, war in jener Zeit eine Schutzwehr gegen die Gelüste des communistischen Gesindels.

Der erste Kanonenschuß, der dumpf donnernd von der Bergstraße her über den Rhein schallte, weckte auch in Ludwigshafen wie ein elektrischer Schlag. Die Zeit des militärischen Geständels war vorüber, die der utopischen Träume noch nicht ganz. Auch diese, in der der Himmel voll von Siegen des Volks hing, sollte rasch vorüber gehen und einer Zeit des ängstlichsten Erwartens Platz machen. Von Mannheim herüber kam schlimme Zeitung. Das Treffen bei Heppenheim hatte stattgefunden, die hessischen Truppen waren nicht übergegangen, die badische Revolutionsarmee hatte das Feld geräumt. Einige Tage darauf, am 5. Juni, wieder Kanonenschüsse von der Bergstraße her, und zwar noch näher, und wieder die Post: Hessen und mecklenburgische Reichstruppen haben eine Abtheilung des badischen Freiheitsheeres von Weinheim nach Heidelberg zurückgetrieben, neun Heidelberger sind gefallen. — Die Luft ward immer schwüler, je weiter es in den Juni hinein ging. Das Ungewitter zog näher heran, aber in welcher Weise es sich über Ludwigshafen entladen sollte, davon hatte man noch keine Ahnung, obschon den Bürgern nichts weniger als wohl zu Muthe war. Bald donnerten die Kanonen von der Neckarlinie her. Jenseits Kampf, diesseits Preußen im Anzuge. Wie kläglich sah es aus, als am Morgen des 14. Juni der erste Bahnzug von Kaiserslautern her die flüchtigen Mitglieder der provisorischen Regierung brachte! Der große Hagere ist Reichard, der Dicke Nikolaus Schmitt u. s. w. So hieß es, als die Herren aus dem Waggen stiegen und nicht ohne Hast der Rheinbrücke zuströmten. Es war ein Tag der Verwirrung und der ängstlichen Erwartung.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 5. Mittwoch den 3. April 1850.

[22] In der Kollmann'schen und Rieger'schen Buchhandlung in Augsburg — Palm'schen Hofbuchhandlung in München — in unterzeichneter und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Fremdwörterbuch für Jedermann

Sammlung und Erklärung

von (6000) fremden Wörtern,

welche in der *Umgangssprache*, in *gerichtlichen Verhandlungen* und in *Zeitungen täglich vorkommen*, um solche richtig zu verstehen und richtig zu schreiben. Ein für Ungebildete nützliches Buch.

Vom Dr. und Rector Wiedemann.

Zwölfte!! Auflage. Preis nur 12½ Sgr. oder 45 kr.

NB. In diesem vom Professor Petri empfohlenen Buche findet man über jedes vorkommende Fremdwort die genügendste Erklärung.

Zur Erhöhung der Feier bei Familienfesten:

☞ F. Schellhorn, **120** auserlesene

Geburtstags-, Hochzeits-, Neujahrs- und Abschiedsgedichte, Polterabendscherze, Stammbuchsverse und Gesellschafts-Räthsel.

Sechste!! Auflage. Preis 15 Sgr. oder 54 kr.

NB. Ein schönes Gedicht ist bei Familienfesten von großem Werthe. Diese Sammlung bester Gelegenheitsgedichte wurde mit solchem Beifall aufgenommen daß jetzt die sechste verbesserte Auflage davon erscheinen mußte.

Auch bei Neff in Stuttgart — Riegel und Wießner in Nürnberg — Montag und Weiß in Regensburg — Geibel in Pesth — Gerold und Sohn in Wien und in allen Buchhandlungen zu haben.

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Kleine literar-historische Schrift von A. v. Kotzebue gegen W. v. Goethe.

Expectorationen. Ein Kunstwerk und zugleich ein Vorspiel zum Alarcos. Dramatisch in Versen. 8. Berlin. **1803.** br. 5 Ngr.

Personen.

Goethe der Große. Falk der Kleine. A. W. Schlegel der Wüthende. Fr. Schlegel der Rasende. Mehrere stumme, gekochte und gebratene Personen.

Ich besitze von dieser kleinen Schrift, die, wie ich mit Gewißheit versichern kann, von Aug. v. Kotzebue ist, noch eine Anzahl Exemplare.

Schnuphase'sche Buchhandlung in Altenburg.

[27] Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karl Gutzkow's

Dramatische Werke.

Erster Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung.

8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. 1. Liesli.

Einzeln sind in **besonderer Ausgabe** zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

[32] Bei **Geibel** in **Pesth** — **Gerold** und **Sohn** in **Wien** — in allen Buchhandlungen Deutschlands und in unterzeichneten Buchhandlungen ist zu haben:

Briefsteller für Liebende

☞ **beiderlei Geschlechtes.**

Enthält 76 Musterbriefe

und 20 ausgezeichnete Polterabendscherze und Hochzeitsgedichte.

Von **G. Wartenstein.**

Vierte Auflage. Preis 15 Sgr. oder 54 kr.

Die Sprache des Herzens — die Gefühle der reinsten Liebe in den elegantesten Wendungen, mit Gedichten der Liebe verbunden, bietet diese für Liebende ausgezeichnete Schrift.

Digitized by Google

Ueber den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht.

Ein Rathgeber für junge Männer, welche sich die Neigung des weiblichen Geschlechts nicht nur erwerben, sondern auch erhalten wollen.

Aus den Papieren eines Weltverfahrenen.

Von August Eberhardt.

Preis 15 Sgr. oder 54 kr.

Zur Charakterkenntniss der Mädchen und Frauen, wie auch, um sich mit Klugheit bei denselben zu benehmen und sich ihre Neigung sicher zu erwerben, ist dies ein für junge Leute zur Beachtung empfehlenswerthes Buch.

In der Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg — Palm in München — Reff in Stuttgart — Riegel und Wießner in Nürnberg — Montag und Weiß in Regensburg und in allen Buchhandlungen vorräthig.

---

[35] Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist erschienen:

Liebesbriefe

aus dem

Leben eines Gefangenen.

Roman

von

Fanny Lewald.

8. geh. Preis 1 Thlr. 16 Sgr.

---

[20] Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke von Ch. F. Meyer. Gr. 8. 1849. (In fünf Heften zu 12 Ngr.) 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

In gleicher typographischer Einrichtung erschien bereits in demselben Verlage:

Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch ꝛc, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet von J. H. Kaltschmidt. Zweite Auflage. Gr. 8. 1847. (In acht Heften zu 8 Ngr.) 2 Thlr. 4 Ngr. Gebunden 2 Thlr. 15 Ngr.

Reiseleben

in

Südfrankreich und Spanien

von

Aug. Ludw. von Rochau.

2 Thle. gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

Touristen von Profession und Militärs von der karlistischen Partei oder von der Fremdenlegion haben sich in der letzten Zeit in die Schilderung Spaniens getheilt, wobei häufig entweder der Enthusiasmus oder die Geringschätzung überwirden wurden und inmitten die interessante Persönlichkeit des Verfassers im Vordergrunde die Beschreibung des fremden Landes ganz in den Hintergrund drängte. Von allen diesen Mängeln ist das vorliegende Buch freizusprechen, der Verfasser sieht mit gesundem unbefangenem Auge tief und fein in die fremde Welt hinein: er bringt noch jenes ehrliche Wahrheitsgefühl mit, was uns Deutsche so lange auszeichnete, und er verzieht im fremden Lande nie die eigene Nationalität und Pietät, die er ihr schuldet. Diese Eigenschaften, gepaart mit der feinsten Bildung und edelsten Anspruchslosigkeit, machen uns mit dem liebenswürdigsten Charakter bekannt, der nur immer berufen seyn kann, uns fremde Länder und Sitten zu schildern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[37] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vorschläge

zur

Milderung der materiellen Noth der untern Volksklassen

von

Dr. Escherich

Königlicher Gerichtsarzt.

8. brochirt. Preis 24 kr. oder 9 Ngr.

Stuttgart und Tübingen, März 1850.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[39] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Februar 1850.

Größere Aufsätze.

Skizzen aus dem chinesischen Archipel. 1. Tschusan. 2. Hongkong. — Eine Winterreise über die Sierra Nevada in Nordamerika. Erster Abschnitt. Zweiter Abschnitt. — Baaderd. — Ein Waldbrand in Algerien. — Gallerien in den letzten Monaten des Jahres 1849. — Ramsisaen über die Monumente von Niniveh. — Das Assassinen-Castell Kalaat el Alais Sajubm. — Die Klöster im Morgenlande. VI. Die Athoskklöster. — Ein Abenteurer bei den Pyramiden. — Die Kurden in der Provinz Constantine. — Eine Wanderung durch Marokk. — Der Reisplan Hr. du Couret's. — Skizzen aus dem Leben der Mobilgarde. — Die englische Thronrede und die Verhandlungen darüber. — Die protestantischen Missionen im Orient, nämlich Griechenland, Türkei, Kleinasien, Syrien und Aegypten. — Die Khanes in Grusinien. 2. Die Wirthsamkeit Mauvertuis seit dem Jahre 1842. — Etwas über Ritterthümer in Central-Amerika. — Skizzen aus der Provinz Constantine. 3. Milah und seine Umgebung. — Die sabäischen Berge. — Das Alterthum Georgiens. — Ein Blick auf Mindanao (Celebes). — Kosmogonie der Ghinesen. — Traditionen bei den Timuchs in Westafrika. — Ein Ausflug in Ohio — Skizzen aus Georgien. 3. Eine armenische Hochzeit; Osterfest in Tiflis; Bardes; Bettler; deutsche Ansiedler. — Die Tagesjagd auf den Karbern und den Sheshaude-Inseln. — Contraste zwischen England und Spanien.

Chronik der Reisen.

Das englische Kriegsschiff der Mariner an der Küste von Japan.

Kleinere Mittheilungen.

Die Insel Gerigo. — Jurisgodau in Algerien. — Die Materyanze in Frankreich — Französische Reisende. — Das Ifferthal in Oran. — Ungewöhnlich hohe Zinsen in London. — Der Zanafee. — Nachricht über den Binnensee in Südafrika. — Ueber die Erfindung der geschmäuzten Menschennase. — Vorlesungen über französische Litteratur für die untern Classen in Paris. — Saul unter den Propheten oder ein derber Seemann unter der Literatengesellschaft. — Höllerne Häuser von Belgien für Californien gebaut. — Die Bevölkerung in Constantinopel. — Port Mahon ein Freihafen. — Der Name Leyghier. — Der Handel Aegyptens. — Münzen in der Provinz Constantine. — Riesenhafte Fichten im Oregongebiet. — Die freie Schiffahrt

Digitized by Google

auf dem Annufrom zugestanden. — Die Elektricität der Luft. — Nahe Vollendung des Bottschen Werks über Kbersbahn. — Der Tod des Propheten Miller. — Normegische Ueberfeyung der Lied de Marie de Franer. — Kurioses Diebsmerkmal in London. — Poniatowski's Standbild. — Französischer Reisse in Afrika. — Unbekannte Thiere in der Sahara. — Handel mit kolorirten Bildern in Südamerika. — Prostitution bei den Arabern der Sahara. — Die Stadt Reschd.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

[26] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers
Polytechnisches Journal.

Einunddreißigster Jahrgang.

Zweites Januarheft.

Inhalt. Bericht über Dampfkessel-Explosionen; von Edmund Burke, Patent-Commissär der Vereinigten Staaten. — Stillman's Manometer, Barnumwesser und Zählapparat für Dampfmaschinen. Mit Abbild. — Verbesserungen an Expansions-Dampfmaschinen, von Th. Keller in New-York. Mit Abbild. — Verbesserungen an Eisenbahnwagen, von Knor. Mit Abbild. — Simpsons verbesserter Pumpe. Mit Abbild. — Maschine zum Gießen von Lettern, Spatien und Quadraten, von Newton. Mit Abbild. — Ueber rohe Potasche und deren Prüfung auf ihren Gehalt an reinem kohlensaurem Kali; von Dr. Mohr. — Ueber die Fabrikation des kohlensauren Kalis; von Prof. Payen. — Verfahren die Kammern zur Schwefelsäure-Fabrikation aus Glastafeln zu construiren, von Wilson, Chemiker in Glasgow. Mit Abbild. — Ueber die galvanische Bildung; von Dr. L. Gmelin. — Ueber die Bereitung der feinern Eisen- und Stahlsorten für Klingenklinge, Säbellingen und Gisenbohnachsen; von W. Greener in Birmingham. — Verfahren Chlorkalkreinstoff als Aufsaugungsmittel für Kautschuk, Guttapercha und andere Gummiharze zu bereiten; von Simpson und Forster. Mit Abbild. — Ueber eine einfache und sichere Jodige-Probe; von H. Reinsch. — Ueber eine eigenthümliche Baumwollsaser, welche nicht gefärbt werden kann, nebst Bemerkungen über die Theorie der Färbekunst; von Walter Crum in Glasgow. — Ueber das von Hrn. Vincent vorgeschlagene Verfahren um die spinnbaren Fasern verschiedener Pflanzen zu unterscheiden; von Prof. Payen. — Miscellen. Ueber mit Kupfervitriollösung imprägnirte Eisenbahnschwellen. — Bericht über Claußen's mechanischen Handwebestuhl. — Ueber den Werth des gefärbten und ungefärbten Holzes als Brennstoff. — Ueber die Entdeckung eines gelben Farbstoffs in dem Buchweizenstroh, als Surrogat für Quercitron in der Baumwollfärberei. Von Nachtigal. — Grüne Tinte; von Schlickum. — Die belgischen Briefwechsel. — Anfertigung von leinfarbenem Papier; von Wagner. — Erkennmittel des Schwammwiaths bei Weingeist-Gährungen; von Wagner. — Auf dem Eise herumrudernder Becher. — Gerrie's Verfahren Eis zu erzeugen. — Ueber ein verfälschtes Palmöl; von Braconnot.

Erstes Februarheft.

Inhalt. Bericht über Dampfkessel-Explosionen; von Edmund Burke, Patentkommissär der Vereinigten Staaten. (Schluß.) — Beschreibung einer von C. Hoppe in Berlin zur Gewerbe-Ausstellung im Herbste 1849 gefertigten transportablen Hochdruckdampfmaschine; von C. Schnelzler. Mit Abbildungen. — Moat's verbesserte Keilen- und Stopfbüchsen-Packung. Mit Abbild. — Beschreibung einiger technischen Constructionen der Main-Neckar-Eisenbahn und Main-Weser-Eisenbahn auf Frankfurter Gebiete; von Dr. Rudolph Poppe. Mit Abbild. (Apparat zum Vorwärmen des Speisungswassers der Locomotive auf dem Main-Weser-Eisenbahnhof zu Frankfurt.) — Beschreibung und Vergleichung der galvanischen Telegraphen Deutschlands, nach Beschaffung im April 1849. Von C. A. Steinheil. (Bahn-Telegraph von Stuttgart nach Eßlingen, von Frankfurt nach Wiesbaden. Galvanischer Telegraph von Karlsruhe nach Durlach, von Heidelberg nach Mannheim, von Hamburg nach Harburg.) — Brown's Apparate zum Messen von Flüssigkeiten und laufenden festen Substanzen. Mit Abbild. — Ventilirende Backsteine. Mit Abbild. — Verfahr über die Beleuchtungsfrage mit Wachs, Stearin, Talg, Oel und brauchbarsten Gas; von Köhler. — Ueber Schmelzung und Verflüchtigung strengflüssiger Körper, Silicium, Bor, Titan, Wolfram, Palladium und Platin; von Despretz. — Analyse des englischen Spiegelglases; von Meyer und Breyer. — Ueber natürliche Quellen von Schwefelsäure und ein neues Verfahren diese Säure zu bereiten; von Blondeau. — Ueber Melsens' Verfahren zur Fabrikation des Runkelrübenzuckers; von Prof. Payen. — Verfahren zur Gewinnung des Zuckers aus den Runkelrüben ohne Bildung einer Melasse; von Hrn. Mege. — Anleitung zur Fabrikation von Dextrin und Leiocomme; von Professor Payen. — Miscellen. Schloß, welches mit keinem Haken zu öffnen ist; von Marx in Paris. Eiserne feuerfeste Kassenschränke von Derstan in Paris. — Vorrichtung zum Lüften der Treibhäuser, Dachfenster, Jalousien ꝛc; von Parmentier. — Verfahren um bei jeder Witterung Versuche mit der Elektrisirmaschine anstellen zu können; von Münch. — Sehr stark wirkende elektrische Zellen; von H. Reinsch. — Ueber constante galvanische Batterien; von Elsenbein. — Neuer Leuchtstoff. — Berichtigung der Angaben von Alkain und Bartenbach über den Goldgehalt gewisser Kupferstufe. Verfahren um Potasche und der Runkelrüben-Melasse zu fabriciren. — Analyse der Melasse von Runkelrüben-Rohzucker, welche man als Viehfutter verwendet; von Payen. — Ueber die Gewinnung der Paraweinsteinsäure (Traubensäure) bei der Fabrication von Weinsteinsäure. — Verfahren Gemäldereinigung, Tintenlöschen und andern Artikeln aus plastischem Material ein marmorirtes Ansehen zu ertheilen; von Iles. — Verfahren das Holz zum Anzünden des Feuers und für Schwefelhölzchen zu präpariren. — Ueber den Werth des Steinkohlenrußes als Dünger. — Lama- und Alpagos-Heerde in Frankreich.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

* * *

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar ister bis 30ster Jahrgang oder Band 1 bis 114 zu 480 fl. oder 280 Rthlr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

Deutsches Elementarwerk.

Lese- und Lehrbuch

für Gymnasien und h. Bürger- (Real-) schulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterrichte.

Von

Dr. Mager.

Erster Theil, erster, zweiter Band.

Auch unter dem Titel: **Deutsches Lesebuch.**

Erster Band. Vierte Auflage (XII und 361 S. gr. 8.) Preis 54 kr. oder 16 Ngr.

Zweiter Band. Vierte Auflage (X und 400 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 6 kr. oder 20 Ngr.

Band 3 des **deutschen Lesebuchs**, sowie das **deutsche Sprachbuch**, werden in möglichster Bälde in neuen Auflagen nachfolgen.

Digitized by Google

Diesem deutschen Elementarwerk läuft parallel:

Französisches Elementarwerk. Lehr- und Lesebuch für Gymnasien und h. Bürger- (Real-) schulen.

Erster Theil. Französisches Sprachbuch. Elementar-methodischer Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache. Fünfte Auflage. (XVI und 242 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Zweiter Theil. Französisches Lesebuch. Erster Band. Fünfte Auflage, (VIII und 212 S. gr. 8.) Preis 36 kr. oder 12 Ngr. — Zweiter Band. Vierte Auflage, (VIII und 352 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Französische Chrestomathie. In sechs Büchern: episch, lyrisch, dramatisch; historisch, rhetorisch, didaktisch. (XXIV und 630 S. gr. 8.) Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Partheipreis für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exemplaren 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

Letzteres Buch ist als dritter Band des französischen Lesebuchs zu betrachten und entspricht dem dritten Bande des deutschen Lesebuchs.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Handbuch und Wegweiser
für
Auswanderer
nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und Texas.

Mit einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von

Francis J. Grund.

Zweite vermehrte Auflage.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

Dieses Buch ist von einem Deutschen, der schon zwanzig Jahre in Nordamerika lebt, der alle dortigen Verhältnisse genau kennt, und darüber die gründlichste Belehrung ertheilt. Jeder Auswanderer kann daraus lernen, was ihm vor Allem zu wissen nöthig ist, wie er sich vor Uebervortheilung, vor Irrthümern im Ankauf von Land, vor Verlust aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche schützen kann. Hier nur Einiges aus dem Inhalt:

Kap. 1. Wer soll nach Amerika gehen? Wo sollen die Deutschen sich dort niederlassen? Wer kommt dort am besten fort? Welches ist der wohlfeilste Weg? Welches ist die beste Jahreszeit? Allgemeine Vorsichtsmaßregeln.

Kap. 2. Was sollen die Auswanderer nach Amerika mitnehmen? Welche Waaren, welche Münzsorten? Gesetzliche Werth europäischer Münzsorten in Nordamerika. Welche Wechselbriefe? Welche Actiengesellschaften? Welchen Handwerkszeug?

Kap. 4. Das Mississippithal. Das Ohiothal. Das Missourithal. Reisecouten für Auswanderer.

Kap. 10. Wisconsin und Jowa sind hauptsächlich für Deutsche geeignet, indem dort noch Millionen Acres Landes um 1¼ Dollar zu haben sind.

Ein besonderes Kapitel handelt ausführlich über

Texas.

Anhang. Die besten Einschiffungshäfen für deutsche Auswanderer. Wahl der Schiffe. Auswanderungsagenten — Ueberfahrtspreise. Dauer der Ueberfahrt. Schiffsproviant. Seekrankheit. Vorsichtsmaßregeln während der Ueberfahrt. Ankunft. Deutsche Wirthshäuser und Kostdäuser ꝛc. ꝛc.

Dem Buche ist eine genaue Karte als Wegweiser durch die Vereinigten Staaten beigegeben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Savonarola.

Ein Gedicht

von

Nicolaus Lenau.

Dritte Auflage.

8. beschirt. Preis fl. 2. 42 kr. oder Rthlr. 1. 20 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[31] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben der ausgezeichnetsten
Maler, Bildhauer und Baumeister,
von Cimabue bis zum Jahr 1567,

beschrieben von

Giorgio Vasari

Maler und Baumeister.

Aus dem Italienischen.

Mit einer Bearbeitung sämmtlicher Anmerkungen des frühern Herausgeber, so wie mit eigenen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet von

Ludwig Schorn und **Ernst Förster.**

Sechs Bände.

Mit 154 lithographirten Bildnissen.

gr. 8. Preis 30 fl. oder 17 Rthlr. 20 Ngr.

Seitdem in Deutschland ein erneutes Interesse für die bildende Kunst und ihre Geschichte erwacht ist, hat man vielfältig das Bedürfniß gefühlt, und den Wunsch ausgesprochen, die Lebensbeschreibungen der Künstler, durch deren Aufzeichnung der aretinische Maler Vasari noch unter dem Schutze des glorreichen Hauses Medici den Grund zu der gesammten neuern Kunstgeschichte gelegt hat, ins Deutsche übersetzt und nach dem Stande unserer jetzigen Kenntnisse bereichtigt und vervollständigt zu sehen. Wir freuen uns daher, dem deutschen Publikum mit dieser Uebersetzung ein Werk vorlegen zu können, welches Ton und Inhalt des Originals mit eben so viel Treue als Leichtigkeit wiedergibt. Die Herausgeber, welche die von Vasari geschilderten Kunstwerke größtentheils aus eigener Ansicht und Untersuchung kennen, und in den speciellsten Theilen der gesammten Kunstgeschichte einheimisch sind, haben diese Uebersetzung mit allen wünschenswerthen Nachträgen und Berichtigungen ausgestattet, so daß, wer nun in Italien eine neue Ausgabe des Vasari veranstalten will, die deutsche Uebersetzung wird zu Hülfe nehmen müssen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 81. Donnerſtag den 4. April 1850.

Mutterliebe!
Allerheiligſtes der Liebe!
Böte Hoffnung ſchnelle die Mutterbruſt,
Daß die Blüthe werd' zur Knoſpe keimen,
Früchte ſteht ſie in den ſüßen Träumen.
M. Hauff.

Hagar.

(Schluß.)

7.

„Und Gott that ihr die Augen auf, daß ſie einen Waſſerbrunnen ſahe.“

Ich höre ein Rauſchen, ich höre ein Klingen!
Ha welch ein Ton!
Mein Sohn, mein Sohn!
Ein Brünnlein ſeh ich blitzen und ſpringen,
Mitten im ſchaurigen Wüſtenthal
Blitzt es hervor wie ein himmliſcher Strahl,
Gott, mein Gott!
Auf dein Gebot!
Die arme, die bang verzweifelte Magd,
Hinaus in Noth und Tod gejagt,
Ihr Kind, ihr Liebling, verdorrt und verſchmachtet —
Haſt ihrer geachtet!

Liege, mein Kind, auf dem kühlen Rand,
Ich bücke mich nieder,
Ich ſchöpfe mit freudezitternder Hand,
Und auf die welken verſengten Glieder
Ström' ich ihn aus den erfriſchenden Quell: —
Sein Antlitz wird hell —
Hell und friſch, wie auf Hebrons Au
Die Lilie, wenn ſie umfließet der Thau.
Ihr ſüßen Lippen, nehmt hin den Trank!
O himmelvoller Augenblick!
Herz, mein Herz! ertrage dein Glück:
Mein Kind, ich ſeh' es trinken, trinken! —
Allvater, Dank!
Sieh, ſiehe mich niederſinken,
Jauchzend die Hände zum Himmel heben;
Gerettet iſt meines Kindes Leben!

Trinke noch einmal! — o himmliſche Quelle,
Thau vom Hermon fließet nicht ſo ſüß!
Heilige, gottgeſegnete Welle!
Ein reiches, ein ſchimmerndes Paradies
Scheint mir rings die Wüſte zu blühen,
Goldne Wolken darüber ziehen.
Schlinge, mein Kind, die Arme um mich!
Du lebſt! du lebſt! ich halte dich
Blühend, geſund!
Himmliſche Küſſe hauchet dein Mund.
Laß mich ſchauen in die lieben Augen!
Wonne der Engel laß mich ſaugen
Tief hinein in das dürſtende Herz!
Wo iſt mein Schmerz?
All meine Leiden, wo ſind ſie geblieben?
Wie Wolkenbilder hinweg getrieben!

Du Engel Gottes, der mich her geführet,
Der mit dem Wunderſtab den Fels berühret,
Wo flohſt du hin? wo findet dich mein Dank?
Sahſt du wie meine Freudenthräne ſank?

Ach, keinen Altar kann ich hier errichten
Und reiche Opfergaben drüber ſchichten
Dem Herrn des Lebens, der mich hat errettet,
Als ich in Todesbanden lag gebettet.

O groß iſt er und ſtark, und ſeine Güte
Weit wie der Himmel, freundlich wie die Blüthe!
Er iſt mit uns, er wird uns ferner leiten
Zu friſchen Waſſern und zu grünen Weiden.

Digitized by Google

8.

(Schluß.)

1 B. Mose 16, 12. „Er wird ein wilder Mensch seyn, seine Hand wider jedermann, und jedermanns Hand wider ihn.“

Die Wüste schwindet, kühler weht der Wind,
Auf grünem Grase wandeln unsre Füße.
O heil'ger Boden! knieet nieder, Kind!
Nehmt Bäume, Blumen, Quellen unsre Grüße!
Horch! Lobgesänge rauschen durch die Luft,
Die blauen Berge stehn wie Dankaltäre,
Die Blüthenthäler hauchen Opferduft,
Es wogt das Feld gleich einem goldnen Meeee.

O Herr, mein Gott! wie schön hast du gemacht
Die Welt mit ihren Bergen, ihren Auen!
Schau hin, mein Kind, in ihre reiche Pracht:
Doch sollst du einmal stolze Zelte bauen.
Auch dein ist sie mit ihrer vollen Lust,
Du Schmerzenssohn, du armes Kind der Wüste!
O wirf dich jubelnd hin an ihre Brust
Und grüße deines Lebens grüne Küste.

Erkämpfe frisch und muthig dir was dein!
Wohl möcht' es stolze Willkür dir entreißen;
Ein wilder Streiter wirst du einmal seyn:
So hat es Gott der Herr mir einst verheißen.
Mit Himmelsmanna hat er dich gespeist,
Nicht ließ er in der Wüste dich verderben;
Du bist ein Strahl von Abrams edlem Geist,
Auch du gehörst zu seinen reichen Erben.

Unzählbar wie der Sand am weiten Meer
Soll sein Geschlecht auf Erden sich verbreiten,
Unzählbar wie der Sterne goldnes Heer,
Die droben in dem blauen Raume weiden,
Ein reicher, hehrer, glanzgeschmückter Reihn!
Tritt ein, mein Sohn, mit deinen hell'gen Rechten!
Ein flammender Komete wirst du seyn,
Ein Wüeger für die Stolzen und die Schlechten.

Zieh ein, mein Kind, und kämpfe um dein Glück!
Ich will die Stätte heißen dir bereiten;
Dann aber laß mich ziehen still zurück
In meiner Wüste tiefe Dunkelheiten.
Wie ein getroffnes Reh die Wildniß sucht,
Um ungesehn und einsam zu verbluten,
So sehnt mein Herz sich nach der stillen Flucht
Zu seines Schmerzes tiefen heißen Gluthen.

Zum Opfer ward das Herz der armen Magd;
Jehovah, wer ergründet deinen Willen?
Ich habe nicht gemurrt und nicht geklagt,
Gehorsam ging ich hin ihn zu erfüllen.
Ein Opfer? ha! wie freudig flammt' ich auf!
Wie blühen in dem Schmerz so sel'ge Wonnen!
Und ob in Thränen endet auch mein Lauf,
Ich trank den Tod aus einem Himmelsbronnen.

Katharina Diez.

Ueber die penninischen Alpen.

(Fortsetzung.)

V.

Ich habe noch keinen der berühmten Alpenpässe überschritten, ohne die Stege und Pfade aufzusuchen, auf welchen Menschen und Saumthiere seit tausend Jahren die Höhen zu gewinnen suchten; denn abgesehen davon, daß sie den Weg bedeutend abkürzen, liegt ein mächtiger Reiz in der Gefahr, welche sie in ihrem jetzigen verwahrlosten Zustande darbieten, und in dem Gedanken, daß jeder Scheitt ein Blatt in der Geschichte ist. Millionen Krieger sind seit Hannibals Zeit über diese Gebirge gegangen, hunderttausende von Pilgern haben diese Pässe überschritten, tausende von Geleheten und Künstlern diese bedenklichen Stege betreten. Aber die Menschen werden täglich bequemer, träger oder beeilter; die lieben alten Pfade verfallen und das dampfende Maulthier leucht auf behaglich sich windenden Wegen zu den schwindelnden Anhöhen empor. Auf der Schweizer Seite des Gotthard ist der alte Pfad bereits ganz verschwunden; auf der italienischen findet man seine Spur nur noch auf eine halbe Stunde von Airolo abwärts. Eben so verhält es sich mit dem Simplonpasse, und auf dem Mont Cenis verdankte ich nur dem Zufall, der mich mit einem alten Hirten zusammenführte, das Glück, Spuren eines Pfades gefunden zu haben, welcher „vielleicht“ seit Hannibals Zeit über den Rochemelon führete.

Bis zur Sennenalp des Klosters war der Weg, welchem ich folgte, an einzelnen Stellen mit Schnee bedeckt, der aus kleinen losen Körnern bestand und in welchen der Fuß tief einsank; an andern waren Treppen in den festen Kalkfels gehauen, zuweilen ging es abschüssig über feuchtes Geröll, und wider Willen ruhte ich einigemal stehend aus. Als ich die Ebene der Sennenalp hinter mir hatte, senkte sich der Weg wieder steil der Kluft zu, welche südlich vom Hospiz niedersetzigt und an deren Ausgang St. Remy liegt.

Digitized by Google

Diese Kluft bot einen schauerlichen Anblick dar. Eine mächtige Lawine war im vergangenen Winter von dem „Zuckerhut“ niedergestürzt und hatte die schönsten Föhren an dem Abhang wie Strohhalme niedergerissen und in die Schlucht geschleudert. Die wildschaurige Scene ließ mich vielleicht St. Remy freundlicher finden, als es in der That ist, denn die Hütten sind jammervoll ärmlich, schmutzig, feucht, und die Bevölkerung abschreckend häßlich. Das Wirthshaus und die freundliche Wirthstochter machten jedoch eine Ausnahme, denn jenes war hell, reinlich, selbst zierlich und behaglich; diese hatte die Tracht und Gewandtheit der Städterin und zumal die frischen Farben, das glänzende Auge und die Unbefangenheit des Gebirgskindes; ihr Wein aber war sauer; als ich ihn gekostet hatte, gingen mir, wie dem König von Thule, die Augen über und ich trank keinen Tropfen mehr.

Endlich kam mein Reisegenosse, welcher den bequemen Fahrweg gewählt hatte, heran und mir wurde bedeutet, daß wir St. Remy nicht verlassen dürften, ohne der Douane unsern Besuch abgestattet zu haben. In dem Geschäftsbureau der königlich sardinischen Herrn Douaniers herrschte große Thätigkeit; der eine der beiden Signori knetete eben den Polentataig und der andere blies die Kohlen auf dem in derselben Stube befindlichen Herde an, um den nationalen Leckerbissen demnächst in Olivenöl zu backen. „Die Herrn haben nichts zu verwauthen? — keine Cigarren?“ sagte der Knetende lächelnd, indem er seinen Taigkuchen in kleine Theile zerschnitt. Da wir verneinten, sagte er, wir könnten unsere Reise fortsetzen, wenn wir nicht Lust hätten ihre Polenta zu kosten. „Sie werden sie nirgends besser finden,“ setzte er gutmüthig hinzu, „denn sie ist nicht von Mais, sondern von Kastanienmehl, und unser Olivenöl gibt der Polenta einen Duft, eine Zartheit, un piato di soave odore, wie ihn die beste Butter nicht zu geben im Stande ist.“ Dieß war keine höfliche Redensart, sondern der einfache, wohlmeinende Ernst. Der Italiener kennt den Schein, den Anstrich, die Maske der Höflichkeit nicht; seine Höflichkeit ist angeboren, sie ist die des Herzens. Zeige ihm Wohlwollen, Vertrauen, Zuvorkommenheit in den stets anständigen Formen des Landes, und du hast sein Herz gewonnen. Gib dem Bettler eine Lire mit einem beleidigenden Worte, und er wird dir kaum danken — das Geld nimmt er freilich; gib ihm ein Kupferstück und sage ihm, du habest zu deinem Bedauern nicht mehr bei dir, oder es thue dir leid nicht mehr entbehren zu können, und er wird seinem wärmsten Dank in einem Strom von Worten Luft machen. Der Kammerdiener eines der reichsten Bankiers zu Genua, welchen ich in seiner Villa besuchte, putzte, ehe er mich einführte, eigenhändig — allerdings stellte er sich sehr ungeschickt dazu an — meine staubig gewordenen Stiefeln, ein Dienst, welchen er weder sich noch seinem Herrn je leistete und zu dem er sich bei mir nur herabließ, weil ich ihn höflich gefragt hatte, wo ich Jemanden in dem Hause fände, der meine Stiefeln reinigen würde. Die meisten Klagen der Fremden über den Italiener haben ihren Grund in der Unbekanntschaft mit seinem Charakter und seinen Eigenthümlichkeiten. Ein rauhes Aeußere, ein hochfahrendes Wort schreckt ihn eben so sehr zurück wie ein mürrisches, trübsinniges, brütendes Wesen, denn er will Alles um sich her heiter, wohlgemuth wissen. Der deutsche Trübsinn paßt nicht zu seinem klaren, heitern Himmel.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

(Schluß.)

Harlas — Theater.

Der Beifall blieb ein getheilter, aber allgemein wurde es dem Nachfolger eines Reinhard und Ammon verargt, daß er dieser Vorgänger weder in der Einleitung noch im zweiten Theile, wo Gelegenheit dazu war, * mit einem Worte gedacht hatte. Am wenigsten waren die Aeltern, nach in Reinhard'scher Logik geschulten Zuhörer befriedigt. Und einige Unklarheit oder schiefe Bibeldeutung war allerdings in jener ersten, und vielleicht mehr noch in der zweiten Predigt (vom 10. März) zu bemerken. Wissenschaftlich hat Harless in Leipzig weder als Forscher und Schriftsteller noch als Lehrer große Bedeutung gewinnen können; aber auf dem kirchlichen Gebiete lassen seine (dem Rufe nach bedeutsame) Glaubenswärme, seine bewährte Thatkraft und seine gewinnende Persönlichkeit sicher einigen Erfolg erwarten, wenn sich seine Thätigkeit auf Ausscheidung unwürdiger, Abhaltung unfähiger, Zurechtweisung unrecht geleiteter, in Rührspiel und Phrasenkram verirrter Kirchendiener richtet. Was man ihm als Hochmuth nachsagt, daß er sich bei der Verhandlung über die neue Stelle für Bischofswürde ausgeboten habe, ist für ihn offenbar nur von kirchlicher, dann aber auch gegenwärtiger Bedeutung gewesen.

Von der Kirche erlauben Sie mir schließlich noch einen Rücksprung zum Theater. Dieses hat uns an den letztvergangenen Abenden Genüsse geboten, die wohl der Erwähnung werth sind. Für Freitag den 15. werden wir hier auf nimmer mit einer Concertankündigung der Jenny Lind überrascht, die man in Dresden, der Sage nach, weil sie als Anfängerin abgewiesen worden, lange vergeblich ersehnt hatte. Außer dem Namen der Gefeierten mußte auch die kurze Frist der Bekanntmachung den Zudrang bei der Billetausgabe mehren. Eine Dame soll mit gebrochenem Arm, ein Dienstmädchen halb todt aus dem Gedränge

* Der Text war Hebr. 12, 1—6. Thema und Theile: „Worin Gröber der Mord eines wahren Christen? 1) Ein Christ achtet nicht gering der Züchtigung, 2) folgt der Weise von Zeugen nach, die ihm voranleuchten, 3) blickt auf zu Jesus, dem Anfänger und Vollender des Glaubens.“ Statt des etwas gesuchten „Gröber“ hatte man allgemein „Beseher“ verstanden und so die Ausführung vollends unlogisch gefunden.

Digitized by Google

der Halle weggebracht worden seyn. Für uns opferte sich ein theurer Familienglied, und konnte erst nach zweistündiger Bewußtlosigkeit zwei Büllets erringen. Aber das Ueberstandene ward auch reich vergütet. Diese Lind ist in der That eine außerordentliche Erscheinung, eine menschliche Nachtigall, wie wir uns nie eine gedacht noch gesehen zu haben erinnern. Im Klang der Stimme, namentlich in den Mittelstönen und im Forte mag sie von einzelnen, z. B. vom Glockenton der Heinefetter, übertroffen worden seyn; aber eine solche Naturgewalt des Gesanges, ausströmend von der Fülle organischer und seelischer Naturbegabung, war uns noch nicht vorgekommen. Die Sirenen- und Orpheusfagen der Alten wurden durch sie verständlich. Des Naturforscher Carus, den wir über uns im Amphitheatre gewahrten, muß das physiologische Wunder in ihr angestaunt haben. Die luftverwandte Michalesi, die in unserer Nähe saß, zollte wiederholt und in unwillkürlichster Weise den Tribut des Entzückens. In den anmuthigen Gesten beim Gesang aus „dem Feldlager“ (wo die Flöten neben der Frauenstimme sehr verblaßten) erkannte man die geschulte Operasängerin, aber auch die edle Weiblichkeit wieder, wie sie sich nach der Erzählung Ihrer Blätter beim Pariser Maler und vorigen Jahr im Verkehr mit den Göttinger Studenten offenbart hat. Am hinreißendsten trat ihre ganze Natur in dem Liedchen „Vöglein, warum singest du?“ mit dem Refrain: „Ich muß nun einmal singen“ hervor. Es war menschlich idealisirter Vogelgesang, wie aus paradiesischem Haine. Sie sang es auf den stürmischen Anruf mit sichtbarem eigenem Behagen da capo. Die langsamen Dresdener hatten nicht für Blumenbegrüßung beim Auftreten oder Abgehen gesorgt; ein ganzer Strauß fiel zuletzt von der Seite der königlichen Loge her, den sie dankend aufhob. Aber der Triumph war ohne solche Zuthat sah rein und großer. „Bist du noch auf der Erd?“ hörten wir im Gedränge des Abzugs eine Freundin die andere fragen, aber die Mehrzahl ging stumm, als tauschte sie noch, von dannen. Beneidenswerth war der Gastfreund der Gefeierten, Banquier O. aus Berlin, mit den Seinen; denn auch von jener fein Horaz diktagten Sängerennart, daß sie „ersucht sich unter Freunden hören zu lassen, immer keine Stimme haben,“ soll Jenny Lind eine rühmliche Ausnahme machen. Dem Zauber der Schwebin hatte auch die deutsche Nationalfeier für Lessing weichen müssen, die erst für denselben Tag angekündigt, und früher dem Vernehmen nach von begeisterten Dilettanten, die vor dem Publikum agiren wollten, drabschichtig, später doch noch vernünftig genug den Schauspielern überlassen und auf Sonnabend den 16. verschoben war. „Zum Besten des Lessings-Denkmals in Braunschweig,“ wozu unser Rietschel das klassische Modell gearbeitet, aber der deutsche Eifer fast wie beim Hermannsmonument nicht nachhaltig gesteuert hatte, wurde Emilie Galotti aufgeführt, und zum Schluß vor der betränzten und umlaubten Büste des Gefeierten ein Epilog von Anerbach durch Em. Devrient gesprochen. Die Darstellung war vortrefflich, mit Ausnahme des unglückseligen Peinzen, der sich noch unter den Ausrufungen vor dem Porträt der Geliebten die Cravatte zurechte rückte. Der Epilog des Dorfgeschichtlers war leicht gereimt, gewandt im Styl und warm im Ton, nur ohne auffallende Gedanken. Das Haus war mit Ausnahme der Hof- und ersten Ranglogen gedrängt voll, und der Ertrag kann nicht unberächtlich geblieben seyn.

Ludwigshafen, März.

(Fortsetzung.)

Bombardement.

Die Pfälzer hatten Ludwigshafen verlassen, um sich mit dre übrigen Wehrmannschaft am Fuße des Gebirges zu vereinigen. Badische Freischärler besetzen das Städchen, holten wieder die Baumwollenballen aus dem Lagerhause, errichteten Barrikaden und rüsteten sich muthig, die Preußen abzuschlagen. Die Nacht auf den 15. Juni schlich den Verwohnern unter Sorgen hin. Der Morgen dieses Tages stieg trüb herauf, noch trüber sollte der Mittag werden, obwohl der Himmel sich klärte. Der furchtbarste Ernst sollte an die Stelle des bisher fast heitern Spieles treten. Eine Abtheilung der unter General Hannek über Worms nach Frankenthal vorgerückten Preußen kam Anfangs mit ihren Kanonen heran, und der Sturm auf die Barrikaden begann unverweilt. Die badische Freischaar sammt den Soldaten von der Linie vermochten nicht den Angriff abzuhalten, nicht die Barrikaden zu behaupten. Sie ließen einige Todte zurück und eilten über die Brücke. Aber nicht alle waren so glücklich, das jenseitige Ufer oder auch nur die Brücke selbst zu erreichen. In einzelnen Häusern, aus denen sie geschossen, wurden mehrere Freischärler durch Schuß und Bajonnet niedergemacht, andere aus ihren Verstecken hervorgezogen und als Gefangene in den Wartesaal des Bahnhofs getrieben, wo sie bald entkleidet stumm und bleich an den Wänden lehnten. Inzwischen standen die Hintergebäude des deutschen Hauses, das vor seinen Fenstern und in seinen innern Räumen die blutigsten Scenen gesehen, in Flammen, ein Anblick, der den Schrecken und die Angst der Bürger nicht wenig erhöhren mußte. — Ein blutiger Akt war vorüber, ein anderer für die Bewohner Ludwigshafens noch schrecklicherer begann. Droben am rechten Ufer hatten sie an zwei Stellen schweres Geschütz aufgefahren, eine Batterie oder, eine andere unterhalb des Wegs zur Brücke. Die Flintenkugeln pfiffen über den Rhein herüber und hinüber, dazwischen donnerten die Kanonenschläge, und die schweren Kugeln schlugen in die Häuser ein, sausten durch die Straßen und flogen weithin in das Feld. Wo sich eine Pickelhaube sehen ließ, war sie das Ziel für großes und kleines Geschoß; doch das preußische Corps war gedeckt durch Gebäude und Dämme, seine Schützen aber trafen jenseits mehr als einen Mann. Das Kanonenfeuer erwiederten sie nur schwach; denn unausgesetzer feuerten die Badener herüber. Ihr besonderes Ziel war jezt das schöne neue Lagerhaus. Daß Mannheimer Eifersucht hier im Spiele gewesen sey und den Eifer der Kanoniere durch Wort und Wein befeuert habe, wird immer noch behauptet. Wenn wahr ist, was ich von Militärs gehört, daß nur die Lagerhäuser mit Brandkugeln beschossen wurden, während die Straße nach der Brücke und die Wohnhäuser bloß Ladungen von Vollkugeln erhielten, so läge darin eine Bestätigung des Verdachts. Genug, das Zerstörungswerk gelang. Als die Dämmerung einbrach, wirbelten schwarze Rauchwolken auf, Flammen schlugen empor, und die ganze monstrose Sommernacht hindurch leuchtete die gräßliche Feuersbrunst weit über den breiten Strom und das ebene Land hin, und bot den Zerstörern am jenseitigen Ufer ein Schauspiel, dessen schauerliche Pracht der breite Spiegel des Rheins verdoppelte. In der Entfernung mußte man wohl glauben, ganz Ludwigshafen stehe in Flammen. Daß das noch kommen werde, mußten die Bewohner fürchten, und die fast allgemeine Flucht ist leicht erklärlich. Einige Familien hatten sich schon am Tage in Keller zurückgezogen, sahen sich aber dort nicht sicher. Die preußischen Soldaten benahmen sich freundlich gegen sie und führten sie aus ihren Verstecken hinter den Rheindamm in Sicherheit, während die Kugeln über sie hinsausten oder um sie her in die Erde schlugen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 82. Freitag den 5. April 1850.

— Now, instead of bullets wrapp'd in fire,
To make a shaking fever in your walls,
They shoot but calm words, folded up in smoke.

Shakespeare.

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(s. Nr. 58—67. — 70—73.)

Graf Gröben ist ein hübscher, noch nicht alter Mann; seine Haare fangen kaum an sich grau zu färben; sein Gesicht trägt den Ausdruck der Güte und Milde, dem auch seine Manieren und der Ton seiner Stimme entsprechen. — Ich übergab ihm meinen Brief, und nachdem er ihn gelesen, sagte ich ihm, ich sey von der Besatzung von Rastatt beauftragt, wegen Uebergabe der Festung zu unterhandeln. Der General mochte am Ausdruck meines Gesichts sehen, wie schmerzlich mich dieser Auftrag berührte; er ermuthigte mich und sagte mir, unser Loos werde besser seyn, als wir alle erwarteten. Der Großherzog — ich hatte im Schreiben ausdrücklich gesagt, daß sich die Besatzung diesem ergebe — sey ein milder Herr, der schon wegen der Menge der Schuldigen nicht zu strenge verfahren könne. — Er machte mich darauf aufmerksam, daß Truppen, die sich in Freiburg ergeben, auf die Fürsprache des dort befehligenden Generals von Hirschfeld, vom Großherzog sogleich nach Hause entlassen worden seyen; an seiner Fürsprache für uns solle es ebenfalls nicht fehlen, und er zweifle nicht, daß dieselbe von Seiten des Großherzogs berücksichtigt werde. Bedingungen könne man jedoch der Besatzung nicht zugestehen, sondern verlange die Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Dieses Wort klinge allerdings hart, allein es sey mehr eine Form; ich solle ihm nur vertrauen, ich werde sehen, daß dieses Vertrauen gerechtfertigt sey. Die gemeinen Soldaten werde man entlassen und nur mit einigen der Hauptanführer natürlich ein Verhör anstellen.

Ich erwiederte ihm, wie ich kaum glaube, daß namentlich die Freischaaren sich auf Gnade und Ungnade ergeben werden. Hier befehlige der Prinz von Preußen und zu dessen Gnade habe kein Mensch Zutrauen. Ich würde es daher vorziehen, direkt mit dem Großherzog zu unterhandeln. Die Besatzung bestehe größtentheils aus seinen Unterthanen und er müsse um so eher zur Milde geneigt seyn, als ja alle seine Bekanntmachungen, seine Verkündigungen von Verzeihung für die Rückkehrenden, die doch den Zweck gehabt, Eindruck zu machen, diesen Zweck nicht haben erreichen können, da sie uns wegen der strengen Umschließung von Rastatt gar nicht bekannt geworden. Jetzt, da wir sie kennen, seyen wir ja bereit uns zu unterwerfen, und ich nehme für die Besatzung die Amnestie in Anspruch, welche am 5. oder 6. Juli für alle diejenigen erlassen worden, die bis zum 15ten zum Gehorsam zurückgekehrt seyn würden.

Der Graf erinnerte sich dieser Verordnung und glaubte sie müsse noch auf seinem Schreibtisch, oder beim Civilcommissär liegen. Jedenfalls solle uns Alles zu gut kommen, was irgend welchen andern der aufständischen Truppen zu gut gekommen. Er wolle gleich nachsehen, ob er jene Bekanntmachung nicht finde. Was die direkte Unterhandlung mit dem Großherzog angehe, so werde sich das wohl machen lassen, da derselbe in Mainz, und dieses durch die Eisenbahn nicht weit entfernt sey. Nachdem er mich verlassen, war er so artig, mir Graf Schmettow zur Gesellschaft zu schicken. — Es war außerordentlich heiß an dem Tage und in dem Zelt herrschte solche Schwüle, daß man es kaum darin aushalten konnte. Um einen Luftzug herzustellen, wurde

Digitized by Google

das Zelt an verſchiedenen Stellen von der Erde gelöſt, was denn auch etwas half. Da ich brennenden Durſt bekommen hatte, ſo bat ich um etwas Waſſer. Man brachte Mueswaſſer, da kein anderes vorhanden, welches aber erſt zu trinken war, als Schmettow Zucker und Wein kommen ließ.

Mehrere Stunden mußte ich in der Mittagshitze in dieſem Dampfbade zubringen, bis der General zurückkam. Ich vermuthe, daß er nach der Favorite geritten war und mit dem Prinzen von Preußen geſprochen hatte; denn als er zurückkam, ſah er etwas bekümmert, ſogar verlegen aus. Nachdem Graf Schmettow ſich entfernt, ſagte er, die großherzogliche Bekanntmachung, von der wir geſprochen, habe er nicht gefunden; der Civilcommiſſär müſſe ſie haben, allein dieſer ſey nicht zu Hauſe. Er habe hier eine andere Bekanntmachung, es ſey jedoch nicht die rechte, und er fragte mich, ob ich ſie kenne.

Es war die Verkündigung des Standrechts. Ich ſagte der Wahrheit gemäß, ich ſehe ſie zum erſtenmal, meinte aber lächelnd, es könne dem Großherzog wohl ſchwerlich einfallen, darnach zu handeln, wenn er nicht ſein Land ruiniren wolle. Verfahre man nach dieſen Geſetzen, gegen welche die mit Blut geſchriebenen des Drakon erblaßten, ſo könne man zwei Fünftel der Badener erſchießen und zwei Fünftel in's Zuchthaus ſperren. Der General ſchien meiner Meinung beizupflichten und jede ſeiner Aeußerungen ließ mich ſchließen, daß man nicht entfernt daran denke, dieſe Geſetze auf uns anzuwenden. „Ich erinnere mich,“ ſagte er, „ſehr wohl der Bekanntmachung, von der Sie ſprachen, und es iſt mir recht fatal, daß ich ſie nicht finden kann; indeſſen verlaſſen Sie ſich darauf, daß Alles, was andern Ihrer Truppen irgendwo zu gut gekommen iſt, auch der Beſatzung von Raſtatt zu gut kommen ſoll.“

Er äußerte ſich darauf ſehr freundlich in Bezug auf mich, bedauerte mich in dieſer Lage zu ſehen und ſagte, meine Bemühungen in Bezug auf die Uebergabe von Raſtatt werden gewiß auf die Milderung meines Schickſals Einfluß haben. Ich lehnte dieß jedoch ab und erwiederte, dieß ſey nicht der Beweggrund meiner Bemühungen, ich thue nach Pflicht und Gewiſſen meine Schuldigkeit und handle im Auftrag der Beſatzung von Raſtatt. — Im Laufe des Geſprächs ſagte der General, die Preußen erſtreben einzig und allein die Einheit Deutſchlands; auch er trage ein Herz für Deutſchlands Glück in der Bruſt und habe auch für Deutſchlands Freiheit gefochten.

Der General verließ mich noch einmal und blieb ziemlich lange aus. Als er zurückkehrte, hatte ſich jene großherzogliche Bekanntmachung noch nicht gefunden. Er wiederholte jedoch ſeine oben erwähnten Zuſicherungen, und als ich für die Fremden nochmals freien Abzug begehrte, ſagte er, es müſſe bei der Uebergabe auf Gnade und Ungnade bleiben, ich ſolle aber Vertrauen haben. „Nun, Excellenz,“ antwortete ich, „ich will Ihnen glauben und es darauf wagen. Es hängt nicht von mir allein ab, ich will aber, was Sie mir verſprochen, dem großen Kriegsrath mittheilen und ihm daſſelbe Vertrauen einzuflößen ſuchen, welches Sie mir einzuflößen gewußt. Morgen werde ich Ew. Excellenz die Antwort bringen.“ Der General gab mir die Hand und entließ mich auf ſehr verbindliche Weiſe. Ich ging mit ſchwerem Herzen.

Fünf Stunden war ich von Raſtatt abweſend und man konnte ſich gar nicht erklären, wo ich ſo lange blieb. Ich ließ ſogleich die Mitglieder des kleinen Kriegsraths in meine Wohnung beſtellen, um ihnen das Ultimatum des Generals zu eröffnen. Alle waren ziemlich beſtürzt über meine Mittheilungen; ich ſtellte ihnen aber vor, daß der Prinz von Preußen, der uns als *Rebellen* betrachte, von ſeinem Standpunkte aus kaum anders handeln könne und unbedingte Uebergabe verlangen müſſe. Ich ſagte ihnen ferner, was der General v. d. Gröben mir verſprochen, und wie ich vertraue, er werde ſeine Verſprechungen auch halten. Seine Verwendung beim Großherzog ſey, wie man wohl denken könne, von bedeutendem Einfluß. Daß Graf Gröben mich durch ſeine Worte habe täuſchen wollen, könne ich nun und nimmermehr glauben, was auch geſchehen möge; das ganze Weſen des Mannes trage zu deutlich das Gepräge der Ehrenhaftigkeit und Herzensgüte. Die ganze Unterredung, die ich mit ihm gehabt, ja der Ausdruck ſeiner Stimme haben mir deutlich gezeigt, daß er nicht allein unſere Lage begreife, ſondern daß dieſelbe ſein Mitgefühl auf ungewöhnliche Weiſe in Anſpruch nehme.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die penninischen Alpen.

(Fortſetzung.)

Wir dankten herzlich für die zuvorkommende Einladung, und munter ging es auf dem jetzt beſſer werdenden Wege bergab. Die Gegend war noch wild, der Bergſtrom zu unſerer Rechten brauſte und ſchäumte und ſchien es nicht erwarten zu können, bis er die ſchöne Dora erreichte, um mit ihr dem alten, trägen Po einiges Jugendfeuer in die Adern zu gießen; aber die Eisſtöcke der Hochalpen traten zurück, die Seiten der Berge kleideten ſich in das dunkle Föhrengrün und da und dort zeigte ſich in den Thaleinſchnitten eine ſaftig grüne Matte. Wo der Weg ſich rechts nach

Digitized by Google

St. Oyen niedersenkt, saß eine heimathlose Familie am Wege — ein großer, schlanker, blasser Mann, der zwei kleine Kinder auf seinen Knien hielt, und ein blutjunges, sehr schönes, sehr zerlumptes und schmutziges Weibchen, das seinen Thränen vollen Lauf ließ. Die Gensdarmen von St. Oyen hatten diese unglückliche Familie, die nach Aosta wollte, so eben zurückgewiesen, und es blieb ihnen nichts übrig, als sich dem Hospiz wieder zuzuwenden und den Weg über den Col de Ferrer nach dem Aostathale einzuschlagen. So sagte uns der Mann, aber er dachte nicht so, wie wir später sehen werden.

Nach unserm Reisehandbuch hatten wir die eigentliche, oder, wenn man will, die politische Grenze des Königreichs Sardinien erst bei Etroubles zu überschreiten; die Sache hatte sich jedoch seit kurzer Zeit dahin geändert, daß die Douane nach St. Remy, die Grenzpolizei aber nach St. Oyen verlegt worden war. Ueber St. Oyen sahen wir denn auch alsbald einen dieser Grenzaufseher neben einem ganz zierlichen Bretterhäuschen stehen und unser warten. Im Häuschen selbst saß sein Kamerad an einem Tischchen und las in einer Zeitung, welche vier Wochen alt zu seyn schien. „Ihr Büreau ist ziemlich luftig gelegen, meine Herrn," sagte ich beim Eintreten, „und Ihre Kameraden zu Turin mögen sich behaglicher in ihrer Kaserne fühlen, als Sie hier." — „Daran sind die Schmuggler schuld, Herr," versetzte einer der Gensdarmen. „Sehen Sie hier rechts in diese Wildniß. Sie glauben, diesen Weg schlage nur ein Wolf oder ein Murmelthier ein; aber Sie irren sich. Die Schmuggler, die vom Gebirg herab kommen, umgehen hier St. Oyen, klettern mit Lebensgefahr an den Felswänden nieder und suchen das Pellinathal zu erreichen, wo sie ihre guten Bekannten haben, welche für ihr Fortkommen sorgen oder die Waaren verstecken." — „Und welche Gegenstände werden mit so vieler Gefahr eingeschmuggelt?" — „Vor allem Uhren und Cigarren. An den letztern gewinnt der Schmuggler im geringsten Anschlage seine hundert Procent." — „Und was gibt es neues in dem Lande drunten?" — „Wie es heißt, sind Ingenieure in Aosta angekommen, die eine Eisenbahn unter dem kleinen St. Bernhard anlegen wollen." — „Ueber den kleinen St. Bernhard, wollen Sie wohl sagen?" — „Nein, unter ihm. Sie sollen eine Maschine mitgebracht haben, eine Art riesenhaften Bohrer, mit welchem man eine Höhlung durch den Berg bohrt und so von Aosta geraden Wegs nach Genf und Lyon fährt."

Da es unhöflich gewesen wäre einer solchen Mittheilung in irgend einer Weise entgegen zu treten, bat ich um die Unterschrift der Pässe, die nicht beanstandet wurde, und wir setzten unsern Weg fort. St. Oyen und Etroubles unterscheiden sich von Liddes und St. Pierre nur dadurch, daß der Reisende an den beiden letztern Orten ein anständiges Nachtlager findet, während die Dörfer auf der italienischen Seite nur einige jämmerliche Kneipen aufzuweisen haben. Ich trat zu St. Oyen in das erste und einzige Wirthshaus und bat um ein Glas Wasser. Die Wirthin war mit ihrem Kinde allein zu Haus. Ehe ich Zeit hatte Einsprache zu thun, war sie verschwunden, um mir an dem ziemlich entfernten Brunnen ein frisches Glas Wasser zu holen; und als ich dem Kinde zum Dank eine Kleinigkeit in die Hand drücken wollte, verbat sie sich dieß mit einer so ernsten Miene, daß ich es nicht wagte auf meinem Willen zu bestehen. Und dennoch zeugte alles, was ich sah, von Armuth und knappem Behelf. Der große Abstand zwischen den Wirthshäusern auf den zwei entgegengesetzten Bergseiten hat einen doppelten Grund. Von hundert Reisenden von Stand, welche das Hospiz besuchen, setzen kaum neunzig den Weg nach Italien fort; sie sehen das Hospiz und nehmen den Rückweg durch das Chamounythal oder gehen wieder nach Martigny, um auf der bequemen Straße des Simplon nach Italien zu reisen. Sodann braucht man zehn Stunden, um von Martigny aus das Kloster, oder vom Hospiz, wenn man nach Chamouny will, Trient z. B. zu erreichen, während man nur vier bis fünf Stunden braucht, um vom Kloster nach Aosta zu kommen. Einkehr und Aufenthalt von Gästen ist also auf der italienischen Seite ein selten vorkommender Fall.

Bei Gignod that sich uns das Pellinathal auf; ein hellgrüner Gletscherbach, von prächtigen Eichen und Kastanien überschattet, gegen welche die steil aufsteigenden rothen Felswände grell abstechen, flog wie ein rasch aufgerolltes Band durch das tiefeingeschnittene Gelüft. Der Weg wird jetzt belebter; die Arbeiter aus dem nicht sehr fernen Kupferbergwerk kommen thalab und eilen ihren heimathlichen Dörfern zu, denn es ist Sonnabend und sie sehen einem heitern Ruhetag entgegen. Zwei kleine Mädchen begleiteten uns eine Strecke von Gignod abwärts; das ältere mochte eilf Jahre alt seyn und hatte etwas Kokettes und Herausforderndes in seinem ganzen Wesen, besonders in den brennenden schwarzen Augen, in welchen bereits italienisches Feuer glühte. Wir glaubten anfangs, unsere neue Bekanntschaft habe es auf einige Kupferstücke abgesehen; bald aber ergab es sich, daß kindliche Neugier, vielleicht Gefallsucht, das hübsche, lebhafte Kind an unsere Seite fesselte. Nicht ohne einen gewissen Stolz zeigte sie uns endlich die Wohnung ihrer Eltern, ein glänzend weiß angestrichenes Häuschen, das inmitten eines ausgedehnten Weinbergs lag und von einer Fülle duftiger Monatrosen

Digitized by Google

umgeben war. „Kommen Sie nur mit in den Weingarten und esſen Sie Trauben, ſo viel Sie wollen,“ rief die Kleine lachend und ließ zwei Reihen Perlen ſehen, „per far i cor smalti..“ wie der Dichter ſagt. Gern hätten wir das holde Geſchöpf noch länger geſehen und plaudern hören, aber der nahende Abend mahnte zur Eile und wir ſchritten weiter. Die Rebenpflanzungen zu unſerer Rechten wurden ausgedehnter; ſchöne Gartenhäuschen, von Feigen- und Mandelbäumen umgeben, von Roſen umrankt, deuteten auf ein mildered Klima, und die Kultur der Gärten, die langen Reihen von Säulenſtümpfen, welche die Rebenguirlanden laubenartig miteinander verbanden, auf die Nähe einer volkreichen Stadt. Aoſta mit ſeinen vielen Thürmen, mit ſeinem Dome, mit ſeinem Regierungspalaſt, mit ſeinen hellen, ſonnigen Häuſern, das ſchöne, reiche Dorathal mit ſeinen rebengeſchmückten Hügeln, in der Ferne von dem weißen Roſenkranze der Schneeberge umgeben, lag vor uns und die letzten Strahlen des Tages verglommen, als wir in die Mauern der alten Augusta Prätoria einzogen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Ludwigshafen, März.

(Schluß.)

Die Verwüſtung.

Der Morgen des 16. Juni beleuchtete ein grauenhaftes Bild der Verwüſtung. Das Lagerhaus war niedergebrannt und in den geſchwärzten Mauern glühte und qualmte die Maſſe der den Flammen zur Beute gewordenen Güter noch fort. Auch die Schiffbrücke war großentheils vom Feuer verzehrt. Von den Wohnhäuſern war keines den Flammen zum Raube geworden, aber übel zugerichtet ſahen gar manche derſelben aus. Noch ſchwiegen die Kanonen am jenſeitigen Ufer nicht, erſt gegen Mittag trat Ruhe ein. Unterdeſſen hatten die von Frankenthal nach Speyer vorrückenden preußiſchen Truppen zwei in Ludwigshafen gefallene Kanoniere feierlich auf dem Friedhofe zu Oggersheim beerdigt, ein dritter wurde ſchwer verwundet in dieſem Städtchen zurück gelaſſen. Die gefangenen Freiſchärler waren nach Worms und Mainz abgeführt worden, die gefallenen, etwa fünfzehn an der Zahl, wenn ich mich noch recht erinnere, ſcharrte man zu Ludwigshafen hinter einer Scheune ein. — Selbſt in den nächſten Tagen wagten die geflüchteten Einwohner noch nicht zurück zu kehren. Noch immer wurde das Städtchen mit ſeiner preußiſchen Beſatzung durch Schüſſe vom jenſeitigen Ufer beunruhigt. Allmählig aber zog ſich das Weiter um Mannheim ſelbſt immer dichter zuſammen. Von der Neckarfeſte war die Stadt ſchon ſeit einigen Tagen hart bedroht; am 20. war Fürſt Thurn und Taxis mit den bayeriſchen Truppen in Ludwigshafen eingetroffen, der Artilleriemajor Schebel viſirte bereits mit ſeinen Vierundzwanzigpfündern hinüber nach dem europäiſchen Hofe u. ſ. w., die Preußen aber waren bei Oeggersheim über den Rhein gegangen. Die Bürger Mannheims hatten durch Mieroslawski's Abzug Luft bekommen, und ſo ſah man denn einen Kahn mit der Friedensfahne über den Rhein herüberſchwimmen. Er brachte den Bürgermeiſter von Mannheim an der Spitze einer Deputation, die den Fürſten Taxis bat, er möchte Mannheim mit ſeinen bayeriſchen Truppen beſetzen. Das geſchah denn auch am 22. Juni auf ganz kurze Friſt, da unmittelbar darauf die Preußen in die durch Contrerevolution übergebene Stadt einrückten und das Amt der Wächter übernahmen. — Als die geflüchteten Ludwigshafener in ihre Häuſer zurückkehrten, ſah es freilich in und um dieſelben gräulich aus. Man hat viel davon geſprochen, daß durch die Freunde — ob Preußen oder Bayern, wer weiß das genau? — gar mancher Eingriff geſchehen ſey. Ich habe mich darüber nicht gewundert. Wer mag es einem Soldaten verargen, daß er Küchen- und Kellerſchlöſſer ſelber ſucht, wenn im Hauſe Niemand iſt, der für ihn ſorgt, während er ſein Leben jeden Augenblick in die Schanze ſchlagen muß? — Zeit kam man von nahe und von ferne, um die Verwüſtung zu betrachten. Die Straßen waren bedeckt mit Stroh und Baumwolle, die zertrümmerten Fenſter gaben den ſchönen Häuſern das Anſehen traurigen Verfalls, im Innern derſelben lag alles wüſt durcheinander. Da hatte eine Kanonenkugel in ein Dach, dort in ein Zimmer eingeſchlagen; hier war ein Gemſus zerſchmettert, dort ein feinerner Secket zerſplittert. Das Haus zunächſt an der Rheinbrücke war ganz durchlöchert, und im Bahnhofe ſtand eine Lokomotive, in die eine Kanonenkugel ein hübſches, vollkommen rundes Loch geſchlagen. So recht erſchütternd war aber nur der Anblick der großen dunkelrothen Flecken in der Thorfahrt, in den Gängen und in einzelnen Zimmern des Gaſthofes zum deutſchen Hauſe. Das war Menſchenblut. — Niedrig ging es an's Aufräumen, und in Kurzem ſah man kaum mehr eine Spur der vorigen Verwüſtung. Nur die an den einzelnen Häuſern eingemauerten Kanonenkugeln mit der Jahreszahl 1849 erinnerten an die Schrecken jener Tage. Das Aufräumen der Lagerhäuſer ging langſamer vor ſich. Dabei ſtand mancher Zuſchauer und bedauerte die verkohlten Cigarren, den verbrannten Kaffee und den verdampften Champagner, von dem nur noch die an einander geſchmolzenen Flaſchenreſte Zeugniß gaben. Es ſind für 225,000 Gulden Waaren in jener Nacht verbrannt, und nahezu alle gehörten den fremden Handelshäuſern. Wie würde dieſer Freihafen im Kredit ſinken, wenn Bayern nicht mit den nöthigen Summen zu Hülfe käme! Aber die Gegner in der bayeriſchen Kammer meinten ja nicht, daß dem Hafenſtädtchen nicht geholfen werden ſolle, ſie meinten nur, die Pfalz allein möge die Entſchädigungen leiſten, da ſie allein die Schuldige ſey. Wenn dieſes letztere „allein“ erwieſen wäre, dann möchten ſie Recht haben, da aber hier vielleicht mehr als irgendwo das alte peccatur et intra et extra gilt, und die Pfalz für ihren Antheil an der Schuld ſchon über Maß gebüßt hat, ſo thun Miniſterium und Landtag durch Uebernahme der Entſchädigung für Ludwigshafen auf die Kaſſe des ganzen Staates nicht mehr, als Recht und Billigkeit gebieten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 83. Sonnabend den 6. April 1850.

Herrlich vor Tausenden müsse dieß heute dem Wanderer erscheinen,
Der sich auf Alpenschnee noch gestern im Nebel verlor.
Matthissen.

Ueber die penninischen Alpen.

(Fortsetzung.)

Wir fanden in dem geräumigen Gasthause zur Post freundliche Aufnahme, große, helle Zimmer, himmelhohe, sechs Fuß breite Betten mit Damastvorhängen und zahlreiche Gesellschaft von Turin, von Mailand herüber und vom kleinen St. Bernhard herab. Der Speisesaal war mit Gästen aus allen Theilen Europas angefüllt und alle Hauptsprachen unseres Welttheils machten sich geltend. Mehrere Reisende wollten über den großen St. Bernhard in die Schweiz und wir wurden mit Fragen der seltsamsten Art bestürmt, welche freilich in der aufgeregten Zeit und in den vielfachen, oft abgeschmacktesten Gerüchten von dem Treiben der Schweizer ihre Rechtfertigung fanden. „Sind noch Mönche in dem Hospiz?“ hieß es da, „das Kloster ist also nicht geplündert und abgebrannt?“ fragte man dort. „Man sagte uns zu Mailand, die geistlichen Herrn seyen alle in Ketten gelegt und nach Sitten gebracht worden,“ bemerkte eine reizende Irländerin, indem sie ihr Reisehandbuch mit dem Goldklappchen schloß. — „Die Güter der frommen Männer sind nicht säkularisirt, verkauft oder unter die walliser Rothen vertheilt worden?“ lispelte ein französischer Geistliche, welcher die „walliser Rothen“ noch mehr zu fürchten als zu hassen schien. Wir gaben befriedigende Auskunft über den Stand der Dinge auf dem Berge und bemerkten, daß bis zur Stunde von einem Verkaufe der Klostergüter noch keine Rede sey, es auch schwerlich je zu einem solchen kommen werde, und da unsere Nachrichten mit dem im Einklange waren, was die nordwestlich Ziehenden bereits zu Aosta gehört hatten, hob sich das Gespräch bald auf heitern Schwingen zu allgemein anziehenden Gegenständen. Der Abbé gab uns ein sehr lebendiges Gemälde von dem Charakter, Leben und Thun des Grafen von Chambord, ging dann zu dem abenteuerreichen Aufenthalt der Herzogin von Berry in der Vendée über und würde wahrscheinlich noch heute mit seinen Geschichten nicht zu Ende seyn, hätten sich nicht die Augenlieder der schönen Irländerin über die prachtvollen Augen gesenkt und dem Erguß des Franzosen ein Ziel gesetzt. Der Abbé wollte mit Tagesanbruch seine Reise nach Genf fortsetzen und verabschiedete sich in aller Form von der Gesellschaft. Die irische Familie wünschte die Merkwürdigkeiten von Aosta in Augenschein zu nehmen und am kommenden Nachmittage „den Berg“ zu besteigen. Da auch wir den Morgen in Aosta zubringen und dann bis Eastiglione gehen wollten, wurde verabredet, daß wir um neun Uhr Morgens mit dem Besuche der Kirchen beginnen und die Umschau mit einem gemeinschaftlichen Gabelfrühstück beschließen wollten, um unsere abweichenden Wege dann fortzusetzen.

Der Tag graute noch nicht, als die Glocken und Glöckchen der Klöster zu dem »mattutino« riefen. Bald ließ auch der Dom seine ehernen Stimmen laut werden, und da auch die Glocken der nahen Dörfer einstimmten, schien ein Strom von Tönen aller Art durch das Dorathal zu brausen, welcher jede andere Stimme verschlang. Wir tranken unsern Kaffee vor dem an die Post stoßenden Kaffeehause und sahen die Aostanerinnen in ihrem Sonntagsputze zu den Kirchen wandern. Die Tracht ist eher dunt als zierlich, und eher

Digitized by Google

noch schweizerisch als italienisch. So lange man im Gebirge ist, gilt zimmtbraun als die Lieblingsfarbe, im Aostathal herrschen mehrere grelle Farben vor; so wie man die Ebene von Piemont betritt, findet man eine und dieselbe Farbe, aber dann auch eine sehr in das Auge stechende. Im untern Dorathal kleiden sich die Frauen schwarz und roth, oder blau und weiß, bei Ivrea grellroth vom Kopf bis zu den Füßen. Schönheiten darf man unter den Aostanerinnen nicht suchen; fast alle Mädchen, welche ich sah, waren kränklich blaß, schlecht gewachsen, und die Anlage zum Halsgeschwulst ist beinahe überall unverkennbar. Kropf, Aussatz, Cretinismus sind noch immer heimisch in dem schönen Thale, das die Dora durchströmt; dieser örtliche Fluch weicht aber allmählig dem Einflusse einer bessern Erziehung, welche vor allem andern auf Reinlichkeit dringt. Man hat mir mehrfach gesagt, daß sich seit zehn Jahren, oder seitdem die sardinische Regierung begonnen hat sich der Jugenderziehung anzunehmen, eine merkliche Verbesserung in dem Zustande der untern Volksklasse zeige, und daß man Hoffnung habe, mit der Zeit diesen pestartigen Uebeln ein Ziel zu stecken.

Endlich stellte sich auch die irische Familie ein und wir begannen im Geleite eines ziemlich mundfertigen Cicerones unsere Umschau. Die Kirchen fesselten uns nicht lange, denn draußen hatte die Sonne die Nebel niedergedrückt und füllte das Thal mit einem Glanze, welcher selbst auf das eherne Herz unseres irländischen Gutsbesitzers einigen Eindruck zu machen schien. Die zwei römischen Thore auf der Ostseite der Stadt mit ihren drei Durchgängen hat das Alter stark gebräunt und zernagt, und da wir jetzt überall Thore zu sehen gewöhnt sind, durch welche Dampf- und Güterwägen ziehen, machen diese gedrückten Wölbungen keinen angenehmen Eindruck. Der alte Triumphbogen dagegen gehört zu den schönsten seiner Art; leicht und stolz steigt er empor und die wechselnden Farben des Steins vertreten, aus einiger Entfernung gesehen, die Stelle der fehlenden Basreliefs und Inschriften. Der Cicerone führte uns von hier an der Südseite der Stadt eine leichte Anhöhe empor und zeigte uns den Schreckensthurm und die Ruinen des „Hungerschlosses.“ „Der Schreckensthurm,“ berichtete der Führer, „ist, wie Sie sehen, aus uralter Zeit und ganz aus Marmor aufgeführt. Nach einigen soll Terentius Varro Murena hier gewohnt haben, als er die Dora in die Keller der Stadt leitete, wohin sich die geängsteten Bewohner geflüchtet hatten. Das Hungerschloß hat seinen Namen von einer Grausamkeit anderer Art. Graf Renatus von Chalant, oder, wie man hier den Namen ausspricht, Chalanch, hatte ein eben so schönes als treues Weib. Als er eines Abends unvermuthet in sein Schloß zurückkam, fand er einen hübschen Edelknaben der Gräfin in ihrem Gemache. Die Eifersucht ergriff den rohen Mann und er sperrte das arme Weib in einen Thurm und ließ sie Hungers sterben.“

Als wir uns auf der Nordseite der Stadt wieder näherten, zeigte der Führer uns in der Ferne in einer Felswand, welche die Dora bespülte, eine grottenartige, von Gebüsch umrankte Oeffnung, welche, wie er behauptete, das Volk die Teufelsgrotte nennt. „Unser schönes Italien,“ sagte er, „ist von der Natur nicht bestimmt der Schauplatz blutiger Kriege zu seyn; sie hat alles gethan, um Fremden die Lust zu nehmen in das Land einzudringen; aber Raubgier, Herrschsucht, Ehrgeiz sind nicht minder verlockend, als die überschwänglichen Reize unseres Landes. Wenn übrigens die natürlichen Schwierigkeiten und Hemmnisse in allen Jahrhunderten fast dieselben waren, so stellte jede Zeit dem Eindringen fremder Heere Hindernisse eigenthümlicher Art entgegen. Hannibal mochte es nicht leicht finden, seine Elephanten über den kleinen St. Bernhard zu bringen; denn daß er diesen Paß überschritten, um nach Italien zu kommen, bezweifelt Niemand in unserem Thale; welchen Schweiß es Napoleons Kriegern gekostet hat, ihre Kanonen über das Gebirg zu schaffen, ist weltbekannt; im Mittelalter aber war ein ganz anderer, mächtigerer Feind zu bewältigen — der Aberglaube. Das Grab des Heilandes sollte befreit, die Feinde der Christenheit sollten vernichtet werden. Nichts natürlicher, als daß die Hölle ihre Teufel aussandte, um ein solches Vorhaben zu vereiteln. Lawinen, Schneestürme, Bergstürze, übertretende Gebirgswasser — alles galt für das Werk der Hölle. Der h. Bernhard begann die Teufel in Grotten und Höhlen zu bannen und seine Nachfolger thaten deßgleichen, so daß es um den „heiligen Berg“ kaum eine Felsenkammer oder Grotte gibt, in welcher man nicht an stürmischen Tagen die armen Teufel in ihren Kerkern jämmerlich heulen hört. Zuweilen gelingt es ihnen die Wände ihrer Gefängnisse zu sprengen, und dann fliegen die Felsenstücke in die Thäler, hemmen den Lauf der Waldbäche, daß sie zu Seen anschwellen und die Wohnungen der Hirten überfluten, oder sie bedecken die grabreichsten Matten und dustigsten Almanden mit Geröll, während die Teufel selbst in tausendfachen Gestalten unser armes Land durchziehen und den Samen des Unheils ausstreuen. Der rothen Farbe sind sie besonders zugethan, und wo sich die blutigen Federn ihrer Schlapphüte zeigen, da kann man stets mit Sicherheit darauf rechnen, daß demnächst ein großes Unglück über unser armes Italien hereinbrechen wird.“

Digitized by Google

Wir ſahen unſern Mann erſtaunt an. Mit dem gutmüthigſten Lächeln blickte er in die ſonnenwarme Gegend hinein, und als wir ihn fragten, wem er ſeine Weisheit verdanke, ſagte er ehrlich, die frommen Herrn Auguſtiner hätten viel Güte für ihn und ließen ſich oft herab, ihm dieß und jenes zu erzählen und zu erklären. Er fand es jedoch für gut, zum Weiterſchreiten zu mahnen, indem wir das Amphitheater noch in Augenſchein zu nehmen hatten. Dieſes ſogenannte Amphitheater iſt aber nichts weiter als der Reſt einer ovalen Mauer, welcher eine gerade, auf zwei Stockwerke deutende Mauer gegenüber ſteht; wahrſcheinlich ſind es die Trümmer eines antiken Theaters.

(Schluß des fünften Artikels.)

Erinnerungsblätter aus Raſtatt.

(Fortſetzung.)

„Was wird aber aus uns?“ riefen Böning und Leſebre. „Wir,“ antwortete ich, „thun unſere Schuldigkeit als Männer von Ehre und opfern uns für unſere Leute.“ — Die Uebergabe auf Gnade und Ungnade ward beſchloſſen. — Es war ein großer Moment, als die Mitglieder des Kriegsraths mit feſter Hand das Protokoll und muthmaßlich damit ihr Todesurtheil unterſchrieben; denn über unſer Schickſal machten wir uns nun keine Täuſchung mehr, wenn auch einige nicht gerade an den Tod dachten. Ich für meine Perſon war darauf gefaßt und hatte meiner Frau ſchon von Freiburg aus Lebewohl geſagt.

Ich ſehe ſie noch alle ſo lebhaft vor mir, daß ich ſie malen könnte! Links von mir Tiedemann, rechts Biedenfeld, neben ihm Böning, dann Jakobi, Heilig, und die andern im Kreiſe umher. Von einigen hat der Sand von Raſtatt bereits das Blut getrunken; ſie ſtarben wie Männer für Freiheit und Ehre; wir andern harren noch dieſes Looſes.

Noch ſehe ich, wie der alte Böning mit beiden Händen ſein altes Haupt faßte und zu meinem Zimmer hinausſchritt, während Leſebre nach Fort B eilte, in der Abſicht, die Flüchtlingslegion zu verſammeln und zu irgend einem verzweifelten Entſchluſſe zu bewegen. Ich rief ihm warnend zu an das Beſte Aller zu denken, und ſchickte einige vertraute Perſonen ihm nach, um wo möglich Unheil zu verhüten. Ich ſelbſt ging in die Stadt, welche ich in lebhafter Aufregung fand. Die Nachricht von der Botſchaft, die ich gebracht, und der Beſchluß des Kriegsraths hatten ſich ſchnell verbreitet, obgleich letzterer eigentlich bis zum andern Morgen, wo der große Kriegsrath zuſammen berufen war, geheim hätte bleiben ſollen. Ueberall hatten die Soldaten Gruppen gebildet. Ich miſchte mich unter ſie, ermuthigte und tröſtete ſie. Mit ſchmerzlicher Genugthuung ſah ich, daß meine Worte niemals ihres Zwecks verfehlten, und wie mir von allen Seiten Beweiſe der Achtung, des Vertrauens und der Liebe gegeben wurden. O hätte ich an der Spitze dieſes Heeres geſtanden! — Doch was helfen die Wenn! Meine Zeit war eben noch nicht gekommen.

Als ich am Vormittag mit Graf Schmettow in dem Zelt allein war und wir beide ſehr von der Hitze zu leiden hatten, fiel mir mein Verſprechen ein, ihm Eis zu ſchicken; ich wiederholte es, nahm aber das mit den Bomben zurück, da dieſelben zu glücklich fallen und noch zuletzt einen Schaden anrichten könnten, der uns theuer zu ſtehen kommen würde. Der Prinz war nämlich in der Favorite. — Als ich in die Stadt zurückgekehrt war, ſandte ich mit einem Briefe einen Kübel Eis an Graf Schmettow und fügte ſechs Flaſchen Champagner hinzu, welche jedoch, wie ich ſpäter hörte, zurückgeſchickt worden ſeyn ſollen.

Als ich von meinem Gang durch die Straßen nach dem Schloſſe zurückkehrte, fand ich einen Auflauf von Soldaten vom erſten Regiment, welche noch Löhnung zu fordern hatten und fluchten, daß die Kaſſe bereits geſchloſſen ſey und man ſie auf den andern Morgen vertröſtet habe. Tiedemann kam gerade vom Schloß herunter und miſchte ſich in ſeiner gewohnten Weiſe unter die Soldaten; allein er flößte ihnen keinen Reſpekt ein, ſondern erbitterte ſie, und einige junge Burſche wollten eben Hand an ihn legen, als ich mich dazwiſchen warf und die Frechen auf eine Weiſe zurechtwies, daß die eigenen Kameraden ſie für ihr Vergehen ſehr eindringlich beſtraften.

Während der Nacht waren in der Stadt Exceſſe vorgefallen, wie ſie wohl auf Schiffen, die dem Untergange nahe ſind, ſtattzufinden pflegen. Die Soldaten hatten die Magazine erbrochen und allerlei Gewaltthätigkeiten verübt, welche die Einwohner mit gerechten Beſorgniſſen erfüllten. Schon am frühen Morgen war der Schloßhof voll Menſchen, die alle nach der Montirungskammer wollten, um hier noch Tuch und andere Gegenſtände zu faſſen. Jeder faß zu, was er noch bekommen konnte.

Unter ziemlichem Tumult kam der große Kriegsrath zuſammen, allein auch Andere drangen in den Saal und ich machte mich auf ſtürmiſche Auftritte gefaßt. Die Sache ging indeſſen ruhiger ab, als ich erwarten konnte. Ich ſagte der Verſammlung ungefähr daſſelbe, was ich dem kleinen Kriegsrath geſagt. Alle ſahen ein, daß wir, welche die Uebergabe bereits beſchloſſen, mehr zu fürchten hatten als ſie alle, und dieſer Gedanke verfehlte ſeinen Eindruck nicht. Man

Digitized by Google

stimmte allgemein für die sofortige Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Dieß ging mir indessen zu schnell. Ich erklärte mich dagegen und verlangte, man solle durchaus darauf bestehen, persönlich mit dem Großherzog zu unterhandeln, da ich auf die Gnade des Prinzen von Preußen nicht das geringste Vertrauen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Darmstadt, März.

Der Göritzsche Prozeß.

Seit meinem vorigen Berichte ist diese Angelegenheit in ihrem Entwicklungsgange nur langsam vorgeschritten. Jeden Tag zweimal Sitzung, mit Ausnahme des Samstags Nachmittags und des Sonntags; jeden Tag das Aufrufen von Zeugen, welche, zumal in der letzten Zeit, häufig aus ihren Wohnungen geholt werden mußten, weil es allerdings sehr lästig ist, wochenlang im Zeugenzimmer geduldig jenes Aufrufs zu harren; jeden Tag die vorzugsweise Beförderung von Zeugen, welche zu ihren Berufsgeschäften außerhalb Darmstadt zurückverlangten und nur einen dürftigen Ersatz für die Kosten ihres Hierseyns in den ihnen verabreichten Zeugengebühren erhielten; jeden Tag endlich die Hoffnung im Publikum, es werde eine plötzliche Entdeckung Licht in die dunkle Sache bringen, ohne daß diese Hoffnung sich verwirklichte. Sonderbar, selbst auf Johann Stauff, den passiven Helden dieses außerordentlichen Dramas voll Mord, Gift und wiederausgegrabenen Schätzen, richtete sich jene Hoffnung. Man glaubte seine geschlossenen feinen Lippen werden sich freiwillig zu einem Geständnisse öffnen, an die Stelle ruhiger Blässe oder fliegender Röthe auf seinem Gesicht, welchem eben so sehr lange jährige Haft als inneres Leid oder Ausschweifungen den Typus der Abspannung aufgedrückt haben konnten, werde endlich eine bestimmtere Färbung treten und nachhaltige Erschütterungen sich am Gebäude einer Seele geltend machen, welche bis jetzt nur durch zwei beständig rege Augen den Verkehr mit der Außenwelt unterhielt. Doch nein, man glaubte dieß nicht; es war nur eine Wissen dessen, der Joh. Stauff für schuldig hielt, was vielleicht alle außer seiner Gliedern thun. Aber schnell trat diese Wissen zurück vor der deutlichen Erfahrung, daß die Aussagen der Zeugen, die Verhalte und die, selbst bei dem nicht sehr bedeutenden inquisitorischen Talente der Präsidenten, den Angeklagten scharf anpackenden Verlegenheiten ohne Wirkung bei einem Menschen waren, der, wie sein Zugenlehrer neulich aussagte, mit gefälligen Manieren und große Fassungskraft zugleich eine Kunst des Leugnens verbindet, welche schon in der Schule zur Virtuosität gelangt war. Und dennoch achtete man sorgsam auf jedes Wort, welches zu sprechen ihn der Präsident oder — seltener — eigener Antrieb veranlaßte. Man erwartete weniger Geständnisse, als daß er sich verwickeln, oder daß er zu Widerrufen sich veranlaßt finden werde, bis jetzt vergeblich. Auch wage ich kaum in dieser Beziehung noch viel zu hoffen; denn allerdings stehen noch die Verhöre der Angeklagten bevor; aber indem sie in dieses Gebiet eintreten, sind sie auch durch die bisherige Verhandlung völlig eingeweiht, was man gegen sie aufbringen kann; ja die Höhepunkte dieser bisherigen Verhandlung, die stärksten Spitzen und Schärfen derselben haben stark ihre Haut gestreift, indem der Präsident, von der so nahe liegenden Gelegenheit veranlaßt, in gewiß richtigem natürlichem Takt sie zur Erklärung darüber aufforderte. Nun, da sie dieß — Johann Stauff mit rasch hingezogenen Worten und diplomatischen Ausweichungen, Heinrich Stauff mit unumwundenem keckem Trotz und Jakob Stauff mit brutaler Apathie — gegeben, sind sie auch für das Kommende genügend vorbereitet. Sie brauchen nur von jenen Höhepunkten aus hin und her vervollständigende Böden zu ziehen, und das Lügengewebe — wie viele meinen — ist fertig. Sie hatten dann noch den Vortheil größerer Ruhe bei ihrer Ueberei. — Es wäre zu verwundern, daß bei dieser Lage der Sache und bei den Provokezeichnungen, welche so ziemlich jeder macht, ohne deßhalb ein Provhet seyn zu wollen, sich fortwährend ein so großes inneres und äußeres Interesse an der Sache bethätigt, wenn nicht trotz alledem, auch bei dem ungenügendsten Erfolge, die Verhältnisse, die Situationen, die Konflikte einen so großen Reiz übten, wenn nicht das Leben der großen Welt neben dem Leben der kleinen Welt in den mannigfaltigsten Bildern am Zuschauer vorüber ginge, wenn nicht hinter dem Tragischen des Ereignisses, wie es auch dem ungeübteren Auge bald kund wird, ein zweites Tragisches aufrieche und jenes Tragische weit überflügelte. Oder ist dieß tragisch, daß eine Gräfin höchst wahrscheinlich ermordet wurde? Ist nicht viel tragischer, daß der Reichthum, der vielen als das Höchste erscheint und um den die Gräfin selbst, bei all ihrem Ueberfluß, in Form von Sparsamkeit und häuslicher Aufsicht sich ängstlich mühte, hier nur die Brücke zu Brand und Mord wird? Oder läßt sich die Schauergeschichte denken ohne jene weitklaffenden leeren Räume und ohne jene Isolirtheit, welche da doppelt schauerlich auftritt, wo sie kein Geschöpf unabwendlicher Verhältnisse, sondern reine Willkür ist, welche dem Natürlichen sich ab- und dem Raffinement sich zuwendet? — Von den seit meinem vorigen Bericht vernommenen Zeugen waren mehrere, weniger durch ihre Aussagen, als durch sich selbst, bedeutungsvoll und anziehend. Besonders machte sich dabei der sogenannte Mittelstand geltend, zumal der weibliche. Kammerdienerfrauen, Kutscherfrauen drückten sich nicht nur mit Anstand, sondern auch mit Feinheit und sichtlichen Spuren von Bildung aus. Jener schon erwähnte Jugendlehrer des Johann Stauff, der, obgleich erst in der Mitte der Vierzig, doch schon zweiundzwanzig Jahre am nämlichen Orte wirkt und jeden Tag zweihundert Kinder unterrichtet, weg mit so viel Takt, so viel Gewissenhaftigkeit Lob und Tadel seiner gewesenen Schülers ab, daß selbst der allzeit fertige Vertheidiger des Johann Stauff nicht behend genug war, in diesem Falle noch Lappen aus der Aussage zu machen und Charpie daraus zu zupfen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 84. Montag den 8. April 1850

Paris ist der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart, und das Fernrohr der Zukunft. Es ist ein Register der Weltgeschichte, und man braucht blos die aufgeschlagene Ordnung zu kennen, um alles aufzufinden. Es ist schwer hier vonnm zu bleiben, denn habe der Geist auch seine eigenen Flügel, er wird von andern emporgetragen.

Börne.

Von Paris nach London.

Die Entfernung zwischen den beiden größten Städten Europas ist merkwürdig eingeschrumpft. Man ißt in Paris zu Abend und frühstückt am andern Morgen bequem in London. Dampf zu Wasser und zu Lande haben das Unglaubliche geleistet. Das kosmopolitische Prinzip hat hier die größten Fortschritte gemacht. Wie die Dampfmaschine weder vor Bergen noch vor Abgründen und Strömen zurückbebt, so überwindet sie auch die Ecken und Einseitigkeiten der Nationen, und nirgends empfindet man dieß deutlicher, großartiger und grotesker als auf einer Reise von Paris nach London, einer Reise, die beinahe aufgehört hat für eine solche zu gelten.

Wenn man mit der größten Schnelligkeit von den Quais der Seine sich an die Docks der Themse versetzen will, so hat man Paris Abends acht Uhr mit dem Zuge der Nordbahn zu verlassen. Man kann in Paris sogleich ein Billet für die ganze Reise nehmen. Mir lag eben nicht viel an einer solchen Schnelligkeit. Ich verließ deßhalb Paris mit dem Morgenzuge. — Man fühlt sich eigen gestimmt, wenn man Paris verläßt, wenn man, seine Koffer vor sich, zum letztenmal durch die Straßen in einer Droschke dem Bahnhofe zueilt. Keine Stadt der Welt fesselt wie Paris; sie hat für jeden, mag er seyn wer er will, mag er treiben was er will, eine magnetische Anziehungskraft. Paris zeigt jedem das Gesicht, welches er eben sehen will und in welches er sich am leichtesten verlieben mag. Für den einen ist es die große leichtfertige Kokette Europas, für den andern ist es die ernste, strenge Richterin der europäischen Geschichte; dem einen ist es die Buhlerin, dem andern zeigt es die tiefen Wundenmale der europäischen Menschheit; der eine hört in Paris nur das Flüstern der Sirenen, der andere vernimmt das schwere Grollen unterirdischer Mächte; der eine sieht die Vergangenheit in den Steinen, welche reden, der andere sucht die Zukunft in den Menschen und in den Situationen. Der gemeine Fremde, der Tourist gewöhnlichen Schlags vergißt über dem Strudel und über dem anmuthigen Hinundherlocken des Pariser Lebens leicht die ernsten Seiten des großen Gemäldes und kommt in der Regel erst dann zu einigen alltäglichen Reflexionen, wenn er zur Abreise auf den Eisenbahnhof fährt. Er erwacht dann mit ziemlich wüstem Kopf aus einem Rausche und muß sich selber gestehen, daß er von Paris mehr hätte lernen können, als er gelernt hat. Das brauchte ich mir nicht zu sagen, das Jahr meines Aufenthalts war gut angewendet gewesen, aber dennoch wurde mir das Scheiden schwer.

Jetzt durchschneidet der Wagen die Boulevards, öde in der Frühe des Pariser Morgens, angehaucht an ihren Schornsteinkronen von den frischen Sonnenstrahlen. Jetzt schleppt sich der Wagen die steile Rue Hauteville hinauf, dort tritt noch einmal die schöne Kirche Saint Vincent de Paule hervor, und jetzt sind wir am großen Bahnhof, der England, Deutschland und Frankreich zu einer großen Genossenschaft mit eisernen Banden zusammenkettet.

Der Zug fliegt von dannen, ade, Paris! Hier noch einen Blick auf den alten Montmartre, dessen Windmühlen mit ein Lebewohl zuwinken, dort noch einen auf die riesigen Festungswerke, die Paris weder bezähmen noch vertheidigen können, und die jedenfalls ein sehr verunglücktes Unternehmen sind, endlich noch

Digitized by Google

einen Blick auf St. Denis, wo Frankreichs königliche Dynastien ſchlummern. Hinter Enghien und Montmorency verſchwindet immer mehr der Typus, welchen alle großen Städte, mit Ausnahme von Berlin, auch ihren ländlichen Umgebungen aufzudrücken wiſſen. Mit Vergnügen ſehe ich, daß ich in meinem Coupé vorläufig allein bin.

Wer die deutſchen und engliſchen Eiſenbahnen kennt, muß zugeben, daß das franzöſiſche Eiſenbahnweſen weit hinter der Zeit zurückgeblieben iſt. Es iſt das ein ſehr deutlicher und trauriger Fingerzeig auf die innern Zuſtände Frankreichs. Deutſchland, England und das kleine Belgien ſind bereits von einem weiten Eiſenbahnnetze überzogen; in Frankreich iſt ein ſolches Netz, welches Pyrenäen und Rhein, Kanal und Mittelmeer mit Eiſenſchienen verbindet und natürlich Paris als Mittelpunkt annimmt, noch lange nicht fertig. Es ſind allenthalben erſt kleine Bruchſtücke vorhanden. Ganze große und wichtige Landestheilſtrikte, namentlich im Südweſten, ſind noch außer aller Eiſenbahnverbindung.

Dieſe für Frankreich ungünſtige Thatſache erklärt ſich aus Frankreichs allgemeinen Zuſtänden leicht. Daß während Ludwig Philipps achtzehnjähriger Regierung die großen Verkehrswege in Frankreich nicht in demſelben Maßſtabe wie in andern Ländern ausgebildet wurden, iſt wohl einer der ſchwerſten Vorwürfe, die der geſtürzten Regierung zu machen ſind. In Deutſchland, in England, in Belgien baute man die Eiſenbahnen nach großen ſtaatswirthſchaftlichen und nationalen Geſichtspunkten; in Frankreich wurde das ganze Eiſenbahnweſen nur der Gegenſtand einer großen und mehr oder minder ſchmutzigen Spekulation; es handelte ſich nicht um die Nation, ſondern um die Bevorzugung und um die Gewinnſte dieſer und jener Compagnien. Die „Corruption“ grub mit den Eiſenbahnen am eifrigſten am Grabe der Dynaſtie. Durch die Februarrevolution iſt aber auch in dieſer Beziehung gar nichts gebeſſert, im Gegentheil manches verſchlechtert worden. Auf den Eiſenbahn-Compagnienſchwindel unter Ludwig Philipp folgte zuerſt eine allgemeine Erſchütterung des Kredits, die ſeitdem fortwirkt, da Niemand Vertrauen auf die Zuſtände der Gegenwart hat, und die natürlich alle nationale Entwicklung ſtört. Seit man nun aber wieder angefangen hat die Eiſenbahnen in Angriff zu nehmen, wird wieder ganz derſelbe Weg eingeſchlagen, der unter Ludwig Philipp ſo traurige Früchte getragen hat.

Dieſe Compagnien haben gar keinen andern Zweck als den Geldzweck; deßhalb ſind die Preiſe im Durchſchnitt ſehr hoch und die Einrichtungen ſehr ſchlecht, und was das gemeine Volk betrifft, geradezu inhuman und brutal. Die zweite Klaſſe iſt durchſchnittlich ſchlechter als die dritte unſerer deutſchen Bahnen; die dritte Klaſſe iſt ganz abſcheulich und wie darauf eingerichtet, den großen Volksmaſſen, die ſich ihrer bedienen müſſen, Krankheiten zuzuziehen, da ſie in offenen Wagen allen verſchiedenen Einflüſſen der Witterung ausgeſetzt ſind. Dieſe Inhumanität iſt im höchſten Grade beleidigend, wirft aber ein bezeichnendes Licht auf die Stellung der verſchiedenen Klaſſen in Frankreich zu einander. Um den Wucher noch weiter zu treiben, wird man z. B. auf der Nordbahn gezwungen, für die Abendzüge, welche unmittelbar mit Köln und London in Verbindung ſtehen, ſtets die erſte Klaſſe zu bezahlen.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungsblätter aus Raſtatt.

(Fortſetzung.)

Nun trat Tiedemann auf und verlangte, daß die Uebergabe jedenfalls noch im Laufe des Tages ſtattfinden ſolle, da bei der Zügelloſigkeit, die bereits unter der Beſatzung eingeriſſen, die größte Gefahr für die Stadt vorhanden ſey. Kein Menſch ſey mehr auf den Poſten und die Preußen könnten die Feſtung während der Nacht einnehmen und ſie dann als eine eroberte behandeln. Das Geſchrei, welches vom Schloßhofe herauftſchallte, unterſtützte dieſe Rede, und ſo wurde ich denn abermals von der Verſammlung beauftragt, die Feſtung unter allen Bedingungen noch im Laufe des Tages zu übergeben. Es war dieß Montag der 23. Juli 1849. Ich ſelbſt fertigte mir ſogleich in den bündigſten Ausdrücken die unumſchränkteſte Vollmacht aus, welche auf der Stelle unterzeichnet wurde.

Als ich in den Schloßhof kam, ſah ich einen großen Tumult. Artilleriſten und Dragoner, auch Infanteriſten hatten die Montirungskammer geſtürmt und eilten mit geſtohlenen Ballen Tuch davon. Um dem Unweſen ein Ende zu machen, wurden ſogleich zwei Geſchütze, jedoch nur blind geladen, gegen die dichten Haufen abgefeuert und ein Mann an der Hand verwundet, worauf die Menge auseinander ſtob, beſonders als ſie den Befehl hörte mit Kartätſchen zu laden.

Als ich mich fertig machte, in das preußiſche Lager zu fahren, kam Biedenfeld und erklärte, er wolle mit mir gehen, um das Nöthige wegen des Ausmarſches der Truppen bei der Uebergabe zu vernehmen. Möglich, daß ſeine Begleitung auch noch einen andern Zweck hatte, ich weiß es nicht; allein mir war ſie ganz recht, da ſie mich jedenfalls gegen ſpätere Nachrede ſicher ſtellte; denn ich war darauf gefaßt, daß Leute, welche die Verhältniſſe nicht kannten, mich

Digitized by Google

schief beurtheilen würden. Ich hielt es jedoch nicht für anständig, daß Biedenfeld mich gewissermaßen so als Mitläufer begleite, und ſetzte meiner Vollmacht, mit Tiedemanns Einwilligung, noch den Namen Biedenfelds bei, was auch auf der Schrift, die ſich in den Händen des Generals v. d. Gröben befindet, zu erſehen iſt.

General Gröben ſchien die Nachricht, daß wir die Feſtung noch heute übergeben wollten, mit vielem Vergnügen zu vernehmen, und ich beſprach mit ihm die Punkte der Capitulation; denn wenn auch keine eigentlichen Bedingungen zugeſtanden werden ſollten, ſo hoffte ich doch irgend etwas in die Capitulation mit aufgenommen zu ſehen, was mit den Verſprechungen des Generals in Einklang ſtand. Während wir noch darüber ſprachen, kam eine Meldung, die den Grafen zu überraſchen ſchien: ein Hauptmann ſollte bereits in Fort A eingedrungen ſeyn. Er theilte uns die Meldung mit und ſagte: „Ich will ehrlich handeln und keinen Gebrauch davon machen, ſondern den Befehl ertheilen, daß der Hauptmann ſich zurückzieht.“ Die Sache war übrigens nicht ſo gefährlich. Ein Hauptmann hatte ſich ſpazierend der Feſtung genähert, und da die Soldaten wußten, daß in wenigen Stunden Raſtatt übergeben werden ſollte, hatten ſie ihn eingeladen in's Fort zu kommen; Soldaten hatte er nicht bei ſich.

Die Capitulation kam endlich zu Stande. Nachdem wir dieſelbe verabredet hatten, ſchrieb ſie Graf Gröben ſelber nieder. Ich bezweifle, daß man ſie öffentlich bekannt gemacht hat, und es thut mir leid, daß ich nicht noch beſonders eine Abſchrift für mich genommen. Der Inhalt war indeſſen folgender: „Die Beſatzung von Raſtatt übergibt ſich Sr. königl. Hoheit dem Herrn Großherzog von Baden und den in ſeinem Namen vor der Feſtung liegenden preußiſchen Truppen auf Gnade und Ungnade. Sie empfiehlt ſich jedoch der Gnade des Großherzogs und es ſollen ihr alle Vortheile bewilligt werden, welche andern der aufſtändiſchen Truppen, die früher übergegangen, bewilligt worden ſind, und Graf Gröben wiederholt die Herrn v. Corvin in dieſer Beziehung mündlich gemachten Verſicherungen. Um vier Uhr Nachmittags übergibt die Beſatzung den königlich preußiſchen Truppen das Fort C. Um fünf Uhr rückt die Beſatzung in drei gleichen Abtheilungen zu dem Rhein-, Carlsruher und Niederbühler Thore hinaus und ſetzt die Gewehre auf dem Glacis zuſammen. Die Staabsoffiziere können zu Pferde ſeyn, die Artillerie bleibt auf dem Markte ſtehen. Die königlich preußiſchen Truppen rücken unterdeſſen gegen die Feſtung vor und ſtellen ſich am Saume des Waldes auf, um die Beſatzung in Empfang zu nehmen. Die Soldaten behalten ihr Gepäck, das der Offiziere wird auf Wagen jeder Kolonne nachgeführt.“ Graf Gröben hatte, um das Demüthigende des Gewehrſtreckens uns zu erſparen, den Ausweg gewählt, daß wir die Waffen auf dem Glacis niederlegten. Dieſe Schrift ward ſogleich mehrmals copirt. Unterdeſſen kam Graf Gröben wieder in das Zelt und theilte uns noch den Wunſch mit, daß die Offiziere keine Epauletten tragen möchten, da doch mehrere der Linienoffiziere früher eine nicht ſo hohe Charge bekleidet hätten. Dieſen Wunſch hatte ſicher einer der badiſchen Offiziere ausgeſprochen.

Biedenfeld und ich hatten das Exemplar der Capitulation unterzeichnet, welches der General geſchrieben. Das, welches ich mitnahm, unterzeichnete für den General ein Herr v. Alvensleben, Major im Generalſtabe, was mir erſt ſpäter auffiel. Ich muß geſtehen, es wäre mir lieb geweſen, wenn Graf Gröben ſelbſt unterzeichnet hätte. — Sehr niedergeſchlagen, wenigſtens was mich betrifft, kehrten wir nach Raſtatt zurück. Biedenfeld aber ſchien ganz vergnügt und ſagte, er wolle zum Niederbühler Thor und mit — Muſik hinausziehen. Ich fragte, ob er wahnſinnig geworden ſey? allein er wollte ſich nicht davon abbringen laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

Literatur. — Carlyle's neue Zeitſchrift.

Wir ſind hier nicht ganz ſo politiſch, wie Sie auf dem Continente; wir fühlen noch Zeit und Muße, und auch den Sinn für die leichtfertigen Kinder der Muſen. Doch wollen wir dabei nicht in Abrede ſtellen, daß auch dieſe ſich mitunter hinter eine Tendenz verſtecken, oder zur Abſpiegelung einer materiellen Lebensfrage dienen, worüber man denn auch nicht zürnen darf; denn wer hat ein Recht im Angeſichte der Zeit den Blinden zu ſpielen? — Das Merkwürdigſte, das uns das Jahr 1850 gebracht, iſt eine Zeitſchrift von Thomas Carlyle, „Latter-day Pamphlets“ betitelt. In ihrer erſten Nummer ſpiegelt dieſelbe uns den Zuſtand der Zeit ab. Sie ſchildert uns das neunzehnte Jahrhundert mit all ſeinen Sünden, ſeinem Unglauben, ſeiner grauenhaften Anarchie und Verwirrung aller Art. Beſonders ſcharf iſt die Beſchreibung der Könige, die durch Gottes Gnade über Länder und Völker zu herrſchen behaupten, und doch für ihr göttliches Recht nicht zu kämpfen wiſſen; was man durch Gottes Gnade zu beſitzen glaube, dafür ſollte man auch Gut, Blut und Leben einzuſetzen wagen. — Eine Regierungsform empfiehlt uns Carlyle nicht. Keine ſcheint ihm geradezu den Beyzug zu verdienen, ſelbſt nicht die engliſche, die im Gegentheil nach ſeiner Meinung gar manches zu wünſchen übrig läßt. Ein Diktator wie Cromwell wäre allenfalls nach ſeinem Sinn. Dafür aber möchte er der arbeitenden Klaſſe gehorſam wiſſen. Die dreißig tauſend Mätheirinnen in London liegen ihm ſehr am Herzen, ſo wie jedes Menſchenkind, das beim beſten Willen im Schweiße ſeines An-

Digitized by Google

geschickt seinen Unterhalt zu gewinnen, die Hände im Schooße verbringen muß. Er schlägt vor, die Arbeit des Proletariats dadurch zu organisiren, daß man es auf soldatischen Fuß setzt, es förmlich in Schaaren zu reihen und bei der Arbeit anzustellen. Wie in jedem Individuum ein inneres Muß ist, das es freiwillig das Tägliche und Nothwendige zu thun, so will er für die Gesammtheit ein äußeres Muß schaffen, das der zarten Stimme des Gewissens nachhelfe, eine Idee, die die Communisten nicht sehr ansprechen wird. Ueberhaupt aber können dieselben schwerlich auf seine Theilnahme rechnen; eine Welt, in welcher der Fleißige und Geschickte mitarbeiten müßte für den Faulen und Ungeschickten, wäre eine Welt der Ungerechtigkeit, von der er nichts wissen will. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, aber auch seinem Dienste. — Das Motto seines Pamphlets hat der Geistlichkeit einigen Anstoß gegeben. Es lautet: „Wohl, so helfe Gott uns allen!“ — Nein, bei Gott, wir müssen ihm auch selbst ein wenig dabei zu Hülfe kommen.“ — Die Nummer für den Februar handelt von den Mustergefängnissen, mit denen man jetzt in England einen Versuch gemacht hat. Carlyle beschreibt seinen Besuch in einem derselben, und den Eindruck, den die Gefangenen auf ihn gemacht, besonders die Charisten-Notabilitäten, so wie die großartige Einrichtung des ganzen palastartigen Bauwerks.

(Fortsetzung folgt.)

Darmstadt, März.

(Fortsetzung.)

Der Görlitzsche Prozeß.

Ueberhaupt merkte man bis jetzt bei den Zeugenaussagen in dieser Sache nur wenig Zurückhaltung und Hinterhältigkeit, wodurch sie sich sehr vor dem großen Giftenbahnprozeß im Oktober v. J. auszeichnet. Die damals so häufigen Ausforderungen des Präsidenten, der Wahrheit die Ehre zu geben, alles zu sagen u. s. w., sind bis jetzt meines Wissens nur bei Ginter Zeugin, der Köchin, zur Anwendung gekommen, welche zur Zeit des Todes der Gräfin im Hause diente und, wie dem Publikum und wohl auch dem Präsidenten schien, zu Gunsten des Joh. Stauff manches nicht mehr wußte. Diesen Zeugen aus dem Bedientenzimmer, der Küche, der Schuhstube, der Werkstätte, dem kleinern bürgerlichen Leben gegenüber standen die Herrn vom Hofe und die höhern Staatsdiener. Diese (bei welchen ich vorläufig an den Grafen von Görlitz selbst noch nicht denke) hatten meistens die Natur von Defensionszeugen für diesen ihren Standesgenossen und guten Bekannten; sie sollten aussagen, daß er am Mittag des Tages, dessen später Abend die verstümmelte Leiche seiner Gemahlin mit den Flammen eines brennenden Schreibtisches beschien, bei der großherzoglichen Tafel gewesen, daß er Abends öffentliche Promenaden besucht; sie sollten sein Alibi beweisen. Und sie haben es vollständig gethan; sie haben es um so mehr gethan, als Leute, die sich nicht zu den Grafen Standesgenossen und guten Bekannten zählten, bürgerliche Schneidermeister, pensionirte und noch aktive Hofleaken, dieselben Beobachtungen gemacht haben. Ueberhaupt muß anerkannt werden, daß die Untersuchung, wie sie sich bisher entwickelt, nur günstige Resultate für den Grafen herausgestellt hat, jedenfalls insofern günstig, als dabei das Ereignis des 13. Juni 1847 in seiner Abgeeignung, als Begebenheit für sich, gar Sprache kommt. Zu selbst die da und dort früher geäußerten Absichten, gegen den Grafen einen Krieg zu eröffnen, welcher sehr wahrscheinlich die öffentliche Verhandlung des Prozesses in eine geheime verwandelt hätte, schreinen völlig aufgegeben zu seyn. Wenigstens ist die durch die Zeugenaussagen, namentlich die des Kammerdieners Schiller, dazu gegebene Gelegenheit so gut wie ganz vorüber. Wäre es aber die Absicht der Vertheidigung gewesen, diesen tiktiken Punkt lediglich dem Joh. Stauff selbst zu überlassen, so könnte man auch dazu die Gelegenheit nur noch mit den Haaren herbeigehen, nachdem Joh. Stauff zwar darauf beharret, die segnannten Zuwelen etwa zehn Tage nach dem Tode der Gräfin Abends beim Auskleiden vom Grafen geschenkt bekommen zu haben, aber auch nicht die geringste, dem Grafen nachtheilige Andeutung damit verbunden hat. Und doch hatte erst wenige Tage zuvor der Joh. Stauff in einer Art von Aufsehung gegen den Präsidenten, der ihm den einem Zeugen gemachten Vorwurf des Meineids nachdrücklich verwiesen, ebenso nachdrücklich bemerkt, daß er drei Jahre habe schweigen müssen, und daß er jetzt, wo er vor einem öffentlichen Gerichte stehe, reden wolle. — Ich habe in Vorstehendem noch nicht ganz direkt vom Grafen von Görlitz und namentlich noch nicht von seinem Auftreten als Zeuge gesprochen. Nachdem er früher fuez vernommen worden und er auch der folgenden Verhandlung seinen beständig nahe war, als er im Darmstädter Hof (in dessen Saal die Verhandlungen stattfinden) ein Zimmer zum Aufenthalte sich gemiethet, erfolgte erst in neuerer Zeit dessen ausführliche, einen ganzen Tag dauernde Vernehmung. Die Stimmung des Publikums war nicht gerade für ihn, obgleich manche Vorwürfe, die man ihm gemacht, namentlich daß er die Sektion hintertrieben, mittlerweile ihre volle Bestätigung gefunden hatten. Demungeachtet glaube ich sagen zu können, daß diese Stimmung bald wesentlich eine mildere wurde. Das Auftreten des Grafen war bescheiden; die Unmännlichkeit, welche nach den Zeugenaussagen in der Nacht des 13. Juni bei Ergreifung der Maßregeln als Unsichtigkeit öfters hervorgetreten, erklärte sich ganz natürlich durch die ganze Erscheinung eines im Schooße des Glücks, fern von Widerwärtigkeiten, aufgewachsenen Mannes, und die mehrmals ohne jede Affektation hervortretende Rührung, als von einzelnen erschütternden Momenten der Katastrophe die Rede war, vollendete das Bild einer Charakterlosigkeit, gegen den man unmöglich hart sein konnte. — Von Persönlichkeiten — hoffentlich nicht persönlich — sprechend, verweile ich hier noch einige Augenblicke bei der Person des hiesige eichtige Ungelegenheit leidenden Präsidenten. Der Mann ist kurz und stark, das Gesicht frisch und feuerrothlich, das Haar, das gewöhnlich mit einem schwarzen Sammtkäppchen bedeckt ist, mit dem Schnee eines Sechzigers gegrizt. Sein ganzes Benehmen drückt vollendete Sicherheit aus und viel Wohlbehagen an seinem Geschäfte. Folge von diesem letzteru ist, daß man nie eine Gewaltung an ihm gewahr wird, daß Stimmungen aber sonstige Zufälligkeiten durchaus keinen Einfluß auf sein Benehmen äußern. — Wie schon angedeutet, mag es einen bessern Inquirenten geben, als Herren Weis (ließ ist der Name des gelehrten Juristen, und auch sonst vielfach Gräbten und Bewanderten), ebenso mag bei ihm nicht selten die Gedanträgheit der Behandlung vermißt werden, die nur zu oft einer gewissen Liebhaberei für irrelevante Dinge und einer behaglichen Gesprächigkeit weicht; nichts desto weniger ist er ein kundiger, geistvoller, umsichtiger Präsident, dem man es besonders verdankt, daß das öffentliche Verfahren in hiesiger Stadt und Umgegend eine so gute Aufnahme gefunden hat. Ohne Zweifel wirkten dabei noch einige Umstände mit, namentlich die kleinen Scherze, die Weis zuweilen als humoristische Blitze über den dunkeln Himmel der ihn beschäftigenden Begebenheit zucken läßt, und die selbst die ernsten Gesichter der Geschwornen regelmäßig aus den Fallen bringen. Man kann über die Zulässigkeit solcher Freiheiten streiten, aber ein alter Herr, so ein „Vater Rebrich unter seinen Kindern“ darf sich schon etwas herausnehmen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 85. Dienstag den 9. April 1850.

Clifford. — Ja, ja, so strambt die Schnepfe sich der Schlinge.
Northumberland. — Du zappelst das Laubchen in dem Netz.
York. — So gibt der Aerztliche sich übermeistert.
Shakespeare.

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(Fortsetzung.)

Beim Abschied hatte General Gröben mich dringend aufgefordert Alles anzuwenden, daß bei der Uebergabe keine Excesse vorfallen und nicht etwa geschossen werde. Die Landwehr sey sehr erbittert, und wenn sie gereizt würde, könnte er für nichts stehen. Ich versicherte mein Möglichstes thun zu wollen, und er versprach „meiner zu gedenken," wenn die Uebergabe pünktlich nach der Capitulation und ohne Störung vorübergehe. Ich dachte an die berühmten königlich preußischen Mißverständnisse, an den Prinzen von Preußen und daran, daß man in der Geschichte genug Beispiele von Treulosigkeit kennt, wo trotz aller Capitulationen wehrlose Besatzungen niedergemetzelt wurden; allein ich dachte auch wieder an das edle Gesicht des Grafen v. d. Gröben, und alle Besorgnisse, daß er seinen reinen Namen durch solche Schandthat beschmutzen könnte, verschwanden. Freilich hatte er die Capitulation nicht unterschrieben, während er sonst doch jeden Brief an die Besatzung selbst ausfertigte.

Bei meiner Rückkehr nach Rastatt händigte ich die Capitulation Tiedemann ein, der sie dem großen Kriegsrathe bekannt machte. Ich nahm das Wort und forderte alle Offiziere dringend auf, bei ihren Leuten dahin zu wirken, daß sie bei der Uebergabe sich würdevoll und ruhig verhielten und durchaus keinen Vorwand zu „Mißverständnissen" gäben.

Nachdem ich Tiedemann empfohlen hatte alle Papiere zu verbrennen, begab ich mich in meine Wohnung, um dasselbe zu thun. Als dieß geschehen war, befahl ich meinem Bedienten meine wenigen Effekten zu packen und um halb fünf Uhr den Wagen und meinen Rappen zu bestellen; zu dem Ritt, welchen wir vorhatten, besaß der Gaul Muth genug, während dießmal sein Herr zitterte. Nachdem ich so mein Haus bestellt hatte, beschloß ich mich bis halb fünf Uhr um nichts mehr zu bekümmern. Hatte ich doch seit langer Zeit kaum eine ruhige Minute gehabt. Ich ging zu einer bekannten Dame, sagte ihr Lebewohl und gab ihr die mir noch übrig gebliebene Pistole zum Aufbewahren, denn ich wollte sie zum Andenken behalten, und begab mich dann in das goldene Kreuz, um noch einmal ordentlich zu Mittag zu essen.

Als es Zeit war, begab ich mich in's Schloß, wo ich meinen Wagen vorfand, der mit den Effekten der Offiziere des Generalstabs bepackt wurde. Er sollte demselben zum Niederbühler Thore hinaus folgen. Statt des Rappen kam der Falbe, denn Tiedemann hatte erstern meinem Burschen ohne Umstände abgenommen und ihn statt seiner Schindmähre bestiegen.

Einige Rastatter machten mir den Vorschlag, mich bei sich zu verbergen. Sie wollten mit ihrem Leben dafür stehen, daß mich Niemand finden solle, und nach einigen Tagen könne ich in irgend einer Verkleidung die Festung und Baden verlassen. Ich dankte jedoch; ich mußte schon das Opfer vollenden, ich eher als jeder andere: wäre ich entkommen, so hätten meine Feinde gesagt, das sey so abgekartet gewesen mit den Preußen, welchen ich Rastatt verkauft. *

* Als der Verfasser dieß schrieb, hatte er noch keine Ahnung davon, daß seine Feinde eine solche Verleumdung, trotz seiner Vertheidigung, gegen ihn schleudern würden. D. H.

Digitized by Google

Als ich über den Marktplatz ritt, fiel mein Blick auf das Rathhaus, und so traurig ich war, mußte ich lachen: es war über und über mit Fahnen in badischen Farben geschmückt, und einige Philister machten sich breit auf dem Balkon, wahrscheinlich eine Festrede zum Empfang der Preußen einstudirend. Ich ritt gerade vor den Balkon, und nachdem ich das Rathhaus von oben bis unten besehen, rief ich hinauf: „Nun, meine Herrn, Sie haben ja das Rathhaus prächtig geschmückt; die Fahnen hängen herrlich nach dem Wind!“ Damit ritt ich lachend nach dem Niederbühler Thore zu, wo der Ausmarsch alsbald begann.

Biedenfeld hielt was er gesagt und ließ, als er Marsch kommandirte, seine Musik eine lustige Weise spielen. — Ich ritt gleich auf ihn zu und bat ihn die Musik schweigen zu lassen, allein er fragte ganz naiv: „Warum denn?“ — Kaum hatte er das gesagt, so kam auch schon was ich erwartet hatte. Ein preußischer Ingenieurhauptmann ritt an das Regiment heran und schrie wie besessen: „Wer hat befohlen, daß die Musik spielt?“ Biedenfeld sagte: „Ich habe es befohlen.“ — Der Hauptmann fuhr ihn aber an und schrie: „Herr, in Dreiteufels Namen, halten Sie das Maul! Sie haben hier nichts zu befehlen! Hier befehle ich!“ — „Ich habe nur Befehle vom General Gröden anzunehmen,“ erwiederte Biedenfeld. — „Wollen Sie wohl Ihr Maul halten! Ich komme im Auftrag des Generals!“ — „Das ist etwas Anderes.“ — Die Musik hatte vor den preußischen Dissonanzen schon von selbst geschwiegen. — Das hatte nun Biedenfeld von seiner Taktlosigkeit! Er, ein alter Soldat, der die Brust voll Orden hatte, mußte sich das von einem preußischen Gelbschnabel bieten lassen!

Während dieses Auftritts war ich etwas vorgeritten und sah zu meiner Ueberraschung, daß die preußischen Truppen, anstatt am Niederbühler Walde zu stehen, bis dicht an das Thor gerückt waren. Zu einigen Offizieren, die in der Nähe waren, sagte ich: „Ihre Truppen stehen hier? das ist gegen die Capitulation!“ — Alsbald hörte ich aus dem Gliede rufen: „Was will der Kerl?“ — Ich wandte mein Pferd, um zu meinen Truppen zurückzukehren, als ein Major mir zurief: „Hier geblieben! Sie kehren nicht wieder um!“ — „Ich muß zu meinen Leuten,“ antwortete ich und ritt im Schritt nach der Festung zu. „Will der Hund noch räsonniren?“ ertönte es wieder aus der Reihe der Landwehr. Mir kochte das Blut. Die Verletzung der Capitulation gleich am Anfang machte mich mißtrauisch, und hätte ich andere, entschlossenere Leute hinter mir gehabt, ich hätte noch jetzt die Thore schließen und die Preußen mit Kartätschen vom Glacis wegjagen lassen. Allein was war mit unsern Truppen anzufangen? — Ich würgte daher meinen Zorn hinunter und ritt mit den andern hinaus.

Links am Wege stand ein Bataillon Landwehr; eben so war das Glacis besetzt. Der Landweht gegenüber stand eine Schwadron Husaren, und die vierte Seite des großen Vierecks ward wieder durch Infanterie gebildet. Rechts vom Wege hielt General Gröden mit dem Stabe. Hinter demselben unter andern Offizieren stand incognito der Prinz von Preußen. Biedemann ritt gravitätisch auf Gröden zu und übergab ihm seinen Säbel. Ich ritt mit dem Stabe einem preußischen Offizier nach, bis dahin, wo die Husaren standen. Hier mußten wir absteigen, unsere Säbel ablegen und bei den Pferden stehen bleiben. Das dritte Regiment folgte, setzte seine Gewehre zusammen und wurde dann wieder in das Thor zurückgeführt. Die ganze Procedur dauerte entsetzlich lang, bis zu einbrechender Dunkelheit. Die Husaren zeigten sich sehr beutelustig. Die Soldaten und zum Theil auch die Offiziere von unserem Stab waren so einfältig gewesen, ihre Feldflaschen mit abzulegen. Die Husaren langten sie, wie auch Pistolen und was sie sonst erwischen konnten, mit ihren Säbeln von der Erde auf.

(Fortsetzung folgt.)

Von Paris nach London.

(Fortsetzung.)

So gewinnt man denn auf den französischen Bahnen eben kein günstiges Urtheil über ein Land, welches sich selber so gerne »la belle France« nennt und jetzt vielleicht das unglücklichste in Europa ist. Schon ein Blick aus dem Wagen auf das Land, das wir durchfliegen, zeigt uns, daß es weder schön ist, noch das, was es in Hinsicht auf Kultur seyn könnte und sollte. Der Boden ist sehr gut; was würde man daraus in Deutschland und in England zu machen wissen! Aber in Frankreich ist der Ackerbau, diese große natürliche und feste Basis der Länder und Völker, weit hinter dem englischen und deutschen zurückgeblieben. In Frankreich weiß man kaum etwas von wissenschaftlichem Landbau. Hieraus erklärt sich nun wieder so vieles.

Ich traf im Verlauf der Fahrt mit einem verständigen Fabrikbesitzer aus Lille zusammen. Es war mir interessant, das Urtheil des Mannes über das jetzige Frankreich zu vernehmen. In Paris täuscht man sich sehr, wenn man sich einbildet, in den Pariser Faubourgs, in der Pariser Nationalgarde, in der Pariser Presse die Stimme Frankreichs zu hören. Der

Digitized by Google

Mann kannte die Welt und hatte die franzöſiſche Nationaleinſeitigkeit in langjährigem Aufenthalt in England und Deutſchland abgeſchliffen. Er war in Geſchäftsangelegenheiten einige Wochen in Paris geweſen und kehrte nun in den Kreis ſeiner Thätigkeit zurück. Er war nichts weniger als Radikaler im franzöſiſchen Sinne, er hatte die volle Ruhe und Nachdenklichkeit des nordfranzöſiſchen Charakters, aber wohl hundertmal im Laufe unſeres Geſprächs nannte er das jetzige Regierungsſyſtem Frankreichs ein unheilvolles, ein verblendetes, welches nur zu neuen, entſetzlichen Kriſen führen könne. Er hatte ſich von ſeinen Geſchäften in Paris einige Stunden abgemüßigt, um den Verhandlungen der geſetzgebenden Verſammlung beizuwohnen. Ich werde nie den männlichen Schmerz und Zorn vergeſſen, womit er ſich über dieſes Kind des »ſuffrage universel« ausließ. Principiell war er kein Freund der Republik, er verurtheilte die Art und Weiſe, wie ſie im Februar gemacht worden, aber er ſagte mir mehrmals, die Republik und die Conſtitution könnten nicht aufgehoben werden ohne einen furchtbaren Bürgerkrieg und eine neue Conventsherrſchaft; die Conſtitution, ſo ſchwach ſie ſey und ſo ſehr ſie allen Parteien nur als Bowand gelte, verhindere allein noch den Ausbruch des Vulkans, der im Innern das Land durchwühle. Mit Bitterkeit tadelte er die Regierung, daß ſie eben auch nur mit der Polizei regieren wolle, und insbeſondere, daß ſie nicht bloß den Socialismus und ſeine Extreme, ſondern auch alle Maßregeln bekämpfe, die einzig und allein die materielle, phyſiſche und moraliſche Entwicklung des Volkes fördern könnten. Gerade deßhalb mache der Socialismus, trotz aller Polizei- und Ausnahmemaßregeln ſo große Fortſchritte, und er erzählte mir auffallende Thatſachen aus den Liller Fabrikdiſtrikten.

Wir ſprachen natürlich auch über Louis Napoleon und die allbekannten Piane, welche ihm zugeſchrieben werden. Der Liller Fabrikbeſitzer verſicherte mir, hier im Norden Frankreichs werde ſich keine Hand für den Neffen eines großen Mannes rühren, im Gegentheil habe hier die Bourgeoiſie meiſt orleaniſche Sympathien, wolle ſich aber, damit alle neuen Kriſen vermieden werden, das Fortbeſtehen der Conſtitution und der Republik gerne gefallen laſſen.

Man ſpricht ſo viel von der Einheit des franzöſiſchen Volkscharakters; wer aber Frankreich kennen gelernt hat, weiß, daß zwiſchen Süddeutſchen und Norddeutſchen kaum ein ſo großer Unterſchied beſteht, wie zwiſchen den Bewohnern des franzöſiſchen Südens und Nordens. In den Städten hat ſich dieſer Unterſchied abgeſchliffen und Paris hat alle Elemente der franzöſiſchen Natur zu einem Typus zuſammengeſchmolzen, der ſich als das ſpecifiſche Franzoſenthum geltend macht. Aber im Norden Frankreichs nähert ſich die Bevölkerung auffallend der holländiſchen Natur und auch das Land bekommt einen holländiſchen Anſtrich, während die Bewohner der Bretagne noch immer mit den celtiſchen ſtammverwandten Irländern große Aehnlichkeit haben. In der Normandie mag es ſchwer ſeyn, den Charakter der alten Normannen in der friedlichen Landbevölkerung aufzuſpüren, aber die Zähigkeit der normänniſchen Natur ſteht noch immer in ſtarkem Contraſt mit der bretagniſchen Leidenſchaftlichkeit, und wo wäre eine Aehnlichkeit zwiſchen den Bewohnern der Picardie und der Provence zu entdecken?

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, März.

(Schluß.)

Der Gießliſche Prozeß.

Noch möchte ich eine andere Perſönlichkeit bezeichnen, ehe ich wieder zu Allgemeinerem übergehe: es iſt dieß die Chriſtine Born, gebürtig aus Fränkiſch-Crumbach im heſſiſchen Odenwalde, ganz nahe beim Schloſſe Rodenſtein, wo die Geiſter aus- und einziehen. Dreißig Jahre alt, und alſo mehrere Jahre älter als ihr Geliebter Johann Stauff, der ſie ſchon ums Jahr 1844 als Soldat hier kennen lernte, hat ſie nicht nur, als ſie Mutter durch ihn wurde, ſondern auch ſpäter, als er im Gefängniß ſaß, und bis in die neueſte Zeit eine auffallende Zärtlichkeit für ihn bewahrt. Sie lief zu Anwälten, beſprach ſich mit dieſen, was für ihren Geliebten zu thun ſey, beſtürmte die Präſidenten der Gerichte. Jedermann war überzeugt, daß, falls Stauff ſich Verbrechen habe zu Schulden kommen laſſen, ſie nicht das mindeſte davon wiſſe. Ja ſie hatte mehrfach durch ſeine Rückſichtsloſigkeit zu leiden. Er that nicht nur nichts für ihr Kind, er lieh ihr auch nach und nach 52 Gulden ab, und ließ neben der Vernachläſſigung der ihr ſchuldigen Treue ſich noch mit Hexen

Digitized by Google

von ihr beschenken. Demungeachtet sagte sie noch dieser Tage freundlich über ihn aus, obgleich sie eben so wenig der Eitelkeit, die sie an ihm wahrgenommen, und seiner offenbar gesuchten Frömmigkeit, welche bei seiner etwas anfaçonnirten Gelehrten namentlich auf Flüche fahndete, den wiederholten Tadel erließ. Das Staunt nicht zu Haus und dem Arrestehause nach dem Assisensaale gehen muß, daß ihn ein Fiaker aus jenem nach diesem und Abends von diesem nach jenem bringt, hat er nur seiner Gelehrten zu danken, welche die Ausgabe dafür aus eigenen Mitteln bestreitet. — Einen wichtigen Abschnitt nach so langem, theilweise langweiligen und nach häufiger unnöthiger Zeugenaufzogen bildete in den letzten Tagen der vom Professor Bischoff aus Gießen, einem ausgezeichneten Physiologen, vorgetragene Expertise. Punkt für Punkt sich an die Fragen haltend, welche der Präsident hinsichtlich des objektiven Thatbestandes an die Experten gestellt, enthielt sie eine Fülle von Scharfsinn, Kenntnissen und Geist; aber noch mehr machten sich diese geltend in Bischoffs begleitendem mündlichen Vortrage, wo sie mehr Raum hatten aus dem Lapidarzwange herauszutreten. Es galt da besonders der Selbstverbrennung, welche Bischoff mit seinem Collegen und Freunde Liebig und den übrigen Experten entschieden beseitigte. Selbst der Stabsarzt v. Siebold verließ seine bis dahin festgehaltene Hypothese und ging mit Sack und Pack, wenn auch nicht mit fliegenden Fahne, in das Lager der Gegner der Selbstverbrennung über. Bloß Dr. Graf, Medicinaldirektor hier und Schriftsteller in seinem Fache, hielt, obgleich eine Selbstverbrennung der Gräfin Görlitz durchaus nicht annehmend, doch auf Thatsachen gestützt, die er als begründete erkannte, die Selbstverbrennung als mögliche Krankheitsform fest. Ist durch diese Expertise sonach die Annahme beseitigt, daß die Gräfin durch Selbstverbrennung umgekommen sey, und insofern die Expertise ungünstig für die Vertheidigung, so hat dieselbe doch andererseits auch günstige Ergebnisse für diese geliefert. Namentlich hat sie, wenn sie auch annimmt, daß die Gräfin schon vor ihrer Verbrennung todt gewesen, doch diesen Tod nur als „möglich und wahrscheinlich" von der Hand einer Dritten abgeleitet, nicht als „gewiß," obgleich sie eben so wenig sich für eine andere Todesart ausspricht, sondern diese entweder ganz verneint oder verhältnißmäßig noch mehr in's Ungewisse stellt. Auch lautet sie nicht besonders ungünstig in Bezug auf die Folgen des Grünspans, wenn der Graf davon genommen hätte. Aber demungeachtet sind die Vortheile, welche die Vertheidigung davon zu ziehen hofft, noch ziemlich problematisch. Denn die Lücken des objektiven Thatbestandes können wenigstens vom subjektiven aus Vernehmungen erhalten, und die Geschworenen haben nothwendig eine andere Stellung als Experten, welche sich bei ihren Beurtheilungen streng an die Regeln der Wissenschaft und bestimmte Beweise halten müssen.

London, März.

(Beschluß.)

Ein Musterganzjahrs — Literatur.

Hören wir Carlyle selbst: „Ein ungeheurer Cirkus von Gebäuden, mit einer hohen Mauer umgeben, ausgeschnitten aus den Straßen und Durchgängen des Stadtviertels, das rin düsteres, eng bebautes zu nennen ist. Ein Thorweg wie zu einer Festung, breite Treppen, Gänge in die innern Höfe, stattliche Architektur überall. Tausend die zwölfhundert Gefangene, außer den Aufsehern, mögen hier untergebracht seyn. Sicher ist es eines der vollkommensten Bauwerke, die London aufzuweisen hat. Wir besahen die Zimmer, die Schlafstellen, Eßsäle, Arbeitslokale, gemeinschaftliche und Privathöfe: alles vortrefflich, das non plus ultra menschlicher Fürsorge und Erfindungskraft. In meinem Leben habe ich kein so reinliches Gebäude gesehen, und wahrscheinlich lebt kein Herzog in England in einer Wohnung, die so durchaus und vollkommen rein ist. Wir kosteten das Brod, den Cacao, die Suppe, all die verschiedenen Fleischarten im ihren respektiven Zubereitungsarten und fanden alles von ausgesuchter Güte. Die Gefangenen saßen bei der Arbeit, leichter Arbeit, sie zupften Werg und dergleichen in luftigen Räumen mit gläsernen Decken, in angenehmer Temperatur, in vollkommen reiner Atmosphäre, schweigend, wenigstens sich nur durch Zeichen verständigend; andere waren draußen und gingen ihre Stunde in einem rein gehaltenen Hofraume spazieren. Methodische Haltung, Reinlichkeit, Friede, solider Comfort herrschten überall im höchsten Grade. Die Weiber, unter ihnen einige berüchtigte Mörderinnen, saßen und nähten; andere verrichteten in langen Reihen von Wasch- und Trockenhäusern, mit allen möglichen mechanischen Hülfsmerkzeugen nicht sehr anstrengende Arbeit. Die berüchtigten Mörderinnen wurden uns, obwohl auf möglichst unmerkliche Weise, bezeichnet, und man hat uns nicht geradezu auf sie zu blicken, oder uns merken zu lassen, daß wir sie bemerkten, weil es „ihre Eitelkeit nähre," wenn die Besuchre ihnen Aufmerksamkeit schenkten. Auch Schulen waren da; gute Lehrer beiderlei Geschlechts waren eifrig beschäftigt die noch unwissenden Diebe zu unterrichten." Das Resultat seines Besuches ist die Ueberzeugung, daß man das Laster belohne und die Tugend umkommen lasse. Carlyle meint, er würde schnell mit diesen der menschlichen Gesellschaft anfeindigen Individuen fertig werden, und dafür seine Aufmerksamkeit dem Theile der Bevölkerung zuwenden, der dem Staate nützlich zu werden verspreche. Wie vielen Anstoß diese Bemerkung hier geben mußte, ist leicht zu ermessen. Das eifrige Bemühen um den Ruswurf der Menschheit ist von der Kirche ausgegangen; sie lehrt, daß ein bekehrter Sünder dem Himmel zur innrdlichen Freude gereiche; so entstand diese Zärtlichkeit für den gefallenen Menschen; demzufolge wohnen die Verbrecher jetzt in Palästen, während fünfzehntausend Geschöpfe, denen es noch nicht gelungen durch eine ausgezeichnete That eine Wohnung in einem Mustergefängnisse zu verdienen, obdachlos umherirren. — Daß ist die christliche Liebe des neunzehnten Jahrhunderts, dieß unsere Gerechtigkeit. Was haben wir alles zu verantworten!

Zunächst erwähnen wir eines sozialen Romans, der im Feuilleton des Manchester Examiner erscheint. Er ist betitelt „Marian Withers," von Miß Jewsbury, einer durch ihre früheren Romane wohlbekannten Verfasserin, die sich äußerstem vor Kurzem durch einen Aufsatz im Westminster Review über „Modernen Scepticismus" ausgezeichnet hat, so ernst, so gediegen spricht sie sich darin über den Unglauben der Menschen aus, die weder im Himmel noch auf Erden, weder in- noch außer sich ein Höheres mehr zu erkennen, zu suchen und zu pflegen wissen. Die erwähnte Erzählung beginnt in Manchester, wo ihre Helden als arme Bettellinder von einer gutherzigen Dame ihrem Elend entrissen und zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft aufgezogen werden. Ihre Absicht geht dahin, uns den Zustand der Arbeiter, ihr Verhältniß zu den Fabrikanten und den Grad der Bildung, der in diesen Klassen herrscht, vor Augen zu führen. Da die Verfasserin in Manchester lebt und in den Kreisen der Fabrikanten zu Hause ist, muß ihr diese Aufgabe leicht werden. Ob sie aber ihrer Vorgängerin auf diesem Felde, Mistreß Gaskell, und deren Roman „Mary Barton" an die Seite zu stellen sein wird, das müssen wir für jetzt noch unentschieden lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 86. Mittwoch den 10. April 1850.

Lex haec carminibus data est jocosis,
Ne possint, nisi pruriant, jurare.
Quare deposita severitate,
Parcas lusibus et jocis, rogamus.
Martial:

Fresken in der Augustinerkirche zu Erfurt.

(S. Nr. 79.)

2. Susanna.

Die große Glocke von Erfurt geht,
Bim, bam, bum;
Sie ruft Kleindeutschland zum Gebet,
Bim, bam, bum,
Im Kreis herum!

Die große Glocke zu läuten beginnt,
Bim, bam, bum;
Das, was sie schlägt, weiß jedes Kind,
Bim, bam, bum,
Und auch warum.

An die große Glocke hängt man nicht;
Bim, bam, bum,
Das Beste was man denkt und spricht,
Bim, bam, bum, —
Da wird sie stumm!

3. »Les jours se suivent et — se ressemblent.«

So gleicht sich deutscher Tage Lauf,
Wie sehr man sie verschieden glaubt:
Als Torso hörte jener auf,
Und der beginnt gar ohne Haupt!

4. Volks- und Staatenhaus.

Nun hat das deutsche Reich, — o Schatz! —
Zwei Häuser und in keinem Platz!

5. Symbolisch.

O zarter Wink, den ich begreife:
Sie kriegen Stühle „mit der Schleife!“
Doch warum ist bei allen „Klassen“
Das „Eichenlaub“ wohl ausgelassen?

6. Perspektivisch.

Das Festungs-Parlaments-System
Ist, wohl erwogen, höchst bequem:
Der Festung fehlt es nie an Plätzen
Zum Sitzen und sogar zum Setzen.

7. Abbitte.

Pfui, wer wird das zu denken wagen,
Wo nur Geheimeräthe tagen?
Die sind schon durch sich selbst gesetzt
Und bleiben sitzen bis zuletzt.

8. Talmas Epigonen.

Wo einst der größte aller Mimen
Vor ein Parterre von Königen trat,
Da will es wenig sich geziemen,
Daß ihr dem Volk mit Masken naht.

Und Maske ist es doch zu heißen,
Wenn ihr zu Erfurt heut beschließt,
Was längst in den Berliner „Kreisen“
Beschlossen und geschlossen ist.

Digitized by Google

9. Par nobile.

Die neue Festung ist Pucelle,
Der neue Reichstag Junggeselle:
Ei, welche Kinder sind zu hoffen,
Da sich die zwei so schön getroffen?

10. Physikalisches Gleichniss.

Wie herrlich! Unser Reichstag bricht
In Wällen an und Kasematten!
Hier gilt das Sprüchwort: Wo viel Licht,
Ist in der Regel auch viel Schatten.

11. Dem Vorsitzenden.

Wie fürnehm bist du nicht geworden,
Herr Präsident, durch Gottes Güte!
Du lenkst jetzt Uniform und Orden,
Statt Pickmeyer- und Heckerhüte;
Staatsräthe rechts, Staatsräthe links,
Und in der Mitten Erminister, —
O Simson, da heißt's allerdings:
Ueber und unter die Philister!

12. Aux Enblockheadistes.

(Durch eine allerhöchste Botschaft veranlaßt in das Echt-deutsche frei zu übersetzen.)

En bloc on vend et on achète:
La belle affaire, que ce bail!
Le bloc donné par la Diète,
Par la Couronne le détail!

Von Paris nach London.

(Fortsetzung.)

Der Norden Frankreichs hat entschieden andere Interessen als der Süden; jener treibt Ackerbau und Gewerbe, dieser ist Weinland. Der Kampf der Gegensätze zwischen dem Süden und Norden Frankreichs läßt sich durch die ganze Geschichte verfolgen, wie sehr auch Ludwig XI. und Richelieu, Paris und die administrative Centralisation ihn niederzuschlagen suchten, und diesem Kampfe, den im Mittelalter die Bourguignons und Armagnacs mit den Waffen in der Hand blutig und verwüstend ausfochten, begegnet man noch jetzt fortwährend, namentlich auf dem Gebiete der großen nationalen Interessen. Die Departementalpresse legt ihn offen zu Tag; aber wer gibt sich in Frankreich selber die Mühe, sich um die französische Departementalpresse zu kümmern?

Unter solchen Betrachtungen erwartete ich Abends in einem Gasthofe zu Calais die Abfahrt des Paketbootes nach Dover. — Calais ist eine durchaus nicht interessante Stadt, auch der Handel ist unbedeutend. Es wird aus naheliegenden Gründen beinahe eben so viel Englisch als Französisch gesprochen; die Hotels haben bei Londoner Preisen schlechte französische Kost. Auf den Hafendämmen sind so viele Schildwachen ausgestellt, daß man meinen könnte, sie sollten einen feindlichen Einfall der Engländer verhüten. Die Behörden haben oft närrische Rencontres mit den Engländern, welche über Calais zum erstenmal auf den Continent gehen und sich deßhalb noch keine Begriffe von continentaler Fremdenpolizei erwerben konnten. Ich war froh, als ich Morgens um vier Uhr an Bord des Dampfpaketboots gehen konnte.

Diese englischen Schiffe, welche hier den regelmäßigen Postdienst zwischen Calais und Dover versehen, sind vortrefflich eingerichtet. Für besondere Regierungsdepeschen und für die ostindische Ueberlandpost werden stets noch besondere Schiffe in Bereitschaft gehalten. Es ist für diese rasche Verbindung in der That weit mehr von der englischen als von der französischen Regierung geschehen und die wunderlichsten Plane, auf diesem nächsten Punkte England noch näher mit dem Continente zu verknüpfen, kreuzen sich in den strebsamen und beharrlichen englischen Geistern. Ein elektro-magnetischer Telegraph mitten durch die starken Strömungen des Kanals ist nichts Widersinniges mehr; wer sollte es aber glauben? selbst von einem Tunnel unter dem Bette des Kanals war schon die Rede.

Der Nachtwind weht kühl, das Schiff fühlt die starken Strömungen des Meeres und tanzt kreischend auf und ab. Einige junge Französinnen scherzen und plaudern, als ob sie auf einem Pariser Balle wären, bis die Geißel des Meeres die armen Kinder straft. Die Engländerinnen, in ihre Mäntel gehüllt und schweigend, sehen stolz auf die Qual der Armen; sie fühlen sich auf ihrem Elemente, im Bereiche Albions; sie gönnen wohl gar den koketten Pariserinnen die kleine Lehre. Die Sprachen vermischen sich auf dem Schiffe; deutsch, englisch und französisch klingen durcheinander, und mehrere polnische, italienische und ungarische Flüchtlinge, welche in England ein Asyl suchen wollen, machen das Sprachenbabel vollständig, wenn nicht der Gott des Meeres und die Geißel, welche er führt, Schweigen gebietet. Allmählig erscheint die Leuchte von Dover über den Wassern und im Osten, dem deutschen Vaterlande zu, graut ein kalter, unfreundlicher Morgen. Abgerissene Nebelstreifen jagen sich, hie und da erscheinen Schiffe im Zwielicht, und endlich erblickt man im Hintergrunde die englischen Kreidefelsen.

Das ist England, das ist die Königin der Meere! Welch eigenthümliche Stimmung bemächtigt sich des

Digitized by Google

Reiſenden beim erſten Anblick dieſes Landes, beſonders im Colorit eines feuchten, ſtürmiſchen nordiſchen Morgens! Hat nicht die germaniſche Weltentwicklung hinter dieſen Kreideſelſen eine ſtolze Freiſtätte gefunden, als ſie verderben wollte im eigenen Lande? Was war es denn immer, was dieſes England ſo ſtolz und ſo frei erhalten hat in all ſeinen Kriſen, in all ſeinen Nöthen, in all ſeiner grauſigen innern Verzweiflung? was anders als der große herrliche Genius des Meeres? Hat nicht von dieſen Kreideſelſen aus Shakeſpeare ein neues herrliches Lied in die weite Welt hinausgeſungen, ſo daß wir in Deutſchland uns daran erfriſcht haben und daran wieder lebendig geworden ſind? Stand nicht auf dieſen Kreideſelſen eine Nation in männlicher Freiheit und in kühner Redebegeiſterung, als man in ganz Europa nur noch Deſpoten und Sklaven kannte? Sind dieß nicht die Kreideſelſen, an denen der Alexander der Neuzeit die ehrgeizige Stirn ſich zerſchmetterte? Erhebt ſich nicht hinter dieſem Felſen der Rieſenbau der Induſtrie mit all ihrer Größe und mit all ihrem Elend? Sind von den Männern und Schiffen dieſes Eilandes nicht die fernſten Welten erobert worden? Iſt hier nicht das undankbare Vaterland Byrons und Shelleys? Eine ganze Reihe eigenthümlicher Gefühle ruft der Anblick dieſer kühnen Kreideſelſen in ſolchem Morgenlicht hervor. Beſtimmung, Spannung, Enthuſiasmus und Neugier miſchen ſich in der Seele des Ankömmlings. Kalt und froſtig ſchaut dieſe Küſte hinein in die Strömungen des Kanals. Sie nimmt die Verfolgten aller Nationen auf, aber ſie bietet keinem ein freundliches Willkommen.

Die Geologen mögen behaupten und beweiſen, daß die Nordküſte Frankreichs und die Südküſte Englands in antediluvianiſcher Zeit ein Ganzes gebildet haben, welches ſpäter vom Meere zerriſſen worden; zehumai eher als dieſes will ich glauben, daß irgend eine nordiſche Gottheit die Inſel Seeland einſt vom gegenüberliegenden Schonen abgepflückt hat und daß auf ſolch poetiſche Weiſe der Sund entſtanden iſt. Die Geſchiechter, welche dieſſeits und jenſeits des Kanals wohnen, ſind gänzlich verſchieden. Man braucht nicht erſt die Geſchichte zu ſtudiren, man braucht nur in Dover an's Land zu treten, um ſich davon zu überzeugen. Die letzte Geſtalt, die ich drüben ſah, war ein kleiner, rothbehoster Soldat, der in ſeinem grauen Mantel auf der Spitze des Hafendamms jämmerlich fror; hier empfangen uns ſtarke große Seemannsgeſtalten. Nur die beim Landen eines Schiffes nothwendigen Worte und Rufe laſſen ſich vernehmen, ſelbſt die Gaſthofskellner ſind ſchweigſam. Drüben war ein Geſchrei und Getreibe, das kein Ende nahm. Ehe man in Calais an Bord des Schiffes gelangen konnte, mußte eine doppelte Reihe von Polizeiwächtern paſſirt ſeyn. Allenthalben hieß es: »Monsieur, votre permis d'embarquement.« mit einem franzöſiſchen »s'il vous plaît« hinterher. Allenthalben wurde man von den Polizeiwächtern angeleuchtet und ſogar an Bord des Schiffes verfolgt; auch dort rieſen und leuchteten ſie nach den permis d'embarquement oder vielmehr nach ſolchen Perſonen umher, die dieſe Erlaubniß nicht haben möchten. Hier kein einziger Polizeimenſch, keine einzige Frage nach einem Erlaubniſſchein. Nur in der Zollfrage iſt man ſtreng. Ein paar neue franzöſiſche Bücher, die ich kurz vor meiner Abreiſe von Paris gekauft hatte, wurden mir, als ich das Schiff verlaſſen wollte, abgenommen. Auf dem Zollamte erhielt ich ſie mit der größten Artigkeit zurück.

Um den Paß bekümmert ſich Niemand, man iſt ein freier Menſch. Nur aus Gefälligkeit gegen die Fremden, welche bei ihrem Aufenthalt in England irgend einen Nachweis, was ſie ſind oder was ſie nicht ſind, in der Hand haben wollen, iſt neben dem Zollhaus eine alien office eingerichtet, von dem der Reiſende bei ſeiner Ankunft Gebrauch machen kann oder nicht. Er erhält dort eine unentgeltliche Beſcheinigung, daß er der und der ſey, damit er ſich nöthigenfalls legitimiren könne, was öfters, und namentlich beim Beſuche von öffentlichen und Privatanſtalten, von Intereſſe ſeyn kann.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

Erfurt. — Die Preſſe. — Der Koffer.

Die Beſtürzung unſerer ſteif Conſervativen über den Ausfall der Wahlen nach Erfurt iſt nicht gering. Wie jetzt überall, iſt die Demokratie auch hier ſehr gut disciplinirt und gehorcht unbedingt den Führern. Dieſe wollten keine Wahlen für Erfurt, und ſomit wählte man auch nicht. Unſere Diſtrikte zählen jeder zwiſchen tauſend bis fünfzehnhundert mittelbeſteuerte Wahlberech-

Digitized by Google

tigte; es meldeten sich aber zur Wahl je nur zwischen zehn und vierzig. — Durch den noch nicht erfolgten Beitritt der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Luxemburg, so wie durch den drohenden Rücktritt Sachsens und Hannovers vom Dreikönigsbündnisse, hat sich unser Tage so verändert, daß eben die Männer, die alles aufboten, uns diesem Bündnisse zuzuführen, am eifrigsten bemüht sind, uns davon los zu machen, was indeß schwer seyn dürfte, trotz der Proteste, die von den drei nördlichen freien Städten in neuester Zeit eingelegt worden sind. Man hat uns durch den übereilten Beitritt zum Dreikönigsbunde in eine Klemme gebracht, die von den Klugen vorhergesehen worden war, weßhalb sie dringend vom Abschluß abgerathen; allein man wollte um jeden Preis sich Preußens Freundschaft versichern, um die Demagogen zu Paaren treiben zu können, und darum setzte man die ganze Zukunft der Stadt auf's Spiel.

Die Preßprozesse floriren, während sich, mit Freude sey es gesagt, die Civilprozesse in den letzten Jahren bedeutend vermindert haben. Was die ersteren betrifft, so hofft man durch häufige Anklagen und strenge Strafen, so wie dadurch, daß man die Preßprozesse auf das kriminelle Gebiet hinüberzuziehen sucht, die Presse zügeln zu können. Der Zweck ist hier aber schwer zu erreichen, da uns nur eine Gosse in der Vorstadt St. Pauli von der holsteinischen Stadt Altona trennt, wo zur Zeit noch unumschränkte Preßfreiheit herrscht. Dahin flüchtet alles, was hier etwas zu fürchten hätte, und dahin wird sich wahrscheinlich auch der am heftigsten verfolgte „Opponent" flüchten, und er wird durch diese Uebersiedelung eben so wenig an Lesern und Abnehmern verlieren, als die „Reform" dadurch verloren hat; nur die hiesigen Buchdrucker, Papierhändler u. s. w. sind zu bedauern, da ihnen dadurch der Verdienst sehr beschnitten wird. — Die traurigen Folgen der übertriebenen Kaffeespekulationen, welche die Preise dieses Artikels zu einer Höhe hinaufschraubten, daß man sich in die Zeiten der Continentalsperre zurückversetzt meinte, sind nicht ausgeblieben; der Kaffee ist wieder sehr gesunken und einige Häuser haben empfindliche Verluste erlitten. Man nennt ein großes Haus, das an einem einzigen Tage 80,000 Mark, ein anderes, das 40,000 Mark darauf verloren. Doch gibt es noch viele, die auf einen schlechten Ausfall der jährlich stattfindenden großen Auktion der ostindischen Compagnie in Holland ihre Hoffnungen bauen und somit den Artikel noch zurückhalten; haben diese aber auf Sand gebaut, so können bedeutende Fallissements an unserer Börse nicht ausbleiben.

(Fortsetzung folgt.)

London, März.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Mr. Lewes hat uns mit einem Drama bedacht, »the noble hearts betitelt, das auch bereits zur Aufführung gekommen ist, aber keinen besondern großen Erfolg zu haben scheint. Der Verfasser ist eigentlich zu vielseitig, um auf Einem Felde bedeutend zu seyn. Zuerst studirte er die deutsche Philosophie in Berlin und beschenkte England mit einem Extrakt derselben; zunächst kamen zwei Romane, dann ging er auf die Bühne und spielte König Lear, bis er heiser wurde; nun gibt er ein Drama heraus und kündigt sich zugleich als Redakteur einer Zeitung an, die er eben gründen will. Was wird nun zunächst kommen? — Als Merkwürdigkeit muß ich auch zweier Journale erwähnen, die von Frauen geleitet werden. Das eine heißt „Eliza Cook's Journal," das andere „Ladies Companion," herausgegeben von Mistreß Louden. Ersteres kostet nur anderthalb Pennys und erscheint jeden Sonnabend; der Inhalt beschränkt sich auf praktische soziale Gegenstände: wir finden Aufsätze über den Zustand des weiblichen Proletariats, ein neues Recept Seife zu kochen, kleine Erzählungen moralischen Inhalts. Das andere Journal kostet drei Pennys, erschient gleichfalls als Sonnabend, ist mit Kupfern versehen, fängt mit einer romantischen Erzählung über das Glück der Ehe an, die Mistreß James Whittle in Cassel geschrieben hat, und endet mit Stickmustern und Kochrecepten und allerlei Verhaltungsregeln für junge Frauen. Dann kommt noch »My letterbag.« Sonderbar! so viel ich weiß, fällt es den Deutschen nie ein, weder Männern noch Weibern, mit der Redaktion eines Journals in Correspondenz zu treten und derselben Fragen vorzulegen, wie sie ein Schulmeister zu beantworten hat. Hier ist dieß ein ganz gewöhnliches Tagesvergnügen und Mistreß Louden schreint bereits reichlich gesegnet mit solchen anonymen Zuschriften. „Sophie fragt was eine Granadilla ist?" — Mistreß Louden opfert ihr dreiepfn Zeilen in ihrem Journal zur Beantwortung dieser Frage. „Dora wünscht zu wissen, wie sie ihren Haushalt führen soll. — Miß S. bittet um die Erklärung eines Stickmusters. — Miß L. will wissen, ob der Tempel in Aben Simbel der nämliche ist wie der in Ipsamboul. — A constant reader verlangt das Stickmuster zu einem wollenen Schleier, wie ihn die Kinder in den Blindenanstalten verfertigen" u. s. w. — Man hat uns Deutschen immer große Schreibsuft vorgeworfen, aber so weit haben wir das Ding doch noch nicht getrieben. Liegt das etwa an der Penny-Post? Wäre dem so, so möchten die Spalten unserer Zeitungen eines Tages einen ähnlichen Bildungsprozeß durchzumachen haben. Und das könnte zu einer Weltcorrespondenz führen! — Man findet hier sogar noch Zeit über Magnetismus zu schreiben, wie das von einem Dr. Mayo, und dann von Dr. Elliotson geschehen ist. Die Aerzte geben jetzt ihren Kranken sehr viel Eisen, und wo Magenschwäche dieses Mittel verbietet, da greift man zum Magnetisiren; an weitere Mittel denkt man kaum mehr, so will es die Mode im Jahr 1850. Dabei fällt mir zugleich 1851 ein, von dem jetzt alle Tage die Rede ist, so eifrig werden die Vorbereitungen zur großartigen Industrieausstellung betrieben, so rege ist der Antheil an einem Unternehmen, das der englischen Nation zum ewigen Ruhme gereichen soll. Die verschiedenen Klassen der Handwerker bilden jetzt schon Gesellschaften unter sich, um Fonds zu sammeln, die jedem im nächsten Jahre den Eintrittspreis sichern sollen. Das nenne ich Vorsicht! Aber, aber! was liegt nicht noch zwischen diesem Monat und dem des nächsten Jahres! Struve sagt, die Revolution müsse im Juni ausbrechen, Louis Blanc meinte gestern, es sey an der Zeit seine Koffer zu packen; was wird dann aus unserer Ausstellung des Gewerbfleißes aller Nationen? Man muß es eben abwarten. Guizot hat uns indessen mit einem neuen Buche über alte Dinge beschenkt, mit einer Abhandlung über die englische Revolution; ich sage uns beschenkt, denn durch die Güte der Mistreß Austin ist das Werkchen sogleich in englischer Sprache erschienen und bedächtig John Bull die Ansichten eines Franzosen über seinen Königsmord in seiner eigenen Zunge zu lesen, eine Rebeit, die er nicht sehr zu seiner Zufriedenheit vollbringt. Er meint der andere wisse nicht viel davon, und was er wisse, das fasse er nicht recht auf. So ungefähr spricht sich auch ein Artikel in Fraser's Magazin darüber aus. Cromwell ist sicher nicht Monsieur Guizot's Liebling; er findet in ihm den gemeinen Ehrgeiz als Beweggrund seines Thuns, wo Thomas Carlyle die Gottesfurcht und das aus ihr entspringende Pflichtgefühl setzt. Wie sollte aber auch ein Franzose den strengen Ernst eines Puritaners begreifen können?

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 87. Donnerstag den 11. April 1850.

Si dii immortales id voluere vos hanc aerumnam exsequi,
Decet id pati aequo animo. Si id facietis, levior labos erit.
In re mala animo si bono utare, adjuvat.

Plautus.
Captivi.

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(Fortsetzung.)

Der Stab — etwa zwanzig Offiziere — stand noch immer auf dem Platz, als unsere Truppen denselben bereits verlassen hatten. Endlich erfuhren wir den Ort unserer Bestimmung. Wir stiegen zu Pferde — dagegen hatte man nichts — und folgten unter Infanteriebedeckung einem Offizier über das Glacis durch den Graben und eine Ausfallspoterne in das Fort A. Unser Wagen mit dem Gepäck, der auf diesem Wege nicht folgen konnte, sollte zum Thor hinein, innerhalb dem Wall entlang und so nach Fort A fahren.

Dort angelangt, stiegen wir ab. Unsere Pferde wurden aufgezeichnet — es hieß wir erhielten sie wieder — und fortgeführt. Der preußische Offizier hatte geäußert, wir könnten uns wählen, wo wir im Fort vorläufig untergebracht seyn wollten, und ich wählte die Baracke, in der Jakobi als Fortcommandant gewohnt hatte und die einen erträglichen Aufenthalt bot. Der Offizier führte uns dorthin — oder eigentlich wir führten ihn, denn er kannte ja die Festung nicht — aber die Baracke war verschlossen und wir mußten vor der Thür stehen bleiben, bis es ganz dunkel war. Es hatte unterdessen angefangen zu regnen und das Wetter war abscheulich rauh und kalt.

Nach langem Warten kamen zwei badische Offiziere, die mit den uns bewachenden preußischen sprachen. Sie sagten: „O wir wissen ein besseres Quartier für den Generalstab.“ Damit gingen sie voran und wir mußten ihnen nach Cavalier I. folgen. Man führte uns die stockfinstere Poterne hinab, dann eine kleine Treppe hinunter, links in eine Casematte und ließ uns hier allein. Es sind dieß die am tiefsten gelegenen Casematten der Festung und sie dienen zur Vertheidigung des Grabens. Zum Wohnen sind sie nicht eingerichtet, die Schießscharten für Kleingewehr daher auch nicht durch Fenster geschlossen. Sie waren noch nicht sehr lange fertig geworden und sehr feucht. Das Wasser schwitzte aus den dicken Quadern der Wände und der Boden — natürlich die bloße Erde — war ebenfalls naß. Bald darauf wurden noch gegen 200 Mann in die Grabengalerie gebracht, welche rechtwinklich auf unsere zwei Casematten stieß, und wir merkten nun wohl, daß dieß nicht ein Unterkommen für den Augenblick, sondern für längere Zeit seyn sollte.

Das Loch, in dem wir uns befanden, war wirklich schauderhaft; es erinnerte sehr lebhaft an die Burgverließe des Mittelalters. Dem ungeachtet waren wir alle nicht halb so niedergeschlagen, als man es in unserer traurigen Lage hätte erwarten sollen. Es hatte sich im Gegentheil der meisten unter uns eine ganz eigenthümliche Lustigkeit bemächtigt, die wunderlich genug vom Ort abstach.

Jeder von uns zwanzig hatte sich ein Plätzchen an der Erde gesucht und darauf niedergelegt. Glücklich wer zufällig warm gekleidet war, oder einen Mantel bei sich hatte. Mir wurde es nicht so gut; ich hatte mich wegen der Hitze am Tage nur ganz leicht gekleidet, da ich meine Sachen bei mir zu behalten dachte und nicht erwartete in ein solches Kellerloch gesperrt zu werden. Unser Wagen hatte sich unterwegs verirrt, er war wenigstens nicht zu uns gekommen. Später erfuhr ich, daß man ihn etwas geplündert

Digitized by Google

hatte und nur ein Theil der Effekten mit Mühe und Noth gerettet worden war.

Man ſang, man recitirte Stellen aus den Claſſikern in allen möglichen Sprachen, und mit Erſtaunen entdeckte ich, welch ein Schatz von Gelehrſamkeit ſich in meinem Generalſtab befand. Man ſuchte die Troſtloſigkeit wegzuſcherzen. Ich hatte mich nicht entſchließen können mich auf der feuchten Erde niederzulegen. Ich gedachte die Nacht ſtehend zu durchwachen und hatte mich zu dem Ende in einen Thürbogen poſtirt. Allein ich hatte meinen Kräften zu viel zugetraut, und als ich einige ſanft ſchlafen hörte, verlockte mich das und ich ſuchte mir auch ein Plätzchen. Eine Ecke war noch frei, ich wollte mich ihr aber nicht im Finſtern anvertrauen. Glücklicherweiſe hatte ich Feuerzeug in der Taſche; ich ſteckte alſo ein Hölzchen an und beleuchtete meinen Platz. Da guckten mich aus der Ecke mit ihren ſchönen, blitzenden Augen zwei dicke Kröten an, welche aber, wahrſcheinlich wegen des mangelnden Lichts, ganz merkwürdig blaß gefärbt waren. Ich machte ungefähr ein Geſicht wie Robinſon Cruſoe, als er auf ſeiner Inſel im Meeresſande die Fußſpuren von Wilden fand. Mein lebhafter Ausruf veranlaßte einige der Liegenden, ſich die freundliche Erſcheinung des Krötenpaars näher zu betrachten. Obwohl ich die Kröten nicht ausſtehen kann, ſo wollte ich doch ihr Familienglück nicht ſtören und ſuchte mir einen andern Platz. Ein Major diente meinem Kopf und ein Oberſt meinem Unterkörper als Unterlage. So wärmten wir uns gegenſeitig und ſchliefen die Nacht ganz gut.

Am Morgen regnete es noch und in unſerer Caſematte wurde es kaum Tag. Alles empfand Hunger und Durſt; aber wir hatten weder etwas zu eſſen noch zu trinken. Die 200 Mann, welche mit uns in der Grabengalerie eingeſperrt waren, litten brennenden Durſt; ſie hatten Tags zuvor zu guter Letzt noch recht viel von dem jungen ſauren Wein getrunken. Nach langem Bitten brachten denn auch die Soldaten eine Bütte mit Waſſer, welche ſie auf die oberſte Treppenſtufe niederſetzten. Wie die Schafe zur Tränke, ſo drängten ſich die durſtigen Gefangenen hinzu, und mancher, der weit hinten war, mußte ſich durſtig wieder auf die Erde legen. Brod war nicht zu haben. Kurz, zum ſcheußlichen Aufenthalt geſellten ſich als ganz dazu paſſend noch Hunger und Durſt. Den preußiſchen Soldaten, die uns bewachten, erging es übrigens nicht viel beſſer. Sie waren völlig durchnäßt, bekamen nur ein kleines Stück Brod und mußten die Nacht in der zugigen Poterne ohne Stroh zubringen.

Einige von uns fanden indeſſen bald mitleidige Soldaten, welche es übernahmen, uns für Geld etwas zu eſſen und zu trinken zu verſchaffen. Wir legten alle zuſammen und erhielten denn auch Brod, ein Stück Fleiſch und einen Krug Wein. Das reichte natürlich für ſo viele nicht hin und wir wiederholten unſere Verſuche, allein ohne beſonderes Glück; das heißt, wir wurden unſer Geld los, ohne etwas dafür zu erhalten. Ich habe, während wir da unten waren, für mehrere Kronenthaler nur ein Stück Brod, ein klein wenig Fleiſch und ein Glas Wein erhalten. Ob andere glücklicher waren, weiß ich nicht. Die Feuchtigkeit unſeres Kerkers hatte an einigen bald ihre üblen Folgen geäußert. Major Woynitzki, der die ganze Zeit krank geweſen war, hatte ſehr ſtark das Fieber und ſeufzte nach etwas Kaffee; ein Pfälzer Hauptmann, der die ganze Nacht mit den Zähnen geklappert und laut gejammert hatte, klagte ebenfalls, und ſo noch mehrere.

Gegen Mittag kam noch Zuwachs — der Stabsarzt Dr. Welker, welcher wieder zum Thor herein und nach dem Spital geritten war. Er hatte gehofft, man werde ihn wegen der Menge der Kranken dort laſſen; allein dem war nicht ſo: zu ſeinem großen Leidweſen ſperrte man ihn ebenfalls ein.

Da man gar keine Anſtalten machte, uns aus dem nichtswürdigen Loche zu befreien, und ich fürchtete, daß wir Alle krank werden würden, wenn wir noch eine Nacht darin bleiben müßten, ſo ſchrieb ich mit Bleiſtift einen Brief an General v. d. Gröben, der in ſeiner nackten Einfachheit ſehr bitter war. Er ſchloß: „Ich bitte Sie für uns nur um das, was ich ſelbſt dem Hunde meines Feindes nicht verweigern würde: um etwas Stroh und Waſſer.“ Als es ſchon ſpät am Abend war, kam endlich Brod für die verhungerten Leute und auch die Waſſerquelle floß reichlicher. Wir hatten noch Cigarren und ſo fing unſere Lage an etwas erträglicher zu werden. Ich ließ es nicht dazu kommen, daß Jemand den Kopf hing, ſondern ſuchte durch Erzählungen und Scherze die gute Laune zu erhalten, was mir auch gelang. „Wir wollen,“ hieß es allgemein, „denen, die uns hier eingeſperrt haben, zeigen, daß unſer moraliſcher Muth über ihre Erbärmlichkeiten erhaben iſt.“ Und heitere Lieder ärgerten bis in die Nacht hinein unſere übermüthigen Feinde.

(Fortſetzung folgt.)

Von Paris nach London.

(Schluß.)

Die Regierung betrachtet dieſe Einrichtung als eine Wohlthat, ſie zwingt Niemanden ſich derſelben zu bedienen, ſondern läßt Jedermann gehen wohin er

Digitized by Google

will, ohne nach ſeinem Namen, ſeinem Stande und darnach zu fragen, ob er denn auch wohl wirklich ein ehrlicher Menſch ſey und ob er zu ſeiner Beglaubigung ein Stück Papier in der Taſche trage. Wie wenig Strenge in dieſem alien office herrſcht, mag daraus hervorgehen, daß der Beamte einigen italieniſchen Flüchtlingen, die eben ohne alle Legitimation Englands Boden betraten, auf die einfache Angabe ihrer Namen hin ſogleich ein Certifikat ausſtellte und ihnen dann eine glückliche Reiſe wünſchte. „Das iſt England!“ ſagte an meiner Seite ein Berliner Jüngling, der ſeinen Augen kaum trauen wollte. »Yes, Sir, that is England!« wiederholte ein langer, kalter Engländer, der den Berliner verſtanden hatte. Mit dieſer ſtolzen Wiederholung ſchien der Mann uns ſagen zu wollen: „Ihr armen, vielgeplagten Creaturen des Continents!“

So wenig wie um die Menſchen kümmert man ſich um ihr Gepäck, ſobald daſſelbe im Zollhaus geprüft iſt. Als ich auf dem Bahnhof des south-eastern railway ganz beſcheidentlich nach deutſcher und franzöſiſcher Gewohnheit für meine Effekten einen Schein forderte, verſtand man mich nicht, und als man mich verſtand, wäre ich beinahe ausgelacht worden. Man ſagte mir mit aller Derbheit und Offenheit, ich möchte mich um meine Koffer ſelber kümmern. Glücklicherweiſe entdeckte ich ſie in einem Berge von Gepäck, und als die Reiſenden dann auf dem Bahnhofe zu London über ein ähnliches Gebirge wüthend herfielen, jeder das Seine daraus hervorgriff und davon trug, hatte ich mich ſchon ſo weit in engliſche Sitte und Lebensart geſunden, daß ich es eben auch ſo machte und meine Bagage ſelber zum nächſten Fuhrwerke ſchleppte. Der Engländer ſpottet über die Art und Weiſe, wie wir auf dem Continent reiſen, und wir ſpotten wieder über ſeine Reiſemanier. Er führt in der Regel nur ſo viel bei ſich, als er im Nothfalle ſelber tragen kann. Er macht ſich nicht, wie die Deutſchen und Franzoſen ſo gerne thun, zum Sklaven ſeines Gepäcks. Bei den Zollviſitationen kann man beobachten, wie vortrefflich die engliſchen Koffer eingerichtet ſind, und in der geſammten weiblichen Welt ſind wohl die Engländerinnen die einzigen verſtändigen Geſchöpfe, welche dem Mann das Reiſen mit einer Frau nicht zur Laſt und Plage machen. Sie wiſſen, was unſere deutſchen Landsmännninnen und die Franzöſinnen nie lernen, all die ſogenannten unentbehrlichen Siebenſachen der Damenwelt auf der Reiſe vollkommen bei Seite zu laſſen. Der Engländer und ſein Weib haben eine Kunſt und Wiſſenſchaft aus dem Reiſen gemacht; darum hat aber auch das engliſche Volk die Welt erobert. In England, wo der Begriff der Faſhion das Leben eines ächten Gentleman ſonſt ſo ſonderbar einengt, kann jeder Gentleman und wäre er der erſte Lord des Königreichs, ſein nothwendiges Reiſegepäck, ohne daß er ſich dadurch irgend etwas vergäbe, in eigener Perſon durch die Straßen tragen.

Die Eiſenbahn von Dover nach London läuft anfangs dicht am Meer über die Kreidenfelſen weg, dann durchbricht ſie dieſelben plötzlich mit einer Reihe von großen Tunneln und führt durch eine ſaftige Landſchaft, welche, wie faſt ganz England, einem lieblichen Garten gleicht. Aber wer achtet auf die hübſchen Baumpartien, die ſchönen Raſenflächen, die Schlöſſer, die großen Jagdgehege und die niedlichen Dörfer, wenn er ſich zum erſtenmal dem Rieſen der Städte nähert! Immer größer wird die Spannung, immer belebter die Gegend. Ein ungeheures Nebelmeer breitet ſich vor uns aus, die ſchwachen Strahlen der Februarſonne können es nicht durchdringen; endlich läuft die Eiſenbahn zwiſchen einer Reihe kleiner, mit rothen Ziegeln gedeckter Häuſer, und ſogar über dieſelben hinweg. Der Reiſende kann ſich noch immer nicht einbilden, daß dieß ſchon London, daß er wirklich ſchon in London iſt. Er ſieht keine Stadt, wie wir uns nach Continentalbegriffen eine ſolche denken. Aber der Zug hält, wir müſſen hinaus in das Gewühl der Laſtträger und der Reiſenden. Während der Cabman uns über London-Brücke führt, fällt ein erſter, gewaltſam ergreifender Blick auf Londons ungeheures Hafengemälde. Das iſt London!

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

(Schluß.)

Literatur. — Ragged schools.

Auch Lamartine's »conseiller du peuple« iſt zu uns gelangt, und bringt uns die Nachricht, daß der Dichter des Raphael an einen Louis Napoleon glaubt. — Von Louis Blanc courſirt hier deſſen Journal »l'ami du peuple,« ſo wie ſein Buch »une page d'histoire.« Das letztere forderte ich neulich in unſerer ſogenannten Foreign Library, beim Italiener P. Rolandi, worauf man mir ſagte, es ſeyen acht Exemplare verliehen; das Werk werde ſo viel geleſen, daß man nicht anſtehe, noch ein neuntes hinzuzufügen. Das ſagt ſehr viel. — Die Memoiren

Digitized by Google

der Frau Pulsky sind in zwei Bänden, deutsch und englisch zugleich erschienen und sollen nicht ohne Werth seyn. General Klapka verspricht gleichfalls binnen kurzer Zeit seine Erlebnisse zu veröffentlichen. Das Publikum kann also gleichfam nicht zu Athem kommen vor all dem Erlebten und Geschriebenen. Die Italiener allein zeigen sich weniger schreibluſtig; ihre Zahl iſt überdem auch nicht ſo bedeutend; es ſind ihrer im Ganzen nur einige dreißig hier, d. h. von den Flüchtlingen der letzten Revolution, und unter dieſen ſind keine Literaten. Es ſind geößtentheils Offiziere. — Bezze, der frühere Polizeiminiſter von Rom, hat ein Atelier als Bildhauer aufgeſchlagen und will einſtweilen eine Statue Mazzini's auf Subſcription machen; ſeine Memoiren zu ſchreiben, davon hat er noch nicht gedacht. Von Amalie Struve dagegen haben wir bereits ein Bändchen, in welchem ſie die Thaten ihres Mannes recapitulirt; die engliſche Preſſe hat aber bis jetzt keine Notiz davon genommen. Beide Struve ſind mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt und denken nicht daran England jetzt zu verlaſſen, wie die deutſchen Zeitungen irrig angeben. — Das Morning Chronicle führt fort uns mit dem Zuſtand des Proletariats bekannt zu machen. Es hatte die Matroſen vorgenommen und iſt jetzt an den ſogenannten ragged schools,« die für die kleinen Diebe Londons ſo wohlthätig ſind. Als den Gründer derſelben nennt es uns John Pounds. Dieſer Mann wurde 1766 in Portsmouth geboren; er war ein Krüppel und nährte ſich vom Schuhflicken. In einem kleinen Häuschen in St. Mary Street ſah man ihn viele Jahre lang auf einem Stuhle ſitzend ſeine Schuhe flicken, umgeben von ſeinen dürftigen kleinen Schülern. Zu ſeinen beſondern Ergötzlichkeiten gehörte es Singvögel abzurichten, die er ſo vortrefflich zähmte, daß ſie mit ſeiner Katze und ſeinem Meerſchwein wie mit Freunden lebten. Oft ſah ihm ein Canarienvogel auf der einen Schulter und eine Katze auf der andern. So arm er war, ſo machte er es doch möglich einen kleinen verwachſenen Neffen anzunehmen, den er erzog, über den er mit väterlicher Sorge wachte und dem er endlich zu einer behaglichen Exiſtenz verhalf. Dieſer Knabe gab den Anlaß zu ſeiner ſpätern Wirkſamkeit. Er glaubte derſelbe würde beſſer lernen, wenn er einen Gefährten hätte. Bald fand er ein höchſt bedürftiges Kind für dieſen Zweck; dann wurde ein zweites angenommen, und endlich gewährte ihm dieſe Beſchäftigung ſo viel Vergnügen, daß er die Zahl ſeiner Schüler bis zu vierzig anwachſen ließ. In ſeiner kleinen Werkſtätte, die nicht zwanzig Fuß maß, verſammelte er ſie um ſich und während ihnen ſeine Aufmerkſamkeit, während er zugleich eifrig das Handwerk betrieb, das ihn nährte, denn ſein Unterricht wurde ganz umſonſt ertheilt. Schon daraus erklärt ſich, daß ihm die Schüler zuſtrömten, und da er nicht alle annehmen konnte, ſo hielt er ſich beſtändig an die ſchmutzigſten und verwahrloſeſten; oft ſoll er ſogar einem recht unglücklichen Kinde weit nachgegangen ſeyn, um es durch Bitten und das Verſprechen einer gebratenen Kartoffel in ſeine Schule zu locken. Viele jetzt lebende Perſonen danken ihm alles was ſie ſind. Kein Wunder daher, daß bei ſeinem Tode, der im Jahr 1839 in ſeinem zweiundſiebzigſten Jahre erfolgte, die Kinder ihren beſten Freund und Wohlthäter in John Pounds, dem Gründer der ragged schools, beweinten.

Hamburg, März.

(Fortſetzung.)

Regſamkeit in Handel und Gewerbe.

Durch die außerordentliche Thätigkeit des Schifferherrn und Schiffsmaklers Robert Sleman, eines Engländers von Geburt, nimmt die hieſige Rhederei einen bedeutenden Aufſchwung, und auch das Auswanderungsgeſchäft wird mehr als früher in Aufnahme kommen. Bisher hatte uns die Schwesterſtadt Bremen den Vorrang abgelaufen; intereſ Schaden macht klug, und ſo iſt die hieſige Börſe darauf bedacht, daß es ihr mit den Auswanderern nicht eben ſo ergehe, wie mit dem Tabakshandel, der, eine Zeit lang in Hamburg vernachläſſigt, von den klugen Bremern faſt ganz an ſich gerißen wurde. Um den Strom der Auswanderer hieher zu lenken, werden von der hieſigen Rhederei fortwährend Schiffe erbaut und wird durch regelmäßige Paketſchiffahrten, ſowohl mit Dampf- als Segelſchiffen, für eine ſtete Verbindung mit allen Weltheilen geſorgt. Dabei beſteißigt man ſich civiler Preiſe und einer beſonders guten Behandlung und Verpflegung der Auswanderer. Auſſer den bereits beſtehenden Einrichtungen dieſer Art, werden von der Dampfſchiffahrts-Compagnie gegenwärtig noch zwei große Dampfſchiffe zu Beförderung von Auswanderern nach Nord- und Mittelamerika erbaut, die nächſtens ihre regelmäßigen Fahrten beginnen werden. Der Preis für einen Mittelbeckspaſſagier iſt, Alles in Allem, nur 40 Thaler, und die Dampfſchiffe legen die Fahrt von hier nach Newyork in 15 Tagen zurück. — Daß man ſich auch in England mit dem Schiffbau rührt, dafür zeugen die bedeutenden Einfuhre an Krummholz, das bekanntlich nur zum Schiffsbau benutzt wird, am hieſigen Platze. Die damit zu befrachtenden Schiffe bringen in der Regel Steinkohlen hieher und nehmen, vor unſerm Holzhafen ankernd, als Rückladung Schiffsbauholz zurück. Ob dieß in Folge von Privatſpekulationen, ob zur Vermehrung der engliſchen Flotte geſchieht, weiß ich nicht; die großen wiederholten Ankäufe laſſen jedoch auf letzteres ſchlieſſen. — Die ſchon früher von mir berührte Spekulation, von hieraus ſertig gezimmerte Häuſer nach Californien auszuführen, hat mit dem Wiederbeginn der Schiffahrt einen neuen Aufſchwung erhalten, namentlich ſeit dem Brande in San Francisco, der weit bedeutender geweſen ſeyn ſoll, als man zu Anfang glaubte oder glauben machen wollte. Das Vorgeben von nur dreißig in Asche gelegten Wohnungen ging wohl von Spekulanten aus, die eine Wiederfüllung des Marktes zu verhindern und erſt ihre Schäfchen in's Trockene zu bringen wünſchten. — Ein neuer Induſtriezweig hat hier große Ausdehnung gewonnen und verſpricht reichen Gewinn. Ein Herr Kallmann, Verkäufer von fertigen Kleidungsſtücken, läßt von nahe an dreihundert Arbeitern ſolche für die Ausfuhr nach Californien anfertigen, und da er gute und dauerhafte gearbeitete Waare liefert, dürfte ſich das Geſchäft reinlich. Erfreulich iſt es dabei zugleich, daß ſo vielen fleißigen Händen Arbeit, ſo vielen bisher Dahrdenden Brod gegeben wird. — Als ein großartiges und dabei ſegensreiches Fabrikgeſchäft muß ich auch der von Herrn Meyer begründeten, von ſeinen Erben fortgeſetzten Steckfabrik und Fiſchbeinreiſerei erwähnen. Der Begründer war ein armer, aber ſehr intelligenter, dabei durch körperliche Wohlgeſtalt ausgezeichneter Knabe, der eine Zeitlang mit Spazierſtöcken einen kleinen Handel trieb, dann auf den Einfall kam, den Artikel ſelbſt zu verfertigen, Glück damit hatte und ſich endlich ſo weit emporarbeitete, daß er an die Anlage einer Fabrik denken konnte. Dieſe wurde von ihm zu einem nie geahnten Flor gebracht; der Begründer wurde ein ſehr reicher Mann und hinterließ den Seinen bei ſeinem allgemein betrauerten Tode ein großes Vermögen und ein blühendes Geſchäft. Die Fabrik iſt eine wahre Muſteranſtalt und die jetzigen Inhaber derſelben ſind ſowohl in Hinſicht der Tüchtigkeit als der Humanität gegen ihre Arbeiter in die Fußſtapfen des Begründers getreten.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 88. Freitag den 12. April 1850.

Hier in des Feigenbaums dunkler Umlaubung das friedliche Moosdach,
Jene Cascade, die wild über den Felsenhang schäumt,
Nah die mit Pinien bekrönten, mit Loebern umgürteten Hügel,
Fern die Ruinen der Burg, kühn in die Bläue gethürmt.

Matthisson.

Ueber die penninischen Alpen.

VI.

Miß Edith, die sich auf ihrem kleinen Pferdchen allerliebst ausnahm, schaute an der Straßenecke noch einmal über den großen Platz nach dem Thore der Post, an welchem wir reisefertig standen und der kleinen Cavalcade nachblickten. Das holde Wesen hatte meinen jungen Reisegefährten sehr angesprochen, und auch sie schien an seinem offenen Gesicht und seinen treuen, ehrlichen Augen Gefallen gefunden zu haben, denn sie hatte sich auf unserem dreistündigen Spaziergange fast ausschließlich mit ihm unterhalten und dem Führer so wie den Sehenswürdigkeiten von Aosta nur geringe Aufmerksamkeit zugewendet. Kein Wunder daher, wenn mein Freund kein Auge für die Schönheiten des Dorathals unterhalb Aosta, kein Gefühl für die sonnige Heiterkeit des Nachmittags und kein Wort für den still theilnehmenden Begleiter hatte. Wir befanden uns im reizendsten Theil des Thales, welches die schöne Dora Baltea — so genannt, um sie von der Dora Ripuaria zu unterscheiden, welche auf den grajischen Alpen entspringt und bei Turin in den Po fällt — mit ihren lichtgrünen Augen anlächelt. Ausgedehnte Weideplätze, auf welchen die Sonne mit Wollust ruhte, stolze Wälder, malerische Schlösser auf Bergvorsprüngen oder auf unzugänglich scheinenden Felsen, silberne Wasserfälle, die aus der Ferne wie sich drehende Glasröhren an den steilen Bergseiten zu hängen schienen, schöne Dörfer, heimliche Thälchen, aus denen singende Quellen der Dora zueilten — dieß war die in bunter Mannigfaltigkeit an uns vorübergehende Scenerie zwischen Aosta und Castiglione. Besonders freundlich und malerisch ist die Lage des Dörfchens Nuz. Man betritt dasselbe durch ein altes Thor, über dem die epheuumschlungenen Reste eines Schlosses sich erheben, und glaubt in einen Gang, von Weinlaub überhangen, zu kommen, da sich vor den meisten Häusern Weinlauben befinden, welche ihre grünen Arme weit über die Straße ausstrecken, durch ihre Frische das Auge erfreuend und zur Rast in ihren kühlen Schatten ladend.

Castiglione liegt vier kleine Stunden von Aosta entfernt und wir kamen zeitig genug an, um noch einen Spaziergang in die Umgegend zu machen; mein noch immer schweigsamer Freund schüzte jedoch Müdigkeit vor und ich mußte allein gehen. Vor dem südlichen Ausgange des Städtchens mündet das Tournanchethal aus, welches über den Matterhornpaß nach Wallis führt. Der Gletscherbach, welchen das Matterhorn der Dora zusendet, stürzt sich hier durch eine furchtbare Schlucht und unter wildem Toben in das Thalbecken; der Blick von der hohen Brücke, welche in einem stolzen Bogen über den Abgrund springt, in diese gischende, schäumende, donnernde Tiefe ist schauererregend. Auf einem Umwege gelangte ich an die zwei alten, übereinander gebauten Brücken in der Tiefe des Thals, deren untere von Hannibal erbaut seyn „soll" und über welche früher die Straße thalab führte. Im Verlauf der Zeit ließ die punische Brücke bedenkliche Zeichen anrückender Altersschwäche gewahren und man baute eine zweite über ihr, und in der Neuzeit eine dritte, fünfhundert Fuß über der zweiten, da sich die Nothwendigkeit herausgestellt hatte, die Heerstraße höher zu legen.

Digitized by Google

Der alte Weg führte mich zu einer Kapelle, in welcher ein halbes Dutzend Mädchen den Rosenkranz beteten und jedesmal beim zehnten Körnchen eine Strophe aus einem frommen Liede an die Mutter Gottes sangen. Es waren bereits italienische Stimmen, wie Himmel, Luft und Sonne bereits italienisch waren, und die Liebe, das Vertrauen, die Hingebung, welche diese Kinder der Jungfrau Maria weihten, sprach sich mehr noch in der Innigkeit des Gesanges, als in den einfachen Worten aus, welche diese musikalische Sprache in tausendfacher Weise variirt. An den Ufern der Dora, wie an denen des Gela hört man in wechselnden Melodien und in wechselnder Mundart fast stets dieselben Worte:

O Maria, vergin bella,
Qual luce in ciel appar!
Ah, è tua luce, o stella
Del tempestuoso mar.

O dolce madre mia,
Ti prego per pietà.
Stringemi al sen, Maria,
Ch io non ti las ci più.

Ich stieg wieder bis an die neue Brücke empor, faßte das wildschöne Landschaftsgemälde — die Schlucht, die alten Brücken, das Schloß Usselle im Rahmen der zerklüfteten, mit grünen Ranken überwachsenen Bergseiten und als Hintergrund die malerischen Berge, welche das Dora- und Orcathal scheiden — noch einmal in's Auge und machte dann einen Spaziergang das Tournanchethal hinauf. Die Schatten eines prachtvollen Kastanienwalds gesellen sich zu denen des herannahenden Abends, der Weg hebt sich rasch und steil; oben auf den Matten das Klingeln der Heerdeglocken, unten das dumpfe Toben des Gletscherbaches. Jetzt öffnet sich die Aussicht nach Norden. Ungeheure Blöcke von Serpentinstein bilden den Vordergrund, an den sich die zerrissenen Abhänge des Tournanchethals anschließen, durch welches das grüne Bergwasser dahin tobt, während im Hintergrund die Pyramide des Matterhorns mit ihren Gletscherwänden, von der scheidenden Sonne glutroth angehaucht, sich vom dunkeln Blau des Himmels in scharfen Umrissen abhebt.

Die Sterne standen längst am Himmel, als ich die stille Straße hinaufschritt, die zu den h. drei Königen führte. Mein Freund kam mir freudestrahlenden Gesichtes entgegen und zeigte mir ein Blatt. Es war ihm gelungen die reizenden Züge der jungen Irländerin auf dem Papiere festzuhalten; er sprach von ihrer Anmuth, der hohen Bildung ihres Geistes, der unbefangenen Liebenswürdigkeit ihrer Unterhaltung, ließ sich das Abendessen trefflich schmecken und versicherte mich am nächsten Morgen, er habe lange nicht so gut geschlafen. Ich nahm meine Sedezausgabe des Dante zur Hand und las den Anfang des 24 Gesanges der Hölle vor, wo die getäuschte Hoffnung und der rasch wieder erwachte Muth so unendlich schön geschildert sind, und unter Lachen nahmen wir unser Frühstück ein und schlenderten thalab. Wir hatten keine Eile; kamen wir morgen nicht nach Genua, so erreichten wir es gewiß in acht Tagen. Und das Aostathal war so schön, der Morgen so frisch, die Luft so balsamisch, so ätherisch mild, der Himmel so tiefblau, die Matten so duftig grün, die Glocken der Heerden klangen so wonnig und die helle Kindesstimme der Dora tönte so jubelnd drein, daß wir uns der höchsten Fröhlichkeit überließen. Da trat uns Dante's »Villanella, a cui la roba manca« in der Gestalt des armen Weibchens entgegen, das wir auf der Höhe von St. Oyen gesehen hatten; sie war im Begriff uns um ein Almosen anzusprechen, als sie die zwei Reisenden wieder erkannte, welche ihr auf dem Berge bereits eine Kleinigkeit gespendet hatten, und wich bescheiden zurück. Wir fragten nach ihrem Mann und den Kindern; sie deutete in eine Felsklüftung, welcher wir sofort zuschritten. Da saß der arme Bursche auf einem Steine, die beiden Kinder auf dem Schooße haltend. Sie hatten die Wachsamkeit der Gensdarmen bei Oyen glücklich getäuscht, Aosta diesen Morgen, lange vor Tagesanbruch, umgangen und hofften Verrer unbelästigt zu erreichen, in dessen Nähe sie einer Unterkunft für den Winter gewiß waren. Unsere heitere Stimmung kam der armen Familie sehr zu gut und wir schieden, von ihrem beredten Danke bis an die Straße begleitet.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des andern Tages zeigte sich endlich die Wirkung meines Briefs. — Wir Offiziere vom Stab wurden an's Tageslicht beschieden, wo wir den Adjutanten des neuen preußischen Gouverneurs, Rittmeister v. Borstell, fanden, der uns in das „Bermeugebäude“ von Bastion II brachte. Hier, hieß es, sollten wir vorläufig bleiben, bis andere Lokale bereit seyen, und auch Stroh erhalten. Das Bermeugebäude, welches durch den Wall und den darauf befindlichen Cavalier überhöht wird, besteht aus zwei einstockigen Casematten, welche rechts und links die Seiten eines kleinen viereckigen Hofes bilden, dessen breitere vordere Seite, nach der Contrescarpe zu, durch eine sehr dicke Mauer geschlossen ist, in welcher sich zwei Kanonenschießscharten befinden; die hintere sehr schmale Seite des Hofs ist ebenfalls

Digitized by Google

durch eine Mauer begrenzt, in welcher sich ein Thorbogen befindet, durch den man in die Poterne gelangt, welche durch den Hauptwall hindurch in den innern Raum des Forts führt und durch ein eisernes Gitterthor verschlossen wird. Rechts und links von diesem Gebäude läuft die Berme, welche nach dem Graben zu durch eine crenellirte Mauer begrenzt ist. Die Bermengebäude, in deren jedem sich zwei kleine Casematten befinden, dienen dazu, die Berme zu bestreichen. Diese kleinen, ziemlich trockenen Casematten waren nun unser Quartier. Nach dem Hof zu hatte eine der beiden Casematten ein großes, mit eisernen Stäben vergittertes Fenster, und sowohl die Schießscharten als die Luftlöcher waren durch Fenster geschlossen. In den Ecken dieser Casematten waren zwar überall Spuren, daß menschliche Wesen diese Lokale für Abtritte gehalten hatten; dessen ungeachtet schienen sie uns Prachtsalons im Vergleich mit unserem ersten Aufenthalt. Als nun gar noch das versprochene Stroh kam, fanden wir uns luxuriös eingerichtet. Freilich sahen wir Bewohner des Bermengebäudes links lüstern nach dem rechts, in welchem sich eine sehr schätzbare Pritsche befand; allein wir waren zu aufrichtig glücklich, um dieses Glück durch gemeinen Neid zu besudeln.

Bei näherer Bekanntschaft fanden sowohl preußische Soldaten als „Freischärler" zu ihrem gegenseitigen Erstaunen, daß man sich gewaltig in einander geirrt hatte. Die preußischen Soldaten waren keineswegs brutale Menschenfresser und fanatische Mitgottisürkönigundvaterlander, sondern ehrliche, verständige, gefühlvolle Leute, welche weit mehr von dem Geist der Demokratie angesteckt waren, als wir uns jemals hätten träumen lassen; und die Soldaten fanden wiederum, daß die Freischärler keineswegs „Lumpengesindel" seyen, daß sich unter ihnen sehr viele Leute befinden, die einzeln so viel Bildung besaßen, als manchmal ein ganzes preußisches Offizierskorps zusammengenommen. — Kaum hatten die Soldaten diese Ansicht gewonnen, als sich auch ihr Betragen gegen uns völlig änderte. Anfangs waren sie noch etwas zaghaft, denn jeder Verkehr mit uns war auf's strengste untersagt; dessen ungeachtet boten einzelne Soldaten mit wahrhafter Aufopferung ihre Dienste an, besorgten uns Speise, Cigarren, und was sich sonst leicht verbergen ließ.

Unsere Lage verbesserte sich nun von Tag zu Tag. Kaum hatten die Rastatter Bürger gehört, wie elend es uns ging, als sie schaarenweise nach den Casematten pilgerten und Lebensmittel und Wein herbeitrugen. Diese Theilnahme, besonders von Seiten der Frauen, ärgerte aber die Offiziere und dergleichen Unterstützungen wurden auf's schärfste untersagt, ja endlich am Eingang des Forts eine sehr strenge Controle eingeführt. Von Seiten der Behörden sorgte man indessen nun auch für eine bessere Verpflegung. Wir erhielten — das heißt wir Offiziere — Morgens eine große Tasse Kaffee, den zwei Leute in einer Weinbütte herbeischleppten, und der uns sehr wohl that, obwohl nicht Arabien, sondern Deutschlands Eichenwälder die Bohnen hervorgebracht, aus denen er bereitet war. Dazu erhielten wir ein Stück Weißbrod und täglich ein halbes schwarzes Brod. Zu Mittag bekamen wir eine sehr kräftige Suppe mit Reis, Bohnen, Erbsen, Graupen u. s. w., worin das Fleisch in reichlichem Maße kleingeschnitten lag. Das änderte sich jedoch bald; die Lieferung kam an einen „Unternehmer," das Essen ward herzlich schlecht und der Kaffee fiel ganz weg; allein damals hatten wir es doch.

Der Kommandant hatte die Aufmerksamkeit, uns einen Freischärler zu unserer Bedienung zu schicken, der Morgens die Stiefeln putze und allerlei Dinge aus der Marketenterei des Forts herbeischleppte, welche der Wachtkommandant gerade passiren ließ. Auf den Rath des Dr. Weller versahen wir uns stets mit etwas Kirschwasser, und dieses erhielt uns so vortrefflich bei Gesundheit, daß von uns allen kein einziger krank wurde, während sie in andern Casematten wie die Fliegen umfielen.

Eine sehr große Annehmlichkeit war es für uns, daß man uns gestattete den Tag im kleinen Hof zuzubringen. Unser Diener, ein sehr pfiffiger und anstelliger Mensch, der bereits irgendwo her wollene Decken bekommen hatte, wovon ich ihm eine für 24 Kreuzer ablaufte, zimmerte uns nun auch von Brettern, die er auch irgendwo gefunden, einen Tisch und eine Bank im Hofe, kurz leistete uns sehr wesentliche Dienste. — Wir ertrugen unsere Lage mit dem besten Humor, ja Viele wurden so ausgelassen, daß wir ältern von Zeit zu Zeit irgend eine Trauerbotschaft erfinden mußten, um diese Lustigkeit etwas zu zügeln. Schon mehrmals hatten wir die Gesellschaft mit der Nachricht erschreckt, daß dieser oder jener erschossen worden sey; allein am Ende ward diese Erfindung Wahrheit: wir erfuhren die Hinrichtung von Elsenhans und Biedenfeld. — Biedenfeld hatte nicht im entferntesten daran gedacht, daß man ihn zum Tode verurtheilen würde; ja als sein Urtheil gefällt war, machte er sich über die Richter lustig, die sich einbildeten, der Großherzog werde ihn erschießen lassen.

Doch solche Nachrichten vermochten nur auf kurze Zeit unsere jungen Leute zu verdüstern. Wer unser Treiben so mit ansah, mußte manchmal glauben, im Bermengebäude sey vielmehr eine Kolonie von Narren, als ein höchst staatsgefährliches Nest von standrechtreifen Hochverräthern. Es gab nichts Närrisches, das da nicht getrieben wurde.

(Schluß des Abschnitt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

(Fortsetzung.)

Ueberschwemmungen. — Appert's Schrift.

Wer Hamburg besucht, sollte nicht versäumen, das Meyer'sche Fabrikwesen und den auf der Neuenburg gelegenen Laden, die vielleicht in ihrer Großartigkeit die einzigen in ihrer Art sind, in Augenschein zu nehmen. Daß eine so kleinlich erscheinende Industrie den Begründer zum reichen Manne machen, daß sie vierhundert Arbeiter beschäftigen kann, dieß wird einem erst durch die Reichhaltigkeit des Ladens begreiflich. Man findet hier alles, was man in der Art nur suchen mag: vom kostbarsten Bambus bis zum simpelsten Rohr, vom Elfenbein- und Goldknopf von der köstlichsten Arbeit, die dem Genie des Künstlers Ehre macht, bis zum einfachsten Knöpfchen hinab, von der Reitgerte des Dandy bis zur Knute. Das Geschäft dieses Hauses beschränkt sich aber nicht auf Europa, sondern wird auch in fremden Welttheilen betrieben. Die damit verbundene Fischereireiserei ist in ihrer Art als Industriezweig eben so bedeutend. Der Menschenfreund, der ein Fabrikgeschäft begründen will, mache sich mit dieser Musteranstalt bekannt. Sehen an ihrem Aeußern, an ihrer Haltung und ihrem sittlichen Betragen erkennt man die Arbeiter derselben, die in ihrem Alter sogar durch eine Pension gegen den Mangel geschützt werden.

Wie gewöhnlich im Frühling und Herbst, hat sich die Elbe auch in diesem Jahre durch Ueberschwemmung der niedrig gelegenen Stadttheile unangenehm gemacht. Diesem großen Uebelstande, der alljährlich in den mit Feuchtigkeit angefüllten Kellerwohnungen unzählige Menschenleben dahinraffe, hätte durch Aufwendung einiger Millionen schon längst gesteuert werden können. Hohe Elbdämme — hier Deiche genannt — beschützen außerhalb der Stadt in weiten Strecken die Niederungen gegen solche Ueberschwemmungen, während man die Flußseite innerhalb der Stadt ohne irgend welchen Schutz ließ. In Folge dieser Nachlässigkeit wird jährlich oft mehrmals der größte Theil der niedrig liegenden Attikadt, die vorzugsweise von Gewerbtreibenden bewohnt wird, dermaßen unter Wasser gesetzt, daß man mit Kähnen in den Straßen fährt. Der größte Theil der Armen wohnt in Kellern; diese werden durch die einströmenden Fluthen aus ihren elenden Wohnungen getrieben und fangen an mit ihrer geringen Habe in die benachbarten Häuser zu flüchten, sobald Signalschüsse das Zeichen der steigenden Fluth geben. Jeder weiß, bei dem wiederholten Schusse er anfangen muß zu räumen und zu flüchten; die Habseligkeiten werden in die zunächst gelegenen Häuser gebracht; die Geflüchteten suchen für ihre Person eben daselbst Schutz, bis das wieder gefallene Wasser ihnen erlaubt in ihre feuchten, triefenden, mit Sand und Schlamm bedeckten Wohnungen zurück zu kehren, auf deren Reinigung sie dann viele Zeit und Mühe zu verwenden haben. Man kann sich vorstellen, welch ein Heer von Krankheiten durch das Wohnen in diesen Spelunken erzeugt wird; auch erkennt man die Kellerbewohner an ihrem bleichen, verfallenen Aussehen, an den Scrophuln, von denen die armen Kinder heimgesucht sind. Wäre diesen großen Uebelständen nicht abzuhelfen, so wären die Klagen nicht so groß und bitter, wie sie es jetzt sind. Allein nach dem Urtheile Sachverständiger hätte die Stadt eben so gut eingedämmt werden können als das Landgebiet, und mit einem Theile der großen Summen, die für weniger nützliche Bauten ausgegeben worden, hätte man diesen Zweck erreichen und Leben und Gesundheit unserer Armen besser schützen können. — Eine kleine, vom bekannten Philanthropen B. Appert herausgegebene Schrift in französischer Sprache über das hiesige Hospital- und Gefängnißwesen hat solches Aufsehen gemacht, daß die zweite Auflage der sofort erschienenen Uebersetzung bald vergriffen wurde. Appert, der nur kurze Zeit hier war und überdieß unsere Sprache nicht versteht, hat mit einer Oberflächlichkeit über unsere Hospitäler und Gefängnisse berichtet, die von einem Manne seiner Art in Erstaunen setzen mußte. Er hat nur den grünen Theil von dem gesehen, was er hätte sehen können und sollen, wenn er ein gründliches Urtheil hätte fällen wollen; selbst einige auffallende Unrichtigkeiten enthält die Schrift, die als literarisches Produkt den erlangten Ruf durchaus nicht verdient. Dennoch ist sehr viel daraus zu lernen. Was wird der hohe Gönner unseres Senats, der König von Preußen, der zugleich der Gönner des Herrn Appert ist, zu unsern Zuständen sagen? Das Urtheil, welches der Mann über den Zustand namentlich unserer Irrenhäuses, oder vielmehr Irrenkellers, fällt, muß uns als Barbaren erscheinen lassen, wofür er uns denn auch mit ziemlich unumwundenen Worten erklärt. Daß er im Detentionshause einen Säugling an der Brust einer an einer schlechten Krankheit leidenden Mutter gefunden und diesem Uebelstande, nachdem er denselben erkannt, nicht einmal Abhülfe verschaffen konnte, ist eben so gräßlich als der Umstand, daß man unsere Irren, alle durcheinander in feuchte Keller des Krankenhauses einsperrt. Ein Appert, wenn er sich gleich einer zu großen Oberflächlichkeit bei der Untersuchung schuldig gemacht, wird schwerlich eine Unwahrheit sagen, und das von ihm aufgestellte schauderhafte Bild hiesiger Zustände ist nicht übertrieben, es fehlen vielmehr noch manche kräftige Pinselstriche, um es ganz ähnlich zu machen. Wenn er am Schlusse seiner, dem Herrn Senator Jenisch, seinem Gastfreunde, zugeeigneten Broschüre sagt: „solche Sünden, wie hier gegen die Kranken an Leib und Seele begangen werden, müssen zum Himmel schreien," so kann man nur schaudernd einstimmen. Ich empfehle dem Leser die Schrift: »Hambourg, ses prisons et ses hospices.« Wie Appert behaupten, ist nach den hier bestehenden Einrichtungen an die Heilung eines einzigen Wahnsinnigen nicht entfernt zu denken; nur der Tod kann in dieser Höhle des Entsetzens und Jammers als Befreier auftreten. Wie verlautet, soll die Schrift namentlich in den höhern Regionen eine furchtbare Wirkung hervorgebracht, einen panischen Schrecken verursacht haben, und zwar so, daß unsere Reichen ernstlich daran denken, ein Irrenhaus, wozu bereits Fonds vorhanden sind, und auch ein anderes Gefängniß zu erbauen. Gott wolle ihr Herz lenken und diesem Jammer ein baldiges Ende machen! Man sagt auch, Senator Jenisch wolle 40,000 Mark zu diesem Zwecke hergeben. „Gehet hin und thuet desgleichen!" rufe ich unsern andern Reichen zu, denn mit Schimpf und Schande beladen wohnt ihr in euern üppigen Palästen, so lange die unglücklichen Wahnsinnigen, fünfhundert an der Zahl, und die abgelebten Greise und Matronen in feuchten Kellern „dem Befreier Tod" entgegen seufzen. Es heißt, Appert habe hiesige Verhältnisse gesehen, ihn mit den Kleidern über sein Werkchen bekannt zu machen, und er habe versprochen wieder zu kommen, um die etwa noch gebliebenen Lücken in einem zweiten auszufüllen. Sein Empfang dürfte eben kein freundlicher seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 89. Sonnabend den 13. April 1850.

Discourse, I pr'ythee, on this turrets top.
Shakespeare.
Henry VI. I.

Wiener Früchtel.

V. Auf dem Stephansthurm.

Ihrer viele haben schon den Stephansthurm erstiegen, um sich an der herrlichen Aussicht zu erfreuen. Es ist auch der Mühe werth. Zu euern Füßen liegt, alterthümlich und doch so fröhlichen Ansehens, die liebe Wienstadt, umgürtet von Baumgängen und Lustgehegen, und diese wiederum eingerahmt von Vorstädten, die sich, wie es dem Auge scheint, unabsehbar in die Landschaft hinausstrecken, weil jenseits der Linien sich Ortschaft an Ortschaft reiht. Die innere Stadt ist noch von denselben hohen Bollwerken umfangen, woran die Wogen des türkischen Andranges zweimal zerschellten. Die weitläuftigen Vorstädte verwahrt der Linienwall, ein ziemlich niedriger Aufwurf mit nicht sehr tiefem Graben, dessen Böschung und Gegenböschung ein Futter von gebrannten Steinen stützt. Dieser Linienwall wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgeführt, um die Vorstädte gegen die räuberischen Ueberfälle der ungarischen Mißvergnügten zu verwahren. Die Linie bildet einen unregelmäßigen weiten Halbkreis, dessen zwei Endpunkte sich an den Donauarm anschließen. Jenseits dieses Armes liegen die Vorstädte Leopoldstadt und Jägerzeil, die im gewöhnlichen Verkehr nur mit dem einen Namen der Leopoldstadt bezeichnet werden, so daß man dann unter Jägerzeil bloß die Hauptstraße versteht, welche zum Prater hinaus führt. Rings um die Leopoldstadt umströmt die getheilte Donau in mehreren Armen größere und kleinere Auen, auf welchen der Prater, der Augarten, die Brigittenau zu finden sind. Ueber den Hauptstrom führt am Kopfende der obersten Insel die Taborbrücke, einst der einzige Hauptübergang, bevor der Schienenweg die Joche seiner Brücken über die Wogen spannte. Der Weg zum Nordbahnhof wie zum Tabor führt durch die Jägerzeil. Draußen bleibt der Prater zur Rechten; der Augarten liegt links, weitab hinter der eigentlichen Leopoldstadt. Unterhalb des Praters theilen noch viele Auen den Lauf der Donau, bevor sie wieder als einheitlicher Strom ihren Weg nach Ungarn fortsetzen kann. Den Rosenkranz von Städten in so lustiger Lage, welche mitsammen den Namen Wien führen, umgibt eine nicht minder frohmüthige Landschaft. Südwärts, hinter dem Wienerberg, wo die „Spinnerin am Kreuz" steht, heben sich die Ausläufer des Gebirges, überragt in blauer Ferne von gezackten Höhenzügen. Im Norden schauen nachbarlich in ernster Freundlichkeit der Kalenberg und der Leopoldsberg auf die theure Stadt herab.

Doch wie reizend das reiche Bild immerhin seyn möge, so ist hie und da wohl einer zur Höhe gestiegen, ohne es der Augenweide halber zu thun. Nicht darum, weil der heldenmüthige Ernst Rüdiger Starhemberg ein besonderer Verehrer schöner Aussichten gewesen, heißt dort oben der Stein seit dem Jahre 1683 „Starhembergs Sitz." Ebenfalls nicht um der Ergötzlichkeit willen stand am 30. Oktober 1848 in früher Morgenstunde bei trübem Wetter auch ein Befehlshaber von Wien droben, um hinauszulugen. Keine Türken berannten die Stadt, wohl aber kaiserliche Völker unter Fürst Alfred Windischgrätz rückten vor dieselbe. Die wichtigsten Vorstädte waren mit Sturm genommen. Das Aeußerste von der Stadt abzuwenden, hatten die Aufständischen Unterwerfung gelobt, sehr gegen den Willen der Studenten und der Arbeiter.

Digitized by Google

Schon begann in den Vorſtädten die Entwaffnung; ſchon hatte die Bürgerſchaft der innern Stadt Abgeordnete zum Feldmarſchall geſendet, um die Art der Uebergabe näher zu beſtimmen. Was hatte alſo Wenzel Meſſenhauſer droben auf der Hochwacht noch zu thun? Warum ſpähte ſein grelles Auge ſo ſcharf durch das Fernrohr gen Aufgang? Warum blickten gleich ihm ſeine Begleiter mit ſolcher Spannung in die nebelgraue Ferne?

Zum Befehlshaber trat ein junger Mann, bleich von Farbe, in den blauen Augen ein unheimlich flackerndes Feuer. „Wenzel,“ ſagte er, „nach was ſchauſt du ſo emſig aus?“ Ohne ſein Fernglas zu verlaſſen, antwortete Meſſenhauſer: „Du weißt's ſo gut wie ich. Was fragſt du noch? Laß mich aus, Loyſel!“ — „Nicht ſo geſchwind, wie du meinſt,“ rief Aloys; „laß den Feuerſuchs an deinen Operngucker da und komm mit mir zur andern Seite. Er hat Augen wie ein Falk und wird eher durch den Nebel ſchauen wie du. Ich muß dir etwas zeigen und ſagen.“ Wenzel folgte dem Freunde, indem er ſeinen Stellvertreter zum genaueſten Aufpaſſen ermahnte. „Schon recht,“ brummte der, „wenn nur der fakriſche Nebel nit wär'!“

Aloys zeigte hinab auf den Stephansplatz, wo die bunte Menge hin und her wogte, hier im Kreiſe einen Redner umſtand, dort durcheinander ſchrie. Der Lärm drang nur wie Summen eines Bienenſchwarms zur Höhe; doch wenn das Ohr auch nicht die Worte vernahm, das Auge erkannte, daß die Männer deutten Waffen trugen und gar keine Anſtalt teafen, ſich der kriegeriſchen Bürde zu entledigen. Meſſenhauſer blickte wehmüthig hinunter. „Ein Volk von Helden,“ ſprach er vor ſich hin; „in der Jägerzeil haben ſie ſich wie alte Spartaner geſchlagen. Wenn es nach ihrem Sinn ginge, ſo müßte unſer Wien ein zweites Saragoſſa werden. Nicht der Feind bricht ihren Muth, ſondern der treuloſe Freund, der ſpeckwanſtige Philiſter, dem ſein Geld lieber iſt als das Leben, und das Leben lieber als die Freiheit.“ — „Mag ſeyn,“ bemerkte Loyſel; „in der Leopoldſtadt hat vorgeſtern die Bürgerwehr keine ſonderliche Schneid' gegen die Soldaten bewieſen, deſto mehr aber geſtern gegen uns, um uns zum Unterhandeln zu zwingen. Mich ſollte dieſes ſeiſte Geſchlecht auch nicht dauern, und mit Freuden würd' ich es ſammt ſeiner Brut auf dem Altar des Vaterlandes opfern, wenn wir nur für eine gerechte Sache kämpften.“

Meſſenhauſer fuhr auf und ſtieß eine Verwünſchung aus; doch ſchnell ſich faſſend, ſetzte er mit geringſchätzigem Lächeln hinzu: „Du biſt ein Dichter, ein Phantaſt.“ — „Und du?“ fragte der andere entgegen, „biſt du etwa kein Dichter?“ — „Nur ſo nebenbei,“ meinte Meſſenhauſer; „ich war von früher Jugend an ein Kriegsmann. In meinem Leben bring' ich es zu keiner Luſiade, keinem Don Quichote, keinen Todtenkänzen; doch als Soldat will ich's mit Camoens, Cervantes und Zedlitz getroſt aufnehmen. Du aber, mein Jüngling Aloyſius, du biſt all deiner Lebtage nichts anderes geweſen als ein Dichter.“ Loyſel blieb die Antwort nicht ſchuldig. „Ich will dir ſagen, was ein Dichter iſt,“ hob er an. „Der Dichter von ehedem, der freilich ſchwebte zwiſchen Himmel und Erde. Seit einem Menſchenalter iſt das jedoch anders geworden, von Stufe zu Stufe. Diejenigen, welche zuerſt dieſen Umſchwung vorbereiten halfen, haben deſſen wenig Dank; dennoch wäre ohne Spieß und Kramer die romantiſche Schule nicht möglich geweſen, und ohne die Romantiker nicht die geſchichtliche, welche mit Walter Scott begann.“

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die penninischen Alpen.

(Fortſetzung)

Die Scenerie änderte ſich jetzt plötzlich. Bisher war der Lauf der Dora ein ganz öſtlicher geweſen; jetzt wendete ſie ſich beinahe in einem rechten Winkel dem Süden zu und brauste durch eine enge, wilde Schlucht zwiſchen hohen ſchwarzen Felswänden dahin. Hier iſt die Straße im wörtlichen Sinne in die Felſen gehauen, und man würde über dieſes kühne Werk ſtaunen, wenn man nicht wüßte, daß es von den Römern herrührt — ich bitte die Aoſtaner um Verzeihung, ich wollte ſagen von Hannibal. Aus einer in den dunkeln Felsſtein gehauenen Inſchrift erſieht man jedoch, daß die Römer, oder Hannibal, nicht alles allein gethan, ſondern der Nachwelt auch vergönnt haben an ihrem Ruhme Theil zu nehmen. „Mit Bewilligung des unbeſiegten Königs von Sardinien, Karl Emmanuel des Dritten,“ lieſt man auf dem Felſ, zu allgemeinerem Verſtändniß natürlich in lateiniſcher Sprache, „haben die Aoſtaner (Augustani) die von den Römern begonnene Straße durch die rauhen Päſſe des Mons Jovis zur Erleichterung des Handels und des Beſuchs der Heilquellen i. J. 1781, dem zwei-und-vierzigſten ſeiner Regierung, mit großen Geldopfern vollendet.“ Ein engliſcher Reiſender ſcheint ſehr entrüſtet darüber, daß der König Karl Emmanuel ſich hier ganz unberufen eingeſchoben; dagegen lobt er den Eifer „der Mönche vom h. Bernhard,“ welche dieſes großartige, gemeinnützige Unternehmen thätig gefördert hätten. Dem guten Manne, der eben kein großer Lateiner ſeyn mag, iſt der kleine Umſtand entgangen, daß die »Augustani« der Inſchrift nicht die

Digitized by Google

Auguſtiner Mönche des St. Bernhard, ſondern die Bewohner des Roſtathales ſind.

Zu unſerer Linken, auf einem ſteilen Felsabſatz liegen die Ruinen des Schloſſes St. Germains, deſſen Beſitzer die Reiſenden früher in derſelben Weiſe beläſtigt und gebrandſchatzt haben ſollen, wie die piemonteſiſche Douane dieß in ſpäterer Zeit in nicht minder rauhen Formen zu thun pflegte. Dieß hat ſich jedoch geändert; die Douanen wie die Gensdarmen der ſardiniſchen Majeſtät ſind wahre Gentlemen im Vergleich mit der Armee rohen Geſindels, welches Frankreich unter dieſem Namen unterhält. Zu Ivrea hat man mir ſpäter erzählt, dieſes alte Felſenneſt habe das eigene Schickſal gehabt, daß ſeine ſchöne Caſtellana von ihrem Gemahle darin belagert worden. Da die Geſchichte nicht übel klingt und kurz iſt, will ich ſie wieder erzählen, wie ſie mir mitgetheilt worden.

Der Ritter von St. Germains kehrte von einem Kreuzzuge zurück; der Tag ſeiner Ankunft zu Ivrea war feſtgeſetzt und die lange verlaſſene Burgfrau eilte ihm freudigen Herzens entgegen. Bei Donaz, wo der Weg durch das alte Felſenthor führt, ſcheute ihr Roß und wollte nicht durch das Thor, unter dem ein alter Eremit abſichtlich Poſto gefaßt zu haben ſchien, um die Edeldame aufzuhalten. Von ihm erfuhr ſie, ihr Gemahl habe eine Tochter Mahomeds oder, was daſſelbe, Luciſers in ſeinem Gefolge und wolle ſie in ſein Schloß führen. Die Caſtellana, die italieniſches Blut in den Adern hatte, wendete ihr Roß und flog in ihr Felſenneſt zurück. Sie verſicherte ſich der Treue der Waffenknechte, ließ die Brücken aufziehen, Thore und Zugänge verwahren und bewachen und hielt ſich gegen den ſie bedrängenden Gemahl ſo wacker, daß dieſer endlich genöthigt war, die ſchöne Heidin in das Nonnenkloſter zu Ivrea zu ſtecken, durch große Geſchenke ſich die Verzeihung der Kirche zu erwirken und drei Tage und drei Nächte in ſeiner eigenen Burgkapelle Buße zu thun. Von der Gardinenpredigt, welche allen dieſen ſchönen Dingen die Krone aufgeſetzt haben mag, ſoll die Chronik ſchweigen; das aber hat der Mönch, welcher die Geſchichte ſchrieb und das weibliche Herz — natürlich nur in Folge innerer Erleuchtung — bis in ſeine tiefſten Tiefen durchſchaute, nachträglich bemerkt, die ſchöne Caſtellana habe ihren Gemahl nach dieſem Begebniſſe zärtlicher geliebt denn je.

Die allmählige Abdachung der Höhe zu unſerer Linken ließ uns gewahren, daß der Flecken Verrer nicht mehr fern ſey und bei der erſten Wendung der Straße ſahen wir die Trümmer des ehemals ſo feſten Schloſſes vor uns und traten bald in das bunt belebte Städtchen. Das ſchöne Wetter kam dem Jahrmarkt zu Verrer ſehr zu ſtatten und ich freute mich des praktiſchen Sinnes dieſer von der Welt faſt abgeſchloſſenen Bevölkerung, denn die ausgelegten Gegenſtände waren faſt durchgehends auf die einfachſten Lebensbedürfniſſe berechnet. Nicht eine einzige Bude mit Flitterwaaren oder Prunkſachen war zu ſchauen; die Kleidungsſtoffe waren ziemlich rauher Art, blau und hellbraun vorherrſchend; Mützen, Hüte, Schuhe, Strümpfe deuteten auf eine unter Eis und Schnee lebende, nichts weniger als verzärtelte oder einer andern als der althergebrachten Mode huldigende Bevölkerung. An einer mit Crucifixen, Heiligenbildern und Roſenkränzen höchſt geſchmackvoll aufgetakelten Bude hätte mein proteſtantiſcher Begleiter wahrſcheinlich Anſtoß genommen, wäre ſie nicht unter der Obhut einer zierlichen Ivrearin geſtanden. Durch ihre ſchönen Augen und ihr anmuthiges Gepäuder brachte ſie den Keyer ſogar dahin, daß er ihr ein ganz hübſches Muttergottesbildchen, weiches, wie er behauptete, eine Aehnlichkeit mit Miß Edith hatte, abkaufte und dreimal mehr dafür bezahlte, als es werth war. »E reina delle birbe,« flüſterte mir der Schuhmacher zu, welcher neben ihr ſeinen Stand hatte und dem loſen Handel des zwei jungen Leute neugierig zuhörte; »teng la fortuna pel ciuſetta« (ſie iſt eine Erzſcheimin und weiß das Glück zu benützen). Zu Verrer gewahrt man bereits den Einfluß einer beſſern Erziehung, reinlichere Sitten; die Menſchen ſind geſunder, friſcher, lebhafter, die Wohnungen geräumiger, bequemer, ſchöner, die Mundart verliert das Rauhe und Herbe der Gebirgsdialekte; kurz man fühlt, daß man ſich dem Austritt aus den Bergen mehr und mehr nähert.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Schleſien, März.

Die geiſtigen Bewegungen der letzten Jahre.

Schleſien und ſeine immer mächtiger ſich ausdehnende Provinzialhauptſtadt Breslau haben in den revolutionären Bewegungen der beiden letzten Jahre ein politiſches Leben entwickelt, deſſen Phaſen ſehr intereſſante Spiegelbilder für die Charakteriſtik des allgemeinen deutſchen Lebens darbieten. Alle anarchiſchen Auswüchſe der Revolution haben ſich in Breslau und der Provinz

Digitized by Google

ebenso geltend gemacht, wie später alle Machinationen der reaktionären Gesinnung, und wenn auch von Schlesien kein entscheidender Einfluß auf die auswärtigen Verhältnisse ausging, so war doch seine Theilnahme an den Bewegungen an sich selbst bedeutend genug. Mit großer Umsicht, Unbefangenheit und Klarheit wird dieß in einer in Breslau erschienenen Schrift nachgewiesen, welche den Titel hat: „Die Breslauer Politiker und ihre Politik im Jahre der Clubs.“ Es wird darin zunächst ausgebeutet, wie mit einem Schlage, gleich einem chemischen Gemisch, das in seine Bestandtheile aufgelöst wird, mit der Nachricht von dem Berliner Kanonendonner das gemüthliche Breslauer Leben schroff in seine Gegensätze auseinanderfuhr. Es beruhte übrigens die Parteiung meiß auf enmeenten Persönlichkeiten und ihren äußern Verhältnissen, nicht auf abstrakten Principien. Die demokratische wie die constitutionelle Partei waren gleichmäßig begeistert für die Bewegung der Zeit und ihre Märzerrungenschaften; der einzige Unterschied war, daß die einen mehr „das Volk,“ die andern mehr „die starke Regierung“ betonten. Auf letztere Seite wandte sich alles, was durch Ansehen der bürgerlichen Stellung, durch Wohlstand, gelehrte Fachbildung, Alter und Besonnenheit schon einen Schwerpunkt im Leben gewonnen hatte. Auf der Linken erblickte man als hervorragende Persönlichkeiten solche, welche schon in der vormärzlichen Zeit leichte und freie Beweglichkeit in Wort und Schrift gezeigt hatten, soweit Polizei und Censur sie auf dem einen und andern Gebiete zur Geltung kommen ließen. Die sogenannte preußische Nationalversammlung hat einige dieser Demokraten als bedeutende Abgeordnete der Linken gezeigt, wie die Doctoren Stein, Elsner, Behnsch. Sie gehören derselben Geistesrichtung an, wie der berühmte Nestor der Botaniker und Präsident der alten Reichsakademie für die Naturwissenschaften, Professor Nees v. Esenbeck, der aus der trockenen Wissenschaftlichkeit heraus mit seiner Spekulation Philosophie und Politik den sozialen Staat constituiren will, in welchem dem Literaten wie dem Handwerker Arbeit und Unterhalt garantirt seyn soll. Neben den drei oben genannten jungen Gelehrten war es vorzüglich dieser dreiundsiebzigjährige geistig noch so rüstige Greis, welcher in schlesischen Organen die liberale Bewegung der letzten Jahre vor 1848 leiten und in dem Bürger ein politisches Bewußtseyn wecken half. Mit seiner Idee einer sozialen Utopiens wurde Nees v. Esenbeck bei gewählter Rede- und Versammlungsfreiheit auch der Agott der Arbeiter, und Tausende hörten und schworen auf sein und seiner politischen Glaubensgenossen begeistertes Wort, welche in ihrem Glauben an das Volk jetzt ertigtes in der Politik wurzen, wie sie früher Politiker in der kirchlichen (deutsch-katholischen) Bewegung gewesen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, März.

(Fortsetzung.)

Stlone. — Eisenbahn.

Die Volksblätter machen wiederholt darauf aufmerksam, daß an den öffentlichen Orten sich viele verdächtige Geschäfter sehen lassen und man sich in Hinsicht seiner Aeußerungen, namentlich über politische Gegenstände, sehr in Acht zu nehmen habe. Einer dieser Subjekte wurde sogar steckbrieflich beschrieben, so daß es sich wohl auf und daran machen muß, da es hier keine andere Ernte mehr machen würde, als etwa eine Tracht Prügel. Dergleichen kannten wir bisher nicht, und der Unwille über diese neue Art von Begünstigung von Seiten unserer Beglücker ist groß. Wahrscheinlich ist der Hauptzweck dieses Spionenwesens die Ueberwachung des hier garnisonirenden preußischen Militärs. — Der Güterverkehr auf der Berlin-Hamburger Eisenbahn nimmt so sehr zu, daß die Güterprokuratoren, wie sich die Spediteurs hier nennen, kaum im Stande sind die ungeheuern Waarenmassen gehörig zu befördern.[3] Dagegen ist die Dampfschifffahrt auf der Elbe, der theuern Elbzölle wegen, fast gänzlich ruinirt, und eben so die Personenbeförderung. Zu einer Strecke, die man mit der Eisenbahn in wenigen Stunden zurücklegt, braucht man auf den Dampfschiffen oft vierundzwanzig und mehr Stunden, und durch die zum Theil sehr theure Beköstigung auf letztern wird die Gelegenheit, trotz der herabgesetzten Fahrpreise, auch weit kostbarer; nur mehr Bequemlichkeit und Sicherheit gewährt sie als jene. Unter diesen Umständen werden die Fahrten nach Magdeburg im nächsten Sommer wohl gänzlich eingehen; schon das letzte Jahr soll bedeutenden Schaden gebracht haben. Mit der Eisenbahn dagegen gehen in der Regel täglich vierzig schwerbeladene Güterwagen ab. Jeder derselben ist mit 180 Centnern Waaren beladen und es wären täglich 3120 Pferde erforderlich, diese Lasten fortzuschaffen.

Trotz der großen Kaffeegeschäfte und der sonstigen bedeutenden Handelsthätigkeit wurde heuer weniger getanzt als in andern Jahren; indessen hat auch der verflossene Winter einige große Bälle und andere Feste unserer Matadore gebracht und die schöne Welt fand dadurch längere Zeit Stoff zur Unterhaltung. Die Anwesenheit vieler preußischen Offiziere, die begreiflich als die Retter von der Anarchie angesehen werden und somit bei den Festen unserer Geldaristokratie nicht fehlen durften, machte diese Bälle belebter und bunter als sonst. Die Preußen machen in den höhern Schichten der hiesigen Bevölkerung entschieden Glück während sich ein Damenverein aus dem Mittelstande gebildet haben soll, bei dessen Mitgliedern es als erstes Gesetz gilt, mit preußischen Offizieren auf keinerlei Weise in Verkehr zu treten. Ich berichte, was mir erzählt worden; sollte aber wirklich ein solcher Verein existiren, so hätte man bad den Schleswigerinnen nachgemacht.

Ich habe auch noch der Großthat eines edeln Mannes in unserer Mitte Erwähnung zu thun. Herr H. J. Schröder, Bruder eines unserer Senatoren, hatte so viel Glück in seinen Spekulationen, daß bald sein Vermögen zu Millionen anwuchs. Im Angesicht eines solchen Segens soll er, wie erzählt wird, einst das Gelübde gethan haben, daß, wenn er sie jedes seiner Kinder und für seine Gattin eine Million erworben, die dann folgende den Armen angehören solle. Diese zehnte Million — Schröder hat acht Kinder — ist jetzt da und der Mann löst sein Wort dadurch, daß er fünfzig Wohnungen für verschämte Arme erbauen läßt und für jeden künftigen Bewohner ein Jahrgehalt von 300 Mark anlegt. Das Werk soll rasch in Angriff genommen werden und somit werden wir die Vollendung desselben bald erleben. — Sehr viel Gutes und Schönes wird auch durch den hiesigen „Bildungsverein für Arbeiter“ in's Leben gerufen. Als Stifter desselben hat man, wenn ich nicht irre, den wackern Georg Schirges zu betrachten. Der jetzige Vorstand ist Apotheker Uler, ein wissenschaftlich gebildeter, freisinniger Mann und trefflicher Chemiker. Es wird in diesem Verein gegen das geringe Beitrittsgeld von 9 Schilling monatlich, also etwa jährlich 2½ Thaler preuß., den Handwerkern Unterricht im Schreiben, Rechnen, in neuern Sprachen, Geographie, Geschichte u. s. w. ertheilt. Die Zahl der Mitglieder schwankt gewöhnlich zwischen 500 bis 600. Es wird im Verein nicht blos für den Unterricht, sondern auch für gesellige Unterhaltung durch Musik, Reden u. s. w. gesorgt. Es herrscht zwar ein durchaus demokratischer Geist in demselben, aber man hat noch niemals über einen Exceß zu klagen gehabt. Confessionelle Unterschiede finden nicht statt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 90. Montag den 15. April 1850.

Die Schattirungen der Volkscharaktere sind am Ende so bestimmt und naturgesetzlich wie das Farbenspiel der Naturkörper; aber die Uebergänge fest zu fassen ist in beiden Fällen gleich schwer und das Urtheil bleibt nothwendig ein subjectives.

G. Forster.

Ueber die penninischen Alpen.

(Fortsetzung.)

Die Mittagsstunde war indessen herangekommen und wir sahen uns nach einem Wirthshause um. Der Scudo di Francia, in der Mitte des Fleckens gelegen, wimmelte von Gästen und wir hatten bereits beschlossen, unser Gabelfrühstück im Städtchen Bard einzunehmen, als wir bemerkten, daß das letzte Haus an der linken Seite der Straße mit der Ueberschrift »Hôtel d'Italie« geschmückt war und sich ganz einladend ausnahm. Der Wirth, Ghirardo Giuseppe, führte uns in einen kühlen, luftigen kleinen Saal, brachte eine Flasche köstlichen Asti und zählte beredt auf, was er uns »subito« auf den Tisch liefern könne. Unter andern Leckerbissen, welche er uns einstweilen sprachlich auftischte, waren auch »fidei.« Sie werden das Wort schwerlich in einem der Wörterbücher der italienischen Mundarten finden, es ist aber ächt römischen Ursprungs; obgleich die Römer ihre fides schwerlich verspeist haben, gleichen die dünnen Nudeln, welche man uns unter dem Namen fidei auftrug, den Saiten der Leier u. s. w. so sehr, daß die Herleitung des Namens sogleich in die Augen fällt. Geröstete Fleischschnitten und Oliven, Salami und Bergbutter, Fidei und grüner Käse, weißes flockiges Brod und der würzige Wein von Asti gaben ein Frühstück ab, das uns um so trefflicher mundete, als der Morgenspaziergang von Castiglione herab und die frische Bergluft das ihrige gethan hatten, um den Appetit zu schärfen. Und was kostete diese struvaganza sibaritica? Alles in Allem drei französische Franken.

Wir plauderten noch lange mit dem freundlichen Wirthe. Wie Tracht, Sitten, Benehmen und Sprache hier auf einer Art Uebergangspunkt stehen, so ist auch der Charakter der Bevölkerung des untern Aostathales ein Gemisch jener Eigenschaften, die den Piemontesen im Gebirge und auf der Ebene bezeichnen. Die gutmüthige, offene Einfachheit, die Uneigennützigkeit, die Gesprächigkeit, die Frömmigkeit, die innige Anhänglichkeit an Heimatthal und Familie — alles dieß ist in seinen Grundzügen noch da, aber die lebhafte Färbung dieses Charakterbildes bleicht in dem bereits heißern Sonnenstrahle, verliert seine festen, verlässigen Formen in der bereits weichern, sanftern Luft. Die Freude ist nicht mehr die laute, welche das Echo der Felsen weckt und von einem Thal in das andere schallt. Das Zuvorkommende, Wohlwollende, Gutherzige des Gebirgsmenschen tritt noch unwillkürlich hervor; aber der Mann, welcher sich diesen Gefühlen überläßt, scheint fast selbst über diesen Zug seines Herzens zu staunen und das letztere zur Rechenschaft über das warum und wozu aufzufordern. Er läßt seiner Zunge freien Lauf, wird aber plötzlich auch der schweigsame, verschlossene Piemontese des flachen Landes, der nur gesprächig ist, wenn er seine Interessen dadurch zu fördern hoffen kann. Er gibt sich noch einer Art kindlichen Vertrauens hin, aber, wenn ich so sagen darf, nur mit dem einen Auge, denn das andere streift mißtrauisch seitwärts, während der Piemontese des Flachlands, gleich dem Hasen, mit offenen Augen schläft und mit noch offenern wacht, sich stets übervortheilt, gefährdet glaubt und durch sein Mistrauen gegen andere, durch seine ängstliche Umschau am Ende das Vertrauen zu sich selbst verliert.

Digitized by Google

Man hat viel von dem Haſſe zwiſchen Piemonteſen und Lombarden geſprochen; ein italieniſcher Schriftſteller ſagt, der Ticino trenne zwei in allen Beziehungen ganz verſchiedene Völkerſchaften. — Dieß iſt eine offenbare Irrſicht. Der Piemonteſe haßt den Genueſen, dieſer den Lombarden, wie der Toskaner den Römer und Venezianer, der Römer den Neapolitaner haßt; zwiſchen dem Piemonteſen und dem Lombarden aber herrſcht, wenn man vielleicht den Adel beider Länder ausnimmt, ein mächtiger inniger Einklang der Gefühle, welcher beiden Theilen zur Ehre gereicht und vielleicht in den gleichen Sitten, der gleichen friedlichen Beſchäftigung mit dem Landbau und der faſt gleichen Mundart ſeinen Grund und ſeine Stütze hat. Vielleicht iſt der Piemonteſe verſchmitzter als der Lombarde; dieß nützt ihn jedoch, dem Lombarden gegenüber, wenig, denn, wie das Sprüchwort ſagt, ognuno va col suo senno al mercato.

Wir mußten endlich von unſerem freundlichen Giuſeppe Abſchied nehmen und unſern Schlenderweg thalab fortſetzen. Nach einer kleinen Stunde ſahen wir die berühmte Bergfeſtung Bard vor uns. Denken Sie ſich ein enges Felſenthal, durch welches die Dora ſich mühſam Bahn bricht, deren Ufer entlang die Straße mit unerhörten Schwierigkeiten in den harten Fels gebauen iſt. Rechts und links ſteigt ein rauher Alpenſtock himmelan; die kühne Felſenmaſſe unſerer Linken ſpaltet ſich aber faſt bis zur Oberfläche der Dora, ſo daß ein freier Raum von ſechzig bis zu hundert Schritten zwiſchen ihr und einem etwa dreihundert Fuß hohen Felsblock entſteht, auf welchen die Feſtung gebaut iſt. Kommt man das Thal herab, wird dieſer ſchroff und faſt ſenkrecht emporſteigende Felskoloß rechts von der Dora umfpült, während ſich in der Schlucht zur Linken das ſtark befeſtigte Städtchen Bard zuſammendrängt. Ehe der erſte Conſul ſeine Blauröcke auf die Ebene von Marengo ſchickte, galt dieſe Veſte für unbezwinglich, und ſtreng genommen hat auch Bonaparte ſie nicht genommen, ſondern durch Liſt umgangen, und erſt als die franzöſiſchen Truppen im Beſitze der Stadt und der umliegenden Höhen waren, ſtreckten die vierhundert tapfern Oeſterreicher, welche die Beſatzung der Veſte bildeten, das Gewehr. Wenn man dieſe Oertlichkeiten überſchaut, weiß man kaum, ob man die Kühnheit und Verſchlagenheit der Franzoſen oder den Heldenmuth des Häufchens Oeſterreicher, die einem Heere von 60,000 Mann verwegen die Spitze boten, mehr bewundern ſoll. Mit großer Mühe klomm ich eine Strecke an dem Albaredo empor, deſſen Felslumpen drohend über Bard hängen, und überzeugte mich von der Tollkühnheit jener fünfzehnhundert Franzoſen, welche ſich über dieſe Schluchten und Abgründe wagten und, dem Feuer des Forts bloßgeſtellt, einen Vierpfünder auf einen Felsvorſprung ſchleppten, welcher die Veſte beherrſcht. Als ich die Straße wieder erreichte, ſah ich einen jungen Soldaten am Ufer der Dora umherſchlendern und redete ihn an. Er war ein Savoyard, träg und ſtumpfſinnig über die Maßen; da nichts aus ihm herauszubringen war, fragte ich ihn zuletzt, wie die Veſte da droben heiße. „Weiß nicht,“ ſagte er ſauertöpfiſch, „bin erſt ſeit vierzehn Tagen hier in Garniſon.“

(Schluß folgt.)

Auf dem Stephansthurm.

(Fortſetzung.)

Meſſenhauſer drehte ſich um und rief mit ſtarker Stimme: „Siehſt du noch nichts, Feuerfuchs?“ — „Es nebelt und ſchwebelt vor meinen Augen,“ antwortete der Mann am Fernrohr. — „Wie vor meinen Ohren,“ ſcherzte der Befehlshaber. Ohne ſich ſtören zu laſſen, fuhr Leyſel fort: „Walter Scott hat zuerſt mit Erfolg die Dichtung auf den Pfad der Wirklichkeit geleitet. Er begann mit der Vergangenheit und zeichnete das Leben der Vorzeit nicht nach überlieferten Muſtern, ſondern unmittelbar nach der Natur. Seitdem lernten wir Dichter erkennen, daß der liebe Herrgott unſer ächter und rechter Altmeiſter iſt, und durch die Vergangenheit drangen wir Schritt für Schritt zur Gegenwart vor. Unſere Lehrmeiſter ſind die Geſchichte und das Leben, und daher kommt es, daß der Dichter von heutzutag die Gegenwart wenigſtens eben ſo gut verſteht wie der gelehrteſte Staatsmann.“ — „Ich will's ja zugeben,“ ſagte Meſſenhauſer; „auch magſt du einmal als Zeitungsſchreiber dieſe Gründe für dich anführen, wenn die Leute fragen ſollten, wie du als Dichter dazu kommſt, dich mit der Tagesſchriftſtellerei zu befaſſen, ſtatt ſie den Profeſſoren zu überlaſſen. Doch was ſoll ich jetzt hier oben mit deiner Abhandlung beginnen?“ Leyſel ſprach weiter: „Du ſollſt ſie hinnehmen als etwas, das du mir abgenöthigt haſt. Nachdem ich mein Recht zum Mitſprechen begründet, will ich auf die Sache ſelbſt eingehen.“ — „Schau, ſchau,“ rief Wenzel, „du zeigſt Anlagen zum Rechtsanwalt. Allez donc plaider au fond, maître Aloyse.“

„Spotte nur zu, aber höre mich,“ ſprach Leyſel. „Du erinnerſt dich ſo gut wie ich, und eigentlich noch beſſer, der Zeit, in welcher bei uns der ſtolze Ungar für das Muſterbild eines freien Mannes galt. Zur Zeit des ſeligen Franzl trug zu Wien Niemand einen Schnauzbart als der Ungar, und keiner wagte der Polizei grob zu begegnen wie er. Der Ungar hatte daheim eine Verfaſſung. Der Ungar hatte ſeit den

Digitized by Google

Zeiten des Kaiſers Leopold des Erſten unaufhörliche Händel mit der Regierung. Wir ahneten nicht, daß alles das, was wir den Ungarn zuſchrieben, nur dem Magyaren * galt, dem Eroberer des Landes, dem tyranniſchen Unterdrücker eines großen Volkes. Als nun der März kam, da rührten ſich die Magyaren; wir Wiener aber jauchzten ihnen Beifall und der Jubel nahm kein Ende, als Kaiſer Ferdinand am 18. März ihnen Zugeſtändniſſe machte, die nichts weniger bedeuteten, als die Trennung Ungarns vom Kaiſerſtaat, um Land und Volk der Willkür des Magyarenadels auf immerdar preiszugeben. Dieſer thörichte Jubel war die Frucht unſeres alten Vorurtheils. Wir hatten Metternich und Sedlnitzki fortgejagt um der Freiheit willen; ein paar Tage ſpäter jauchzten wir der Unterdrückung des Volkes von der Leitha bis zur letzten Grenze Siebenbürgens Beifall zu. Wir zollten unſere Bewunderung den Männern, welche für des deutſchen Volkes Recht ſich erhoben; aber den muthigen Croaten, der für ſeines Stammes Recht gegen die Magyarenherrſchaft in die Schranken trat, den nannten wir einen Verräther. Wenn Jellacic ** ein Verräther iſt, ſo ſind wir alle nichts Beſſeres. Wenn die Magyaren vor unſern Augen Recht behalten, ſo wird uns nichts anderes übrig bleiben, als auch bei uns die alte Junkerherrſchaft wieder herzuſtellen. Oder wären die deutſchen Anſiedler, die ſlowakiſchen Eingeborenen in Ungarn vielleicht Weſen geringerer Art, als die in Deutſchland den Boden anbauen und ſonſt von ihrer Hände Arbeit leben? Gewiß nicht. Menſchen ſind jene wie wir; mithin haben wir Wiener thöricht gehandelt, uns für die Adelsherrſchaft in Ungarn zu erheben, und darum behaupte ich, daß wir für keine gerechte Sache kämpfen. Quod erat demonstrandum.«

Meſſenhauſer war bei dieſer Anſprache ſehr nachdenklich geworden. „Wehe uns Allen, wenn du Recht hätteſt!“ ſeufzte er. — „Ich habe Recht,“ ſagte Loyſel mit feſter Stimme, „obſchon ich nur ein Dichter bin und niemals ein ſchwarzgelbes Degenband getragen habe. Auch darf ich ſo reden, denn wenn ich in Betracht der Ungarn nicht den ſchier allgemeinen Irrthum theilte, ſo hab' ich doch ehrlich mitgefochten, und mein Verdienſt iſt es nicht, daß meine Mutter noch einen Sohn beſitzt.“ — „Das iſt wahr,“ bekräftigte der Beſchlshaber mit wohlgefälligem Lächeln. „Gegen deinen Muth darf kein Zweifel ſich regen. Um ſo unerklärlicher erſcheint mir, daß du in der elften Stunde noch, nachdem des Krieges eherne Würfel gegen uns gefallen, uns auch den letzten Troſt rauben willſt, den Troſt, daß wir für eine gerechte Sache fechten.“ — „Ich habe einen beſſern Troſt, mein Freund,“ entgegnete Loyſel: „unſere Niederlage rettet das Vaterland vor dem Verderben, das wir in unſerer Verblendung ihm bereiten wollten.“ — Meſſenhauſer ſchüttelte wehmüthig das Haupt. „Unſere Niederlage,“ ſprach er dazu, „iſt das Grabgeläut der jungen Freiheit.“ — „Die Freiheit iſt unſterblich,“ rief Aloys, „ein Phönix, der immerdar wieder neu verjüngt ſich aus der Aſche erhebt!“ Bei dieſen Worten ergriff er des Freundes beide Hände, ſah ihm treuherzig in die Augen und hob an: „Wenzel, denk an das, was du geſtern dem Volke verkündet haſt. Der Verzweiflungskampf, ſo lauten deine eigenen Worte, hieße unter den jetzigen Verhältniſſen ſo viel, als die Blüthe der Bevölkerung zur Schlachtbank führen. Wir dürfen es auf keinen Sturm ankommen laſſen; die Verantwortung vor Gott und Menſchen wäre zu unermeßlich. So lautete geſtern deine Anſprache.“

(Schluß folgt.)

---

* Magyar lautet Mádjar, (zweifelhig, mit dem Ton auf der erſten Sylbe.)

** Speich: Jellaſchitſch. Die ſehr gewöhnliche Schreibart Jellachich iſt zu verwerfen, weil ſie weder der urſprünglichen Rechtſchreibung noch der Ausſprache entſpricht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, April.

Der Göltiſche Prozeß.

Unſer gerichtliches Drama nähert ſich ſeinem Ende, ja wenn dieſe Zeilen in Ihrem Blatt abgedruckt ſeyn werden, hat es dieſes wohl ſchon erreicht. Demungeachtet nehme ich jetzt nochmals den Faden auf; ich antiſipire dadurch einiges, was an Betrachtungen den weitern Gang der Sache hatte begleiten ſollen, und was, wie ich hoffe, auch noch nach ihrem Ende an ſeinem Platze iſt. — Das Gutachten der Sachverſtändigen, von Profeſſor Bischoff, einem großen vollkräftigen Manne, mit Nachdruck vorgetragen, war von bedeutender, lange nachhaltender Wirkung. Er verweilte beſonders bei der Selbſtverbrennung und ſtrich dieſe wohl auf immer aus der Reihe möglicher Krankheitszuſtände. — Nach dem Gutachten der Sachverſtändigen waren bloß noch einige Zeugen zu vernehmen geweſen: Nachgetröpfel, das, wie viele früher vernommene Zeugen, hauptſächlich der Defenſion des Greafen und einigermaßen auch der Gräfin galt. Denn haſtete auf dem Greafen eine Zeitlang der Verdacht des Mordes, ſo ging Hand in Hand nebenher gegen die Gräfin der Verdacht des Selbſtmords, und es war gegen dieſen letzten, ſo wie gegen die Unterſtellung eines unglücklichen Zufalls um ſo mehr direkt anzukämpfen, als ſich durch die Beſeitigung der früher als möglich angenommenen Selbſtverbrennung die Möglichkeit der andern Todesalternativen indirekt verſtärkt hatte. — Nach der bisherigen breiten und weiten Anlage der Unterſuchung hatte ſich einigermaßen erwarten laſſen, daß auch die Verhöre der Angeklagten ziemlich ausführlich ausfallen würden; dieß geſchah aber nicht, und aus begreiflichen Gründen. Die Vornehmerſuchung, welche

noch in der Weise der alten Vorunterſuchungen geführt war, hatte alles aus den Angeklagten herausgepreßt, was aus dieſen nur herauszupreſſt werden konnte, d. h. was dieſe zu ſagen für gut fanden. In den Anklageakt übergegangen, war es auf dieſe Weiſe beim Beginn der Verhöre vor den Aſſiſen ſchon zur Stereotype geworden, noch mehr geſchärft und geglättet durch die Wahrnehmungen der Angeklagten bei den Zeugenverhören und die gelegentlich derſelben an ſie geſtellten Fragen. Zu dieſem, dem Ergebniß der neuen Verhöre ungünſtigen Umſtande kam aber noch ein anderer, nämlich, daß bei den vielfachen, gewiß achtbaren Gaben des Präſidenten das Inquiſitionstalent deſſelben die wenigſt hervorragende iſt. Er theilt dieſes vielleicht mit vielen ſeiner nähern Landsleute, der Bewohner des linken Rheinufers und namentlich Rheinheſſens wie der Pfalz; wenigſtens hatte ich Gelegenheit bei Vergleichungen wahrzunehmen, daß Aſſiſenpräſidenten, in der Rechtsübung des rechten Rheinufers aufgezogen, beim Leugnen oder Schnichtereinnenwollen der Angeklagten weit weniger raſch von wichtigen Punkten der Unterſuchung ſich wegwandten, als Söhne der linkserheinischen Themis. Während dieſe, um dem Ohre der Geſchwornen die Depoſition der Angeklagten deutlicher zu machen und auch wohl dem eigenen Gedankengang eine Brücke zu ſchlagen, regelmäßig die Ausſagen der Angeklagten wiederholen, wodurch die Angeklagten, nicht ſelten zu ihrer großen Verwunderung, eine Art glaubiger Beſtätigung des von ihnen Geſagten zu erhalten ſcheinen, zwicken und zwacken jene links und rechts an den Mängeln der Ausſagen und erreichen dadurch jedenfalls den Zweck, die Geſchwornen auf dieſe Mängel aufmerkſam zu machen, ſelbſt wenn, was allerdings oft der Fall ſeyn mag, bei ihrem ſchärferen Drängen nicht viel oder gar nichts für die Unterſuchung herauskäme. — Das Benehmen der Angeklagten bei jenen neuen Verhören war verſchieden, hatte aber doch eine gewiſſe Familienähnlichkeit, wie die Leute ſelbſt. Jakob Stauff, der alo der Jüngſte oder mindeſt Gravirte zuerſt vorkam, wie bei Hinrichtungen die mindeſt Gravirten zuerſt an die Reihe zu kommen pflegen, excellirte in einer Art ſtumpfſinniger Hartnäckigkeit, ganz entſprechend der kleinen Stirn und den breiten Backenknochen, welche an Völker des Oſtens erinnern.

(Schluß folgt.)

Hamburg, März.

(Schluß.)

Journaliſtik — Theater. — Der Bazar. — Die weibliche Hochſchule.

Zu den bereits beſtehenden Blättern iſt noch eine „Monatsſchrift für öffentliches Leben,“ herausgegeben von C. F. Reichardt, in Commiſſion bei W. Becker, hinzugekommen. In der Regel hat man den im Selbſtverlage erſchienenen Büchern und Zeitſchriften in Hinſicht des Erfolgs kein günſtiges Prognoſtikon zu ſtellen, indem die fünfzig Procent, welche dem Commiſſionär bewilligt werden müſſen, eine Unternehmung der Art zum voraus nicht aufkommen laſſen; dann aber liegt es auch im Intereſſe des Buchhandels, den Selbſtverlag nicht eben zu begünſtigen. Erfolge, wie ſie ſeiner Zeit der franzöſiſche Sprachlehrer Meidinger mit ſeiner Grammatik eben dadurch erzielte, daß er ſeinen Verleger für ſein Werk finden konnte und in der Verzweiflung zum Selbſtverlag griff, der ihn, da jetzt Hebenundreißig Auflagen vorliegen, zum reichen Manne gemacht hat und jetzt noch ſeinen Erben — darunter Gutzkow — zu gute kommt, gehören zu den größten Seltenheiten, und ſo muß man jedem vom Selbſtverlage abrathen. Bei Zeitſchriften ſtellt ſich dieſer als noch gefährlicher heraus, als bei Büchern, da der Vertrieb bei erſtern weit ſchwieriger iſt und auch die Druckkoſten verhältnißmäßig größer ſind. Das Publikum hegt überdieß keine günſtige Meinung von ſelbſtverlegten Schriften, indem es annimmt, daß ein tüchtiges Werk wohl einen Verleger gefunden haben würde. Freilich hat Theodor Olshauſen ſeine „Norddeutſche freie Preſſe,“ die jetzt ſo glänzend lebt, auch ſelbſt verlegt; ihn begünſtigten aber ſein rühmlichſt bekannter Name und die Zeitumſtände, wie auch, daß es unſerm Norden gänzlich an einem gediegenen liberalem Organ gebrach. Der „Altonaer Merkur,“ früher das gefeiertſte politiſche Blatt in hieſiger Gegend, hatte durch ſeine ſchlecht verhehlte reaktionäre Tendenz, durch das häufige Durchblicken ſeiner däniſchen Sympathien, alle Gunſt verſcherzt, deren er ſich früher in ſo hohem Maße zu erfreuen hatte, als Olshauſen den Entſchluß faßte ſeine „freie Preſſe“ in's Leben zu rufen. Jetzt erſt, nachdem der Abfall der Theilnehmer ſehr ſtark geweſen ſeyn muß, will der „Merkur“ ſeine Farbe ändern; es dürfte aber zu ſpät ſeyn.

Die Hoffnungen, welche von Seiten der Theaterdirektion auf den Erfolg des mit großen Koſten in Scene geſetzten „Prophoten“ gebaut wurden, ſind in ſoweit in Erfüllung gegangen, daß die Oper noch immer das Haus füllt. Allein trotz dem ſcheinen ſich die Verhältniſſe nicht eben ſehr gebeſſert zu haben, da man damit umgeht, während des Sommers nur auf dem großen, oder Stadttheater ſpielen zu laſſen, zu welchem Ende man ſämmtlichen dem Thaliatheater engagirten Mitgliedern zu Oſtern gekündigt haben ſoll. Es hat ſich auf's Schlagendſte herausgeſtellt, daß bei den vielen Nebentheatern in den Vorſtädten und bei den zahlreichen Sehenswürdigkeiten aller Art, ſich zwei größere Theater nicht halten können; zu dieſer Einſicht ſcheint die jetzige Direktion auch gekommen zu ſeyn. Im Beſitze beider Privilegien, daher gegen Conkurrenz geſichert, würde man wohl ihun die Thaliabühne gänzlich eingehen zu laſſen. Vielleicht würde der Staat das ſtattliche, ganz neue Gebäude, das auch günſtig gelegen iſt, zum Ankaufe erwerben, wozu es ohne allzugroße Koſten umgewandelt werden könnte; dabei würden Käufer und Verkäufer ſich gleich gut ſtehen. — Noch eine andere große und ſchöne Bauſichkeit ſteht dieſen Augenblick zu Kauf, von der Herrn Syſtem mit dem Aufwande einer Million erbaute prächtige Bazar, der nicht rentiren will, da die darin befindlichen 28 Kaufläden meiſt leer ſtehen. Nur die Inhaber von Läden, die an einer der Hauptſtraßen liegen, proſperiren, und der Bazar iſt eine Paſſage; die Fremden müſſen erſt beſonders darauf aufmerkſam gemacht werden, um dort ihre Einkäufe zu machen. Der Beſitzer des Bazars wird einen ſchweren Verluſt beim Verkaufe erleiden, und es ſteht noch dahin, ob ſich überhaupt ein Käufer findet. — Die „weibliche Hochſchule,“ von der ich in einer frühern Nummer dieſes Blatts Meldung gethan, iſt mit Oſtern Schülerinnen eröffnet worden und zählt nach bereits mehrere Tagſchülerinnen, die für den jährlichen Preis von 200 Mark (80 Thlr.) die Lehrſtunden beſuchen. Um Auswärtigen auch eine Erleichterung hinſichtlich des Preiſes zu verſchaffen, der bekanntlich jährlich 400 Thaler beträgt, haben die an der Spitze des Unternehmens ſtehenden Frauen die Einrichtung getroffen, Aufnahrtige in hieſigen guten Familien, für 400 Mark jährlich, unterzubringen; zahlen dieſe dann noch 200 Mark für den Unterricht, ſo kommt ihnen das Ganze doch nur auf 240 Thaler zu ſtehen. Für die Unterbringung ſolcher Schülerinnen bei den reſpectabelſten Perſonen iſt auf's Beſte geſorgt. In derſelben Anſtalt iſt ihnen auch Gelegenheit gegeben, ſich zu Kindergärtnerinnen auszubilden, wozu ein halbjähriger Curſus genügt, der nach der neuen Einrichtung nur 120 Thlr. koſten würde. Die Kindergärten ſind hier im höchſten Flor und dürften ſich, da der Nutzen derſelben auf der Hand liegt, ſehr bald über ganz Deutſchland ausbreiten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 91. Dienstag den 16. April 1850.

Accursed tower! accursed fatal hand,
That hath contriv'd this woeful tragedy!
Shakespeare.

Auf dem Stephansthurm.

(Schluß)

„Ich habe sie noch nicht widerrufen," entgegnete der Befehlshaber gesenkten Blicks. — „Noch nicht," sagte Loysel; „doch wohin richtet sich dein sehnender Blick? Du spähst gen Aufgang nach den Erbfeinden des deutschen Namens. Thust du es etwa nur deßhalb, um bei ihrem Erscheinen dem Feldmarschall zuzurufen: „Laß uns Frieden schließen, um die zottelbärtigen Barbaren zu ihren Pußzten zurückzujagen?"

Messenhauser zuckte die Achseln. „Die Wiener würden mir nicht folgen," meinte er; „ich bin ja ohnehin des Lebens nimmer sicher vor der Wuth meiner eigenen Leute, seit ich das Wort der Unterwerfung ausgesprochen." — „Das du noch nicht widerrufen hast," unterbrach ihn Loysel. — „Und auch nicht widerrufen werde," fügte Messenhauser hinzu. — „So komm und laß ab vom gefährlichen Spiel!" mahnte dringend der junge Freund; „wer mit der Sünde liebäugelt, wird ihr Opfer. Wende der Versuchung den Rücken, um dein Wort zu halten wie ein Mann. Auch hier bewährt sich der Muth am besten im Fliehen. Komm, Wenzel, komm!"

Loysel hatte, ein sicherer Schüß, den wunden Fleck richtig getroffen. Der Befehlshaber mochte sich selber nicht gestehen, wie gern er die abgedrungene Unterwerfung zurückgenommen sähe. Jezt sagte der Jüngling mit klaren Worten, was er selber kaum zu denken wagte. So begann denn Messenhauser sich vor sich selber der eigenen Zweideutigkeit zu schämen, obschon er Loysels Ansichten über die Magyaren nicht theilte. „Du thust den Ungarn bitteres Unrecht," sagte er; „sie kämpfen für die Freiheit und sind darum unsere Freunde, just wie die heldenmüthigen Lombarden." — „Versteht sich," spottete Aloys; „der deutsche Michel schwärmt für Irländer und Hellenen, für Lombarden und Magyaren, und vergißt in seiner Großmuth darüber sich selber. Darum wird auch nichts aus ihm."

„Die Ungarn!" schrie der Mann am Fernrohr. Messenhauser eilte zum Glas, seine Begleiter drängten sich fragend um ihn. „Der Nebel weicht," sagte er; „der Ort, welchen ich sehe, ist Kaiser-Ebersdorf. Ich unterscheide die Schlachtordnung. Ha, was ist das?" — „Nun, was denn?" — „Raketen und Rauchsäulen, so wahr ich lebe! Zwei, vier, sechs, acht. Ich täusche mich nicht." — „Gewiß nicht," bestätigte Feuerfuchs, der falkenaugige; „ich sehe sie ohne Brille." Messenhauser fuhr fort: „Die Reihen sind geordnet, als erwarteten sie den Feind." — „Den Feind?" fragte Loysel mit vorwurfsvollem Ton und fügte dann mahnend hinzu: „Komm, Wenzel, laß die Ungarn Ungarn seyn!" — „Schweig, Verräther!" schrieen die Begleiter; „die Ungarn sind unsere Retter. Sie werden siegen, und heute Abend noch heißen wir sie willkommen in der befreiten Kaiserstadt." — „Er ist kein Verräther," sprach Messenhauser, „aber stad soll er seyn." — „Es blizt," rief Feuerfuchs. — „Du hast Recht," rief der Befehlshaber, „ich sehe Bliz und Dampf, die Schlacht beginnt mit grobem Geschüz. Ich erblicke jezt auch die Feinde. Die Ungarn dringen vor. Drauf, edle Kämpen, drauf! Voran, ihr braven Hußaren, voran! Ha, warum bin ich nicht dabei, mit euch zu kämpfen, mit euch

Digitized by Google

für die Freiheit zu ſiegen oder zu ſterben!“ — Loyſel wandte ſich ab. „Verloren, rettungslos verloren!“ ſeufzte er ſtill vor ſich hin; „verloren iſt alles für uns, wer auch ſiege, der Magyar oder der Croat.“

Die Schlacht hüllte ſich in Pulverdampf, auch ſtiegen neue Nebel auf, ſo daß die Beobachtungen höchſt mangelhaft blieben. Dennoch war nicht zu verkennen, daß die Ungarn vorwärts gegen Wien drangen. — „Sie ſiegen, unſere Freunde ſiegen!“ ſchrie Meſſenhauſer ganz außer ſich; „Sieg der gerechten Sache, Sieg der Freiheit!“ Die Begleiter ſtimmten in das Geſchrei ein. Dabei ſpähten ſie mit ſo geſpannter Aufmerkſamkeit hinaus in das nebelbedeckte Land, daß lange keiner daran dachte, der Menge drunten eine Mittheilung zu machen. Endlich ſagte Feuerfuchs: „Müſſen wir unſere Beobachtungen für uns behalten? Soll das Volk nicht wiſſen, daß ſeine Retter nahen?“ Unſchlüſſig ſah Meſſenhauſer ſich um. „Haben wir denn Schreibzeug?“ fragte er mit ſchwankender Stimme. „Gewiß,“ antwortete Feuerfuchs. „Halt ein!“ rief Loyſel; „du willſt doch nicht das Volk zum Wortbruch reizen?“ — „Ich?“ ſagte der Befehlshaber; „fällt mir nicht ein. Doch wirſt du mir hoffentlich nicht wehren, dem Volke zu verkünden, was ich vor meinen Augen ſehe?“ — „Täuſche dich nicht ſelber,“ mahnte Loyſel; „wer den Funken in's Pulverfaß ſchleudert, der darf hernach nicht ſagen, das Aufſteigen ſey nicht ſeine Schuld.“ — „Schreibt, Freunde, ſchreibt!“ rief Meſſenhauſer. „Meldung vom Stephansthurm: „Die Ungarn haben bei Kaiſer-Ebersdorf angegriffen. Bis jetzt ſcheinen ſie in ſiegreichem Vordringen begriffen zu ſeyn. Der Nebel hindert eine klare Ausſicht. Im Fall ein geſchlagenes Heer ſich der Stadt nähern ſollte, ſo wird es Pflicht aller Wehrkörper ſeyn, ſich auch ohne Commando unter das Gewehr zu ſtellen.“ — Schreibt, ich unterzeichne.“

„Halt,“ rief Loyſel, „halt ein, Wenzel! die Schlacht geht ja rückwärts!“ — „Nicht doch!“ — „So ſchaut nur hin. Ihr ſeht ja das Wetterleuchten im Nebel.“ — „Augentäuſchung.“ — „Ich bitte dich um aller Heiligen willen, Wenzel, laß ab!“ — „Schweig, Verräther der Feigling!“ brüllten die andern, „ſchweig, oder du fliegſt mit hinab!“

Im nächſten Augenblick flatterten die verhängnißvollen Zettel durch die Luft. Von unten ſtreckten ſich tauſend und aber tauſend Hände ihnen entgegen. Ein Jubel empfing ſie, als wären ſie Friedenstauben mit dem Oelzweig im Schnabel. Dennoch hat ſelten ein Blatt Papier ſo ſchweres Unheil angerichtet, wie dieſe Meldung vom Stephansthurm. Wenzel Meſſenhauſer aber meinte ganz unbefangen, er habe weiter nichts gethan als ſeine Schuldigkeit, und in dieſem guten Glauben hat er bald darauf dem Leben gute Nacht geſagt. Wir dürfen mit ihm nicht rechten; er iſt wie ein Mann geſtorben, und die Standrechtskugel hat manchen ſchlimmern Irrthum als den ſeinen geſühnt.

Ueber die penninischen Alpen.

(Schluß.)

Wir ſchritten durch das Thor des Städtchens. Die zwei Schildwachen plauderten mit einer drallen Dirne, die ein Rohrkörbchen voll ſchwarzer Trauben auf dem Rücken trug und ſich lachend berauben ließ; dreißig Schritte weiter bewachten zwei ähnliche Burſche den Eingang in das Fort. Auf unſere Frage, ob man in die Feſtung gehen dürfe, erwiederten ſie, es bedürfe dazu der Erlaubniß des Kommandanten, der eben ſein Nachmittagsſchläfchen halte. Da es ungewiß war, wann dieſe Sieſta ihr Ende erreichte, ſetzten wir unſern Weg fort. Ich geſtehe, daß ich nicht ohne einige Beklemmung durch die Gaſſe des Städtchens ging. Felſen rechts, Felſen links, die Häuſer gegen dieſe gepreßt, die enge Straße ſich zwiſchen den Häuſern mühſam durchdrängend, drohen drohende Felsklumpen und gähnende Kanonenmündungen; dazu eine Todtenſtille, ſo daß das Rauſchen der Dora draußen deutlich an unſer Ohr ſchlug. Wir wagten erſt wieder frei zu athmen, als wir dieſe Seelenpreſſe hinter und hatten.

Die Straße ſenkt ſich jetzt ziemlich abſchüſſig gegen Donaz hinab, wo wir den von den Römern in den Fels gehauenen Bogen bewunderten, unter welchem der Weg hinführt und in deſſen Nähe man einen römiſchen Meilenſtein mit der Zahl XXX ſieht. Eine halbe Stunde weiter lachte uns das freundliche Dorf San Martino, ganz in Gärten und Weinland gehüllt, entgegen. Man glaubt hier ſchon ganz in Italien zu ſeyn. Zierliche Häuſer mit platten Dächern, Roſen und Geranien, Lorbeergebüſch, Feigen, Oliven in üppiger Fülle; dazu hübſche, freundliche Kinder in den Straßen, Blumenſtöcke an den glanzhellen Fenſtern und Gruppen lachender, plaudernder junger Wäſcherinnen an dem Ufer der Leſa, die geradewegs vom Monte Roſa hernieder kommt und der Dora von den Wundern, Schönheiten und Schrecken ihres Berges viel zu erzählen weiß. Man ſagte mir, daß reiche Familien aus Ivrea, Vercelli, ſelbſt aus Turin den Sommer in dieſem lieblichen, geſunden Dörfchen zubrächten, wodurch denn auch die Zierlichkeit, der Wohlſtand und die freundlichen Sitten des Ortes ihre einfache Erklärung finden.

Digitized by Google

Durch herrlich grüne Eichen- und Kastanienwälder geht es rasch thalab. In stolzen Formen senkt sich der Monte Stretto der Ebene zu; aber man hat noch keine Ahnung, daß er seinem kühnen Laufe nach Süden so rasch Einhalt gebieten werde. Jetzt wendet sich die Straße in fast unmerklicher Biegung zur Linken, und die weite Ebene Piemonts, bis zu den Höhen der Apenninen hinab, die den Golf von Genua umgürten, bis zu dem Ticino hinüber, lag vor mir ausgebreitet. Drunten im Vordergrund der Ebene glänzten die Zinnen des zauberreichen Schlosses Montalto im Schein der Abendsonne; links strahlte in einem Meere von rosigem Duft der Eispalast des Monte Rosa, dessen zahlreiche Kinder staunend die Häupter erhoben, um ihn in seiner ganzen Schönheit zu sehen. Aber horch! zu unserer Linken, wo der Stretto plötzlich seinen Fuß in die Tiefe begräbt, als könne er von seinen eisgekrönten Brüdern nicht scheiden, dort klingt es wie ferner, wehmüthiger Orgelton, wie Klageruf, wie Abschiedsgesang; dort scheint ein mächtiger Thränenstrom aus seinem umhüllten Auge zu brechen. Es ist, nicht zwanzig Klafter von dem jähen Absturz des Berges, von dem bereits rebenumrankten Saume der weiten Ebene, der letzte Wasserfall, welchen die Penninen der Dora zum Abschiede zusenden. Er ist höher, schöner, mächtiger als hundert andere, zu denen der Reisende in der Schweiz stundenweit wandert und welche tausendmal wiederholte Namen tragen; aber er ist ohne Namen, kein Reisehandbuch gedenkt seiner, keine „klassischen Stellen" der Schweiz oder Italiens bilden ihn ab.

Wir blickten noch einmal auf die Gebirge zurück, in deren Kranz wir seit sechs Wochen so viele unvergeßliche Stunden verlebt, so viel Schönes gesehen, so viel Lehreiches gehört hatten, und wendeten dann nicht ohne Wehmuth unsere Schritte Ivrea zu, dessen Thürme gluthroth in die Ferne aus dem Abendduft empor ragten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, März.

(Fortsetzung.)

Die geistigen Bewegungen der letzten Jahre.

Mit ergötzlicher Satire schildert der anonyme Verfasser demokratische Persönlichkeiten, Gruppen und Scenen, welche ein mehr lokales Interesse haben, und geht dann zu den Principien über, aus denen das einigende Band der Partei geworden war. Ihre Häupter gehörten jener Philosophie der That an, welche die deutsche Theorie mit französischer Praxis verbinden wollte; aber sie blieben, trotz allen überwundenen Standpunkten, in der Theorie stecken, und auch die Wirksamkeit in der Wirklichkeit blieb nur Abstraktion. „Das Volk ist das Absolute, der Mensch nur sein eigenes Gattungswesen; die volonté générale ist die volonté de tous, und das Wohl Aller ist das Wohl und der Wille jedes Einzelnen. Es gibt keinen Staat als in dem Willen der Einzelnen und der Wille des Einzelnen ist nichts anderes als der Staat. Es ist nur nöthig abzustimmen, und der vollendete Staat ist constituirt, die Freiheit und Glückseligkeit der Menschheit erfüllt und das Ziel der Geschichte erreicht." Hiernach war seit dem 19. März jeder Krawall eine That des erwachenden Volkes, jeder Barrikadenkämpfer ein Held der Vernunft, jeder Unsinn im Club ein Ausdruck der Idee. Es waren nicht Philister und Wesenwichter, nicht Geizige und Diebe, nicht Fürsten und Bummler, zwischen denen die neue Staatsverfassung vereinbart werden mußte, es waren lauter lautere Menschen. — Die den Demokraten mit ihrer Idee der allgemeinen Glückseligkeit (der socialen Republik) gegenüberstehende constitutionelle Partei befolgte nicht eigentlich ein „Princip," sondern eine „Politik." Sie wollte keine Reaktion, sie wollte auch die Freiheit, vorher aber die Ordnung, während die Demokraten die Freiheit vor der Ordnung wollten, und daher nicht im Staate, wie die Männer der „Autorität," sondern im Volke, in der Summe der Einzelnen, das Absolute, Feste und Festzuhaltende erblickten. Die Constitutionellen dachten sich den Willen der Einzelnen nicht als einen leeren, abstrakten, sondern als einen concreten, egoistischen Willen, als ein Interesse. Sie wollten nicht die Idee constituiren, sondern mit den Verhältnissen vereinbaren. Ihre Politik war keine prophetische, sondern eine Staatsmännische. An die Führer dieser Partei, die Politiker des Rechtsstaats, deren leitende Spitze der Justizrath Gräff im constitutionellen Club war, schloß sich die große Menge der sogenannten gebildeten Stände an, alles was Stand und Geld besaß, die Bourgeoisie, die Professoren der Universität, die Beamten, die Geschäftsmänner, die evangelische und die katholische Geistlichkeit. Es war das ein dunkler und stummer Chor, der mit seiner Meinung vorsichtig zurückhielt und nur im Stillen seine Wünsche und Pläne nährte, welche aber der Gang der Dinge an's Tageslicht brachte. Man begnügte sich mit der Billigung der Ansichten kühner Sprecher und mit Schmähungen der Gegner. — Wir haben es erlebt, zu welchen Extremen die Wege dieser beiden Parteien führten. In den Sommermonaten des Jahres der Freiheit hatten die Demokraten, auf deren Seite das Volk mit der Masse der rohen Kraft stand, das Uebergewicht. Es bildete sich dabei ein Straßenterrorismus aus, der dem Unbefangenen die Augen darüber öffnete, was Pöbelherrschaft sey. Mit Schimpf- und Drohworten und Katzenmusiken fungirte eine Volkspolizei und Volksjustiz in eigener Machtvollkommenheit, und die constitutionelle Partei wurde von der Masse tyrannisirt. Bei dem gerechten Zorne darüber trat diese Partei

Digitized by Google

durch die Schuld ihrer Gegner zuerst als völlig berechtigt auf. Man konnte ihr nicht mehr den Vorwurf machen, daß sie aus bloßer leerer Vornehmheit oder gar aus Servilismus sich von dem Volke trenne, denn mit dieſem Volke konnte ſie nicht gehen, und es war eben ſo muthig als verbienſtlich von der „Schleſiſchen Zeitung,“ für die Unterdrückten gegen die rohe Gewalt aufzutreten und es auszuſprechen, daß zur Politik nicht nur Princip, ſondern auch Anſtand und Sittlichkeit gehören. — Die intelligenten Perſönlichkeiten des demokratiſchen Clubs fühlten indeß das Unwürdige und Abgeſchmackte des proletariſchen Terrorismus, dem die Parteiführer entweder aus Mangel an Einſicht oder Muth nicht früh genug disciplinariſch entgegengetreten waren. Der Dichter Berthold Auerbach machte in dem Club Oppoſition gegen das eingreifende privilegirte Unweſen, und bewirkte eine Spaltung, welche mit dem Ausſprechen der „ſocial-demokratiſchen Republik“ zur entſchiedenen Trennung führte. Der Club zweigte ſich ab in einen demokratiſch-conſtitutionellen und in einen ſocial-demokratiſchen Verein. — Der Sommer ging indeß vorüber; der Herbſt kam heran und nun geſchah, was man tauſendmal vorhergeſehen, wogegen tauſendmal auf's Entſchiedenſte proteſtirt worden war. Die Demokratie ſollte die errungene Lebensfähigkeit beweiſen; aber es zeigte ſich nur, daß hinter derſelben zielloſe Anarchie oder bodenloſe Dummheit ſtecken müſſe.

(Fortſetzung folgt.)

Darmſtadt, April.

(Schluß.)

Der Göriſche Prozeß.

Heinrich Stauff, der Bauer, noch rüſtig in Gang und Haltung bei weitem, eingeſchrumpftem Geſicht, in welchem ſich ſtarke Augenbrauen über dunkeln andrucksvollen Augen lagern, wickelte ſich wie auf aus ſeiner gedrückten Stellung beim Sitzen, welche nicht ſelten in wirklichen Schlaf übergegangen ſchein. Das Muckerhafte, Schwächliche verſchwand und nur das Entſchiedene, Kräftige war noch da. Er blieb feſt auf ſeinen Antworten, noch feſter als ſeine Söhne, wie er denn auch bei der Vernehmung der Jüdeſte von allen geweſen war. Dabei war er polternd, ſtellenweiſe grob und faſt immer originell. Er maß ſeinen grimmigen, verdrierten Humor mit dem heitern, freundlichen, gemüthlichen des Präſidenten, und es gab Anlaß zu manchen Bemerkungen, wenn beide alte Männer über den grünen Tiſch, die Tintenfäſſer und die Aktenbündel hinüber ihren geiſtigen Kampf mit einander ausfechten. Johann Stauff endlich hatte ſeine frühere Selbſtanzeigungsſcheu, welche noch, gerade wie ein Lakſch, im Rücken ſeines Bruders Jakob ſaß und ihm die breiten, blaſſen, etwas hängenden Backen eng zwiſchen die Cravatte einklemmte, ganz ausgetrieben. Er war nur noch der Bediente vornehmer Herrſchaften; ſein etwas vorgehängter Oberkörper wollte, ſo ſchien es, eben einen Beſcheid in Empfang nehmen und ſein immer raſch (Zuckerbrod ſtatt des trecknen Brodes Ja) erſcheinendes „Sehr wohl“ war dann die Beſcheinigung. Es ſprach raſch, „dospelig,“ wie man hier zu ſagen pflegt, manchmal bei unbedeutenden Dingen mit auffallend gutem Gedächtniſſe, während er ſich bei bedeutenderen über die Abnahme ſeines Gedächtniſſes beklagte. Sein Geſicht, etwas lang und ſchmal, dabei blaß, hat namentlich von vorne einen angenehmen Ausdruck, der aber dadurch wieder in ſeiner Wirkung verliert, daß der Angeklagte ſo gefucht und auffallend oft mit ſeinen Blicken im Saal herumſchweift. Das wenigſtens konnte man ſeinem Vater nicht nachſagen. Wenn J. Stauff von ſeiner Bank ſich erheben hatte, um, vom Platz aus oder vor den Präſidenten berufen, Antwort auf eine Frage zu geben und er ſich dann wieder niederſetzte, ſo erinnerte dieſes Niederſitzen an die Bewegung eines Dandy, der ſich, den Kopf etwas zurückgebogen, in ſeinen Kutſchenſitz wirft. Nur hatte es hier weniger den Ausdruck wirklicher Behaglichkeit, als den der Affektation, während mein Nachbar, der ein halber Mediziner ſein mochte, mich verſicherte, er wolle durch dieſe Bewegung nur der beklemmten Bruſt etwas mehr Luft verſchaffen.

An die Verhöre der Angeklagten reihten ſich die Vorträge des Staatsanwaltes und der Vertheidiger. Der Staatsanwalt iſt ein Mann von auffallend ſtarkem Gliederbau, der, auf etwas erhabenerem Sitze als Stauff, wahrhaft Bomben der Beredtſamkeit dem zierlichen und ſchwächlichen Stauff als Angriffswaffen zuſchleuderte. Schon bei den Verhören hatte Stauff dieſen unerwünſchten und hier mit gutem Grund rückſichtsloſen Gegner kennen lernen. Wo der Präſident den Aal durch die Finger ſchlüpfen laſſen, war er vom Staatsanwalt wieder aufgenommen worden, und wenn er ihm auch nicht mehr abringen konnte als der Präſident, hatte er ihm doch mit Fragen tüchtig zugeſetzt und ihm dabei einige Hiebe gegeben. Nach dieſen kleinern Angriffen folgte nun der umfaſſende, gegliederte, mit aller der Kraft, welche die Ueberzeugung, und mit der Zuverſicht, welche die Gewißheit gibt, unter den Zuhörern auf Uebereinſtimmung zu treffen. Die Vertheidigung hatte dagegen ein weit ſchwierigeres Feld. Nicht als ob nicht der Vertheidigung ebenfalls ſehr vortheilhafte Gegenheit zur Entfaltung ihrer Kräfte gegeben geweſen wäre, aber ſie mußte mit Takt und Umſicht dabei verfahren, ſie durfte ihre Kräfte nicht zerſplittern. Und gerade in dieſer Beziehung fehlte der Vertheidiger des Johann Stauff. Noch zu ſehr an die alte Advokatenmanier, namentlich in Civilprozeſſen, gewöhnt, Punkt für Punkt der Klage in's Auge zu faſſen, ſich darauf einzulaſſen und jeden allenfalls dem Beklagten nachtheiligen Punkt zu vernehmen, verfuhr er auch hier ſo und verpuffte in vielen einzelnen Piſtolenſchüſſen eine Unmaſſe Pulver. Zweckmäßiger verfuhr in dieſer Hinſicht der Vertheidiger des Heinrich und des Jakob Stauff. Er hielt ſich, auch die Angeklagenheit des Johann Stauff berührend, mehr an die großen Punkte und überließ, mit der mehrmaligen Anführung, das andere habe bereits ſein College beſorgt, dieſem mit der Ehre zugleich die Laſt, kleine Scherereien und Steinchen aus allen Ecken der Anklage zuſammenzuleſen, ſie unters Mikroſkop gebracht und das Ergebniß ſeiner Unterſuchung den Herren Geſchwornen mit einer nicht ſelten zu großen Präciſion, Glaubensjünger in ihnen zu finden, vorgetragen zu haben. Er ſelbſt behielt ſich nur vor, auf die wichtigeren Punkte, d. h. die wichtigeren, gegen den Joh. Stauff ſprechenden Indizien zurückzukommen. Aber der Vertheidiger fühlte ſelbſt wohl, daß dieſen wichtigeren nicht beſonders beigekommen ſey. Wenigſtens war die Art, wie er mehrere derſelben zu beſeitigen ſuchte, nicht von Bedeutung. Keiner der beiden Vertheidiger berührte die Anſchuldigungen, die gegen die Sittlichkeit des Grafen, namentlich im bekannten Artikel des „Deutſchen Zuſchauers“ ſich geltend gemacht und früher wie ſpäter auch im Publikum Boden gefunden hatten. Nur der letztgenannte Vertheidiger berührte mit einer gewiſſen Schüchternheit die Möglichkeit, daß doch vielleicht Johann Stauff die Goldſachen vom Grafen geſchenkt bekommen haben könnte. — In meinem nächſten Schreiben, welches zugleich das letzte über dieſe Angelegenheit ſeyn wird, werde ich einige Bemerkungen über den Spruch der Geſchwornen und das daran ſich knüpfende Urtheil des Gerichtshofs, und damit mehr die innere als die äußere Geſchichte derſelben mittheilen. Auch wird ſich dis dahin noch das eine und andere zutragen, was in dem eben angedeuteten Sinne behandelt werden mag.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 92. Mittwoch den 17. April 1850.

Iter quod ducit in desertum Moab.
Deuteronom:

Bilder aus Erfurt.

I. Reise und Niederlassung.

Der Winter ist auf den Frühling gefolgt und eine kalte Decembersonne leuchtet uns am Frühmorgen durch die einsamen Straßen der Stadt nach dem Bahnhof. Hier plötzlicher Wechsel der Scene. Das Reiseleben regt sich mit tausend Gliedern und gibt sich mit tausend Stimmen kund. Das rennt durcheinander, ruft, fragt, antwortet, zankt, begrüßt sich, nimmt Abschied, schleppt Koffer und Nachtsäcke, wühlt in der Brieftasche, klappert mit Geld und springt endlich beim ersten Schrei der Lokomotive glühwarm, trotz der sechs Grad Kälte, in den Dampfwagen, welcher sich schon in Bewegung gesetzt hat. Froh der überstandenen Hatz und des gewonnenen Sitzes, fanden wir endlich Zeit, Athem zu schöpfen, und Seelenruhe, uns umzuschauen. Siehe da, eine Menge bekannter und zum Theil befreundeter Gesichter in unserer nächsten Reisegesellschaft, Männer von den Küsten der Nordsee, aus Westphalen und Rheinland, die mit uns des Weges gen Erfurt ziehen.

Die Reise nach Frankfurt vor zwei Jahren war eine Wallfahrt, die heurige Reise nach Erfurt ist eine Geschäftssache. Vergebens würdet ihr die leuchtenden Blicke suchen, vergebens nach den pochenden Herzen horchen, welche in den letzten Tagen des März 1848 in ein Meer der Begeisterung nach der Kaiserstadt am Main zusammenströmten. Man ist sehr ruhig, sehr nüchtern heute; man weiß besser als damals was man will und kann, aber was man will und kann ist sehr wenig, ist kaum der Rede und der Reise werth. Der verrufene Frankfurter „Souveränitätsschwindel" hat der willenlosen Ergebung in einen höhern Willen Platz gemacht. Man ist über alle Furcht und Hoffnung, man ist über alle Ungewißheit hinaus, man ist des Ganges der Dinge in Erfurt von vorn herein vollkommen sicher, man sagt sich mit der Unfehlbarkeit eines Orakels voraus, was im Martinsstift geschehen wird, nämlich: es wird eine Reihe von mehr oder weniger geistreichen, und eine noch größere Reihe von entsetzlich langweiligen Reden gehalten und gewissenhaft angehört werden, nach Erfüllung dieser parlamentarischen Obliegenheit wird man die Vorlagen des Verwaltungsrathes unverändert annehmen, und nach vier bis sechs Wochen werden die Abgeordneten, froh der abgethanen Frohnde, den Erfurter Staub von ihren Füßen schütteln und nach Hause zurückkehren, worauf dann in den öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands Alles ungefähr bleiben wird wie es bisher gewesen. — Das etwa war der Text der Gespräche derjenigen Reisenden, welche ihre Gedanken laut werden ließen; ob die Andern, welche ihre Seele in ein diplomatisches Schweigen hüllten, größere Zuversicht und Freudigkeit in sich trugen, war nach der Abspannung ihrer Miene wenigstens einigermaßen zweifelhaft.

Inzwischen wuchs unser Bahnzug von Station zu Station. In Magdeburg zumal ergossen sich aus den Casematten, die in Bureaus und Wartesäle verwandelt sind, ganze Schaaren von Reisenden in die endlose Wagenreihe. In Köthen stieß ein Bienenschwarm von Abgeordneten aus Mecklenburg und den Marken zu uns, unter ihnen die Herren ††† Stahl und Gerlach. In Halle, wo der ganze Bahnhof von

Digitized by Google

neugierigen Menſchen wimmelte — das erſte und ſo ziemlich das einzige Zeichen der öffentlichen Theilnahme an der Erfurter Reichstagsangelegenheit, welches auf der ganzen Fahrt bemerklich wurde — in Halle wurde der Zug ſo groß, daß zwei Lokomotive vorgeſpannt werden mußten; „Vorwärts“ und „Erfurt“ hatte ſie der Maſchinenbauer getauft, aber trotz der Namen von guter Vorbedeutung, und ungeachtet ihrer vereinigten Kräfte, keuchten ſie mühſelig und langſam das Saalethal hinauf — der Ballaſt war zu ſchwer.

Die beſte Reiſelaune unter allen Inſaßen meines Wagens hatte Herr v. Vincke, der ſpendelnd von Witz und guten Einfällen dem ſchweigſamen, undurchdringlichen, unabläſſig Cigarren rauchenden Herrn v. Camphauſen gegenüber ſaß. Auf mehreren Stationen drängte ſich die Neugier im ſchwarzen Frack und in weißer Halsbinde mit einer ſeltenen Unverſchämtheit an den Wagen heran, den berühmten Mann des vereinigten Landtages und der Frankfurter Reichsverſammlung mit dem Glotzauge anzuſtieren. Wir, die wir ſo unermeßlich viel anſtudirt haben, wann werden wir doch endlich auch ein wenig Lebensart lernen! In Naumburg, wo ſich derſelbe Auftritt der Zudringlichkeit wiederholte, wurde durch den Haufen auch ein Landmann herbeigelockt. „Das ſind lauter Communiſten,“ ſagte er im Weggehen, nachdem er einen Blick in den Wagen geworfen. Der Humor des Herrn v. Vincke konnte ſich lange nicht beruhigen über den Titel, mit welchem ihn der ſächſiſche Bauer bereichert. So rein komiſch iſt die Sache indeſſen doch nicht. In den Augen von Leuten, denen ein dem Geiſte ſeines Jahrhunderts huldigender König für einen gekrönten Jakobiner gilt, in den Augen ſolcher Leute mag immerhin zwiſchen Herrn v. Vincke und einem Communiſten wenig Unterſchied ſeyn. Und wenn dieſe Leute heut oder morgen die Macht erſchleichen ſollten, nach welcher ihr frommer Haß und ihre tugendhafte Rachſucht ſchon lange dürſtet, dann wäre das Wort des Bauers bei Naumburg ein nicht übel gewähltes Feldgeſchrei für den Vernichtungskampf gegen die große Partei der Gottloſen, welche ſich in hundert Abſtufungen vom rothen Republikaner bis zum conſtitutionellen Monarchiſten erſtreckt, hundert verſchiedene Grade der Verworfenheit, aber alle Einer Verdammniß werth. Ob aber auch jener Bauer millionenmal in Deutſchland vorhanden ſey, wir können die Werbung für die Glaubensarmee der Herren Stahl und Gerlach getroſt abwarten; den Kampf mögen wir allerdings fürchten, aber an dem Siege zu zweifeln, wäre nicht nur unverzeihlicher Kleinmuth, ſondern auch baare Albernheit.

Die blaſſe Sonne, welche uns durch die Schnee- und Eisgefilde Thüringens begleitet hatte, war dem Untergange nahe, als wir, durch einen langen, ſtockfinſtern Gang unter den Feſtungswerken hindurch, in die Parlamentsſtadt unſere Einfahrt hielten. Auf dem Bahnhofe feierliche Ordnung und Stille. Keine Spur von einer Begrüßung, von irgend einem Zeichen des Willkomms. Allerdings hat ſicherlich Niemand etwas der Art erwartet. Indeſſen brachte das Heer der müden, hungrigen, ſteifgefrorenen Reiſenden, welches ſich aus den Wagen in den Bahnhof ſtürzte, eine bedenkliche Störung der vorſchriftsmäßigen Ruhe hervor.

(Fortſetzung folgt.)

Der Kant'ſche Bohnenkönig.

Kant hatte die Gewohnheit, nachdem er etwa ſiebzehn Jahre vor ſeinem Tode ſich einen vollſtändigen Haushalt eingerichtet hatte, täglich in der Regel zwei Tiſchgäſte, höchſtens aber fünf, aus der Zahl ſeiner näheren Bekannten, Kollegen und ehemaligen Zuhörer zu ſich einzuladen. Die gewöhnliche Mahlzeit war einfach, beſtand aus drei Gerichten und einem Nachtiſche, und jeder ſeiner Gäſte hatte ein halbes Fläſchchen weißen oder rothen Weines vor ſich ſtehen, je nachdem der Geſchmack des Gaſtes dem liebenswürdigen Wirth bekannt geworden war. In den letzten Jahren ſeines Lebens bemerkte Kant, als er ſeinem Gedächtniſſe ſchon weniger traute, die Lieblingsſpeiſen ſeiner Gäſte und den von ihnen gern getrunkenen Wein auf „Memorienzettelu,“ um bei künftigen Einladungen denſelben Gäſten wieder ihre Lieblingsſpeiſen und einen ihnen angenehmen Wein vorſetzen zu laſſen. Aber ſeinen Geburtstag pflegte er alljährlich im Kreiſe einer größeren Geſellſchaft, die indeß nicht über neun Gäſte hinaus ging, und bei einer gewöhnteren Tafel zu feiern.

Dieß gab die Veranlaſſung, daß ſchon im erſten Jahre nach dem Tode des großen Mannes auf den Vorſchlag des Dr. William Motherbi, des älteſten Sohnes eines der vertrauteſten Freunde Kants und ſelbſt noch eines ſeiner jüngeren Tiſchgenoſſen, eine Geſellſchaft aus den nähern Bekannten Kants ſich bildete, um alljährlich an ſeinem Geburtstage zuſammen zu kommen und das Andenken des großen Meiſters in gewohnter gemüthlicher Weiſe zu feiern. Die Zahl der Mitglieder dieſer Geſellſchaft war anfänglich nicht beſtimmt; ſie ſtieg ſelten über zwölf bis achtzehn Gäſte und beſtand nur aus ſolchen Männern, die früher als Tiſchgenoſſen des allgemein verehrten Lehrers mit ihm die Freuden ſeiner heitern Tafel getheilt hatten. In den erſten Jahren kam man in Kants Hauſe in der Prinzeſſenſtraße zuſammen, in welchem eine Gaſtwirthſchaft eingerichtet war. Der Ort

Digitized by Google

der Verſammlung war das Auditorium, als das größte Zimmer, im untern Stockwerke gleich rechts am Eingange gelegen. Das Mahl war ſehr frugal und die früher gewohnten halben Fläſchchen rothen oder weißen Weines ſtanden, wie bei Kant, vor jedem Couvert.

Aber mit den raſch dahinſchwindenden Jahren machte der Tod bald bedeutende Lücken in der Reihe der ehemaligen Tiſchgenoſſen des Philoſophen. Der Vorſchlag des Profeſſor Pörſchke, eines Schülers und Collegen Kants, eine Sitte der Hellenen zu erneuern, die den Jahrestag eines ihrer gefeierten Philoſophen durch die Söhne und Nachkommen ſeiner Schüler in einem jährlichen Feſtmahle ehrten und ſo deſſelben Andenken durch Jahrhunderte erhielten, fand nicht den erwarteten Anklang. Man ergänzte die Geſellſchaft durch ſpäter bei der Univerſität angeſtellte Lehrer und ſolche Bewohner der Stadt, die noch Kants Vorleſungen beigewohnt hatten, wenn ſie auch nicht in nähere perſönliche Berührung mit ihm gekommen waren. Indeſſen wurde die Zahl der Mitglieder auf höchſtens dreißig beſtimmt, welche Zahl auch bis jetzt beibehalten iſt.

Die jährlichen Anordner des Feſtes wurden früher gewählt; ſeit mehreren Jahren aber gibt nach dem Vorſchlage des nun auch dahingeſchiedenen Aſtronomen Beſſel eine Bohne im Kuchen dem glücklichen Treffer das Recht, die Leitung der Geſellſchaft für das nächſte Jahr zu übernehmen, und in dem ihm zufällig zur rechten und linken Seite ſitzenden Tafelgenoſſen die Beiſitzer für ſeine Geſchäftsführung zu gewinnen. Doch beſteht die ganze Regierungslaſt des Bohnenkönigs darin, daß er das Jahresfeſt anordnet und, wenn durch Abgang ein Mitglied dem Verein entzogen iſt, an deſſen Stelle mit ſeinen beiden Beiſitzern ein neues zu wählen hat. Auch beſitzt er das Ehrenrecht, den Toaſt auf Kant am Feſte auszubringen und den Redner des Tages zu ernennen, wenn er nicht ſelbſt die Tiſchrede übernehmen will. Jedes Mitglied kann nur einmal Bohnenkönig werden, ſo lange noch ein anderer Geſellſchaftsgenoſſe vorhanden iſt, der dieſes Ehrenamt nicht bekleidet hat. Trifft daher einen vormaligen Bohnenkönig das Loos noch einmal, ſo geht ſein Recht auf den nächſten Nachbar zur rechten Seite über und ſo fort, bis ein neuer Kandidat zur Bohnenwürde gelangt. Die Verſammlungen ſind früher im deutſchen Hauſe, ſpäter im Hôtel de Pruſſe gehalten worden, jetzt finden ſie wieder in erſterem Hauſe ſtatt. Eine größere Feier des Jahrestages, an der zahlreiche Gäſte Theil nahmen, wurde nur einmal, am 22. April 1824 veranſtaltet, als ein volles Jahrhundert verfloſſen war, ſeit Kant das Licht der Welt erblickt hatte.

Die Tiſchredner haben die Aufgabe, Mittheilungen aus Kants Leben zu machen, oder Gegenſtände zu behandeln, die mit der Kant'ſchen Philoſophie und ihrer weiteren Verbreitung in inniger Verbindung ſtehen. Eine ſolche Rede am 22. April 1836, welche Roſenkranz über die Nothwendigkeit einer Geſammtausgabe der Werke Kants hielt, wurde die erſte Veranlaſſung, daß dieſe wirklich zu Stande kam, wie Roſenkranz in der Vorrede zu der von ihm beſorgten Ausgabe umſtändlich erzählt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, April.

Die Generalpoſt in London am St. Valentins Tage.

Beſuchen wir einmal heute das Londoner Generalpoſtamt in St. Martin-le-Grand. Daſſelbe iſt durch einen Durchgang in zwei Theile getheilt, und an den Seiten dieſes Durchganges zieht ſich das ſogenannte „Fenſterdepartement“ hin. Hier befinden ſich unzählige Oeffnungen zur Aufnahme von Briefen, große Säcke für die zahlloſen Zeitungen, hölzerne Schieber gleiten zurück, um die Vollmendgeſchäfte junger Poſtbeſſiſſener in ihre Stelle treten zu laſſen, denen es obliegt auf jede Nachfrage Rede zu ſtehen, und die Bezahlung für nicht geſtempelte Briefe in Empfang zu nehmen. Die ſüdliche Seite gehört der Londonpoſt an, die nördliche iſt für das Inland beſtimmt, nimmt aber zugleich die fremden Korreſpondenzen auf. Wir wenden uns zunächſt der Londonpoſt zu. — Nachdem wir uns durch eine Anzahl bald hellere, bald dunklere Gänge und Räume gewunden, befinden wir uns zuletzt, wie die irrenden Ritter in der Fabel, in einer gewaltigen Halle, die von Millionen Lichtern funkelt. Zahlloſe Geſtalten bevölkern dieſen Raum, aber alles iſt ruhig und ſtill. Zwiſchen Reihen langer Tiſche und Pulte ſitzen, ſtehen und wandern ſie, trinken Kaffee, leſen, ſtrecken ſich, flüſtern auch wohl mit einander, wie Leute, die in dolce far niente die Stunden verſchleudern. Aber nach wenigen Minuten entſteht eine allgemeine Bewegung, verurſacht durch den Eintritt einer Menge Leute, die alle die geſchäftigſte Eile an den Tag legen. Jeder trägt ſeinen Sack auf ſeinen Schultern, deſſen Schwere ihn niederbeugt, und der Anblick dieſer Säcke reicht hin den ganzen Haufen müßiger Bewohner der Halle in einen geſchäftigen Ameiſenhaufen zu verwandeln. Dieſe ſo gewichtigen Säcke ſind aus Schafleder und enthalten die Briefe, die auf den

Digitized by Google

zahllosen kleinen Stadtpoſten eingegangen. Ein Individuum, ſchauerlich anzuſehen, mit aufgekrempten Aermeln und einem Meſſer in der Hand, ſteht vor einem Tiſche, das Amt des Schaefrichters an denſelben zu verüben, worauf er ohne weiteres ihre Innenſeite nach Außen kehrt. Jeder zurückgelaſſene Brief zahlt eine halbe Krone Strafe. — Da liegt nun die ganze Maſſe der verſchiedenartigſten Epiſteln, aus allen Theilen Londons und für alle Theile Londons, beſtimmt die drei Königreiche zu durchwandern, und in den feenſten Theilen der Erde ihr Ziel zu erreichen. Ohne Mühe erkennt man ſchon an der bloßen Form den Inhalt mancher Schreiben: dort die langen Couverts kommen von den Behörden, die der Advokaten erſcheinen in längerer Geſtalt, und bloße Geſchäftsbriefe entbehren ganz der äußern Hülle. Auch die buntgefärbten, mit zierlichen Rändern eingefaßten, die ganz weißen mit goldenem Schnitte, die ſchwarz gerändelten ſind leicht zu deuten. In dem Sacke iſt eine Liſte beigefügt, auf der die Zahl der geſtempelten, der bezahlten und der unfrankirten Briefe bemerkt iſt. Der Poſtſekretär zählt die geſtempelten Briefe mit der Schnelligkeit des Blitzes. Plötzlich hält er ein: er iſt auf einen Brief geſtoßen, deſſen Schwere nicht mit Einem königlichen Rothig bezahlt ſeyn konnte. Er legt ihn ſchnell auf die Wage neben ſich und ſetzt dann einen doppelten Preis darauf, der vom Empfänger für die Sünde des Abſenders zu entrichten iſt. Dann verfährt er mit den frankirten und unfrankirten Briefen auf gleiche Weiſe, während an den übrigen Tiſchen andere Offizianten mit den ihnen zugegangenen Säcken auf dieſelbe Weiſe umgehen. Ein ähnlicher Prozeß erneuert ſich zehnmal im Laufe jedes Tages ununterbrochen das ganze Jahr hindurch, von welcher Regel nur die Sonntage eine Ausnahme machen. — „Wie unendlich raſcher wird man hier mit den mit einem Stempel verſehenen Briefen fertig, als mit den übrigen!“ bemerkte einer vor uns. — „Natürlich,“ verſetzte ein Offiziant. „Jene nicht geſtempelten frankirten und unfrankirten Briefe verurſachen uns doppelte Mühe; denn eine Liſte ihres Geldwerthes muß dieſelben von Hand zu Hand begleiten, die zu ihrer endlichen Ablieferung an den Empfänger, und dieſe ganze Mühe, und einen bedeutenden Koſtenaufwand könnte uns das Publikum erſparen, wenn es ſich durchgehends der Stempel bedienen wollte.“ — „In welcher Proportion ſtehen die geſtempelten zu den frankirten Briefen?“ — „Wir können das ziemlich genau angeben: im vorigen Jahr ſpedirte das Poſtamt 337,500,000 Briefe, und ſe von hundert waren ungefähr fünfzig geſtempelt; ſechsundvierzig waren ohne Stempel frankirt, und nur vier unfrankirt auf die Poſt gegeben.“

(Schluß folgt.)

Aus Schleſien, April.

(Fortſetzung.)

Die geſtrigen Bewegungen der letzten Jahre.

Mit den Ereigniſſen in Wien und Berlin handelte es ſich jetzt für die Demokratie um Seyn oder Nichtſeyn. Es galt jetzt ſiegen oder fallen. Kampfesluſt und Todesmuth ſchwellten jede Demokratenbruſt. Noch einmal wallten die Federn am Hut; ſtattlich prangten die weißrothen Schärpen, alle Bierhäuſer waren gefüllt; jede Stunde that jeder noch einmal einen Trunk — es konnte ja der letzte ſeyn! Da kam noch aus der Fremde der bekannte Schloſſel, das Urbild des feuerwehren Radikalismus, und trug darauf an: 1) daß die Regierung abgeſetzt, 2) eine proviſoriſche eingeſetzt und 3) alle Behörden aufgefordert werden, ihr unbedingten Gehorſam zu leiſten. Aber es fielen dieſe Anträge, und das ſtille Glück des paſſiven Widerſtandes lächelte über dem unverſehrten Breslau, ſtatt der provozirten großartigen Volksverthei-

dung. Es kam zwar zwiſchen dem anarchiſchen Volke und der Bürgerwehr, „der Polizei der Bourgeoiſie,“ am 19. November zu einer drohenden Kataſtrophe; die Gemüthlichkeit der Breslauer ließ es indeß nicht zum Aeußerſten und zum Blutvergießen kommen. Das Revolutionsdrama war zu Ende, und nur eine Handvoll Menſchen brachte es noch zu einem Putſche, als komiſchem Nachſpiele. — Mit dem November trat der Weinbrunft ein, wie in der großen Politik im Allgemeinen, ſo in dem Breslauer Clubweſen. Die demokratiſche Partei war dankerott geworden mit ihrem Prinzipe des Conſtituirens, ſie konnte jetzt nicht mal mehr auf Vereinbaren denken, und die Contrerevolution begann. Auch ſie brachte alle die Wühlereien, welche man bisher der Demokratie zum Vorwurf gemacht hatte. Die Vereine von ſogenannter conſtitutioneller Tendenz ſchoſſen unter allerlei Namen empor wie die Pilze. Da gab es einen Verein für Geſetz und Ordnung, eine Art conſtitutionellen Arbeiterclub; einen Veteranenverein, wo die Reaktion vom reinſten Waſſer ſich verſammelte, die liebe treue Biederkeit, die treue baare Königstreue, welche keine Spur von Intelligenz und Politik hatte und brauchte, und „ganz unter ſich“ ſein wollte. Es waren die Helden von Anno 13, wo der preußiſche Patriotismus eigentlich erſt zur Welt gekommen iſt, und die ſich jetzt „mit Gott für König und Vaterland“ dadurch lächerlich machten, daß ſie ſich gebärdeten, als dürften ſie nur ihre degoutirte Meinung vertreten: „Ganze Bataillen — ſtill Landen!“ ſo wäre jeder Reſt der Revolution mit Haut und Haar verſchlungen. Neben dieſen Dem Quixotes der Legitimität that ſich noch ein Landwehrmännerverein zuſammen, und ein frommer katholiſcher Centralverein mit ſeinen Zweigvereinen in der Provinz. Alles heulte und heuchelte: „Mit Gott für König und Vaterland!“ Es konnte in Preußen zur Zeit kein abgeſchmackteres, widerwärtigeres oder lügenhafteres Schibboleth geben als dieſes verbrauchte Feigenſchrei, welches an Deutſchlands äußere Siege und innere Erniedrigung wie kein anderes Wahrzeichen erinnerte. — Die Reaktion hat in Preußen noch mehr Hanswurſte gehabt, als die Demokratie. Die Führer der Pöbelrotten mit den langen ſchrecklichen Bärten, den ungekämmten Haaren und Sitten, mögen bald lächerlich, bald ekelhaft für den beſonnenen geſitteten Mann geweſen ſeyn; es waren indeß mehr zu bemitleidende politiſche Schwärmer, wie einſt die fanatiſchen Wiedertäufer zu Münſter unter dem Schneiderkönig Johann von Leiden. Aber ſolch einen hinkenden und huſtenden Veteranen zu ſehen, der durchaus noch dem Vaterlande einen Dienſt leiſten will, und dabei nur das Sprichwort bewahrheitet: „Alter ſchützt vor Thorheit nicht!“ oder ſonſt einen ungezogenen thatkräftigen Bummler für die ſogenannte conſtitutionelle Partei, wie es ein Herr Paul v. Wimpfich ſeiner Zeit war, iſt wahrlich keiner beſſern Empfindung würdig. — Die Mittel, deren ſich dieſe „anſtändige, ſittliche, geſetzliche und gemäßigte Partei“ zu ihren Zwecken bediente, waren ganz dieſelben, die ſie bei den Gegnern „unehrenhaft, perfid, verbrecheriſch und wühleriſch“ genannt hatten; nur waren ihre Agitationen ſchlauer, umfaſſender und mehr von klingenden Mitteln unterſtützt, als bei den Rothen, welche nur mit ihren Prinzipien, von denen aber Niemand ſatt wurde, auf die Maſſe wirken konnten. Bei dem geringſten Ereigniſſe in der innern Politik ließ jene Partei eine Fluth von Adreſſen nach Berlin in's Miniſterium und in die Provinzen ſtrömen, und ſogar das ſchöne Geſchlecht wurde dazu aufgewiegelt. Die Preſſe befand ſich, bei der ſonſtigen Stockung der Literatur, ganz wohl dabei, und verſtand überhaupt die Intereſſen dieſer Partei durch Zeitungſtimmen für ſich auszubeuten, wie es die demokratiſche nicht gethan hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 93. Donnerstag den 18. April 1850.

Fataque, fortunasque virûm, moresque recenset.
Virgil:

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(s. Nr. 82– 85. — 87. 88.)

Der Generalstab der Besatzung von Rastatt, der sich in den Casematten von Fort A beisammen sah, bestand aus den verschiedenartigsten Elementen. Ich glaube den Dank mancher Leser zu verdienen, wenn ich ein paar der Hauptfiguren flüchtig zeichne.

Lieutenant Heyn war schon in unserer ersten Casematte zum „Staatsspion" ernannt worden, weil er das Kundschaftswesen unter sich hatte. Später erwarb er sich noch den Spitznamen „Reichsbaribal." Heyn war preußischer Postbeamter gewesen und hatte, weil er sich gewissen Anfinnen seiner Vorgesetzten nicht fügen wollte, seinen Abschied nehmen müssen. Er sagte immer, er sey preußischer „Ministerialbeamter" gewesen, worüber er denn jedesmal verhöhnt wurde. Er schien große Angst vor dem Erschießen zu haben, und kaum hatten das die Andern weg, als sie sich ein Vergnügen daraus machten, ihn zu ängstigen. Heyn traute sich großes Talent zu Propaganda zu machen, und unterhielt sich daher fortwährend mit den Soldaten.

Major Kraut, von Geburt ein Schweizer, war in der Pfalz Berghauptmann gewesen, ein tüchtiger Bergmann und Ingenieur, der weit und breit geschätzt war wegen seiner Geschicklichkeit. Den Dachstuhl zur Walhalla hat er auch gebaut. Er hatte ein an Abenteuern reiches Leben geführt, die er sehr ergötzlich zu erzählen wußte. — Lieutenant Forster aus Constanz, ein sehr gebildeter junger Mann, hatte interessante Reisen gemacht und sich besonders lange in Finnland und Lappland aufgehalten, wovon er viel zu erzählen wußte. Er unterhielt uns oft durch lappländische Lieder, die er sehr hübsch in der Ursprache zu singen wußte. — Lieutenant Sigel, der jüngste Bruder des Obersten, hatte viel Aehnlichkeit mit seinem Bruder, auch in Wesen und Sprache, nur daß er jünger, nicht so ernst und auch hübscher war. Er wird eben so wenig ein großer General werden wie sein Bruder.

Oberst Knoll aus Pesth wollte früher österreichischer Major gewesen seyn, seinen Abschied genommen, Weib und Kind verlassen und seit achtzehn Jahren als Sprachmeister große Reisen durch die wallachischen Fürstenthümer, durch Asien, Egypten und Nordafrika gemacht haben. Einige Zeit hatte er in Paris gelebt und sich dann auf dem Rückwege nach Wien begeben, wo seine Frau — der er übrigens seit jener Zeit gar nicht geschrieben — ein Gut in der Umgegend besaß. In Carlsruhe hatte man ihn Anfangs als Spion verhaftet, bald aber wurde von Sigel dem „Obersten Knoll" eine Vollmacht zur Errichtung einer deutsch-ungarischen Legion gegeben. Die Beute, welche diese Legion machen würde, hieß es in der Vollmacht, sollte der Legion zu gut kommen u. s. w. Dieser alte Mann hatte viel erfahren, und wenn mir Vieles in seinen Erzählungen nicht klar schien, so kam das wahrscheinlich daher, weil Knoll Gründe hatte, nicht Alles zu sagen. Woynitzki behauptete steif und fest, Knoll sey ein Jude; allein dem widersprachen die Kriegserfahrungen, die er zu haben schien, und die Narben vieler Schußwunden, die er am Körper trug. Er war übrigens ein alter, gutmüthiger Mann, an dem uns nur die österreichische Höflichkeitsmiene ärgerte, die er annahm, wenn er mit preußischen Offizieren sprach, und sein „I bitt'" war uns ein

Digitized by Google

Greuel. — Sein Adjutant, urſprünglich ein Buchhändler, las ſehr viel, wartete mit äußerſter Ungeduld auf das Eſſen und hatte die Gewohnheit, ſich im Schlafe laut mit ſeiner Fanny zu unterhalten.

Herrmann, mein Adjutant, hatte ſich den Namen „Stabsegoiſt“ erworben, weil er ſtets für ſich ganz vortrefflich zu ſorgen wußte. Ich kannte ihn ſchon von Straßburg her und hatte ihn mit Aufträgen mehrmals nach Baden geſchickt, wo er auf geſchickte Weiſe den Gendarmen, die ihn einmal ſchon gefaßt hatten, zu entgehen wußte. Dann war er in Beſançon bei Willich geweſen und hatte ſich hier angewöhnt, alle Leute mit Du anzureden. Als er in Mannheim zu mir kam, verſtiegen ſich ſeine Wünſche nicht höher, als auf neues Schießzeug und neue Hoſen. Ich verſchaffte ihm nicht allein beides, ſondern auch einen Rock dazu und er blieb bei mir als Ordonnanz. In Raſtatt trachtete er fortwährend nach einem Pferde und wußte es auch dahin zu bringen, daß ich ihm eines verſchaffte. Bald wollte er jedoch nicht nur ein beſſeres, ſondern auch eine Uniform haben. Auch dieſe erhielt er, und eines Tags erſchien er bei mir in Offiziersuniform. Ich lachte und dachte, hier wo Alles Offizier ſpielt, kann er es auch ſeyn, und ſo ward er Offizier und mein Adjutant. Auf einer Liſte ſah ich ihn ſpäter als Oberlieutenant aufgeführt. Ich lachte wieder und ſagte ihm nur: es werde ihm einſt noch gehen wie der Fiſchersfrau, die der liebe Gott werden wollte. Bei der Uebergabe ſah ich Herrmann mit einem ungeheuer weiten ſchönen grauen Mantel, der vorn mit breitem ſeinen Scharlachtuch beſetzt war. Er hatte ſich während meiner Abweſenheit von Tiedemann eine Anweiſung auf einen Mantel zu verſchaffen gewußt. Da ich Alles ſelbſt that, brauchte ich ihn wenig. Indeſſen war er dankbar und hatte mich ſicher nach ſich ſelbſt am liebſten. Er war meiſt ſtill und da er nicht ſonderlich gebildet war, nahm er an der Unterhaltung, die meiſt Franzöſiſch geführt wurde, wenig Antheil. Er geſiel ſich ſehr mit Sporen an den Füßen und fand Unterhaltung darin, ſich zu bewundern.

Major Woyniżki hatte als Offizier die Schlachten von Grochow und Oſtrolenka mitgemacht. Seitdem hatte er ein ſehr wechſelndes Leben geführt, war lange in der Schweiz, in Frankreich, in England und dann in Belgien geweſen. Bald ging es ihm gut, bald mußte er ſich als Buchdrucker ernähren. Endlich ward er beim Telegraphen in Belgien angeſtellt. Er kehrte nach Galizien zurück, lebte dort in den angenehmſten Verhältniſſen, mußte aber bald wieder fort. Beim Ausbruch der badiſchen Revolution wollte er indeſſen wieder nach Galizien zurückkehren und kam über Hanau. Hier bewog man ihn, die Leitung der Turner, die nach Baden zogen, zu übernehmen. Von dieſen Turnern, und beſonders von deren großbärtigen und großmäuligen Führern wußte er Wunderdinge der Feigheit zu erzählen. Deſſen ungeachtet ſtand die Legion in einem ſehr guten Ruf, denn ſie war äußerlich ganz vortrefflich in Ordnung und beſtand meiſt aus gebildeten jungen Leuten, die hübſch zu ſingen und ſich gut zu präſentiren wußten. Eine Compagnie derſelben führte Woyniżki nach Hirſchhorn, einem Städtchen im Odenwald, welches an einem wichtigen Paſſe liegt. Mit Mühe brachte er hier die Leute zum Stehen; als aber die Turner ſahen, daß die Kugeln der angreifenden Bayern ſie hinter ihren Mauern nicht trafen, ſchoſſen ſie ſehr gut und tödteten dem Feinde viele Leute. Als bei den Turnern Mangel an Munition eintrat, ſchickte Woyniżki an Metternich, der in der Nähe beſchäftigt, um Hülfe; allein Metternich verſagte ihm dieſelbe aus Feigheit, wie wenigſtens Woyniżki und ein Anderer behaupten, der bei Metternich war, als Woyniżkis Bote ankam. Hirſchhorn mußte daher aufgegeben werden und Woyniżki froh ſeyn, daß er mit ſeiner Compagnie glücklich über das Gebirge davon kam. Bei Waghäuſel wollten die Turner nicht in den Wald vorgehen und machten ſehr bald Kehrt. Als dieß General Mieroslawski ſah, rief er: »Ah les fameux tourneurs de Hanau, qui tournent le dos à l'ennemi!« Ich behaupte, dieſes Wortſpiel war das Beſte, das der General im ganzen Feldzuge gemacht hat. — Endlich brachte Woyniżki einen Theil der Turner doch in den Wald und dieſe ſchlugen ſich recht brav. Der Hauptvorwurf der Feigheit fiel auf Schärtner, den Woyniżki nicht genug verachten konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus Erfurt.

(Fortſetzung.)

Ein ganzes Meer von Koffern, Kiſten, Kaſten, Hutſchachteln, Reiſetaſchen und andern Gepäckſtücken hatte binnen weniger Minuten die ganze Länge und Breite des Bahnplatzes überſchwemmt. Jeder war eifrigſt bemüht, aus dieſer unermeßlichen Fluth das Seinige herauszufiſchen, hundert gleichzeitige Forderungen ſtürmten auf die Bahnbeamten ein, die bald nicht mehr wußten wo ihnen der Kopf ſtand, mit jeder Minute wuchs der Wirrwarr, bis die raſch hereinbrechende Dunkelheit ihn zum vollendeten Chaos ſteigerte.

Glücklich derjenige, welcher, wie ich, noch zu rechter Zeit durch Liſt oder Gewalt in den Beſitz ſeiner Habſeligkeiten gelangen und irgend eine barmherzige breitſchulterige Seele ausfindig machen konnte,

Digitized by Google

die für Geld und gute Worte besagte breite Schultern zu seiner Verfügung stellte. Manche meiner Reisegefährten hatten ihre Gepäcksangelegenheiten um zehn Uhr Abends noch nicht beendigt. Was mich betrifft, der ich jetzt getrosten Muthes hinter meinem Kofferträger drein zog, so sollte ich bald erfahren, daß ich dem Ziele doch noch nicht so nahe war, wie ich in der Einfalt meines Herzens geglaubt. An der Ausgangspforte des Bahnhofs hielt eine Schaar von Engeln, zwar nicht mit feurigen Schwertern, aber im Polizeirocke, strenge Wacht. Ohne Paß kein Durchlaß. Einige Abgeordnete ohne Ausweis parlamentirten lange vergebens mit der löblichen Gensdarmerie, bis man sie endlich auf die Bürgschaft des dahier ansäßigen Grafen Keller, weiland Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, und jetzt die wahre Providenz der Reichstagsmänner, aus Barmherzigkeit durchschlüpfen ließ. Von Rechtswegen hätten sie die Nacht auf der Polizeistube zubringen sollen, worauf denn am folgenden Tage zu ermitteln gewesen wäre, ob der Schub oder welches andere Verfahren gegen sie anzuwenden sey. Beim Barte des Propheten! die Polizei ist die feste Säule des deutschen Staatswesens, und wer sich gegen dieselbe versündigt, hieße er auch Auerswald oder Beckerath, hat nur noch einen kleinen Schritt bis zum Hochverrath.

Endlich war die Pforte so weit frei geworden, daß ich mich zum polizeilichen Examen melden konnte, und nachdem ich dasselbe mit Fallen und Aufstehen überstanden, durfte ich meinem Kofferträger nachlaufen, welcher inzwischen im Gedränge verschwunden war. Der Zufall wollte, daß ich seiner noch zu rechter Zeit wieder habhaft wurde, um im nächstgelegenen Gasthofe Herberge begehren zu können, die mir denn auch, hundert Stufen über dem Pflaster von Erfurt, gewährt wurde.

Nachdem ich die Nacht hindurch die seit lange entbehrte und von allen fremden Reisenden des höchsten gepriesene „germanische Glückseligkeit, zwischen zwei Federbetten zu liegen," in vollem Maße genossen, machte ich mich sogleich auf die Pilgerschaft nach einer dem Himmel weniger benachbarten, und zu gleicher Zeit dem Erdenlärm weniger preisgegebenen Wohnstätte. Auf dieser Wanderung ereignete sich der unerhörte, nie erlebte und nimmer gehoffte Glücksfall, daß ich mit dem ersten Schritte das Ziel erreichte, welches man bei ähnlicher Gelegenheit gewöhnlich verdammt ist, tagelang Straße auf Straße ab vergebens zu suchen; die erste Wohnung, welche ich besah, gefiel mir so wohl, daß ich sie ohne weiteres miethete, und den Lohnbedienten, der mir zu dem raschen Funde verholfen, mit einem fürstlichen Geschenke von zehn Silbergroschen entließ.

Inzwischen sind vierzehn Tage verlaufen, und meine Wohnung gefällt mir noch eben so gut wie in der ersten Stunde. Ich würde mich dieses Umstandes wie eines Beweises der Beständigkeit meines Charakters rühmen, wenn diese Wohnung nicht in der That die seltensten Vorzüge in sich vereinigte. Freilich, nichts Vollkommenes in dieser Welt: meine Schlafkammer habe ich aus verschiedenen Gründen räumen müssen noch ehe ich sie bezogen, meine Studirstube, die nächst dem Schlafzimmer auch den Salon in sich faßt, ist wenn nicht unheizbar, doch unwärmbar (mit Hülfe der Mittagssonne bringe ich es indessen doch zuweilen auf + 10 Grad), mein Kaffee (der Kaffee ist bekanntlich wesentlicher Bestandtheil jeder Junggesellenwohnung) mein Kaffee schmeckt auf gut sächsisch stark nach Cichorie. Allein bis auf diese und ein Dutzend andere kleine Mißstände und Unbequemlichkeiten ist meine Wohnung ein Bild der Vollkommenheit häuslicher Einrichtung, und jedenfalls leistet sie mehr als neun Zehntheil aller andern Wohnungen, die Erfurt zur Verfügung seiner Parlamentsgäste gestellt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Schluß.)

Die Generalpost in London am St. Valentins Tage.

Während dieser Unterhaltung war man beschäftigt das Zeichen des Postamts mit rother Farbe auf jeden Brief zu drücken, und dem Gesichte der Königin eine schwarze Maske aufzulegen, die den Wiedergebrauch desselben Stempels unmöglich macht. Die Briefe werden dabei in eine lange Reihe, wie ein Paket Karten, aufgeschichtet, und so schnell bewegt sich des Stempelers Hand, daß er an die dreitausend in einer Stunde zeichnen kann. Dabei

Digitized by Google

zählt er die Briefe genau, und jedesmal, wenn er die fünfzig kommt, macht er mit dem Stempel eine Marke auf ein weißes Papier, das er zu dem Behufe neben sich liegen hat; dieses wird nachher dem Direktor eingehändigt, der so mit Leichtigkeit die ganze Summe der am Tage eingegangenen Briefe einträgt. Nun lagen die zahllosen Episteln in Bergen aufgehäuft auf den verschiedenen Tischen umher, und verwundert fragten wir, wie diese Masse von Briefen in so kurzer Zeit, wie hier der Fall ist, an ihre Adressen abgeliefert werden können. „Nichts ist leichter," versetzte der Beamte. „Wir haben London in siebzehn Distrikte getheilt. Da sind sie," sagte er auf die Tische deutend, die von eins bis siebzehn numerirt waren. Auf einem achtzehnten stand: „blind" auf einem neunzehnten „allgemein." Zuerst werden die Briefe nach den Distrikten sortirt, dann kommen die Unterabtheilungen derselben, dann die Kirchspiele, und endlich werden sie den Briefträgern übergeben, die sie in ein anderes Zimmer tragen und dort nach ihrer eigenen Bequemlichkeit in „Gänge" abtheilen. Die Briefe für das Land gleiten durch einen Tunnel in das Inland-Office hinüber, die Briefe, deren Aufschrift man nicht lesen kann, kommen auf den Tisch „blind," an dem ein Mann präsidirt, der die außerordentliche Gabe besitzt das Unleserlichste zu lesen, und deßhalb der „blinde Sekretär" genannt wird. Unterdessen hatte das Geräusch des Stempelns nachgelassen, und die Halle kehrt in den Zustand der Ruhe zurück, in dem wir sie bei unserem Eintritt gesehen. Kaum konnte man glauben, daß in einer so kurzen Spanne Zeit 30—40,000 Briefe in Empfang genommen, gestempelt, gezählt, ausgesucht, und sortirt worden. Welcher Wunder eine verständige Theilung der Arbeit wirken kann! — Wir verließen jetzt die Halle, um uns nach dem „Inland-Office" zu begeben, das um sechs Uhr geschlossen wird, und jetzt, eine Viertelstunde vorher, die letzten Depeschen in Empfang nimmt. Das große Fenster dieses Departements stand weit offen, und durch dasselbe regnete es Zeitungen wie dicke Hagelschauer. Mit jedem Augenblick vergrößerte sich der Strom derselben, und als die letzten Minuten vor dem Schlage Sechs herbeikamen, mochte man das bunte Durcheinanderfliegen derselben mit einem Steinregen, einem Barrikadensturm, dem Ausbruch eines Vulkans vergleichen. — Da erschallte der erste Schlag der Glocke und mit ihm das Gebot des Schließens. Da ward es Stille, aber innen, welch ein Chaos! Bis zu den Knien wateten Männer in Zeitungen, mit Schaufeln warf man sie zusammen, zu Bergen thürmte man sie auf. Ungefähr 70,000,000 derselben gehen alljährlich durch die Post. — In einer andern Ecke des Raumes sind einige Offizianten beschäftigt, die schlecht verpackten und versiegelten Gegenstände in solidere Verfassung zu bringen. Man zählt täglich im Durchschnitt dreihundert unversiegelte Briefe. Viele derselben enthalten Geld, Banknoten, Wechsel, oft von bedeutendem Betrag. Kaum kann man an eine so unbegreifliche Nachlässigkeit des Publikums glauben, und doch ist dem so; ja viele dieser Geldsendungen tragen sogar eine Adresse, die so unleserlich ist, daß man an keine Ueberlieferung denken kann. Oft liegen mehr als 10,000 £ auf der Post, die der Reklamation von Seiten der Eigenthümer harren. Im Jahr 1847 fanden sich im Verlauf von zwei Monaten 4658 Briefe mit Geldsendungen ein, deren Adresse nicht zu entziffern war. Dabei kann man durch die Post so leicht Geldzahlungen bewerkstelligen, und das Publikum macht auch davon sehr häufigen Gebrauch; so wurden im Jahr 1849 6,852,900 Postgeldscheine ausgestellt, die sich auf die ungeheure Summe von 13,678,377 £ beliefen. Trotz dem kommen noch immer baare Einschüsse in Briefe vor, die um so verwerflicher sind, weil sie den Postboten zu einer Versuchung werden, der der Einzelne leicht unterliegt. Schon aus Christenpflicht sollte daher ein solches „Gelegenheit macht Diebe" vermieden werden.

Aus Schlesien, März.

(Fortsetzung.)

Die gehegten Bewegungen der letzten Jahre.

Von der Demokratie sagt man, sie sey besser als die Demokraten; von der konstitutionellen Partei muß man umgekehrt sagen, ihre Tendenzen waren schlechter, als die sie vertretenden Personen. Freisinnige und ehrlich konstitutionelle Männer hatten die Partei gebildet; aber die Reaktion, sowohl die unwillkürliche der Apathie, als die absichtliche des Despotismus, wußte derselben listig und geschickt ihre Politik unterzuschieben. Während die Demokraten mit ihrer Prinzipienreiterei auf dem Schlachtfelde der Praxis Nichts ausrichteten, vagabundirte der prinzip- und gesinnungslose Egoismus, welcher Ruhe und nur Ruhe um jeden Preis wollte, mit seiner chamäleontischen Ueberzeugung dienstwillig überall da, wo ihn die Politik der Regierung haben wollte. Das war Nichts für die besonnenen, ehrenwerthen Männer, welche sich wirklich eine selbstständige Ueberzeugung geschaffen hatten, wie die Professoren Stenzel, Haaik, Köpell, Wasserschieben und Braniß, der am bestimmtesten für das Annehmen der Frankfurter Reichsverfassung auftrat. Dieß war der Scheidepunkt zwischen ihnen und der Masse der Partei. Auch die besonnenen wahren Patrioten unter den Demokraten sahen sich jetzt von der Masse geschieden; indeß waren die Verhältnisse noch nicht von der Art, daß die bisher so schroff getrennten Persönlichkeiten beider Parteien sich von diesen völlig losgerissen und eine Coalition gewacht hätten. — Diese schwankende politische Lage fand ihre erschütternde Auflösung in der Explosion des Aufstandes vom 7. Mai v. J. „Die Partei des Vereinbarens war zu der des Octroyens gewordem!" sagt der Verfasser der genannten Schrift; „sie mußte mit der Partei des absoluten Constituirens zusammentreffen. Die allgemeinen Verhältnisse, welche den planlosen, leicht von der Militärgewalt unterdrückten Barrikadenkampf hervorriefen, waren dieselben, wie bei den gleichzeitigen Aufständen in Dresden, Iserlohn, Elberfeld. Die Reichsverfassung war vom Ministerium abgelehnt, die zweite Kammer aufgelöst. Die oppositionellen Elemente, von dem parlamentarischen Boden verdrängt, schlugen hinüber in das Feld der Praxis; sie appellirten an das Volk und seine Kraft." — Vielleicht wäre der Aufstand dennoch bedeutender geworden und anders ausgefallen, wenn die Führer der demokratischen Partei sich an die Spitze gestellt hätten. Sie hatten aber Kopf und Herz dazu eben so verloren, wie zu der Abwahnung von der Revolte. Es waren eben in Breslau, wie überall in Deutschland, Zustände voll Extreme und Halbheiten, welche durch das Ereigniß am 7. Mai ihre gewaltsame Erledigung finden sollten. Die Parteien wurden in sich selbst zersprengt. Auf beiden Seiten hatten die bessern Elemente das wahre Vollsrohl in der gesetzmäßigen Freiheit erstrebt; es scheiterten diese Bestrebungen an dem unbedingten Vertrauen, hier zum Königthume, dort zu dem gesunden Sinne des Volks. Was man in Breslau erfahren hat, gilt eben so für Deutschland.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

Nr. 6. Donnerstag den 18. April 1850.

[33] In der **Kollmann**'schen und **Rieger**'schen Buchhandlung in **Augsburg**, in der **Palm**'schen Buchhandlung in **München**, in unterzeichneter und in allen Buchhandlungen ist zu haben und als sehr brauchbar zu empfehlen
die 12te verbesserte, 6000 Exemplare starke Auflage von

W. G. Campe,

gemeinnütziger Briefsteller

für alle Fälle des menschlichen Lebens, mit Angabe der Titulaturen und den bewährtesten Regeln Briefe schreiben zu lernen.

Zwölfte Auflage. Preis 15 Sgr. oder 54 kr.

Dieser ausgezeichnete Briefsteller enthält 180 vorzügliche Briefmuster zur Nachahmung und Bildung, wie auch 100 Formulare zur zweckmäßigen Abfassung 1) von Eingaben, Gesuchen und Klageschriften an Behörden, 2) Kauf, Miethe, Pachts, Bau, Lehrcontracten, 3) Erbverträgen, Testamenten, Schuldverschreibungen, 4) Quittungen, Vollmachten, 5) Anweisungen, Wechseln, 6) Attesten, Anzeigen und Rechnungen über gelieferte Waaren. — Ueber 12,000 Exemplare wurden bereits davon abgesetzt.

Auch bei **Neff** in **Stuttgart** — **Beck**'sche Buchhandlung in **Nördlingen** — **Montag** und **Weiß**'sche Buchhandlung in **Regensburg** — **Geibel** in **Pesth** — **Gerold** und **Sohn** in **Wien** und in allen Buchhandlungen zu haben. **Quedlinburg.** **Ernst**'sche **Buchhandlung.**

[41] Im Verlage von **Friedrich Vieweg** und **Sohn** in **Braunschweig** ist erschienen:

Erinnerungen
aus
dem Jahre 1848
von
Fanny Lewald.

2 Bände. 8. broch. Preis 2 Thlr. 16 Sgr.

[41] Soeben ist erschienen und durch **Oskar Leiner** in **Leipzig**, sowie durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schwangerschaft
Geburt und Wochenbett.
Handbuch für das weibliche Geschlecht
über Pflege und Ausbildung des Körpers, das Verhalten während der Schwangerschaft, im Wochenbett und bei dem Stillen
oder
Anleitung
die Niederkunft möglichst schmerzlos zu befördern
nebst Andeutungen
die Unfruchtbarkeit der Frauen zu beseitigen.
Mit lithographirten Abbildungen.
In Taschen-Format. Mit Goldschnitt sauber gebunden.
Preis 2 Thaler.

Dieses für jede Ehefrau so wichtige Buch giebt derselben bei Schwangerschaft, Entbindung und Wochenbett die genauesten Verhaltungsregeln, Aufklärungen und Rathschläge für ihren Zustand, und zwar so verständlich, daß sie bei gehöriger Befolgung der darin vorgeschriebenen Verhaltungsregeln bei der Schwangerschaft die in diesem Zustande so oft vorherrschenden Vorfälle zu beseitigen und ihre Niederkunft sich möglichst schmerzlos bewirken kann.

Für den Inhalt dieses Buches, welcher separat gedruckt auf Verlangen zu Diensten steht, bürgt der bekannte Verfasser, und sollte dieses Buch auf keiner Frauen-Toilette fehlen. Dasselbe wird wegen seines Inhaltes und damit es nicht in unbernfene Hände kommt und unzeitige Gefühle rege macht, versiegelt gegen portofreie Einsendung von **Zwei Thaler** von dem Unterzeichneten versandt.

Buchhandlung von **Oskar Leiner** in **Leipzig.**

[28] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Einleitung
in die
Schriften des neuen Testaments.
Von
Dr. Joh. Leonhard Hug.
Vierte Auflage.
Durch Abänderungen, Zusätze und Citate des seligen Verfassers verbessert und vermehrt.

2 Thle. gr. 8. broch. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr. 6 Ngr.

Die seltene Anerkennung, welche Hug's Einleitungswerk bei den gelehrten Theologen aller Confessionen in und außerhalb Deutschland gefunden, gibt uns das zuversichtliche Vertrauen, es werde diese neue Auflage als eine höchst erfreuliche Erscheinung begrüßt werden. Das Bedürfniß einer neuen Edition schien den Männern vom Fache um so dringender geworden zu seyn, je mehr die neutestamentliche Kritik in jüngster Zeit theilweise von dem ihr zugehörigen Standpunkte abgekommen ist. Der kritische Standpunkt Hug's ist, was Grundlage und leitendes Prinzip betrifft, der historische, welcher bei Fragen geschichtlicher Natur, wie es die der biblischen Kritik durchweg sind, der allein richtige ist und einzig zu wahren Resultaten führen kann. Indem sich seine kritischen Forschungen auf einer historischen Basis bewegen, so ist er eben dadurch zum biblischen Apologeten geworden, und dieß bezeichnet weiter den Standpunkt seiner Kritik in Andetracht ihres Zieles und ihrer Resultate, daß sie einen apologetischen Charakter hat.

Digitized by Google

Diese vierte Auflage seines Einleitungswerkes ist noch von ihm selbst zum Drucke vorbereitet worden. Die Abänderungen und Zusätze, welche im Titel angezeigt sind, fallen größtentheils dem ersten Theile zu; aber es sind hier, wie im zweiten Theile, die Grundansichten der früheren Auflagen ohne irgend welche Modifikationen festgehalten, indem sie der selige Verfasser auch nach wiederholter sorgfältiger Prüfung noch als sichere Ergebnisse anerkannte.

(Ausführlicheren Bericht über dieses Werk in der Freiburger Zeitschr. für Theologie, Jahrg. 1847. Heft 1.)

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[26] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Einunddreißigster Jahrgang.

Zweites Februarheft.

Inhalt. Verbesserungen an Apparaten und Maschinen zur Aufrettigung der Eisenbahnräder und Radachsen, von Klmer. Mit Abbildung. — Maschinen zum Zerreiben und Mischen; von Hermann in Paris. Mit Abbild. — Verwollkommnete Hülsen-schneidemaschine. Mit Abbild. — Verbesserungen an Hahnen, von Llewellin und Hemmous. Mit Abbild. — Verbesserungen an Möbelrollen, von Forlong. Mit Abbild. — Beschreibung und Vergleichung der galvanischen Telegraphen Deutschlands. Von C. A. Steinheil. Mit Abbild. (Galvanische Telegraphen von Berlin aus. Fabrication und Prüfung der mit vulcanisirter Gutta-percha isolirten Kupferdrähte. Telegraph-Apparate von Stöhrer in Leipzig. Galvanische Telegraphen von Wien aus.) — Ueber Schmelzung und Verflüchtigung feuerfester Körper, insbesondere der Kohle; von Despretz. — Ueber die Verbreitung des Silbers im Mineralreich; von Malaguti und Durocher. — Ueber die Verfahrungsarten zum Ausbringen des Silbers aus seinen Erzen; von Malaguti und Durocher. — Verfuche über das Ausbringen des Goldes und Silbers aus ihren Erzen auf nassem Wege; von Dr. John Percy. — Auszug eines Berichtes an den französischen Kriegsminister über das der Mannschaft in den Kasernenzimmern zu schaffende Luftvolum; von Felix Lebrun. — Verfahren zum Präpariren des Kautschuks, damit er bei der Witterung elastisch bleibt; von Burk. — Ueber Verbesserung des Stallraumes und den Einfluß des Ammoniakgases auf das Vieh; von Limouzin-Lamothe. — Ueber die Anwendung harter Kalksteine und des Kalks überhaupt zur Bodenverbesserung; von Boudet. — Mitcheltes. Ueber Zündhölzer zum Selbstanzünden; von Meister J. Hauff erfundene Vorrichtungen zum Selbstzugehen der Thüren. — Vorrichtungen um Thüren zu schließen, welche nach innen und außen sich öffnen und mittelst Federn stets nach der Mitte zurückgebracht werden; von Prudentier in Paris. — Neu hergestellt von Garnier in Paris. — Maschine zum Backboden; von Cambry in Paris. — Vorrichtung um den Steigang der einfachwirkenden Saugpumpe zu verhindern; von J. P. Wagner. — Galvanische Straßenbeleuchtung in St. Petersburg. — Ueber die häufigste Ursache der Unglücksfälle durch Einathmung von Chlorosorm. — Bromkalium, ein neues ausflösliches Mittel. — Ueber Gesundmachen der anatomischen Theatre und Verfahren das Kosten der Seele-Instrumente zu verhindern; von Sneguet. — Pflegenpulver und Pflegenstrwege.

Erstes Märzheft.

Inhalt. Mittheilungen aus meinem Leben und Wirken als Maschinenbauer; von Dr. Genk Alban in Plau. (Einiges über seine neueren Hochdruckmaschinenkessel.) Mit Abbildungen. — Ueber die Breit-Säe-Maschine, erfunden vom Hauptmann Hen. G. Kämmerer, Besitzer der Maschinenbau-Anstalt Giara-Hütte bei Bromberg. — Verbesserungen an Mahlmühlen; von Bovill, Ingenieur in London. Mit Abbild. — Maschine zum Ausbälken und Polieren von Reis; von Newton. Mit Abbild. — Apparat zur Fabrication von Hüten, Kappen und Mützen; von Bonillon in London. Mit Abbild. — Ashton's Peitschenbalter. Mit Abbild. — Apparat zum Oeffnen der Austern; von Pleault in Paris. Mit Abbild. — Der patentirte Zirkel von C. Boisser, Mechaniker in Berlin. Mit Abbild. — Neue Art von Wasserwagen für schwierige Terrain-Aufnahmen ꝛc. Mit Abbild. — Der Wandbarometer des Ch. Chevalier in Paris. Mit Abbild. — Beschreibung und Vergleichung der galvanischen Telegraphen Deutschlands, nach Beschäftigung im April 1849. Von C. A. Steinheil. (Galvanischer Telegraph von München nach Neuenheim. Vergleichung der verschiedenen angeführten Telegraphsysteme. Verbesserung an Morse's Apparat.) — Apparat zum Erwärmen von Flüssigkeiten, insbesondere von Badewannen mittelst Gas; von Desvignes und Pettit. Mit Abbild. — Analytische Untersuchung der in der Porcellanmalerei gebräuchlichen rothen Farben; von Salvetat, Chemiker an der Porcellanfabrik zu Sèvres. — Ueber Gremou's neues Verfahren zum Vergolden des Porcellans; Bericht von Chevreul. — Ueber ein neues Stückpulver, mit Blutlaugensalz als Basis; von Hrn. Augender. — Verbesserungen in der Zuckerfabrikation; von Dubaud. — Verbesserungen im Raffiniren des Rohzuckers; von Reece und Price. — Ueber Desinficirung des Düngers und Verwendung der Salzsäuremutterlauge dazu; von Calloud. — Mikroskop. Automatische Kraftmittheilerung. — Verfahren, Eisenwaaren, als Schrauben, Stifte u. s. w. in größerer Menge gleichmäßig blau zu machen. — Ueber das Vorkommen von Silber, Blei und Kupfer im Meerwasser, und von Silber in den organischen Wesen; von Malaguti. — Platin in den Alpen. — Ueber den Gediegenheit des Kupfersteins von Chessy und Saint-Bel. — Verfahren das Silber bei der galvanischen Vergoldung glänzend abzuätzen; von Smith. — Ueber die Anwendung der Galvanoplastik zur Anfertigung von Kupferplatten für Kupferstecher. — Amalgam zum Ausfüllen angefressener Zähne. — Mineralien statt Drahtseilen zum Ablassen des Bleies. — Vorschrift zur Anfertigung des Marineleims. — Vortheilhafte Bereitungsweise von Theein (Kaffein). — Darstellung einer zum Einsieden von Flüssigkeiten sehr wirksamen Thierkohle; von Dr. Graeger. — Verfahren das Wasser vom Waschen der Wolle und Wollenzeuge zur Gewinnung von Fettsäuren zu verwenden; von Mr Dougall. — Ueber die Reinigung des Honigs nach Andrè. — Hölzerne Rahmen in Bienenkörben.

*

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

*

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar ifer bis Zoster Jahrgang oder Band 1 bis 114 zu 480 fl. oder 280 Thlr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

Buch für Kinder

gebildeter Stände

von

Ernst von Houwald.

Neue Ausgabe mit 60 Holzschnitten.

Elegant gebunden Preis 2 Rthlr.

Des geseierten Verfassers Erzählungen, Mährchen, Romane, Schauspiele ꝛc. sind zu bekannt, um weitläufiger Empfehlung zu bedürfen. Sie pflanzen in die jugendlichen Gemüther den Keim der Tugend, gewähren an Nachdenken, reizen die Wißbegierde, veredeln den Geschmack, und es kann sür Kinder reiferen Alters wohl kein passenderes Geschenk gewählt werden. Die vorliegende neue Ausgabe ist mit 60 trefflich ausgeführten Holzschnitten geschmückt und dennoch im Preise gegen die frühere ansehnlich ermäßigt.

Leipzig.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Digitized by Google

Vierteljahrs-Schrift 1850.

Zweites Heft erste Abtheilung.

[42] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die erste Abtheilung des zweiten Heftes

der

deutschen Vierteljahrs-Schrift

für 1850.

April — Junius.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Die erste deutsche Reichsversammlung und die Schriften darüber. — Verwirklichung der deutschen Nationalgesetzgebung. — Die Ursachen der Meuterei und des Zerfalles des großherzoglich badischen Truppencorps im Mai 1849. — Die Entdeckung der Goldschätze in Californien und deren Folgen.

Stuttgart und Tübingen, April 1850.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[12] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Devisen und Motto

des

späteren Mittelalters

von

J. v. Radowitz.

gr. 8. broch. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Die Sprüchwörter und Sinnreden der verschiedenen Nationen und Zeiten haben von jeher Beachtung gefunden; ihre Zusammenstellung und Erläuterung bildet einen nicht unbeträchtlichen Zweig der Literatur. Die eigentlichen Fundgruben für die vorkommenden Devisen und Motto bleiben die älteren heraldischen und numismatischen Werke, die Beschreibungen der Hoffeste, Turniere und Carroussels und die Stammbücher, die mit dem Anfang des 16ten Jahrhunderts allgemein in Gebrauch kamen. Unter der großen Zahl der Sprüche, die hierin zu finden sind, ist allerdings viel Spreu, Langeweile und Geschmacklosigkeit, nichtssagende oder gespreizte Anspielungen und Gemeinplätze. Daneben erscheinen doch aber auch zuweilen die sinnreichsten Gedanken in der glücklichsten Form. Eine solche Vereinigung von Scharfsinn und Schwung bringt dann eine ungemein erfreuliche Wirkung hervor und sichert diesen kleinsten Ausflüssen der epigrammatischen Poesie eine eigenthümliche Stelle in dem Interesse aller Zeiten, selbst der heutigen, der sonst die Sinnesweise, welche sie hervorgebracht, fern genug abliegt. Wir erlauben uns, dieses Interesse hier für eine Reihe von Beispielen in Anspruch zu nehmen, die aus den verschiedensten Gattungen unter einer übergroßen Menge so gewählt worden sind, daß die Blüthe dessen, was jene Materialien uns überliefern, sich hier vereinigt finden möchte.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

Armuth und Christenthum.

Bilder und Winke

zum christlichen

Communismus und Socialismus.

Von

Dr. Heinrich Merz.

8. brochirt. Preis 1 fl. — oder 20 Ngr.

Wenn allein die rettende Liebe, welche der Ursprung, das Wesen und die Aufgabe des Christenthums ist, den klaffenden Wunden einer durchwühlten Zeit und eines entblößten Geschlechtes Heilung und Hilfe zu bereiten vermag, so werden die Bilder und Winke, welche ein geistreicher Schriftsteller über „Armuth und Christenthum" aus der Geschichte der Vergangenheit und unter den edelsten Bestrebungen der Gegenwart gesammelt und in einer ebenso anziehenden als gemeinfaßlichen Form vorgetragen hat, Vielen willkommen seyn, die sich über die tieferen Ursachen und über das dauernde Heilmittel des gesunkenen Wohlstandes und der aufgelösten Ordnung und Sitte zu verständigen wünschen. Das vorliegende Buch ist daher ein wichtiger Beitrag zu dem neuerwachten großen Werke der inneren Mission, und dürfte besonders geeignet seyn, das Interesse dafür unter den gebildeten Kreisen zu verbreiten.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Bilder
aus dem
Soldatenleben im Kriege
von
F. W. Hackländer.

Mit dem Bildniß des Feldmarschalls Radetzky.

8. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Die besondere Gabe des Verfassers für Genremalerei bewährt sich in diesen „Bildern aus dem Soldatenleben im Kriege" gleich glücklich und glänzend wie in ihren friedlichen Vorläufern. Die Wirklichkeit ist in den kleinsten Zügen belauscht, erfaßt, wiedergegeben, und ein unverwüstlicher Humor weht die und da sein keckes Licht mitten in düstere Nacht- und Schlachtstücke. Hackländer hat für solche Aufgabe das rechte Auge und die rechte Hand; außerdem kam ihm in dem Lande der Lombarden und Piemontesen seine preußische Vorschule unter weiland General Tschen und Feldwebel Zopf ganz wohl zu statten. Soldat und Reisender und Schriftsteller zugleich, verstand er den glorreichen Siegesflug des Doppeladlers mit seiner Feder zu begleiten, ohne ein streng militärisches, rein südetisches, oder scharf politisches Buch zu geben. Sein Buch ist, was es heißt, ein Bilderbuch, das zahlreiche Freunde und Leser finden wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das Amelungenlied
von
Dr. **Karl Simrock.**

Dritter Theil:
Die beiden Dietriche. Die Rabenschlacht.
Die Heimkehr.
(Des Heldenbuches 6ter Theil.)

gr. 8. brochirt. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Mit diesem 6ten Band ist das Heldenbuch geschlossen. Die früheren Bände enthalten: I. Gudrun. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr. II. Das Nibelungenlied. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. III. Das kleine Heldenbuch: Walther und Hildegunde. Alphart. Der hörnerne Siegfried. Der Rosengarten. Das Hildebrandslied. Ortnit. 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. IV. Das Amelungenlied 1ster Theil: Wieland der Schmied. Wittich Wielands Sohn. Eckens Ausfahrt. 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. V. Das Amelungenlied 2ter Theil: Dietleib. Gibichs Verrath. 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Preis des vollständigen Werkes 18 fl. 15 kr. oder 10 Rthlr. 15 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Erzählungen
von
Gottfried und Johanna Kinkel.

8. Velinpapier. brochirt. Preis 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr.

Manches vereinigt sich, um dieses Buch zu einer der anziehendsten literarischen Erscheinungen der neuesten Zeit zu machen. — Ist es überhaupt selten, daß ein wahrer Dichter eine an poetischer Begabung ihm ebenbürtige Gattin findet, so ist es vielleicht noch nicht vorgekommen, daß sich ein solches Paar zu einer Schrift vereinigen konnte, die den Eindruck macht, als ob derselbe schöne Geist abwechselnd auf den männlichen und auf den weiblichen Grundton gestimmt wäre. Es ist eine bunte Reihe von Erzählungen und Skizzen, in denen glückliche Erfindung mit bedeutendem Formtalent, tiefes Gefühl mit der besten niederrheinischen Laune vereinigt sind, und es beschäftigt aufs angenehmste, hier der männlichen, dort der weiblichen Ausprägung dieser Eigenschaften zu begegnen. Mit diesen heitern Eindrücken verflicht sich in der Seele des Lesers unwillkürlich der wehmüthige Gedanke an das trübe Geschick, das in verhängnißvoller Zeit zwei Menschen getroffen, die vor Kurzem noch in so anmuthigen Spielen der Einbildungskraft gewetteifert. Was die Verfasser dieses in seinen meisten Theilen so behaglichen Buches waren, als sie es schrieben, und was sie jetzt sind — wir sehen darin das neueste Schicksal Deutschlands abgebildet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Württembergische
Jahrbücher
für
vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.
Herausgegeben
von
dem statistisch-topographischen Bureau.

Jahrgang 1848. Erstes Heft.

Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr. — Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt.

Chronik. Allgemeine Landes-Chronik des Jahres 1848. Königliches Haus. — Bevölkerung. — Gesundheitszustand und Heilanstalten. — Bauten. — Witterung. — Naturerscheinungen. — Fruchtbarkeit und Preise der Lebensbedürfnisse. — Religiosität und Sitten. — Wissenschaften und Künste. — Oekonomischer Zustand. Landwirthschaft, Viehzucht, Gartenbau, Seidenzucht, Waldwirthschaft. — Gewerbe, Handel und Verkehr. — Wohlthätigkeit und wohlthätige Anstalten. — Unglücksfälle. — Besonderer Denkwürdigkeiten.

Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten. Die Eroberung von Achalm im Jahr 1235. Noch zwei neuentdeckten Urkunden. — Beiträge zur Geschichte und Genealogie der Herren von Aschhausen, Bebenburg, Bibra, Klingenfels, Limburg, Langenburg und Ravenstein. — Die württembergische Hagelversicherungs-Anstalt. — Ueber die Sage, daß die Bewohner der Steinlachgegend schwedischer Herkunft seyen. — Die Ergebnisse der Weinlese in Württemberg im Jahr 1848. — Die Ergebnisse der württembergischen Weinlese in dem Jahr 1848.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gützlaff's Geschichte
des
chinesischen Reiches
von den ältesten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking.
Herausgegeben von
Karl Friedrich Neumann.

gr. 8. brochirt. Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 15 Ngr.

Die Geschichte des chinesischen Reiches von dem berühmten Missionar und Sinologen enthält nicht bloß alle wichtigen Ereignisse des östlichen Asiens, sondern auch die Erfahrungen unseres ausgezeichneten Landsmannes, der zwanzig Jahre im Mittelreiche und im Umgange mit Chinesen lebte. Es ist dieses Werk gleichsam als das letzte Ergebniß seiner Studien und Erfahrungen zu betrachten. Professor Neumann hat alle chinesischen Namen nach der deutschen Aussprache umgeschrieben, wodurch künftigen Historikern und Geographen eine sichere Norm gegeben wird, woran sie sich halten können. Fürs Uebrige verweisen wir auf das Vorwort des Herausgebers und auf die Einleitung des Verfassers.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 94. Freitag den 19. April 1850.

Divitum apparatus, et gravis supellex.
Plinius secundus.

Bilder aus Erfurt.

(Fortsetzung.)

Der Inbegriff der Eigenschaften und Gebrauchszwecke dieser seltenen Wohnung wird durch die oben angedeutete Dreieinigkeit von Salon, Studierstube und Schlafzimmer noch keineswegs erschöpft, dieselbe ist vielmehr zugleich auch Garten, Gemäldegalerie und physikalisches Kabinet. — Die Gartenanlagen bestehen aus zwei verschiedenen Partien, einer natürlichen und einer künstlichen. Die erstere wird durch eine laubenartig gezogene Epheuranke gebildet, von einer wirklich überraschenden Ueppigkeit des Wuchses, wie ich ihn an dieser Pflanze anderswo nie, selbst in Heidelberg nicht, hier in Erfurt aber in vielen Häusern wahrgenommen habe. Meine künstliche Gartenpartie besteht in zwei dicken Sträußen von Papierblumen, welche, wie ich vermuthe, zum Geschlechte der Astern gehören und denen nur die Enge des Raumes schadet; auf hundert bis zweihundert Schritt Entfernung gesehen, würde ein ganz besonders scharfes Auge dazu gehören, um sie nicht für irgend ein unbekanntes Gewächs aus fremder Zone zu halten.

Das Alles will indessen wenig bedeuten neben den malerischen Schätzen, die mein Zimmer einschließt. Die eine Breitseite desselben ist mit Bildern der verschiedensten Art wie übersäet. Dem Charakter der Gegenstände nach lassen sie sich in drei Hauptgruppen bringen: patriotische, kriegerische und idyllische. Unter den patriotischen nenne ich wie billig zuerst einen Steindruck, zwar ohne Zweifel majestätische, aber nicht gerade schöne Figuren darstellend, mit der schwunghaften Unterschrift: „Preußens Königspaar.“ Als Seitenstück dazu dient der Prinz und die Prinzessin von Preußen, und die symmetrische Vermittlung zwischen den beiden bildet das saure Korporalsgesicht des Generals Wrangel. Zum Beweis, daß die ächte altpreußische Gesinnung, welche sich in der Wahl dieser Bilder ausspricht, frei ist von Engherzigkeit und Unduldsamkeit, sind den allerhöchsten Herrschaften einige französische Kriegsmänner aus der Zeit des russischen Feldzugs zu Nachbarn gegeben, deren dem höchsten Epos angehörige Situationen durch zierliche Verse zu Ehre und Preis der großen Nation erläutert werden. Von der Idylle, von der Architektur- und Landschaftsmalerei meiner Galerie will ich schweigen. Dagegen kann ich ein Genrebild nicht unerwähnt lassen, eine in Stramin gestickte Kartenschlägerin mit zwei jungen, nicht minder in Stramin gestickten Mädchen zu ihrer Seite, denen der schönste Platz unter meiner Epheulaube angewiesen ist. Das Abendmahl nach Leonardo da Vinci mag zum Schlusse vorzüglich seiner Farbenpracht wegen genannt werden, die wenigstens zwanzig Nüancen aufweist, welche der italienische Meister, der arme Mann, sicherlich niemals auf seiner Palette gehabt hat.

Ueber das physikalische Kabinet will ich der Kürze wegen mit wenigen Worten hinweggehen. Nächst einem, freilich selbstgekauften chemischen Feuerzeuge ist das beträchtlichste Stück desselben ein Miniaturthermometer, in gestickten Rahmen gefaßt, mit dessen Hülfe ich mich täglich und stündlich überzeugen kann, daß ich das Recht habe mich's frösteln zu lassen. Den Pendant des Thermometers bildet ein gleichfalls in zierliche Stickerei gefaßter Wandkalender, den ich

Digitized by Google

unbedenklich dem phyſikaliſchen Apparate beizähle. Nicht ganz ſo ſicher bin ich hinſichtlich der Claſſificirung einer Fliegenklappe, die am Thürpfoſten aufgehängt iſt. Jedenfalls iſt ſie ein äußerſt werthvolles und merkwürdiges Stück des Inventariums. Ein ſchlanker, wohlgedrechſelter Stiel, der ſich von der Handhabe an nach dem untern Ende zu in einem meiſterhaft ausgeſonnenen Verhältniſſe verjüngt und welchem ſich die edelgeformte Klappe von grünem Maroquin anſchließt, deren Rückſeite einen in Gold-, Silber- und Perlenſtickerei ausgeführten Schwan von unübertrefflicher Compoſition, Zeichnung und Farbengebung darſtellt. Welch ein Vergnügen muß es ſeyn, dieſe Fliegenklappe zu führen! Leider habe ich dieſe vierzehn Tage her vergeblich nach einer geflügelten Gelegenheit dazu geſpäht. Mit einer ſolchen Fliegenklappe in der Hand begreife ich den Kaiſer Domitian.

Von meinem Mobiliar ſchweige ich, um nicht ruhmredig zu erſcheinen. Nur das eine Hauptſtück deſſelben vergönne man mir zu erwähnen, das Bett; denn es iſt wirklich beinahe einzig in ſeiner Art in Erfurt — es hat eine Matratze und eine Steppdecke. Meiner Wirthin, der guten dienſtwilligen Frau, mußte nämlich, der Himmel weiß auf welchem Wege, ein dunkles Gerücht von Matratzen und Steppdecken zu Ohren gekommen ſeyn, und ſie trat mir ſofort nach meinem Einzuge mit dem Anerbieten entgegen, dieſe unbekannten Gegenſtände für mich ausfindig machen zu laſſen. Geſagt gethan; binnen zwei Tagen hatte ich eine Matratze, in die ich wie in einen Kuchenteig verſinke, und eine Decke, die wie ein Bett über beide Seiten des Bettes hinausſtarrt. Dieſe Verwechslung der Eigenſchaften iſt zwar einigermaßen unbequem für mich, der ihre Folgen zu tragen hat, indeſſen kann ich es nicht über mich gewinnen, die naive Eigenliebe des auf ſeine erſte Matratze und ſeine erſte Steppdecke unglaublich ſtolzen Handwerksmannes zu kränken und zugleich meine Wirthin aus der angenehmen Täuſchung zu reißen, daß ihr Gaſt der beſtgebettete Mann in Erfurt ſey. Dazu gehört in der That allerdings nicht ſehr viel. Mehrere meiner Bekannten haben ſich, um nicht gänzlich um ihre Nachtruhe gebracht zu werden, Betten von Hauſe kommen laſſen. Einer meiner Reiſegefährten, der Erfurt aus früheren Erfahrungen kannte, erzählte, daß er einem jungen Manne ſeiner Verwandtſchaft, der lange vor der Eröffnung des Parlaments hierher reiſete, den Auftrag gegeben, die für ihn gemiethete Wohnung zu unterſuchen und namentlich über die Beſchaffenheit des Bettes zu berichten. Vierzehn Tage vergehen, ohne daß der vorſichtige Miethsmann die gewünſchten Nachrichten erhält. Endlich wird er um Mitternacht ſtürmiſch aus dem Bette geklopft. In der Meinung, es gebe Feuerlärm, ſpringt er, kaum in den Schlafrock gehüllt, an die Thür. Was gibt's? fragt er beſtürzten Sinnes den Ruheſtörer. Eine telegraphiſche Depeſche, antwortet dieſer, indem er ihm ein Papier überreicht. Was kann mir der Telegraph zu melden haben? fragt ſich unſer Mann, indem er ſich den Schlaf aus den Augen reibt und nach der Brille ſucht. Endlich kommt er zum Leſen und lieſt: „Die Wohnung iſt in Ordnung, aber eine Matratze fehlt und muß mitgebracht werden.“ Die ganze Mittheilung koſtet nachträglich bloß fünf oder ſechs Thaler.

(Schluß des erſten Artikels.)

Erinnerungsblätter aus Raſtatt.

(Fortſetzung.)

Woyniczki war von mittlerer Größe und unterſetzter Statur. Seinem Kopf ſah man den ſlaviſchen Urſprung an und die gelbliche Farbe ſeines Geſichts verkündete eine Leberkrankheit, welche Vermuthung durch ſein häufig ärgerliches, galliges Weſen unterſtützt ward. Er hatte viel geſehen und gehört, ſich viel unter Menſchen von allen Ständen bewegt und ſich dadurch ein ſtets gefälliges und ſchickliches Benehmen angeeignet. In allem, was er that, ſah man den ſorgfältigen alten Soldaten. Obgleich in unſerer Caſematte ein abſcheulicher Staub und Schmutz war, ſo ſah Woyniczki doch immer aus wie aus dem Ei geſchält. Da er nur polniſch und franzöſiſch gut verſtand, ſo ſprachen wir ihm zu gefallen größtentheils letztere Sprache und er erzählte uns aus ſeinem ſehr bewegten Leben wie aus dem ſeiner Freunde die intereſſanteſten Dinge. Beim Alarm war Woyniczki immer ſchon zu Pferde vor meiner Thür, wenn ich herunter kam. Im Gefecht war er ſehr ruhig und ritt dahin, wohin man ihn ſchickte; allein niemals ſetzte er ſich unnöthig aus. Er hatte die richtige Art der Tapferkeit. Es war ſchade, daß er nicht deutſch ſprach, denn mit ſeinem Franzöſiſch kam er bei unſern Leuten nicht durch.

Sensburg, der ehemalige Redakteur des Münchner Journals „Vorwärts,“ hatte ſich durchaus dem Kriegerſtande widmen wollen und war in Raſtatt einer der Adjutanten Tiedemanns. Er hatte aber weit mehr Talent zum Profeſſor als zum Soldaten und verſah ſeinen Dienſt ſo nachläſſig, daß ich ihn einſt mit vier-und-zwanzigſtündigem Arreſt beſtrafen mußte. Früher kam ich wenig mit ihm zuſammen und betrachtete ihn als ein gänzlich überflüſſiges Anhängſel des Generalſtabs; allein in der Caſematte lernte ich ſeine vortrefflichen Eigenſchaften kennen. Obgleich Sensburg ſich zum Stichblatte der Scherze der andern

Digitized by Google

hergab, ſo geſchah dieß doch eben nur aus Gutmüthigkeit und weil er ſtets guter Laune war und andere darein zu verſetzen wußte. Seine Pedanterie — man hatte ihn „Stabspedant“ getauft — gab uns bei ſeinem damit verknüpften trockenen Humor natürlich viel zu lachen, und ſelbſt der leberkranke Woynitzki fand Geſchmack daran, wenn Sensburg des Tags dreißigmal mit großem Pathos deklamirte: „Hildebrand und ſein Sohn Hadubrand, Hadubrand, zogen ſelbander von Wuth entbrannt, wuthentbrannt, gegen die Seeſtadt Venedig“ u. ſ. w. Oder: „Zween Löwen gingen einſt einſamiglich in einem Wald ſpazoren“ u. ſ. w. — Obgleich in der Caſematte kindiſch wie ein Knabe von acht Jahren, wußte er nichtsdeſtoweniger ernſt zu ſeyn und aus ſeinen Geſprächen leuchtete tüchtige wiſſenſchaftliche Bildung hervor. — Dr. Welker, der ſeinem Vater auffallend ähnlich ſieht, war meiſtens ſehr ſchweigſam; wenn er aber ſprach, konnte er ſehr in Eifer gerathen. Wir Alle vertrugen uns vortrefflich mit ihm.

Am Morgen bot unſere Caſematte einen eigenthümlichen Anblick dar. Die mit dem Fenſter hatten wir zu unſerem Wohn- und Schlafzimmer erſehen. Die auf der bloßen Erde gemachte Streu breitete ſich durch das ganze Gemach aus und es war darin nicht ganz ſo ordentlich wie in einem anſtändigen Hundeſtall. Gewöhnlich weckte uns der Burſche mit der Frage, wer Kaffee wolle? denn die officielle Eichelbrühe kam erſt um neun Uhr und wir hatten es ſo eingerichtet, daß wir ſchon frühe für unſer Geld einen aus Kaffeebohnen und Cichorien gebrauten Trank aus der Kneipe des Forts erhielten, nebſt einer großen Anzahl von Milchbroden. Wir bezahlten die große Taſſe mit zwei Kreuzern, wofür wir allerdings keinen Mokka verlangen konnten.

Sobald wir aufſtanden, wurde die Streu an den Wänden zuſammengerückt, wobei ſich der vortreffliche Woynitzki beſonders thätig bewies und Sensburg unter dem Geſchrei »quelle poudre!« — was Staub bedeuten ſollte — in den Hof ſtieß. Griechiſch und Latein verſtand er, aber von neuern Sprachen wußte er nichts. — Dann ging es an die Toilette, die mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, da beide Caſematten nur einen Waſſerkrug und ein Waſchbecken und gar kein Handtuch beſaßen. Es ging indeſſen doch; es ging da in der Caſematte noch manches Andere, was man ſich zu Hauſe nicht hatte träumen laſſen. Der Kaffee wurde — gekaufter wie offizieller — mit großem Appetit verzehrt und dann eine Cigarre oder Pfeife geraucht, da man uns glücklicherweiſe das Rauchen nicht verboten hatte.

War es ſchön Wetter, ſo hielten wir uns meiſtens im Hofe auf. Die Einen laſen, die Andern ſpielten Schach — Wenger hatte ein Spiel aus Brod fabrizirt — oder Karten, welche die Soldaten uns verſchafft hatten. Andere gingen im Hof auf und ab, oder unterhielten ſich mit der Wache. So kam der Mittag herbei. Nach dem Eſſen wurde ungefähr daſſelbe getrieben und gegen Abend hatte Krüger — ſo hieß unſer Burſche — ſo viel als möglich Getränk und Eßwaaren herbeizuſchleppen, was er Alles ſehr geſchickt unter ſeinen Kleidern zu verbergen wußte; denn wenn auch die Wache dergleichen Contrebande ſehen durfte, ſo mußte ſie doch vor den Augen der Offiziere ſorgfältig verwahrt werden.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Monk.

Für einen unbefangenen Zuſchauer iſt das Tummeln und Sterben der Parteien, das öffentliche und geheime, ein luſtiger Anblick. Jede hofft nächſtens an's Ziel zu gelangen, und Gott weiß wie fern ſie davon noch ſeyn mögen. Als man neulich Camille Desmoulins, einen der Revolutionsmänner, wieder auf die Bühne der Porte St. Martin brachte, war es den monarchiſchen Leuten ein Gräuel, das Auftreten Robespierres von den Sozialiſten unbändig beklaſchen zu hören. Die Legitimiſten ſind ihrerſeits auf etwas verfallen, um ihre Geſinnungen an den Tag zu legen und das Publikum für ihre Partei zu erwärmen. Ihr Held war von jeher der engliſche General Monk, der Cromwells Sohn und die Republikaner bei Seite ſchob und die Reſtauration einleitete. Einen ſolchen Monk erwarteten die Legitimiſten unter Napoleon, Niemand wollte aber die bedenkliche Rolle übernehmen, bei welcher man große Gefahr lief erſchoſſen oder guillotinirt zu werden. Während der Reſtauration, welche ohne einen Monk und großentheils durch Napoleons Despotismus zu Stande gekommen war, unterließen die Legitimiſten nicht das Andenken des engliſchen Generals, welcher der Republik ein Ende gemacht, zu verherrlichen. Dieß verhinderte jedoch keineswegs den Sturz der ältern Bourbonen, und als Ludwig Philipp als König ausgerufen war, ſehnte ſich die legitimiſtiſche Partei wieder

Digitized by Google

nach einem Monk. Die Sache war jetzt vollendlicher; es kam nicht mehr darauf an einer Republik ein Ende zu machen, sondern einen König vom Throne zu vertreiben, um einen Prätendenten darauf zu setzen. Es vergingen siebzehn Jahre; im achtzehnten wurde nun zwar Ludwig Philipp vertrieben, aber eine Republik, und zwar eine recht arge wurde eingeführt, und die Legitimisten sahen ihr Ziel ihren Augen weiter als je entrückt. Seitdem aber die Republikaner, welche Anfangs das Ruder führten, kläglich zu Fall gekommen sind, und man für gut befunden, manche Beamte aus der monarchischen Zeit wieder herbeizuziehen, denkt die legitimistische Partei wieder an einen Monk und meint Frankreich befinde sich jetzt ungefähr in derselben Lage, wie England unter dem Protektorat des Sohnes Cromwells, das heißt unter einem schwachen Oberhaupte, das die Parteien nicht zu bändigen im Stande wäre, wenn sie einmal wieder auf einander losschlügen und das Land in Aufruhr geriethe. Sie denken, bei so bewandten Umständen, und da sich doch Jedermann nach größerer Sicherheit und bessern Aussichten in die Zukunft sehne, werde man die alte Staatsverfassung ziemlich leicht wieder einführen können, und es brauche dazu nur eines Monk. Um diesen nun desto eher hervorzulocken, haben sie ihn einstweilen auf der Bühne vorgezeigt, um bei den Zuschauern den Wunsch zu wecken, den Helden sobald als möglich in Fleisch und Blut zu sehen. Zwei Theater haben einen Monk gebracht, und es heißt, einige weitere sollen dem Beispiel folgen, und da den Theaterdirektoren alle Helden gleich sind, wenn sie der Theaterkasse Geld eintragen, so haben sie ohne Anstand auch die Monks aufgenommen, wohl wissend, daß das Publikum schon aus Oppositionsgeist gern etwas beklatscht, was den Machthabern nicht gefällt, und weil die rothe Partei sich bei den ordnungsliebenden und etwas besitzenden Franzosen verhaßt gemacht hat, so waren diese sehr bereit einem Manne auf der Bühne zu huldigen, der eine Republik gestürzt hat. Am gehörigen Gegengewicht von republikanischen und socialistischen Dramen fehlt es keineswegs.

(Schluß folgt.)

Aus Schlesien, März.

(Schluß.)

Auswanderung. — Staatspresse. — Theater.

An die Stelle des vertrauensvollen Blicks in die Zukunft ist bei allen wahren Patrioten ein großes Mißtrauen oder vielmehr eine Apathie getreten, welche die Wahlen zu dem Erfurter Reichstage nicht zu verschenchen vermochten, während die angenommenen königlichen Vorlagen vom 7. Januar d. J. das Zutrauen nicht erhöht haben. Dieß erzeugt Ueberdruß an den verzwickten Staatszuständen, und hunderttausende europamüde Preußen sehnen sich aus ihnen heraus, während tausende ernstliche Anstalten zur Auswanderung treffen. So hat sich in Breslau ein Auswanderungsverein gebildet, der zunächst den Zweck hat, die vortheilhaftesten Landesverhältnisse für die Colonisation auszumitteln. Eine ansehnliche Gesellschaft bemittelter Handwerker, welche allein ein ganzes Schiff in Anspruch nimmt, hat sich für Texas entschieden und wird nächstens die Anker lichten. Bei den fortdauernden zahlreichen Meldungen ist es wahrscheinlich, daß im September ein zweites Schiff nachfolgen wird. Andererseits rechnen sich die sehnsuchtsvollen Blicke Auswanderungslustiger nach der Republik Süd-Chile, nach Valdivia, wo die Herrn Kintermann und Reneuse für Deutsche ein Colonisationsprojekt zu realisiren suchen, auf welches die allgemeine Auswanderungsgesellschaft in Stuttgart bereits eingegangen ist, so daß im Laufe dieses Jahres wohl tausend Köpfe nach dem chilesischen Neu-Deutschland auswandern werden. Die persönliche Anwesenheit des dortigen Ländereibesitzers Kintermann in Breslau und die vielseitig von ihm ertheilte ungeschminkte Auskunft über Valdivia erregten schon im Spätsommer des vorigen Jahres viele Aufmerksamkeit und Theilnahme im Publikum. Verschiedene Zeitungen brachten diese Originalmittheilungen zu allgemeinerer Kenntniß, eben so zwei kleine Schriften: „Die Auswanderung nach Amerika," und „die deutsche Nationalkolonisation in Süd-Chile," und die letzteren Schilderungen dieses Landes, seine überwiegenden Vortheile gegen andere Ansiedlungspunkte, werden ihm auch aus Schlesien tausende von Auswanderern zuwenden.

Die Schwierigkeiten werden fortwährend in Anspruch genommen durch Anklagen auf verschiedene Anstrafe wegen irgend einer Betheiligung an der allen Steuerverweigerungsgeschichte und auf Majestätsbeleidigung aus den stürmischen Novembertagen Preußens im Jahr 1848. Wenn es mich nachsüchtig ausstreift, die Handlungen und Aeußerungen Einzelner aus jener so der wegten Zeit, über die längst Gras gewachsen, vor das gesetzliche Forum zu ziehen, so ist es gewiß kein Zeichen einer klugen innern Politik. Es verbreitet leider eine Art von Spionenwesen in immer engeren Kreisen, untergräbt das Vertrauen und öffnet der boshaften und feilen Denunciation Thor und Thür. Erst kürzlich kam in Oberschlesien der Fall vor, daß ein Zeuge seine falsche Aussage beschwor, in der er mit vier Thalern bestochen worden war; doch gleich darauf trieb ihn das Gewissen, den Meineid zu entdecken. Glücklicherweise offenbart sich ziemlich häufig ein verstümmter Sinn unter unsern Geschworenen bei den Anklagen, welche aus dem unglücklichen November datiren, wo die Ansichten über den wahren Rechtsboden so schwankend und die individuelle Aufregung so allgemein und natürlich war. Mein wird das Nichtschuldig unter dem Beifall des Publikums ausgesprochen, aber die Staatsanwaltschaft wird nicht müde, immer wieder neue Anklagen der Art vor die Schranken zu bringen.

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. — Von den ernsten Ereignissen und finster drohenden Symptomen der Zeit geht ich schnell zum Theater über. — Bekanntlich war das Breslauer Stadttheater in früherer Zeit eine der bedeutendsten dramatischen Kunstschulen, welche sich, stets auf eigene Mittel beschränkt, selbst unter dem schweren Drucke der französischen Kriege aufrecht zu erhalten wußte, was Städten von ähnlicher Bedeutung nicht gelang. Allein im großen Sturmjahr 1848 war jeder Sinn so ausschließlich dem politischen Gebiete zugewandt, daß das Theater, mit seiner Existenz allein auf die Theilnahme des Publikums angewiesen, für das öffentliche Leben ein völlig überflüssiges Beiwerk geworden schien. Die auf den Straßen herrschende republikanische Wirthschaft mußte in gewissem Sinne auch auf die Theaterverwaltung übergehen; das heißt, man spielte unter einem gewählten Ausschusse auf Theilung, da der Theaterpächter bei der Verworrenheit der Zustände sich nicht mehr die normalmäßige Gegenzahlung zu leisten getraute. Merkwürdigerweise hatte in der Preving die allerdings recht brave Schauspielergesellschaft von Heinisch dieß nicht einmal nöthig, während diese Maßregel ambulanten Provinzialbühnen sonst auch in ruhigern Zeiten vom Schicksal geboten wird. Im vorigen Jahre haben sich indeß die Breslauer Theaterzustände wieder auf's erfreulichste gehoben, so daß sie an die besten Kunstepochen erinnern. Es kann der Direktion die Anerkennung nicht versagt werden, daß sie die bedeutendsten Anstrengungen mit Erfolg gemacht hat, um ein vollständiges und tüchtiges Personal herzustellen, und daß sie in rascher Vorführung brauchenswerther Neuigkeiten andern Theatern rühmlichst vorangeht. Im verflossenen Jahre ist die Breslauer Bühne darin nur vom Hamburger Thaliatheater übertroffen worden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 95. Sonnabend den 20. April 1850.

— Non ego te meis
Chartis inornatum silebo,
Totve tuos patiar labores
Impune — carpere lividos
Obliviones.

Horat:

Vergessene Heroen der deutschen Literaturgeschichte.

Seit einigen Jahrzehnden haben so viel tausend fleißige Hände auf dem Boden der deutschen Literaturgeschichte gepflügt und gegraben, daß man meinen sollte, es gäbe da keinen Raum, auch nur von wenigen Ellen im Geviert, der nicht längst umgebrochen sey. Und trotzdem will ich den Leser zu einer Stelle führen, die noch immer der ersten Umrodung harrt, ja wie ein dunkler Urwald in so viel geklärtes Land hineinragt. Da begegnet uns im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts die imponirende Gestalt eines Niedersachsen, der fast wie Winkelmann und Lessing mit zweischneidigem Schwerte dreinschlug, um einer freieren, geläuterteren Kunstauffassung Bahn zu brechen, ein Kunstschriftsteller ersten Ranges, der Hamburgische Kapellmeister und Gesandtschaftssekretär Mattheson. Wo steht sein Name in den Geschichtsbüchern unserer Literatur verzeichnet? Hätte er statt über Geschichte und Theorie der Musik über bildende Kunst oder Poesie geschrieben, so würde jeder Gymnasiast von ihm zu reden wissen. So hat er ja bloß die Kunst des reinen Tonsatzes von den Fesseln veralteter Satzungen befreit, so hat er nur die Fackel einer universellen Wissenschaftlichkeit den im Handwerk verstockten Musikern angezündet! Darum feierte man ihn nur in der Geschichte der Musik. In gleicher Engherzigkeit dürfte das Standbild Winkelmanns auch nur in den Geschichtsbüchern der bildenden Kunst, nicht der Nationalliteratur aufgestellt werden.

Es handelt sich aber nicht bloß um diesen einzelnen Mann — obgleich der Trefflichste — sondern um eine ganze Reihe musikalischer Geschichtschreiber und Aesthetiker, an welchen unsere Literaturgeschichte die Sünde des Vergessens zu sühnen hat. Diese Männer wirkten damals in der umfassendsten Weise auf die literarische Gesammtentwicklung der Nation. Das mag uns freilich wie ein Märchen klingen, wenn wir die Dürftigkeit und Machtlosigkeit der heutigen musikalischen Schriftstellerei dagegen halten. Es waren ehrenfeste, derbe Männer, welche und inmitten des Gottsched'schen Zeitalters die Kehrseite des Gottsched'schen Zopfes zeigen.

Wenn man den in unsern Geschichtsbüchern noch gar nicht taxirten Einfluß dieser merkwürdigen musikalischen Literatoren ermessen will, dann stelle man sich nur einmal auf den rein buchhändlerischen Standpunkt. In jener Zeit, welche kaum den zehnten Theil unserer heutigen Bücherproduktion auf die Messen brachte, erschienen gewiß doppelt so viele musikalische Literaturwerke als heutzutage. Erwägt man dabei, daß viele dieser Schriften eine dritte und vierte Auflage erlebten, so läßt das auf eine im Verhältniß wenigstens um das Hundertfache überragende Thätigkeit der Schriftsteller und ein im selben Grade höheres Interesse des Publikums schließen. Dieser eine Punkt schon muß den literarischen Forscher stutzig machen.*

* Als ein Zeugniß, wie wenig heutzutage dagegen die Buchhändler über den antiquarischen Werth jener Werke im Klaren sind, möge folgende Thatsache dienen. Der Verfasser dieses Artikels ließ vor einiger Zeit Umfrage halten im deutschen Buchhandel, ob noch ein Exemplar von Mattheſons „vollkommenem

Digitized by Google

Die Muſik iſt nicht nur in bahnbrechenden Kunſtſchöpfungen vorangegangen, die Stricke des Zopfes zu zerreißen, ſie hat nicht bloß in Händel und Bach die Propheten aufgeſtellt, welche verkündigten, daß die Zeit einer freien, tiefſinnigen Genialität, eines nationalen Aufſchwungs des deutſchen Künſtlergeiſtes nahe herangekommen ſey: ſie hat auch zuallererſt ihre Theoretiker und Geſchichtsforſcher als rechte Bußprediger in die Welt geſchickt, den kommenden Erlöſern der Kunſtwiſſenſchaft die Stege zu ebnen. Oder was iſt es anders, wenn der alte Mattheſon ſchon im Jahre 1739 lehrt, daß die Muſik „eine Zuchtlehre“ ſey, wenn er in einer Zeit, wo die frivolſten Auffaſſungen über Zweck und Weſen der Kunſt gäng und gäbe waren, dieſelbe im großartigſten Sinne von ihrer ethiſchen Seite faßt, und dem nüchternen franzöſiſchen Claſſicismus der damaligen Literaturfürſten zum Trotz auf die tiefſeren hiſtoriſchen Wurzeln der Kunſt dringt und zum umfaſſenden Studium ihrer Geſchichte ermahnt? Da man die Kunſt noch als ein Ding „zur Beluſtigung des Verſtandes und Witzes“ bezeichnen mochte, ſprach er — der Kapellmeiſter und Geſandtſchaftsſekretär — von ihrer politiſchen Wichtigkeit, von ihrer ſtaatsmänniſchen Bedeutung, und verwies dabei auf Griechenland. Es iſt derſelbe Mann, welcher in jenen Tagen der Kunſtbarbarei den Muſiker, der edle und einfache Melodien ſchaffen will, zum Studium der antiken Plaſtik auffordert. Die muſikaliſche Kunſtwiſſenſchaft war viel früher deutſch als die Literatur; es iſt bedeutungsvoll, daß eines der Hauptwerke Matthesons den Titel führt: „der muſikaliſche Patriot.“ — Dieß Alles dürfte wohl verlocken, einen genaueren Blick auf einen ſolchen Mann und auf die Gruppe ſeiner Genoſſen zu werfen.

Mattheſon war ein Gelehrter, der an ſtaunenswerther Arbeitskraft und Vielſeitigkeit der Geiſtesbildung den Univerſalgenies jener Zeit, einem Leibnitz und Haller ſich anreiht; eine Originalfigur, bei der es Einen Wunder nimmt, daß ſie noch nicht in irgend einem biographiſchen Romane umgeht: Opernſänger, Kapellmeiſter, Organiſt, Diplomat, Juriſt, Hofmann, ein Kenner des Alterthums, in den neuern Sprachen zu Hauſe, ein gründlicher muſikaliſcher Theoretiker und Geſchichtsforſcher, auch Componiſt, dazu in allen Leibesübungen wohl erfahren und namentlich ein trefflicher Fechter. Als Muſiker begann er, um dann zur Rechtsgelehrſamkeit überzugehen, als Edelknabe des Vicekönigs von Norwegen, Grafen von Güldenlöw, das Hofleben kennen zu lernen und ſpäter als Muſiker, Schriftſteller und Geſandtſchaftsſekretär der Kunſt, der Literatur und der Politik zu dienen. — Man wäre faſt verſucht, dieſe in den verſchiedenſten Wirkungskreiſen ſchöpferiſche Kraftnatur mit Rubens zu vergleichen, wenn ſich nicht bei Mattheſon die friſche Originalität und Keckheit genialer Zeugungskraft nicht ſowohl, wie bei Jenem, in künſtleriſchen Gebilden, ſondern vielmehr in Werken der Theorie und Forſchung offenbart hätte. Durch ein allmählig in völlige Taubheit übergegangenes Gehörübel wurde er von der praktiſchen Muſik zur Schriftſtellerei getrieben.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungsblätter aus Raſtatt.

(Fortſetzung.)

Dieſe Beſuche der Offiziere waren, beſonders in der erſten Zeit, in den Nachmittagsſtunden unſere Ergötzlichkeit und unſere Plage. Obgleich es auch unter den Offizieren ſehr viele gebildete und anſtändige Leute gibt, ſo beſuchten uns doch auch eine große Menge ungeſchliffener Herrn, die ſich zur Verdauung das Vergnügen machten, uns anzugaffen und zu verhöhnen. Als einſt der Kommandant, Major v. Welzien, uns beſuchte, kamen mit ihm einige junge Herren der letztgenannten Art. Als zwei Offiziere von den Küraſſieren meinen Namen hörten, ſagte der Eine: „Armer Schmettlow, mit dem hat er reiſen müſſen!“ Der andere fuhr fort: „Schickt ihm ſechs Flaſchen Champagner! Welche Frechheit! Nun, ſie ſind doch zurückgeſchickt worden.“ — Ein Herr v. J****, ein Lieutenant bei der Infanterie, fragte im gewöhnlichen Lieutenantston: „Sind Offizier geweſen?“ Als ich es bejahte, ſpukte der Held vor mir aus und drehte mir den Rücken. Die Küraſſieroffiziere bemerkten, daß wir deutſche Kokarden an den Mützen trugen, und verlangten, wir ſollten ſie herunterreißen; allein Welzien verwies es ihnen, und ich bemerkte, daß die preußiſchen Soldaten ja dieſelbe Kokarde an ihren Helmen tragen.

Herr v. Welzien war das perſonifizirte Preußenthum, allein ſonſt ein in jeder Beziehung höchſt achtungswerther Mann, der ſich jedoch in Baden viele Feinde gemacht hat. Er ſagte zu uns unter anderem: „Wenn es auf mich ankäme, würden Sie natürlich Alle todtgeſchoſſen; allein Sie ſind einmal Kriegsgefangene und als ſolche ſollen Sie anſtändig behandelt werden.“ Er ſelbſt hat ſich gegen uns nie ein kränkendes Wort erlaubt. Dafür hielt er aber unſern

---

Kapellmeiſter“ in der Ausgabe von 1739 zu haben ſey. Es wurden ihm darauf zwei Exemplare zum Kauf angeboten. Der eine Buchhändler verlangte für dieſes große Hauptwerk der muſikaliſchen Literatur zwei Louisdor, der andere — einen Thaler!

Digitized by Google

Leuten in den Forts ſtundenlange Predigten — wirkliche fromme Predigten — in welchen ihre Anführer ſehr ſchlecht traktirt wurden. — Als die inſultirenden Beſucher zu häufig kamen, beſchwerte ich mich, und die Beſuche bei uns wurden unterſagt.

Sobald es finſter wurde, ſchloß man uns in unſere Caſematten ein und Jeder bereitete ſich ſein Lager ſo gut es gehen wollte. Wir blieben aber unter allerlei Geſprächen noch lange wach, oder wir ſangen und trieben allerlei Poſſen, bis wir müde waren.

Unſer idylliſches Caſemattenglück ſollte indeſſen nicht lange währen; es traf uns „ein Blitz aus heiterer Bläue," der beinahe unſern Humor zerſchmettert hätte. Eines Mittags ſaßen wir, „keines Ueberfalls gewärtig," ganz gemüthlich bei unſerem Mittageſſen, als wir den Befehl erhielten, alle unſere Sachen zuſammenzupacken; wir ſollten, hieß es, in ein beſſeres Lokal gebracht werden. Wir gingen arglos in die Falle und packten. — Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß ich durch den Kommandanten meinen Nachtſack wiedererhalten, in dem jedoch viele Dinge fehlten, namentlich alle Papiere, Bücher, Landkarten und dergleichen. Die andern hatten ihre Effekten beim Ausmarſch zum Theil bei ſich gehabt, zum Theil ſpäter bekommen.

Als wir aus dem kleinen Hof heraus traten, wurden wir rechts auf die Berme geführt. Dieſe Berme iſt ein zwanzig Schritt breiter Abſatz des Walles, auf der hintern Seite von dieſem, auf der vordern von der ſchon erwähnten, mit Schießſcharten verſehenen Mauer begrenzt, welche auf dem Rand der Escarpe ſteht. Wir ſanden daſelbſt eine Menge preußiſcher Offiziere, Unteroffiziere, Gensdarmen und Polizißten, zuſammen gewiß über achtzig Perſonen, deren Anblick uns nichts Gutes verkündete. Wir mußten uns nun, jeder drei Schritt vom andern, in einer Reihe aufſtellen und unſere ſämmtlichen Effekten vor uns niederlegen. Zu jedem wurde ſofort ein Unteroffizier geſtellt; die übrigen, von denen viele Stöcke in der Hand trugen, vertheilten ſich vor der Front unſerer Linie. Alsbald wurde uns der Befehl ertheilt unſere Sachen auszupacken, damit ſie Stück für Stück von den Unteroffizieren unter Beiſtand der darin geübteren Gensdarmen unterſucht würden.

Als ein Kuirps von Oberlieutenant meinen Namen hörte, rief er: „Ahha! iſt das der Burſche?" kam auf mich zu und widmete ſich ganz beſonders meiner Unterſuchung. Was wir an Geld, Uhren, Ringen, Meſſern, Scheeren, Papiere und Büchern beſaßen, wurde uns abgenommen. Der Unteroffizier, der meine Sachen unterſuchte, verfuhr ſehr human und ich hätte im Vergleich zu meinen Kameraden ſehr zufrieden ſeyn können, wenn nicht jener ſchwarzweiße Satan von Lieutenant dazu gekommen wäre. Ich mußte mich nun von Kopf bis zu Fuß entkleiden. Der Lieutenant unterſuchte meine Stiefeln und meine Beinkleider, das Futter meiner Mütze und den Kragen meines Rocks, ja ſogar die breiten Nähte meiner hirſchledernen Reitunterhoſen, die ich ausziehen mußte, wurden von ihm auf's allergenaueſte beſehen, als wäre er ein Seckler. Ich ſtand nun im Hemde auf der grünen Wieſe und meinte, es ſey nichts mehr an mir abzuſchälen; aber ich irrte mich, auch das Hemd mußte herunter. Um den Hals trug ich an einer Schnur eine kleine ſilberne Medaille zum Andenken an eine liebe Freundin, welche ſie früher getragen und ſie mir in dem frommen Glauben umgehängt hatte, daß mich dieſes geweihte Amulet gegen die Kugeln ſchützen werde. Auch dieſes entging der Aufmerkſamkeit des Satans nicht; allein ich behielt es doch durch Vermittlung des Unteroffiziers, der ſich ſeines Geſchäftes aufrichtig zu ſchämen ſchien. Der Lieutenant ſtand vor mir mit giftigem, ſchadenfrohem Geſicht; allein mein Zorn, der mich Anfangs zu erwürgen drohte, war ſchon vorüber; ich verlor kein Wort an ihn.

Eine badiſche Commiſſion ging nun von einem zum andern und unterſuchte, ob die Kleidungsſtücke nicht aus ärariſchem Tuch gemacht ſeyen. Ich hatte mir in Mannheim Uniform, Rock und Beinkleider, für mein Geld machen laſſen; ſie waren von ganz feinem Tuch, wurden aber dennoch für ärariſch erkannt. Da ich meine Civilkleider verſchenkt hatte und man mir alle Militärkleider nahm, ſtand ich nun da in Hemd und Unterhoſen. Andern war es noch ſchlimmer gegangen. Man hatte ihnen die Sporen von den Stiefeln und die Epaulettenhalter von den Schultern geriſſen. Unter den Commiſſären befand ſich ein junger Mann, den ich ſchon geſehen und geſprochen hatte, ohne daß ich mich erinnerte wo. Er ſchien mich auch zu kennen, und als er mich in ſo lächerlichem Aufzuge daſtehen ſah, verſchaffte er mir einen meiner Röcke, der nun durch ſeine Vermittlung für nicht ärariſch erklärt wurde. Wenn einige von uns bei Wegnahme ihrer Kleidungsſtücke äußerten, ſie haben ſich dieſelben für ihr Geld und nicht von ärariſchem Tuch machen laſſen, ſo antwortete man ihnen: „Ja, aber das Geld war ärariſch."

Mein Generalſtab in Hemd und Unterhoſen machte einen ſehr trübſeligen Eindruck. Allein man wollte uns wenigſtens nicht nackt laſſen, und ſo führte man uns an einen Haufen alter, abgelegter Soldatenkleider und hieß uns darunter wählen. Unterdeſſen hatte man das Geld, die Uhren, Ringe jedes Einzelnen in ein Papier gewickelt, zugeſiegelt und mit dem Namen des ehemaligen Eigenthümers verſehen. Es hieß,

Digitized by Google

diese Dinge sollten uns zurückgestellt werden. Man gab uns auch einige Kreuzer Geld; einige erhielten dreißig Kreuzer, andere gar einen Gulden bis einen Thaler; ich war einer dieser Glücklichen.

Das Anpassen der alten Kleidungsstücke hatte große Schwierigkeiten; die Lumpen, welche man uns anbot, waren so zerrissen, schmutzig und ekelhaft, daß es sehr dringender Nöthigung bedurfte, ehe sich Jemand herbeiließ sie nur anzufassen, geschweige anzuziehen. Ich für meine Person entschloß mich nicht dazu, da ich noch einigermaßen bekleidet war, allein andere mußten wohl, wenn sie nicht in bloßen Beinen umherlaufen wollten. Der dicke Oberst Knoll konnte aber durchaus keine Beinkleider finden, welche für seinen Körper paßten. Zitternd vor Aufregung, probirte er ein Paar nach dem andern, und trotz allen guten Willens wollte es nicht gelingen. Dabei protestirte er laut gegen ein solches Verfahren und sagte, er sey bei Türken, Arabern und Beduinen gewesen, habe aber nie gehört, daß Kriegsgefangene so behandelt werden. „Was der Kerl für Löcher in die Beine hat!“ äußerte ein Unteroffizier, als er bei den Ankleideversuchen den mit Narben bedeckten Körper des alten Mannes sah. „Mein Freund,“ antwortete Knoll, „diese Wunden habe ich für die deutsche Freiheit erhalten.“

(Schluß des Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Schluß.)

Theater. — Zwerge.

Die Napoleonisten haben ihrerseits den Cirque national, der ihnen die Siege aus der Kaiserzeit auf's glänzendste vor Augen führt. Nur die Orleanisten haben, so viel mir bekannt, noch keine Stücke im Sinn ihrer Partei, vielleicht aber bereiten sie eben welche vor. Aber leider oder zum Glück bewirken Schauspiele keine Staatsumwälzung. Die Alten Bourbonen ließen unter der Restauration manches royalistische Stück spielen, worin die Hingebung für den König nicht minder gepriesen wurde als die fürs Vaterland; wer hat sich aber derselben erinnert oder ist durch dieselben begeistert worden in der Stunde der Gefahr, als der Thron umgestürzt wurde? — Pompard, der vor einigen Jahren mit seiner Lucretia großes Aufsehen erregt und dafür den großen Preis von der Académie française erhalten, später aber mit einer Agnès v. Meran nicht viel Glück gemacht hat, hielt den Zeitpunkt für günstig, um ein dramatisches Gemälde aus der Schreckenszeit zu entwerfen und den Parisern die Dantons, Marats und andere Schufale aus der ersten Revolution vorzuführen. Die Zweckmäßigkeit der Wahl des Stoffes zugegeben, hat sich der Dichter in der Behandlung offenbar vergriffen, indem er sich auf einen gar zu hohen historischen Standpunkt stellte und darüber das versäumte, was zugleich das Recht und die Pflicht des Dramatikers ist. Wenn er sich gegen die Greuel der Schreckenszeit ganz gleichgültig verhält, so erscheint ihm dieß ohne Zweifel als hohe Unparteilichkeit; aber gerade die Abwesenheit der Nemesis bezeichnet die Kritik mit Recht als den größten Mangel seines Stücks. Man geht nach der Vorstellung seiner Charlotte Corday mit dem Gefühl davon, daß man die furchtbar dastehen Männer der Schreckenszeit hat reden hören und handeln sehen, wie sie vielleicht geredet und gehandelt haben; aber einen sittlichen Eindruck erhält man nicht. Marat ist ein Bösewicht, Charlotte Corday eine begeisterte Republikanerin; ob sie wohl oder übel daran gethan, zur Mörderin des Scheusals zu werden, darum bekümmert sich der Dichter gar nicht. — Großes Aufsehen erregte verflossenen Sonnabend das erste Auftreten Lamartines als Theaterdichter mit seinem Schauspiel „Toussaint l'Ouverture,“ ebenfalls eine historische Figur, die unter Bonaparteei Consulat in einer Festung Frankreichs die zu St. Domingo begonnene Laufbahn grendet hat. Lamartine thut was er kann, um seinen Zeitgenossen im Gedächtniß zu bleiben.

Es sieht aus wie eine Parodie auf die vielen historischen Theaterstücke, daß sich gegenwärtig ein Zwerg und eine Zwergin für Geld sehen lassen, die den Namen Prinz und Prinzessin Kolibri angenommen haben. Bekanntlich machte vor einigen Jahren ein amerikanischer Zwerg mit dem Namen Tom Power oder Daumling viel Glück hier, oder vielmehr er bereicherte den Spekulanten, der den armen Zwerg seinen Eltern abgekauft hatte und mit demselben die Welt durchreiste. Es waren früher schon oft Zwerge gezeigt worden; aber jener Spekulant war der erste, der seinen Zwerg sehr stattlich ausstaffirte, ihm einen kleinen Wagen und kleine Bedienten gab und ihn den vornehmen Herrn spielen ließ. Das jetzige Zwergenpaar ist ganz in diesem Styl aufgeputzt. Täglich fährt das Wägelchen mit den kleinen Bedienten in Paris umher und dient als Ankündigung des Schauspiels. Dem Unternehmer gefiel es, sie Prinz und Prinzessin Kolibri zu tituliren; alsbald aber trat ein Nebenbuhler auf, der auch einen Zwerg zu zeigen hat, den er Admiral Tromp nennt, vermuthlich weil der Zwerg ein Holländer ist. Da er nun weniger Zuspruch hat als der andere, weil er keine Zwergin besitzt, so prozessirt er mit jenem und behauptet, man habe ihm den Namen Kolibri gestohlen, und der angebliche Prinz Kolibri, oder vielmehr sein Führer, sey ein Usurpator. Dieser habe seinem Zwerg einen Namen beigelegt, der dem seinigen nach einer Vorstellung von den Zuschauern feierlich ertheilt worden sey. Der Prozeß soll in diesen Tagen vor Gericht kommen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 96. Montag den 22. April 1850.

Seltsam durcheinander gleiten
In der alten Reichsstadt Räumen
Junges Leben, alte Zeiten,
Mitzuleben, nachzuträumen.
Karl Mayer.

Bilder aus Erfurt.

II. Die Stadt.

Schön und wohnlich kann man Erfurt nicht gerade nennen, gleichwohl könnte ich nicht sagen, daß mir die Stadt mißfiele. Frage ich mich indessen, was mir denn eigentlich an Erfurt gefällt, so vermag ich gewissenhafterweise keine andere Antwort zu finden, als die Spuren einer langen Geschichte und die Trümmer alter Pracht. So sind wir nun einmal gemacht, wir Söhne eines Zeitalters, das von gestern datirt, wir Handlanger am Bau einer neuen Welt, daß wir die Bruchstücke der grauen Vergangenheit dennoch mit einer Art Ehrfurcht, ja mit Vorliebe betrachten, obgleich unser ganzes Thun und Treiben darauf hinaus geht, diese ehrwürdigen Ruinen vollends dem Boden gleich zu machen.

Der weite Umfang der Mauern Erfurts scheint zu beweisen, daß es keine Uebertreibung ist, wenn die Chronisten des sechzehnten Jahrhunderts der Stadt eine Bevölkerung von 80,000 Menschen zuschreiben. Heute ist nicht viel mehr als der dritte Theil dieser Zahl übrig geblieben. Vor vierzig Jahren war Erfurt vollends verödet, und erst seitdem Preußen die Stadt aus den Händen der Franzosen, welche sie bekanntlich von 1806 bis 1813 fortwährend inne hatten, zum zweitenmal übernahm, ist sie wieder emporgekommen, eben so wie Köln, welches gleichfalls völlig zu Grunde gerichtet aus dem napoleonischen Regimente unter das preußische kam. Erfurt ist jedoch dankbarer als Köln und heutzutage eine der loyalsten Städte des Königreichs.

Wenn die Zahl der Kirchen entscheidet, so ist Erfurt nächstdem auch die gottesfürchtigste Stadt nicht bloß in Preußen, sondern in der ganzen deutschen Christenheit. Jedes Jahrhundert der zweiten Hälfte des Mittelalters hat Erfurt mit drei, vier oder fünf Gotteshäusern beschenkt, die großentheils zu den schönsten gothischen Bauwerken gehören, die nächst den Domen zu Freiburg, Köln und Regensburg in Deutschland zu finden seyn mögen. In einigen Vierteln der Stadt sind die Kirchen so gehäuft, daß Gesang und Orgelspiel in der einen die Predigt in einer oder zwei andern nothwendig stören muß. Nirgends in der Welt — und ich war in manchem frommen Lande — habe ich so viel singen und orgeln und sonst geistlich musiziren hören als hier in Erfurt. Morgens um sieben Uhr weckt mich das Geläut der Kirche, neben welcher ich wohne — alle Erfurter wohnen neben einer Kirche — und unmittelbar nachher beginnt eine Choralmusik, welche mit ganz kurzen Unterbrechungen bis gegen Sonnenuntergang währt. Und wohl gemerkt, meine Nachbarin Kirche ist eine Protestantin.

Für die schönste der Erfurter Kirchen gilt der Dom, ob mit Recht, will ich nicht entscheiden. Gewiß aber ist, daß der Erfurter Dom nur hundert oder zweihundert Meilen jenseits unserer Grenzen liegen dürfte, um in ganz Deutschland eben so berühmt zu seyn, wie er jetzt unbekannt und unbeachtet ist. Die Lage des Doms ist prachtvoll. Der unermeßliche Friedrich-Wilhelmsplatz, die Brandstätte von dreihundert Häusern, die bei der letzten Belagerung Erfurts eingeäschert worden, wird auf der einen Langseite durch eine Anhöhe geschlossen, auf welcher die Citadelle, die Severikirche und der Dom der Reihe nach neben

Digitized by Google

einander liegen. Das Schiff des Doms ruht auf dem Hügel, der dem Platze zugekehrte Chor aber auf einem rieſenhaften Unterbau, der künſtlichen Fortſetzung der Anhöhe. Von dem Platze aus angeſehen, macht dieſer Doppelbau einen wahrhaft imponirenden Eindruck. Steigt man die lange und breite Stufenreihe hinan, welche zum Fuße der Kirche emporführet, ſo gelangt man auf eine Terraſſe mit ſteinernem Geländer, welche den Dom beinahe rings umgibt, und nach der einen Seite die Ausſicht auf die Stadt mit ihren zahlloſen Thürmen, auf zwei andern Seiten die Ausſicht auf eine Landſchaft gewährt, die durch den waldigen Rücken des Steigers begrenzt wird. Nach der vierten Seite hin iſt die Ausſicht durch die allzunah gelegene Severikirche verſperrt.

Die Architektur des Doms iſt reich und mannigfaltig, vielleicht ein wenig gar zu mannigfaltig, denn das Gebäude rührt aus ſehr verſchiedenen Jahrhunderten her, und es fehlt ihm neben der Einheit des Styls auch die Einheit des Plans. Unter den künſtleriſchen und geſchichtlichen Merkwürdigkeiten, welche der Dom aus den Stürmen der Zeit gerettet, die mehrmals ſehr ſcharf durch ſeine Räume hindurchgeweht haben, mag hier das Grabmal des Grafen Ludwig von Gleichen genannt werden, der in allen deutſchen Landen bekannt iſt durch die Sage von ſeiner Doppelehe mit der thüringiſchen Edelfrau und der ſaracenſchen Emirstochter. Die ſpitzfindige Kritik mag dieſe rührendſte von allen Ueberlieferungen aus der ſagenreichen Zeit der Kreuzfahrer an noch ſo vielen Enden anbohren, ich laſſe ſie mir nicht ſtreitig machen; ich glaube an den Grafen von Gleichen und ſeine beiden Weiber wenigſtens eben ſo feſt wie an hundert Dinge, die in ehrwürdigen Büchern zu leſen ſind. Einige Stunden von hier liegen die Schlöſſer Gleichen, in deren einem mir vor Zeiten als wanderndem Studioſus das Ehebett gezeigt wurde, in welchem der Graf mit ſeinen beiden Frauen ſchlief, und ich kann verſichern, daß mir bei dieſem Anblick alles andere näher war als arge Gedanken.

Die große Zahl der andern merkwürdigen Bauwerke Erfurts übergehe ich mit Stillſchweigen, obgleich manche derſelben, zum Beiſpiel das in ſchwerem, prächtigem Rococoſtyl aufgeführte Regierungsgebäude, in deſſen großartigem Hauptſaale die Eröffnung des Parlaments ſtattfand, einen ſehr dankbaren Stoff der Beſchreibung darböten. Dagegen kann ich das berühmte „Fauſtäschchen“ nicht unerwähnt laſſen, berühmt dadurch, daß der große Doktor, deſſen Namen es trägt, im Jahre 1448 mit einem vierſpännigen Fuder Heu hindurchfuhr. Man wird ſich einen Begriff von der Schwierigkeit dieſes Unternehmens machen, wenn man erfährt, daß vor kurzer Zeit ein etwas wohlbeleibter Regimentsarzt, der den kürzeſten Weg machen wollte, um einem tödtlich Beſchädigten Hülfe zu bringen, daß beſagter Regimentsarzt im Fauſtgäßchen dergeſtalt ſtecken blieb, daß er weder vornoch rückwärts kommen konnte, und endlich nur mit fremder Hülfe durch mühſeliges Schieben und Zerren aus dem gefährlichen Engpaſſe herausgebracht wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Vergeſſene Heroen der deutſchen Literaturgeſchichte.

(Fortſetzung.)

Um Matthesons muſikaliſchen Univerſalismus in ſeinen frühern Jahren zu charakteriſiren, möge ein einziger Zug genügen. In den von ihm componirten Opern ſang er in der Regel eine der erſten Partien. War ſeine Rolle vor dem Schluß des Stückes abgeſpielt, hatte er ſich z. B. als Antonius in ſeiner Kleopatra erſtochen, dann ging er von der Bühne in's Orcheſter und dirigirte das Stück zu Ende. Bei einem Einblick in Matthesons klaſſiſche Gelehrſamkeit und Beleſenheit kann es manchem Philologen ſchwindlig werden. Die klaſſiſche Gelehrſamkeit ſpielte damals freilich überhaupt eine ganz andere Rolle in der muſikaliſchen Literatur, als heutzutage. Athanaſius Kircher hatte mit den von ihm entdeckten angeblich altgriechiſchen Muſikalien den Leuten die Köpfe verrückt, und wenn der ſteife Profeſſor Meibom zur allgemeinen Erheiterung Angeſichts des ſchwediſchen Hofes nach einer altgriechiſchen Arie altgriechiſch zu tanzen verſuchte, ſo ließen ſich zu dieſer Scene wohl noch allerlei würdige Seitenſtücke aus damaliger Zeit auffinden.

Matthesons Arbeitskraft erſcheint wahrhaft ungeheuer. Er hatte ſich vorgenommen, ſo viele ſchriftſtelleriſche Werke zu liefern, als er Lebensjahre zählen würde, und obgleich er das dreiundachtzigſte Jahr erreichte, ſind doch noch fünf Werke mehr, nämlich achtundachtzig in Druck gekommen, und eine viel größere Anzahl ſoll er gar noch handſchriftlich hinterlaſſen haben. Wenn er fleißig war, lieferte er in zwei Tagen acht Druckbogen Ueberſetzung. Ein engliſches Geſchichtswerk von mehr als zweihundert Druckbogen ſoll er binnen neunundſechzig Tagen überſetzt haben. Daß ein ſolcher Schriftſteller nicht lauter Gold zu Tage förderte, leuchtet wohl ein; ſtaunen aber muß man über die wunderbare Friſche und Fülle dieſes gewaltigen Geiſtes, wenn man eingedenk ſolcher Vielſchreiberei ſeine Hauptwerke prüft und den reichen Schatz der eigenſten, tiefſinnigſten Gedanken überſchaut, welcher darin geborgen iſt.

Digitized by Google

Es iſt aber nicht bloß der wiſſenſchaftliche Inhalt dieſer Schriften, in welchem uns Mattheſon als ein wahrer Befreier erſcheint, ſondern auch die ſprachliche Form derſelben. Darauf möchten wir unſere literarhiſtoriſchen Forſcher ganz beſonders aufmerkſam machen. Während Printz und die andern früheren Muſikliteratoren ihre meiſten Werke noch lateiniſch abfaßten, finden wir hier ein derbes, kräftiges Deutſch, das oft genug die damals herrſchende ungelenke, trockene, anſchauungsarme, verwickte Schreibart ſiegreich zu Boden ſchlägt. Aehnlich treffen wir's auch bei andern gleichzeitigen muſikaliſchen Schriftſtellern. Sie erſcheinen in dieſer Zeit des ſtarren Regelzwanges mitunter wie rechte wildwüchſige Naturburſche, die mit unſerer ehrlichen Sprache zwar etwas lavaliermäßig umſpringen, deren ungelehrte Geradheit aber juſt einen recht herzerfriſchenden Eindruck macht. Wenn man die Vorboten der geſſiſſentlich zwanglosen Schreibart unſerer nachherigen ſtürmiſchen Genialitätsperiode mit Händen greifen will, ſo gehe man den zahlloſen muſikaliſchen Streitſchriften der Mattheſon'ſchen Zeit nach; ſie ſind in der Regel ſo impertinent natürlich ſtyliſirt, daß unſer zahmes modernes Schicklichkeitsgefühl roth darüber werden muß. Das erklärt ſich ganz leicht. Die alten Muſikliteratoren waren zwar in ihrer Art durchſtudirte Leute, die aber doch auch mit dem einen Fuße auf dem Boden des Handwerks ſtanden — denn die Muſik fing mit der Stadtpfeiferei an — und die bei dieſer wunderlichen Miſchung von Gelehrſamkeit, Kunſt und Handwerk leicht ſich frei halten konnten von der Pedanterie der Syſtemegelehrten. Es iſt noch die freie Sprache des ſtolzen alten Innungsgeiſtes, die aus den meiſten dieſer ſchreibenden Muſikanten ſpricht.

Für die Fortbildung der deutſchen Sprache hat ſich Mattheſon auch in rein techniſcher Hinſicht ein großes Verdienſt erworben. Er iſt unabläſſig bemüht, die muſikaliſchen Kunſtausdrücke nach ihren Sprachwurzeln feſtzuſtellen, kritiſch zu ſichten und mit einem wunderbar ſeinen Takt für den Geiſt unſerer Sprache zu verdeutſchen. Klingt es nicht ganz mährchenhaft, wenn ich berichte, daß dieſer Schriftſteller der Gottſched'ſchen Zeit nicht ſelten auf Luthers Ausdrucksweiſe ſich beruft, um ein neugeſchaffenes muſikaliſches Kunſtwort zu rechtfertigen? So will er etwa die Quarten „Vierklänge“ nennen, weil Luther ja auch den Tetrarchen durch einen „Vierfürſten“ verdeutſcht habe. — In ſeiner ſchneidenden, aphoriſtiſchen Kritik gemahnt Mattheſon oft an Leſſing, namentlich ſobald er ſich in eine Polemik einläßt. Das Polemiſiren wurde aber von jenen alten Muſikliteratoren in einer Weiſe betrieben, von der wir höchſtens durch unſere neueſten politiſchen Parteikämpfe ein Abbild erhalten haben. Dieſe Leute ſtanden als rechte literariſche Kriegsknechte Tag und Nacht kampfgerüſtet. Sie führten ihren Krieg, nicht indem ſie etwa Zeitungsartikel oder Flugblätter, ſondern das ſchwere Geſchütz dicker Bücher und ausführlichſter Abhandlungen wider einander ſchleuderten. Es gibt einen unter dieſen Männern, Sorge, deſſen ganzes Leben förmlich aus nichts als aus eitel Polemik zuſammengeſetzt war, der viele Bücher ſchrieb, aber alleſammt Streitſchriften. Wie gründlich man bei dieſer Polemik verfuhr, bezeugt das Verfahren Marpurgs, der, um ein Buch Sorges zu bekämpfen, daſſelbe Wort für Wort nachdrucken ließ und dann unter jeden Satz ſeine Entgegnung und ſeinen bittern Spott ſetzte.

Mattheſon ging noch weiter. Er begnügte ſich nicht, ſeine muſikaliſchen und literariſchen Fehden auf dem Papier auszufechten, ſondern griff gar zum Degen. Es iſt das ein höchſt charakteriſtiſcher Zug im Bilde dieſes mannhaften Gelehrten. So ſtand er, der größte muſikaliſche Theoretiker ſeiner Zeit, dem gefeierſten Praktiker, Händel, mit bloßer Klinge gegenüber, und wäre der Stahl nicht an einem von Händels großen metallenen Rockknöpfen abgeglitten, ſo würden unſere Kirchen und Concertſäle jetzt wohl ſchwerlich von den Oratorien des ſtolzen Meiſters widerhallen, der in ſeiner markigen Geſtalt, in ſeinem eckigen Charakter uns gar wohl verwandt mit ſeinem Freunde und Gegner Mattheſon erſcheint. Dieſer zornesbeiſige Reformator ſchreibt ſelber, ſeine literariſche Polemik ſey ihm „ein Gebot von Pflicht und Gewiſſen,“ worüber er nicht hinaus könne. Die Gegner taſteten an ſeine Heiligthümer. Eine ſolche „Polemik um Gotteswillen“ muß man wohl gelten laſſen. Als der Herr die Tiſche der Taubenkrämer und Wechsler im Tempel umwarf, polemiſirte er auch in dieſer Weiſe.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, April.

Der Göritzſche Prozeß.

Das Urtheil iſt gefällt, es lautet für Johann Stauff auf lebenslängliche Zuchthausſtrafe. Beſtände noch die alte Geſetzgebung, welche Raub, Mord und Brandſtiftung, jedes dieſer Vergehen, bei Todesſtrafe verpönte, und ließe ſich eine Anwendung mehrerer Todesſtrafen denken, ſo hätte dreimal das Fallbeil den Hals des Verbrechers erſchmeiden müſſen. Aber ſo — und

Digitized by Google

ich kann versichern, daß dieß den wohlthätigsten Eindruck machte — bleibt dem Johann Stauff das Leben, es bleibt, wenn er gegen alle vernünftige Schlußfolgerung doch unschuldig wäre, die Möglichkeit, in dieser Zeit noch einen Schlüssel zu finden, welcher die Schuld eines andern eröffnet. Auf dieser Erwägung floß auch wohl hauptsächlich die Zufriedenheit damit, daß in diesem Fall die Todesstrafe nicht mehr zur Anwendung kam. Auch auf die Geschworenen selbst mag der Gedanke beruhigend gewirkt haben. Aber der ginge doch zu weit, der annähme, daß in Folge jener Erwägung die Geschworenen ein Nichtschuldig über J. Stauff gesprochen hätten, wenn die Todesstrafe noch „in anerkannter Wirksamkeit" gewesen wäre. Nein, die Geschworenen waren zu sehr in sich gefestigt, sie hatten durch die wochenlange Untersuchung, stets die Angeschuldigten sich gegenüber, so sehr von deren Schuld sich übergeugt, sie waren zugleich zu gewissenhafte und der Mehrzahl nach zu intelligente Männer, als daß sie, um den Anlaß zu einem Todesurtheile zu vermeiden, ihrer Ueberzeugung und ihrer Pflicht untreu geworden wären. Vielmehr hätten sie auch in diesem Falle ihr Schuldig ausgesprochen und der Gnade des Großherzogs überlassen, den allerdings wünschenswerthen Ausweg einer Strafverwandlung zu treffen. Besonders fiel übrigens bei jenem Verdikt der Geschworenen in's Gewicht, daß jedes der einzelnen Urtheile einstimmig gefällt worden war. Sie hatten die Bedeutung dieses Umstandes selbst gefühlt und darum deßselben bei jeder Antwort ausdrücklich Erwähnung gethan. Es war das nicht nöthig (dieß bei Schuldigerklärungen mit 7 gegen 5 Stimmen bei Hauptpunkten muß dieß ausdrücklich gesagt werden), aber es war in jeder Weise zweckmäßig. Sie verstärkten dadurch die Kraft ihres Wahrspruchs in einer so wichtigen Sache und schützten auch Möglichkeit das Geschworenencinstitut vor Angriffen, welche in Folge jenes Spruchs vorauszusehen waren. Auch schnitten sie durch die officielle Erklärung alle gemeine Klatscherei über das Stimmenverhältniß ab, wie es nicht selten nachträglich aus den Berathungszimmern dringt. Jene Angriffe sind denn auch bereits, wenn gleich von der rechten Seite her mehr mündlich erfolgt. Man kann sich am wenigsten darüber beruhigen, daß die Geschworenen das Vorhandenseyn der „Vorbedachte" bei der Tödtung der Gräfin durch Stauff anerkannt, mit andern Worten, daß sie sich für einen Mord und nicht für einen Todtschlag erklärt haben. Aber der letztere, deßen Bedingung bekanntlich der Affekt ist, hätte sich nur denken lassen, wenn J. Stauff in die Zimmer der Gräfin gedrungen und nach Oeffnung des Sekretärs von derselben ertappt worden wäre, und auf diese Weise, gewissermaßen aus dem Stegreif, der Dieb in den Todtschläger sich übersetzt hätte. Aber wenn irgendwo, waren bei der vorsichtigen, genauen Gräfin, die so ängstlich ihre Zimmer und ihren Sekretär bewachte, die ihre Schlüssel immer mit sich führte, jene Vorbedingungen unmöglich, und nicht ohne Grund sagte der Staatsanwalt: „nue über die Leiche der Gräfin ging der Weg zu deren Sekretär." Das Eindringen in Zimmer, zu welchen selbst der Graf keinen Hauptschlüssel hatte und wobei man zum wenigsten zwei verschlossene Thüren zu öffnen hatte, blieb schon für sich eine Unmöglichkeit. Dabei hatte J. Stauff dem ihm schon beim Beginne der Untersuchung nahe gelegten Gedanken, er habe vielleicht die Goldsachen durch Diebstahl sich verschafft, entschiedenen Widerspruch entgegengesetzt. — Wie alle wichtigeren Begebenheiten hatte übrigens auch diese einige Umstände im Gefolge, welche für sich allein schon Bedeutung gewinnen mußten. Vor allen andern gehört dahin die genaue wissenschaftliche Prüfung der bisherigen Selbstverbrennungstheorie; ferner die damit eng zusammenhängende, durch das neue Assisengesetz bedingte Zuziehung von Sachverständigen, welche mit ihren Kenntnissen und ihrem prüfenden Verstande bis dahin dem eigentlich praktischen Leben ferne gestanden hatten. Dieß und andere Umstände liegen klar vor. Ein unbefangenerer, aber gerade für die bisher Anwendung des Assisengesetzes auf das Geschworenengericht sehr wichtiger ist der folgende. Einer unserer hiesigen Anwälte (derselbe, welcher so eben den Heinrich und Jakob Stauff vertheidigte) hatte vor Jahr und Tag in einem Preßprozesse die Ersahrung gemacht, daß durch den Zutritt eines Geschworenen, welcher ebenfalls Anwalt war, zu der seinem Clienten ungünstigeren Meinung ein Schuldig über diesen ausgesprochen worden war. Seit dieser Zeit — so erzählt man hier wenigstens — hatte der Anwalt eine Antipathie nicht nur gegen Collegen-Geschworene, sondern auch gegen Intelligenzen unter den Geschworenen überhaupt. Um sie zu beseitigen, that er was er konnte bei Bildung jedes einzelnen Schwurgerichts. Er reculirte die Intelligenzen, er reculirte nicht die Landleute, namentlich aus den abgelegeneren Thälern des Odenwalds, die blöd, unbewandert in öffentlichen Geschäften, ungeübtel, sich nicht recht helfen konnten und, indem sie einer lebhaften, wenn auch unanimgemal etwas großkörnigen Suada seinen Widerspruch entgegen zu setzen vermochten, zugleich dem an sich löblichen Trieb, im Zweifel freizusprechen, doch etwas allzuviel Vorschub folgten. Genug, das Mittel half — in einigen Fällen, und man beharrte dabei, obgleich es auf die Geschworenen selbst, bei denen so die Berufung zum Ehrenamt der Geschworenen einen Zeugniß geistiger Imbecillität gleichkam und die sich ihre Zulassung und ihre Recusation (denn der Staatsanwalt eröffnete gegen jedes Manöver als Nothwehr den Gegenkrieg) oft gar nicht erklären konnten, sowie im Publikum einen übeln Eindruck machte. Ja, das Beispiel fand selbst Nachahmer, aber unglücklicher, und der Erfinder mußte ebenfalls wahrnehmen, daß in einigen Fällen — z. B. im großen Eisenbahnprozesse — sein Mittel gerade das Gegentheil vom Gewünschten zur Folge hatte. Die Intelligenz bleibt denn doch immer Intelligenz, und es ist nicht bloß lächerlicher, sondern auch im Allgemeinen sicherer, selbst eine mögliche kleine oder große politische Antipathie dabei in den Kauf zu nehmen; findet doch diese Antipathie in der Ehrerbietigkeit des Geschworenen und in dem von ihm geleisteten Eide ihren Bändiger. Solche Erwägungen machten sich denn auch beim Görlitzischen Prozesse, wobei freilich von politischen Antipathien kaum die Rede seyn konnte, geltend, und daß bei der Bildung des Geschworenengerichts, welches dabei sprach, die Intelligenz so sehr überwog, verdankt man, wie es heißt, den Vertheidigern so gut als dem Staatsanwalt, welche beide in diesem Sinne wirkten. — Die Begnadigung Stauffs, auf welche der Präsident in seinen Abschiedsworten für den Fall der Besserung demselben Aussicht gab, wird vielleicht niemals, schwerlich vor einer langen Reihe von Jahren eintreten, und kann dürfte Stauff sie schwerlich erleben. Seine Natur scheint an sich nicht stark und dabei haben Leidenschaften, oft sehr materielle Art, einen frühe schon von Ausschweifungen angegriffenen, zarten Körper sehr geschwächt; dazu die lange, theilweise allerdings strenge Untersuchungshaft, und jetzt das Urtheil. Johann Stauff soll früher ein sehr hübscher, zu blühender Mensch gewesen seyn, während vom spätern liegen gar keine und vom ersteren nur eine geringe Spur sich findet. Das Gesicht ist mager, blaß, welk, von der Seite betrachtet scharf, während es allerdings von vorne, in ruhigen Momenten, noch einen angenehmen Ausdruck zeigt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 97. Dienstag den 23. April 1850.

Ma plume t'apprendra quel homme je puis être. —
— Et la mienne saura te faire voir ton maître. —
— Je te dédie en vers, prose, grec et latin!

Molière.

Vergessene Heroen der deutschen Literaturgeschichte.

(Fortsetzung.)

So wenig wir es noch vor Kurzem unerhört fanden, daß politische Widersacher, die sich auf der parlamentarischen Rednerbühne oder in der Presse bis zum äußersten Punkte verfolgt hatten, endlich auch noch den Degen zogen, so wenig befremdete dieß damals bei Künstlern, namentlich bei Musikern und Schauspielern. Die ganze Wucht des glühenden Parteikampfes, die sich jetzt auf's politische Leben gewälzt, lastete damals überhaupt auf dem künstlerischen und literarischen. Hier entrollen sich jene endlosen, mit unversöhnlichem Parteihaß geführten Literaturkriege von Gottsched bis herab zu den Romantikern. So weit der strittige Gegenstand der Poesie oder bildenden Kunst angehörte, hat die Literaturgeschichte Notiz von diesen Kämpfen genommen, die Feldzüge der musikalischen Schriftsteller hat sie vergessen.

Will man sich vergegenwärtigen, daß diese Fehden unsern politisch-journalistischen an Ungezogenheit und persönlicher Gereiztheit kein bischen nachstanden, so braucht man nur die Titel der langen Reihe damaliger musikalischer Streitschriften zu überfliegen. Beispielshalber theile ich nur einen einzigen mit, wie derselbe einer im Jahr 1728 gegen Mattheson erschienenen Schrift vorgedruckt ist: „Ein paar derbe musikalisch-patriotische Ohrfeigen, dem nichts weniger als musikalischen Patrioten und nichts weniger als patriotischen Musico, sal. von. Herrn Mattheson, welcher zum neuen Jahre eine neue Probe seiner gewohnten Calumniantenstreiche unverschämterweise an den Tag gelegt hat, zur Wiederherstellung seines verlorenen Gehörs und Verstandes und zur Bezeugung schuldiger Dankbarkeit, auf beide Backen in einem zufälligen Discours wohlmeinend ertheilt von zweien brauchbaren Virtuosen, Musandern und Harmonio."

Mögen diese zahllosen Kämpfe, im Einzelnen betrachtet, auch großentheils widerlich und unfruchtbar erscheinen, so zeugt der übergewaltige Eifer, der ungeheure Drang zu solcher Polemik im Ganzen doch wiederum für ein frisch aufsprudelndes, jugendlich keckes Kunstleben. Die ersten Grundzüge einer musikalischen Aesthetik klärten sich durch dieselbe ab. Wenn Lessing durch seinen Laokoon in einer für die bildende Kunst so epochemachenden Weise gerade den Punkt traf, welcher den eigentlichen Kern des Zopfes bildete, nämlich die willkürliche Vermischung des Endziels, der Formen und Ausdrucksmittel in den verschiedenen Künsten, so geschah dasselbe, und zwar nicht minder einschneidend, viel früher schon auf musikalischem Gebiet durch Mattheson. Gewaltig zieht er zu Felde gegen jene Zopfmusikanten, welche die Aufgaben der Poesie und Malerei in die Musik hineintrugen, wie wenn etwa Einer den Wahnsinn des Königs Saul durch verrückte Harmoniefügungen darstellte, bei der Bibelstelle: „da ist nicht Einer, der Gutes thuet," die vier Stimmen in falschen Fortschreitungen einschreiten läßt, oder, wie es später noch geschehen, den Inhalt der Ovidschen Metamorphosen und anderer Dichtwerke in reinen Instrumentalsymphonien musikalisch malen will.

Es ist ein seltsames Schauspiel, das wunderbare, oft auch wunderliche Ringen und Streben dieser alten

Digitized by Google

Muſikliteratoren zu beobachten, mit welchem ſie die damals noch ganz formloſe und ihrem Inhalte nach in unabſehbare Weite ausſchweifende Wiſſenſchaft ihrer Kunſt in feſte Grenzen zu zwingen ſuchen und dabei bald zu weit greifen, bald ihren Kreis viel zu eng ziehen. So will Mattheſon die Wiſſenſchaft der muſikaliſchen Harmonie auch auf die Harmonie der Sphären ausdehnen; er ſchreibt eine muſikaliſche Naturlehre und eine Abhandlung über die Bedeutung der Muſik für die Medizin und ihre Anwendung als Heilmittel. Da wird z. B. das Anhören von Muſik als treffliche ſchweißtreibende Arznei empfohlen; ein Rondo ſoll den Biß der Tarantel unſchädlich machen, und bei der bekannten Geſchichte des Caſtraten Farinelli, der den Wahnſinn des Königs von Spanien durch ſeinen Geſang bewältigte, wird die Tonkunſt unter die Pſychiatrie rubricirt. Darin eben liegt gar viel Anziehendes für den Forſcher, daß dieſe großen muſikaliſchen Schriftſteller mitunter noch auf die ergötzlichſte Weiſe in die Naivetät der Zopfzeit verſtrickt erſcheinen, während ſie dieſelbe gleich darauf bekämpfen und ſich in genialer Divination hoch darüber hinausſchwingen. — So ſtellt Marpurg in ſeiner berühmten Einleitung in die Geſchichte der Muſik als erſte Periode hin: die Muſik von Adam und Eva bis zur Sündfluth, als zweite Periode die Muſik von der Sündfluth bis zum Argonautenzuge; dann bis zum Beginn der Olympiaden, dann bis auf die Zeiten des Pythagoras — und hier iſt er mit ſeiner Geſchichte ſtehen geblieben. Und doch iſt das Buch, trotz ſolchen Zopfes, mit ſo glänzendem Scharfſinne angelegt und durchgearbeitet, und brachte der damaligen Zeit einen ſo reichen Schatz neuer Forſchungen über das Weſen der altgriechiſchen Muſik, daß er als wahrhaft literariſch epochemachend und bahnbrechend bezeichnet werden muß.

Wenn aber dieſe Männer zu weit gingen in der äußern Begrenzung einer Kunſtwiſſenſchaft, welche ſie erſt zu ſchaffen hatten, ſo müſſen wir auf der andern Seite auch bewunderud anerkennen, wie ſie oft mit dem Seherauge des wahren Genies über den engen Horizont der damaligen Kunſttheorie hinausſchauten und Auffaſſungen vorwegnahmen, die erſt wieder nach Verlauf eines Menſchenalters unter der Firma neuer Entdeckungen die Kunſtwiſſenſchaft vorwärts brachten. Oder iſt es nicht eine ſolche geniale Vorahnung, wenn Mattheſon die Tonkunſt und Pantomimik (der merkwürdige Mann nennt die letztere übrigens, deutſcher als wir, Geberdekunſt) in den Kreis der Tonkunſt zieht und behauptet, die Pantomimik ſey eigentlich eine ſtumme Muſik, losgelöſt von melodiſchen und harmoniſchen Formen, der rein rhythmiſche Schattenriß eines Tonſtückes, wenn er bereits dieſelbe Parallele zwiſchen der Muſik und der Architektur zieht, welche man ſpäter als ganz neu aus dem Munde Goethes und Schlegels bewunderte, oder wenn er ſagt, die rechte Deviſe der Muſik heiße: »discordia concors, zu deutſch Einigkeit in der Zwietracht!« Sind ſolche Gedankenblitze, die ſich faſt auf allen Seiten der beſſern Mattheſon'ſchen Schriften wieder finden, nicht leuchtende Vorboten der ſpäteren Kunſtwiſſenſchaft, hervorbrechend aus einer für die wiſſenſchaftliche Literatur noch gar traurigen Zeit?

(Schluß folgt.)

Bilder aus Erfurt.

(Fortſetzung.)

Die Geſchichte klang mir in dem Munde des Augenzeugen, der ſie unter bauchſchütterndem Lachen erzählt, höchſt übertrieben, allein die unmittelbar darauf vorgenommene Beaugenſcheinigung der Gaſſe überzeugte mich von der vollkommenen Glaubwürdigkeit meines Gewährsmanns. Ich ſelbſt mußte nach wenigen Schritten den Verſuch aufgeben, den Weg zu wandeln, den Fauſt vierſpännig gefahren, denn wenn ich auch das Schickſal des Regimentsarztes nicht zu beſorgen hatte, ſo war ich doch in Gefahr, entweder ein Stück meines Rocks an den Wänden der Häuſer zurücklaſſen, oder von dem Kalk und Lehm dieſer Wände auf meinem Rocke mehr mitzunehmen als mir lieb geweſen wäre.

In einer der abgelegenſten Straßen Erfurts entdeckte ich neulich einen Namensvetter und Handwerksgenoſſen des Schwarzkünſtlers aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Ich vermuthe, daß aus der Offizin des heutigen Buchdruckers Fauſt keine Prachtwerke und feine Bücher hervorgehen, welche man dermaleinſt mit Gold aufwägen wird, aber ich gäbe etwas um einen Vorwand, ſeine Werkſtatt zu beſuchen. Das Haus, welches dieſelbe enthält, „Zum gülden Sternberg“ geheißen, und laut des dieſen Namen verſinnlichenden ſteinernen Schildes im Jahre 1533 gebaut, ſieht ganz ſo aus, als ob Doktor Fauſt es in dem Augenblicke bewohnt hätte, wo ihn der Teufel holte, und als ob es ſeit dieſem Augenblick, bis etwa auf einen neuen Kalkanwurf der durch Pech- und Schwefelqualm geſchwärzten Mauern, in unverändertem Zuſtande geblieben wäre. Die Jahreszahlen widerſprechen meiner Annahme nicht allzuſehr. Der Doktor Fauſt braucht nur ein Weniges über hundert Jahr alt geworden zu ſeyn, und die Hypotheſe iſt gerettet. Daß er aber ſehr alt geworden, läßt ſich bei Goethe erſehen, der ohne Zweifel die beſten Nachrichten hatte. Die Sache iſt der weitern Nachforſchung unſerer Antiquare werth.

Ungeachtet ſeiner engen Straßen iſt Erfurt eine

Digitized by Google

äußerſt reinliche Stadt, was ſich leider nicht von vielen ihrer Schweſtern im weiland heiligen römiſchen Reiche ſagen läßt. Allerdings ſcheint Erfurt ſein ſauberes Pflaſter nicht ſowohl einer beſondern und anhaltenden Sorgfalt der löblichen Straßenpolizei, als einer Art Naturaniage zu verdanken. In der That habe ich trotz des wiederholten ſtarken Schneefalls und trotz des häufigen und raſchen Wechſels von Froſt und Thauwetter während dieſer vierzehn Tagen niemals eine durchgreifende Straßenreinigung wahrgenommen, und gleichwohl konnte man jeder Zeit trockenen Fußes durch die ganze Stadt wandern. Erfurt verdankt dieſen Vortheil nächſt ſeiner abſchüſſigen Lage am Abhange eines Hügels einer Unzahl kleiner Kanäle, durch welche ſämmtliche Straßen von raſch fließendem Waſſer desphlt werden. Außerdem hat Erfurt zwei Flüſſe, von denen der eine, „die wilde Gera“ geheißen, ſehr zahm ausſieht, während der andere, „die breite Gera,“ ihren Namen einigermaßen rechtfertigt, nur daß ſie noch viel ſeichter als breit iſt. Ein Stadtviertel, deſſen Hinterhäuſer in die Gera hineingebaut ſind, führt laut amtlicher Inſchrift den anſpruchsloſen Titel „Venedig:“ ich vermuthe indeſſen, daß die Aehnlichkeit mit der Lagunenſtadt nur im Dunkeln vorhanden iſt.

Der Bewohnerſchaft Erfurts kann ich, den etwas kitzlichen Punkt der ein wenig geſchraubten Miethpreiſe bei Seite laſſend, nur Löbliches nachſagen. Unter allen Parlamentsleuten meiner Bekanntſchaft iſt kein einziger, der nicht ihre Gefälligkeit, ihre Dienſtfertigkeit und beſonders die höflichen Umgangsformen zu rühmen wüßte, welche ſie mit dem ganzen oberſächſiſchen Stamme gemein haben. Die beiden bedeutendſten der einheimiſchen Clubgeſellſchaften, das Caſino und die Reſſource, welche ſich früher in ein großes Haus theilten, haben die Scheidewände, durch welche ſie getrennt waren, fallen laſſen, und auf dieſe Weiſe einen Geſellſchaftsraum hergeſtellt, welcher an Ausdehnung und wenigſtens theilweiſe zweckmäßiger Einrichtung ſeines Gleichen in Deutſchland ſucht, und wo die Fremden, die der Reichstag hier verſammelt, mit der liebenswürdigſten Gaſtfreundſchaft empfangen werden. Der Zeitungsſaal iſt leider der ſchwächſte Theil der Anſtalt, und darf ſich mit den Leſezimmern ſüddeutſcher Städte, wie Stuttgart oder Heidelberg, nicht vergleichen. Als Gaſtgeſchenk fordern das Caſino und die Reſſource von dem fremden Beſucher die eigenhändige Einzeichnung ſeines Namens in ihr Album, in der ausgeſprochenen Abſicht auf dieſe Weiſe eine werthvolle Autographenſammlung der parlamentariſchen Berühmtheiten Deutſchlands zu gewinnen. Man ſieht, dieſe Einrichtung iſt nur eine neue Artigkeit, ja in Bezug auf neunzehn Zwanzigſtel der ſämmtlichen Abgeordneten eine offenbare Schmeichelei.

Eine Erwiederung derſelben würde es ſeyn, wenn man nächſt der geſelligen auch die körperliche Liebenswürdigkeit der Erfurter rühmen wollte. Meine Aufrichtigkeit geſtattet mir aber ſogar nicht einmal die Verſicherung, daß die weibliche Erfurter Welt mit beſonderem Reize ausgeſtattet ſey. Die weibliche Schönheit iſt überhaupt ſelten im lieben Deutſchland, in Erfurt aber ſcheint ſie noch ſeltener zu ſeyn, als an andern Orten. Ohne Zweifel aber wird dieſer Mangel durch Bildung des Geiſtes, Anmuth der Sitten und Vorzüge des Charakters aufgewogen, welche ich bei allen Bewohnerinnen dieſer gaſtfreundlichen Stadt ſchon aus Dankbarkeit, und bis zum förmlichen Beweiſe des Gegentheils, vorausſetze. — Auffallend iſt der ſchwammige Körperbau und die aufgedunſene Geſichtsbildung der Kinder. Iſt es die Luft, iſt es die Nahrungsweiſe, die Erfurter Knaben und Mädchen haben ein widerwärtiges überſüttertes Ausſehen, das allen Liebreiz der Kindheit zerſtört. Dazu kommt denn, um das unangenehme Bild zu vervollſtändigen, noch die Unſitte, daß man den Jungen ſchon im achten oder zehnten Jahre einen Schlafrock anzieht, ein geſtricktes Hauskäppchen aufſetzt, und ſie in dieſem Aufzuge in den Straßen umherlaufen läßt. Dieſe Kinder wachſen augenſcheinlich heran und werden alt ohne jemals jung geweſen zu ſeyn.

Eine Ueberraſchung, die ich hier am wenigſten erwartet, gewährte mir neulich der Anblick zweier Nonnen, welche eine ganze Schaar von Kindern, Buben und Mädchen, in die Kirche führten. Die beiden Kloſterfrauen, friſche und ziemlich junge Geſichter, trugen den gewöhnlichen ſchwarzen Anzug der barmherzigen Schweſtern und ein enganſchließendes blendend weißes Kopfzeug, deſſen zierliche Einfachheit wie Bedenken erregen würde, wenn ich Biſchof wäre. Das Erfurter Nonnenkloſter iſt eines der wenigen, welche das frühere preußiſche Regiment hat fortbeſtehen laſſen, unter der Bedingung jedoch, daß das Gelübde nur auf eine beſtimmte Zahl von Jahren abgelegt werden darf. Eine ähnliche Beſchränkung beſtand während der Juliregierung auch in Frankreich; gleichwohl aber waren dort die Fälle des Wiederaustritts aus dem Kloſter, wenigſtens bei den claufirten Orden, beinahe unerhört; denn der Orden betrachtete einen ſolchen Rücktritt immer wie eine Schmach, und es fehlte ihm gewöhnlich nicht an Mitteln die Schweſtern, welche früher oder ſpäter die Luft der Welt anwandelte, auch wider ihren Willen in ſeinem Schooße zurückzuhalten, da es ſo gut wie gar keine bürgerliche Aufſicht über das Kloſterweſen gab. Wurde dennoch dann und wann ein Fall der gewaltſamen Abſperrung, oft von den empörendſten Mißhandlungen begleitet, ruchbar, ſo war der Einfluß der Kleriſei beinahe immer mächtig genug, um zwar nicht den

Digitized by Google

Skandal, aber doch wenigſtens die ernſtliche Anwendung des Geſetzes zu verhindern. So gerieth, um eines Beiſpiels zu erwähnen, vor wenigen Jahren Avignon in die drohendſte Aufregung durch die Entdeckung, daß in dem Kloſter des heiligen Joſeph in einem Thurmgemache eine Nonne angekettet und wahnſinnig gefangen gehalten wurde. Der eine Theil der Stadt wüthete gegen das Kloſter und drohte es zu ſtürmen, ein anderer Theil nahm eben ſo leidenſchaftlich Partei dafür. Die angeſtellte gerichtliche Unterſuchung ergab, daß jenes unglückliche Geſchöpf ſeit ich weiß nicht wie vielen Jahren, zwiſchen vier nackten Mauern an der Kette gelegen. Die Nonnen behaupteten, daß dieſe Maßregel lediglich eine Fürſorge der chriſtlichen Liebe geweſen, daß man ſich dazu nur entſchloſſen, um die Unglückliche, die lange vorher den Verſtand verloren, nicht in's Irrenhaus ſchicken zu müſſen, ſondern in eigener ſchweſterlicher Pflege zu halten. Nach jahrelanger Verſchleppung der Unterſuchung drang dieſe Ausrede durch. Die Nonnen wurden nicht nur der Anklage entbunden, ſondern auch in die Verwaltung eines Spitals, deren man ſie zuvor aus Scheu vor dem öffentlichen Unwillen enthoben, in aller Stille wieder eingeſetzt.

Aehnliche und noch ſchlimmere Kloſtergeſchichten aus den jüngſten Tagen könnte ich noch manche berichten, wenn hier der Ort dazu wäre.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Köln, April.

Rückblick.

Welch ein wandelbares Ding iſt doch das Schickſal! Vor Kurzem noch hatten wir für den preußiſchen Sonderbund vom 26. Mai nur Worte der ſchnödeſten Geringſchätzung, und heute iſt unſer Elend ſo geſtiegen, daß wir bekennen müſſen, wie dieſer ſo verachtete Sonderbund in ſeinem Entwurf immerhin noch das letzte Stückchen feſten Bodens geweſen, welches jetzt von der fleiſſenden Fluth überſpült wird. Wir beginnen zu vermiſſen, was wir kaum erſt haßten; wir beklagen den Verluſt eines Dinges, das zu zerſtören wir ſelber vor kurzem ſo bereit waren. Indem ich „wir“ ſage, meine ich damit diejenige Schichte der bürgerlichen Geſellſchaft, welcher vor allen Dingen die Aufrechthaltung der ſtaatlichen Ordnung am Herzen liegt. Die äußerſten Parteien rechne ich am allerwenigſten dazu, denn die Rothen lachen mit vergnügten Geſichtern in's Fäuſtchen, und die auf der Rechten reiben ſich ſchadenfroh die Hände, ohne zu bedenken, daß ſie, wenn ſie überhaupt den Plan behaupten, ihn gerade nur für ihre äußerſten Gegner warm halten werden. So ſteht im Ganzen heute die Stimmung, ſeit Radowitz das J gemacht und Carlowitz den Punkt darauf geſetzt. Ich wünſche, das „heute“ beſonders zu betonen, da bei dem raſchen Umſchwung der Ereigniſſe die Stimmungen noch ſchneller wechſeln als die Launen des unbeſtändigen Aprilwetters. Mehr weiß ich für den Augenblick über das Allgemeine nicht zu ſagen; was ich von Einzelnheiten folgen laſſe, gehört einem beſondern Fähnlein an. Das Getümmel iſt zu nahe, der Lärm zu ſtark, um eine weitgreifende, ungetrübte Ueberſicht zu verſtatten. Wer alles ſehen und hören wollte, dem würden die ſchärfſten Augen und das feinſte Gehör nicht dazu verhelfen, wenn er kein ruhiges Herz mitbrächte; das meine aber iſt nicht ruhig, ich bekenne es frank und frei. Ich fürchte mich zwar nicht, aber mit tiefem Ernſte ſehe ich unaufhaltſam das unvermeidliche Geſchick näher rücken, die böſen Tage, wo auf deutſcher Erde die rothe Republik und die abſolute Monarchie den wüthendſten Kampf um die Herrſchaft der geſitteten Welt ausfechten werden. Für mein Bischen Erdenleben habe ich noch nie gezittert, und was das übrige betrifft, ſo gehöre ich ja zu denen, von welchen mein lieber alter Chamiſſo ſang: der Vogel ſchwingt ſich auf, wo Eichen fallen! — Seit Jahresfriſt haben wir viel Gift und Galle gekocht. Zuerſt am 28. März 1849. Das deutſche Volk hatte mit vielem Lärm und einigem Blutvergießen eine im Ganzen ſehr gemäßigte Umwälzung veranſtaltet, und mit bewundernswerther Selbſtverleugnung ſeine Geſchicke in die Hand der Frankfurter Reichsverſammlung gelegt. Der Grund dieſer vernünftigen Mäßigung war das vorherrſchende Bedürfniß nach Einheit aller Deutſchen, und dabei der nicht minder vernünftige Abſcheu vor dem Umſturz der bürgerlichen Ordnung. Wo der Deutſche es nicht weiß, fühlt er doch, daß in der Geſetzloſigkeit keine Freiheit blüht, und daß aus der Schreckensherrſchaft der Parteien die Gewaltherrſchaft eines Einzelnen geboren wird. Das deutſche Volk verlangte in ſeinem beſſeren Theile die ächte und rechte Freiheit des Geſetzes und der Ordnung. Unabhängig ſollten ſeyn innerhalb der geſetzlichen Schranken der Einzelne in ſeinen vier Pfählen, der Hausſtand in der Gemeinde, die Gemeinde im Staat, der Staat im Reich. Hausſtand, Gemeinde und Staat ſollten mit ihren Sonderrechten gerade ſo viel aufgehen, als zur feſten Gliederung des großen Ganzen unumgänglich nöthig war, um tagegen diejenigen Güter zurückzuempfangen, die ſie ſeit Jahrhunderten theils gar nicht, theils nur verkümmert beſeſſen. Das Gemeinweſen ſollte wiederum werden, was es nach deutſchem Brauch urſprünglich geweſen: die auf der Uebereinkunft freier und gleicher Geſellſchaftsmitglieder beruhende Verfaſſung. Abgethan ſollte ſeyn für alle Zeiten die Zerriſſenheit, welche ſeit 1648 gheeitigt, durch den Napoleon'ſchen Rheinbund vollendet worden war. So lautete die Aufgabe. Die Löſung war ein langſamer Mord und ein mißrathener Kaiſerſchnitt. Dennoch war das Erzeugniß vom 28. März noch ein edles Gewächs gegen die Mißgeburt vom 26. Mai, und der Erfolg hat gelehrt, wie ſehr wir im Irrthum waren(?), als wir die Ablehnung der Kaiſerkrone durch Friedrich Wilhelm IV. billigten, wenn nicht um der ausgeſprochenen Beweggründe halber, ſo doch an und für ſich als Thatſache, die zu unſern Anſichten paßte.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 98. Mittwoch den 24. April 1850.

— Fabula cum data
Est nova, novum interrenit vitium et calumnias,
Ut neque speciari, neque cognosci potuerit.
Terent:

Wie es auf dem Theater in Berlin aussieht.

Raupach hat ein Drama durch den Druck in die Welt geschickt, „Mirabeau," von dem ich als solchem hier nicht sprechen will, aber die geharnischte Vorrede ist der Beachtung werth und weckt mancherlei Gedanken, welche in letzter Zeit zum Schlummern verdammt waren. Raupach war ein Mann, der seiner Zeit die Berliner Bühne beherrschte, und von dieser Stellung aus einen Einfluß, mehr oder minder, auf die gesammten deutschen Bühnen übte, und diese Zeit liegt nicht allzufern hinter uns. — Ich will hier nichts über Raupachs dichterische Begabung, noch über seine Vorzüge oder Mängel als dramatischer Dichter sagen, ich will nur an das unbestrittene Factum erinnern, daß er durch lange Jahre mit seinen Produkten, so in der Tragödie als im Drama und Lustspiel, fast allein das Repertoire füllte, was immerhin von vielen andern jüngern Dichtern und Anhängern älterer Dichterwerke bedauert werden mochte, und was, wie gar nicht zu leugnen, der Dramatik einen einseitigen Charakter gab. Denn Raupach dichtete mehr mit dem Verstande als mit der Phantasie, er hatte seine Formen fertig, in die er die Gegenstände hineindrückte, aber immer mit geschickter Hand. Es hatte ein Ansehen, es wirkte oft, weil er das Theater, die Schauspieler und die Menschen kannte; weniges war verfehlt, könnte ein scharfer Kritiker sagen, weil alles sich in einer gewissen hausbackenen, soliden Mittelmäßigkeit hielt, die sich vor allen kecken Sprüngen des Humors und Genius wohl hütete.

Raupach trat zurück, nicht weil er sich ausgeschrieben, sondern weil das Publikum sich an dieser Form satt gesehen hatte, weil eine andere Zeit kam. Eine bessere war es nicht; es ist auch eben nichts besseres, naturwüchsigeres, frischeres, keckeres, phantasiereicheres darauf gefolgt; wohl verstanden als Ganzes, denn einzelne Schwalben machen keinen Sommer. In seiner Totalität, in der Leichtigkeit und formalen und sittlichen Tüchtigkeit, mit der Raupach eine ganze lange Reihe darstellbarer Dramen aus allen Kreisen des menschlichen Lebens zur Existenz brachte, hat er in der Theatergeschichte eine Bedeutung, die man in der Literatur immer anerkennen wird, während manches seiner Stücke sich noch jetzt auf der Bühne hält.

Raupach ist jetzt ein hochbejahrter Mann, aber da er mit dem Verstande dichtet, könnte er noch immer Stücke schreiben, die es in jeder Beziehung mit manchem der rohen, nur auf Effekt und Kitzelung der Sinne berechneten Produkte aufnehmen, welche heut wieder auf unsern Bühnen Glück machen. Sein Mirabeau, so weit ich darin geblättert, ist ein solches Stück. Ohne bedeutenden Phantasieaufwand legt er uns plastisch klar, einfach und anschaulich den ganzen Eingang der französischen Revolution vor Augen. Das Stück würde gerade nicht entzücken, nicht fortreißen, aber, wo es nur erträglich gegeben wird, immer ein aufmerksames Publikum finden, vielleicht sogar — was man in der Theaterkassensprache so nennt — wirken.

Die Berliner Theaterjury, bestehend aus dem Intendanten, Herrn v. Küstner, als Präsidenten, und dem Prüfungscomité, den Herrn Dr. Spiker, Professor Rötscher, Regisseur Esperstädt, Starwinsky und Weiß, hat es fast einstimmig, denn nur Professor Gubitz war

Digitized by Google

dafür, verworfen. Allerdings hatte Raupach beim Einreichen seinen Namen nicht genannt, aber es war ein offenes Geheimniß, daß er der Autor sey.

Wenn man das Stück eines Mannes wie Raupach, der fast noch vor einem Lustrum das ganze Theater kommandirte, verwirft, muß man sehr wichtige Gründe haben. Selbst mit der Ueberzeugung, daß es — in der Theatersprache zu reden — nichts „machte," hätte man es aus Rücksicht auf einen so bewährten Veteranen zur Aufführung bringen müssen. An Rücksichten fehlt es bei einem Hoftheater nie, und davon kann keine Rede seyn, daß etwa der Verfasser das Theater mit seinen Spätfrüchten überliefe. Im Gegentheil, er hat das Stück nach langem Schweigen als ein Produkt seiner gereiften Zeitanschauung zu Tage gefördert. Der Grund ist rein ein politischer. Wenn Jemand in Berlin und Potsdam nicht verdächtig ist wegen gefährlicher Ansichten, so ist es Raupach, der mit der Ausnahme, daß er kein Freund des Junkerthums und Muckerthums ist, doch mit Fug und Recht im Sinne von gestern ein Reaktionär genannt wird. Seine streng royalistischen Grundsätze ärgerten schon ihrer Zeit manchen Zuschauer in seinen Hohenstaufen- und andern Tragödien. Von einem Doktrinär des Royalismus erwartet Niemand ein Theaterstück, welches das Publikum in revolutionäre Aufregung zu bringen im Stande wäre. Raupach selbst sagt in seiner geharnischten Vorrede: „Ich weiß mit ziemlicher Gewißheit, daß der Hauptgrund der Zurückweisung die Furcht gewesen ist, mein Stück möchte bei der Aufführung überlaute Kundgebungen einer gewissen Partei hervorrufen. Daß Herr v. Küstner und sein Comité das Recht haben sich zu fürchten, wird Niemand bestreiten, ich am wenigsten, denn ich glaube sogar, das Recht, sich zu fürchten, gehört zu den Grund- oder Menschenrechten, wenn es auch weder im Pariser noch im Frankfurter Codex steht."

Es ist allein diese Furcht, welche Raupachs Stück zurückgewiesen hat. Nur beschränkt sie sich nicht darauf, daß etwa die demokratische Partei wegen der Ansichten und Aeußerungen des Dichters über die Volksmänner der neunziger Jahre Zeichen des Unwillens von sich geben möchte, denn diese Partei ist in Berlin äußerlich jetzt sehr still; sie überläßt diese Aeußerungen den Anhängern des Treubundes und der Preußenvereine, die denn ihrerseits den überlauten Ausfuhr ihrer Vorgänger wo möglich durch Ueberbietung parodiren. Wir meinen vielmehr, daß die Furcht des Intendanten dahin ging, daß die royalistische Partei mancherlei Anstoß an einzelnen freisinnigen Reden, und vielleicht die ganze Hofpartei daran nehmen könnte, daß die im Vorspiel geschilderten politischen Verhältnisse von 1789 in Frankreich allzuviel Verwandtes mit den preußischen Verhältnissen im Anfang des Jahres 1847 haben. Man fürchtete Anspielungen, Erinnerungen, Vergleichungen, Gedanken. Darum wies man das Stück zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Vergessene Heroen der deutschen Literaturgeschichte.

(Schluß.)

Wie aber auf der einen Seite der Begriff der Musik und ihrer Wissenschaft viel zu weit gefaßt wurde, so faßten ihn andere jener Schriftsteller wieder viel zu eng. Sie wollte Mitzler eine mathematische Wissenschaft aus der Musik machen und dieselbe gar nicht als Kunst, sondern nur als eine Disciplin der Philosophie gelten lassen. Es hing aber wiederum diese Verirrung mit den großartigen Resultaten zusammen, welche damals der Theorie des reinen Satzes durch die Mathematiker gewonnen wurden. Und wohl mögen wir es hier als ein weiteres Zeugniß für das Hinübertagen der musikalischen Literatur selbiger Zeit in alle Kreise höherer Bildung anführen, daß die berufensten Mathematiker, daß ein Euler und Bernoulli die Kraft ihres Forschergeistes auch der Tonkunst zuwandten, um sich von ihrem Standpunkte aus jener großen Gruppe der musikalischen Literatoren anzuschließen.

Nicht bloß bei den Deutschen, auch bei den andern Nationen, welche damals in Kunstsachen eine Stimme hatten, war gleichzeitig die musikalische Literatur zu ähnlicher Bedeutung emporgeblüht. Darin liegt gerade nichts Auffallendes; aber als etwas Einziges in der ganzen Literaturgeschichte steht wohl die schriftstellerische Freundschaft da, in welcher der größte antiquarisch-musikalische Forscher Italiens, Pater Martini, mit dem größten Forscher Deutschlands, dem Fürstabt Gerbert, zusammenwirkte. Der ungelehrte Abt auf dem Schwarzwalde kam mit dem Pater in Bologna überein, die erste umfassende Geschichte der Musik aus den Quellen gemeinsam zu schreiben. Martini übernahm die allgemeine Einleitung zur Geschichte der Musik, Gerbert den speziellen Theil der Kirchenmusik. Beide waren im Besitze so reicher und seltener Quellensammlungen, wie sie schwerlich je wieder zusammenkommen mögen, und neidlos tauschten der Deutsche und der Italiener ihre Schätze aus. Gerbert hatte in einer für die damalige Zeit ganz charakteristischen Weise sein Material herbeigetragen. Er war nämlich durch aller Herren Länder gereist und hatte namentlich von

Digitized by Google

Kloſter zu Kloſter nach alten muſikaliſchen Manuſcripten geſpürt; die Ausbeute wurde dann in ſeinem Aſyl auf dem Schwarzwalde angehäuft. Kaum hatte er dort die erſte Sichtung und Veröffentlichung ſeiner Schätze vorgenommen, als die Abtei niederbrannte und ſo dieſe einzige, unerſetzliche hiſtoriſche Originalbibliothek, in langjährigem Fleiß zuſammengetragen, in wenigen Stunden von den Flammen verſchlungen wurde. Es iſt bezeichnend für die damalige Geſchichtſchreibung, welche gern recht weit ausholte, daß das umfangreiche Geſchichtswerk beider Männer (ähnlich wie bei Marpurg) da aufhört, wo eigentlich die Muſik und ihre Geſchichte erſt anfängt.

Ein Forſcher wie der Fürſtabt Gerbert iſt nicht wiedergekommen, und ebenſowenig ein Lehrer der Tonkunſt, ſeinem Freunde in Bologna an großartiger Wirkſamkeit vergleichbar. Nie hat ein Muſikmeiſter eine ſolche Schülerſchaft aufzuweiſen gehabt, wie dieſer Pater Martini; in der ganzen muſikaliſchen Welt ward es für den höchſten Ruhm erachtet, bei ihm in die Schule gegangen zu ſeyn. Ein karger Lobſpruch aus ſeinem Munde galt mehr als akademiſche Diplome, es war der beſte Meiſterbrief. Wie zu Abälards Zeiten die Schaaren der Lernbegierigen nach Paris wogten, ſo zogen ſie damals nach Bologna, und von den Zeitgenoſſen ward dem Pater Martini eine ſo allgemeine Ehrerbietung erwieſen, daß ſie in dem kritiſch mäkelnden, neidiſchen achtzehnten Jahrhundert faſt unglaublich erſcheint und vielmehr an jene alten Zeiten gemahnt, wo man noch ohne Mißgunſt einen ganzen Mann gelten ließ. Und dennoch übertraf der Deutſche Gerbert in dem gemeinſamen Geſchichtswerk den italieniſchen Mitarbeiter weitaus an Gediegenheit. Martinis Buch hat mehr einen mythiſchen Ruhm auf die Nachwelt gebracht; das Gerbert'ſche dagegen beſitzt das ungleich reellere Verdienſt, noch heute dem Forſcher unentbehrlich zu ſeyn, wo es ſich um das Aufſchließen der alten Quellen handelt.

Wenn Martini einen Weltruhm beſaß, ſo wußte ſich der Franzoſe Rameau durch ſeine muſikaliſchen Schriften wenigſtens die Achtung der franzöſiſchen Nation zu erringen. Wie ſehr aber fällt der Vergleich zu Gunſten des deutſchen Meiſters aus, wenn wir unſern Mattheſon mit Rameau in Parallele ſetzen! Und doch wird jeder gebildete Franzoſe den Namen Rameau's kennen und von der literarhiſtoriſchen Bedeutung des Mannes wenigſtens ungefähr unterrichtet ſeyn, während in Deutſchland ſelbſt bei den Literatoren und Muſikern von Fach Mattheſons Name faſt ganz vergeſſen iſt. Marpurg zwang in jener höchſten Blüthezeit der muſikaliſchen Literatur dem eiferſüchtigen Italiener und Franzoſen die Anerkennung ab, daß in ſeinen kontrapunktiſchen Schriften der deutſche Tiefſinn das Höchſte geleiſtet habe; und welcher deutſche Hiſtoriker erinnert ſich jetzt noch zur Ehre der vaterländiſchen Wiſſenſchaft auch nur des Namens Marpurg?

Es erſchließt ſich uns in dieſer Gruppe vergeſſener Schriftſteller eine neue, reiche, in ſich abgeſchloſſene literariſche Welt. Der Flötenſpieler Quanz, am Hofe Friedrichs des Großen und auf Reiſen freier und weltmänniſcher gebildet, hat gar in Fragmenten von der Art, wie ſie heutzutage etwa ein Feuilletoniſt ſchreiben würde, die gleichzeitigen Muſikzuſtände geſchildert, und Athanaſius Kircher dafür geſorgt, daß auch der Charlatan in dieſem muſikaliſch-literariſchen Mikrokosmos nicht fehle. Wenn man dieſe Männer erſt einmal vollauf gewürdigt und an die rechte Stelle in der Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur eingereiht haben wird, dann wird noch manches neue Licht auf den Entwicklungsprozeß der Wiſſenſchaft und des Schriftthums im achtzehnten Jahrhundert fallen. Und daran wollten wir zu Ehren der guten deutſchen Gründlichkeit durch dieſe Zeilen erinnert haben.

W. H. Riehl.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Gotha, April.

Shakeſpeare's Venus und Adonis, überſ. von Freiligrath.

Es iſt eine häufige Erſcheinung, daß, wenn Genien der Kunſt in eine Zeit verkünſtelter Kulturzuſtände hineingeboren werden, dieſe Genien anfänglich ihren Geiſt in die conventionell hergebrachten Formen ergießen und den Beifall der Tonangeber und Kunſtrichter ihrer Zeit dadurch erwerben. Wenden ſie ſich aber, freier geworden, ab von der Convention und gebären ihren

Digitized by Google

Gedankengehalt voll aus in eine Form, die eben nichts ist als die Erscheinung dieses Gehaltes selbst, so gewinnen sie vorerst den Beifall des Volks und weiter die Bewunderung aller Zeiten. So ist es mit Shakespeare. Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts herrschte in England eine Dichtart, welche, gemischt aus italischen und englischen Elementen, mit Recht die romanische Dichtart genannt werden kann. Denn wie die romanischen Völkerstämme solche sind, die aus der Mischung antiker Ueberkultur und barbarischer Frische hervorgingen, so war auch jene Dichtweise ein Produkt von Reminiszenzen aus der überfeinerten Formengläte neulitalischer Poesie, und von germanischem, noch unausgebildetem Wesen. Wir finden hundert Jahre später diese Art zu dichten ihrem Wesen nach in Deutschland wieder, welches ebenfalls romanische Einflüsse, nicht nur von Italien, sondern auch von Frankreich her, erst mit seiner Natur zu einigen, dann zu überwinden strebte. Der deutsche Leser braucht nur wieder einen Blick auf die Poesie eines Lohenstein, eines Hoffmannswaldau zu werfen, und er wird einen lebendiggetreu Begriff von der englischen Poesie des sechzehnten Jahrhunderts erhalten, als ihm eine ausführliche Beschreibung ihrer Formen und Weisen geben könnte. Die Gedichte dieser zweiten schlesischen Dichterschule sind durch und durch gemacht; sie sind wie nach Recepten gearbeitet, ohne realen Gegenstand, ohne Wahrheit, daher bombastisch, pleonastisch, alkling, lüstern und moralisch. Alle diese Vorwürfe können wir auch der in Rede stehenden englischen Poesie machen, nur daß jene deutsche noch dazu der Vorwurf der Ausländerei weit schärfer trifft. Denn in der englischen Sprache sind ganz besonders zwei Elemente, die nun den Vorzug streiten: das romanische und das angelsächsische, und in der Geschichte der englischen Dichtkunst finden wir denselben Kampf, dessen Verlauf sich so herausstellt, daß neben der gekünstelten romanisirten Poesie sich bei Landmann und Bürger das angelsächsische Volkslied frisch erhält; daß Marlow dann, durch Behandlung ächt germanischer Stoffe (Faust) ernstere Gedankengänge und tiefere Gemüthsaufregungen wagend, auf den eigentlichen Kern englischen Wesens hinweist; daß endlich Shakespeare in Form und Wesen dem germanischen Grund- und Lebensstoffe der Nation den Sieg verschafft und so erst der Gründer vaterländischer Dichtung wird. Wie aber der junge Goethe in Leipzig die „Mitschuldigen“ schreibt und damit alexandrinischer Weise und alisränkischer Gesinnung huldigt, so war auch Shakespeare nicht sogleich wie aus der Erde gewachsen der natürliche und ächt nationale Dichter, den wir jetzt zu bewundern nicht müde werden können, sondern in der Sonnetlisten gekünstelte Formen ergoß er seinen Geist, welcher letztere durch erstere nothwendig beschränkt und verdeckt werden mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Köln, April.

(Fortsetzung.)

Verhältniß zu Erfurt.

Wir wollten den Preußenkönig nicht zum Kaiser, weil wir dadurch Oesterreich vom deutschen Reiche trennten. Wir ahnten damals nicht, daß die Ablehnung erst recht uns von Oesterreich losreißen und noch dazu den Spuk heraufbeschwören würde, der zur Stunde kriegfertig und schlagluftig an der Weichsel sich emporreckt. Nach der Ablehnung haben Aufstände und sonstige Kundthuungen in Baden, am Oberrhein, in Westphalen und in Sachsen uns deutlich bewiesen, daß ein Kaiser das Volk entschieden für sich gehabt hätte, wenn der Erwählte zugegriffen, und daß darum auch Oesterreich für Deutschland zu retten gewesen wäre. Die Spitzkugeln, die um der ausgeschlagenen Krone willen (!) in Baden deutsche Herzen durchbohrten, hätten hingereicht, den Kosfuth mit seinem Anhang in die Türkei zu jagen. Wäre das geschehen, so brauchten wir heute nicht zu befürchten, daß wir Oesterreichs Rettung den Russen überliefern, um nun die ganze Zeche dennoch zu bezahlen. Die Ablehnung des Königs, das bewaffnete Einschreiten seiner Regierung in Sachsen und Baden haben dazu geführt, alles wieder herzustellen, was die Märzstürme über den Haufen geworfen hatten; das wenige aber, was von den Märzerrungenschaften der 26. Mai zu retten Miene machte, das wird jetzt vor den Drohungen Rußlands aufgegeben, oder wenn nicht aufgegeben, auf das Glück des Kriegsspieles gesetzt; jenes begehrt die preußische Regierung, dieses verlangt die Verfassungspartei am Rhein und (vermuthlich) auch in Erfurt. — Die Zusammenberufung des Erfurter Tages machte an und für sich keinen tröstlichen Eindruck, und ich glaube kaum, daß selbst die Gothaer Partei sie mit rechter Zuversicht begrüßte; hier wenigstens hatte ich Gelegenheit, auffallende Wahrzeichen von Kleinmuth zu beobachten, obschon ich nicht unterscheiden konnte, ob das innerliche Mißtrauen der Sache selbst oder der preußischen Regierung galt. Doch sollte der gesunkene Muth durch die Gegner selbst gehoben werden. Erfurt kam bei der Menge in besseren Ansehen, sobald die Münchener Uebereinkunft bekannt wurde, und zwar dergestalt, daß sogar hie und da ein Rother äußerte: die Kleindeutschen bieten wenig, die andern dagegen gar nichts. Freilich meinten wieder andere dazu, die Regierungen von der Münchener Uebereinkunft seyen gerade nur aufrichtiger als ihre Gegenfüßler, im Grunde aber hätten sie beide das gleiche Ziel, nämlich den alten Schlendrian wiedereinzuführen. Wem so recht eigentlich das Herz unter den Gürtel sank, war die großdeutsche Partei (?). Wir am Rhein hatten uns eingebildet, die österreichische Regierung werde in kluger Berücksichtigung der Zukunft sich an Deutschland anschließen wollen; statt dessen gibt sie uns zu verstehen, sie begehre nichts als die Aufrechthaltung der alten Verträge im Geist des seligen Bundestags, womit sie Bayern und Württemberg selbst so zufrieden erklärten. Sie verlangt die Anerkennung des Grundsatzes, daß die verschiedenen deutschen Volksstämme in seiner andern rechtlichen Verbindung unter sich stünden, als durch die Bündnisse ihrer Fürsten, wogegen wir alten Burschenschaftler uns einbilden, die deutschen Fürsten müßten von Rechtswegen Bundesgenossen seyn, weil sie Mitglieder des deutschen Volkes sind. Dem Lehrbegriff nach haben wir sicherlich Recht, aber die Gestaltungen des wirklichen Lebens lassen uns im Stich, und wir haben keine Wahl, als einstweilen die Ungunst der Zeit zu ertragen, wenn wir nicht mit den Gothaer Erfurtern gehen oder mit den Rothen für einen neuen Umsturz arbeiten wollen. Viele von uns thaten das eine, noch mehrere scheinen sich zum andern zu neigen. Eine ganz geringe Anzahl, die sich seit beinahe zwei Jahren für großdeutsch ausgegeben, ging die Maske abwerfend in das Lager der alleräußersten Rechten über, dahin, wo die Gerlach, Stahl und Genossen stehen, um in ihrer Weise für den bösen Feind zu arbeiten, während sie dem Herrn zu dienen wähnen. Doch haben auch diejenigen, welche den Männern von Gotha sich zugewendet, gleich diesen selbst ihre Seele umsonst verkauft; sie stehen es nur allzuwohl, seit der letzten Wendung der Dinge in Erfurt, nach welcher die Kleindeutschen das hundertjährige Sprichwort aus Frankreich auf sich anwenden dürfen: Nous avons travaillé pour le roi de Prusse.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 99. Donnerſtag den 25. April 1850.

Omne malum victi, quod sors ferat ultima rerum,
Omne nefas victoris erit.

Lucan:

Erinnerungsblätter aus Raſtatt.

(ſ. Nr. 93—96.)

Es wäre vergeblich, wollte ich verſuchen den Eindruck zu ſchildern, den die im vorigen Brief beſchriebene Unterſuchung und Plünderung unſerer Habſeligkeiten auf uns machte. Wie ich ſie hier erzählt habe, erſcheint ſie vielleicht ſehr einfach und eben nicht beſonders merkwürdig; allein ich kann verſichern, dieſe halbe Stunde mit ruhigem Blut und mit Faſſung zu ertragen, koſtete mich größern Aufwand von moraliſcher Kraft, als irgend etwas, das ich bisher im Leben erduldet hatte. — Unſere Höhle war ebenfalls auf das Genaueſte durchſucht worden; allein deſſen ungeachtet hätte man Geld, Uhren und dergleichen verbergen können, wenn man nur entfernt geahnt hätte, was bevorſtand. Viel Geld hatte man indeſſen bei uns nicht gefunden. Ich hatte nur noch ſiebzehn Gulden gehabt. In andern Caſematten fand man mehr. In der, in welcher Heilig und die Artillerieoffiziere ſaßen, fand man über 5000 Gulden.

So betrübt und zornig wir auch alle über die erlittene Mißhandlung waren, brachen wir doch bald darauf in ein tolles Gelächter aus, als wir uns gegenſeitig in unſerem Maskencoſtüm betrachteten. Am lächerlichſten ſah Sensburg aus. Dieſer hatte eine überall zu kurze Soldatenjacke an und Beinkleider, die bis zur Hälfte der Wade reichten und an denen kein einziger Knopf war. Um ſie nur am Körper zu behalten, hatte er Bindfaden in verſchiedene Knopflöcher gebunden und denſelben um den Hals gehängt. — Knoll ging geſtikulirend und mit geſpreizten Beinen umher, noch immer vergeblich bemüht, ſeine Unausſprechlichen über ſein Unausſprechliches zu bringen. Woynitzki ſah vollkommen aus wie die Carrikatur eines franzöſiſchen Rekruten, wie man ſie in Paris an allen Bilderläden ſieht. Herrmann ging tiefſinnig umher und beweinte innerlich den Verluſt ſeines ungeheuern Mantels, an welchem man die Verſchwendung des koſtbaren Scharlachtuchs ſehr mißfällig bemerkt hatte.

Gegen Abend hatten wir uns ſo ziemlich getröſtet; allein der Geldmangel war ein Gegenſtand ernſten Nachdenkens, denn wenn wir uns mit den gelieferten Lebensmitteln und ohne Tabak behelfen ſollten, ſo ſah es ſehr ſchlimm aus. — In der Nacht ſchlief Alles ſehr unruhig. Knolls Adjutant zankte ſich laut mit ſeiner Fanny und fand ihre Chokolade außerordentlich ſchlecht; Woynitzki fluchte zwiſchen den Zähnen bald polniſch, bald franzöſiſch; Knoll ſtöhnte wie eine arme Seele im Fegefeuer und Sensburg rollte ſich bald zuſammen wie ein Igel, bald ſtreckte er ſich gerade aus wie ein Lineal oder ſchnellte in die Höhe wie ein Lachs.

Am Morgen erklärte ſich das Räthſel unſeres unruhigen Schlafes. Wir wurden durch Woynitzkis Stimme geweckt, der ſchrie: »Saerrrre mille tonnerre! j'ai des pouxle — Dieſes Wort machte ungefähr denſelben Eindruck auf uns wie ſeiner Zeit der Ruf: Koſacken! auf die Franzoſen. Flink wie die Hirſche ſprangen wir von unſerem Bette auf und Jeder unternahm eine Recognoscirung in ſeinen Beinkleidern. „Feinde ringsum!“ — Man denke ſich mein Entſetzen. Seit vielen Jahren hatte ich dieſe intereſſanten Thiere nicht geſehen und nun hatte man ſie gar am Körper.

Man entledigte ſich augenblicklich dieſer Neſſuskleider und warf ſie in eine Ecke des Hofes. Sens-

Digitized by Google

burg ſpazierte in Unterbeinkleidern im Hofe umher und nahm in ernſtlicher Entrüſtung in jeder Minute fünf Priſen. Wir machten augenblicklich die Meldung, und alsbald kamen auch ein preußiſcher Hauptmann und ein Lieutenant mit einem badiſchen Unteroffizier, der einen Pack neuer Hoſen trug. Ich bemächtigte mich eines Paars und wollte ſie eben anziehen, als Dr. Welker in ſeiner phlegmatiſchen Art und Weiſe zu mir ſagte: „Ich würde doch erſt hineinſehen.“ Ich folgte ſeinem Rath, und richtig, die ganzen Näthe waren mit Ungeziefer garnirt. Ich rannte in den Hof und hielt die lebenden Hoſen den beiden Offizieren hin, die einen Satz rückwärts machten, als ob ſie eine Natter gebiſſen hätte. Man fand indeſſen reinliche Kleidungsſtücke, welche man uns, wie auch wollene Decken gab. Ein badiſcher Offizier, welcher die Ausſicht im Fort bekommen hatte, nahm ſich freundlich unſer an.

Das brutale Benehmen der Offiziere und Unteroffiziere am Tage vorher ſchien mir doch zu außerordentlich, wie überhaupt die ganze Plünderungsſcene, als daß ich glauben konnte, man verfahre ſo mit Wiſſen und Willen des Gouverneurs. Dieß war der Generallieutenant v. Hollebeu. Meine Frau hatte an ihn geſchrieben und einen Brief an mich eingelegt, den mir ſein Adjutant, Herr v. Borſtell, ſelbſt überbracht hatte. Der General war ſo freundlich geweſen, die Vermittlung unſerer Korreſpondenz ſelbſt zu übernehmen, während die Briefe gewöhnlich an den Kommandanten geſchickt wurden, und ich beſchloß in einem langen Schreiben meiner Frau Alles zu ſchildern, was wir bisher erduldet hatten. Ich konnte mir wohl denken, daß man meinen Brief nicht abgehen laſſen würde; allein das ſchadete nichts, mein Zweck wurde erreicht, wenn ihn der General las. Meine Liſt glückte. Schon am andern Tage hörten wir, der General ſey wüthend auf die Parade gekommen und habe ſich ſehr mißbilligend und derb über das Benehmen der Offiziere wie über das ganze Verfahren gegen uns ausgeſprochen. Der Kommandant beſuchte uns und ſprach ſehr ernſtlich mit dem badiſchen Hauptmann, der die Bekleidungsgegenſtände unter ſich hatte; er beſtand darauf, daß die uns abgenommenen Kleider wieder herbeigeſchafft würden; das ſey ſein Wille nicht geweſen, daß man uns dieſelben vom Leibe nehme. — Es blieb indeſſen beim Alten; wir erhielten nichts zurück.

Mit den Verhören ging es unterdeſſen ſehr langſam. Von unſerer ganzen Geſellſchaft war noch Niemand im Verhör geweſen als Woyzitzki und ich, und das auch nur vor der ſogenannten „Ausſcheidungskommiſſion,“ das heißt der Commiſſion, welche die Preußen vor den andern ausſcheiden ſollte. Endlich kam ich zum ordentlichen Verhör, welches ein preußiſcher Landwehroffizier im Beiſeyn von zwei andern Offizieren mit mir vornahm. Mit Schrecken ſah ich da auf dem Tiſch und in den Händen dieſer Offiziere alle meine Berichte an Tiedemann, welche dieſer als „hiſtoriſche Dokumente“ aufzuheben gewiſſenlos genug geweſen war. Der Verhörsrichter war indeſſen ein humaner Mann und ich hatte Urſache mit dem von ihm aufgenommenen Protokoll zufrieden zu ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Wie es auf dem Theater in Berlin ausſieht.

(Fortſetzung.)

Man könnte ſich darüber wundern, daß ein Raupach ſich darüber wundert. Raupach mit ſeinem ſcharfen Blicke, der mit ſeiner Aeußerung der Theaterdirektion in's Herz geſchlagen hat, hätte doch auch in Bezug auf ſeine eigene Arbeit die erkannte Wahrheit zur Anwendung bringen ſollen. Wir wußten das alle, aber daß der Blitz gerade bei Raupach einſchlagen mußte, bringt die Sache zum Eclat.

Zur Zeit der ſeligen Cenſur herrſchten im Theaterweſen, wie ſich von ſelbſt verſteht, mehr Rückſichten und mehr Aengſtlichkeit als irgendwo ſonſt in der Literatur und Kunſt. Aber ſeit Einführung der Preßfreiheit iſt die Errungenſchaft der Freiheit für das königliche Theater eine Rückſichtsnahme, welche viele die Zeiten der ſeligen Cenſur als eine goldene zurückwünſchen läßt. — Die neue preußiſche Zeitung machte neulich in einem gegen das Geſchworenengericht geſchriebenen Artikel die Bemerkung, daß man von den Geſchworenen eine geiſtvolle, tief eingreifende Erwägung der ihnen vorgelegten Fragen umſonſt erwarte, da bei der vorangehenden Verwerfung die Staatsankläger ſowohl als die Vertheidiger alle die Mitglieder ausmerzen, von denen ſie Geiſt und eigene Anſichten erwarten. So bleibe denn nichts als ein Reſiduum von Gedankenloſigkeit, Schlendrian und Mittelmäßigkeit. Dieſe treffende Bemerkung könnte auch auf unſer Theater Anwendung finden. Wenn nach einer tief aufgeregten Zeit die Bühne alles von ſich weiſt, was daran erinnert, was nur Anlaß geben kann, daß man daran denkt, wie ſoll da etwas Lebendiges ſich entwickeln, wie verurtheilt ſich das Theater von ſelbſt, um zu beſtehen, entweder zum Frivolen oder Gemeinen, oder dazu, nach der Ferne und Fremde hinauszugreifen, wo unſer Intereſſe nicht iſt!

Es war ein noch heut unbegreiflicher Mißgriff, als in der vormärzlichen Zeit der Befehl erging, daß

Digitized by Google

kein Hohenzollern auf der Bühne erscheinen ſolle. Es lag kein Grund dazu vor. Die Dichter, welche ſich damals gemüßigt fanden, Gegenſtände aus der vaterländiſchen Geſchichte auf die Bühne zu bringen, thaten es aus reinen Pietäts- und patriotiſchen Gefühlen. Es war lediglich die kleinliche Furcht, daß eine Majeſtät, ein Prinz von Geblüt nicht ſeiner würdig repräſentirt werden könnte. Ich weiß nicht, ob man heut dieſen Grundirrthum, ob man eingeſehen hat, daß die Darſtellung ſeiner großen Könige, ſeiner Helden auf den Brettern, wie verfehlt ſie auch in der Ausführung ſeyn mag, ein Volk mit ſeinem Königthum und Heldenthum vertraut und befreundet macht. Die Engländer wurden groß mit den Heldengeſtalten ihrer Könige auf der Bühne; die große Vorzeit kommt ihnen menſchlich näher, und daß ſie auch ihre Schwächen ſehen, entfremdet ſie nicht dem Königthum und dem Königsgeſchlecht; beider Rechte ſtehen vielmehr unwandelbar feſt in der Volksmeinung. Die Franzoſen ſahen auf ihrem Theater nur römiſche, griechiſche und aſiatiſche Kaiſer und Könige, und ihre Königsgeſchlechter gingen unter wie morſche Bäume, die der Sturm knickt, weil ſie keine Wurzeln haben. Denn daß das Königthum in Frankreich nicht untergehen kann, wenn es auch unter andern Namen wieder erſcheint, hat einen ganz andern Grund.

Hatte das Haus der Hohenzollern Grund zum Wunſche ſeine bedeutenden Könige und Prinzen dem Volke auf der Bühne nicht vorgeführt zu ſehen? In der ganzen Geſchichte vom frühen Mittelalter bis auf die Neuzeit iſt kaum eine mächtige Dynaſtie (wenn man die erſten Karolinger ausnimmt), welche eine Reihe ſo kräftiger, körniger, oft ſtählerner Charaktere zählt, als ihr Geſchlecht. Man ſehe, wie ein Friedrich II., wie ſchon ſein Vater Friedrich Wilhelm I. auf den Bühnen draußen wirken, da, wo keine Pietät für das Königshaus herrſcht, und oft in ſehr dürftiger theatraliſcher Arbeit! Welche Wirkung müßten dieſe und andere Helden- und Herrſchergeſtalten der Familie auf ein preußiſch patriotiſches Publikum üben, wenn bedeutende Dichterkräfte ſich die Aufgabe ſtellten, ſie ihrer Bedeutung gemäß auf die Bühne zu bringen!

Dieſes lebendige Band zu knüpfen zwiſchen dem Regentenhaus und dem Volke hatte man verſchmäht aus falſcher Pietät, aus übel angebrachter Scheu, aus — Furcht. — Vielleicht wären die Wirkungen des Jahres 1848 anders geweſen, wenn das Volk ſein Königshaus von der Bühne herab anders hätte kennen lernen. Vielleicht! aber gewiß hätten ſeine Großthaten, ihm menſchlich von dort aus näher gebracht, lebendiger in Fleiſch und Blut gewirkt als heut die Vorträge, Feſte, Lieder, Feſteſſen des Treubundes. Es hätte wenigſtens keines Ausſchuſſes in dieſem Bunde bedurft, der ausdrücklich beſtimmt iſt „zur Arrangirung die Vaterlandsliebe erweckender Volksfeſte.“

Bei den Alten und auch bei unſern Vorfahren war das Theater für die Feier des Religiöſen, die Darſtellung des Heiligen beſtimmt. Dagegen hat ſich die Sitte entſchieden, und mit der Sitte iſt nicht zu kämpfen. Daß der Mißverſtand der Sitte auch das Hiſtoriſche zu beſchränken, auch das Vaterländiſche in enge Grenzen einzuſchließen ſich gedrungen fühlt, iſt zu bedauern. So greift man, um auf das Volk zu wirken, zu den unnatürlichſten Mitteln, und das natürlichſte weiſt man von der Hand. Ja, man würde auch das Theater gern benutzen, wenn man eben nur treubündleriſche Vorſtellungen darauf geben könnte; aber man wagt es nicht. Zur Schule für den Gehorſam eingerichtet, würde das Theater bald in Verruf kommen, oder was ſchlimmer, verſpottet werden. Doch auch Dinge und Lehren dieſer Art könnten von dort ſich Eingang im Volk zu verſchaffen ſuchen, wenn die Bühne frei gegeben wäre, wenn es geſtattet würde, die volle hiſtoriſche Wahrheit, wie ſie der Dichter erſchaut, zur Erſcheinung zu bringen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Köln, April.

(Schluß.)

Reflexionen.

Die Großdeutſchen dagegen haben geradezu für die Herſtellung einer Kaunitz-Metternichſchen Staatsſtumm in Oeſterreich, zum Vortheil der Slaven und Romanen auf Koſten der Deutſchen, für die Erneuerung der Thaſſilonſchen und Welfiſchen Erblehte in Bayern, welche ſeit den Tagen des großen Kurfürſten Max I. ſo ununterbrochen und folgenreich in die Geſchicke des Reiches eingriff. Es wird mithin kein Wunder ſeyn, wenn beide Parteien nach ſo bittern Enttäuſchungen, eingedenk ihres gemeinſamen Urſprungs aus den Tagen der franzöſiſchen Sklaverei, ſich wiederum unter dem ſchwarzrothgoldenen Banner die Hände reichen und vereint auf die Seite hinſtellen, auf welcher allein noch die Hoffnung künftigen Erfolgs blüht. Vor der Hand zwar ſcheint zu ſolcher Vereinigung noch kein entſcheidender Schritt geſchehen, doch wird hierlande mit großer Zuverſicht darauf gerechnet. Das Volk am Rhein glaubt nämlich feſt und feſt an einen bevorſtehenden Krieg. Ich enthalte mich jeder eigenen Berechnung, um hier nur als Berichterſtatter wiederzugeben, was

Digitized by Google

die Leute sagen; denn nicht wie der Einzelne die Sache anschaut, ist hier das Wesentliche, sondern was die öffentliche Meinung davon hält. Das Volk hält den Krieg für unvermeidlich in jedem Fall. Läßt die Versammlung von Erfurt sich durch die Berliner Regierung bestimmen, den russischen Zumuthungen nachzugeben, so wird der Erfolg nur dazu dienen, den Czar noch zudringlicher zu machen, die endlich doch geschieht, was sich auf der Stelle ereignen müßte, wenn der deutsche Sonderbund Muth in hinlänglich hohem Grad besäße, den hingeworfenen Fehdehandschuh ohne weiteres aufzunehmen. Letzteres erwartet, wie ich oben sagte, die Verfassungspartei, und sieht darin das einzig wirksame Mittel, Deutschland mit Preußen auszusöhnen. Auch die Demokratie verlangt den Krieg, weil sie davon das Verderben des russischen Kolosses erwartet, theils durch die Aufregung in Polen, welche zu dreistündigen sofort zu den ersten Aufgaben Preußens gehören würde, theils durch die Anschauungen, welche auch eine feindliche Berührung mit den Deutschen in den Russen wecken soll. Das dritte „theils" übergehe ich mit Schweigen, da nur ein geringer Theil der rothseinen Rothen so ehrvergessen ist, den Blick nach Westen zu wenden, zu jenen zweideutigen Nothhelfern, welche so oft schon (z. B. vor sechzig Jahren erst) das Vertrauen der Rheinländer schmählich getäuscht haben. Allerdings dürften wir uns nicht verhehlen, daß wie die drei Farben Frankreichs im Herzen des Vaterlandes würden flattern sehen, wenn Oesterreich sich so weit vergäße, die Spitze seiner Waffen gegen die eigenen Stammesgenossen zu kehren, um auf unsere Kosten seine Aetter zu belohnen und uns eingetlen zu lassen, daß wir ihm nicht gegen die Magyaren geholfen; doch wäre es ungerecht, jetzt schon in's Blaue hinein die österreichische Regierung einer Handlungsweise für fähig zu halten, die weder mit der alten Ehrenhaftigkeit Habsburgs übereinstimmte, noch der bekannten Klugheit des Wiener Hofes entspräche. Die deutschen Krieger Oesterreichs sind keine willenlosen Söldner ohne Vaterland; die ungarischen Regimenter würden sich kaum für ein russisches Bündniß begeistern lassen, und nur mit widerstrebendem Herzen in's Feuer rücken, und wie es um die Gesinnungen der Südslaven bestellt ist, das wird der Fürst Schwarzenberg vermuthlich am besten wissen. Lassen wir also jede Erwägung dieser traurigen Möglichkeit bei Seite. — In diesen Zeilen habe ich nach bestem Wissen die öffentliche Stimmung des Tage geschildert, so weit ich eben selber sie zu überschauen vermag. Für ganz unparteiisch wird die Schilderung kaum gelten dürfen; denn indem ich nicht herzlos genug bin, keine Partei zu nehmen, so ist es unmöglich, diejenige geschichtliche Lndesangenheit zu behaupten, welche bei einem Bericht über vergangene Zustände unerläßlich wäre. Die Gegenwart behauptet ihr Recht. Was meine eigenen Ansichten über die Zukunft betrifft, so wünsche ich nichts lebhafter, als mich zu irren. Mir kommt es nämlich vor, als gingen wir unaufhaltsam auf diejenige Wendung der Dinge zu, von welcher die Verdlendung der Rothen das Heil der Gesellschaft ganz unmittelbar erwartet, weil sie trotz aller Lehren der Geschichte nicht einsehen wollen, daß es zwar ein entschiedener, aber doch sehr halsbrechender Fortschritt ist, sich köpflings in den Abgrund zu stürzen.

Gotha, April.

(Fortsetzung.)

Shakespeare's Venus und Adonis, übers. von Freiligrath.

In dieser Manier schrieb Shakespeare sein erstes Gedicht „Venus und Adonis," schrieb er die übrigen erzählenden Gedichte, lange behalten auch seine dramatischen Werke einzelne Züge aus dieser Manier, und mit Recht hat man darauf aufmerksam gemacht, wie des Genius Befreiung von fremder, todter, angezwungener Art dadurch bezeichnet wird, daß er an die Stelle, wo in den ersten Stücken (z. B. „der Liebe Müh' umsonst") die Sonnetform steht, das einheimischere, lebendige, angeborene Volkslied treten läßt und so das zu lauten Ehren bringt, was, in der Stille glimmend, über die frostige Nacht der Gelehrtenpoesie hinaus sich erhalten hatte, bis der Hauch des Genius es zur leuchtenden und wärmenden Flamme anfachte.

Venus und Adonis erschien gedruckt 1593, also drei Jahre vor der muthmaßlichen Entstehungszeit von Romeo und Julie; geschrieben aber wurde jenes Gedicht schon jahrelang vorher, vielleicht vor des Dichters Uebersiedelung nach London; er selber nennt es in der Widmung an den Grafen von Southampton sein erstes Werk. Hiemit trat er in die Reihe der Dichter und Gelehrten, huldigte dem Zeitgeschmack der Gebildeten und überflügelte zugleich die Dichter der Schule, in welcher er sich begeben hatte, so weit, daß 1598 Meres von Venus und Adonis und den andern beschreibenden Gedichten sagt: „es lebe die süße Seele Ovids in dem honigzungigen Shakespeare, und wenn die Musen selbst englisch sprächen, so würden sie im Shakespeare's Worten reden." — „In das unsterbliche Buch des Ruhmes eingeschrieben" nannten ihn solche, die seine Theaterstücke entweder nicht kannten, oder ihnen zu ernahnen nicht der Mühe werth hielten. Das Theater gehörte großentheils den gemeinen Leuten, dem Volk, und die Kunstpoesie war für dasselbe „Caviar," wie Hamlet von der Rede des Schauspielers sagt. Sehr richtig, denn bei aller Großartigkeit der Compositionen trägt diese Rede vom rauhen Pyrrhus die deutlichsten Spuren eben jener sonnettistischen Poesie, welche zu genuiren die Zunge des einstfeischessenden Volks noch genug war. Für das, was schmeckt und nicht nährt, hat das Volk physisch und geistig keinen Sinn, um so mehr hascht die „bessre Gesellschaft" darnach. Diese gewann sich unser Autor durch seine beschreibenden Gedichte, machte sich bei ihr als Dichter geltend und gründete sich so eine erträglichere Lebensexistenz, als ihm der verachtete Stand des Schauspielers gewähren konnte, den man vom Schauspielbichter zu unterscheiden noch nicht angefangen hatte. Daher sorgte Shakespeare für den Druck dieser Gedichte; seinen Dramen ließ er nicht ein Gleiches zu Theil werden; man lernte sie nur von der Bühne aus kennen. Die Zeit hat das geändert; seine Stücke hört man jetzt von den Brettern herab, um sich zu überzeugen, daß auf solche Weise man sie nicht lernen lernt, und während jeder gretschende Mann, lesend und wieder lesend, seine dramatischen Werke kennt, sind die beschreibenden Gedichte selten weiter bekannt als dem Namen nach. Jedoch mit Unrecht. Erstlich bieten sie reichen Stoff, die Anfänge seines Dichterlebens zu belauschen und Züge zu dem so unvollständigen Bilde seiner Person zu sammeln; dann aber haben sie auch selbstständigen Werth, trotz ihrer oben gerügten Schuldienstbarkeit. Denn während unseres Goethe's Erstlingswerk so schulgebunden ist, daß selbst wir Nachlebenden aus diesem Meißener Porcellan die schöne Marmorstatue nicht herauszehren können, die doch thatsächlich darunter verborgen stand, so offenbart sich in Shakespeare's Anfängen ein Geist, von dem wir meinen, ein gutes Auge hätte ihm schon gleichzeitig eine große Zukunft daraus prophezeien können.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 100. Freitag den 26. April 1850.

Steel thy fearful thoughts,
And change misdoubt to resolution.
Let pale-fac'd fear keep with the mean-born man!
Shakespeare.

Wie es auf dem Theater in Berlin aussieht.

(Schluß.)

Wer gestattet es nicht? — Nicht ein Befehl, nur die Furcht anzustoßen, irgendwo, bei den Königen oder bei den Völkern. In den Zeiten der Aufregung hat man sie selbst überboten durch Dinge, die dem Wahne schmeichelten, ihn noch reizten; wenn die Ruhe zurückkehrt, kann man nicht ruhig genug seyn; man ist ängstlich, selbst das zu erwähnen, was nur an die gewesene Aufregung erinnert.

Das sind allgemeine Klagen, allgemeine Wahrheiten. Wie man das Königthum vom Volke getrennt hatte, indem man es mit dem Nimbus der göttlichen Herkunft umwob, hat man muthwillig das Theater, diese in ihren Wirkungen unberechenbare Bildungsschule für das Volk, von demselben abgesondert und getrennt. Man hat ihm die Pulsadern unterbunden, damit nicht das Blut zwischen beiden cirkulire. Man hat es verdammt, statt ein halbes Spiegelbild des Lebens zu werden, ein Guckkasten zu seyn für allerlei Willkürliches, für Farcen und Possen, oder für ein Pathos, das uns nicht berührt.

Man ist in Berlin sehr geneigt, dem Generalintendanten die ganze Schuld in die Schuhe zu schieben, und in seiner Leipziger Magisterängstlichkeit und beschränkten Anschauung der Verhältnisse den Grund des Uebels zu suchen, das doch wahrscheinlich weit tiefer liegt. Es ist allerdings richtig, daß unter seiner Direktion alles zurückgewiesen wird, wobei nur der entfernteste Gedanke ist, daß es der herrschenden Gewalt anstößig seyn könnte. Raupachs Mirabeau ist gewiß nur deßhalb abgelehnt worden, weil Mirabeau zum Minister Necker Wahrheiten spricht, die ein preußischer Mirabeau eben so gut vor dem vereinigten Landtage zu seinem Könige über die Zustände in Preußen hätte sprechen können. Aus ähnlichen Gründen hat man auf dem königlichen Theater in Berlin die Annahme des Griepenkerlschen Robespierre abgelehnt. Daß dieses Drama aufführbar ist, wo Kräfte dafür vorhanden sind, ist außer Zweifel; die ersten Talente der diesigen Bühne hatten sich dafür erklärt, interessirt, und es ist eben so gewiß, daß die politische Auffassung keinen Grund abgab, es abzuweisen, eben weil die Conception über die Politik hinausgeht und eine rein historische und psychologisch allgemein menschliche ist. Unangenehm politisch berührt konnten höchstens die Ultrademokraten werden, weil der Dichter ihre neuesten Abgötter zu nackt und wahr dargestellt hat. Die Gründe, weßhalb v. Küstner dieses Stück abgewiesen haben will, sind zu albern, um sie zu erwähnen. Der wahre Grund ist der, welchen Raupach angegeben hat — die Furcht, die Furcht, Geister aus der wahrhaften Geschichte in ihrer furchtbaren Wahrhaftigkeit auf die Bretter zu citiren, die Furcht, daß der Philister A und der Philister B bis zum Philister Z hinab, daß irgend einer oder eine Coterie sich unangenehm berührt, beleidigt fühlen könnte, die Furcht endlich etwas zu wagen, was noch nicht gewagt worden war. Darum lieber einen Dschingischan als einen Robespierre. Das ist die Rücksicht, die Feige aus uns macht —

Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren so der Handlung Namen.

Digitized by Google

Es ist nun einmal so und wird schwerlich geändert werden, und ich glaube fast, daß man dem Herrn v. Küstner zu viel Schuld in die Schuhe schiebt; denn er ist eben nur einer unter vielen, und wenn man sich auch hundert Anekdoten erzählt von der Beschränktheit seiner Ansichten, z. B. daß ihm Mirabeau nicht recht erinnerlich gewesen, und er nur über die Zumuthung geklagt, ein Stück aufzuführen, welches einen französischen Deputirten zum Gegenstand habe, und was ein französischer Deputirter auf ein deutsches Theater gehöre? — so wird mancher andere Theaterdirektor an manchen andern Mängeln der Kenntniß und Erkenntniß der Dinge und der Zeit leiden. Wie viel Staatsmänner stehen auf der Höhe, um darüber weg zu schauen? was fordert man es von Theaterdirektoren, die keine Schule dazu gemacht haben? Uebrigens haben seine ökonomischen Reformen, in denen er ein unbestreitbares Verdienst hat, ihm, wie sehr begreiflich, eine große Zahl von Feinden zugezogen, auf deren Rechnung manches, was ihm nachgeredet wird, gesetzt werden mag.

Ob auch die verdrießliche Geschichte mit Gutzkow dahin gehört, lasse ich unentschieden. Ich weiß nicht, wer ihn genannt, oder auf wessen Veranlassung derselbe als Dramaturg für Berlin genannt wurde, als plötzlich fulminante Artikel gegen ihn in unsere Zeitungen gestreut wurden, als stehe Hannibal schon ante portas. Daß Gutzkow als Theaterdichter und Dramaturg sich zur Leitung der Berliner Bühne nicht eigne, das ward eben nicht behauptet, denn darauf scheint es wirklich jetzt nicht anzukommen, sondern es ward untersucht, ob er nach seiner politischen Meinung Einfluß auf das Berliner Theater haben dürfe. Alberneres als diese Denunciationsartikel gegen Gutzkows politischen Charakter konnte man kaum lesen. Es lief ungefähr darauf hinaus, daß Gutzkow vor dem 18. März nach Berlin gekommen, um die Revolution zu machen. Schreiber dieses war damals nicht in Berlin, so viel er aber gehört, haben Gutzkows Reden nicht viel gemacht; und die ganze Anschuldigung möchte schon durch die Thatsache in sich selbst zerfallen, daß Gutzkow nach der Revolution augenblicklich vom Schauplatze abtrat. Wie viele haben vor dem 18. März und bis dahin auf der äußersten linken Seite gestanden, die jetzt die Pfeiler des Conservatismus sind! — Wenn also der Angriff gegen Gutzkow von einer Theaterpartie ausging, die ihn durch dieses Mittel entfernt halten wollte, konnte er nicht dummer und albener unternommen werden. Gutzkow selbst hat ihn in einer Entgegnung genügend zurecht gewiesen. Es ist nichts widerwärtigeres und schändlicheres als der Delatorenunfug, der nach der Revolution auftaucht und von dem unsere Staatsprokuratoren traueige Dinge zu erzählen wissen. — Daß dieser Angriff gegen Gutzkow von Herrn v. Küstner selbst ausgegangen, bezweifeln wir schon deßhalb, weil letzterer einer politischen Anschauung der Weltverhältnisse, wie aus dem obigen ersichtlich, ganz fern steht.

Ob Gutzkows mögliche Herbeirufung die Sache bessern würde, ist zweifelhaft, eben weil jeder überzeugt ist, daß die Persönlichkeiten nicht stark genug sind, die Gewohnheit zu ändern. Die Giganten, die in der Politik fehlen, um im Reformwege zum Bessern zu führen, sucht man in den Zächern der Kunst eben so vergebens. Darum ließ die Nachricht eigentlich gleichgültig. Auch hat Gutzkow, wir meinen nicht als Politiker, sondern in der Eigenschaft, die ihn zum Dramaturgen qualifizirt, Gegner. Von diesen hörte man das trostlose Wort: „Immerhin, er kann es nicht schlimmer machen als es ist.“ Mit seinen schlimmsten Eigenschaften würde er es noch besser machen. Wir haben seine Thätigkeit als Dramaturg der Dresdner Bühne nicht verfolgt, uns dünkt aber, daß etwas für ihn spricht, nämlich daß er während seiner Leitung die Bühne nicht mit seinen eigenen Stücken erdrückt hat, ein großes, ein heroisches Verdienst eines Dramaturgen, der selbst Theaterdichter ist.

Der Fehler liegt tiefer, er liegt da wo wir ihn gezeigt — in der Furcht. Auf der Tribüne der Deputirtenkammer werden Dinge gesprochen, Wahrheiten gesagt und Unwahrheiten in Anschuldigungen ausgestreut, von denen der Deutsche sich vor dem März keinen Begriff gemacht. Die Presse, die kleinen demokratischen Winkel- und Tageblätter sprühen tief eindringendes Gift in die Volksklassen, welche durch ihre Nicht- oder Halbbildung nicht im Stande sind das Falsche vom Rechten zu unterscheiden. Das läßt man gewähren, man kann es nicht hindern, oder hofft, daß im natürlichen Prozesse die Wahrheit von der Lüge sich abklären wird — und ich glaube man thut recht daran, wenn man nur im übrigen eben so recht und geoß handelte. Aber vom Theater herab, wo man doch auf ein verhältnißmäßig gebildeteres Publikum rechnen kann, scheut man sich die freie Anschauung der Dinge zuzulassen. Freilich kann da ein Wort zünden, aber was hat denn nicht gezündet, wo ringsum, was lebendig seyn sollte, zu morschem Zunderstoff geworden, weil wie zu ängstlich waren, im rechten Moment das Blut kreisen zu lassen? Schafft wieder Lebenskraft, schafft Erkenntniß in dem Publikum, das ihr fürchtet, dann werden die Funken nicht mehr zünden. Was die ängstliche Vorsicht in andern Dingen gefruchtet, habt ihr gesehen; auf dem Theater wollt ihr aber noch immer den Versuch machen den Athem anzuhalten! Auf diesem Wege ist es denn natürlich, daß die Bühne, auf der die Lessing, Schillee und Goethe einst das deutsche Volk

Digitized by Google

belehrten und erhoben, zu einer Anſtalt wird, wo nur noch Birch-Pfeifferſche Stücke Eingang finden. Denn das muß man denſelben laſſen, ſie geben keinen Anſtoß, weder der Reaktion noch der Demokratie, und regen den ruhigen Bürger nicht auf.

Erinnerungsblätter aus Raſtatt.

(Fortſetzung.)

Eines Morgens erfuhren wir, daß Tiedemann erſchoſſen ſey. Er hatte lange Hoffnung gehabt, bis er ſah, daß ein Brief bei den Akten war, welchen er einſt an Struve geſchrieben hatte. Seitdem war er ſehr niedergeſchlagen und weinte in mancher Nacht heimlich bittere Thränen, wenn er an ſeine arme Gattin und an ſeine Kinder dachte, die er hülflos in Griechenland zurückgelaſſen hatte. Er ſtarb wie ein Mann. Er wollte ſich die Augen nicht verbinden laſſen, ſondern ſagte: „Ich will meine Mörder ſehen!“ Sein Tod erſchütterte uns alle, denn wenn er auch ein curioſer Menſch voll kleinlicher Eigenheiten war, ſo hatte er doch auch ſehr ſchätzbare Eigenſchaften.

Den Tag nach Tiedemanns Tode kam ein Offizier und hieß mich meine Effekten zuſammenpacken, da ich in ein anderes Gefängniß kommen ſolle. Dergleichen Veränderungen waren damals ſehr bedenklich, da man die Todescandidaten ſtets beſonders zu verwahren pflegte. Ein wenig beſtürzt rüſtete ich mich und nahm von meinen bisherigen Leidensgefährten Abſchied, die mir mit bangen Ahnungen nachſahen. Ich folgte der Wache durch die Poterne, wo wir auf den Offizier warten mußten, der noch einen andern Gefangenen holte. Nach einer Weile kam er und mit ihm zu meiner freudigen Ueberraſchung Profeſſor Kinkel. Wir hatten uns beim demokratiſchen Congreſſe in Berlin geſehen und an einander Gefallen gefunden, ohne uns jedoch näher kennen zu lernen. Der badiſche Offizier, der uns begleitete, war nicht ſtreng, ſondern geſtattete uns die Unterhaltung. Wir wurden beide nach Baſtion XXX gebracht, welche im obern Anſchluſſe, zwiſchen dem Karlsruher und dem Niederbühler Thore liegt. Hier hatten Major v. Hinderſen und Oberſt Becker geſeſſen, ſo wie in früherer Zeit Struve. Ich hoffte mit Kinkel in ein Gefängniß zu kommen und freute mich ſehr darauf; allein daraus wurde nichts. Man gab ihm eine Caſematte allein im Gebäude rechts vom Eingang, während ich in das links, und zwar in das Gefängniß kam, in welchem Tiedemann noch Tags vorher geweſen war. Dieß ſchien mir ein durchaus böſes Omen. Sonſt gewann ich bei der Veränderung. Die Caſematte war gedielt und enthielt zwei Betten, einen Tiſch und zwei Stühle, Luxusgegenſtände, welche wir in der frühern Caſematte nicht kannten, wo wir alle zuſammen nur eine kleine Bank beſaßen, welche uns die Wache verſchafft hatte.

Mein Caſemattengenoſſe war Major Fach, mit dem ich mich ſehr gut vertrug. Fach hatte die Erlaubniß ſich Eſſen aus der Stadt kommen zu laſſen, wie auch Bücher, Cigarren und dergleichen, und ſo lebten wir in materieller Hinſicht recht gut. Da wir mit den Soldaten immer ſehr gut ſtanden, ſo fehlte es uns auch nicht an Gelegenheit Briefe abgehen zu laſſen und Geld zu empfangen. — Vormittags und Nachmittags gingen wir eine Stunde lang im Hof ſpazieren. Gewöhnlich gingen die Gefangenen der einen Seite zuſammen; wenn aber der Unteroffizier von der Wache ein paſſabel vernünftiger Menſch war, ließ er uns, die nicht gemeine Soldaten waren, alle zuſammen gehen. Kinkel und ich ſchloßen uns herzlich an einander an und wir freuten uns jedesmal, wenn wir zuſammenkommen konnten; wo nicht, ſo wechſelten wir doch immer einige Worte, wenn einer von uns im Hof war und der andere am Fenſter ſtand, was die Wachen nicht verhinderten.

Eines Tages kam vor Baſtion XXX ein Wagen gefahren, den zwölf Mann Infanterie und zwei Gensdarmen begleiteten. Es hieß, Oberſtlieutenant Corvin und Profeſſor Kinkel ſollten ſich ankleiden. Ich war ſehr überraſcht: ich wußte gar nicht, wie ich in dieſer Angelegenheit mit Kinkel zuſammen kam, den ich während der ganzen Revolution in Baden nicht geſprochen hatte. Er hatte mich einmal in Ettlingen geſehen, als ich mit Willich redete; da er aber gemeiner Freiſchärler war, hatte er ſich nicht getraut auszutreten und mich anzureden. Wir ſtiegen ein, die Gensdarmen nahmen mit geladenen Gewehren uns zur Seite Platz. Der Wagen fuhr wie ein Leichenwagen, damit die Bedeckung folgen konnte. Frauen und Mädchen, welche am Wege ſtanden, ſtürzten weinend und händeringend in die Häuſer; ſie meinten, es ſolle abermals eine Hinrichtung ſtattfinden. Es hatte auch wirklich ganz den Anſchein. Ich wollte Kinkel befragen, weßhalb wir wohl zuſammen geholt würden, wurde aber von den Gensdarmen zur Ruhe gewieſen. Die Sache war indeſſen ſehr einfach. Wir hatten denſelben preußiſchen Inſtruktionsrichter, und da wir in derſelben Baſtion ſaßen, ſo hatte man uns zuſammen holen laſſen. Die preußiſchen Unterſuchungsrichter waren ſtets ſo artig, Leuten von einiger Bedeutung einen Wagen zu ſchicken, obwohl ich ihnen dieſe Artigkeit gern erlaſſen hätte, denn es war eine wahre Pönitenz, ſo im Schritt von Baſtion XXX zum Schloß zu fahren. Die badiſchen Richter waren nicht ſo umſtändlich; gewöhnlich wurde ich ſpäter durch zwei Mann, dann nur durch einen in's Verhör geführt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Erfurt, April.

Die Stadt.

Die alte Stadt Erfurt hätte es ſich noch vor einem Jahre nicht träumen laſſen, daß ſie berufen ſein würde, eine, wenn auch nur vorübergehende Rolle in der deutſchen Geſchichte zu ſpielen. Seit Napoleon im vollen Glanze ſeiner Macht hier einen Fürſtencongreß zuſammenrief, um dir Huldigungen der demüthig ſich vor ihm drugenden entgegenzunehmen und der erſte Rang des Erfurter Theaters nur mit Kaiſern, Königen und Herzogen gefüllt war, ſo daß ſelbſt Landgrafen in die zweite Reihe verwieſen wurden, hat die Geſchichte mit dem Orte nichts wieder zu thun gehabt. Die alte churmainziſche Stadt iſt eine ſtarke preußiſche Feſtung geworden, die mit mächtigen Werken den Eingang in die reichen thüringiſchen Ebenen vertheidigt. Hohe Wälle mit tiefen Gräben umgeben rings die Stadt, man betritt ſie nur durch lange dunkle, gewölbte Thore und drohend erheben ſich über der Häuſermaſſe die Wälle und Kanonenmündungen des Petersberges und der Cyriaksburg, zwei feſte Werke, die den ganzen Platz beherrſchen. Abgeſehen von den wirklichen und eingebildeten Unannehmlichkeiten einer Feſtung, kann man ſich nur damit zufrieden erklären, daß die preußiſche Regierung den Reichstag hieher berufen. Wollte man Frankfurt nicht wieder wählen, wo ferilich ganz andere Verhältniſſe und Annehmlichkeiten zu finden ſind, war Erfurt die paſſendſte Wahl. Der erſte und wichtigſte Vorzug des Stadt iſt ihre Lage ſo ziemlich in der Mitte Deutſchlands. Mit Hülfe der thüringiſchen Eiſenbahn, die an Erfurt vorüberläuft, und es zunächſt mit dem großen nordeutſchen Eiſenbahnnetze verbindet, kann man Hamburg, Berlin, Schwerin, Braunſchweig, Hannover, Stettin, Dresden, Nürnberg, Caſſel, Frankfurt, ſämmtlich innerhalb vierundzwanzig Stunden erreichen. Dieß iſt beſonders auch für die raſche Beförderung der Briefe von großer Wichtigkeit. Die muſterhafte preußiſche Poſtverwaltung, die an Pünktlichkeit, Schnelligkeit und Zuvorkommenheit gegen das Publikum ihres gleichen in der ganzen Welt ſucht, thut alles, um dieſen Vorzug noch zu erhöhen. Es ſind während der Dauer des Reichstags eigene Nachtzüge auf der Eiſenbahn nach Halle eingerichtet worden, und eine ganze Schaar von Poſtbeamten iſt eigens hieher geſendet, damit die Schnelligkeit der Expedition nicht unter der bedeutenden Ausdehnung des Geſchäftsbetriebes leide. Portofreiheit wie beim Frankfurter Parlament iſt den Abgeordneten beider Häuſer nicht bewilligt worden. Die niedern preußiſchen Portoſätze — drei Silbergroſchen ſind der höchſte Satz für den einfachen Brief, wofür er durch die ganze Monarchie von Königsberg bis Trier befördert wird — machen dieſen Mangel weniger fühlbar.

Auch ſonſt bietet Erfurt für einen Reichstag manche Bequemlichkeit, deren andere Orte entbehren. Die Stadt, ſehr groß und wohllaufig gebaut, hatte im Mittelalter eine Bevölkerung von 80,000 Einwohnern, die ſchon bis auf 24,000 herabgekommen war, ſich aber unter preußiſcher Herrſchaft wieder auf 35,000 vermehrt hat. Dieſe Verminderung der Einwohnerzahl gegen früher, macht, daß in den Häuſern viel überflüſſiger Raum zu finden, und der Miethzins ſehr gering iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Gotha, April.

(Schluß.)

Shakeſpeare's Venus und Adonis, überſ. von Freiligrath.

Es iſt, wenn wie Shakeſpeare's erſte Gedichte leſen, als gingen wir mit einem großen Manne in einem putzigen Herkengarten ſpazieren und vergäßen über des Mannes Gedanken all das verrückte, verhackte, vertrackte Zeug. Begeben wir uns hinein, und ſtrenen wir uns, daß, da der große Mann ein Fremder iſt, Freiligrath ſeinen Dolmetſcher macht. Niemand konnte durch innerſte Natur ſo berufen ſeyn, die glühenden Ergüſſe erſter Empfindungen und erſter Erfahrungen unſeres Mannes zu verdeutſchen, als unſer heißblütigſter Dichter, Hofſpn. Freiligrath; Niemand übt zugleich die Kunſt der Uebertragung ſo meiſterhaft wie er. Er hat das Verdienſt auch dieſen Theil des großen Dritten zum deutſchen Nationaleigenthum gemacht zu haben, ſo wie Schlegel deſſen dramatiſche Werke unſerem Volke erwarb. Nur Ein Beiſpiel, die Stelle wo Adonis Liebe und Sinnenluſt kontraſtirt:

O nenn' es Liebe nicht! Die Lieb' entflieht
Zum Himmel ja, ſeit Wolluſt Liebe heißt,
Als Liebe friſche Schönheit koſtet, roh
Geſchmunzelt noch, wo gierig ſie ergreift;
Stets nur bedenkend, wie ſie ſchänd' und raube,
Der Raube gleich, die ſchwelgt im erſten Laube.

Die Lieb' erquickt wie Sonnenglanz nach Wettern;
Die Wolluſt wirft wie Sturm nach Sonnenſchein;
Der Liebe Lenz prangt ſtets in friſchen Blättern,
Der Wolluſt Winter bringt vor Herbſt herein.
Die Lieb' hält Maß, die Luſt hat nie genug;
Die Lieb' iſt Wahrheit ganz, die Luſt ganz Lug.

Wer erkennt nicht ſchon hier in dieſen Antitheſen den großen Dichter der Gegenſätze, der, wie er überall faſt übermenſchlich gerecht ſich zeigt, ſo hier, es ſelbſt noch in dem erſten Jugendrauſch der Sinne, mit Hingebung und Begeiſterung deren Zauber zu malen weiß, während er doch voll Beſinnung den Geiſt als das Heiligende der Liebe feſthält und ausdrücklich, wie durch Bilder die Begier als thieriſch, beſchimpfend und zerfleiſchend hinſtellt.

Doch zuviel für dieſen Raum! Wie die lebenswahre Erzählung der Jagd und an die Sage von Shakeſpeare's Liebhaberei in Stratford erinnert, wie eine andere Stelle die Art von Kellner zeigt, die ſpäter in Heinrich IV. Theil II. vorgeführt wird, darf ſey nur einſtweilen als intereſſant in Abſicht auf des Dichters Perſon bezeichnet. Die Pracht der Bilder, die Wahrheit in den Beſchreibungen, die dramatiſche Kunſt, aus den Worten der Perſonen die Situation klar zum Zeichnen durchſcheinen zu laſſen: alle dieſe ächt Shakeſpeare'ſchen Vorzüge ſeyen kurz erwähnt. Wir hätten Luſt wieder von vorne anzufangen, die Einſachheit des Planes, die Keuſchheit bei aller Nacktheit, die anmuthvolle Erhebung im Schmerz am Schluſſe als des Shakeſpeare'ſchen Genius Eigenthümlichkeiten in dieſem Gedichte aufzuweiſen und ſeiner Zeitgenoſſen Verwiterung, Frivolität und Mangel an innerer Verſöhnung dagegenzuhalten; wir möchten ferner bei der tiefen Weisheit verweilen, mit welcher gegen das Ende das zweideutige Göttergeſchenk der Liebe gezeichnet wird, möchten noch einige Perlen aus der Schnur herausleſen, aber doch nicht die oder die bevorzugen — und endlich das ganze Gedicht abſchreiben.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 101. Sonnabend den 27. April 1850.

Ce sont petites choses qui sont de temps en temps nécessaires dans l'amitié, et cinq ou six coups de bâton, entre gens qui s'aiment, ne font que ragaillardir l'affection.

Molière.

Wiener Früchtel.

VI.

Boleslaw der Pole.

Der Wehrmann kam von der Wache nach Haus. Er ſah gar nicht kriegeriſch aus, trotz des grimmigen Bartes im Geſicht, trotz Waffen und Riemenzeug. Wie die kleine dicke Geſtalt ſich der Rüſtungsſtücke entledigte und die Muskete mit dem aufgepflanzten Flintenſpieß in die Fenſterecke lehnte, hätte leicht einer auf die Vorſtellung gerathen können, Sancho Panſa bringe den Speer ſeines ſcharfſinnigen Junkers in Ruhe. Die Gedankenverbindung wäre ſehr erklärlich geweſen; hing doch an der Fenſterſcheibe in gelbem Glanze der Helm Mambrins. Der Wehrmann war nämlich daheim ſeines Zeichens ein Scheermann, der Scheermeſſer und Schnepper beſſer zu handhaben verſtand als den ſchweren Säbel und den ungefügen Schießprügel. Nie hat ein Wiener Figaro ſo weiche, blanke, fette Hände beſeſſen, keiner ein geläufigeres Mundwerk geführt, als der Meiſter Andreas Schöggl. Den ſprödeſten Bart mähte er leicht wie Grummet weg, und zwar ſo glatt, daß ein Sprüchwort ſeiner Kunden ſagte: Meiſter „Rederl“ nehme jedesmal noch ſechs Stunden Haarwuchs unter der Haut weg.

Dem heimkehrenden Figaro kam bleich und mit geröthteten Augen ſeine Suſanne entgegen, ein niedliches rundes Weibchen. „Grüß Gott, Rederl,“ ſagte ſie freundlich. Er brummte entgegen: „Eben ſo viel, Setti. G'ſchwind 'n Kaffeh!“ Das Weib zuckte unmerklich die Achſeln. In der Barbierſtube ſich umſchauend fragte Andreas: „Wo ſteckt denn der Pepi? Nix iſt in der Ordnung.“ — „Der Bub iſt fort,“ beſchied Setti. — „Weßhalb? warum? wozugegen?“ forſchte der Meiſter. „Ich kann's dem armen Narren nicht verdenken,“ antwortete die Meiſterin; „Hunger thut weh.“ — „Ei daß dich!“ rief der Meiſter; „beim Schöggl hat noch kein Hund Hunger gelitten, geſchweige denn ein Lehrbub.“ — „Schon recht,“ ſagte das Weib; „doch wo nix iſt, da hat der Kaiſer ſelber ſein Recht verloren. Und wo ſoll denn was herkommen? Ich bin wohl ein recht ein arm's Haſcherl! Was hat mein Herr gelernt, was weiß er, was mag er? Balbieren, das verſteht er aus dem ff, davon lebt er. Aber was hilft ihm's jetzt? Seine Kunſt geht betteln. Ja, wenn er noch das ganze Volk über'n Löffel zu balbiren verſtände, da könnt was herausſchauen; doch die Bärte in den Gfrießern die bleiben ſauber ſteben. Mit dem Schröpfen und Aderlaſſen ſi's auch nix mehr für ſo einen kleinen Bader; dafür ſorgen die Aula und der Windiſchgrätz * im Großen.“ — „Sey zufrieden, Weib,“ ſagte Schöggl; 's gibt jetzt 'ne Ruh. Der Windiſchgrätz hat ſich mit der Aula verſprochen und der Jellacic heirathet die Camarilla. Jetzt aber mach zu, daß ich einen Kaffeh bekomm'.“ — „Gib mir ein Geld,“ antwortete Suſanne, die Hand ausſtreckend. — „Hab' keins,“ brummte er. — „Ich auch nicht,“ ſeufzte ſie, „ich hab' unſere Fratzen geſtern zu Nacht hungrig in's Bett gelegt.“ — „Iſt nix zum Verſetzen da?“ fragte er. Sie deutete auf die Waffen-

* Das Wiener Volk ſagt in Eigennamen und ſonſt auch ſehr häufig a für ä, wie auch u für ü.

Digitized by Google

stücke und meinte dazu: „Trag deine Spielerei auf's Pfandhaus.“

Die Zornröthe stieg dem Meister in's Gesicht. Eigentlich war er verdrießlich, weil er keinen Kaffee bekam und einen Fasttag vor sich sah; der Spott gegen sein Heldenthum gab nur den Vorwand zum Ausbruch. „Setti,“ schrie er, „du bist gar nicht werth, eines freien Mannes Weib zu seyn! Für die Freiheit haben wir gewacht, gehungert, gestritten, für die Freiheit unsern guten lieben Ferdinand zweimal fortgejagt, für die Freiheit den braven alten Herrn, den Latour umgebracht. Für die Freiheit legen wir jetzt die Waffen nieder, nehmen wir die Croaten, Szeressaner, Tolpatschen, Panduren, Haiducken und andere Kopfabschneider in Wohnung und Kost.“ — „Geh weiter mit deiner Freiheit!“ zankte das Weib entgegen; „sie macht die Reichen zu Lumpen und wir Armen haben erst nix davon. Als der Herr von Metternich noch da war, haben wir auf den Mittag immer unser Fleisch mit Kraut und Knödeln gehabt und auf die Nacht ein Bratl mit einem Salat. Jetzt dürfen wir uns die Sonne in's Vaterunserloch hineinscheinen lassen wie ein hungriger Berliner. Ich weiß nimmer, wie eine Fleischsuppen schmeckt. Drum geh nach Laxenburg mit deiner Freiheit, du gewissenloser Burger und schlechter Hausvater!“

Frau Setti sezte noch mancherlei hinzu, der Bader gab Antwort und das häusliche Gewitter nahm seinen regelmäßigen Verlauf: es schlug ein. Die gute Susanne wurde zwar nicht zum erstenmal „gewichst,“ aber mit solchem Nachdruck hatte Andreas noch niemals seinen Haslinger geschwungen. Vermuthlich dachte er an die gewissen Kopfabschneider, an denen er sein Mäthchen nicht kühlen durfte, weil der Feldmarschall und Messenhauser sich mitsammen vertragen wollten. Das Weib schrie, als würde es gespießt, aber der erboste Eheherr ließ sich dadurch nicht irre machen. Zu allem Glück kam von der Straße her ein Helfer in der Noth, ein hochgewachsener Mann, das kriegerische Aussehen erhöht durch die malerische Waffentracht. Das dunkelbärtige Gesicht mit den blitzenden Augen beschattete die breite Hutkrempe, worüber hochmüthig die Feder nikte. Die breite Brust, die mächtigen Schultern umspannte knapp der Waffenrock, ohne sie zu beengen. Um die schlanke Mitte schmiegte sich das Wehrgehäng, woran der Schleppsäbel in metallener Scheide klirrte und rasselte. „Ei, meine Freunde,“ sagte der Ankömmling in auffallend freundartiger Betonung, „was fangt ihr an? Ist euch das öffentliche Ungemach noch nicht schlimm genug, daß ihr es durch häusliche Zwietracht ärger macht?“ Der Friedensstifter lief es nicht bei Worten bewenden. Mit raschem Griff entwand er dem Haustyrannen den Stab Wehe, mit sanfter Gewalt schloß er die zeternde Frau in seine Arme und hielt die Sträubende fester umschlossen, als ziemlich schien.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(Fortsetzung.)

Am 15. oder 16. August hatte ich eine schmerzliche Freude. Meine Frau war von Berlin gekommen, um mich zu sehen. Major v. Welzien hatte ihr die Erlaubniß verweigert und ihr noch dabei Vorwürfe gegen mich zu hören gegeben. Von Welzien ging sie zum Gouverneur, Generallieutenant von Holleben, der ihr Anfangs ihre Bitte ebenfalls abschlug, sich aber erweichen ließ und ihr als Begleiter einen Offizier mitgab, der bei ihm als Adjutant kommandirt war. Dieser Mann, der, wie mir meine Frau sagte, mit mir im Cadettenhause gewesen war, benahm sich sehr freundlich. Er bewog Fach die Casematte zu verlassen, während er selbst sich auf dem Vorplatz aufhielt und uns allein ließ, nachdem er mich daran erinnert hatte, daß Gefangenen nicht gestattet sey Briefe fortzuschicken oder anzunehmen u. s. w. Ehe er noch ausgesprochen hatte, wußte ich was er wollte und gab ihm mein Ehrenwort, daß ich seine Freundlichkeit nicht mißbrauchen wolle.

Meine Frau war sehr betrübt. Sie hatte mir einmal nach Mannheim geschrieben: „Ehe du dich von den Preußen gefangen nehmen läßt, lieber erschieße dich.“ — Das ist zwar ein sehr spartanischer und auch sehr vortrefflicher Vorschlag in der Theorie; allein ich fand für gut, ihn in der Praxis etwas zu modificiren. Im Todtschießen, wenn's doch einmal todtgeschossen seyn soll, haben die Preußen weit mehr Uebung als ich, und sechs Mann, die auf zehn Schritt auf den Kopf, und sechs, die auf die Brust zielen, tödten weit angenehmer als eine Pistolenkugel, die ich mir selbst durch den Kopf jage.

Als meine Frau meinen Brief aus Freiburg erhalten hatte, glaubte sie ganz naiv, ich und alle Anführer seyen mit den Festungswerken von Rastatt gen Himmel gefahren. Durch die Zeitungen erfuhr sie indessen, daß wir nicht so heroisch, aber vernünftiger gehandelt hatten. Jezt da ich noch lebte, zitterte sie für mein Leben und hatte in Potsdam alle nur möglichen Schritte gethan, es zu erhalten, allein dort den Bescheid bekommen, daß die Sache in den Händen der Generale liege. Was sind wir Männer doch für rohe Geschöpfe im Vergleich mit einer edlen Frau!

Digitized by Google

Ein Weib, welches wahrhaft liebt, iſt das erhabenſte Weſen der Erde. Wir folgen unſern Grundſätzen, unſerm Ehrgeiz, und fragen nicht, ob wir dadurch Herzen, die uns liebten, brechen. Wie anders handelt die Frau, welche liebt! Doch ich will ja keine Abhandlung über die Weiber ſchreiben.

Sogleich war meine Frau von Berlin abgereiſt, um an Ort und Stelle zu thun, was ihr nur möglich war. Jetzt war ſie endlich bei mir. Vielleicht ſah ſie mich zum letztenmal. Doch nein, General von Holleben hatte ihr beſtimmt verſprochen, daß ſie mich nach meiner Verurtheilung noch einmal ſehen ſolle. Sie konnte es ſich nicht denken, daß ich erſchoſſen würde. Ich ſtand ja ſo friſch, ſo lebenskräftig vor ihr; nein es war nicht möglich! Und doch hatte ſie keine Hoffnung! Was lehren ſich die Preußen daran, ob durch ſie liebende Herzen zerriſſen werden! Hatte nicht Trübſchler auch eine Gattin, die er liebte? und doch mußte er ſterben! Die Liebe iſt kein Talisman gegen Spitzkugeln. „Und mußt du denn ſterben,“ ſagte ſie endlich, „ſo ſtirb wie ein Mann. Ich weiß, du biſt muthig und wirſt herzhaft ſterben. — Und wenn ſie dir einen Pfaffen ſchicken, ſo ſchicke ihn fort.“ — Da ſie durchaus etwas für mich thun wollte, ſo rieth ich ihr zum Grafen Gröben zu gehen, der in Freiburg oder in Baden-Baden war.

Wir wollten die Güte des wackern Offiziers nicht länger mißbrauchen und ſagten uns Lebewohl. — Als meine Frau die Treppe hinab ſtieg, ſchienen ihre Kräfte ſie zu verlaſſen, ſo daß ich nacheilte ſie zu unterſtützen. Sie blieb aber ſtehen, erholte ſich und bat mich ſie allein gehen zu laſſen. Im Hofe traf ſie Kinkel, den ſie einmal auf der Reiſe kennen gelernt hatte. Sie reichte ihm die Hand, konnte aber nicht ſprechen. — Nach zwei Tagen kam ſie wieder, durfte aber nicht zu mir. Sie ſchrieb mir, Graf Gröben habe ihr einige Hoffnung gemacht und ſich ſehr günſtig über mich ausgeſprochen. Zugleich ſchickte ſie mir ihr Bild und einige Kleinigkeiten zu meiner Bequemlichkeit, welche mir nebſt ihrem Brief durch einen Huſaren überbracht wurden.

Die Zeit verging mir im Gefängniſſe ſchnell. Wir rauchten viel, laſen, ſpielten Karten und ich ſchrieb dieſe Blätter nieder, damit ſie, wenn ich erſchoſſen würde, gedruckt werden möchten. So kam denn bald der Tag meines Verhörs. Vor Amtmann v. Stengel, ſo hieß mein Verhörrichter, lag ein dicker Aktenſtoß, der nur Papiere enthielt, die mich betrafen und meiſt von meiner Hand geſchrieben waren. So oft er darin blätterte, erkannte ich mit Schrecken dieſen oder jenen Brief, die ich bei verſchiedenen Gelegenheiten geſchrieben hatte. Glücklicherweiſe habe ich ein ziemlich gutes Gedächtniß, ſo daß ich mich bei der Form der Briefe auch gleich des Inhalts und der Umſtände erinnerte, unter denen ſie geſchrieben worden. Das Vorhalten der Papiere überraſchte mich daher nicht ſehr, denn ich war darauf vorbereitet. Das Schickſal hatte es in der That wunderbar gefügt. Auch nicht das geringſte Zettelchen, das ich in Baden geſchrieben, war zu Grunde gegangen; wohin ich ſie auch geſchickt haben mochte — die Briefe an meine Frau ausgenommen — ſie waren alle in den gefährlichen Aktenfaſcikel geſchlüpft.

Stengel verlangte von mir eine Darſtellung meines Wirkens in Baden. Ich erzählte ihm ungefähr Alles, und ziemlich eben ſo, wie ich es in dieſen Blättern erzählt, nur — wie leicht erklärlich — mit etwas mehr Beſcheidenheit, wozu ich meine Gründe hatte. Stengel verfehlte denn auch nicht manchmal zu ſagen: „Aber, Herr v. Corvin, Sie müſſen doch Ihre Wirkſamkeit nicht gar zu gering anſchlagen, wo doch hier die Beweiſe vorliegen, daß ſie eine ſehr bedeutende geweſen iſt.“ — Uebrigens muß ich geſtehen, daß Stengel bei dem Verhör, welches drei Nachmittage dauerte, ſich ſehr loyal benahm. Ich hätte keinen Verhörrichter finden können, der es beſſer verſtanden, die Erfüllung ſeiner Pflicht mit der Humanität zu verbinden.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Carus über den Prophetен. — Der Prophet Hoelle.

Was ich Ihnen im März als zweifelhaftes Gerücht meldete, daß über die Rieſenopfer des Prophetен, die nun bis in die Oſterwoche mit erhöhten Preiſen dem Theaterſepnd zu „breiterer Grundlage“ verholfen hat, ſchließlich auch unſer Phyſiolog Carus ſich vernehmen laſſen würde, das iſt noch im ſelben Monat wahr und im April offenkundig geworden. Nur ſah ſich ein großer Theil der Leſer mit den lang erwarteten Orakelſprüchen in den April geſchickt. Man hatte vom muſikaliſchen Abendzirkel einer bekannten hieſigen Mäcenatin * gehört, wo das Hauptſächlichſte aus dem Propheten, das man bei einigen Fremdinnen der Tonkunſt auch ſchon gedruckt auf den Notenpultſtellen liegen ſieht, von Muſikern und Dilettanten aufgeführt, und dazu von Carus, dem längſt anerkannten Propheten der höhern Damenwelt, ein belehrendes Einleitungs- oder Schlußwort geleſen worden war.

* Die den Winter über in der Stadt wohnende Gattin des Majors S... auf dem nahen Rittergut Marin, wo auch der Weltumwanderer Kohl eine Ruheſtatt gefunden und wahrſcheinlich wieder eine „ſeiner Hütten“ gebaut hat.

Alle, die nicht das Glück des Zutritts gehabt hatten, waren auf den verheißenen Abdruck des Vertrags gespannt. Dieser circulirte endlich in einigen Märznummern der „Blätter für literarische Unterhaltung.“ Der ärztliche Verfasser hatte wie zur Diagnose eines Patienten die Oper mehr als einmal besucht, bei der ersten Aufführung das Ganze, bei den spätern das Einzelne „auf sich wirken lassen,“ und nach der ersten und dritten seine Betrachtungen niedergeschrieben. Aber außer der orakelhaften Dunkelheit mancher Ausdrücke fand man hier wenig daran zu bewundern. Wir selbst hatten schon weit Besseres von Carus gehört oder gelesen, und fanden den Mangel der Klarheit an dem Verehrer und Nachbildner Goethe's befremdend. Was gemeinverständlich war, schalten die meisten alltäglich oder unrichtig; aber Redensarten wie die „Regenbogenfarben der Psyche“ oder das „ewige Hypomochlion der Seele“ wußten auch die Eingeweihtesten nicht zu deuten. In Leipzig, dem Druckort jener Blätter, soll die besprochene Oper lange nicht so viel Zulauf und Beifall gefunden haben als hier, ungeachtet die Wichalek dort mitgesungen (oder, wie andere sagen, nur zugehört) hatte. Hier wurde der Prophet nach den Osterferien gleich am zweiten Feiertage wieder aufgeführt, nachdem Tags zuvor der kirchliche Prophet Harleß nicht minder „das Haus füllend“ auf der Kanzel erschienen war.

So muß auch dieses Zusammentreffen an die wirren Gegensätze unserer Zeit erinnern. Einen Theil der Massen zieht die Augenlust des neuen Theaterstücks, einen andern die Kraftsprache des neuen Kirchenherrn; aber ob diesem letztern Reiz bei der Mehrzahl ein tieferes Herzensbedürfniß zum Grunde liegt, wird erst die Zeit lehren. Jetzt wächst noch der Zudrang von Predigt zu Predigt. Selbst am Gründonnerstage, der hier sonst das Anstehen eines Werktages hat, war der Vormittagsgottesdienst bei Harleß in ungewohntem Maße besucht; aber an Sonn- und Feiertagen ist man in der Nähe seiner Kirche vor den ab- und zufahrenden Equipagen und Droschken, die vor den Pforten des Gotteshauses ihren geputzten weiblichen Inhalt ausladen, kaum seines Lebens sicher. Auch an Männervolk fehlte nicht; die Hallen stehen bis vor die innern Glasthüren vollgepreßt; wir haben ein paarmal nicht eintreten können und unverhaut abziehen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Erfurt, April.

(Fortsetzung.)

Die Stadt.

Vor dem Reichstag soll der Preis eines möblirten Zimmers mit Schlafzimmer in guter Gegend nur drei bis vier Thaler monatlich betragen haben, und jetzt wo durch den Verwaltungsrath, die Abgeordneten zu beiden Häusern und die vielen Menschen, die sonst durch den Reichstag hieher gezogen werden, gegen 480 Quartiere in Beschlag genommen wurden, kann man für acht bis zehn Thaler monatlich noch ein recht gutes Quartier für eine einzelne Person erhalten. Freilich allzu viel Comfort oder gar Eleganz trifft man nirgends, doch ist alles reinlich und ordentlich und genügt nicht gar zu übertriebenen Ansprüchen. Das Innere der weitläuftigen Stadt ist weder freundlich, noch gerade düster, weder sehr armselig, noch besonders wohlhäbig. Breite, breite, ziemlich leere Gassen, mit niedern, zwei, selten drei Stock hohen Häusern von Fachwerk, die mit hellen Farben bemalt sind, bilden fast das Ganze. Mittelalterliche Häuser, die durch besondere Bauart auffallen, sind sehr selten; auch die Giebelform, die in allen andern alten Hansestädten vorherrscht, ist längst verdrängt. Oeffentliche Gebäude, die durch irgend etwas Beachtung verdienen, sind wenige vorhanden. Nur der schöne Dom, der aber leider nicht ganz vollendet ist, fesselt mit Recht die Aufmerksamkeit des Beschauers. Auffallend ist die große Masse von Kirchen, die in der ganzen Stadt zerstreut liegen, von denen sich aber außer dem Dom keine durch Größe, Schönheit oder hohe Thürme auszeichnet. Man sieht, daß Erfurt früher lange unter geistlicher Herrschaft gestanden hat; vom churmainzischen Regiment schreibt es sich auch her, daß, obgleich Erfurt, wo Luther erzogen ward, mit als die Wiege der Reformation zu betrachten ist, die katholische Bevölkerung die protestantische überwiegt. Ganz Thüringen ist mit geringen Ausnahmen protestantisch, Erfurt allein macht eine Ausnahme. Ebenso ist es mit dem Eichsfelde, das ebenfalls früher zu Churmainz gehörte, und mitten in der umgebenden protestantischen Landschaft der alten Kirche treu geblieben ist. Manche Kirchen Erfurts dienen indessen nicht mehr zum Gottesdienst, sondern zu andern Zwecken. Auffallend schlecht ist in Erfurt das Straßenpflaster, was wohl dazu beigetragen hat, daß die hiesigen Schuhmacher durch die Trefflichkeit ihrer Arbeit weit und breit berühmt wurden. In der Mitte der Straßen läuft eine tiefe, ausgemauerte Gosse mit fließendem Wasser, die so breit ist, daß man sie nur auf kleinen Stegen überschreiten kann. Diese Einrichtung ist ebenso widrig für Nase und Augen als für den Verkehr störend. Kindern und Betrunkenen müssen diese breiten, tiefen, offenen Gossen sehr gefährlich seyn. Auch die Reinlichkeit der Straßen und die nächtliche Beleuchtung lassen selbst bei bescheidenen Ansprüchen vieles zu wünschen übrig.

Die Lage der Stadt ist freundlich und angenehm, wenn auch in keiner Weise besonders schön. Die weite, fruchtbare thüringische Ebene beginnt an der einen Seite, während sich auf der andern die letzten, niedrigen, mit Wald bewachsenen Ausläufer des Thüringer Waldes nahe heranziehen; dazu ein zwar nicht breiter, aber klarer und schnellfließender Waldbach, die Gera, die ein ganz hübsches Thal bildet. Ein anmuthiger Punkt nicht zu weit von der Stadt, wo man auf einem mit Bäumen bewachsenen Hügel ganz Erfurt mit seinen hohen gründewachsenen Wällen, zahlreichen großen und kleinen Thürmen, und den langgestreckten weißschimmernden Gebäuden der Cyriakeburg und des Petersberges überblickt, der „Steiger“ genannt, ist in einen beliebten Vergnügungsort umgewandelt. Hier versammelt sich an schönen Nachmittagen fast die ganze schöne Welt des Orts, um frische Luft und schlechten Kaffee, wie überall in Thüringen, zu genießen, und jetzt auch die bedeutenderen Persönlichkeiten des Reichstags zu begaffen. — Der Stadt eigenthümlich ist der großartig betriebene Gartenbau. Fast die ganze Umgegend ist ein einziger großer Gemüsegarten, in unzählige kleine Beete für verschiedene Gemüsearten abgetheilt. Dazwischen liegen an der Seite nach dem „Steiger“ die immergrünen Wassergräben, in denen die berühmte Erfurter Brunnenkresse gezogen wird. Die Quelle, aus der diese vielen Gräben stets Wasser erhalten, hat die Eigenthümlichkeit, daß sie auch im härtesten Winter nicht zufriert, daher sie den sinnigen Namen der „treue Brunnen“ erhalten hat. Sehr bedeutende Summen werden nur für diese Brunnenkresse eingenommen und so ein Graben mit einem kleinen Gemüsebeete daneben ernährt oft eine ganze Familie. Wegen ihrer besondern Geschicklichkeit, mit der sie feine Gemüse gut und besonders frühzeitig zu treiben wissen, sind die Erfurter Gärtner sehr berühmt. Blumenkohl, Spargel, Salat und dergleichen wird in großer Masse nach Gotha, Leipzig, Berlin und Kassel ausgeführt, und eine Menge Familien leben hier ausschließlich vom Betrieb der Gärtnerei.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 102. Montag den 29. April 1850.

I have hope to live, and am prepar'd to die.'
Shakespeare.
Vivo equidem, vitamque extrema per omnia duco.
Virgil:

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(Fortsetzung.)

Die erste Hauptbeschuldigung, die gegen mich vorlag, war die, daß ich bei der Beschießung von Ludwigshafen das Kommando geführt habe. Schon hiebei lag an Dokumenten und Zeugenaussagen sehr viel gegen mich vor, und als man vollends auf meine Wirksamkeit in Rastatt kam — nun, da war die Sache sehr klar: zu jedem meiner Schritte hatte man „ein historisches Dokument," wie Tiedemann gesagt haben würde. Besonders unangenehm war da der Entwurf zu einem Ausfall nach der Ziegelhütte zu, der glücklicherweise nicht ausgeführt worden war. Mit Einem Wort, ich sah nicht ein, weßhalb ich nicht todtgeschossen werden sollte, es sey denn, daß mein altes Glück dieß nicht zuließ.

Stengel gab mir den Rath, den Advokaten Kusel in Bruchsal zu meinem Vertheidiger zu wählen. Obgleich der Mann nicht zu den Advokaten gehöre, welche verpflichtet seyen, die Vertheidigung zu übernehmen, so glaube er doch, daß er es gern thun werde, da mein Prozeß der interessanteste sey, der bis jetzt vorgekommen. Ich muß gestehen, mich interessirte er auch mehr als jeder andere.

Ich hatte sehr wenig Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang meines Prozesses. Ich für meine Person lebe sehr gern und habe nicht die geringste Neigung, ein Märtyrer zu werden; denn ich denke, ein todter Corvin ist noch weniger werth als ein lebendiger ***. *) Furcht vor dem Tode kenne ich aber nicht; denn da das Factum fest steht, daß wir Alle doch einmal sterben müssen, da dieser Tod mich jeden Augenblick durch irgend einen Zufall treffen kann, so werde ich auch nicht jammern, wenn er ernstlich an meine Thür klopft, sondern sehr gefaßt sagen: partons! Dessen ungeachtet halte ich es für Pflicht, Alles zu thun, um das Leben zu erhalten, was irgend mit der Ehre verträglich ist. Deßhalb und hauptsächlich im Hinblick auf meine Frau, meine alte Mutter und andere Personen, die mich lieben, beschloß ich an General Gröben zu schreiben und ihn an sein Versprechen zu erinnern. Zwei Tage darauf brachte mir der Plagmajor, Herr v. Münchhausen, ein Schreiben des Generals aus Karlsruhe, in welchem es hieß: „Mein Ihnen gegebenes Versprechen, Ihrer zu gedenken, wenn die Capitulation pünktlich gehalten werde und die Uebergabe ohne Störung vor sich gehe, habe ich treu und gewissenhaft bereits am 31. Juli erfüllt." Außerdem ließ mir General v. Kölln am andern Tage noch sagen, Graf Gröben habe ihm aufgetragen, mir mitzutheilen, er habe sich für mich beim Großherzog verwendet und werde es nochmals thun. Herr v. Münchhausen bemerkte, dieß werde hoffentlich wenigstens zur Folge haben, daß das Urtheil zur Bestätigung nach Karlsruhe verlangt werde. Ich theilte diese Nachricht meiner Frau mit und war wirklich ziemlich unbesorgt, so daß ich sogar meine Gedanken an eine Flucht aufgab, welche mich bis dahin lebhaft beschäftigt hatten.

Ich hatte schon alle Anstalten dazu getroffen und Alles sehr gut ausgedacht. Zuerst hatte ich mich beim Spaziergang im Hofe eines Fensterhackens bemächtigt und mir daraus mit großer Kunst und viel Geduld einen Schlüssel gemacht, wobei ich kein anderes Werkzeug

*) Unleserlich. Anm. d. Red.

Digitized by Google

hatte als Sandſtein. Dieſer Schlüſſel ſchloß bereits einmal das Schloß meiner Caſematte und mit einer kleinen Veränderung hätte er auch bald das zweitemal herum geſchloſſen. Im untern Stock, gerade unter dem Lokal, in welchem ſich hundert Mann vom Leibregiment befanden, war eine eben ſo große ſaalartige Caſematte, in der einige Geſchütze ſtanden. Gelang es mir, Abends in dieſen Saal zu kommen, ſo war meine Flucht leicht, denn durch die Kanonenſchießſcharten konnte man bequem hinausſteigen. Freilich ſtanden zwei Schildwachen vor dem Gebäude; allein man konnte ſie durch die Schießſcharten ſtets beobachten und einen Augenblick wahrnehmen, wo ſie den Rücken wandten. Die Schießſcharten ſind in der Caſematte nur drei Fuß vom Boden und außerhalb auch nicht viel höher angebracht. Das Gehen eines Menſchen ſo nahe am Gebäude fiel nicht auf, da der große Weg hart an der Baſtion vorbei führt. Ich hatte mir bereits mein Coſtüm zurecht gelegt. Mit Stock und Bündel und brennender Pfeife wollte ich hinausſteigen und ganz gemüthlich bei den Schildwachen vorbei zum Niederbühler Thor hinaus gehen, oder nöthigenfalls mich die Nacht über im Holzhof verbergen und am frühen Morgen die Stadt verlaſſen, wo ich denn bald den Rhein erreicht hätte, über den ich geſchwommen wäre, da die Paſſagen leicht beſetzt ſeyn konnten. Mußte ich bei Nacht fliehen, ſo ging ich bis an die Murg und im Bette derſelben zur Feſtung hinaus. — Mir fehlte nur noch ein Paſſierſchein für das Thor, den man ſich für Geld und gute Worte wohl verſchaffen konnte.

Wie geſagt, dieſe Fluchtgedanken gab ich auf, als mir General Gröben ſchrieb. Etwas trug dazu auch ein anderer Umſtand bei. Einige, freilich ſehr ungeſchickte Fluchtverſuche waren mißglückt. Fünf unglückliche Freiſchärler, die in Fort B arbeiteten, flohen am hellen Mittag. Vier wurden auf der Stelle erſchoſſen und den fünften, den man ſpäter einholte, traf daſſelbe Schickſal. Der Kommandant v. Weltzien ließ die Leichen auf Bretter legen und ihren Kameraden zeigen. Dabei hielt er ihnen eine Predigt. — Eines Nachmittags waren wir alle unten im Hofe, als der Kommandant kam und die Gemeinen, die nun den ganzen Tag unten ſeyn durften, um ſich verſammelte. Er hielt ihnen eine köſtliche ſchwarzweiße, mit theologiſchen Camarillaſpitzen verbrämte Rede, in welcher die Anführer wieder erſchrecklich ſchlecht wegkamen. Es war, als hörte ich das Sonntagsblatt, das Beiblatt zur neuen preußiſchen Zeitung. Wir Alle hörten unſer Lob mit an, ohne daß der Kommandant uns ſah, denn wir ſtanden hinter einigem Buſchwerk, das ſich im Hofe befindet.

(Verſetzung folgt)

Boleslaw der Pole.

(Verſetzung)

„Laſſen's das Weib nur aus, Herr v. Boleslaw,“ ſagte nach einer Weile der Bader; „ich bin ſchon ſtad. Wiſſen's, ich hab' ihr nur ein Andreaskreuz mit ungebrannter Aſche aufzeichnen wollen; das iſt ſehr geſund für ſchlimme Weiber.“ Setti hatte ſich indeſſen losgemacht und hinter den Polen zurückgezogen. Von der lebendigen Barrikade beſchirmt, knurrte ſie: „Als ob ich an meinem Herrn nicht Andreaskreuz genug hätte!“ — „Gebt Frieden, Kinder,“ beſchwichtigte Boleslaw, indem er Settis Hand erhaſchte und mit zärtlichem Drucke feſthielt; „ihr müßt mir einen Gefallen thun.“ — „Warum denn nicht?“ entgegnete die Meiſterin; „ſagen's ohne Umſtände, was Sie ſchaffen.“ — „Die Sache iſt etwas verfänglich,“ meinte der Pole zögernd. — „Thut nix,“ unterbrach ihn Andreas; „der Herr hat mir ja das Leben gerettet, wie die zwei Studenten und die vier Kappelbuben mich umbringen wollten.“ Boleslaw lachte. „Die Jungen meinten es nicht ſo bös; aber ich hätte Euch auch gegen gefährlichere Feinde beſchützt. Warum? Ihr ſeyd mir lieb und werth, Meiſter, und die ſchöne Meiſterin verehr' ich von ganzem Herzen.“ — „Dank' für's Compliment,“ ſagte Setti erröthend mit einem tiefen „Buckerl.“ Boleslaw fuhr fort: „Ich bin überzeugt, daß ihr die Freundſchaft erwiedert, die ich euch trage. So vertraue ich euch denn mein Leben an. Ihr müßt mich einige Tage lang verbergen, bis meine Freunde Gelegenheit finden mich aus der Stadt zu ſchaffen. Wenn ich ergriffen werde, das wißt ihr wohl, ſo habe ich keine andere Gnade zu hoffen, als eine Kugel vor den Kopf.“ — Meiſter Schöggl war ein ächter und rechter Wiener; darum antwortete er ohne die mindeſte Bedenklichkeit: „Was plauſchen's noch lang, mein lieber Herr v. Boleslaw? Freilich behalt' ich Sie, das verſteht ſich doch von ſelber. Aufgehoben ſollen's ſeyn wie die Fee ans Frankreich, im großen Wandkaſten hinter dem Alkoven. Wer Sie dort finden will, muß eine feinere Naſen haben als ſieben Spitzl miſſammen.“

Die Verhandlung wurde unterbrochen. In die Barbierſtube traten Kunden, junge Leute in modiſcher Tracht, auf den Köpfen die kaum noch ſtreng verpönten „Cylinder.“ Was einzig zum Gewand nicht paßte, waren die wilden Bärte. Darum begriff Schöggl auch ohne Erklärung, um was es ſich hier handelte. Er lachte mit dem ganzen Geſicht, indem er „die gnädigen Herrſchaften“ Platz nehmen hieß und ſein lange vernachläſſigtes Scheerzeug zuſammenſuchte. Auch Setti wurde vergnügt; die nahe Ausſicht auf

Digitized by Google

verſchiedene Guldenviertel richtete ihr bekümmertes Herz auf wie der Thau die lechzende Blume. Um ſo trübſeliger ſchauten die Tröſter drein, die ſeit ſo langer Zeit entwöhnt geweſen, unter Seifenſchaum dem hohlgeſchliffenen Stahl ſtillzuhalten. Ohnehin macht auch der geiſtreichſte Mann ein Schafsgeſicht, während er geſchoren wird, und hier ſtiel mit dem ſtolzen Schmuck des Antlitzes zugleich ein ſtolzer Traum von ſieben Monden. Mit wehmüthiger Theilnahme ſah Boleslaw unter Rederls ſtiuken Händen einen Simſon nach dem andern zum Philiſter werden. „Welch kläglicher Ausgang eines ſo ſchön begonnenen Werkes!“ ſagte er mehr vor ſich hin als zu den Studenten. Der erſte der Geſchorenen ſeufzte, indem er ſich im Spiegel betrachtete: Schade, ſchade! — „Ja wohl, jammerſchade um das nuzlos vergeudete edle Blut,“ ergänzte Boleslaw. Schöggl jedoch verſtand die Klage beſſer und tröſtete ſofort: „Der Bart wachſt wieder und wird nur um ſo beſſer; aber ein abgeſabelter Kopf, der wachſt nimmer.“ Ein zweiter Student hob an: „O Meſſenhauſer, warum haſt du uns das gethan?“ — „Fluch dem Verräther!“ ſchrieen die andern, „nieder mit Meſſenhauſer!“ — „Bitt' ſchön, ſeyn's doch ſtad; nur 'ne kleine Geduld, ſonſt ſchneid' ich Ihnen ja,“ mahnte der Meiſter denjenigen, welchen er juſt unter den Händen hatte. Der Eine ſchwieg freilich, um ſo lauter ſchimpften die andern. „Wir ſind verrathen und verkauft,“ hieß es da, „aber zum Theil durch unſere Schuld. Wir hätten dem Leipziger Kapuziner folgen ſollen, als er uns anbeſahl, den Schmeerbäuchen Geld und Gut zu nehmen. Der Bourgeois hätte dann nicht mehr für ein Eigenthum gezittert, das er bereits verloren; der Proletarier aber hätte eher das Leben gelaſſen, als mit der Freiheit zugleich dem neuen Beſitz entſagt. Wir ließen den weiſen Rath unbeachtet, den günſtigen Augenblick unbenuzt; auch dieſe Verſäumniß iſt Meſſenhauſers Schuld.“ — „Pereat Meſſenhauſer!“ fiel der Chorus ein. „Still!“ rief Boleslaw. „Warum ſtill?“ fragten die Studenten; „wollt Ihr etwa den Verräther in Schuz nehmen?“ — „Still, ſag' ich! Hört ihr nicht den Lärm draußen?“

Mit dieſen Worten riß Boleslaw die Glasthür nach der Straße auf. Eine Fluth von Menſchen wälzte ſich herbei, und ihr tolles Geſchrei geſtaltete ſich vernehmlich zu dem Ruf: „Die Ungarn, die Ungarn! Elſen Koſſuth!“ Andere Stimmen ſpiten hinzu: „An der Schwechat ſtehen unſere Retter, hunderttauſend Mann ſtark!“ Wiederum andere verkündeten die Mähr von einer ſiegreichen Schlacht, worin Windiſchgrätz, Jellacic und Auersperg gefallen ſeyen, der Reſt des kaiſerlichen Kriegsvolks ſich mit den Magyaren vereinigt habe. Die Studenten jubelten laut auf; einer davon, halbgeſchoren, ließ den Bader nicht weiter arbeiten. „Zu den Waffen, Brüder!“ ſchrie er mit gellender Stimme; „auf, zur Aula! Sieg oder Tod!“ Von außen quollen bewaffnete Arbeiter herein. „Voran, macht's zu, ös Jopfen!“ ließ ſich ein kleiner breiter Kerl vernehmen; „auf d' Baſteien mit eng!“ — „Wir ſind ja Studenten,“ antworteten ſie, „wir müſſen zu unſern Leuten.“ — „Studenten?“ höhnte der kleine Breite; „ös wollt Studenten ſeyn? Schaut eng doch an, wie's ausſchaut.“ — „Laßt's gut ſeyn,“ rief der Polak dazwiſchen; „die Herrn ſind ganz richtige Studenten. Sie haben ſich nur ein Biſſel verkleiden wollen, um draußen den Croaten nach dem Federzeug zu ſchauen.“ Das Wort des Mannes in der Waffentracht hatte Gewicht. Die Studenten wurden entlaſſen. Doch reichte Boleslaws Einfluß nicht aus, den armen Schöggl vom Mitziehen zu befreien. So müd und matt er war, Meiſter Andreas mußte ſeine Waffen zur Hand nehmen und der Lawine folgen. Sein Loos theilten noch viele Bürger Wiens; bis zum oberſten Boden hinauf drangen die Arbeiter, um läſſige Gardiſten * aufzuſtöbern und mitzunehmen. In gleicher Weiſe griff der tolle Hauſe die Begegnenden auf; wer irgend einen ordentlichen Rock auf dem Leibe trug, mußte vom Fleck weg mitziehen, und nur die ſchlechteſte Kleidung galt als Paß und Sicherheitskarte. Dennoch büßten auch ein paar Leute in Kitteln das Leben ein, weil ſie Zweifel am ſiegreichen Anzug der Ungarn zu äußern gewagt. Der Frevel war in der That ein todeswürdiger Hochverrath, nachdem Meſſenhauſer ſelbſt vom Stephansthurm den Sieg der Retter verkündet hatte.

(Fortſezung folgt.)

* Die Bürgerwehr hieß in Wien „Nationalgarde“ oder kurzweg „Garde,“ der Wehrmann „Gardiſt.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Erfurt, April.

(Fortſezung.)

Die Bevölkerung.

Zu größeren Ausflügen hat man vielfache Gelegenheit. Auf der einen Seite bringt die Eiſenbahn in einer halben Stunde nach Weimar, auf der andern in derſelben Zeit nach Gotha, wo das ſchöne Thüringer Waldgebirge ſeine lieblichen Thäler öffnet. Außer den hiſtoriſchen Erinnerungen an ſeine große, nun bis auf die lezte Spur verwiſchte Periode, bietet Weimar nicht viel Anziehendes dar. Es gibt keinen Ort, der mir früher ſchon beim erſten Anblick mehr Illuſionen zerſtört hätte. Weimar

Digitized by Google

ist jetzt nichts als ein unbedeutendes Landstädtchen, wo sich alles um den Hof dreht und bemüht ist die Brosamen von dort aufzulesen. Auch das Theater, das sich jetzt unter einer neuen Intendanz wieder zu heben beginnt, war so tief gesunken, daß eine nur einigermaßen gute reisende Gesellschaft Besseres leistete. Einen viel freundlicheren und dabei, wenn man so sagen darf, großartigeren Eindruck macht Gotha. In der ganzen äußeren Erscheinung ist es viel stattlicher und anziehender als Weimar, das großentheils enge, krumme, schlecht gepflasterte Straßen mit ärmlichen Häusern hat; auch die Umgebungen sind mannigfaltiger und von der Natur weit mehr begünstigt. Viele Abgeordnete benützen ihre leider bisher nur zu reichliche Muße zu Ausflügen nach beiden Orten. Auch der Thüringer Wald dürfte in späterer Frühlingszeit, wenn anders der Reichstag noch so lange beisammen bleibt, vielfach besucht werden.

Was die Bevölkerung von Erfurt anbelangt, so kann man derselben im Ganzen nur rühmliches nachsagen. Es sind im Allgemeinen sehr höfliche, dienstwillige und bescheidene Menschen, die alles aufbieten, den Fremden den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Von Prellereien oder sonstigen Ungebührlichkeiten gegen dieselben habe ich nie etwas vernommen, im Gegentheil sprechen sich fast alle Abgeordneten mit großem Lobe über das bescheidene und gefällige Benehmen ihrer Hauswirthe und sonstigen Hausgenossen aus. Auch auf der Straße wird man vielfach gegrüßt und erhält auf Erkundigungen stets die zuvorkommendste Auskunft. Die sprichwörtliche Höflichkeit der Sachsen ist bis hieher gedrungen. Ueberhaupt scheinen die untern Stände einen ziemlich weichen, friedfertigen Charakter zu besitzen und auch ziemliche Schulbildung genossen zu haben. Große Armuth scheint, wenigstens nach dem äußern Ansehen, nirgends zu herrschen, eben so wenig aber auch bedeutender Wohlstand. Die Leute sind sehr fleißig, sehen durchgehends ungemein früh auf, legen sich aber auch sehr zeitig zu Bette, so daß von zehn Uhr an die Stadt wie ausgestorben ist und man fast in keinem öffentlichen Lokale mehr Gäste findet. Ueberhaupt herrscht in Speise und Trank große Mäßigkeit; die bekannte mitteldeutsche Frugalität in allen materiellen Genüssen, die in Sachsen, Brandenburg und Thüringen ihren Hauptsitz hat, ist auch in Erfurt zu Hause. Das Hauptgetränk an allen öffentlichen Orten ist Bier von mittelmäßiger Beschaffenheit, das bei einem Bayer großen Unwillen erregen würde; sonst wird, wie in ganz Sachsen, viel schlechter Kaffee, dagegen nur äußerst wenig Wein getrunken. Das süddeutsche Wirthshausleben ist überhaupt hier noch nicht recht zu Hause, obgleich die Thüringer in ihrer Lebendigkeit und Regsamkeit schon große Aehnlichkeit mit den Franken haben. Durch Schönheit oder Kräftigkeit zeichnet sich der hiesige Menschenschlag keineswegs aus. Unter dem weiblichen Geschlechte sieht man bisweilen recht feine, hübsche Gesichter, aber auch viele häßliche, verkommene Physiognomien und Gestalten. Sehr unkleidsam ist auch die Tracht der hiesigen Frauen und Mädchen der untern Stände, die auf der Straße fast immer einen häßlichen, plunderhaften kurzen Mantel von buntem Kattun tragen, unter dem sie ihren übrigen unordentlichen Anzug bequem verstecken. Einen eigenthümlichen, aber sehr kleidsamen Kopfputz, aus einer Art Bund bestehend, von dem hinten fünf bis sechs breite schwarze Seidenbänder weit herunterhängen, tragen die Landmädchen der benachbarten Dörfer, wenn sie Sonntags oder zum Markt in die Stadt kommen. Eine solche Mütze, aus Gold und schwarzer Seide bestehend, soll vierzig bis fünfzig Thaler kosten.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, April.

(Fortsetzung.)

Hartleß — Die freie Gemeinde.

Ueber Hartleß Predigten selbst ist unnöthig zu sprechen. Sie liegen in den Teubner'schen Abdrücken, die in ununterbrochener Folge bogenweise erschienen, dem ganzen deutschen Publikum vor. Aber bald wird man auch von den Beichtreden hören. Diese hatte Reinhard jederzeit, v. Amnon in seinen spätern Jahren ganz den beiden Hofpredigern überlassen. An Hartleß waren zuerst wieder von vielen Seiten Aufforderungen dazu ergangen. Er antwortete darauf zusagend in einer Bekanntmachung im Anzeiger, und bestimmte dem Vernehmen nach die Beichtgelder für selbstgewählte wohlthätige Zwecke. Natürlich aber blieb jene unter sehr weltliche Dinge gerathene Notiz im Anzeiger nicht ohne stille oder laute Rügen. Die grimme „Dresdener Zeitung" fiel mit ekelhaftem Spotte darüber her, und das in Leipzig neben „so vieler Liebe" erfahrene „bischen Anfeindung," wie es Hartleß selbst in seiner dortigen Abschiedspredigt bezeichnet haben soll, schien sich hier noch einzelnen noch mäßigen Kritiken der Antrittsrede in sehr bissiger Weise erneuern zu wollen. Beim Landbautenverein ist jedoch der neue Protektor durch feinseligen Verkehr und gewinnende Zusagen schon sehr beliebt geworden. Man ist auf die künftigen Examina gespannt, die, wenn auch nicht bemänkelt, doch möglichst bald eine Umgestaltung (dem Vernehmen nach mit Beseitigung des Lateins) erfahren sollen. Schon eine kürzlich unternommene Reise des neuen Oberhofpredigers hatte, wie Einzelne versicherten, einer Art Lutherischer Kirchenvisitation gegolten. Andrer ließen ihn nur seinen Erlanger Freund Thomasius für die Amtsnachfolge in Leipzig gewinnen. — Gegen die fortregierende „freie Gemeinde" ist von Hartleß Seite noch kein offener Schritt bekannt geworden. Desto mehr wird ihr von den Polizei- oder Militärbehörden des Belagerungszustandes oder selbst in der höchsten Hofregion Aufmerksamkeit zugewendet. Bereits vor den Feiertagen war der Saal des Odeums, ehe sich die „Freien" dort versammeln konnten, ein oder mehrmal polizeilich geschlossen worden. So wurde auch zum zweiten Ostertag ihre angekündigte Erbauung in der den Deutschkatholiken gewährten Waisenhauskirche förmlich untersagt. Aber die Druckpresse läßt der Betagerungsstand noch frei. Statt des Einen bisherigen haben sich in den neuen Vierteljahr unter dem frühern preußenfeindlichen und einem neuen vom Verleger vorgegegenen Redakteur zwei „Dresdener Journale" aufgethan, und neben diesen gewöhnlichen Blättern darf die „Dresdener Zeitung" noch ungestraft fortschimpfen und lügen. So haben denn auch jene unterdrückten Freigemeindler ihre Zuflucht zur Presse genommen. Und bezeichnend war eine ihrer jüngsten Bekanntmachungen im Anzeiger, wonach sie die zur Feiertagsandacht entworfenen „Reden und Gesänge drucken lassen wollten, um sich den Genuß, welchen sie in Gemeinschaft suchten, durch die Presse mittelstens annähernd zu verschaffen." Aber vom neuesten Datum ist ein Schreckniß, das in den höhern Damenkreisen umherspukt. Eine Barenreise, die als sehr thätiges, die christliche Liebe eifrig ausübendes Mitglied eines der wohlthätigen Frauenvereine genühmt wird, sollte, wie ein plötzlich auftauchendes Gerücht sagte, auch jener freien Gemeinde beigetreten seyn. Die Kunde davon war bis zur königlichen Vorsteherin gedrungen, und so ist denn auf allerhöchste Anordnung eiligst der am Verein betheiligte evangelische Diaconus beauftragt, die schwere Beschuldigung zu prüfen und nach Befinden ihre Ausschließung zu beantragen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 103. Dienstag den 30. April 1850.

— Have not we affections?
Desires for sport? and frailty, as men have?
Then, let them use us well: else, let them know,
The ills we do, their ills instruct us to.

Shakespeare.

Boleslaw der Pole.

(Fortsetzung.)

Arme Susanne! verschwunden war der anmuthige Traum von den Guldenvierteln, weg wie vom Sturmwind entführt. Und obwohl das bange Mutterherz nach einem Stückchen Brod für die Kinder schmachtete, so war das Mißgeschick doch so groß, daß die augenblickliche Noth der Kleinen darüber schier in Vergessenheit gerieth. Die Kinder schwebten ja in Gefahr, den Ernährer und Erzieher für immerdar zu verlieren. Zu dem häuslichen Jammer gesellte sich das allgemeine Mißgeschick. Die Wienstadt gährete auf den Hefen wie kaum je zuvor. Diejenigen, welche im Jahr 1848 sich überhaupt das Volk zu nennen beliebten, spielten die Herrn und Meister, drohten mit Plünderung und Mord im Innern, während sie draußen das kaiserliche Kriegsvolk mit Pulver und Blei neckten. Rotten betrunkenen Gesindels, Kappelbuben und entartetes Weibsvolk durchzogen lärmend die Gassen, drangen in die Häuser, heischten Trank, Speise, Geld. Ganze Schwärme loser Bettelu, zahlreich wie Staaren im Winter, großentheils bewaffnet, zeichneten sich vor allen durch Wildheit aus; sie ergriffen augenscheinlich die Gelegenheit, sich an einer Gesellschaft zu rächen, welche in den Tagen der Ordnung für sie nichts hatte als Gefängniß, Ruthenhiebe, Verfolgung und Mißachtung. Anständige Frauen und Mädchen erfuhren von Seiten dieser Amazonen die rohesten Mißhandlungen, und dennoch wurden solche Mißhandlungen zuweilen von Männern beneidet, welche ihr Unstern unter den bacchantischen Haufen geführt hatte. Von Stunde zu Stunde wuchsen Verwirrung und Zuchtlosigkeit auf der einen, Angst und Entsetzen auf der andern Seite. Noch ärger ward es, als sich geheimnißvoll und scheu, aber unaufhaltsam das Gerücht verbreitete, die Ungarn haben eine Niederlage erlitten und die Reste ihrer Heeresmacht seyen mit blutigen Köpfen über die Leitha zurückgeflohen. Diese Hiobspost brachte diejenigen vollends zur Verzweiflung, welche den Unterwerfungsvertrag mit Windischgrätz gebrochen hatten; und die Verzweiflung der einen war nicht geeignet, die Besorgnisse der andern zu beschwichtigen. So kam der Abend herbei. Da fuhren unaufhörlich bis zum Morgen vom Stephansthurm Raketen am Nachthimmel empor, erhellten bengalische Feuer die Höhe des ehrwürdigen Wunderbaues. Das Volk erklärte sich die Nothzeichen als Zeichen des Einverständnisses mit den Ungarn, obschon diese schwerlich mehr etwas davon sehen konnten. Als nun am Tage (31. Oktober) über das Glacis herüber der Geschützdonner bis zur Stadt drang, da hieß es, Kossuth stürme die letzten Stellungen der Kaiserlichen. Niemand wagte laut auszusprechen, was die meisten wenn nicht wußten, doch ahnten, daß nämlich die Vorstädte bereits die Strafe des Vertragsbruches erlitten und die Reihe bald genug auch an die innere Stadt kommen werde. Die Erfüllung ließ nicht lange auf sich warten. Ein furchtbares Hagelwetter von Bomben, Granaten und Brandgeschossen prasselte nieder; der Himmel glühte, die Erde bebte.

Wenn ein recht schweres Gewitter aufzieht, so wird dem Menschenkind angst und bange; doch fühlt es sich erleichtert, sobald die Blitze zucken und die Donner rollen. So erging es auch den wackern Bürgern von

Digitized by Google

Wien. Den verderblichen Hagel der Geſchoſſe begrüßten ſie als Vorboten der Erlöſung und vergaßen darüber der augenblicklichen Gefahr. Mit ähnlichen Empfindungen hielt Frau Schöggl ihr zwei Kindlein auf dem Schooß; vom mütterlichen Arm umfangen, vergaßen die Kleinen aller Bangigkeit, nachdem ſie über der Angſt den bittern Hunger vergeſſen, und als Abends der Lärm endlich nachließ, ſchlummerten ſie friedlich ein. Die Mutter brachte ſie zu Bett und hing ihren Gedanken nach, die immer trübſeliger ſich geſtalteten, je ſtiller es draußen wurde. Setti lag in ſchlimmem Zwieſpalt mit ſich ſelber; ſie ſuchte, ein pflichtgetreues Weib, all ihr Sinnen und Trachten dem Eheherrn zuzuwenden, während die widerſpänſtigen Gedanken einen ganz andern Pfad erkoren. Meiſter Andreas war eben ein ſchlichter Bürgersmann, redlich von Geſinnung, gutmüthigen Herzens, aber roh von Sitten und Betragen. Die hübſche Setti war ihm gegeben worden, wie gewöhnlich die Mädchen unter die Haube gebracht werden, von der Kaiſertochter an gerechnet bis zum Kind des Beſenbinders. Bei Bürgersleuten ſtiften Vettern und Baſen die Heirath; die Baſen der allerhöchſten Herrſchaften tragen geſtickte Wämſer mit Hinterzipfeln, kurze Beinkleider, ſeidene Waden, unſchuldige Degen und bunte Ordenszeichen. Darin wird ungefähr der ganze Unterſchied beſtehen. Setti hatte ſo gut wie tauſend andere eine Vernunftheirath geſchloſſen und war dabei vernünftig geblieben, ebenfalls wie tauſend andere, bis ihre friedliche Bahn ein Irrſtern kreuzte. Welch ein Abſtand vom feiſten groben Bader zu dem kriegeriſchen Polen mit dem ritterlich ſeinen Betragen, der ſo zierlich ſprach, ſo feurig und dennoch ehrerbietig blickte, ſo zärtlich die Hand zu drücken verſtand! Die Verſuchung war groß; doch muß zur Ehre des niedlichen Weibchens auch geſagt werden, daß es tapfer zu widerſtehen wußte. Der hübſche Abenteurer konnte ſich nicht rühmen, je durch ein noch ſo geringfügiges Zeichen erfahren zu haben, daß die Frau irgend welche Vergleichungen zwiſchen ihm und ihrem Herrn angeſtellt. Auch jetzt wehrte ſie ſich mit aufrichtigem Eifer gegen den Andrang ſündhafter Gedanken, doch war in der einſamen Dämmerſtunde der Kampf ſchwerer, als er je zuvor geweſen.

Draußen ging die Thüre. Herein eilte ein haſtiger Männertritt. „Mein Herr!“ rief Setti. Im nächſten Augenblick fühlte ſie ſich umſchlungen, feſt und innig; es koſtete ihr große Mühe und noch größere Selbſtverleugnung, ſich der ſtürmiſchen Umarmung zu entwinden. „Laſſen's mich aus, Herr v. Boleslaw!“ flehte und befahl ſie. Boleslaw ließ ab. „Sie ſind noch grauſamer als ſchön,“ ſeufzte er. — „Geplauſch und kein Ende!“ zürnte Setti; „eine ſolche Keckheit haben's ſich nimmer noch erlaubt, und wenn's keine Ruh geben, ſo ſind wir Freunde geweſen.“ — „Verzeihung, ſchöne Frau,“ ſchmeichelte der Pole. — „Schon recht,“ antwortete ſie, „aber drei Schritt vom Leib! Dort nehmen's Platz. Ich will die Kerzen anzünden.“

Der unverkennbare Ernſt ſchüchterte den Zudringlichen ein. Während Setti Licht machte, kramte der Gaſt einige Lebensmittel aus, die er zu erbeuten ſo glücklich geweſen; nur derjenige bekam an jenem Tage zu eſſen, welcher Beute zu machen Kraft oder Liſt genug beſaß. Die Frau fragte nach ihrem Mann. Boleslaw vermochte keine Auskunft zu ertheilen. „Der Meiſter iſt mir unter den Händen weggekommen,“ ſagte er; „alle wollten beſehlen, keiner gehorchen, Niemand wußte wer Koch oder Kellner ſey.“ — „Hoffentlich hat mein Herr ſich zu ſeinen Kameraden gefunden,“ meinte Setti. Damit aber kam ſie übel an. „Ich hoffe das Gegentheil,“ rief der Pole leidenſchaftlich aus; „die Garde hat uns ſchmählich verrathen.“ — „Wie ſo?“ — „Unſere Arbeiter wollten die Burg beſetzen; unter dem Vorwand, uns von Raub und Brandſtiftung abzuhalten, kamen die Bürger und zuvor, wieſen uns mit Flintenſchüſſen zurück und machten es dadurch allein den Croaten möglich, das Burgthor mit Sturm zu nehmen und bis zu den Michelern vorzudringen. Dieſe Verrätherei hat uns in's Verderben geſtürzt. Verloren iſt unſere gute Sache und unſere Häupter ſind dem Verderben geweiht. Doch was kümmert mich mein Leben, nachdem die Herrin meiner Seele durch ihre Grauſamkeit mir das Herz zerknickt!“

(Schluß folgt.)

Erinnerungsblätter aus Raſtatt.

(Fortſetzung.)

Dieſe Reden waren unterhaltend, langweilig und ekelhaft dagegen die Grobheiten, denen wir zu Zeiten von ganz jungen Offizieren ausgeſetzt waren. Eines Tags, wir aßen gerade zu Abend, öffnete ſich unſere Zelle und in der Thür derſelben erſchien nebſt dem wachthabenden Unteroffizier ein junger Lieutenant, dem die Kadettenſchale noch auf dem Helm klebte. Es war ſchon etwas dunkel und Fach ſah ihn nicht, blieb daher auf ſeinem Bette ſitzen und ließ ſich nicht im Eſſen ſtören. Dieſer Embryo von einem Militär vermerkte das aber ſehr übel: „Herr, können Sie nicht aufſtehen, wenn ein preußiſcher Offizier kommt?“ — Und als er ſich zum Gehen wandte, ſagte er zum Unteroffizier: „Wenn die Canaillen nicht pariren, gleich 'ne Kugel vor'n Kopp! ohne Umſtände, gleich 'ne Kugel vor'n Kopp!“ Nach meiner Meinung hätte dieſem

Digitized by Google

jungen Menſchen etwas anderes auf den dem Kopfe entgegengeſetzten Theil gehört. Solche Offiziere waren indeſſen nur Ausnahmen, was ich zur Steuer der Wahrheit hinzufügen muß.

Durch meine Frau, welche beſtändig unterwegs war, erfuhr ich, daß mein Standgericht auf Sonnabend den 15. September feſtgeſetzt ſey, was mir auch im Vertrauen durch einen Offizier beſtätigt wurde. Als ich am 14. eben damit beſchäftigt war einige Punkte zu meiner Vertheidigungsrede aufzuzeichnen, erſchien mein Anwalt Kuſel in Begleitung eines Offiziers. Er befragte mich über einige Punkte und verſprach Nachmittags wieder zu kommen, was er auch that. Ich zeigte ihm meine Vertheidigungsrede, ſo viel ich davon flüchtig niedergeſchrieben hatte; allein er war nicht damit einverſtanden. Er meinte, es handle ſich hier nicht um eine Jury, ſondern um ein Standgericht und es komme nur darauf an, zu verhindern, daß mir beſtimmte Thatſachen, deren ich angeſchuldigt ſey, bewieſen werden könnten. Es ſey daher ein verkehrter Weg und verlorene Mühe, wenn ich auf das Gefühl der Richter zu wirken ſuche.

Ich theilte indeſſen dieſe Anſicht nicht; ich kannte das Weſen der Stand- und Kriegsgerichte beſſer als Kuſel, da ich oft genug Richter geweſen war und häufig Gelegenheit hatte gegen die dabei gebräuchliche Art und Weiſe zu eifern. Ueberhaupt ſchien mir der Anwalt zu ängſtlich: er hatte in meinem Entwurf alle Stellen, die den Preußen nur entfernt mißfallen konnten, zum Weglaſſen angeſtrichen. Im übrigen machte das ruhige und beſonnene Weſen des Mannes einen ſehr günſtigen Eindruck auf mich und ich faßte ſogleich großes Zutrauen zu ihm. Er hielt es für nöthig, mich darauf vorzubereiten, daß der Staatsanwalt auf die härteſte Strafe antragen werde; das dürfe mich indeſſen nicht erſchrecken, denn das ſey ſo gebräuchlich. Daß das Standgericht am andern Tage ſtattfinde, wollte er nicht wiſſen, vielleicht um mir die Nacht nicht zu verderben; er kannte mich ja nicht.

Gegen Abend waren wir alle im Hof zuſammen. Als es Zeit zum Hinaufgehen in die Zelle war, ſagten mir meine Unglücksgefährten Lebewohl und wünſchten mir Glück. Kinkel kehrte noch einmal zurück und ſchloß mich ſchweigend und bewegt an ſeine Bruſt. An jenem Abend war der Befehl gekommen, daß wir Abends kein Licht brennen ſollten. Nun war ich ſchlimm daran, denn ich wollte am Abend meine Vertheidigung vollends niederſchreiben. Ich wußte mir indeſſen zu helfen. Das Fenſter wurde mit einem Mantel dicht zugehängt, und das Schlüſſelloch, wie es immer geſchah, gleichfalls verdeckt. Ich ſchrieb bis gegen zwölf Uhr und ſchlief dann ſehr ſanft. Ich hatte einen ſeltſamen Traum. Mir träumte, ich habe eine große Fliegenklappe in der Hand und gehe damit durch das Land und vernichte mit jedem Schlage eine ganze Stadt. Eine koloſſale Idee, ſo komiſch ſie iſt.

„Ahnungsgrauend, todesmuthig" brach der Morgen des 15. Septembers an. Ich hatte noch nicht ganz gefrühſtückt, als auch ſchon die Gensdarmen herein traten, um mich abzuholen. Der fatale Wagen ſtand vor dem Thor der Baſtion nebſt der gewöhnlichen Bedeckung. — Ich zog meinen Uniformsrock, Stiefeln mit Sporen und ein Paar gelbe Glacéhandſchuhe an, obgleich ich wußte, daß es Major v. Welzien höchſt ungern ſah, daß ich in Uniform erſchien, wenn auch ohne die Oberſtlieutenantsepauletten, die auf ſeinem Bureau lagen. Die Stadt ſchien mir ſehr lebhaft und es freute mich, daß man ſich für mich intereſſirte. Alle Leute auf meinem Wege grüßten mich mit traurigen Geſichtern; ich hatte mir, ohne daß ich es wußte, unter den Einwohnern von Raſtatt viele Freunde erworben.

(Schluß des Abſchnitts)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

(Fortſetzung.)

Maikäfer. — Die Ausſtattung der Prinzeſſin.

Doch eine andere „freie Gemeinde" ſcheint ſich bald außer dem Vaterlande von den zahlreichen glücklich entflogenen Maikäfern bilden zu wollen. So nannte hier der Volkswitz die lange in Haft und Unterſuchung gebliebenen Maiangeklagten, deren einige zuletzt auf Handgelöbniß oder gegen Caution freigegeben waren. Manche haben denn nun dieſe im Angeſicht des Zuchthauſes wunderlich gewährte Befreiung nach Möglichkeit zum

Digitized by Google

schnellen Verrissen benutzt, oder sind selbst der festesten, am Ende vielleicht sorgloseren Haft mit mehr oder weniger List entkommen. Schon vor längerer Zeit entfloh von Leipzig ein gewisser B. unmittelbar aus dem Gefängniß, mit Hülfe eines Polizeidiener, der ihn schriftlich zum Verhör führte, von Dresden ein Herr M. aus dem Krankenhause, wo ihn der sorgliche Stadtphysikus untergebracht hatte. Aus Burgen entsprang ein schwer gravirter Bürgermeister, und in Dresden hörte man gegen Ende des März rasch hinter einander von drei verschwundenen Entlassenen, deren einer vor dem Abschied seinen Gesinnungsgenossen noch ein Festmahl gegeben haben sollte. Ein anderer, früher ein Haupt-agitator, Schwager des Luden-Evangelisten Saller, ist in Erfurt, wie hier die Rede geht, wieder schadhaft geworden. Erst nach diesen Entweichungen, am 7. April, erschienen in der Zeitung ministerielle Warnungen an die Behörden und Gefangenwärter. Der Advokat B. soll seine Entlassung gegen Handschlag vom Justizminister selbst erwirkt haben. Sein Freund, Professor R. wurde sogar nach der Flucht der übrigen, nur mit erhöhter Kaution, noch entlassen. Und so war es kein Wunder, daß sich im Publikum die Meinung verbreitete, als habe man von oben her die willkommenen Auswanderungen begünstigt.

Möglich, sagt man, daß selbst die Festvorbereitung am Hofe die intimsten Gnadenakte befördert hat. Diese Vermählungsfeier wird nun je näher je mehr besprochen. Aber die Mitte des Monats, wo sie nach den Journalangaben statt finden sollte, ist bereits verstrichen, und den eigentlichen Zeitpunkt weiß jetzt Niemand, selbst nicht das Hofpersonal, zu bestimmen. Der vorausgeschickte Gesandte des Bräutigams ist angekommen; aber ihn, den Prinzen von Genua selbst, erwartet man noch immer vergebens. Die böse Welt sagt, er bringe schon eine Herzensmeisterin mit, die der jungen Gemahlin zur Hofdame bestimmt sey. Aber mehr als das Schicksal der Prinzessin hat ihre Ausstattung die hiesigen Frauen und Mädchen in Bewegung gesetzt. Der ganze bunte Kram war in mehreren Schloßgemächern zwei Tage lang zur Beschauung ausgestellt, und der Zudrang der neugierigen Schönen soll entsetzlich gewesen seyn, dergestalt, daß einzelne wachthabende Soldaten erklärten, selbst in den Mittagen nicht so Arges bestanden zu haben. Fremde Damen von Rang haben die königl. sächsische Armuth bemitleidet; aber die einheimischen Bürgerstöchter sprachen natürlich mit lüsternem Entzücken von all der Pracht und Fülle, dem Tisch voll Pariser Handschuhen, der Musterkarte seidener Kleider, den Schichten von Hemden und Jäckchen, vor allem von dem silberdurchwirkten weißseidenen Moiré-Brautkleid mit eingeflickten Orangenblüthen. Ein Paar Atlasstiefeletten hatten so viel Beifall gefunden, daß man sie hatte mitgehen heißen, und die Besäubung der schönen Sachen durch den eingeschleppten Straßenschmutz blieb als Hauptbeweis der Volkstheilnahme zurück.

(Schluß folgt.)

Erfurt, April.

(Übersetzung.)

Die Bevölkerung. — Das Martinsstift.

Unter den Männern der untern Stände bemerkt man schon häufig die Blouse von blauer Leinwand, der dritte Mann übrigens, dem man auf den etwas stillen Straßen begegnet, ist ein Soldat. Da die eigentlichen Erfurter Regimenter jetzt größtentheils in Baden oder Frankfurt garnisoniren, hat polnische Landwehr dieselben ersetzt. Es klingt eigenthümlich, wenn man die Wachen vor dem Reichstagsgebäude sich in polnischer Sprache unterhalten hört. Man glaubt aber keine Landwehr vor sich zu sehen, so fest und ächt soldatisch ist die Haltung derselben. Auch Offiziere aller Grade und Waffengattungen sieht man in Menge in Erfurt, da die Stäbe einer Division und zweier Brigaden hier liegen und auch eine Divisionsschule sich hier befindet. Ob diesen der Reichstag ein angenehmer Gast ist, läßt sich nicht ermessen. Viele der Offiziere scheinen sich lebhaft für denselben zu interessiren, besuchen häufig die Galerien der Häuser und suchen die persönliche Bekanntschaft von Abgeordneten zu machen. Andere aber scheinen mit stolzer Geringschätzung auf den Reichstag und alles was dazu gehört, herabzublicken. Es sind auch sehr viele Beamte hier, da eine Regierung und eine Menge anderer Behörden in Erfurt ihren Sitz haben. Unter denselben steht man komische Exemplare der alten Büreaukratie, wahre Modelle zum bekannten Staatshämorrhoidarius. In ihrer Verachtung des Reichstags wetteifern diese Perrücken mit dem milchbärtigen Fähnbrich, der da glaubt, nur der gelte etwas, der mit dem Säbel über das Pflaster rasselt. Die Bürgerschaft dagegen scheint im Allgemeinen mit Hochachtung, ja mit Verehrung auf den Reichstag zu blicken und sich sehr geehrt zu fühlen, daß derselbe sich ihre Stadt zum Sitz erkoren. Dazu mag freilich der Eigennutz das seinige beitragen; man hat berechnet, daß täglich durch den Reichstag etwa tausend Thaler in Umlauf gesetzt werden, was für eine Stadt wie Erfurt eine sehr bedeutende Summe ist. Wenn daher die Erfurter äußern hören, es werde mit dem Reichstag schwerlich lange währen, so machen sie sehr bedenkliche Gesichter, während sich ihre Mienen sichtlich erheitern, wenn man denselben ein längeres Leben prophezeit.

So viel von der Stadt und ihrer Umgebung; nun noch einiges von dem Gebäude, in dem Volks- und Staatenhaus ihren Sitz aufgeschlagen haben. Das sogenannte Martinsstift liegt abgelegen auf einem kleinen Platze der weitläuftigen Stadt, so daß man es förmlich suchen muß. Kenntlich ist es ein ziemlich unansehnliches Gebäude, gleich den meisten hiesigen Kirchen, mit einem Thurm, der sich nicht weit über das Dach erhebt. Nichts ringsum und am Gebäude selbst macht einen großartigen Eindruck, und mit der Paulskirche in Frankfurt ist es in keiner Beziehung zu vergleichen. Wie die Frankfurter Nationalversammlung sich in den Wünschen und Hoffnungen des deutschen Volks in allen seinen Gauen zum Erfurter Reichstag verhält, so verhält sich die Paulskirche zum Martinsstift. Indessen kann man nicht läugnen, daß von dem Baumeister, dem die Umwandlung des Kirchenschiffes in das Volkshaus und des Chors in das Staatenhaus übertragen wurde, in Betracht des gegebenen Raums, der Zeit und der nicht sehr beträchtlichen Geldmittel, das Mögliche geleistet wurde. Das Sitzungsgelaß des Volkshauses, das frühere Schiff der Kirche, bildet ein längliches Viereck, das theils durch ein hohes Fenster an der einen schmalen Seite, theils durch kleinere, mit Leinwand zur Milderung des Lichts überzogene Fenster in der obern Wölbung beleuchtet wird. Die Wände sind unten mit hohen Draperien von blau und weißem Zeuge bekleidet, denen sich eine Art Wölbung von silbergrauer Leinwand anschließt. Eine Ballenlage und ein gut gearbeitetes Getäfel von hellbraunem Holze bilden oben die Decke. Diese Verkleinerung des Raums war nothwendig, theils um das unfreundliche Ansehen des Kirchenschiffes zu verdecken, theils um eine gute Akustik herzustellen. Beides ist gelungen, wie man anerkennen muß.

(Schluß folgt.)

Beilage: Monatsregister April.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Hagar. Von Katharina Diez. 78. — 81.
Fresken aus der Augustinerkirche zu Erfurt. 79. — 86.

Erzählungen.

Wiener Früchtel. 79. 80. — 89. 90. 91. — 101. 102. 103.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Ueber die penninischen Alpen. 78. 79. 80. 81. 82. 83. — 86. 89. 90. 91.
Erinnerungsblätter aus Rastatt. Von Corvin. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. — 93. 94. 95. — 99. 100. 101. 102. 103.
Von London nach Paris. 84 — 87.
Vergessene Heroen der deutschen Literatur. Von W. H. Riehl. 95 — 98.
Wie es auf dem Theater in Berlin aussieht. 98 — 100.

Korrespondenz.

Dresden. 78. 79. 80. 81. — 101. 102. 103. — Ludwigshafen. 78. 79. 80. 81. 82. — Darmstadt. 83. 84. 85. — 90. 91. — 96. — London. 84. 85. 86. 87. — 92. 93. — Hamburg. 86. 87. 88. 89. 90. — Aus Schlesien. 89. 90. 91. 92. 93. 94. — Paris. 94. 95. — Köln. 97. 98. 99. — Gotha. 98. 99. 100. — Erfurt. 100. 101. 102 103.

Vierteljahrs-Schrift 1850.

Zweites Heft erste Abtheilung.

(42) Zu Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die erste Abtheilung des zweiten Heftes

der

deutschen Vierteljahrs-Schrift

für 1850.

April — Junius.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Die erste deutsche Reichsversammlung und die Schriften darüber. — Verwirklichung der deutschen Nationalgesetzgebung. — Die Ursachen der Meuterei und des Zerfalles des großherzoglich badischen Truppencorps im Mai 1849. — Die Entdeckung der Goldschätze in Californien und deren Folgen.

Stuttgart und Tübingen, April 1850.

J. G. Cotta'scher Verlag.

(26) In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers

Polytechnisches Journal.

Einundreißigster Jahrgang.

Zweites Februarheft.

Inhalt. Verbesserungen an Apparaten und Maschinen zur Anfertigung der Eisenbahnräder und Radachsen, von Kitner. Mit Abbildung. — Maschinen zum Zerreiben und Mischen; von Hermann in Paris. Mit Abbild. — Verwollkommnete Häckselschneidemaschine. Mit Abbild. — Verbesserungen an Hahnen- von Klemmlin und Hemmung. Mit Abbild. — Verbesserungen an Mühlrollen, von Hartung. Mit Abbild. — Beschreibung und Vergleichung der galvanischen Telegraphen Deutschlands. Von C. A. Steinheil. Mit Abbild. (Galvanische Telegraphen von Berlin aus. Fabrication und Prüfung der mit entvanisirter Gutta-percha isolirten Kupferdrähte. Telegraphen-Apparate von Stöhrer in Leipzig. Galvanischer Telegraphen von Wien aus.) — Ueber Schmelzung und Verflüchtigung feuerflüssiger Körper, insbesondere der Kohle; von Dobereiz. — Ueber die Verbreitung des Silbers im Mineralreich; von Malaguti und Durocher. — Ueber die Verschwungsarten zum Ausbringen des Silbers aus seinen Erzen; von Malaguti und Durocher. — Versuche über das Ausbringen des Goldes und Silbers aus ihren Erzen auf nassem Wege; von Dr. John Percy. — Auszug eines Berichtes an den feanzösischen Kriegsminister über das der Mannschaft in den Kasernenzimmern zu sichernde Lustvolum; von Felix Lebiane. — Verfahren zum Präpariren des Kunstholz, damit er bei jeder Witterung elastisch bleibt; von Buefe. — Ueber Verbesserung des Stallklimgens und den Einfluß des Ammoniakgases auf das Vieh; von Limanja-Lamotte. — Ueber die Anwendung harter Kalksteine und des Kalks überhaupt zur Bodenverbesserung; von Boubée. — Miscellen. Gutachten über zwei von dem Schlossermeister J. Hauff erfundene Vorrichtungen zum Selbstzugehen der Thüren. — Vorrichtungen um Thüren zu schließen, welche nach innen und außen sich öffnen und mittelst Federn stets nach der Mitte zurückgebracht werden; von Prudentier in Paris. — Feuerfestriegel von Garnier in Paris. — Maschine zum Sacheben; von Cambry in Paris. — Vorrichtung um den Stoßgang der einfachwirkenden Saugpumpe zu verhindern; von J. F. Wagner. — Galvanische Straßenbeleuchtung in St. Petersburg. — Ueber die häufigste Ursache der Unglücksfälle durch Einathmung von Chloroform. — Bromkalium, ein neues ausdrückendes Mittel. — Ueber Gesunmachen der anatomischen Theater und Verfahren das Aasen der Secir-Instrumente zu verhindern; von Sucquet. — Fliegenpulver und Fliegenleimwege.

Erstes Märzheft.

Inhalt. Mittheilungen aus meinem Leben und Wirken als Maschinenbauer; von Dr. Ernst Alban in Plau. (Einiges über seine neueren Hochdruckmaschinenkessel.) Mit Abbildungen. — Ueber die Secir-Säe-Maschine, erfunden vom Hauptmann Hrn. C. Kümmerer, Beiger der Maschinenbau-Anstalt Wiener-Hütte bei Bromberg. — Verbesserungen an Mahlmühlen; von Bovill. Ingenieur in London. Mit Abbild. — Maschine zum Ausbülsen und Polieren von Reis; von Newton. Mit Abbild. Apparat zur Fabrication von Hüten, Kappen und Mützen, von Bevillon in London. Mit Abbild. — Fahrer's Pritschenbalancir. Mit Abbild. — Apparat zum Oeffnen der Austern, von Pinard in Paris. Mit Abbild. — Der patentirte Ziegel von C. Bessler, Mechaniker in Berlin. Mit Abbild. — Neue Art von Wasserwagen für schwierige Terrain-Aufnahmen ꝛc. Mit Abbild. — Der Wandbarometer des Ch. Chevalier in Paris. Mit Abbild. — Beschreibung und Vergleichung der galvanischen Telegraphen Deutschlands, nach Beschäftigung im April 1849. Von C. A. Steinheil. (Galvanischer Telegraph von München nach Nannhofen. Vergleichung der verschiedenen ausgeführten Telegraphensysteme. Verbesserung an Meyer's Apparat.) — Apparat zum Erwärmen von Alkoholgeisten, insbesondere von Badewannen mittelst Gas; von Dr. Perrin und Petit. Mit Abbild. — Analytische Untersuchung der in der Porcellanmalerei gebräuchlichen rothen Farben; von Salvetat, Chemiker an der Porcellanfabrik zu Sèvres. — Ueber Gruson's neues Verfahren zum Vergolden der Porcellane; Bericht von Ebelmen. — Ueber ein neues Stückpulver, mit Blutlaugensalz als Basis; von Hrn. Augenheer. — Verbesserungen in der Zuckerfabrikation; von Dr. Leland. — Verbesserungen im Raffiniren des Schwefels; von Reece und Price. — Ueber Desinfectirung des Düngers und Verwendung der Salzmuttersauge dazu; von Calland. — Miscellen. Pneumatische Kohlenlieferung. — Verfahren, Eisenwaaren, als Schrauben, Stifte u. s. w. in größere Menge gleichmäßig blau zu machen. — Ueber das Vorkommen von Silber, Blei und Kupfer im Meerwasser, und von Silber in den organischen Wesen, von Malaguti. — Platin in den Alpen. — Ueber den Gehalt der Kupferkiese von Chessy und Sain-Bel. — Verfahren das Silber aus der galvanischen Versilberung glänzen abzulegen; von Smith. — Ueber die Anwendung des Galvanoplastik zur Anfertigung von Kupferplatten für Kupferstiche. — Amalgam zum Ausfüllen angefressener Zähne. — Bleiröhren statt Drahtseilen zum Ablesen des Blitzes. — Vorschrift zur Anfertigung des Marienglases. — Vortheilhafte Verfeinerungsweise von Thees (Kaffeein). — Darstellung einer zum Entfärben von Flüssigkeiten sehr wirksamen Thierkohle; von Dr. Geerger. — Verfahren das Wasser vom Waschen der Wolle und Wollenzeuge zur Gewinnung von Fettsäuren zu verwenden; von Mc Dougall. — Ueber die Reinigung des Honigs nach André. — Höherer Nutzwerth in Bienenläden.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Vierundvierzigster Jahrgang.

1850.

Mai.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Als eigentliches Unterhaltungsblatt bleibt ihm die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster [illegible]ung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und N[illegible]n weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng [illegible]enden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die [illegible] der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die [illegible] erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter des Blatts entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" kostet fl. 14. oder Rthlr. 8.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 104. Mittwoch den 1. Mai 1850.

Traun, diese Stadt ist wohlgethan!
Wie fangen das die Bürger an?
An Haus, an Gut, im Schooß der Ehen,
Mit allem sind sie wohl versehen
G. Schwab.

Lübische Schildereien.

1. Lübeck am Tage.

In einer warmen, nordisch hellen Augustnacht betrat ich zum erstenmal die alte Hansestadt. Mitternacht war schon vorüber, die Straßen todtenstill und düster, nur die dämmernde Sommerhelle der nordischen Nacht wob um die zackigen Giebel einen flimmernden Schein.

Wenn ich in frühern Jahren von dem Sitze der gewaltigen Hansa las, von den Bündnissen, welche die mächtige Bürgerstadt mit fremden Nationen schloß, von den Heldenthaten ihrer Söhne, von den Kriegs- und Handelsflotten, die sie hinausschickte auf die brausende Meereswoge: da meinte ich immer, eine Stadt, die ehemals so Großes vollbracht habe, müsse ein ungemein imponirendes Aeußeres haben. Diese Meinung sollte sich schon am nächsten Morgen verlieren. Der heitere Tag lockte mich frühzeitig hinaus, und um den vollen Eindruck unmittelbarster Anschauung zu haben, schlenderte ich nach alter Gewohnheit kreuz und quer durch das bedeutende Häuserlabyrinth. Wer aus dem stolzen Hamburg mit seinen palastähnlichen Neubauten und den himmelhohen Häusern der alten Stadttheile kommt, dem fällt es auf, daß Lübeck im Allgemeinen so wenig hochstockige Gebäude zählt. Ein Haus von drei Etagen ist schon eine Seltenheit, die meisten haben deren bloß zwei, viele gar bloß eine Etage. An den spitz zulaufenden Giebeln sieht man freilich oft fünf bis sechs Fensterreihen über einander, diese Fenster aber ersuchten keine bewohnbaren Räumlichkeiten, sie lassen nur in gefüllte, bisweilen wohl auch in leere, morsches Gebälk und zahllose Spinnenweben bergende Speicher ein trübes Licht fallen.

Diese Kleinheit der Häuser überrascht; indeß achtet man nur kurze Zeit darauf, weil die Architektur der meisten alsbald Sinn und Auge gefangen nimmt. Eine Wanderung durch Lübecks Straßen bei Tage ist für jeden Fremden, der überhaupt Gefallen findet an charakteristischer Bauart, ein großer Genuß. Ich hatte schon viele Städte des Nordens gesehen und mich immer an diesen pedantisch zierlich aufgeführten Giebelhäusern erfreut; solche Mannigfaltigkeit der Verzierungen aber, verbunden mit so vielem Geschmack, war mir noch nirgends vorgekommen. Lübecks Straßen sind in dieser Beziehung eine wahre Fundgrube für das Studium althanseatischer Architektur. Man sieht es dem äußern Schmuck dieser uralten Gebäude an, daß ihre Erbauer die Welt gesehen hatten; denn solcher Geschmack wuchs damals nicht in deutschen Bauhütten. Deutsche Steinmetzen verstanden wohl aus weichem Sandstein geschmackvolle Blumen zu hauen, im gothischen Spitzbogenstyl jene herrlichen Dome aufzuführen, deren prachtvolle Wölbungen uns mit dem schauernden Gefühl der Andacht überrieseln; von dem geriesten Säulenbau aber verstanden sie nichts. Diese mosaikartige Zusammensetzung bunter, zum Theil überglaster Ziegelsteine, diese Einsprengung zahlloser Hautreliefs in das schimmernde Mauerwerk, dieser ganze Styl ist dem Süden entlehnt. Die verödeten Paläste Venedigs am Gran Canale haben auffallende Aehnlichkeit mit diesem Baustyl, nur daß in der auf blauer Lagunenflut schwimmenden Dogenstadt von Marmor ist, was hier gebrannter Lehm und Thon ersetzen muß. Es gibt Häuser in Lübeck, die ich mit täglich stundenlang betrachten

Digitized by Google

könnte, ſo reich ſind ſie verziert mit hunderterlei Emblemen. Und liegt dann über dieſen Häuſern die blaue Himmelsdecke, funkelt die Sonne auf den ſonderbaren Schnörkeln, ſo gehört wenig Phantaſie dazu, um ſich in's Morgenland verſetzt zu glauben. Türkiſcher, arabiſcher, italieniſcher, gothiſcher, altniederländiſcher Bauſtyl ſind mit merkwürdigem Geſchick und mit ſo eigenthümlichem Geſchmack in vielen alten Bauten Lübecks angebracht, daß ſich aus dieſer Miſchung wieder ein ganz neuer charakteriſtiſcher Styl gebildet hat, den ich den althanſeatiſchen nennen möchte.

Entſprechend dieſem pittoresken Aeußern iſt die innere Einrichtung der meiſten Häuſer Lübecks. Ob es noch anderwärts im deutſchen Norden ähnliche Wohnungen gibt, weiß ich nicht, da mir die weiter oſtwärts gelegenen Städte unbekannt ſind. Im Sommer hat dieſe Hauseinrichtung manches Angenehme, im Winter dagegen iſt ſie für froſtige Naturen äußerſt ſtörend.

Geht man die ſchmalen, ſchlecht gepflaſterten Straßen entlang, ſo wird das Auge im Sommer jeden Augenblick gefeſſelt von den breiten, ſpiegelklaren Glasthüren, durch welche man immer einen tiefen Blick in die Geheimniſswelt Lübeck'ſcher Häuslichkeit thut. In ganz Nordalbingien gehört ſorgfältige Blumenpflege zu den Lieblingsbeſchäftigungen des zarten Geſchlechts. Reich verzierte geſchmackvolle Blumenvaſen ſchmücken jedes Fenſter. In Lübeck nun erhält dieſer Schmuck doppelten Reiz durch die thorartigen breiten Fenſter, die Raum genug gewähren zur Aufſtellung ſchönſter und ſeltenſter Gewächſe. Gleitet der Blick ab vom Blätter- und Blüthenfrühling dieſer Fenſter, ſo fällt er unwillkürlich durch die glänzenden Scheiben der Thüre in das Innere des Hauſes und ruht gewöhnlich befriedigt aus auf dem ſonnigen Laube eines abermals durch rieſengroße Fenſter ſchimmernden Gartens.

Der Raum zwiſchen Hausthür und Garten, welcher letztere allen Kaufmannshäuſern in Lübeck ſelten fehlt, iſt meiſtens belebt, ſey's von geſchäftigen Frauen, ſey's von ſtämmigen Trägern in ihren charakteriſtiſchen ſchwarzen Binſenjacken; denn zwiſchen Thür und Garten befindet ſich die rieſige Flur, hier „Diele“ genannt, ein mit Fließen belegter Raum, genau der Breite und Länge des Hauſes entſprechend. Noch heut bildet er die Niederlage für Kaufmannsgüter und ſteht durch eine Lucke in der Decke mit den obern Räumen des Hauſes in Verbindung, die bis unter die Hahnbänder Speicher bildeten und zum Theil noch bilden. Gerade dieſe Einrichtung aber macht Lübecks Häuſer höchſt unwohnlich. Bequeme Zimmereinrichtung, wie man ſie in Mittel- und Süddeutſchland liebgewonnen hat und zum comfortabeln Lebensgenuß unerläßlich findet, kennt man hier nicht. Da klappern alle Thüren, da ſtreicht die Zugluft durch alle Fenſter, da rauchen die Oefen, die ohnehin meiner unmaßgeblichen Meinung nach nicht die zweckmäßigſten ſind, weil ſie nur ſehr langſam kalte Zimmerräume erwärmen, kurz da iſt nichts, was man mit Recht gemüthlich nennen könnte. Die meiſten Häuſer ſind daher auch nur im erſten Stockwerk bewohnbar, höher hinauf gibt es kaum eine leidliche Schlafſtelle. Man kann daher mit vollem Recht behaupten, Lübeck ſey reich, übermäßig reich an Häuſern, aber traurig arm an guten Wohnungen. Daß die Mehrzahl der geborenen Lübecker dieß weder fühlt noch zugibt, gehört zu den mancherlei Eigenthümlichkeiten, an denen dieſer kleine und wohlhabende Freiſtaat ungemein reich iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Boleslaw der Pole.

(Schluß.)

Setti konnte ſich eines boshaften Lächelns nicht erwehren. „Der Herr v. Boleslaw ſind doch gar zu g'ſpaßig,“ ſprach ſie; „wir ſtehen wie auf einem feuerſpeienden Berg, und Sie plauſchen daher, als wären wir auf dem Ball bei der goldnen Birn.“ — „Meine Seele ſpricht,“ rief er dazwiſchen, „nicht mein ſterblicher Mund.“ Sie hob wieder an: „Wir ſperren halt die unſterbliche Seele in den Wandkaſten und da wird der Mund ſtill ſeyn.“ — „Aber doch nicht gleich?“ — „Nach dem Nachteſſen. Ich will zurecht machen, was Sie mitgebracht haben, und danach die Frauen wecken. Die armen Haſcherl haben heut noch nix bekommen, als ein Kipfl. Uebrigens paſſen's fein auf, und wenn's draußen die Thür gehen hören, ſo ſchliefen's ſchnell dort in den Alkoven hinein. Ich mach' mich jetz in in die Kuchl. Derweil denken's ein Biſſel nach und halten's ſich wie ein ehrlicher Mann, daß mein Herr, wenn er heimkommt, keinen ſchlechten guten Freund hinauszuwerfen hat.“ Mit dieſen Worten eilte ſie in die Küche.

Wind und Wetter ſind wohl grillenhafte Gewalten, die aller Berechnungen ſpotten und dennoch leichter zu ergründen ſind, als ein Weiberherz. Boleslaw freilich, der tapfere Kriegsmann und leichtfertige Minnebold, wollte das nicht glauben. Er lächelte höhniſch vor ſich hin. Ueber den Ehrenpunkt hatte er keine andern Begriffe, als die hergebrachten eines polniſchen Edelmanns, und nach dieſen konnte aus ſeinem Beginnen Niemanden Schimpf und Schande erwachſen, als höchſtens dem betrogenen Gaſtfreund. Die Frau aber hielt er bereits für ſichere Beute; das ſchmachtende Feuer der Augen verkündete ihm, wie er meinte, den nahen Sieg. Zur

Digitized by Google

ſelben Friſt ſagte aus des Herzens verborgenſter Falte heraus der böſe Feind zu Setti: „Dein Hauskreuz liegt erſchlagen unter den Leichen, und für alles Leid wird der neue Liebſte dich entſchädigen.“ Sie ſchalt ernſtlich mit ſich ſelber über ſolche Frevelgedanken, und wenn es ihr auch nicht gelang das Ziſchen der Schlange gänzlich zum Schweigen zu bringen, ſo durfte es dennoch nicht Meiſter werden. Eingedenk des Beiſpiels ihrer bibliſchen Namensſchweſter, faßte Suſanne allen Muth zuſammen und hielt ſich ſo tapfer, daß dem Anbeter nach dem Abendeſſen nichts übrig blieb, als in den Wandſchrank zu ſchlüpfen. Sie drehte den Schlüſſel zweimal um und ſchob ihn in die Taſche. Dann erſt ſagte ſie mit wunderſam erregter Stimme ein ſchmeichelndes: Gute Nacht! — „Ruhe ſanft, Grauſame!“ antwortete der Gefangene. Sein kläglicher Ton drang Suſanne durch Mark und Bein. Sie löſchte das Licht, doch legte ſie ſich nicht nieder, ſondern ſank neben dem Bett auf die Knie. Während ſanft entſchlummernd der falſche Freund ſich in dem Gedanken wiegte, daß verlockende Traumgebilde als ſeine Bundesgenoſſen arbeiten würden, ließ ſein erkorenes Opfer eine Perle des Roſenkranzes nach der andern durch die Finger gleiten, um wachend und betend ſich vor böſen Träumen zu bewahren. Mitternacht war längſt vorüber, als ſie endlich, wenn nicht beruhigt, doch ſchwer betäubt, ſich in ihren Kleidern auf das Lager fallen ließ. Unruhig war ihr Schlummer, doch nicht ſowohl von der Verſuchung ſelbſt, als vom Schrecken vor dem Verſucher bewegt.

Die Uhr in der Barbierſtube ſchlug ſechsmal an. Ein leiſes, aber unabläſſiges Klopfen vom Wandſchrank her brachte nach und nach die Schlummernde zu ſich ſelber, doch gab ſie lange kein Zeichen. Endlich antwortete Setti, mit leiſem Finger an die Schrankthür tippend: „So ſeyn's doch ſtad, Herr v. Boleslaw, Sie wecken mir ja die Fratzen.“ — „Laß mich heraus,“ bat er. — „Zu dutzen brauchen's mich juſt auch nicht,“ meinte ſie. Er entſchuldigte ſich: „Wir andern Polen haben es ſo in der Gewohnheit, Du zu ſagen, wenn wir's gut meinen.“ — „Wenn ihr ſchmeicheln wollt,“ erwiederte die Frau. — „Wer könnte zu ſchmeichein ſich vermeſſen,“ entgegnete er, „wo die Sprache nicht einmal für die Wahrheit ausreicht?“ — „Ach, wie plauſchen's doch ſo g'ſcheckelt!“ ſagte ſie. Der Ton dieſer verſuchten Zurechtweiſung war offenbar zu milde, um etwas auszurichten, beſonders gegen einen ſo geübten Herzensſtürmer. Boleslaw begann unter Thränen, Betheurungen, Eidſchwüren und Klagen die Leiden zu ſchildern, welche er empfunden, ſeit er die reizendſte Frau des Erdenrunds zum erſtenmal erblickt habe. Mit vollen Zügen ſog ſie das ſüße Gift. Ihr unterdrücktes Schluchzen entging nicht dem feinen Gehör des Verſuchers, und mit ſteigendem Eifer verfolgte er die eingeſchlagene Richtung. Endlich griff das Weib unwillkürlich in die Taſche, um den Schrankſchlüſſel zu holen. Ihre Hand begegnete den Perlen des Roſenkranzes und die Berührung brachte ſie wieder zu ſich ſelber. Der Roſenkranz war zu Maria Taferl geweiht und bewährte ſofort ſeine Tugend, indem er Setti an die feierliche Stunde mahnte, wo ſie, eine bräutliche Jungfrau, aus eines greiſen Prieſters Hand die geſegnete Gabe empfangen. Sie ließ den Schlüſſel wo er war, und in dieſem Augenblick ſchellte, ſcharf angezogen, die Nachtklingel. „Gottlob, mein Herr kommt!“ rief Setti. Der Ankömmling war aber nicht der eben ſo gefürchtete als erſehnte Andreas, ſondern Pepi, der Lehrbube. „Frau Meiſterin,“ ſagte der Knabe, „einen ſchönen Gruß vom Meiſter, er wär' gefangen und die Frau Meiſterin möchte vor dem General einen Fußfall thun, damit der Meiſter nit „derſchoſſen“ wird.“ — Setti verlangte und erhielt weitere Auskunft, und nachdem ſie dem Lehrbuben die Obhut der „Fratzen“ anvertraut, eilte ſie ſchnellfüßig von dannen.

Das Herz brannte lichterloh, der Kopf wirbelte, doch Suſanne war ein kernkräftiges Weib und fand trotz allen Herzeleids den rechten Weg. Unverzagt drängte ſie ſich überall durch, hier mit freundlichen Blicken und leutſeligen Worten, dort mit Ellenbogenſtößen. So erreichte ſie den Schweizerhof, wo ſie auf einen Gönner ihres Hauſes traf, einen Hauptmann von den Grenadieren, der Jahre lang ein tägliche Kunde des ſtinken Meiſters Schöggi geweſen. Setti trug ihm ſofort ihr Anliegen vor. Der Hauptmann hörte ſie freundlich an, verhieß auch ſein Beſtes zu thun, gab aber die ſchlechteſte Hoffnung auf raſchen Erfolg. „Unſer Rekert iſt, wie ſie ſagen, mit den Mobligarden gefangen worden,“ meinte er kopfſchüttelnd, „und da wird's hart halten ihn loszureiſen. Geſchehen ſoll ihm aber hoffentlich nix, dafür will ich mir alle Mühe geben. Ich kenn' ihn ja als einen gerechten Mann und treuen Unterthan. Wenigſtens ſein Leben getrau' ich mich zu retten.“ — Nun war es aber der ſchwerbedrängten Frau ſchier mehr um die unverweilte Befreiung ihres Mannes zu thun, als um die Befreiung ſeiber. Sie gedachte des Feindes in der eigenen Bruſt, ſie bebte noch von dem Entſetzen, das ſie empfunden, ehe der Klingelzug ſie gerettet. Unter der Gewalt dieſer Eindrücke plagte ſie heraus: „Ich biete ein Löſegeld. Laßt meinen Herrn unverzüglich los, und ich verrathe den Schlupfwinkel des Polen Boleslaw.“

Das Wort war geſprochen, und keine Reue kaufte es zurück. Der Hauptmann ließ ſich auf den Handel ein. So verrieth denn Setti den Geliebten

Digitized by Google

ihrer Seele, um mit dem Vater ihrer Kinder den unentbehrlichen Schirmherrn ihrer Ehre zu befreien und das gute Bewußtſeyn zu retten. — Dem ehrvergeſſenen Polacken iſt gerade nur widerfahren, was er verdiente, und die Frau Suſanne hat nach Pflicht und Gewiſſen gehandelt. Nun ſag' mir einer, woher es kommt, daß ihr das gute Gewiſſen nicht zum ſanften Ruhekiſſen werden will?

Korreſpondenz-Nachrichten.

Erfurt, April.

(Schluß.)

Der Reichstag.

Das Innere bietet einen freundlichen, behaglichen, obgleich in feiner Weiſe großartigen Anblick dar, und ein nicht zu unverſtändlicher Redner wird von allen Plätzen gleich gut vernommen. Die Präſidentenbühne, groß und geräumig, ſo daß die drei Präſidenten und zwei Sekretäre bequem Platz darauf finden, ſteht um mehrere Stufen erhöht in der Mitte der einen langen Seite, unmittelbar vor ihr die Rednerbühne. Beide ſind von hellbraun gebeitztem Holze, mit grünem Tuche ausgeſchlagen. Links und rechts vom Präſidentenſitz ſtehen an den beiden ſchmalen Seiten in mehreren Reihen hinterreinander die einzelnen Lehnſtühle der Abgeordneten. Es ſind Rohrſeſſel mit hohen Lehnen im Geſchmack alter Kirchenſtühle. An der Rückſeite jedes Stuhles iſt ein kleines Pultbrett, das auf- und niedergeſchlagen werden kann und ſo dem Hintermann als Schreibtiſch dient. Den Gemälden, Statuen, Fahnen und ſonſtigem Schmuck iſt nichts zu ſehen. Auch ſind die deutſchen Farben nirgends angebracht, was denn doch manchen Abgeordneten mißfällt. Begnem, wenn auch nicht ſehr geräumig, da ſie nur etwas über vierhundert Perſonen faſſen, ſind die Zuhörertribünen. Da man nur gegen Billets zugelaſſen wird, ſo füllt ein ſehr gewähltes Publikum dieſelben. Beſonders das weibliche Geſchlecht iſt ſtark vertreten, da viele Abgeordnete ihre Familien mitgebracht haben. So ſtörmiſche Einwirkungen wie in Frankfurt hat man von dieſen Galerien, wo die Glacehandſchuhe vorherrſchen, nicht zu fürchten. — Das Staatenhaus iſt ähnlich eingerichtet wie das Volkshaus, aber kleiner in ſeinen Räumlichkeiten und reicher in der Ausſchmückung. Die Zuhörertribüne faßt hier noch viel weniger Perſonen. Zahlreiche Gensdarmen halten ſich während der Sitzungen in der Nähe des Gebäudes auf, um etwaige Ruheſtörungen, die übrigens durchaus nicht zu erwarten ſind, im Keime zu unterdrücken. Man hat auch vielfache polizeiliche Maßregeln zur Ueberwachung verdächtiger Fremden ergriffen, von denen übrigens Niemand etwas gewahr wird.

Daß in einer im Ganzen ſo leeren und öden Stadt die Anweſenheit von etwa 480 Abgeordneten beider Häuſer überall bemerkt wird, iſt natürlich. Alles was zum Reichstag gehört, bildet ein eigenes Element, das man auf den erſten Blick von der übrigen Bevölkerung unterſcheiden kann. Zwei Mittagstiſche, die der Sitzungen wegen erſt um drei Uhr beginnen, während die Tiſchzeit der übrigen Bevölkerung ein Uhr iſt, vereinigen die meiſten Abgeordneten. Das große, neue und gute Gaſthaus von Silber, unmittelbar neben der Eiſenbahn gelegen, iſt Morgens und Abends der Hauptvereinigungspunkt der ſogenannten Gothaer Partei. Hier ſieht man oft an einem Tiſche die Männer beiſammen, deren Namen in den letzten Jahren den Deutſchen ſehr bekannt geworden ſind. Die beiden Gagern, Simſon, Aurrewald, Dahlmann, Rieſſer, Graf Schwerin, Beckerath, Baſſermann, und andere Führer dieſer Partei ſitzen hier neben einander. Freilich bemerkt man manche Lücken in den Reihen dieſer Männer. Daß dieſe Maſſe von Notabilitäten viele Rengierige aus Erfurt und aus allen umliegenden Städten herbeizieht, verſteht ſich von ſelbſt. Ganze Schaaren ſtehen oft an den Thüren des Speiſeſaals und zeigen ſich flüſternd die bekannten Perſönlichkeiten. Beſonders Heinrich Gagern iſt überall der Gegenſtand der regſten Theilnahme. Ihre Verſammlungen hält die Gothaer Partei, die hier die Linke in beiden Häuſern bildet, in einem Saal des großen Bahnhofsgebäudes, den ihr Graf Keller, Commiſſär der thüringiſchen Bahn, der ebenfalls der Partei angehört, zur Verfügung geſtellt hat. Im Gaſthofe zum Kaiſer verſammelten ſich größtentheils die mehr ariſtokratiſch geſinnten Abgeordneten beider Häuſer zum Mittags- und Abendtiſch. Hier herrſcht der Adel vor und damit mehr Fremdenverkehr. Man ſieht hier viele Ordensbänder, während ſie ſich im Silberſchen Gaſthof nur ſelten blicken laſſen. So viele Orden auch mancher tägliche Gaſt des letztern Hauſes beſitzen mag, er läßt ſie im gewöhnlichen Leben zu Hauſe und braucht ſie nur als Toilettenſtücke, wenn er in Gala zu erſcheinen hat. Im Kaiſer trifft man gewöhnlich auch viele preußiſche höhere Offiziere. Indeſſen iſt dieſe politiſche Trennung nach Gaſthäuſern nicht durchgreifend und man kann bisweilen Bismark-Schönhauſen und Kleiſt-Retzow, die Heißſporne der ſchroffſten preußiſchen Rechten, bei Silber ſitzen ſehen, während Vincke, Gagern, Dahlmann auch den Kaiſer beſuchen. Verſammlungslokal einer feſten Partei iſt übrigens der Gaſthof zum Kaiſer nicht. Eine gemäßigte Rechte, die ungefähr dreißig bis vierzig Mitglieder zählt, verſammelt ſich in einem Lokal der Klemm'ſchen Reſtauration; die äußerſte Rechte, aus zwanzig bis dreißig Mitgliedern beſtehend, im Gaſthof zum Schiedhorn. Der Führer der letztern und ihr geiſtig bedeutendſtes Mitglied iſt der getaufte Jude Profeſſor Stahl in Berlin, ihm zunächſt ſtehen der Profeſſor Keller und der Appellationspräſident von Gerlach. Die übrigen Mitglieder dieſer Rechten ſind faſt ohne Ausnahme preußiſche Landedelleute, die von Stahl am Leitſeil geführt werden. — Eine nähere Skizzirung der bedeutendſten Perſönlichkeiten des Reichstags bleibe einem ſpätern Schreiben vorbehalten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 105. Donnerstag den 2. Mai 1850.

— Ridiculum acri
Fortius et melius magnas plerumque secat res.
Horat.

Die Carrikatur in Frankreich seit der Februarrevolution.

(s. Nr. 51. 52.)

VI.

Die nach dem Urtheile sachverständiger Personen gelungenste Sammlung von Spottbildern, die seit den Februartagen entstanden, ist die Galerie der Volksrepräsentanten, les représentants représentés, von Daumier, ein wirklich in seiner Art klassisches Werk, in dem zwei nicht so leicht vereinigt zu treffende Dinge sich glücklich gepaart und vollkommen verschmolzen finden. Jeder der Volksmänner, mit denen Daumier uns bekannt macht, ist so dargestellt, daß er, kenntlich auf den ersten Blick, auf den ersten Blick auch zum Lachen reizt. Die äußere Erscheinung des Individuums, das geistige Gepräge, das Temperament und die Gemüthsbeschaffenheit, die Rolle, die das öffentliche Urtheil oder Vorurtheil ihm zuschreibt, der Ruf, dessen es in der Gesellschaft und in seinem besondern Stande genießt, das Alles ruft der eben so achtsame und vielseitige als gewandte und sinnreiche Künstler durch den Anblick seiner parlamentarischen Gestalten uns vor Augen.

Wer den verknöcherten, excentrisch ungestümen Lagrange, wer den unromantisch finstern Despoûsée, den umfangreichen Ex-minister Tourret oder den Cincinnatus der Bourgeoisie und Juristerei, den witzigbarschen, im Auftreten und Aussehen weder zierlichen noch gezierten Kammerpräsidenten Dupin in Daumiers Galerie nur einmal sich ein bischen aufmerksam betrachtet hat und begegnet dann einem dieser Herrn in der Wirklichkeit, der wird denselben, wenn ihm auch Niemand sagt wer es ist, ohne Fehl bei seinem rechten Namen nennen.

Wie die äußere Erscheinung, so ist auch das geistige Gepräge mit der größten Treue veranschaulicht. Welcher an bezeichnenden Ausdrücken noch so reiche Kunstrichter ist im Stande, den gravitätisch lächerlichen Dünkel eines Victor Hugo und dessen Ansprüche auf den Ruhm eines unvergleichlich tiefen Denkers, die durch das Possenspiel schlecht geheuchelter Demuth nur widerlicher, aber nicht gemildert werden, so lebhaft, so vollständig und so summarisch zu schildern als es Daumier thut, wenn er uns den vermeintlich großen Mann auf einem Piedestal, das aus mehreren Folianten gebildet ist, mit gekreuzten Armen, die kolossale Stirne über den majestätisch zusammengezogenen Brauenen und den halbgeschlossenen Wimpern gerunzelt und gesenkt, als ob er die Minerva in seinem Gehirne hätte, unermeßlich ernst und dabei doch so possirlich darstellt? Von seinem Consöderant, von seinem Schölcher hab' ich Ihnen, glaube ich, früher schon gesprochen, aber wie gefällt Ihnen sein Montalembert? Der Natur finde ich ihn nicht eben sehr getreu; es ist nicht der ungestüme Pair von vor dem Februar, noch der herausfordernde Royalist, der mehr als einmal den Zorn der republikanischen Versammlungen erregte, der fanatische, aber auch geistvolle und in gewissem Sinne ritterliche Verfechter von Grundsätzen und Zuständen, die einem großen Theil der Zeitgenossen verhaßt oder verdächtig sind. Es ist das Bild eines süßlichen Wohldieners, das feiste, gleißnerische Gesicht eines falschen Christen, der Gottseligkeit und Demuth auf den Lippen, aber im Herzen

Digitized by Google

gegen alle, die es nicht mit ihm halten, unverjährbare Feindſchaft hat. Er iſt, mit einem Wort, herausgeputzt, wie ſich die argwöhniſche Menge, die von der Prieſterſcheu befallen iſt, einen weltlichen Jeſuiten, einen Jeſuiten ohne die Weihen denkt. Seitdem das Unterrichtsgeſetz eine der großen Fragen des Tages geworden iſt und die Nationalverſammlung zu den harten Maßregeln gegen die Elementarlehrere ihre Zuſtimmung gegeben hat, wurde Montalembert, der hiebei, wie ſich leicht denken läßt, eine ſehr thätige Rolle, und zwar nicht zum Vortheil der revolutionären Aufklärung geſpielt hat, von der Carrikatur ſehr häufig vorgenommen und ihm in den zahlreichen Verwandlungen, durch welche ihn der erfindungsreiche Humor hindurchführte, ſtets der Typus gelaſſen, den ihm Daumier einmal beſchert. Er trägt häufig den ſchwarzen Prieſterrock und gibt in dieſer Verkleidung einem polizeiwidrigen Schulmeiſter mit huldvoll lächelndem Angeſicht eine fühlbare Lektion auf die Hand. Der arme Delinquent, ein langes, hageres Weſen in ſehr komiſch dürftigem Aufzug, iſt auf den Knien und ſtreckt ſeine Hand, wie ſich denken läßt, nur mit dem größten Widerſtreben aus. Neben ihm ſteht Alfred de Falloux, der ſchmächtige, blonde, hochgewachſene Legitimiſt, mit dem feinen, vornehmen, ſpitzigen, ſarkaſtiſchen Geſicht, im Jeſuitenanzug, und erhöht durch ſeine Gegenwart den Eindruck der heiligen Handlung, der im Hintergrund einige über den Rollenwechſel ihres bisherigen Tyrannen ganz verdlüffte Dorfjungen mit großen Augen zuſehen.

Da Montalembert ſeit der Februarrevolution Thiers, ſeinem ehemaligen Gegner in Sachen des Unterrichts und der Religion, die Freundeshand gereicht, um an ſeiner Seite gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu kämpfen, ſo ſtellt die Carrikatur beide ſehr häufig zuſammen und geſellt hie und da den dritten im Bunde dazu, den greiſen und doch noch galanten Molé, wie in dem Bildchen „drei Heilige in einem Weihkeſſel.“ Jeder der drei Heiligen hat ein Löſchhorn als Mütze auf, und die drei Köpfe bringen durch die ſcharf ausgeprägte Verſchiedenheit der Phyſiognomien einen ſehr erheiternden Eindruck hervor. Es iſt ein dreifach verſchiedenes Lächeln: Thiers ſieht, obgleich ein Heiliger, wie ein wahres Teufelchen aus, verſchmitzt und vergnügt über die Streiche, die es der Welt geſpielt, Molé ſchmunzelt leiſe über genoſſene Sinnenfreude, und Montalemberts Befriedigung iſt ſalbungsvoll und geiſtlich.

Seinen neuen Freunden aber kann man nie genug Bürgſchaften geben; man muß, wie es in der hieſigen Landesſprache heißt, ſeine Schiffe verbrennen und ſich jeden Rückweg wenn nicht unmöglich, doch möglichſt ſchwierig machen. Dieſes Syſtem hat denn Thiers auch in ſeiner ganzen Schärfe befolgt, und wenn man den Bildern des Charivari glauben darf, bis in ſeine letzten Conſequenzen getrieben. Er bewohnt, wie allen, die ſich in Paris einigermaßen umgeſehen, bekannt iſt, ein nettes Haus, faſt eine Villa, in dem freundlichen und luftigen Stadttheil, wo die vornehmſten und feinſten unter den freien Frauen Luteciens zu Hauſe ſind, und iſt daher ein Pfarrkind von Notre Dame de Lorette. Früher ſoll er in dieſer weltlichſten aller Kirchen nicht ſehr häufig zu ſehen geweſen ſeyn, und zwar keineswegs deßhalb, weil ihm etwa der dortige Gottesdienſt und das dortige Publikum minder ſtreng geſchienen hätten, als es ſein Glaubenseifer verlangte. Es ſcheint eine ſolche Erklärung ſeiner Abweſenheit um ſo weniger zuläſſig, als er gerade ſeit ſeiner Bekehrung in dieſem von ſtrengeren Chriſten eher gemiedenen als geliebten Tempel ſich ſehr regelmäßig einfindet. Das Charivari, das ſchon ſeiner dämoniſchen Natur wegen derlei etwas zweideutige Orte von jeher mit beſonderer Vorliebe inſpizirt hat, alſo für Alles, was daſelbſt vorgeht, als vollgültiger Zeuge betrachtet werden darf, zeigt ihn uns in einer höchſt pikanten Darſtellung, wie er am Chorpult und im Chorhemd das Lob des Herrn höchſt ernſthaft und andächtig ſingt.

(Schluß folgt.)

Lübiſche Schildereien.

(Fortſetzung.)

Als ich das erſtemal als ächter Pflaſtertreter durch die langen Straßen der alten Hanſeſtadt ſchlenderte, und faſt bei jedem Hauſe denſelben reizenden blättergrünen Hintergrund eines ſonnigen Gartens gewahrte, erinnerte mich dieſe Bauart an Genuas Marmorpaläſte. Auch dort, in der Heimath der gewaltigen Dorias, liegt, umſchloſſen von hohen Mauern, in abgegrenzter Stille hinter der eigentlichen Wohnung ein prächtig gepflegtes Gartenparadies, der lockende Aufenthalt der Frauen des Hauſes. Die dunkle Cypreſſe und die goldglühende Orange beſchatten ſtille Lauben neben rieſelnden Springbrunnen. Hier im Norden fehlen nun freilich die Bäume des glücklichen Süden und die träumeriſch rauſchenden Fontänen der ſardiniſchen Meeresſtadt; die Aehnlichkeit der Anlagen täuſcht aber die Phantaſie mit heitern Erinnerungsbildern. Wer weiß, ob nicht dennoch dieſe Lübeck eigenthümliche Einrichtung von jenem ſtolzen Genua ſich herſchreibt, und ob nicht die ſinnigen Hanſeaten des Mittelalters dieſelbe aus dem Mittelmeere nach dem germaniſchen Norden eingeſchmuggelt haben.

Digitized by Google

Im Verhältniß zu ſeinem bedeutenden Umfange iſt Lübeck todt. Es zählt gegenwärtig etwa 26,000 Einwohner, während es zur Zeit ſeiner höchſten Blüthe deren an 80,000 hatte. Belebt kann man daher die Stadt nicht nennen, nur lebhafte Straßen gibt es. Alle vom eigentlichen Brennpunkt des Verkehrs abgewandten Quartiere ſind ſtill, ſo ſtill, daß die grünen Grasſpitzen aus dem unebenen und nicht beſonders ſauber gehaltenen Steinpflaſter der Straßen ungeſtört ausſchießen können. Am lebhafteſten ſind die große, Lübeck in zwei Hälften ſcheidende Breitenſtraße, die vom Klingenberge zum Kaufberge ſich erſtreckt, die Holſten- und Mühlenſtraße und der Kai an der Trave. Dieſen Kai zu beſuchen ſollten Durchreiſende nie verſäumen; er bietet an Werkeltagen wirklich einen Anblick, wie keine andere Hafenſtadt Norddeutſchlands.

Die Trave, ein Strom von nur mäßiger Breite, aber bedeutender Tiefe, fließt auf der Weſtſeite der Stadt in weitem Halbkreiſe um Lübeck, nachdem ſie ſich im Süden mit der waſſerreichen Wackenitz, dem Ausguſſe des Ratzeburger Sees vereinigt hat. Dieſe tiefe und ſichere Waſſerſtraße gewährt Lübeck große Vortheile. Da die Trave in einem niedrigen Hügellande entſpringt und nach kurzem Laufe ſich in die Oſtſee ergießt, kann ſie, ſelbſt im ungünſtigſten Falle, durch Ueberſchwemmungen kein Unglück anrichten. Ihre Wogen treiben raſch zwiſchen den grünen Wieſen fort, die ſie in zahlloſen Krümmungen durchſchneidet. Nur bei anhaltenden Oſt- und Nordoſtwinden ſteigt der Strom, da die Meerfluth der Oſtſee ſeine Waſſer ſtaut. Dann tritt er wohl aus ſeinem Bett, doch richtet er wenig Schaden an. Lübeck ſelbſt kann vollends gar nicht darunter leiden. Sollte dieſe auf einem länglichten Hügelrücken gelegene Stadt jemals durch Waſſerfluthen untergehen, ſo würde vorher ganz Jütland, Schleswig-Holſtein und noch ein gut Stück von Deutſchland mit in den Wogen verſinken müſſen.

Einer der intereſſanteſten Punkte in Lübeck iſt der Hafen. Er beginnt bei der ſteilen Holſtenbrücke, über welche die Hauptſtraße durch das ungemein pittoreske Holſtenthor nach Deutſchland führt. Dieſes Holſtenthor iſt auch ein Bau, den immer von neuem zu betrachten man nie müde wird. Leider will das alte Mauerwerk nicht mehr recht zuſammenhalten, ſo daß es früher oder ſpäter doch der Vernichtung anheimfallen wird. Bei einiger Sorgfalt kann es aber doch ein paar hundert Jahre überdauern. Dieſe Sorgfalt ſollte man ihm angedeihen laſſen, denn es bleibt als Baudenkmal immer eine Zierde der Stadt und erfreut das Auge, wenn man die Holſtenſtraße herab nach dem Hafen geht.

Hier leuchtet es ein, daß Lübeck trotz ſeines Verfalls doch immer noch eine gewaltige Handelsſtadt iſt. Der ſichere Hafen birgt häufig ein paar hundert große Kauffahrteiſchiffe aller Nationen, die hier ihre Waaren löſchen, um neu beſrachtet wieder in See zu gehen. Die nordiſchen Völkerſchaften ſind begreiflich am ſtärkſten vertreten. Ruſſiſche, finniſche, norwegiſche, ſchwediſche und däniſche Schiffe laufen tagtäglich ein. Engländer ſind auch häufig, Franzoſen ſchon ſeltener, Spanier, Portugieſen, Italiener dürften unter die Raritäten gehören. Dagegen ſieht man das Sternenbanner der nordamerikaniſchen Freiſtaaten mehrmals des Jahres über den moorbraunen Wogen der Trave wehen.

An dieſem geräuſchvollen Hafenkai zeigt ſich's, was der Handel iſt. Da rollen manchmal an einem Tage für Millionen Güter an's Land und in die Speicher der Kaufleute, man macht aber nicht viel Redens davon. Die Rheder gehen mit den Kapitänen ihrer Schiffe plaudernd am Kai auf und nieder, während ſtämmige Matroſen unter monotonem Geſang die Güter aus dem Bauch der Schiffe emporwiegen, und das ſchwarze Volk der „Träger“ mit deren Weiterbeförderung beſchäftigt iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, April.

April. — Deutſche Flüchtlinge. — Bewegungen in der Hochkirche. — Owen.

Von den Launen der Aprilluft darf man wohl Niemand unterhalten, denn überall mögen dieſelben gleich empfindlich bemerkbar werden. Zum Erſatz aber bringen uns dieſe Launen das erſte Grün, das ſich täglich ſchöner, friſcher, farbenreicher über die ſchwarzen Silhouetten unſerer Bäume zieht und bald den Namen Laub verdienen wird. Wie freundlich und heiter blicken da unſere Parks und Squares zwiſchen den weiten Steinmaſſen dieſer nimmer endenden Stadt hervor, und bekunden uns das wohlthätige Walten und Walten der allgütigen Mutter Natur! Glaube, Hoffnung, Vertrauen ziehen bei ſolchem Anblick wieder in die kleine Menſchenbruſt ein, die unter dem Winterſchnee der mancherlei Sorgen unſerer ernſten Zeit

Digitized by Google

gänglich der allwaltenden Schöpfungskraft vergaß, die von Ewigkeit zu Ewigkeit ihr Werk verrichtet, ohne dabei den Mangel einer Menschenhand zu verspüren, oder wegen fehlender Organisation der Arbeit in ihrem Kreislaufe gestört zu seyn. Dieses schweigende Walten neben unserer Kreuzsinnengeschäftigkeit! Denn es geht hier nicht weniger bunt zu, als in Deutschland und irgend sonstwo. Täglich kommen zest neue Flüchtlinge an, täglich mehrt sich ihr Zahl hier, die von unserer Schande berichten. Jetzt endlich muß sich jeder allen Ernstes ungerne als Deutschen bekennen. Die alte Manie des Deutschen für einen Nichtdeutschen gehalten zu werden, sonst eine Frucht der Vorliebe für alles Fremde, wird jetzt zum Nothwerk. Sich als einen deutschen Flüchtling bekennen, heißt ja sich Herzen und Thüren verschließen. Dieß muß der neu Angekommene nur zu bald und zu schmerzlich inne werden. Deutsch hatte ein Engländer eine namhafte Summe für die Ungarn gesammelt, wollte jedoch das Geld nicht eher an dieselben verabfolgen lassen, als bis sie feierlich versprochen, daß kein Deutscher auch nur einen Pfennig davon erhalten solle. Und doch geht es keinen schlimmer, als gerade diesen. Säule ein deutscher Flüchtling halb todt zu den Füßen eines Engländers hin, die Humanität desselben vermöchte sehr oft nicht so viel über seine Abneigung gegen unser politisches Treiben, daß er ihm eine helfende Hand reichte. Mittlerweile läuft aber auch England neben seiner Constitution einem Abgrunde zu. Täglich greift der Socialismus weiter um sich, gewinnt festere Stützen in Geistlichen und Schriftstellern. Von einem Mister Morris, einem sehr frommen Prediger der hohen Kirche, ist ein Buch erschienen: „Der christliche Socialismus“ betitelt, ein Stein des Anstoßes für seine aristokratisch gesinnten Genossen. Eine neue Wochenschrift, »The Leader,« soll dieselben Grundsätze vertheidigen, und ist von Advokaten und Predigern unternommen. Andere Organe der Presse dienen demselben Zweck. Dieser Tage redete Mr Orford täglich ungläubiger. Sein Freund seine »Nemesis of Faithe« im letzten Jahre in die Welt gesandt, ist manches adtrünnige Geisteskind von einem Fellow von Orford geboren worden und hat Zeugniß abgelegt, daß die Ideen der neuen Zeit an den Grundpfeilern der alten Kirche zu rütten beginnen. Wie den Würdenträgern dabei zu Muthe ist, läßt sich denken. Die Versorgung für die jüngern Söhne der Aristokratie, ihre Macht über schwache Weiberseelen, ihr Anrecht an den Genuß der guten Dinge dieser Erde, während den Hungernden der Himmel bleibt, das alles steht auf dem Spiele. Stürzt aber diese alte Hierarchie zusammen, was dann? Aber lassen wir das. Ein „was dann?“ steht ja überall an unserer Zukunft Pforten geschrieben, ohne daß wie die Antwort zu finden vermöchten. So wollen wir uns denn auch hier bescheiden und die Weltgeschichte für jedes fernere „was dann?“ verantwortlich machen. — Robert Owen ist in London, ist thätig, wie immer, und hofft, wie immer, daß eines Tages ein Geschlecht von Engeln die Erde bewohnen werde. Glückliche Organisation, die ihn befähigt hat neunundsiebenzig Jahre zu hoffen, und die ihn ohne Zweifel an seinem achtzigsten Geburtstage hoffend finden, ihn hoffend die letzte Reise antreten lassen wird. Und doch hofft er nicht über das Grab hinaus, will Seele und Leib begraben sehen, will von keinem neuen Lebensmorgen wissen! Die Saat, die er säet, darf er demnach nicht ernten, das Gute, das er zu stiften meint, nicht verwirklicht sehen; und dennoch wirkt, kreibt, schafft er, als wäre sein Leben ewig, die Früchte ihm gewiß. Gibt es denn für Leute seiner Art kein après moi le déluge?

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, April.

(Schluß.)

Vermählung der Prinzessin. — Festlichkeiten.

Zur nahen Vermählung selbst kündigen die Journale „dreimal Freitheater“ an, „wobei auch die Landbewohner der Umgegend berücksichtigt werden sollen.“ Als Dichter des Festspiels, mit Musik von Reissiger, wird ein noch unbekannter junger Mann, Julius Pabst, Hauslehrer des Theaterintendanten, genannt, dem von Th. Hell die Aufgabe abgetreten, aber treff der dritte Entwurf höhern Orts genehmigt worden ist. Die „deutschen und italienischen Götter“ darin (wie sie der Journalartikel bezeichnet) wird der Hofschauspieler Heinz costümiren. — Die Spannung auf diese Bühnenlust hat einstweilen ein zwiefacher anderer Festgenuß erleichtert. Am 13. April feierte das Militär, die Mannschaft mit einem Ball, das Offizierkorps mit einem Diner, den Gedächtnißtag der Erstürmung der Düppeler Schanzen. Die Speisen mögen schmackhafter gewesen seyn als die Früchte des Sieges; aber nicht unerheblich ist die Sattigungsunß, die sich der künftige Thronerbe, Prinz Albert, durch seinen muthigen Antheil an jener Affaire erworben und auch bei dieser Festfeier wieder bewährt gefunden hat. — Die Literaturfreunde versammelte am Abend des 9. eine nachträgliche Leffingfeier im Saale der Harmonie zum Besten des Denkmals in Braunschweig. Alle, die sich jenes Rietschel'schen Meisterwerks der kolossalen Leffingstatue erinnerten, brachten freudig ihr Scherflein. Die angekündigten Leistungen gelangen unbestritten besser als bei der Goethefeier, wie im vorigen Jahre. In dem schmuckes gelassenen großen Raum bot die erhöhte, rothbehangene kleine Bühne mit der Leffingsbüste an der Hinterwand einen eben so erhebenden als wohlthuenden Anblick, zumal die drei Vortragenden, in ihrer Mitte die anmuthig stattliche Baier-Bürk, wie fürstlich thronend darauf Platz genommen hatten. Nach dem Chor: „Mache dich auf, werde Licht“ aus Mendelssohn's Paulus, vorgetragen von der Dresdsigschen Singakademie, begann Dr. W. Wolfsohn, derselbe, von dessen literaturgeschichtlichen Vorlesungen ich früher geschrieben habe, einen beredten allgemein einleitenden Vortrag, den er zwischen den einzelnen dramatischen Proben aus Lessing, welche von Ed. Devrient und der Baier, namentlich der letztern, vortrefflich gelesen wurden, mit kürzern Specialerklärungen, wenn auch im Klang der Stimme durch die Bühnenkunst verdunkelt, doch dem Gehalte nach defteidigend fortsetzte. Lessings Freundschaft mit Mendelssohn und seine Schöpfung des edelsten Juden Nathan war bei der ganzen Feier musikalisch und rednerisch angedeutet, und im Munde des noch ungetauften Sprechers mußte die Erwähnung eines „St. Paulus“ überraschen. Aus den Jugend- und Meisterwerken des Gefeierten hatte man im gerechten Vertrauen auf das Publikum auch manches für den Zeitgeschmack Veraltete ausgemerzt, neben der Ringszbel im Nathan und Minna IV, 6. auch: der junge Gelehrte I, 6. 11, 6 ff., Freigeist IV, 3, Sara II, 3. 7, Philotas 4. Der ausdrucksvolle Vortrag hob den geistigen Vortrag und ließ die Längen kaum bemerken. Es war zum Erstaunen, welche Wirkung der etwas scholastische Monolog des Philotas auf den Lippen der Baier hervorbrachte. Aber in den schließlichen Kraftstreit der Nathansene hätte gleich der letzte Chorgesang „O welch eine Tiefe des Reichthums“ einfallen sollen. Man schied jedoch befriedigt aus der Versammlung, und der Ertrag ist auch nicht unter der Erwartung gebliehen. Von dieser Harmoniefeier sind 100, von der neulich beschriebenen Theatervorstellung 300 Thlr. an das Comité zu Braunschweig abgegangen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 106. Freitag den 3. Mai 1850.

Ihr wackern Träger
Und eure Schwäger
Sind unser Manner.
Goethe.

Lübische Schildereien.

(Fortsetzung.)

Das schwarze Volk der Träger — einen bezeichnenderen Namen für die hiesigen Arbeiter bei den verschiedenen Kaufmannscompagnien wüßte ich nicht zu finden. Die Corporationen dieser Träger, deren es sechs gibt, stammen ohne Zweifel aus Lübecks ältester Zeit her. Das verräth ihre Tracht, das beweisen ihre Gerechtsame. In allem Hanseſtädtiſchen ſpricht ſich eine nicht abzuleugnende Vorliebe für das Alte aus, weßhalb auch unter dieſen Republikanern der Conſervatismus ſeine eifrigſten Vertreter findet. Ein Beweis für ſolch ſtarres Feſthalten am Alten ſind nun eben dieſe Träger. Es iſt ein ſtämmiges, wohlgenährtes Volk, das da Tag für Tag, Sommer und Winter am Hafen ſchafft, angethan mit weiter ſchwarzer Kniehoſe, die breiten Schultern bedeckt mit bequemer ſchwarzer Jacke. Die Trägervorſteher machen beim erſten Anblick den Eindruck begüterter Rheder. Nie zierten weißere Strümpfe pralle Männerwaden, nie trugen ſtolze Bürger glänzender gewichſte Stiefeln, als dieſe Oberträger. Ein ſchwarzer, wohl anderthalb Zoll dicker Riemen ſchlingt ſich um die Achſel der meiſten. Dieß iſt der Trägerriemen, ihr Ab- und Ehrenzeichen, das der Vater auf den Sohn vererbt und das nicht ſelten um vieles Geld gekauft wird, um mit Erwerbung deſſelben der Corporation einverleibt zu werden. Wittwen verſtorbener Träger heirathen „auf den Riemen,“ wie man ſagt, und es pflegt ſolchen riemenbeſitzenden Wittwen nicht an Freiern zu fehlen.

So lange Lübeck als Handelsſtadt beſteht, werden auch die Trägercorporationen dauern. Unſere Nachkommen ſehen dieſelben nach ein paar Jahrhunderten wahrſcheinlich noch eben ſo einherſchreiten, wie das jetzt lebende Geſchlecht. Es wäre ſehr vernünftig, wollten die Lübecker Träger ihre zweckmäßige, bequeme und dabei gefällige Tracht für alle Zeiten beibehalten, aber es wäre ſehr unklug, beharrten die Corporationen mit gleicher Hartnäckigkeit auf Gerechtſamen, die für unſere Tage nicht mehr paſſen und nur Hemmſchuhe ſind für Handel und Verkehr.

Nach den verſchiedenen Handelscompagnien gibt es verſchiedene Corporationen genannter Träger. Lübeck hat Bergenträger, Stockholmträger, Rigaträger ꝛc. Jede dieſer Corporationen beſteht aus einer gewiſſen, von Alters her ſich ſtets gleich gebliebenen Anzahl von Mitgliedern, welche die Gerechtſame beſitzen, alle von Norwegen, Schweden, aus den Oſtſeehäfen oder von Petersburg kommenden Schiffe, je nachdem ſie nun dieſer oder jener Compagnie angehören, allein auszuladen. Daß dieß unter Umſtänden für den Großhändler ſehr ſtörend ſeyn muß, liegt auf der Hand. Kommt es vor, wie es z. B. in dieſem Winter geſchah, daß in Folge ſtarken Froſtes die Schiffe am Einlaufen verhindert werden, ihre Zahl in Travemünde ſich mehrt und nun zugleich eine beträchtliche Menge derſelben durch das aufgebrochene Eis des Stromes an einem Tage in den Hafen gelangt, ſo nimmt das Löſchen derſelben natürlich viele Menſchenkräfte in Anſpruch. Der Kaufmann hat vielleicht ſchon wochenlang auf die Ankunft ſeines Schiffes

Digitized by Google

gewartet und bei der Verzögerung beträchtlich verloren. Schnelle Beförderung der endlich glücklich angelangten Güter iſt für ſein Geſchäft Lebensbedingung; weil nun aber nur ſo und ſo viel Hände in der betreffenden Trägercorporation vorhanden ſind und dieſe, auf ihre Gerechtſame pochend, durchaus Niemand anders zulaſſen, ſo muß der geängſtete Kaufmann warten, bis dieſen wenigen Menſchen es eben möglich wird die Rieſenarbeit zu bewältigen. Abgeſehen von dieſen in veraltetem Zunftzwange liegenden Uebelſtänden, die mit der Zeit ſich wohl abſchleifen werden, liegt wieder manches Gute in der Einrichtung ſelbſt. Die Träger nähren ſich gut, oft ſogar glänzend. Den breiten, wohlgenährten Geſtalten mit den gutmüthigen Augen und geröthetem Geſicht ſieht man es an, daß der Fleiſchtopf und wohl auch ein Glas Wein niemals auf der Mittagstafel fehlen. Es iſt ein glückliches Geſchlecht, beneidenswerth in ihrer ſtrotzenden Geſundheitsfülle, beneidenswerth im Selbſtbewußtſeyn, das in ihren derben Zügen ſich ſpiegelt. Rüſtig und arbeitſam machen ſie immer den Eindruck von Menſchen, die da wiſſen, wozu ſie Gott auf die Welt geſetzt hat, und dieſe Rüſtigkeit, verbunden mit der altertümlichen Tracht, gibt ihrem Thun etwas Poetiſches, ſo proſaiſch es immerhin ſeyn mag, Eiſenſtangen zu tragen, Weinfäſſer aufzuladen, Kalk umzuſchütten und an ſickernden Theer- und Thrautonnen die Hände ſich zu beſchmutzen.

Zeigt uns der Travekai Tag aus Tag ein das belebte Bild einer Seehandelsſtadt, ſagen uns die wehenden Flaggen an den Spitzen der ſchlanken Maſten, daß die ſtill dahinrollenden Wellen als Brandungsſchaum die Küſten der fernſten Welttheile benetzen, ſo lehrt uns das gegenüberliegende Ufer des Stromes die Entſtehung der mächtigen Koloſſe kennen, die mit ſcharfem Kiel die blaugrüne Meerfluth pflügen. Hier am ſteilen Abhange des hohen Waldkammes liegen die Schiffswerften und die Stapelplätze Lübecks, Orte, die ich gern durchwandere, weil es mir Vergnügen gewährt, ein Seeſchiff vom Kiel herauf und vom Hinterſteven heranwachſen zu ſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Carrikatur in Frankreich ſeit der Februarrevolution.

(Schluß.)

Thiers herzliches Einvernehmen mit den himmliſchen Mächten bewahrt ihn jedoch nicht vor einer unbequemen Geſpenſterfurcht, welche die böſen Geiſter der demokratiſch-ſocialen Republik ihm einflößen. Er geht nach Sonnenuntergang nicht ohne Bedeckung aus und hat ſich, zu beſſerem Schutz gegen die feindlichen Ungethüme den Rieſen Goliath der Nationalverſammlung, den General Lebreton, zu ſeinem ſtändigen Begleiter gewählt. — Dieſen Lebreton macht Daumier noch viel länger als er wirklich iſt, entkleidet ihn ſo viel als möglich alles Fleiſches und Fettes, ſo daß derſelbe faſt einem Gerippe gleicht, gibt ihm Beine, die gar kein Ende nehmen, und ſetzt ihn auf einen äußerſt niedrigen Schemel, wodurch ſeine Knie beinahe über ſeinen Kopf hinausragen und das hohe Storchengeſtell des ſtattlichen Generals, mit Reſpekt zu ſagen, ſchier das Ausſehen eines Galgens erhält. Eine ſolche Geſtalt bildet zum Zwerge Thiers einen höchſt komiſchen Gegenſatz, beſonders wenn man ſie beide eines Winterabends, aus der Nationalverſammlung kommend, an einer Gasflamme vorübergehen ſieht und der Schatten Lebretons die Silhouette des entſchloſſenſten aller Revolutionäre, Charles Lagrange, und der Schatten des kleinen Thiers den ungeſchlachteſten aller Socialiſten, Pierre Leroux, in die Nacht hinein zeichnet. Den beiden ehrenwerthen Reaktionären iſt nichts weniger als wohl zu Muth, ſie ſcheinen etwa in der Stimmung, in der ein furchtſamer Wanderer ſich befindet, der bei mattem Mondſchein durch einen Wald kommt und jeden Baum fünfzig Schritte vor ſich für einen Räuber hält.

Das Charivari, mein luſtiger Gewährsmann, enthält zum mindeſten ein halbes Hundert ſolcher Scenen, in denen größtentheils dieſelben Figuren und immer mit derſelben Phyſiognomie und mit denſelben Emblemen auftreten. Thiers iſt nie ohne ſeine Brille, Leroux nie ohne den Urwald ſeiner Haare, Conſidérant nie ohne den Schweif, Dupin niemals ohne die groben Schuhe und die kartoffelähnliche Naſe. Dupin iſt als ein etwas plumper Körper und ſehr gelenker Geiſt bekannt; raſch und beſonnen, energiſch und gegen jede Einflüſterung geharniſcht, voll Verſtand und zugleich voll Witz, eifriger Parteimann, aber dabei für die Uebertreibungen der eigenen Partei nichts weniger als nachſichtig, eignet ſich kaum Jemand beſſer, dem Zuſammenſtoß der feindlichen Leidenſchaften, die in der Nationalverſammlung wie im Lande aufgehäuft ſind, immer zur rechten Zeit vorzubeugen, oder ihnen, iſt das Getümmel einmal los, mit wirkſamer Entſchiedenheit entgegenzutreten und den Angriffen auf das ſchiedsrichterliche Anſehen des Präſidenten nicht bloß muthig zu trotzen, ſondern dieſelben mit Ueberlegenheit zurückzuweiſen. Daher wird er von der Carrikatur häufig als Pädagog mit einer Peitſche, Ruthe und ähnlichen Correktionswerkzeugen, die Nationalver-

Digitized by Google

ſammlung aber als unbändige, ungezogene Schuljugend dargeſtellt, mit welcher der Zuchtmeiſter fertig zu werden große Mühe hat. Die Carrikatur drückt hiemit die Meinung des Landes von ſeinen ſo demokratiſch erwählten Vertretern treffend und genauer aus als die ernſteſten Organe der Parteien, und die Nachwelt wird ſicher die Wahrheit eher aus den launigen Bildern des Charivari als aus den endloſen Artikeln der Preſſe oder des Conſtitutionnel erfahren; ich zweifle nur, ob die Nachwelt ſo unparteiiſch ſeyn wird als die Carrikatur, eind in's andere gerechnet, iſt. Alle Parteien berufen ſich auf das Urtheil der Nachwelt, als ſey die Nachwelt eine unbeſtechliche, unbetheiligte Richterin, als habe ſie kein Herz für die Träume und Beſümmerniſſe der Gegenwart, und als ſeyen die Fragen und die Leidenſchaften, welche die Zeitgenoſſen in verſchiedene Lager abtheilen, nicht beſtimmt, ſich, wenn auch in immer neuen Formen, ewig zu wiederholen. Wie lange iſt es her, daß der mittelalterliche Streit zwiſchen Papſt und Kaiſer ſo heftig flammte und brauſte, als wären die Heroen, die ihn einſt geführt, noch auf der Welt? Schlugen ſich nicht die einen in Ermanglung des Schwertes mit Zunge und Feder und mit ganz gewaltiger Hitze für Innocenz, die andern für den unglaubigen Hohenſtaufen, und wurde nicht, als am Rhein, freilich in ungleich beſcheidenerem Maßſtab, eine ähnliche Verwicklung eintrat, das alte Feldgeſchrei: Hie Welf! hie Weiblingen! von dem rüſtigſten der Theilnehmer an dem Strauß hervorgeholt? Dem Humor dagegen fällt es nicht ſchwer die Wage der Gerechtigkeit beſtändig zu halten, wie ſie ſtehen ſoll. Zu lachen gibt es ja auf allen Seiten, und wenn die Freunde gerade nicht in großer Noth ſind, ſo erlaubt man ſich ſelbſt mit ſeinen Freunden einen Schwank.

Von all den großen Bürgern aber, die jezt an dem armen Frankreich zerren, liegt wohl kein einziger dem Charivari ſehr am Herzen; es geht daher mit den einen ſo ungenirt als mit den andern um, und auch für ſeine luſtigen Collegen, ob ſie gleich, wie das Charivari ſelbſt, ihre Vorliebe für die Republik nicht verbergen und ſchon aus humoriſtiſchen Gründen ſich zur Oppoſition bekennen, dürfte ſo wenig auf der Linken als auf der Rechten ein Genie ſich finden, zu deſſen Gunſten ſie auf die Rechte des Witzes und der Laune zu verzichten ſich bewegen ließen. Nur einmal zeigte die muthwillige Bande etwas Ehrerbietung. Als Louis Napoleon, den ſie vor ſeiner Erwählung ſo hartnäckig und ſo grauſam geneckt hatte, von beinahe ſechs Millionen Franzoſen die erſte Würde und das erſte Amt der Republik übertragen erhielt, verſchonten ſie eine Zeit lang den Erkorenen der Nation; aber in dem Maße als die Nation ſelbſt von ihrer abergläubiſchen Eingenommenheit für den, der den Namen des vergötterten Kaiſers trägt, zurückkam, verlor auch die Carrikatur den Reſpekt und die Geduld, und ſeit Beginn dieſes Jahrs wird der erſte Beamte und Würdenträger der Republik von den Spottblättern eben ſo pünktlich und vortrefflich bedient, als ſein gekrönter Vetter Fauſtin der Erſte. Doch auch hier mäßigt die nationale Achtung vor dem Träger des Namens Napoleon die etwaige Herbe der Auffaſſung. Die Carrikatur behandelt Louis Napoleon wie einen conſtitutionellen König und macht ihn unverantwortlich. Sie gibt ihm nämlich ein ſo unſchuldiges Geſicht, daß Niemand den grauſamen Gedanken faſſen dürfte, ihn einer überlegten Theilnahme an den Unthaten, welche ſeiner Regierung zur Laſt gelegt werden, zu bezichtigen. Auch ſtellt ſie ihn durchaus in den Feſſeln Molés, Thiers, Lord Normanbys und anderer Kinder Albions dar.

So zeigt die „Silhouette," glaub' ich, uns ein Fuhrwerk nach dem neueſten engliſchen Schnitt, wo der Kutſcher ſtatt auf dem Bocke hintenauf ſizt und ſo dem Herrn die Ausſicht auf ſein Roß oder ſeine Roſſe, und was vor ihm ſich begibt, nicht geſtört wird. Dieſes Fuhrwerk führt den Namen Cab und das von der Silhouette abgebildete Exemplar hat den kleinen Thiers zum Kutſcher und Louis Napoleon hockt tief im Bauche deſſelben; man ſieht nur ſein Geſicht, und das nur zum Theil, unter anderem die enorm gebogene Naſe. Was man aber von ihm zu ſehen bekommt, trägt den Stempel vollkommener Unverantwortlichkeit. Es iſt dieſe kleine Skizze indeſſen nicht bloß eine Satire auf ſeine politiſche Unzurechnungsfähigkeit, ſondern auch eine boshafte Anſpielung auf ſeine ächt brittiſche Liebhaberei für Wagen und Pferde. Dieſe Liebhaberei iſt in einem Bilde des Charivari mit der geringen Meinung, die man, gleichviel ob gerecht oder ungerecht, von ſeinen Gaben als Staatsmann hat, ſo wie mit den jezt vielfach verſchwundenen Täuſchungen, die ſich an ſeine Ernennung knüpften, auf meiſterhafte Weiſe in Verbindung gebracht. Der Präſident fährt mit einem ſeiner Adjutanten, einem runden, plumpen Bengel, in einer Art Wurſt durch die elyſäiſchen Felder. Louis Napoleon lenkt mit höchſt eigener Hand die Pferde, ſein Adjutant ſizt ihm zur Seite und auf dem Hinterſiz thronen ſteif, unverſchämt und inſolent zwei ſtämmige Bediente. Am Rande des Weges, auf dem das leichte, zierliche Fahrzeug hinrollt, lauert ein tüchtig zerſchoſſener und zerhauener Invalide, um ſeinen Kaiſer, den er ſeit Waterloo nicht mehr geſehen, wieder in Augenſchein zu nehmen. Er hat ſich zu dieſem Behufe auf den Schemel eines mit Stiefelwichſe hantieren-

Digitized by Google

den Straßenkünſtlers geſchwungen und blickt nun von dieſer Warte, mit einem Stock bewaffnet und eine altmodiſche Brille auf der beſchädigten Naſe, Andacht und Aufmerkſamkeit in jeder Muskel des ſtraff geſpannten Angeſichts auf den hin, den er nicht für den Neffen, ſondern für den wieder verjüngten, von dem fernen St. Helena aus der engliſchen Gefangenſchaft zurückgekehrten Oheim hält, und nachdem er ihn als alter Soldat recht ſcharf auf's Korn genommen, ruft er plötzlich aus: „Das alſo iſt mein Kaiſer! Gott! wie ſie ihn zugerichtet haben, dieſe lumpigten Engländer!“

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortſetzung.)

Literatur. — Irland.

Der Regen fließt in Strömen, die Dächer träufen, die Straßen ſchwimmen. Es iſt um die zehnte Morgenſtunde, wo das Weſentlichſte erſt mit Einem Auge ſieht; die größte Ruhe herrſcht überall, nur unterbrochen durch das ferne unbeſtimmte Rollen eines Wagens, und das monotone Leiern einer Orgel. Selbſt im ſtrömenden Regen muß ſolch ein armer Savoyarde ſeine Pfennige zuſammenſpielen, um ſich ein dürftiges Obdach für die Nacht zu erkaufen; denn Albions Clima iſt eben nicht auf einen Schlummer à la belle étoile berechnet. — Das Morning Chronicle fährt fort uns in den Augiasſtall des hieſigen ſocialen Elends blicken zu laſſen, und jede neue Enthüllung dieſer Art trägt nur dazu bei das Unhaltbare ſolcher Zuſtände fühlbarer zu machen. Welche Röthe der Scham muß aber nicht ſolche Entdeckung auf die Wangen der Geiſtlichen rufen! Sie, die wohlbeſoldeten Seelſorger wußten von dem allen nichts, was doch in eines jeden nächſten Nähe vorging und vorgeht. Sie haben ſich dadurch ſelbſt den Stab gebrochen. Und wie ertragen ſie dieſe kritiſche Zeit? Es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre. Sie ſtreiten mit einander, ſtreiten ſich darüber, in welchem Lebensalter der heilige Geiſt auf den Menſchen herabſteige! Es wird im Augenblick ſehr viel darüber geſchrieben und Murray macht die trefflichſten Geſchäfte bei dieſen im Fluge vergriffenen Schriften. Daneben iſt die Heirath mit einer Schwägerin eine Steeleſage des Tages, ein Capitel, deſſen man gar nicht müde zu werden ſcheint. Neben ſolchen intereſſanten polemiſchen Fragen kommt die ſociale politiſche Literatur nur als Nebenſache in Betracht und die ſchöne Literatur vollends gar nicht. Auf ceſtrem Felde haben wir nur zweier Produkte zu erwähnen, die die Aufmerkſamkeit des Publikums bedeutend in Anſpruch genommen: das iſt ein neues Journal von Dickens, »Household Words« betitelt, und Carlyles »Latterday Pamphlets,« von denen wir ſchon früher geſprochen. Das Journal von Dickens erſcheint jede Woche, koſtet nur zwei Pence die Nummer und iſt ſocialen Intereſſen gewidmet. Welche Schriftſteller dazu beitragen, weiß man nicht, weil keiner namhaft gemacht iſt. Carlyle's Nummer für den Monat April iſt politiſchen Inhalts und behandelt beſonders den Zuſtand der Finanzen und die Verſchwendung im Miniſterium. Lord John Ruſſel nahm daher auch in ſeiner neulichen Rede im Parlament Notiz davon und ſuchte ſich gegen die wider ihn erhobene Anklage zu vertheidigen. Carlyle iſt dabei, wie immer, paradox in ſeiner Schilderung der hieſigen Zuſtände, und ſtellt dieſelben dermaßen auf die Spitze, daß er der Nation einen allgemeinen Schrei des Entſetzens entlockt; das kümmert ihn aber weiter nicht; das von Ulla der Menge läßt ihn unberührt. Es geht ihm mit ſeinen Schriften wie Alcibiades mit dem Schwanz ſeines Hundes. Auch die Amerikaner haben ein Weibliches über ſeine demokratiſchen Anſichten greifen und ſeine Philanthropie als cannibaliſch verſchrien. Jonathan überſandte ihm neulich ein Zeitungsblatt, in welchem er auf's Aergſte mitgenommen war; kaum hatte er einen Blick hinein geworfen, ſo wurde es den Flammen geopfert, im Sinne Solimans: „Was macht ſich der Mond daraus, wenn ihn ein Hund anbellt?“ — Neue Romane von Werth hat uns die Saiſon noch gar nicht gebracht. „Das Nützliche findet ſich von ſelbſt; das Schöne ſoll man cultiviren,“ ſagt Goethe; indeſſen haben ſich die Zeiten ſeitdem geändert: das Nützliche hat ſich nicht gefunden, und über der Sorge dafür muß das Schöne vergeſſen werden. Miſtreß Doubleday hat ein Werk geſchrieben über die Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts, und der Theorie von Malthus Beweiſe entgegengeſtellt, die darauf hinauslaufen: eine wohlgenährte Bevölkerung nehme nie bedeutend zu, wohl aber ſtrigere eine in Schmutz, Hunger und moraliſcher Entwürdigung lebende ihre Maſſe in's Unendliche; Antrieb genug dem verwahrloſeten Theile der menſchlichen Geſellſchaft ein beſſeres Loos zu bereiten. Ueber Irland lauten die Nachrichten zweifelhaft, bald ſoll es ſchlimmer ſeyn, bald beſſer. Der in's Große gehende Verkauf von Ländereien, der nächſtens ſtattfinden wird, muß doch irgendwie Folgen für das Land haben, die wohlthätig ſind, eben weil ſie nicht ſchlimm ſeyn können. In dem Bezug iſt es wenigſtens ein Vortheil, zu einem Ultimatum gelangt zu ſeyn.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 107. Sonnabend den 4. Mai 1850.

— What is wedlock, but a hell,
An age of discord and continual strife?
Shakespeare.

Dünengeschichten. *

(s. Nr. 52—59.)

II.

Als die Gesellschaft wieder auf der Düne von Helgoland beisammen war, sagte Coralline zu Alwyn: „Nun möchte ich endlich doch, daß auch mir ein Genüge geschähe: erzählen Sie uns, da die Reihe an Ihnen ist, eine recht romantische, phantastische Geschichte.“ — „Phantastisch und romantisch ist meine Geschichte gewiß,“ antwortete er. „Ja, sie kann noch insofern auf den Namen einen besondern Anspruch machen, als sie auf dem unbestimmten Freiheitsdrange eines innerlich unfreien Menschen beruht, der, unbefriedigt von dem Bestehenden, sich in der Wirklichkeit ein ideales Daseyn erkämpfen wollte. Dazu ist es auch in gewissem Sinne eine Schicksalsgeschichte, denn die eigentlichen Beweggründe seines Handelns kommen dem Helden nicht aus dem eigenen Leben, sondern als ein Erbtheil der Vergangenheit zu.“ — „Und gelingt es dem Helden ein ideales Daseyn zu erreichen?“ fragte Ludolf. — „Ist das schon irgend einem Menschen in der Welt gelungen?“ antwortete ihm Anna fragend. — „Nun,“ meinte Ernesto, „ich habe doch Personen gekannt, deren Leben mir wie ein Ideal erschienen ist und die selbst vollkommen mit ihrem Loose zufrieden waren.“ — „Dann,“ sagte der Obrist, „werden sie vermuthlich nur die Ansprüche an das Leben gemacht haben, welche die ordentliche Vernunft, d. h. die Vernunft, welche sich in die hergebrachte Ordnung fügt, zu machen gestattet. Sie werden eben nicht reinen Aether wie Coralline, sondern nur gesunde Lebenskost, Aether mit festen Stoffen gemischt, begehrt haben, und dazu findet sich denn schon leichter Rath.“

„Eine romantische Geschichte wird es also doch nicht seyn!“ fiel Coralline ihm in das Wort, und Alwyn rief: „Seht nur, wie sehr ihr Alle Deutsche seyd! Ihr habt so volles Genügen an der Kritik, an der Spekulation, daß ihr nicht nur spekulirt, ohne eine rechte Grundlage für die ersten Sätze zu haben, sondern daß ihr auch kritisirt vor dem Anfang. Das soll mich aber gar nicht irre machen, euch in aller Ruhe meine Geschichte zu erzählen.“ — „Wie heißt sie?“ fragte Anna. — „Zweifelsohne „das Streben nach Freiheit,“ meinte Coralline. — „Im Gegentheil, meine Freundin, die Geschichte heißt:

Der Zwang!

Horace war der Sohn eines bayerischen Offiziers, der unter Napoleon gedient und die Tochter einer französischen Adelsfamilie geheirathet hatte. Diese Ehe war unglücklich gewesen. Die verschiedenen Charaktere und die verschiedenen Nationalitäten hatten sich, scharf ausgeprägt in beiden Gatten, geltend gemacht. Die Eheleute verstanden sich nicht in den tiefsten Grundbedingungen ihres Wesens, und eine gewisse verstandesklare Härte von Seiten des

* Wir bitten um Entschuldigung, daß wir einen so bedeutenden Zeitraum zwischen dem ersten und zweiten Abschnitt verfließen lassen mußten. Die verehrte Verfasserin ist unschuldig an dieser Störung. Bedeutend dürfte aber diese nicht seyn, da den Lesern der Hauptumstand, das Verhältniß unter den Erzählenden, gewiß noch wohl erinnerlich ist.

Digitized by Google

Mannes streifte jede Blüthe der Phantaſie ab, welche die Seele der Frau in ſich erzeugte. Nach Jahren voll ſchmerzlicher Erlebniſſe, von denen ein unklares, aber darum nur um ſo beängſtigenderes Bild in der Erinnerung des einzigen Kindes geblieben war, hatten die Eltern ſich getrennt. Horace war einer öffentlichen Erziehungsanſtalt übergeben worden, in der er verweilte, bis eine vortheilhafte Anſtellung ſeinen Vater verwochte nach Griechenland überzuſiedeln und den vierzehnjährigen Sohn ſeiner Mutter zu überlaſſen.

Dieſe, welche ſich bisher von Deutſchland nicht entfernt hatte, um in der Nähe ihres Sohnes zu leben, benutzte die Freiheit, welche die Anordnungen ihres Mannes ihr gaben, um nach Frankreich zurückzukehren und dort die Erziehung ihres Sohnes vollenden zu laſſen. Horace hatte die Mutter immer am meiſten geliebt. Das Bild der Mutter, leidend unter der Tyrannei des Vaters, war der erſte tiefe Eindruck geweſen, den ſeine Seele feſtgehalten hatte, das frühreife männliche Gefühl, die ſchwächere Frau gegen die harte Kraft des Mannes zu vertheidigen, eine ſeiner erſten Empfindungen. Dazu kam, daß die lebendige Phantaſie der Mutter als Erbtheil auf ihn übergegangen war, und daß ſie ſeine Neigung, ſich der Kunſt zu widmen, ſtets eben ſo warm beſchützt als der Vater ſich dieſer Richtung abgeneigt bewieſen hatte.

Für Mutter und Kind geſtaltete ſich in Frankreich ein friedliches Daſeyn. Horace trat als Schüler in das Atelier eines der erſten Maler, nachdem er mit ſiebzehn Jahren ſeine Schulſtudien beendet hatte, und die Mutter überließ ſich dem ſüßen Gefühl, ungehindert für die ſchnell fortſchreitende Entwicklung ihres Sohnes ſorgen zu können. Er war ihre Freude und bald ihre Stütze, ihr Vertrauter. Wenn ſie oft gegen ihn der Leiden ihrer Ehe gedachte, ſo geſchah es nur, um das Elend jener Unfreiheit zu beklagen, um ſich des Glückes recht voll bewußt zu werden, das ihr aus dem Gedanken erwuchs, freier Herr ihres Willens, ihrer Handlungen zu ſeyn. Noch ehe Horace die Welt und die Liebe kennen lernte, ward ihm eine Scheu vor der Ehe, ein Widerwille gegen alle Eide eingeflößt, mit denen der Menſch ſeinen Willen für eine weite Zukunft bindet, und ſelbſt ein Ereigniß, das einige Jahre ſpäter dem Leben ſeiner Mutter eine andere Wendung gab, konnte nur dazu beitragen ihn in ſeiner Abneigung gegen jeden Zwang zu beſtärken.

Ein Zufall nämlich erneuerte die Bekanntſchaft ſeiner Mutter mit einem ihrer Jugendgefährten. Aus dieſem Wiederfinden geſtaltete ſich eine gegenſeitige Liebe, die um ſo ernſtlicher wurde, als beide Theile ſich bereits auf dem Höhenpunkte des Lebens, an der letzten Grenzſcheide jugendlichen Empfindens befanden. Kein äußeres Hinderniß ſtand der erſehnten Verbindung entgegen, aber die Furcht, auch in der zweiten Ehe kein Glück zu finden, nachdem die erſte mit großer Liebe geſchloſſen und ſo unglücklich ausgefallen war, und die Scheu der ſtrenggläubigen Frau, das Sakrament, den Eid zu brechen, den ſie ihrem erſten Gatten geſchworen hatte, hielten ſie ab einen Entſchluß zu Gunſten des geliebten Mannes zu faſſen. Sie zwang ſich zu einer Entſagung, gegen ihr Gefühl, gegen die Bedingungen ihrer eigentlichen Natur, und ſuchte, als ihr Freund, geſoltert von der Qual dieſes Verhältniſſes, ſie verlaſſen hatte, Troſt im Schooße der Kirche, der ſie ihn und ſich geopfert. Sie überließ ſich der Leitung eines Prieſters, ſagte ſich allmählig von der Welt los, verlor die Theilnahme, die Duldung für das jugendliche Freudebedürfniß ihres Sohnes, und ſtarb nach einigen Jahren frommer Uebungen, zerfallen mit ſich ſelbſt, unzufrieden mit Horace, der ihr in ſeinem Verhalten allen Grund zur Zufriedenheit bot, und doch auf's Zärtlichſte von ihm geliebt und beweint.

Dieſe Ereigniſſe hatten ſich tief in das Weſen des jungen Mannes eingeprägt und die Saat für die Erlebniſſe ſeiner Zukunft geſtreut. Das von ſeiner Mutter ſo oft ausgeſprochene Lob der Freiheit hatte ſeine Seele für dieſelbe entzündet, ihm Abſcheu vor jeder Abhängigkeit, vor jeder Unfreiheit eingeflößt. Der bloße Gedanke an eine ſolche lähmte ihm, wie er zu behaupten pflegte, die ſonſt ſtets wache Kraft künſtleriſcher Produktion, und das Verſinken ſeiner Mutter in den lebentödtenden Zwang der Kirchenherrſchaft hatte nur dazu gedient ihn noch entſchiedener gegen Alles zu erzürnen, wodurch die freie Selbſtbeſtimmung des Menſchen gehindert werden konnte. Der Entſchluß, ſich nie zu verheirathen, nie ſich einem Menſchen mit einem Eide für die Zukunft zu verbinden, ſtand feſt in ſeiner Seele und wuchs in ihm, je länger er in der Geſellſchaft lebte, je klarer ſeine Einſicht von der Wandelbarkeit der menſchlichen Empfindungen wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Lübiſche Schildereien.

(Fortſetzung.)

Lübecks Schiffsbau iſt bedeutend. Im Herbſte vorigen Jahres lagen zu gleicher Zeit ſechs gewaltige Schiffe auf dem Stapel. Die hieſigen Schiffsbau-

Digitized by Google

meiſter ſtehen im Rufe vorzüglich gute Segler zu bauen, weßhalb ſie auch nicht ſelten von andern Seeſtädten Beſtellungen erhalten. Es iſt eine Luſt, den grünen Wall entlang zu pilgern und hinabzuſehen auf die Ameiſenthätigkeit der hundert und aberhundert Schiffszimmerleute. Da klopfen und meißeln zahlloſe Hände unter Geſang und Gejauchz; da ſchwieren die großen Säge, welche das zähe Gefaſer kerniger Eichenleiber zerſchneiden, hier in Planken, dort in Rippen. Zwiſchen zahlloſen Holzſtämmen, zwiſchen gebrochenen und neu zugehauenen Maſten praſſeln überall Feuer, um weiche rußige Geſtalten ſchaffen und in großen Keſſeln den unerläßlichen Kitt der Schiffe, den ſchwarzen Theer bereiten. Manchmal bedecken ſich auch wie mit einem Zauberſchlage die Maſten aller Schiffe mit Flaggen und lüb'ſche Farben ſchmücken die Stapelplätze. Dieß iſt immer das unträgliche Zeichen der Verlobung oder Vermählung einer Rheders-, Kaufmanns-, Kapitäns- oder Schiffbauerstochter; indeß ſoll derartiges Flaggenhiſſen mit ziemlich bedeutenden Geldſpenden verbunden ſeyn.

Gleiches geſchieht, ſo oft ein neues Schiff vom Stapel läuft. Dann werden am Stapelplatze ſchon früh am Tage Kanonenſchläge losgelaſſen, um die Bevölkerung aufmerkſam zu machen. Das Schiff wird mit Flaggen geſchmückt, deßgleichen der Stapel. Im Strom der Trave machen die Schiffe Platz, um dem neuen Ankömmling den erſten Sprung in's Waſſer zu erleichtern. Rheder, Kapitän und Baumeiſter haben bisweilen den luſtigen Einfall, ein Muſikchor auf dem Schiff aufzuſtellen, das im Augenblick, wo die ſtützenden Pfoſten ſinken, einen luſtigen Marſch anſtimmen muß. Das iſt nun ein Gaudium für die zuſchauende Volksmenge; denn in dem Momente, wo der Koloß in den Strom hineinſchießt, verſtummt die Muſik oder es kommen mindeſtens Töne zum Vorſchein, die mit Harmonie nichts gemein haben. Der gewaltige Stoß wirft meiſtens alles, was Lebendes auf dem Schiffe iſt, nieder, und ein in die Knie oder gar rückwärts niederſinkendes Muſikchor in voller Thätigkeit macht einen höchſt komiſchen Eindruck.

Für den bloß neugierigen Zuſchauer iſt der Anblick eines ablaufenden Schiffes vom hohen Walle herab am intereſſanteſten. Kenner ziehen es vor, am gegenüberliegenden Kai ſich aufzuſtellen und von da aus das Heradgleiten des zukünftigen Seglers genau zu beobachten. Wie er einſchneidet in die elaſtiſche Woge, wie er herüber hinüber ſchwankt und dann ſtolz ſich aufrichtet aus dem brauſenden Gewäſſer, das Alles iſt einem ſeekundigen Schifferauge von höchſter Wichtigkeit und verräth die leichte oder ſchwere Segelfähigkeit des neuen Fahrzeugs.

So zeigt Lübeck bei Tage ein vierfaches Antlitz: am belebenden, weltverbindenden Strome hier die Regſamkeit ſchaffender Bauleute, dort die ſinnende Stirn des berechnenden, combinirenden Kaufmanns, zwiſchen zahlloſen Ballen und Fäſſern umherwandelnd, im Innern der Stadt eine heitere Miene, zeugend von mäßigem Genuß irdiſcher Güter, und endlich hinter dem Spiegelglas ſtrahlender Fenſter, unter duftenden Blüthen und grünem Blätterdach die idylliſchen Freuden glücklicher Familien. Der wahnſchaffende Dämon der Revolution, der da nur Revolution macht, weil er am Umſturz ſich erfreut, iſt an Lübeck grollend vorübergeſtreift mit kaum merkbarem Schwunge ſeiner finſtern Fittiche. Möchte die altehrwürdige Stadt immer von ſo gutem Glück begünſtigt bleiben! Dann wird ſie, was gut iſt in ihren Einrichtungen, was liebenswürdig und nachahmungswerth in dem Charakter ihrer biedern Bewohner, aus den Gährungswirren der Gegenwart, wie aus allen noch drohenden Stürmen der umgeſtaltenden Zukunft ſicher hinüberretten in eine neue glücklichere Zeit.

(Schluß des erſten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Kunſtausſtellung. — C. Sue.

Eine öffentliche Kunſtausſtellung werden wir in dieſem Jahre wahrſcheinlich erſt in den letzten Monaten bekommen; ſie ſoll dann, wie es heißt, in's folgende Jahr verlängert werden, und ſomit im Jahr 1851 keine neue Statt finden. Den Künſtlern iſt dieſe Einrichtung natürlich nicht willkommen, es läßt ſich jetzt aber nicht wohl anders machen. Mit dem das vorigemal

Digitized by Google

gemachten Versuche, die Tuilerien dazu zu benützen, waren Künstler und Publikum sehr unzufrieden; die großen Gemälde waren in den zu schmalen Sälen den Zuschauern allzu nahe gerückt und verloren dadurch sehr an Wirkung. Diesmal sollen die alten Gemächer der Orleans'schen Familie im Palais Royal, das einstweilen Palais National heißt, zur Ausstellung dienen; um sie aber dazu einzurichten, verlangt die Regierung mehr als 30,000 Franken. Füglich könnte die Ausstellung der Kunstprodukte statt jährlich nur alle zwei oder drei Jahre gehalten werden. Das Publikum würde dann derselben mehr Aufmerksamkeit schenken, und die Künstler hätten mehr Muße zur Hervorbringung von Meisterwerken. Nicht alle haben die Gabe der Behendigkeit wie Horace Vernet, der ein Gemälde von fünfzehn bis zwanzig Fuß Länge binnen einigen Monaten vollendet, oder wie Diaz, der neulich eine Versteigerung seiner nach dem Sturze Louis Philipps verfertigten Gemälde, über zwanzig an der Zahl, freilich meistens kleiner Kabinetsstücke veranstaltete, nachdem er früher seine ältern Gemälde und Zeichnungen unter den Hammer gebracht hatte. Die erlösten Preise waren ziemlich hoch und beweisen, daß die politischen Erschütterungen im Publikum doch nicht den Kunstsinn erstickt haben. Diaz's Produkte sind freilich sehr gefälliger Art und passen in die Zimmer, wie bemittelte Leute sie heutzutage bewohnen; mit großen Gemälden dagegen wissen diese nichts anzufangen, weßhalb kleinere Stücke immer zu höhern Preisen abgehen als große. Die große Kunstlotterie, von der seit einem Jahre die Rede war, ist endlich gezogen worden; man erfährt aber nicht, welche Summe dadurch den nothdürftigen Künstlern zugeflossen ist. Es war eine Million Loose zu einem Frank feil geboten worden; schwerlich sind aber alle abgegangen. Zudem hatten manche Verleger von Büchern, Musikalien und Kunstwerken eine Menge Loose vermuthlich zu geringeren Preisen aufgekauft, um sie den Abnehmern ihrer Verlagswerke in den Kauf zu geben. Da Gemälde kein hinlänglichen Reizmittel gewesen wären, so war der erste Preis ein Silberservice aus der Fabrik des bekannten Odiot, das zu 75,000 Franken angeschlagen wurde, und zwar das Silber zu 50,000 und die Façon zu 25,000 Fr. Ob die Schätzung richtig ist, kann freilich Niemand sagen; bei dergleichen Unternehmungen pflegt man immer ein wenig zu übertreiben. Außerdem waren noch mehrere glänzende Gewinnste versprochen, und für die minder Glücklichen Exemplare von Lithographien. Diesmal war es zwar nicht, wie bei einer Wohlthätigkeitslotterie vor einigen Jahren, das Bildniß des Pfarrers von St. Eustache, worüber damals viel gespottet wurde; es waren aber doch nur ganz gewöhnliche Blätter, wie man sie bei den Antiquaren zu sehr geringen Preisen haben kann.

Zu den Tagesbegebenheiten von einiger Bedeutung gehört, daß Eugen Sue von der demokratischen Partei als Candidat zur Nationalversammlung aufgestellt worden ist. Vergebens haben die reaktionären Blätter alles hervorgesucht, um den Dichter dem Volke zu entleiden; so hat Sue sie behauptet, Eugen Sue lebe wie der ärgste Aristokrat, verschwende viel Geld, wohne in einem Schlosse, besitze Möbeln im Werth von 100,000 Fr., habe mehrere Bedienten, und lasse sich nach Weise des englischen Adels die ankommenden Briefe von einem Bedienten auf einem silbernen Teller präsentiren. Natürlich haben sie auch seine früheren Gesinnungen und Aeußerungen, zum Theil sehr bittere, wider die Ruhestörer und Aufwiegler, welche das Volk irre leiten, den Lesern wieder in Erinnerung gebracht. Auch in einer der Volksversammlungen kam der Widerspruch zwischen den frühern und den jetzigen politischen Ansichten des Romandichters zur Sprache; seine eifrigen Vertheidiger entwiderten, Eugen Sue habe früher allerdings irrige Meinungen geäußert, und es mit der aristokratischen Partie gehalten, er sey aber zur richtigen Erkenntniß gelangt und zur Volkspartei übergegangen. Zu seiner Candidatur mag ihm besonders behülflich gewesen seyn, daß eine so lebhafte und dramatische Schilderung der Umtriebe der Jesuiten in seinem bekannten Romane: „der ewige Jude," auch andern Leuten als dem Pöbel sehr zusagt. Da man aus verschiedenen Zeichen schließt, daß die ultramontane Partei sehr rührig ist, um etwas zu Gunsten der Jesuiten in der Republik herauszuschlagen, so klammert man sich leidenschaftlich an den Dichter an, der die Blößen jenes Ordens aufgedeckt und in das gehässigste Licht gestellt hat.

(Fortsetzung folgt.)

London, April.

(Schluß.)

Literatur.

Uebrigens steht es jetzt in Schottland ebenfalls gar böse aus und täglich mehrt sich die Armuth und das Elend der Hochländer. Bei diesen kann man wenigstens nichts auf Rechnung ihrer Abstammung setzen; das Hungerleiden klebt ihnen nicht als Erbsünde an, wie dem armen Paddy. Und dabei ist dieser noch so ritterlich. Er glaubte seine Landsmännin, die Sängerin Catherine Hayes, vom englischen Schriftsteller Thackeray beleidigt, indem der Name derselben in einer seiner Schriften mit mehreren berühmten Verbrecherinnen zusammengestellt war, da rebelt Paddy denn sogleich ein furchtbares Geschrei und wollte der Ehre seiner Nation an dem Verrucht en gerächt wissen. Der arme Thackeray hatte an nichts Böses gedacht, er hatte den Namen genannt, als einen, der in einer seiner ersten Erzählungen vorkommt, den Namen einer Verbrecherin. Die vor langer Zeit gelebt; er klärte daher sogleich das Mißverständniß auf, eine bekannte Anekdote hinzufügend, des Inhalts: Ein Irländer beharrte einmal gegen einen Engländer, die Sardellen wachsen auf den Felsen von Malta; da jener sich davon nicht überzeugen konnte, so kam es zum Duell, in welchem der Irländer den andern erschoß, worauf es ihm plötzlich einfiel, daß er nicht Sardellen, sondern Kapern gemeint habe. Thackeray fügt hinzu, es gelüste ihn eben nicht, sich erst todt schießen zu lassen und dann den Irrthum berichtigt zu sehen, weßhalb er eile der Nation zu versichern, daß er sie keineswegs in der Person der Miß Catherine Hayes kränken wollen, und daß er vor der jungen Sängerin, die er nicht gemeint, alle Achtung hege. Damit wird der Streit hoffentlich beigelegt seyn. Thackeray ist überdem eben erst von einer langen Krankheit genesen und kann im Stande mit seinem Pendennis fortzufahren, viel weniger also einen Streuß mit einer ganzen Nation auszufechten. Die guten, lieben Paddys! wer denkt in heutiger Zeit noch daran sich zum Vertheidiger einer Dame aufzuwerfen! — Moore und Wordsworth stehen beide auf dem Punkte die Welt zu verlassen; dann bleibt uns von den Dichtern der alten Schule nur noch Samuel Rogers, der freilich auch eine längst verstummte Nachtigall ist. Dafür haben wir Don Miguel hier, den himmlischen Prinzen, wie seine Partei ihn nennt, und Gotewin, Moritz Hartmann und Dr. Gesner, der Gas aus Kohlat bereitet, und legen in Plymouth gläserne Wasserröhren, die mit Gutta-Percha an einander gekittet sind, und füttern Glaslampen mit Silber, wodurch ein Effekt hervorgebracht wird, der dem schönsten polirten Metalle gleichkommt. So geschickt sind wir hier, immer fortschreitend im Positiven; daneben aber geht der arme Buckland noch immer in seiner Zwangsjacke umher, und sucht die Steine, die er nicht mehr finden kann.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 108. Montag den 6. Mai 1850.

Acutus invenior in judicio, et in conspectu potentium admirabilis ero.
Liber Sapientiae.

Erinnerungsblätter aus Raſtatt.

(ſ. Nr. 99—103.)

Als ich in den Gerichtsſaal im Schloſſe geführt wurde, fand ich ihn gedrängt voll. Sogar außerhalb an den Fenſtern, wo eine Galerie vorüber führte, ſtanden die Menſchen, die in dem Saale keinen Platz fanden. An der einen ſchmalen Seite des Saales war der Fußboden um zwei Stufen erhöht. Auf der höchſten Stufe ſaßen hinter einem Tiſche die ſieben Standrichter. Rechts von ihnen auf einer Rednertribüne befand ſich der Staatsanwalt, während neben ihm auf einer ähnlichen Tribüne, aber eine Stufe tiefer, der Verhörrichter ſeinen Platz fand. Links von den Richtern an einem Tiſche ſaß mit Feder und Papier ein Offizier, der wahrſcheinlich die Functionen eines Auditors verſah und das Reſumé der Verhandlung dem Standgericht vortragen mußte, wenn es ſich in das Berathungszimmer zurückzog. Auf der linken Seite, jedoch auf dem Fußboden des Saals, ſtand die Tribüne des Vertheidigers. Neben ihm auf der Anklagtenbank ſaßen ich und einige Gensdarmen. Die Belaſtungszeugen nahmen die ganze erſte Reihe der Zuſchauer ein, deren Geſichter mir ſämmtlich bekannt waren. Der Staatsanwalt beſchuldigte mich ſofort ſämmtlicher Sünden, die im Standrechtsregiſter verzeichnet ſind, und trug darauf an mich todtzuſchießen. Als er nun aufgefordert wurde ſeine Anklage zu begründen, that er dieß mit dem Tone eines Menageriewärters auf der Meſſe: „Hier, meine Herren, ſehen Sie den bengaliſchen Königstiger. Während Sie bis jetzt nur kleineres, untergeordnetes Raubzeug betrachtet haben, kommen wir nun zu dem allergefährlichſten der ganzen Gattung u. ſ. w.“ Ja, er machte mir das Compliment, er ſchenkte mir die Ehre, mich für einen ſehr gefährlichen Menſchen zu erklären, für das Kabinetsſtück der ganzen Sammlung von Hochverräthern, die man bisher verurtheilt. Seine Rede war gemein, roh und plump, wie mit der Holzart zugehauen, und entſprach ſeiner äußern Erſcheinung vollkommen. Beſonders gefiel er ſich in Perſönlichkeiten gegen mich, und Kuſel ſchob mir ein Zettelchen zu, worauf er geſchrieben hatte: „Dieſe Perſönlichkeiten ſind mir lieb.“ — Mir waren ſie ſehr gleichgültig. Ich hatte unterdeſſen einen ſehr läppiſchen Gedanken, wie einem dergleichen manchmal in den allerernſteſten Augenblicken des Lebens kommen.

Getauft hatte mich ein Pfarrer Käſer, in der Religion unterrichtet der Prediger Deibel, getraut der Prediger Rehbock und nun ſollte mich ein — Haas, ſo hieß der Staatsanwalt, zum Tode befördern! — Als ich, während er ſprach, von Kuſel ſeinen Namen hörte, lachte ich innerlich und dachte: „Von dem haſt du keine Gnade zu hoffen, denn der rächt an dir das ganze Geſchlecht der Haſen, denen du, alter Jäger, in deinem Leben ſo viel zu Leide gethan haſt. — Sollte er mich indeſſen fehlen, wie ich ſo manchen Haſen gefehlt habe, den ich ſchon ſicher todt meinte, ſo will ich mir doch das Geſicht für das nächſte Treibjagen merken.“ — Ich habe bereits ſelbſt bemerkt, daß der Gedanke läppiſch war.

Kuſel hatte mir geſagt, daß ich meine Vertheidigung erſt nach dem Zeugenverhör vorzubringen habe. Als mich daher Herr v. Stengel aufforderte von meinen Lebensumſtänden etwas Näheres anzugeben,

Digitized by Google

dachte ich keineswegs, daß meine Vertheidigung daran geknüpft ſey. Ich ließ daher im Anfang manches ungeſagt, was ich für dieſe aufſparen wollte, bis ich endlich merkte, daß ich mitten darin war. Nun mußte ich die Ordnung meiner Vertheidigung umkehren und froh ſeyn, daß noch ein leidliches Ganze daraus wurde. Es war ein Glück, daß ich Tags vorher dieſe Vertheidigung ſchnell niedergeſchrieben hatte; dadurch war mir ſo viel davon im Gedächtniß geblieben, daß ich dieſes während einer Rede ſtets gefährliche Experiment des Verſetzens und Umkehrens mit ziemlicher Leichtigkeit bewerkſtelligen konnte.

Im Sprechen war ich warm geworden. Vor meinen Augen ſtand lebhaft mein troſtloſes, armes Weib und alle meine Lieben. Als ich von ihnen redete, ſtockten mir die Worte; ich ſprach in Abſätzen und konnte kaum vollenden, ſo ſchnürte es mir die Kehle zu. — Als ich fertig war, ſah ich wohl, daß meine Rede auf die Menge der Zuhörer Eindruck gemacht hatte; aber ſie waren ja nicht meine Richter. Mein Advokat äußerte: „Das hätten Sie gar nicht nöthig gehabt.“ Was er mit dieſen Worten meinte, weiß ich nicht.

Als es an die Vernehmung der Zeugen kam, wurde gefragt, ob ſie vereidigt werden ſollten? Der Staatsanwalt verlangte es nicht, allein mein Anwalt beſtand darauf, und ſo wurden ſie vereidigt. Bei dieſem Zeugenverhör ſtellte ſich der merkwürdige Umſtand ein, daß mehr als die Hälfte der Belaſtungszeugen ſich in Entlaſtungszeugen verwandelte, zum großen Aerger des Staatsanwalts, der ſeinen Verdruß deutlich genug zeigte und die Zeugen durch argliſtige Fragen irre zu leiten ſuchte, was ihm jedoch ſofort von meinem Advokaten abgeſchnitten wurde. Aus dem Zeugenverhör ergab ſich durchaus nicht, daß ich bei der Beſchießung von Mannheim ein Commando gehabt, daß ich die Uebergabe von Raſtatt verhindert, oder an einem Gefechte thätig Antheil genommen habe, und dieß waren die drei Hauptpunkte der Anklage.

Jedermann hielt den Staatsanwalt für geſchlagen und er ſelbſt mußte wohl ſeine Schwäche fühlen, da er zu ſo niedrigen und gemeinen Mitteln griff, als er wieder das Wort nahm. Er ſagte, es ſey wunderbar, daß ich überall nur als Zuſchauer dabei geweſen ſeyn wolle. Was davon zu halten ſey, habe man aus dem ironiſchen Lächeln abnehmen können, das bei dieſer Ausſage meinen Mund umſpielt. Schließlich bemerkte er, wenn die Richter mich nicht verurtheilten, werde man ſagen, ſie haben mir als ihrem Landsmann durchhelfen wollen. Darüber erhob ſich ein allgemeines Gemurmel des Unwillens unter den Zuhörern, und ich konnte mich nicht enthalten auszuſpucken. Mein Anwalt fiel dem Ankläger in die Rede und ſagte: „Nein, im Gegentheil, man würde ſagen, ſie haben ihn verurtheilt, weil er ihr Landsmann iſt.“ Zur Erklärung muß ich hinzufügen, daß der Staatsanwalt und der Verhörrichter Badener, die eigentlichen Richter aber Preußen waren, die nach badiſchen Standgerichtsgeſetzen urtheilten.

(Fortſetzung folgt.)

Dünengeſchichten.

(Fortſetzung.)

Da Horaces Vater den Tod der Mutter nicht lange überlebte, fand er ſich mit drei- und zwanzig Jahren ganz allein in der Welt, ohne nahe Verwandte, ohne Vermögen, denn die Leibrente, welche die Mutter beſeſſen hatte, erbte nicht auf ihn fort, ohne ein Amt, nur auf ſich und das ihm eigene bedeutende Talent geſtellt. In dem Gefühl der göttlichen Vollkraft, welche ſolches Bewußtſeyn gibt, verließ er Paris und ging nach Italien. Jahre ungetrübten Lebensgenuſſes, freudigen Strebens, vollſtändigen Gelingens folgten dieſem Entſchluſſe. Horace war einer der bedeutendſten Maler ſeiner Zeit geworden, als er in Jochia den König Ludwig von Bayern kennen lernte, der dort alljährig zu verweilen pflegte. In dem ungezwungenen Verkehr mit den gerade dort anweſenden Künſtlern faßte der Fürſt eine ſo lebhafte Vorliebe für Horace, daß er ihm das Anerbieten machte, unter vortheilhaften Bedingungen in ſeine Dienſte zu treten. Sich ſelbſt und ſeinen Neigungen getreu, lehnte Horace den Vorſchlag ab. Dienſtbarkeit irgend einer Art ſchien ihm unerträglich, aber er erbot ſich, ſobald er Italien verlaſſen ſollte, ſeinen Aufenthalt für einige Zeit in München zu nehmen, um, während er ſo dem Rufe ſeines fürſtlichen Gönners folgte, zugleich ſeine Vaterſtadt wieder zu ſehen, in der ein ſchönes, friſches Kunſtleben ſich entfaltet hatte. Indeß König Ludwig war lange von Jochia und Italien zurückgekehrt nach München, und Horace verweilte noch immer in dem geliebten Lande. Der Schritt des Künſtlers iſt langſam, wenn er von Süden nach Norden wandert.

Mehr denn ein Jahr war nach der Trennung vom Könige verfloſſen, als Horace in träumeriſchem Sinnen im Boſketto der Villa Medici umherging, mit liebevollem Blick die Gegend zu betrachten, von der er nun endlich zu ſchreiben geſonnen war. Florenz, Bologna, Padua ſchienen ihm nordiſch und kalt im Vergleich mit Rom und Neapel. Erſt als er in Venedig des nahen Deutſchlands lebhafter gedachte,

Digitized by Google

fing er wieder an mit Freude zu empfinden, daß er doch noch im milden Italien ſey, und dieſes Gefühl bewog ihn in Venedig längere Zeit zu raſten. Eines Abends, als er an der Riva degli Schiavoni eine Gondel beſteigen wollte, ſchritten zwei Frauen neben ihm die Stufen hinab, für die ein Gondolier, welcher ſie bereits zu kennen ſchien, mit ein paar Ruderſchlägen ſeine Barke an die Treppe heran brachte. Die eine der beiden Damen mochte wenig über zwanzig Jahre alt ſeyn, ſie war ſchlank und hoch gewachſen. Da ſie den Hut im Hinuntersteigen abnahm, konnte Horace bemerken, wie auffallend ſchön in ihrem edelgebildeten Geſichte die ſchwarzen, ſüdlich flammenden Augen gegen den weißen Teint und das rothblonde Haar ſich geltend machten. Ihre betagte Begleiterin ſchien ihr dienſtbar zu ſeyn, denn ſie nahm den Hut und den Shawl, welchen die andere ablegte, in Verwahrung, nachdem beide ſich in der Gondel niedergelaſſen hatten. Horace, der es ebenfalls auf eine Luſtfahrt abgeſehen, befahl ſeinem Gondolier den Frauen zu folgen.

„So fahren wir nach dem Lido," ſagte dieſer. — „Woher wißt Ihr das?" — „Weil die Damen allabendlich dort ihren Spaziergang machen." — „Wer ſind die Damen?" — „Das weiß ich nicht genau, Excellenza. Nur ſo viel habe ich einmal von ihrem Gondolier erfahren, daß ſie Herrin und Dienerin ſind und daß die Signora noch unvermählt iſt. Sie führt einen polniſchen Namen, obſchon ſie eine Italienerin iſt." — „Und ſind die Damen immer ohne männliche Begleitung?" — „Immer ohne Begleitung, immer allein, Signor."

Die Schönheit des Mädchens hatte Horace angezogen, die Neugier, welche durch die Mittheilung des Gondoliers erregt worden, that das Uebrige. Er beſchloß die Fremde kennen zu lernen, und befahl deßhalb ſeinem Beppo, wo möglich die Gondel der Damen zu überholen. Sobald der andere Gondolier dieſe Abſicht bemerkte, entſpann ſich ein Wettkampf. Es liegt aber in ſolchen Kämpfen ein verlockender Reiz, der uns gefangen nimmt. Wir müſſen Theil nehmen an den Anſtrengungen, welche wir machen ſehen. Das ſchien auch die junge Dame zu empfinden. Ihr Auge hing unverwandt an der Gondel des Malers, ihr Blick begegnete dem ſeinen, und die Wangen der beiden erglühten in lebhafterer Farbe, ſey es daß die Leidenſchaft des Wettſtreites, oder ein anderes Gefühl ihr Blut ſchneller vom Herzen emporſteigen machte.

Zwei geſchickte Ruderſtöße im rechten Augenblicke ſicherten Beppo den Vorſprung einer Minute, und als die Gondel der Damen landete, konnte Horace bereits die Hand bieten, um ihnen beim Ausſteigen behülflich zu ſeyn. Sein Beiſtand wurde mit ruhiger Sicherheit angenommen, eine Bemerkung über die Fertigkeit der beiden Gondoliere eben ſo beantwortet und im Hinausſteigen eine Unterhaltung angeknüpft, der die Dame nach einiger Zeit ein ſchickliches Ende zu machen und damit den ihr unbekannten Mann zum Fortgehen zu bewegen wußte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Die Berliſche Familie.

Während man Meyerbeers Propheten einſtudirt, wird auf dem zweiten Theater ſchon eine Parodie deſſelben angekündigt. Eigentlich iſt das nur ein Symbol für vieles, wenn nicht alles, was in unſerer Zeit geſchieht. Wenn es ſich nicht ſo oft ſelbſt parodirt, ſo kommt der hinkende Teufel nach, um das groß gedachte klein und kleiner an's Licht zu ſetzen. Eine Parodie, die außerhalb des Werkes bleibt, ſchadet ihm übrigens nicht, ſie dient ihm zum Relief. Nach allem, was wir vom Text des Propheten wiſſen, iſt er einer der glücklichſten Griffe, die Scribe je gethan; iſt der Prophet auch nicht der hiſtoriſche Johann von Leyden, ſo iſts doch eine hiſtoriſch wahr gedachte Perſon und Geſchichte, die nicht treffender in unſere Zeit kommen konnte. Das Textbuch iſt über zehn Jahre alt, aber wenn man die Chöre der Wiedertäufer lieſt, wird man verſucht zu glauben, Scribe habe nur abgeſchrieben, was er heut in den Flugblättern der Communiſten lieſt; freilich in franzöſiſcher Weiſe. Auch die Anhänger des Königs von Zion im ſechzehnten Jahrhundert waren mehr Fanatiker als die bewußten Maleſicanten, die Scribe aus ihnen macht. Doch was thut das der Oper! — Auch der plötzliche Tod des Bruders des Componiſten, des geheimen Kammergerichtsraths Wilhelm Beer, wird in die Aufführung ſeine Störung bringen. Er war bekanntlich Mitglied der erſten Kammer, gelegentlich Schriftſteller im conſervativen Intereſſe, eifriger Aſtronom, indem er mit Mädler die berühmte Mondkarte herausgab, Chef ſeines großen Handlungshauſes und ein ſehr reicher Mann. Seine ſehr ſtreng conſervativen Anſichten, in Folge deren er in der Kammer ſtets mit der äußerſten Rechten ſtimmte, waren wohl nur die Frucht der Schrecken aus dem Revolutionsjahr, vor denen in ſo vielen Fällen der liberale Sinn nicht Stich hielt. Wilhelm Beer war ein geſcheiter Mann, er ließ ſich nicht von der Strömung fortreißen, er dachte ſelbſt und handelte nach Ueberzeugung. Wie er religiös freiſinnig geweſen (er bemühte ſich ſchon vor den Reformbeſtrebungen der

Digitized by Google

Juden einem geläuterten Kultus das Wort zu reden; was er und seine Familie damals that, hatte aber nicht die Billigung der Regierung, war er es in frühern Zeiten auch politisch, als man es eben noch nicht frei sollte, oder wenn man es war, keine Gelegenheit hatte es an den Tag zu legen. Obgleich Bruder eines Dichters und eines Componisten, entbehrte er indeß des poetischen Impulses, der diesen Freisinn auch über den Strudel der Zeit hinaustrug. Es war aber doch immer erfreulich einen Berliner reichen Banquier mit dem Eifer an den öffentlichen Angelegenheiten Theil nehmen und dabei nach eigener Ansicht handeln zu sehen. Er war ein entschiedener Gegner der deutschen Sache, wie die meisten sephardim altjüdischen Familien schwarzweiß und strenge Anhänger des altfridericianischen Preußens sind, ohne es dem großen Könige nachzutragen, daß er ihre Großväter bei jeder Hochzeit zwang für 300 Thaler Porcellan aus seiner Porcellanfabrik zu kaufen. Die Demokratie und der Socialismus konnten freilich noch weniger Anklang bei ihm finden, und er bemühte sich in populären Schriften dem Volk zu beweisen, daß mit jenem System das zerstört wird, was ein Volk reich macht und das Geld durch alle Adern des Lebens treibt, der Kredit. Ob er den rechten Ton für das Volk traf, weiß ich nicht. Kaum ist eine angesehene Familie in Berlin so bekannt als die Ber'sche, und trotz mancher Schwächen, des Fleisches Erbtheil, so geachtet, aber es waltet ein eigenes Verhängniß über derselben. Die Mutter, eine hohe Achtzigerin, noch in geistiger Kraft und als Wohlthäterin der Armen von Tausenden gesegnet, mußte drei ihrer Söhne im vollen Mannesalter und Kraft überleben, den Dichter Michael, einen durch seine Originalität bekannten Sohn Heinrich, und jetzt den geheimen Rath Wilhelm, während nur der Componist, den sein europäischer Ruf über seine minder starke Constitution hinaustragen schrint, von allen ihr geblieben ist. Der eben gestorbene hinterläßt eine zahlreiche Familie von Kindern und Enkeln. Michel Beer, der kinderlos und unverheirathet starb, hat eine Stiftung hinterlassen, die, wenn Stiftungen überhaupt respektirt bleiben, seinen Namen länger als seine Schriften, über Jahrhunderte hinaus erhalten wird. Es ist das bekannte Stipendium für jüdische Maler, die damit einige Jahre nach Rom reisen können. Das ist wieder ein Exempel gegen Fideicommisse und Stiftungen für die Ewigkeit, und wie die klügsten, besonnensten Männer sich irren mögen, und was sie zu meinen, zum Schlimmen verkehren, wenn sie mit der besten Einsicht ihrer Zeit für alle Zeiten hinaus etwas stiften wollen. Als Michel Beer testirte, war eine blühende Zeit für die Kunst, die schönsten Aussichten eröffneten sich ihr; es schien ihm löblich auch ärmeren die Mittel zu verschaffen, sich ihr zu widmen. Und noch ehe die Revolution eintrat, war diese Morgenröthe dahin, man sah die Kunst um Brod betteln. Wozu nützen hem Stipendien, die junge Leute verführen sich der Kunst zu widmen? Man möchte manchmal für die Künstler sammeln, daß sie Mittel gewinnen sich einen andern Erwerbszweig zu schaffen. Und er wollte seine Glaubensgenossen zur Ergreifung dieses Kunstbetriebs aufmuntern! Seitdem lösen sich die Judenschaften auf, und an der Nationalität wird von ihnen selbst gerüttelt; wie viele Juden möchten sich aus dem Judenthum heraus emancipiren in die menschliche Allgemeinheit! und das jüdische Malerstipendium hat noch keinen bedeutenden Künstler erzogen, wohl aber Kinder von Juden verleitet sich einer Kunst zu widmen, zu der ihnen der Brief fehlt, nur um das Stipendium einige Jahre zu genießen. Wer löst nun den Bann, wo alle, auch die Familie des Testators, darüber einig sind, daß es eine unnütze Stiftung ist, und der Fonds bei weitem besser entweder für die Kunst oder für jüdische Familien angewendet werden könnte!

(Schluß folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Abbé Chatel.

In den Wahlversammlungen sah man auch den berüchtigten Abbé Chatel wieder auftauchen, der nach jeder Revolution einen Versuch zu machen schreint ein wichtiger Mann zu werden. Nach der Julirevolution errichtete er seine sogenannte „französische Kirche" in einem Saale, und führte einen neuen Gottesdienst mit Begleitung des Fortepiano ein, wobei er sich selbst Primas von Frankreich betitelte. Es war zur Zeit, wo auch die St. Simonisten eine Art Gottesdienst einführten und ihre Versammlungen in einem großen Saale hielten zur großen Erheiterung des Publikums. Abbé Chatel wurde nebst dieser neuen Sekte in den Tagesblättern verspottet. Es fehlte an Geld, um die Anstalt emporzubringen, und der Abbé war nicht einmal im Stande den Miethzins für den Beisaal aufzutreiben. So verschwand die „französische Kirche" einstweilen, zumal auch die Polizei die keineswegs erbaulichen und wie eine Parodie des katholischen Gottesdienstes aussehenden Versammlungen nicht mehr dulden wollte. Seitdem war von Abbé Chatel keine Rede mehr. Es hieß er sey Handelsmann geworden. So vergingen fünfzehn Jahre, aber nach der Februarrevolution 1848, als so mancher Unsinn aus dem Strudel auftauchte, trat auch Abbé Chatel auf's neue hervor, und kündigte durch Anschlagblätter seine französische Kirche wieder an. Er machte aber bald einsehen, daß es damit aus sey, und daß es sich um andere Dinge handle, als um die Erfindung eines neuen Kultus; der Abbé zog andere Saiten auf, er ward Demagog, besuchte die Clubs und hielt aufsallende Reden. Er erschien er neulich in einer demagogischen Wahlversammlung, und sprach nicht von der vorzunehmenden Wahl, sondern von der Wiedereinsetzung des Fleisches in seine Rechte und von andern Dingen der Art, welche der Polizei so anlößig schienen, daß sie den Redner als einen öffentlichen Sittenverderber auf der Stelle verhaftete. Er wird nun bald vor dem Polizeigerichte erscheinen. Das ist eine der nothwendigen Folgen großer Staatsumwälzungen, daß sie den Schlamm der bürgerlichen Gesellschaft empor heben und allerlei Schmutz nach oben treiben. Noch ein anderer Abbé, Namens Chantome, hält Reden in den demagogischen Vereinen; er begnügt sich aber damit die politischen Grundsätze der rothen Partei zu verfechten, und ist daher nur seinem Bischof verantwortlich, der ihn bereits suspendirt hat. Höchstens ein halbdutzend Geistliche in Frankreich sprechen und handeln im Sinne dieser beiden Männer; im Allgemeinen verhält sich die Geistlichkeit ruhig, und da ihr bisher die Republik nicht das mindeste zu Leid gethan hat, so hat sie auch keine Ursache mit derselben zu hadern. Mitglieder des Klerus sitzen in der Nationalversammlung und können ungehindert die Ansprüche und Interessen ihres Standes vertheidigen. Etwas hat die Geistlichkeit durch Einführung der Republik sogar gewonnen. Man läßt sie frei mit dem römischen Stuhle korrespondiren, was unter der Monarchie nicht geschehen durfte. Ein Recht dazu hat ihr freilich kein Gesetz eingeräumt, je lange sie aber keinen Mißbrauch mit dieser Korrespondenz treibt, wird man ihr wohl kein Hinderniß in den Weg legen. Den Rom aus hat man auch sobald nichts zu fürchten. Man hat zur Wiederherstellung der päpstlichen Gewalt wesentlich beigetragen, und dieß wird man in Rom nicht sogleich vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 109. Dienstag den 7. Mai 1850.

— If ever
You meet in some fresh sheek the power of fancy,
Then shall you know the wounds invisible,
That love's keen arrows make.

Shakespeare.

Dünengeschichten.

(Fortsetzung.)

Von diesem Tage an begegnete man sich häufig, weil Horace bald anfing diese Begegnung leidenschaftlich zu ersehnen, während die Dame sie wenigstens nicht zu vermeiden schien. Von dem Gondolier, von der Duenna und von der Fremden selbst hatte er erfahren, daß sie eine Waise sey. Die Mutter, einst hochgefeiert auf den Bühnen Italiens, war von einem verbannten Polen, dem sie sich und ihr ganzes Vermögen geopfert hatte, geheirathet und verlassen worden. Gezwungen, nochmals die Bühne zu betreten, um für sich und ihre Tochter die Mittel zur Existenz zu gewinnen, hatte sie in wenig Jahren ein neues, nicht unbedeutendes Vermögen erworben, das bei ihrem Ableben ihrer Tochter Claudia als freies Erbe zufiel. Ihren Vater hatte Claudia nie gekannt, und nur erfahren, daß er in den Freiheitskämpfen seines Landes den Tod gefunden habe.

Um sie vor den Verirrungen zu bewahren, an denen ihre eigene Jugend reich gewesen war, hatte Claudias Mutter dieser eine ganz verschiedene Lebensrichtung zu geben versucht. Die ausgezeichnetsten Männer waren ihre Lehrer geworden; aber während die Mutter das junge Mädchen vor den Irrthümern des Herzens durch eine strenge Verstandesbildung zu schützen strebte, während sie Alles zu thun glaubte, um Claudia in den Grenzen der herkömmlichen Sitten und Gesetze zu erziehen, bedachte sie nicht, daß gerade diese Verstandesbildung dem Mädchen einst gefährlich werden, Zweifel an der Gültigkeit des Bestehenden in ihr erregen und sie dadurch unglücklich machen könnte. Diese Zweifel blieben für Claudia nicht aus, ohne daß ein äußerer Anlaß sie hervorgerufen hätte. Sehr erschüttert durch den Tod der Mutter, in der sich alle ihre Liebe vereinigt hatte, war sie sich selbst und der Gesellschaft der ältern Männer überlassen, welchen die Mutter aus Rücksicht auf Claudia in den letzten Jahren allein den Zutritt in ihrem Hause gestattet hatte. Für keinen dieser Männer sprach das Herz des jungen Mädchens lebhafter, aber alle waren ihr mehr oder weniger werth, alle ihr freundlich zugethan. So bildete sich für Claudia eine sonderartige Lebensweise im Verkehr mit diesen ältern Freunden. Jung, schön und im Grunde der Seele voller Lebenslust, führte sie ein einsames Daseyn bei ernsten, fast männlichen Studien, und nur die wirkliche Theilnahme, welche sie an denselben empfand, konnte sie täuschen über das zwar verhüllte, aber nicht zu tödtende Verlangen der Mädchenbrust nach Liebe und Liebesglück.

Gewohnt, die alten Freunde in voller Zwanglosigkeit bei sich zu sehen, trug Claudia kein Bedenken, dem jüngern Manne gleiche Gunst zu gewähren, sobald seine Gesellschaft ihr angenehm erschien. Nach wenigen Wochen war Horace der tägliche Gast, der unermüdliche Begleiter der schönen Claudia. Anfangs hatte Horace den Ernst in Claudias Unterhaltungen, die feste Sicherheit ihres Betragens, wenn nicht störend, so doch befremdlich gefunden, obschon es in der Art der Italienerinnen liegt, daß sie Kunst und Wissenschaft mit männlicher Kraft und Tiefe ergreifen, sobald sie sich ihnen ergeben. Aber je mehr Horace die schöne Claudia kennen lernte, je näher er ihr

Digitized by Google

getreten war, um ſo weniger vermochte er in ihr jenen kalten Ernſt, jenes in ſich gefeſtete Weſen wieder zu finden, die ihm ſo auffallend geweſen waren. Selbſt von glühender Liebe beherrſcht, fehlte ihm die Freiheit zu beobachten, daß in Claudias Seele die Liebe ein Wunder wirke, und daß ſie ſich täglich reicher und ſchöner zu voller Weiblichkeit entfalte. Der Stolz des Mädchens ging in tiefe Demuth über und erhöhte dadurch die Leidenſchaft des jungen Mannes. Die freiwillige Unterordnung dieſer ſtarken Frauennatur unter die Herrſchaft ſeiner Liebe machte ſein Glück. Jeder Dienſt, jede Freundlichkeit, wozu ſie ſich herabließ, die kleinſte Gunſt, welche ſie ihm erwies, entzückten ihn. Sie waren ihm unſchätzbar als immer neue Beweiſe einer Liebe, an die er keinen Anſpruch hatte als den, welchen Claudias eigenes Herz ihm zugeſtand.

Tage, Monate, ein Jahr endlich waren entſchwunden in dieſem Glück, ohne daß ein Wort der Erklärung geſprochen wurde zwiſchen den Liebenden, weil ſie im ſichern Bewußtſeyn des Zueinandergehörens weiter keiner Erklärung zu bedürfen fühlten. Sie ſtanden allein in der Welt, ohne Verwandte, unabhängig wie wenig andere Menſchen. Ihr Alter war paſſend, ihre Geſinnungen und Lebensanſichten ſtimmten im Weſentlichen überein, und nichts ſchien den Freunden Claudias natürlicher, als ihre Verbindung mit Horace. Nichts war auch in Horace und Claudia lebhafter, als die Sehnſucht nach dieſer Vereinigung und die Gewißheit, daß ſie erfolgen müſſe. Dennoch ward ſie nicht ausgeſprochen, nicht vollzogen. So oft das Wort der Liebe den Lippen des jungen Mannes entfliehen wollte, war es, als ob eine unſichtbare Gewalt ihn erfaſſe. Er erbleichte, ſchwieg, und Claudia erbleichte und ſchwieg mit ihm, bis eines Tages Horace, aufgelöst in Liebe und Leidenſchaft, ſich zu Claudias Füßen warf.

„Rette du mich,“ rief er, „rette du mich aus der Angſt meines Herzens! nur dein freier Entſchluß vermag es. Du weißt, ob ich dich liebe; du mußt es in jedem Pulsſchlag empfinden, daß ich nicht leben kann ohne dich, daß jeder Athemzug meines Herzens dein gehört. Meine Phantaſie, mein Denken, mein Gefühl ſind von dir beherrſcht, ſind Eins geworden mit dem deinen; meine Schöpfungskraft erliſcht, wenn du mir fehlſt, ſchon der Blick deines Auges begeiſtert mich zum Schaffen, ich bin dir unauflöslich eigen — und dennoch!“

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungsblätter aus Raſtatt.

(Fortſetzung.)

Die Vertheidigungsrede meines Anwalts, dem ich ſchon ſehr viel Material vorweg genommen hatte, war klar, ſcharf und warm. Er ſprach ganz ausgezeichnet und der Eindruck, den ſeine Rede hervorbrachte, war ein ſehr günſtiger. Ich habe nicht behalten, was er Alles ſagte, denn ich ſtudirte die Geſichter der Richter und war zerſtreut; ich hörte nur, daß er unter Anderem meinte, man müſſe doch mit dieſen Blutſcenen endlich einmal aufhören und Milde walten laſſen; man möge mit mir den Anfang machen. Dann bezog er ſich auch auf das Schreiben des Generals v. Gröben, welches er auf den Tiſch der Richter niederlegte. Der Staatsanwalt bemerkte jedoch ſogleich: „General v. Gröben habe ſeine Verwendung eintreten laſſen, *dieſelbe habe jedoch keine Berückſichtigung gefunden.*“ Das war mir allerdings ein Strich durch die Rechnung und ich gab keinen Schuß Pulver mehr für mein Leben.

Während der Rede meines Anwalts hatte ich, wie geſagt, die Geſichter der Richter ſtudirt. Du lieber Himmel, in dieſen Geſichtern war überhaupt nicht viel zu leſen, am allerwenigſten Erfreuliches! — Am äußerſten rechten Flügel ſaß ein blonder, ſehr gutmüthig ausſehender Unteroffizier. Man ſah es dem Mann auf den erſten Blick an, daß ihn die Verhandlung ſehr langweilte und daß er ſie allen gern geſchenkt hätte; er war viel zu gutmüthig, um dem Staatsanwalt ſeinen Wunſch abzuſchlagen, zumal wenn derſelbe durch den Wunſch der Offiziere im Standgericht unterſtützt werden ſollte. Der neben ihm ſitzende Secondlieutenant hatte ein verlebtes, intereſſantes Geſicht, allein die Bewegungen des langen magern Halſes, der auf einem langen magern Körper ſaß, und die ſtechenden Augen gaben ihm das Ausſehen einer Schlange, welche den Kopf hin und her bewegend nach Beute umherſpäht. Neben dem Secondlieutenant ſaß der Hauptmann, auf der Bruſt das goldene Kreuz, als Zeichen, daß er fünf- und zwanzig Jahre gedient hatte: eine ächte preußiſche Hauptmannsphyſiognomie. In ſeinem Kopfe, das ſah man, ſteckte ſicher nichts anderes als das Exercierreglement und die Schuhſohlen, das Hofenfutter und ſonſtige Appertinentien ſeiner Soldaten. Der Major und Präſident dieſes ſtattlichen Gerichts war auch die Krone deſſelben. Jedem Zug dieſes Geſichts ſah man es an, daß ſein Beſitzer ſtolz darauf war, auch nicht eine Spur von Scharfſinn zu beſitzen. Unter den Naſenflügeln konnte man jedoch einen Zug unterſcheiden, welcher unverkennbar Grauſamkeit und Blutdurſt verkündete. Sein

Digitized by Google

Nebenmann zur Linken war der Premierlieutenant. Hätten wir Porträt und Unterschrift geſpielt, ſo würde ich unter dieſes Porträt geſchrieben haben: „Nach ſo vielen Leiden, reicht mir mal die u. ſ. w.“ Kurz eine gewöhnliche Natur, unintelligent, gleichgültig und avancementbedürftig. Neben ihm ſaß der Feldwebel, ein Mann, finſter wie Pluto, mit ſchwarzem Haar und Bart. Während der ganzen Verhandlung verzog er keine Miene, und nichts zeigte an, daß er irgend daran Theil nahm. Es war jedoch Charakter im Geſicht. Der linke Flügelmann war der Gemeine. Er hatte im Ausdruck des Geſichts außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Major, und wenn man ihm deſſen Epauletten aufheftete, ſo bin ich überzeugt, daß er deſſen Funktionen ganz eben ſo gut verſah wie der Major ſelbſt.

Ich habe dieſe Porträts nicht mit großer Liebe fixirt; allein ich habe auch dazu keine Urſache und gebe ſie hier wieder, wie ich ſie in jenem Augenblick gezeichnet.

Die Richter zogen ſich in das Berathungszimmer zurück und ich ward aus dem Saal in ein Wartezimmer geführt. Dort kam ein Hauptmann zu mir, den ich im Cadettenkorps als Lieutenant gekannt hatte und der mir durch ſeine Unterhaltung die unangenehme halbe Stunde zu verkürzen ſuchte. Die Berathung dauerte lange und der Hauptmann nahm dieß als ein gutes Zeichen für mich, denn ſonſt, wenn das Gericht einig war, kamen die Herren ſehr bald wieder zum Vorſchein. Endlich ward ich wieder in den Saal geführt, aber die Richter waren noch nicht da und es dauerte wohl fünf Minuten, ehe ſie eintraten. Advokat Kuſel ſagte zu mir: „Nun, wie das Urtheil auch ausfallen möge, Sie werden es als ein Mann anhören.“

Die Richter traten ein. Sie ſahen ziemlich nichtsſagend aus. Die ganze Verſammlung ſtand. Der Präſident las, daß ich all der Verbrechen, deren mich der Staatsanwalt angeklagt, für ſchuldig befunden und mit fünf Stimmen gegen eine zum Tode durch Erſchießen und in die Koſten verurtheilt ſey. Gegen dieſes Urtheil findet kein Gnadenrekurs, keine Appellation und keine Reviſion der Akten ſtatt und muß daſſelbe vom Beginn der Verhandlung an innerhalb vier- und zwanzig Stunden vollzogen ſeyn. — Man kann ſich denken, daß ich mit großer Spannung darauf hörte, was der Major las. Als ich mein Todesurtheil vernahm, überlief mich ein leichter Schauer und ich fühlte, daß ich einen Moment die Farbe veränderte. Das ging aber vorüber wie ein Gedanke, und es kam nur daher, weil ich an meine Frau dachte, die im Gaſthof das Reſultat abwartete. Ich gab Kuſel die Hand, um ihm meinen Dank für ſeine Mühe auszudrücken, warf einen verächtlichen Blick auf meine Richter und ging in den Hof, wo der Wagen auf mich wartete. Es war etwa halb drei Uhr.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortſetzung.)

Theater.

Höchſt auffallend in dieſer ſo tief erſchütterten Zeit iſt die ganz außerordentliche Regſamkeit in der Dramatik. Zu keiner Zeit hat man eine ſolche Menge neuer Theaterſtücke aufführen ſehen, zu keiner Zeit haben ſo viele ausgezeichnete Schriftſteller ſich dem dramatiſchen Fach zugewendet. Es iſt als ob die geſammte Notabilität der Pariſer Schriftſtellerwelt ſich auf die Dramatik als auf den Anker ihres Heiles ſtützen wollte. Dichter, welche ſonſt nur Romane oder lyriſche Gedichte producirten, treten als Dramatiker auf, und die, welche früher faſt im ausſchließlichen Beſitze der Bühne waren, ſehen eine Menge Nebenbuhler um die Gunſt des Theaterpublikums erſtehen. Zum Theil mag dieß eine Folge der durch die Republik eingeführten völligen Theaterfreiheit ſeyn, welche den Dichtern geſtattet alle möglichen Stoffe, geſchichtliche und phantaſtiſche zu behandeln und alle Perſonen, weß Standes und Ranges ſie in der Welt geweſen ſeyen oder noch ſeyen, auftreten zu laſſen. Jedenfalls iſt dieſe große dramatiſche Fruchtbarkeit eine merkwürdige Erſcheinung der Zeit, und ſicher wird ſie einigen Einfluß auf die künftige Richtung der franzöſiſchen Dramatik haben, welcher man ſonſt nicht mit Unrecht vorwarf, daß ſie ſich zu ſehr an konventionelle Regeln binde; vielleicht wird man ihr bald einen Fehler entgegengeſetzter Art vorzuwerfen haben. Einſtweilen iſt es ſehr intereſſant alle dieſe Produkte zügelloſer ſchöner Geiſter zu beobachten; taugen ſie nicht viel, ſo können ſie es wenigſtens der

Digitized by Google

Censur nicht zuschreiben, die nicht mehr vorhanden iſt. — Madame Dubevants Champi hat mit hundert Vorſtellungen die Neugierde des Publikums noch nicht befriedigt, und das zweite hundert hat ſchon ſeit einigen Wochen begonnen. Es iſt ſchade, daß die Verfaſſerin nicht auch einen andern ihrer Romane, Fadette, ſelbſt für die Bühne bearbeitet hat; ſie hat es zwei andern Theaterdichtern überlaſſen, und dieſe haben ein ſchlechtes Vaudeville daraus gemacht. Auch Lamartine hat ſich vom Beiſpiel anſtecken laſſen, und hat die dramatiſche Laufbahn betreten und kürzlich ſein erſtes Stück auf die Bühne gebracht. Man begreift nicht recht, wie er auf den Einfall gekommen iſt, einen ſo wenig bedeutenden Stoff wie die Geſchichte des Negers Toußaint Louverture zu wählen. Es iſt ein Glück für den Dichter, daß ſich an der Porte St. Martin ein Schauſpieler befindet, Frédéric Lemaître, der wenige ſeines Gleichen hat. Dieſer vortreffliche Charakterſpieler, der ſeit einiger Zeit nicht mehr aufgetreten war, hat die Rolle des Anführers der Schwarzen übernommen, und ſchon dieß ſchrecte der Lamartine'ſchen Dichtung eine gute Aufnahme. Ferner hat der Dichter in ſeinem Trauerſpiele Tänze und Beluſtigungen der ſchwarzen Inſelbewohner, Gefechte mit den Weißen und dergleichen angebracht, wodurch das Stück dem großen Haufen gefällt, während die Gebildeten ſich an den wohlklingenden Verſen ergötzen. So wird ſich Toußaint Louverture ziemlich lange auf der Bühne erhalten können. Lamartine wird aber ſeine Charaktergemälde tiefer und größer anzulegen haben, wenn er ſeinen Beruf zum tragiſchen Dichter beurkunden will; mit ſchönen Verſen iſt es nicht gethan.

(Schluß folgt.)

Berlin, April.

(Schluß.)

Die Juden. — Gräfin Hahn. — v. Sternberg. — Hotel. — Beſeſſabinette.

Die hießigen Reformjuden, mit deren Kultus und kirchlichem Zuſammenleben es ſchwach beſtellt ſeyn ſoll, ſind doch um ſo weniger geneigt auch nur in die äußere Gemeinſchaft der Altgläubigen zurückzukehren, als ſie auch die Trennung der corporativen Bande fordern. Sie wollen nicht mehr die Beiträge zu den gemeinſchaftlichen Armen- und Krankenſtiftungen zahlen, und die recentive Einziehung hofft auf ſo viele Widerſtand und Schwierigkeiten, daß man genöthigt ſeyn wird ganz von ihr abzuſtehen. Ein anderer ritueller Streit erhebt ſich unter den Altgläubigen ſelbſt über die Eidesform. Ein angeſehener und geachteter Mann, Stadtrath Jacobſen, weigerte ſich den mit vielen Formeln und Schwierigkeiten verbundenen Judeneid in alter Art abzuleiſten, und beruft ſich auf das conſtitutionelle Recht, nach dem jedem Staatsbürger zuſteht den Eid nur mit einer Anrufung Gottes abzuleiſten, unbeſchadet der Bethewrung, die er ſelbſt hinzufügen will. Die Sache iſt, ſo viel ich weiß, noch nicht entſchieden. Ein Zwang iſt aber kaum denkbar.

Gräfin Ida Hahn-Hahn iſt hier in den Schooß der katholiſchen Kirche — zurückgekehrt. Der Probſt v. Kettler hat die Bekehrung übernommen, und dieſer Probſt iſt vom Papſt zum Biſchof von Mainz ernannt worden. Wäre der frivole Scherz an der Tagesordnung, ſo würde es heißen, es ſey für dieſe Bekehrung zu der hohen Würde erhoben. Aber die Zeit iſt weder zu dieſer Art Scherz noch fennt zur Theilnahme an Ereigniſſen dieſer Gattung geſtimmt. Der Austritt und Uebertritt aus und in die Religionsgenoſſenſchaften iſt aus dem Kreis der Gegenſtände geſchieden, die früher unſer öffentliches Leben ausmachten. Es iſt kaum mehr eine Demonſtration, und regt ſo wenig die Neugier an als die einzelnen Ehen, die zwiſchen Juden und Chriſten geſchloſſen zu werden anfangen. Und über dem Streite über eine ſolche Ehe zwiſchen einem jüdiſchen Doctor und einer Chriſtin in Königsberg kam einſt die ganze Monarchie in Aufruhr! Wie die Gräfin Hahn werden und müſſen noch viele im Katholicismus enden, die wie ſie in der Rückkehr zu den alten Zuſtänden das einzige Heil der Geſellſchaft und der Einzelnen erblicken. Wer redlich und conſequent iſt, wird ſchwerlich bei der ſocialen Rückkehr ſtehen bleiben; die kirchliche muß endlich das Siegel aufdrücken. Aber man fragt kaum darnach, wie berühmt auch die Gräfin war, der Löwe ſo vieler Kreiſe, und faſt intereſſirt eine andere, ſonſt gleichgültige Nachricht heut das große Publikum mehr als alle Convertitengeſchichten, die, das der Schriftſteller A. v. Sternberg heirathet. Die Dame, aus einer alten märkiſchen Familie, ſoll von dem Zauber ſeiner royaliſtiſchen Romane angezogen worden ſeyn. Es iſt nicht zu beſorgen, daß auch Sternberg dem Beiſpiel der Gräfin Hahn folgen wird, wenn gleich, als vor der Demekratie die Zerriſſenheit Mode war, er ſchon damals die Rückkehr zu den geweſenen Formen der alten Geſellſchaftsſitte als einziges und ſicheres Heilmittel anpries.

Fanny Lewald iſt nach England gereiſet, und will dort ihre dießjährigen Sommerſtudien machen. Karl v. Holtei hielt auf ſeiner Rückreiſe von Hamburg nach Gratz ſich hier einige Zeit auf, ohne jedoch öffentlich hervorzutreten. Der Spielplatz ſeiner kräftigſten Mannesjahre und kühnſten und glücklichſten Verſuche ſcheint ihm durch die Politik und ihre Nachwehen verleidet. Auch iſt der Kreis ſeiner ehemaligen Freunde und Zeitgenoſſen auf der Bühne und in Kunſt und Literatur vielfach geſichtet. Auf dem königsſtädtiſchen Theater, welches er einſt beherrſchte, ſind ſchon mehrere Generationen von Schauſpielern gekommen und verſchwunden, und von denen, die ſeiner Zeit die Bretter belebten, iſt keiner mehr auf dieſer Bühne, höchſtens ein Sohn oder eine Tochter eines ehemaligen Mitgliedes. So raſch verzehrt ſich auf Privatbühnen der Perſonalbeſtand, während er auf den ſtehenden königlichen Bühnen, vermöge der lebenslänglichen Contracte und anderer Rückſichten, oft zum eiſernen Stamm wird. Dieß tadelt man, und mit Recht, im Intereſſe der Kunſt; auf jener Privatbühne hat der beſtändige Wechſel indeß nicht zum Beſſeren geführt. Wo iſt freilich überall jetzt das Gute? Holtei hat viel inzwiſchen erlebt, und fügt den ſechs Bänden ſeiner Lebensbeſchreibung (vierzig Jahre) noch zwei neue hinzu, die hier erſcheinen, und der Intereſſanten (möglicherweiſe auch aus politiſchen Sphären) aus den Begebenheiten des letzten Decenniums viel enthalten ſollen.

Neulich ging wieder ein in den letzten Jahren in Aufnahme gekommenes und viel beſuchtes Leſekabinet ein. Die Inſtitute dieſer Art haben in Berlin ein eigenes Schickſal. Trotz der 400,000 Einwohner, trotz des geſteigenen Bedürfniſſes nach Zeitungs- und Journallektüre kann ſich keines halten, wenn es nicht mit dem Inſtitute andere Zwecke verbindet. Zwar ſind alle größern Conditorein hier Leſekabinette, dieſer Umſtand allein erklärt es aber nicht, daß kein Kabinet als ſolches beſtehen mag. Selbſt die demekratiſchen Errungenſchaften, die Gleichmacherei, konnten ſchon zu jener Zeit nicht die ſociale Gleichheit herbeiführen, welche anderwärts in öffentlichen Anſtalten herrſcht und ſie belebt. Der Gaſt in einer Reſtauration, in einem Kaffehauſe ſieht ſich hier zuvor die Gäſte an, die anſer ihm da ſind, um ſich ſogen zu können, ob es ihm im Hauſe gefällt. In dem eingezogenen Kabinet klagten die Reaktionäre, daß ſie zu viel Demekraten fänden, die Demokraten, daß ſie mit den Ellenbogen immer an Reaktionäre ſtießen. Da der Wirth dieß nicht hindern, noch eine Partei um der andern willen ausweiſen konnte oder wollte, blieben beide weg und das Leſekabinet mußte eingehen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nº 110. Mittwoch den 8. Mai 1850.

Be absolute for death! Either death or life
Shall thereby be the sweeter.

Shakespeare.

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(Fortsetzung.)

Ich mußte lange im Wagen sitzen, ehe die Bedeckung kam, und es sammelte sich eine Menge Menschen um mich, die mich anstarrten. Ich hatte nur Einen Gedanken, den an meine Lieben, die ich zurückließ, und zunächst an meine Frau. So bist du denn, dachte ich, am Ende all deiner Träume und die Ahnungen, die dich durch das Leben begleitet haben, haben dich geäfft, sie waren nichts als Spiele deiner Phantasie. — Heute ist Sonnabend; am Sonntag findet keine Hinrichtung statt, also wird mir noch heute um halb sieben das große Problem des Jenseits gelöst seyn. Dazwischen war es aber immer wieder, als riefe mir eine heitere, neckische Stimme zu: Ei, du bist nicht recht gescheidt, an's Sterben zu denken! Hast du denn kein Vertrauen mehr zu deinem Glück? — Weg, weg, neckender Kobold! rief ich mir dann wieder zu; das sind ja Phantasiespiele eines Feigen, der bis zum letzten Augenblick noch immer meint, es müsse ein ganz besonderes Wunder geschehen, ihn zu retten. Nein, dem Tod keck in's Gesicht geschaut! er ist ja so schrecklich nicht. — Ja, für mich nicht, aber für die andern! — War das der Mühe werth zu leben, um so ruhmlos zu sterben? — Also dazu hat dich die Natur mit mancherlei Kräften und Talenten begabt, um nur so Gewöhnliches, so Kindisches auszuführen?

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Er mußte beim Gasthof zu den drei Königen vorüber, wo meine Frau wohnte. Ich spähte an den Fenstern des ersten Stocks umher, denn dort waren die Gastzimmer. Sie war nicht am Fenster. Das Haus liegt an einer Ecke. Auch an der andern Seite sah ich sie nicht, aber Parterre waren Leute am offenen Fenster, ich hörte einen Schrei und sah eine weiße Hand, die sich zitternd nach mir ausstreckte: es war die meiner Frau. Ich bog mich aus dem Wagen, um sie noch einmal zu sehen — ich wußte ja nicht, ob man ihr Wort hielt — aber die Gensdarmen, die mit mir im Wagen saßen, rissen mich zurück. — Leute, die aus der Gerichtssitzung kamen, hatten ihr gesagt, es stehe Alles sehr gut, sogar die Belastungszeugen haben zu meinen Gunsten gesprochen und kein Mensch glaube an meine Verurtheilung. Um zwei Uhr kam aber ihr Bruder, welcher der Sitzung beigewohnt hatte. „Du brauchst mir nichts zu sagen," rief sie ihm entgegen, „auf deinem Gesichte lese ich, daß er zum Tode verurtheilt ist!" — Bald darauf kam der abscheuliche Wagen. Meine Frau eilte an das offene Fenster und wollte hinaus zu mir; allein man hielt sie und eine wohlthätige Ohnmacht schloß ihre Augen.

Der Wagen brachte mich nicht nach Bastion XXX zurück, sondern in das Fort A, und zwar in das Bermengebäude, in welchem ich längere Zeit mit den andern gefangen gesessen hatte. Seit einigen Tagen vollzog man die Exekutionen auf der Berme, auf demselben Platz, auf welchem die schmachvolle Plünderungsscene stattgefunden. Diesmal kam ich in das Gebäude rechts. Auf der früher erwähnten Pritsche befand sich ein zerwühltes Strohlager. Ihm hatte kurz vorher Adjutant Schad seine letzten Seufzer und Thränen anvertraut. Ein Diener kam und fragte mich, was ich noch wünsche? Ich bat ihn, zu meiner

Digitized by Google

Frau zu gehen und ſie zu mir kommen zu laſſen; dann beſtellte ich Schreibzeug und ein Mittageſſen nebſt einer Flaſche Wein und einigen Cigarren. Ich hielt es für nöthig, mich durch etwas Nahrung zu ſtärken, damit ich friſch und kräftig zum Tode gehen könnte.

Ich ſchrieb auf der Poſtſche zwei Zettel, welche mein Freund Held in deutſchen und holländiſchen Journalen abdrucken laſſen ſollte, und dann noch einige Zeilen an nähere Freunde. Während ich ſchrieb, ſtand die Schildwache, ein ehrlicher blonder Thüringer Landwehrmann, an dem Fenſter und die Thränen liefen ihm die Wangen herunter. Als er ſah, daß ich es bemerkte, wandte er ſich ab und wiſchte ſich die Augen. Ich rief ihm aber zu, er ſolle ſich ſeiner Thränen nicht ſchämen, ſolche Thränen machen jedem Soldaten Ehre.

Meine Frau kam mit meinem Schwager. Das war ein ſehr trauriges Wiederſehen. Doch faßte ſie ſich, als ſie mich beſonnen und ruhig ſah. Meinem Schwager ging der Anblick zu nahe; wir baten ihn nach Hauſe zu reiſen, wo er ſeine Frau krank zurückgelaſſen hatte. — Die Offiziere, welche an jenem Tag die Wache hatten, waren treffliche, theilnehmende junge Leute; ſie waren auch von der Landwehr. Sie brachten mir die Nachricht, daß die Exekution aufgeſchoben ſey. Da das Urtheil nicht einſtimmig geweſen, müſſe es zur Beſtätigung an das Kriegsminiſterium nach Carlsruhe geſchickt werden. Dieſes Geſetz war erſt vor wenigen Tagen erlaſſen worden. Ich hatte jedoch wenig Hoffnung, da die Verwendung des Grafen v. d. Gröben nutzlos geweſen war. Die Offiziere geſtatteten meiner Frau ſo lange bei mir zu bleiben als ſie wolle, nur müſſe ſie vor Tag nach Hauſe gehen.

Sie wollte mich durchaus bewegen zu fliehen und hatte ſich den Plan dazu ſehr gut ausgedacht. Derſelbe war etwas keck angelegt; allein die Flucht konnte gelingen, und wenn man mich auch ertappte, konnte man eben nicht mehr thun als mich todtſchießen. Ich wußte, daß am Sonntag keine Exekutionen ſtattfinden ſollten; es war ein beſonderer Befehl deßhalb erſchienen; alſo konnte ich erſt Montag früh erſchoſſen werden und hatte nun den ganzen Sonntag vor mir. Im Laufe deſſelben ließ ſich die Flucht bewerkſtelligen und ich verſprach meiner Frau es zu überlegen. — Als es bereits finſter war, beſuchte uns ein angetrunkener Lieutenant, der mir dadurch ein Zeichen ſeiner Theilnahme geben wollte; die Neugierde hatte indeſſen wohl den hauptſächlichſten Antheil an dieſem Beſuch. Er ſchwatzte unendlich viel dummes Zeug und ſtahl uns eine gute halbe Stunde.

Die Anſtrengung und Aufregung des Tages hatte mich müde gemacht. Ich entſchlief im Arm meiner Frau. Dieſer ſchlief der Arm ein, allein ſie hielt wohl zwei Stunden lang den abſcheulichen Schmerz ritterlich aus, da ſie es nicht über das Herz bringen konnte mich durch ein Wegziehen des Arms zu wecken. Meine Frau, die ſonſt ſo empfindlich gegen körperlichen Schmerz iſt, konnte mir kaum einen ſtärkeren Beweis ihrer Liebe geben. Sie wurde durch den Lieutenant erlöst, der in die Caſematte kam. Er nahm mich bei Seite und ſagte mir, er müſſe meine Frau bitten, ſchon um drei Uhr wegzugehen; ſo eben ſey der Offizier von der Ronde gekommen und habe ihm geſagt, die Mannſchaft zur Exekution ſey auf vier Uhr beſtellt und dieſe ſolle um halb ſechs Uhr ſtattfinden. Ich verſprach natürlich ſeinem Wunſch zu entſprechen. Meine Frau hatte die traurige Botſchaft mit angehört. So war es denn entſchieden! Der Offizier verſicherte zwar hoch und theuer, er wiſſe noch nichts Beſtimmtes, allein wir hielten dieß natürlich für ein freundliche Lüge.

(Fortſetzung folgt.)

Dünengeſchichten.

(Fortſetzung.)

Horace ſtockte und barg ſein Geſicht in Claudias Schooß, ſeine heißen Thränen benetzten ihre Hände, die matt gefaltet auf ihren Knien ruhten. Keines Lautes mächtig, blickte ſie auf ihn nieder. Plötzlich erhob er das Haupt, ſchlang ſeine Arme in krampfhafter Angſt um den Leib der Geliebten und ſagte mit einer Stimme, welche das Bangen vor der Entſcheidung tonlos machte: „Ich kann mich dir nicht mit Eiden verſchwören, mit Contrakten verdingen! Deine höchſte Liebe würde ihren Zauber verlieren für mich, müßte ich denken, daß du dich verpflichtet fühlteſt, ſie mir zu gewähren. Dein Weilen an meiner Seite würde mich ängſtigen, ſagte ich mir, daß ein Geſetz dir beſtehlt, auch gegen deine Neigung auszuharren bei mir. Ich würde dich haſſen können, wäre ich ſklaviſch an dich gekettet, wie unſere Einrichtungen wollen, daß die Menſchen aneinander gekettet ſeyen.“ Er hatte in der Erregung des leidenſchaftlichſten Empfindens geſprochen, nun ſchwieg er und ſein Auge hing, Tod oder Leben erwartend, an ihren Lippen. Bleich wie ein Marmorbild, aber ruhig und feſt reichte Claudia ihm ſtatt der Antwort ihre beiden Hände und ergriff die ſeinen mit ſtarkem, ernſtem Druck.

Sie liebte Horace, ſie wußte, daß dieſes Bekenntniß nicht die Aufwallung augenblicklichen Empfindens ſey, ſondern die Ueberzeugung, daß man keinen Eid leiſten könne für ſein künftiges Gefühl, und ſie vertraute ihm. Der Prieſterſegen hatte nicht die Kraft gehabt ſeine Mutter zu beglücken, nicht die

Digitized by Google

Macht gehabt ihre eigene Mutter vor dem Verlaſſenwerden zu bewahren. Das Wort des Geliebten, ſeine Liebe waren ihr verläßlicher als Eide, und das Gefühl, wie unwandelbar ſie ihm zu eigen ſey, hob ſie über jeden Zweifel fort.

Wenige Wochen darauf verließ ſie mit Horace ihre Vaterſtadt, um ihm nach München zu folgen, wohin die wiederholten Einladungen des Königs ihn riefen. Das junge Paar wurde auf das Beſte empfangen. Nach allen Seiten erregten ihre bedeutenden Perſönlichkeiten Theilnahme, Horace fand Anerkennung und Bewunderer unter ſeinen Kunſtgenoſſen, und die Anweſenheit eines alten Freundes von Horaces Mutter, der ſich zu den jungen Gatten in ein väterliches Verhältniß zu ſtellen wußte, machte ihnen den Aufenthalt in München noch lieber. Dieſer Freund, der Staatsrath W., war ein lebenserfahrener Geſchäftsmann. Er kannte die Verhältniſſe und Zuſtände der Reſidenz, in der Horace und Claudia fremd waren, er wußte Rath für jede praktiſche Einrichtung, deren man bedurfte, und da er außerdem wohlmeinend ſich aufrichtig an dem Glück der jungen Leute erfreute, ward er dieſen bald ein werther, faſt unentbehrlicher Freund.

Zwei Jahre hatten dieſe Zuſtände in immer ſteigendem Glücke gedauert, als Claudia eines Tages die Nachricht erhielt, ihre Großmutter von väterlicher Seite ſey in Polen geſtorben und habe, das Unrecht ihres Sohnes einigermaßen zu ſühnen, Claudia einen Theil ihres Vermögens hinterlaſſen. Die Erhebung dieſer Erbſchaft machte natürlich eine Reihe von gerichtlichen Schritten nöthig, da die Vermittlung der verſchiedenen Behörden in Polen, Venedig und München dazu erforderlich war. Unkundig dieſer Verhältniſſe beſchloß man ſich an den Staatsrath zu wenden und ihm die ganze Beſorgung der Angelegenheit zu überlaſſen. Die erſten Beſprechungen mit ihm, ſeine erſten Fragen nach den Dokumenten, deren er für die Verfolgung dieſer Aufgabe bedurfte, ſtellten zu ſeinem höchſten Erſtaunen die Thatſache an das Licht, daß dieſer Ehe die prieſterliche Einſegnung, die ſtaatliche Gültigkeit mangle, deren ſchleunige Einholung er von Horace vor allen andern Dingen forderte. Ohne auf moraliſche Bedenken einzugehen oder dieſe Verbindung vom Standpunkt der Sittlichkeit anzugreifen, ſtellte der Staatsrath ihm die Nothwendigkeit vor, ſich den ſtaatlichen Geſetzen zu fügen, wenn man der Vortheile des Staatslebens theilhaftig werden wolle, und ſuchte ihm zu beweiſen, wie ſchon in dieſem Augenblicke eine Reihe widerwärtiger Verwicklungen durch ſeine Oppoſition gegen das Beſtehende hervorgerufen werde.

Horace konnte das nicht läugnen. Er ſah, daß Claudia davor zurückſchreckte; ihr Herz litt im Gedanken, die Blicke böswilliger Neugier, frechen Spottes, verſtändnißloſen Tadels auf ein Verhältniß gezogen zu ſehen, das ihr heiligſtes Glück ausmachte. Des eigenen Herzens unter allen Umſtänden ſicher, überzeugt, daß die Vollziehung einer äußerlichen Ceremonie keinen Einfluß auf ihre Liebe üben könne, verſuchte ſie es daher Horace für die Anſichten des Staatsrathes zu gewinnen. Es war vergebens. „Was nützt es mir,“ wendete Horace halb ſcherzend ein, „wenn ich die eiſerne Kette, mit der man mich bindet, für ein Phantom halte, ſo lange die Macht, welche ſie mir anlegt, mich an ihr zurückziehen kann bei jeder freien Bewegung? Das Eiſen wird mich wund reiben, auch wenn ich mir vorphantaſire, daß ich es nicht empfinde, daß es gar nicht vorhanden ſey. Sie nennen mich einen Idealiſten, einen Phantaſten, und doch haben Claudia und ich uns durch dieſen meinen Idealismus ein Glück zu bereiten gewußt, um das alle realiſtiſchen Staatsmänner uns beneiden würden, könnten ſie ſeine Tiefe ermeſſen.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Die Vermählungsfeier.

Die vielbeſprochenen Tage der fürſtlichen Vermählungsfeier ſind nun gekommen. Ich eile, Ihnen vor der gewohnten Monatsfriſt davon zu ſchreiben, da ſonſt die Neuigkeiten gar zu alt werden müßten. Und Sie erkennen ſchon an dieſer Beſchleunigung, wie das Hofleſt wirklich mehr Theilnahme im Publikum gefunden hat, als ſich nach der Stimmung der Gegenwart und der kaum ein Jahr zurückliegenden Vergangenheit der Maſſe vermuthen ließ. Aber in noch höherm Maße ſcheint dieſe Betheiligung des getreuen Volks von den Umgebungen der hohen Feſtgenoſſen vorausgeſetzt, und die Vorausſetzung ſelbſt im Laufe der Feſtfeier noch geſteigert worden zu ſeyn. Dieß beweiſen neben den großartigen Veranſtaltungen mehr noch die detaillirten Bekanntmachungen derſelben, welche für die „Deklaration“ und die Beglückwünſchungsfeier durch getruckte „Anſage“ in Folio den

Digitized by Google

Hoffähigen zugesandt, für die kirchliche „Einsegnung“ aber im städtischen Journal, später auch in der Leipziger Zeitung, abgedruckt worden sind. Beide Druckschriften mußten mit ihren lateinischen Lettern für die ceremonial-technischen Fremdwörter und fürstlichen Personennamen, so wie mit den minutiösen Bestimmungen über Zugfolge, Manteau-Fallenklassen, Schleppen-Tragen u. dergl. wohl hie und da, auch nicht bloß bei Demoiselles, einiges Lächeln erregen, waren aber doch in schicklicherm, minder gepreßtem Tone gehalten als manches Vermärzliche der Art. Dasselbe zeigte sich bei den ersten Zeitungsnachrichten über das Hoffest, die auch nicht versäumten einen Irrthum hinsichtlich der Zulassung der Kammern zu berichtigen, und bei der Cour am 18. in der Ankunft „vieler Beamten und Gutsbesitzer aus der Provinz,“ wie in den „mit sehr wenigen Ausnahmen erschienenen Mitgliedern beider Kammern“ die Theilnahme des Landes nachzuweisen.

Von diesem ersten Theil der Hoffeier war natürlich für das größere Publikum außer dem auffälligen Straßenlärm der rollenden Carossen nicht viel wahrzunehmen. Nur die neuen Hofuniformen wurden dabei zuerst in größerer Anzahl sichtbar, oder mit ihren goldgestreiften weißen Pantalons etwas zu militärisch, den Civilpersonen ohne soldatische Figur und Haltung nicht eben wohlanstehend befunden. Manche sahen darin gar die kriegerische Festigung der Throne verkündet. Auch aus den Antichambres verlautete etwas vom Kampf der alten und neuen Zeit. Es galt die hochwichtige Frage des Handkusses bei der Cour. Dieser war zwar schon vor 1848 längst auf die Damen des Königshauses beschränkt worden; aber selbst diese sollten diesmal, wie im Vorzimmer die Rede gegangen war, darauf verzichtet haben. Die Sache war nicht zur Klarheit gediehen, und so hatte man denn die eingetretenen Gratulanten theilt mit theils ohne Handkuß an den allerhöchsten und höchsten Personen vorüberschreiten sehen. Es war uns ein Zeichen der Zeit, daß nachher einzelne Unterlassungssünder von übrigens bewährter patriotischer Gesinnung doch ohne sonderliche Beunruhigung in scherzendem Tone davon sprachen. — Den dem Hauptgegenstand der Huldigung, der zwanzigjährigen Prinzessin Braut war ein leidlich getroffenes, nur nicht günstig genug aufgefaßtes Porträt schon seit mehreren Tagen in den Kunsthandlungen ausgelegt, doch ohne gerade von den Beschauern vor andern Bildern bevorzugt zu werden. Man hätte lieber das Ziel der Neugier, den fremden Herzog vorerst gesehen. Ansprechender waren einzelne Erzählungen von der jugendlichen Naivetät und liebenswürdigkeit der baldigen Frau Herzogin. Die Mündigsprechung, verbunden mit herkömmlicher Entsagung der Erb- und Thronfolge, wurde mit einem gerichtlichen Akte unter Zuziehung von Appellationsräthen am 20. in den königlichen Gemächern des Schlosses vollzogen.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Schluß.)

Theater.

Nach Lamartine's Beispiel, oder vielleicht als Lamartine's Vorbild hat sich Victor Hugo einen Mann aus der Revolutionszeit zum Helden einer Tragödie gewählt, den so berühmten und so verschieden beurtheilten Mirabeau. Aus welchem Gesichtspunkt er den großen Redner beurtheilt und schildert, weiß man noch nicht. Victor Hugo hat sich in der letzten Zeit, das heißt seit der Februarrevolution 1848, zur linken Seite geschlagen, hält zuweilen in der Nationalversammlung Reden, welche vom Berg sehr gelobt werden, und sein Blatt l'Événement, welches ihn und Emil de Girardin fortwährend herausstreicht, bekennt sich geradezu zur socialistischen Partei. Er und Lamartine haben sich gedreht wie Windfahnen. Beide haben mit royalistischen Dichtungen begonnen, die Restauration gepriesen, die Krönung Karls X. und die Geburt des Herzogs von Bordeaux besungen, und wo stehen sie jetzt? Lamartine hat sich der Regentschaft der Herzogin von Orleans widersetzt und sich nicht gescheut, mit Ledru-Rollin eine revolutionäre Regierung zu bilden, und Victor Hugo gesellt sich zu einer Partei, deren Umwälzungsversuchen sich alle Bemühungen entgegenstemmen. Die Lorbeeren der beiden Dichter haben auch einen andern Poeten und Socialisten, den vielbesprochenen Eugen Sue, zum Theater gelockt. Sein Held ist Jean Bart, der Corsar, der unter Ludwig XIV. der französischen Marine im Kriege gegen die Holländer so wichtige Dienste leistete, obgleich er selbst ein Niederländer war. Ihr E. Sue socialistische und antisocialistische Romane schrieb, hatte er sich auf das Studium der Geschichte der französischen Marine gelegt, der er einst selbst als Schiffschirurg angehört und der Plan zu seinem Jean Bart mag sich noch aus jener Zeit herschreiben. — Vaudevilles bringen die kleinern Dichter in solcher Menge hervor, daß die Pariser Theaterkritiker in ihren Feuilletons nicht Platz und Zeit genug haben, um sie alle anzuzeigen. — Eine große Rolle spielt jetzt die Musik in Paris. Ich wüßte kein Frühjahr, in dem so viele und so gute Concerte gegeben worden wären, als im jetzigen. Der unersättlichste Musikfreund mußte sich befriedigt fühlen und konnte von Concert zu Concert wie ein Schmetterling von Blume zu Blume flattern. Die große Oper mußte Meyerbeers Propheten bei Seite legen, als Madame Viardot ihren jährlichen Urlaub antrat; keine andere Sängerin scheint die schwere Rolle der Fides übernehmen zu können. Dagegen hat man die Hugenotten wieder aufgenommen, wie auch den Freischütz und andere ältere Opern. Schon seit einiger Zeit war viel von einem neuen Stücke des Meisters Ambroise Thomas die Rede, welcher bereits mehrere beliebte Opernetten für die komische Oper gesetzt hat, unter andern die Posse le Caïd. Das neue Stück heißt der „Sommernachtstraum,“ hatte aber mit dem Shakespeare'schen Stücke nichts gemein als den Titel. Die Hauptrolle hatte der Tonsetzer nach dem Umfange der Stimme der Primadonna, Madame Ugalde, bemessen. Das Stück wurde mit vielem Eifer einstudirt, und die Proben gingen bereits zu Ende, als plötzlich der Madame Ugalde die Stimme ausging, weil sie sich den Winter hindurch allzusehr angestrengt hatte. Der Arzt rieth ihr eine Reise nach Italien, und die Operette sollte zum großen Leidwesen des Tonsetzers und der Direktion bei Seite gelegt werden, als eine junge Sängerin, Dlle. Lefèvre, muthig die Rolle übernahm und in wenigen Tagen einstudirte. Das Stück hat rauschenden Beifall gefunden, und man rechnet die neue Oper bereits zu den besten, welche die letzten Jahre geliefert haben. Höchst sonderbar und aldern ist aber der Text. Die beiden Dichter haben sich zwar an Shakespeare's Dichtung gar nicht gekehrt, dafür aber den Dichter selbst auftreten lassen, und zwar als einen frohen Lebemann, soll als einen Trunkenbold, den die Königin Elisabeth zu einer verfänglichen Lebensart anhalten will, weßhalb sie sich in die Schenke begibt, wo Shakespeare mit Falstaff, einem königlichen Forstaufseher, zu schwelgen pflegt. Der Dichter verliebt sich in die Königin, läßt sich aber eines bessern belehren, und erhält nichts weiter, als was er schon besaß, die Huld seiner Gebieterin. Shakespeare scheint wieder einmal in die Mode zu kommen. Es heißt, Scribe wolle seinen „Sturm“ als Opernext behandeln. Dieses Produkt werden wir wohl im Laufe des Jahres zu sehen bekommen, wie auch eine neue Auber'sche Oper. Dg.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 111. Donnerstag den 9. Mai 1850.

Schützende Götter des Hauses, entweichet!
Lasset die rächenden Göttinnen ein!

Schiller.

Dünengeschichten.

(Fortsetzung.)

„Lassen Sie mich also," fuhr Horace fort, „Realist seyn, mein werther Freund, in der Weise eines Idealisten. Ich verlange nicht nach den neuen Reichthümern, denn wir haben vollauf, was wir bedürfen. Ich verlange nur so glücklich zu bleiben als bisher. Daß wir frei waren, Claudia und ich, daß ich an jedem Tage mir sagen konnte: ihre Liebe ist unvermindert, ihr Glück an meiner Seite gewiß, denn sie könnte mich verlassen, wüßte und wünschte sie ein anderes, ihr zusagenderes Loos zu wählen, das hat mir an jedem Tage die Freudigkeit gegeben alles zu thun, wodurch Claudias Zufriedenheit gesteigert werden konnte. Lassen Sie es so bleiben unter uns. Ich verzichte auf das Erbe und bewahre mir das Glück meiner ungetrübten Ehe."

Sobald Horace diesen Ausspruch gethan hatte, erklärte Claudia sich damit einverstanden, aber der Staatsrath war es nicht. Er bewies ihnen, daß künftig ähnliche Anlässe ähnliche Verlegenheiten erzeugen könnten, daß sie sich in jedem Augenblicke der Entdeckung dieser Illegitimität und damit den Verletzungen aussetzten, welche Claudia mit Recht scheute. „Da es Ihnen gar nicht darauf ankommt," sagte er zu Horace, „Propaganda zu machen für Ihre Ueberzeugung, daß der staatliche Ehezwang die Ehe entwürdige, da Sie nur Ihr persönliches Glück zu wahren streben, das auf Ihrem ganz persönlichen Empfinden beruht, so lassen Sie sich meinetwegen von einem Protestanten, oder wenn Ihnen auch dieses Band zu fest scheint, von einem französischen Maire trauen, da Sie in Frankreich naturalisirt sind; nur schaffen Sie einen Trauschein, ohne den einmal keine gesetzliche Existenz, kein rechtes bürgerliches Gedeihen, keine dauernde Ruhe herzustellen ist."

In dieser Zeit erblühte in Claudia zum erstenmal die Hoffnung Mutter zu werden, und der Staatsrath benutzte dieses Ereigniß, sie darauf aufmerksam zu machen, wie die äußere Heiligung ihrer Ehe jetzt eine doppelte Pflicht für sie werde, wie sie dieselbe also von ihrem Manne zu fordern den Muth haben müsse. Claudia sah dieß ein, ihr Gefühl schauderte vor der Möglichkeit, dem schuldlosen Daseyn ihres Kindes gleich bei seiner Geburt den harten Kampf gegen das bestehende Gesetz aufzubinden; selbst die Erlangung des bisher so leicht verschmähten Erbes wurde ihr wichtig für die Zukunft des Kindes, und das warm erwachende Gefühl der Mutterliebe gab ihr die Kraft, von ihrem Manne auch gegen seine Ansicht die Legalisirung ihrer Ehe zu fordern.

Ohne zu zaudern erklärte sich Horace dazu bereit, und doch füllten sich Claudias Augen mit den ersten Thränen, die sie seit ihrer Ehe geweint, als er ihr diese Zusage ausgesprochen hatte. Sie fühlte, daß in seinen Worten nicht der Ton des Glücks lag, mit dem er sonst jedem ihrer Wünsche zuvorgekommen war; es klang ihr wie ein Akt der Ueberwindung, mit der Jemand eine schwere, aber ihm unerläßlich scheinende Pflicht erfüllt. So sehr sie sich bemühte ihm diesen Schmerz zu verbergen, errieth ihn Horace und suchte ihn mit den wärmsten Betheurungen zu verscheuchen. Er versicherte ihr, daß er die Nothwendigkeit der Trauung einsehe, daß der Einzelne sich eben in der

Digitized by Google

Unmöglichkeit befinde, seinen idealen Lebensanſichten in der allgemeinen Staatsgeſellſchaft zu folgen, und daß die zukünftige Wohlfahrt des erſehnten Kindes ihm mit keinem Opfer zu ſchwer erkauft ſcheine. Dieſe Verſicherungen enthielten viel Wahrheit, aber nicht die ganze tiefe innere Wahrheit ſeines Denkens, wie er ſie ſonſt vor Claudia zu enthüllen gewohnt war. Er war ſich deſſen bewußt, Claudia empfand es und beide verſuchten einander darüber zu täuſchen.

Mit großer Genugthuung erfuhr der Staatsrath dieſe Vorgänge. Er wünſchte ihnen Glück zu ihrem Entſchluſſe, und man kam überein, daß die Gatten einen kurzen Ausflug nach Frankreich machen ſollten, um dort die Ehe in die Regiſter einzeichnen zu laſſen. Es geſchah und einige Wochen ſpäter lebten Horace und Claudia bereits wieder in gewohnter Weiſe in München. Aeußerlich war im Verhältniß der Eheleute nichts verändert; dennoch hatte die Trauung einen wunderbaren Eindruck auf ſie hervorgebracht. Gequält von dem Gedanken, Horace könnte ſich unglücklich fühlen in der neuen Geſtalt ſeiner Ehe, bemühte ſich Claudia ihm Glück zu bereiten durch die Art, wie ſie ſich ihm für die Nachgiebigkeit gegen ihre Ueberzeugung dankbar bewies. Während ſie ſonſt ihm jeden ihrer Wünſche offen dargelegt hatte, gelobte ſie ſich jetzt vorſichtig in ihren Anſprüchen und Forderungen an ihn zu werden, damit er nicht an eine angemaßte Berechtigung oder an eine Beſchränkung ſeines freien Willens von ihrer Seite glauben könne. Trotz dem aber vermochte ſie ſich nicht zu verbergen, daß die Abneigung ihres Mannes vor der Sanktionirung einer Ehe, die ſich als glückbringend bewährt hatte, eigentlich grundlos geweſen ſey, daß ſie auf einem Vorurtheile, auf einem mißverſtandenen Jugendeindrucke beruht habe, und daß Horace nicht ſowohl ihr, als dem Glück ihres Kindes das Opfer ſeiner perſönlichen Neigung ſchuldig geweſen ſey.

Horace feinerſeits legte ſich als Pflicht auf, was ihm bisher natürlich geweſen war. Er hatte ſich immer vorſorglich, aufmerkſam, zärtlich für Claudia gezeigt; er wollte dieß bleiben und niemals in die nachläſſige Unachtſamkeit anderer Ehemänner verfallen. Claudia ſollte nie empfinden, daß er ungern ſeine Ehe habe ſegnen laſſen, nie empfinden, wie es ihn unangenehm berührt hatte, daß ſie dieſes Verlangen geſtellt, welches zu erfüllen er bereits aus Pflichtgefühl in ſich beſchloſſen hatte. Dadurch bildete ſich von beiden Seiten ein Zwang, eine Abſichtlichkeit, die man ſich nicht eingeſtehen wollte, und die dem andern doch als leiſe Unwahrheit, als Geſchraubtheit fühlbar wurde. Eine ihnen ſelbſt unerklärliche Verſtimmung fing an ſich der Eheleute zu bemächtigen. Verweilte Horace einmal länger als gewöhnlich in irgend einer Männergeſellſchaft, was ſonſt auch bieweilen geſchehen war, ſo riß er ſich los, um Claudia nicht an Vernachläſſigung glauben zu laſſen. Kam er nach Hauſe, ſo verletzte es ihn, daß ſie ihn nicht wie früher über ſein Ausbleiben befragte, ihm nicht wie früher zärtliche Vorwürfe darüber machte, während ſie nur ſchwieg, um ihn nicht durch Anſprüche zu beläſtigen. Er fand ſie kalt, er ward traurig, weil er ſich nicht mehr ſo warm erſehnt, ſo ſchmerzlich entbehrt glaubte als in frühern Tagen, und wagte nicht mehr Liebe zu erbitten, weil die Trauung ihm ein Recht gegeben hatte ſie zu fordern.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungsblätter aus Raſtatt.

(Fortſetzung.)

Das waren traurige Stunden, die wir noch zubrachten! — Meine Frau drang nun noch mehr in mich zu fliehen; allein ich lehnte es ab, weil dadurch der Offizier der Wache, der ſo freundlich geſtattete, daß meine Frau ſo lange bei mir blieb, in ernſtliche Strafe verfallen wäre. Ueberdieß hatte man, wie ſie mir ſagte, in der Stadt erzählt, ſie habe am Morgen der Wache 20,000 und am Mittag gar 100,000 Thaler geboten, wenn ſie mich entfliehen laſſe. Ich brauche nicht erſt zu verſichern, daß meine Frau von dieſen Summen nicht einmal den Schatten beſitzt, und außerdem erlaube ich mir auch beſcheidene Zweifel darein zu ſetzen, ob die preußiſche Wache einem ſolchen Anerbieten widerſtanden hätte. Hatte man indeſſen von dergleichen geſprochen, ſo war man ohne Zweifel auch beſonders aufmerkſam. Entdeckte man nun den Fluchtverſuch, ſo verfiel meine Frau ebenfalls der ſtandrechtlichen Behandlung, denn unter den Verbrechen, auf welche Tod oder zehnjährige Zuchthausſtrafe geſetzt iſt, ſteht auch das Befreien der Gefangenen. Den Preußen traue ich zu, daß ſie ſelbſt meine Frau, trotz aller Milderungsgründe, nicht verſchont hätten.

Meine Faſſung gab auch meiner Frau Stärke. Als nun um drei Uhr der Offizier kam, um ſie abzuholen, ſchrieben wir ſtandhaft und faſt ohne Thränen. Es war aber ein ſchreckliches Weh, welches meine Bruſt durchzuckte, als ich ihre theure Geſtalt durch die Thüre ſchreiten ſah! Solche Gefühle laſſen ſich nicht beſchreiben, und ich verzichte darauf. Als ſie fort war, bereitete ich mich zu meinem letzten Gange. Ich zog ein friſches Hemd an, nahm das kleine Medaillon vom Halſe und ſchnitt mir eine Locke ab. Dieſe Gegenſtände hatte ich zu Andenken für theure Perſonen beſtimmt. Da ich gehört hatte, daß man

Digitized by Google

ſich die Augen verbinden laſſen müſſe, ſo wählte ich dazu ein ſcharlachrothes ſeidenes Tuch. Es war das letzte Andenken, welches ich meiner Frau beſtimmt hatte; wahrſcheinlich wurde es von Kugeln durchbohrt und mit meinem Blut getränkt. Dem alten Böning hatten die Kugeln ein Stück der Hirnſchale mit einer langen grauen Locke daran weit weggeſchleudert.

Ich ſteckte eine Cigarre an und erwartete nun die Stunde, indem ich bei mir überlegte, was ich ſagen wolle. Ich weiß, ſolche Worte gehen durch alle Zeitungen und werden bis auf die ſpäteſten Zeiten aufbewahrt. Ich wollte daher mit Worten aus der Welt ſcheiden, die meiner würdig wären wie der Sache, für die ich ſtarb. Was ich ſagen wollte, behalte ich jedoch für mich — bis zur nächſten Gelegenheit. Sagte ich, daß ich auch nur eine Anwandlung von Furcht gehabt hatte, ſo ſpräche ich die Unwahrheit. Ich hatte nicht einmal das Gefühl, welches ich zu Zeiten im Gefecht oder im Duell empfunden, das der geſpannten Erwartung, ob und wo mich die Kugel treffen werde, was ich nicht geradezu Furcht nennen möchte, was aber jedenfalls ein unbehagliches Gefühl iſt. Hier konnte ich gar nicht im Zweifel ſeyn: die zwölf Kugeln, welche auf mich abgefeuert wurden, trafen gewiß und machten meinem Leben jedenfalls ſogleich ein Ende. Ich war überzeugt, daß ich nicht einmal Schmerz empfinden würde.

Hin und wieder kam es mir vor, als ſey das Alles, was mir begegne, nur ein böſer Traum, oder als ſitze ich mitten in einem Mährchen. Dazwiſchen flüſterte es mir immer wieder in's Ohr: „Sey doch vernünftig und mache dir keine ſo dumme Gedanken! Glaubſt du, ich, dein Schutzgeiſt oder dein Glück, wie du willſt, habe mir ſo viel Mühe gegeben, dich unbeſchädigt durch alle Gefahren zu führen, um dich hier von den Preußen todtſchießen zu laſſen? Wo iſt denn dein altes Vertrauen? War ich nicht immer da, wenn die Noth am größten und gar kein Ausweg mehr vorhanden ſchien? — Haſt du mir doch ſonſt vertraut und die andern haben dich leichtſinnig geſcholten deßhalb, und ich habe dich lieb gehabt wegen dieſes Leichtſinns. Sey gleich wieder ſo leichtſinnig, oder ich laſſe dich wahrhaftig todtſchießen!“ Ich mußte lächeln bei dieſen Gedanken und es fiel mir die Stelle aus dem Fauſt ein, wo Mephiſtopheles ſagt:

„Wo ſolch ein Köpfchen keinen Ausweg ſieht,
Stellt es ſich gleich das Ende vor.“

„Nun, dachte ich, mein guter spiritus familiaris, wenn du mir dießmal aus der Tinte helfen willſt, dann mußt du es verdammt geſcheidt anfangen, und Zeit haſt du auch nicht viel dazu.“

(Schluß folgt.)

Todtengeſpräche.

I.

Niebuhr.

So biſt du wirklich jener Numa, der,
Wie der Quiriten Ueberliefrung meint,
Mit der Egeria verkehrte?

Numa.

Wer
Bin ich denn ſonſt, wenn es dir anders ſcheint?

Niebuhr.

Ich hab' es doch bewieſen klar genug,
Daß in der Welt ein Numa nie gelebt,
Und nur der Fabel ſtets willkomm'ner Trug,
Was alte Zeiten Großes angeſtrebt,
Zu einem Namen ſinnig klug verwebt.

Numa.

Es iſt die Fabel nicht, die dich belog,
Es iſt dein Geiſt, der ſelber ſich betrog;
Den einſt aus der Geſchichte du verbannt,
Als ſel'ger Schatten ſteht er nun vor dir.

Niebuhr.

Du gleichſt dem Numa, den ich einſt gekannt,
Und eine Mythe trotz Plutarch genannt,
Und dennoch ſcheineſt du unglaublich mir.
Stellt Sinnentäuſchung ſich vielleicht mir dar?
Narrt was auf Erden mich genarrt, auch hier?
Doch wirſt du dort nicht ein geſpräch'ges Paar,
Hinwandelnd an des Haines Saum, gewahr?

Numa.

Es iſt mein Freund, der ewige Homer,
Wer ſein Begleiter iſt, das weiß ich nicht;
Er kam bis jetzt mir niemals zu Geſicht.

Niebuhr.

'S iſt Friedrich Auguſt Wolf, der ſonnenklar,
Daß ein Homer niemals am Leben war,
Der deutſchen Welt vor Jahren ſchon bewies.

Numa.

So danken wir dem mächtigen Gemahl
Proſerpinas, der ſo mit einem mal
In der Geſtorb'nen düſ'rem Paradies
Zwei Todte neugeboren werden ließ.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

(Fortsetzung.)

Die Vermählungsfeier.

Am 20. war auch die lang erwartete Ankunft des fürstlichen Bräutigams erfolgt. Schon Tags zuvor war der größere Theil seines Gefolges eingetroffen; er selbst kam Vormittags mit einem Extrabahnzuge von Leipzig, früher als er von der Stadtlage und der Zeitung angekündigt war. Jene Vorstellung durch edle Bilder, worauf sich auch hier die erste Annäherung beschränkt hatte, muß in diesen höchsten Stunden die Wahl der Lebensgenossen unendlich erschweren oder gefährden; und wohl konnte man glauben, wer erzählt wurde, daß beim hörbaren Hereinrollen des Wagens, der ihr den Verlobten brachte, die junge Braut in unbezwinglicher Angst sichtbar gebebt habe. Aber die erste Stunde und die ganze erste Woche des persönlichen Zusammensehns soll beide Theile befriedigt und unter allen Gliedern der hohen Familie Beruhigung und Freude verbreitet haben. Der italienische Prinz, heißt es, hat sich wiederholt mit aufrichtigstem Wohlgefallen über die deutsche Fürstentochter ausgesprochen: er habe alles an ihr »cent fois mieux« gefunden, als er nach Porträt und Beschreibung sich vorgestellt. »Il ne rit jamais,« sollte man über ihn vom Turiner Hofe vorgeschrieben haben; doch er hat bei vorwaltendem Ernst auch schon Beweise vom Gegentheil gegeben. Das frühere Gerede ist verstummt, durch die mitgekommenen Damen nicht bestätigt, oder man entschuldigt, was man nicht bestreiten will, am achtundzwanzigjährigen Italiener. In den höheren und mittlern Kreisen wird die glückliche Verbindung von den Frauen mit regster, von den Männern doch nicht ohne Theilnahme besprochen. Und so ist denn jener alte Satz der Geschichtschreiber und Staatslehrer wieder mit einem Beispiel bewährt, daß unser Deutschland mit der Dreißigzahl seiner Fürstenhäuser, seiner Pflanzschulen für ebenbürtige Gemahle und Gemahlinnen, dem monarchischen Europa zum Bedürfniß geworden ist. Seit dem Siege der monarchischen Ordnung im Jahr 1849 war diese Vermählungsfeier wieder die erste Gelegenheit, wo sich fürstlicher Glanz und Lebensmuth darstellen konnte. Die Art dieser Darstellung wie ihre Aufnahme beim Volke erscheint daher fast eben so geschichtlich bedeutend als jene Bezwingung der Demokratie in der Maiwoche. Nur gibt freilich gerade die diesige Bevölkerung keinen recht brauchbaren Maßstab für die deutsche Volksstimmung im Ganzen. Diese Dresdener sind nun einmal außer ihrer Häuslichkeit etwas schwer erregbar. Vor dem allgemeinen Fieberrausch im Jahr 1848 haben wir sie, so weit unsere Erinnerung reicht, höchstens ein paarmal enthusiasmirt gesehen, im Jahr 1830 einmal, bei Ernennung des jetzigen Königs zum Mitregenten, und später bei seiner Rückkehr aus England. Die auch jetzt, wie früher, sichtbarste Gemüthsregung, die Neugier auf den fremden Prinzen sollte bald befriedigt werden. Er erschien an der Seite der Braut laufwandelnd mit den hohen Angehörigen erst auf der Terrasse, dann in der Schloßgasse. Die Indolenz der Begegnenden und Nachgehenden, aber auch die Indolenz mancher mit dem Klimmstengel Stehenbleibenden war dabei nicht bloß einem Einzelnen aufgefallen, dessen Unmuth sich nachher im Anzeiger Luft machte. Indessen war der Eindruck der neuen Erscheinung allgemein ein günstiger gewesen. Die hohe männliche Gestalt, die auch im Paletot unverhüllte würdige Haltung und das längliche, regelmäßige Gesicht des fürstlichen Bräutigams hatte insbesondere den älteren Damen, den neidvollern Richterinnen bei solchen Fragen, entschieden gefallen. Unter den Männern wurde sein altes Verwandschaftsverhältniß zum sächsischen Königshause, sein tapferer Antheil an der Schlacht von Novara, sein persönlicher Reichthum, sein voller Marstall, die Uniform seiner Adjutanten u. dergl. mehr besprochen. — Der imposanteste Theil der Vermählungsfeier galt der kirchlichen Einsegnung am 22. Nicht die Schlesstaffel, wie es anfänglich hieß, sondern die große katholische Hofkirche sollte die Weiherstätte werden. Um dieselbe waren unter dem anhaltenden, nicht eben erquicklichen Frühlingsregen, der die drei Uhr, nach einigen zu guter, nach andern zu schlimmer Vorbedeutung die ganze Feier begleitete, auf drei Seiten Infanteriesalonen für die Salven aufgestellt, und das Volk, von unbetretbaren Gerüsten bereitern in Schranken gehalten, füllte in dichten Gruppen die Stufen der Kirchenpforte, wie andererseits die ganze linke Seite des Schloßplatzes bis zur Reynin'schen Terrassentreppe hinauf, deren Bevölkerung mit ihren dichtgefügten dunkeln Regenschirmen einer antiken Sturmsohorte unter dem Schilderdache glich. Alles harrte in stanthafter Geduld der Kanonenschüsse von jenseits, der Pelotonfeuer von diesseits der Elbe. Nur von jener »Theilnahme an dem freudigen Familienereignisse des Herrscherhauses,« die ein wohlmeinender Berichterstatter den Versammelten unterlegt, war in den Reden der Menge, die wir da und dort belauschten, niegends viel zu verspüren. Dieser Antheil mochte sich wohl auf das Innere der Kirche concentriren, zumal die Schaulust dort noch reichere Befriedigung fand. Unter Treompetengetön nahte, nach der Vorschrift des Programms geordnet, der prachtvolle, mit seinen Uniformen und Damentoiletten allen imponirende Festzug; nach einer langen bunten Reihe niedern und höhern, heimischen und fremden Personals gegen die Mitte die höchsten Festgeber selbst, zwischen dem König und dem Prinzen Johann der Bräutigam, darauf nach den obligaten Adjutanten, Hof- und Kammerherrn, zwischen der Königin und der Prinzessin Johann die reichgeschmückte Braut im bürgerlich festlichen Myrtenkranze, welcher im Innern der Kirche ihre längere Schwester, mit den zwei Brüdern nachfolgend, die Schleppe trug. — Nach vollzogener Trauung, um drei Uhr, fiel in das Hafflche »Te deum« der Kapelle der erste Kanonendonner und das Geläute aller Glocken ein. Jetzt gab es auch außerhalb der Kirche zu hören und zu sehen. Diese vollenden Donner der Geschütze, die bald klirrenden, bald knallenden Salven des Fußvolks, die klimmenden Flosse der Gardereiter, die abwechselnd den Uferbarrieren oder den Soldatenspalieren zuströmenden Volksmassen, dieß Alles gab wohl eine lebensvolle Scene; aber das begeisterungslose Gesumme der Menge stimmte doch wenig zur Freude des Festes; und wie nahe lag die Erinnerung an jenen ganz andere donnernden, nur im Klange ähnlichen Kriegslärm, der gerade vor fünfzig Wochen dieselben Räume umtobte! Welch ein Contrast zwischen dieser Gegenwart und jener nächsten Vergangenheit! Und doch konnten sich die jetzt zu Hause gebliebenen auf Augenblicke in jene Schreckenszeit zurückversetzt wähnen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 112. Freitag den 10. Mai 1850.

Not that I am afraid to die, but that, my offence being many, I would repent out the remainder of nature.

Shakespeare.

Erinnerungsblätter aus Rastatt.

(Schluß)

Ich dachte nun an meine alte Mutter, an die Lieben, die fern von mir mit Zittern die Zeitungen in die Hand nahmen, um mein Schicksal zu erfahren, an meine arme Frau, welche jetzt in ihrem einsamen Zimmer ihrem gepreßten Herzen durch Thränen Luft machte. Dann dachte ich wieder an die schöne Erde, an den Frühling, den ich nicht mehr sehen sollte, und wünschte mir eine Rose, nach der ich schon am Tage vorher ein Gelüste gehabt. Endlich dachte ich wieder, was morgen um diese Zeit mit mir vorgegangen seyn würde, und welcher von den Philosophen mit seinen Ansichten über das Schicksal nach dem Tode wohl recht gehabt haben möchte. Von der Seelenangst, welche manche Menschen in ihren letzten Stunden empfinden, habe ich auch nicht die geringste Anwandlung gehabt, und noch weniger das Gelüste, mich nun plötzlich zu irgend einer Religion zu bekehren — „da man doch nicht wissen könne!“ — Wenn die Geschichte es lehrt, daß manche große Geister in ihren letzten Augenblicken kleinmüthig wurden und die Grundsätze verläugneten, welche sie ihr ganzes Leben hindurch gelehrt hatten, so war deren Geisteskraft entweder durch vorhergehende Krankheit geschwächt, oder sie hatten Zeit ihres Lebens gegen ihre Ueberzeugung gesprochen. Sokrates blieb sich bis zum letzten Augenblicke gleich. Victor Hugos letzte Nacht eines Verurtheilten mag immerhin nach der Natur gemalt seyn; allein glücklicherweise habe ich eine andere Natur.

Schon graute der Tag, als mich Schritte im Hofe aus meinen Gedanken weckten. „Sie kommen! — Nun lebe wohl, Welt, lebt wohl, meine Freunde, lebe wohl, mein liebes armes Weib! — Nun, mein spiritus familiaris? — „Du bist noch nicht todt!“ glaubte ich fast an meinem Ohr zu hören. Die Thür öffnete sich und der Platzmajor trat mit einem andern Offizier in die Casematte. Ich ging ihnen entgegen und sagte: „Nun, meine Herren, ist es so weit?“ — „Nein, ich bringe bessere Nachrichten!“ rief die Stimme des Advokaten Kusel, der in den Mantel gehüllt nun auch in mein Gefängniß trat. Der wackere Mann war mit dem Verhörrichter Stengel nach Carlsruhe gefahren und schon um ein Uhr von dort zurückgekehrt, konnte aber nicht früher zu mir gelangen. Ich umarmte ihn herzlich für die freundliche Mühe, die er sich meinetwegen gegeben, und bat ihn sogleich zu meiner Frau zu gehen und diese aus ihrer Angst zu erlösen.

Die Herren werden mir das Zeugniß geben, daß ich diese freudige Nachricht mit derselben Fassung aufnahm wie mein Todesurtheil. — Es war eine freudige Nachricht, wenn ich an meine Angehörigen dachte; allein für mich war sie trübe, da ich eine traurige Zukunft — im Zuchthaus zu erwarten hatte. Das für den Augenblick vorherrschende Gefühl war jedoch Freude. Die frische Cigarre, die ich mir anzündete, schmeckte mir weit besser als die, von der ich geglaubt, daß sie meine letzte seyn. Lächelnd über die Stimme meines spiritus familiaris, die mit komische Vorwürfe in's Ohr flüsterte, hing ich mein Medaillon wieder um den Hals und sah heiter dem Morgen entgegen, der klar und schön aufging. Nach dem Frühstück kam

Digitized by Google

meine Frau, vor Freude ſtrahlend wie dieſer Morgen. Sie hatte um vier Uhr am offenen Fenſter geſtanden und in die Gegend von Fort A hinausgehorcht. Da glaubte ſie einige Schüſſe zu hören. „Nun iſt er todt!“ rief ſie und fiel in Ohnmacht.

Im Laufe des Sonntags kamen viele Perſonen mich zu beſuchen und mir zu meiner Rettung zu gratuliren; dieſe hatte allgemeine Theilnahme und Freude erregt. Auch viele Offiziere und Unteroffiziere beſuchten mich und die gemeinen Soldaten ſahen zum Fenſter und durch die Schießſcharten herein. Die eine Stimme im Standgericht, welcher ich mein Leben verdankte, war die des Feldwebels Löhr von der erſten Compagnie des 20ſten Infanterieregiments. Dieſen wackern Mann hatte die Verhandlung davon überzeugt, daß ich der angeſchuldigten Verbrechen nicht durchaus ſchuldig und Milderungsgründe vorhanden ſeyen, weßhalb er nicht auf Tod erkennen könne. Vergebens ereiferten ſich die Offiziere; Löhr, der als Feldwebel ziemlich unabhängig iſt — er kann nach dem Gebrauch in der preußiſchen Armee nicht höher ſteigen — kehrte ſich nicht an ſie und beharrte auf ſeiner Meinung. Hätte er ſich wankend machen laſſen, ſo wäre das Todesurtheil einſtimmig geweſen und ich unfehlbar erſchoſſen worden. Uebrigens hätte dann mein spiritus familiaris vielleicht einen andern Weg zu meiner Rettung gefunden.

Meine Frau hatte ſich keine neue Erlaubnißkarte verſchafft, und wenn die Offiziere, die bisher auf der Wache geweſen, ſich ſtets ſehr nachſichtig gezeigt hatten, ſo kam jetzt der Hauptmann, der mit im Standgericht geſeſſen hatte, und wies ſie ſehr barſch und trocken hinaus. Sie ging mit dem Vorſatz, ſich bei dem Commandanten die Erlaubniß zu holen, bis zur Abreiſe an den Ort meiner Gefangenſchaft bei mir bleiben zu dürfen. Als ſie fort war, kamen nach einander zwei Soldaten auf den Poſten, welche gebildete junge Leute und Demokraten waren. Dem einen mußte ich auf ſein Bitten einige Zeilen auf ein Blättchen ſchreiben und dem andern eine Kleinigkeit zum Andenken ſchenken.

Gegen Mittag kam meine Frau wieder. Sie hatte mit dem Commandanten Frieden gemacht und dieſer ſich ſehr artig gegen ſie benommen und ihr die erbetene Erlaubniß ertheilt. Sie durfte alſo bis zu meiner Abführung bei mir bleiben. Er hatte indeſſen nicht umhin gekonnt ihr zu ſagen, ich möchte doch nicht wieder die Uniform anziehen, wenn ich auf's neue vor dem Standgericht erſcheine. Da er ſo artig war, ließ ich mich auch willig finden und ſandte meinen Rock augenblicklich zum Verändern zum Schneider. Da man, um mir die Abänderung meines Urtheils zu verkündigen, was in voller Sitzung geſchehen mußte, nicht eine beſondere Verſammlung zuſammenrufen wollte, ließ man mich bis zu der nächſten Standgerichtsſitzung in meinem Gefängniſſe, ſo daß ich mich noch einige Tage der Geſellſchaft meiner Gattin erfreuen durfte.

Dünengeſchichten.

(Fortſetzung.)

Aus Liebe, aus gegenſeitiger Schonung mochte man ſich nicht ausſprechen, das Schweigen aber verſchlimmerte den Zuſtand. Claudia ſah die immer öfter wiederkehrenden Wolken auf der Stirne ihres Mannes, ſie ſtrebte ſie durch ihre Heiterkeit zu verſcheuchen; Horace aber, der jeden Ton ihres Weſens kannte, ſagte ihr: „Zwinge dich nicht heiterer zu ſcheinen als du biſt, es thut mir weh und ich empfinde doch, daß du den Frohſinn des Glücks verloren haſt.“ Halbe Erklärungen, halbe Verſtändigungen erſoigten und führten zu nichts. Trotz aller Liebe, trotz des Willens, einander zu beglücken, blieb eine Niederge-ſchlagenheit Herr über die beiden Gatten und hatte ſich bedeutend geſteigert, als Claudia einen Knaben gebar, der aber nur wenige Tage lebte.

Die gemeinſame Freude und der gemeinſame Schmerz hatten die jungen Eltern reiner geſtimmt und ſie auf's neue einander genähert. Die Wolken der letzten Vergangenheit ſchienen fortgezogen, als eines Tags der Staatsrath die Rede auf den Widerwillen brachte, den Horace gegen die Trauung gehabt habe, um ihm zu beweiſen, wie eben durch jenen Schritt für das Weſen ihrer Ehe nichts geändert und das Glück derſelben ganz das nämliche geblieben ſey. „Behaupten Sie nicht zu viel, lieber Staatsrath,“ entgegnete Claudia: „Horace war ſo vollkommen von ſeinem Vorurtheile beherrſcht, daß wir nur mit Noth der Gefahr entgangen ſind, recht ungluücklich dadurch zu werden.“ — „Läugne auch du nicht, Beſte,“ fiel ihr Horace in's Wort, „daß auch in dir eine weſentliche Veränderung ſeit jenem Tage vorgegangen iſt. Du biſt nicht dieſelbe, die du warſt, du haſt die Friſche, den Schwung deines Weſens eingebüßt.“ — „Weil ich es ſah, wie dich die eingebildete Laſt der Kette drückte, weil ich es ſah, wie du an mir herumſpäheſt, eine Veränderung zu finden oder ſie in dir ſelbſt gewahr zu werden. Du haſt aufgehört mich mit dem Vertrauen der Liebe zu behandeln, das ich an dir gewohnt war. Aengſtliche Rückſichten, peinliches Beobachten ſind an ihre Stelle getreten, und ſaſt keine Güte, welche du mir erzeigteſt, hat mir ſeitdem das

Digitized by Google

Herz erquickt, weil ich mir immer ſagen mußte: er hat ſie dir zu erzeigen für ſeine Pflicht gehalten. Ich habe viel davon gelitten."

Ihre Augen ſchwammen bei den Worten in Thränen, ihr Mann bemerkte es, aber er ſchwieg, weil die Gegenwart des Freundes ihn zurückhielt. Als dieſer ſich entfernt hatte, ſetzte er ſich zu Claudia, legte ſeinen Arm um ſie und bat: „Sage mir Alles, was du auf dem Herzen haſt, damit es klar bleibe zwiſchen dir und mir, und die Trübſal nicht wiederkehre, unter der wir in den letztverwichenen Monaten gelitten haben. Biſt du unglücklich geweſen? Haſt Du es bereut mein Weib geworden zu ſeyn?" — „Kannſt du das fragen, Horace? Aber unglücklich bin ich geweſen, ſehr unglücklich, weil ich kein Mittel wußte, dir die Furcht vor dem Unglücklichwerden zu benehmen. Du haſt das Mißtrauen, welches du gegen das Inſtitut der Ehe hegteſt, auf mich übergetragen und in den langen durchweinten Nächten habe ich es oft bereut dein Weib geworden zu ſeyn, ehe du das Vorurtheil gegen die nothwendige Heiligung und Anerkennung der Ehe in dir beſiegt, ehe du den Glauben gewonnen hatteſt, daß wirkliche Liebe an Schönheit verliert, wenn ſie ſtatt zu ruhen in ihrem Glücksbewußtſeyn, ſich zu einem Kampfe mit der Welt gezwungen ſieht, daß ſie an Glück gewinnt, wenn die Menſchen ſie ſegnen, wenn ſie ſich ſelbſt für immer gebunden hat!" — „So würdeſt du dein Leben, wenn du es zu wiederholen hätteſt, nicht ſo geſtalten wie bisher?" — „Nein, gewiß nicht!" — „Aus Mangel an Glauben an mich und meine Treue?" — „Das nicht, das nicht, Horace! Aber wer ſich binden will, muß in ſich ſo feſt entſchieden, ſo klar über ſein Empfinden ſeyn, daß er ſich nicht vor dem Bande fürchtet, wie du. Deine Scheu davor war im Grunde Mißtrauen in die Stärke deiner Liebe oder Mißtrauen in meinen Werth. Daß du dieſe nach mehreren Jahren ſo wenig überwunden hatteſt, daß du auch jetzt noch bedenklich ſeyn konnteſt wegen der künftigen Dauer deines Glücks, hat mich tief getroffen, mich unſicher in mir ſelbſt und dadurch unglücklich gemacht."

Horace mußte ihr Recht geben, er ſah ein, wie verletzend, wie hart und ungerecht ſein Verhalten gegen Claudia geweſen war, wie großmüthig, wie ſelbſtverläugnend ſie ſich gezeigt habe. Er ſtellte ſie hoch über ſich in dieſer Stunde, er dankte ihr ihre Liebesgüte, er ſchalt ſeine eigene Abneigung gegen die Ehe, er wollte allen Kummer künftig von Claudia fern halten, ſie ſollte ihn nie wieder des Mißtrauens gegen ſie anzuklagen haben, ſie ſollte ſehen, daß er glücklich ſey an ihrer Seite — aber er liebte ſie in dieſer Stunde nicht mehr wie früher. Ihre Klarheit that ihm weh. Kein Mann erträgt es willig, ſein Weib ſich geiſtig überlegen zu ſehen, und wenn er es erträgt, hört er auf zu lieben.

Der Gedanke, daß Claudia ſo lange Zeit auf ihn herabgeſehen und ſich ſelbſt nicht glücklich gefühlt habe, machte ihn mißtrauiſch gegen ſich, mißtrauiſcher noch gegen ſeine Frau und gegen jede Aeußerung ihrer Liebe. Er ſchob es auf den Zwang des Gebundenſeyns, daß Claudia nicht gewagt ſich offen gegen ihn zu erklären, daß ſie geſchwiegen und Unrecht ertragen habe. Es war ihm, als habe ſich Claudia damit erniedrigt, als ſey er ſelbſt erniedrigt worden durch ihre Geduld und Nachſicht. Das ſind die Folgen des Gebundenſeyns, der Eidſchwüre, der Ehe, ſagte er ſich. Sein ganzes Weſen wandelte ſich um, er wurde reizbar und empfindlich, er vermochte keine Freude mehr rein zu genießen, keine Zuverſicht mehr zu finden in ſeiner Ehe. Claudia litt täglich mehr davon. Je mehr ſie ſich ſagen mußte, daß ſie im vollſten Vertrauen zu Horace Alles gethan habe, ſeinen Neigungen und Lebensanſichten zu genügen, daß ſie weder Herkommen noch Geſetz geachtet, um ihn glücklich zu machen in der Weiſe, die er allein für Glück hielt, um ſo tiefer traf es ſie, daß ihr Mann ihr ſein Zutrauen entzog, daß ſie ihn immer mehr in Mißmuth und Unzufriedenheit verſinken ſah.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, April.

Alte Geſchichten.

Am Lugeck gab's Auflauf und Gedränge, damals noch eine Seltenheit, ohne Bedeutung und ohne Folge. Späterhin hat dieſelbe Stelle manches folgenſchwere Getümmel erlebt; ein ſtark betretener Durchgang führt dort zu dem ſtattlichen Gebäude, worin im Jahr 1848 zollelbärtige Croaten die Aula ſuchten. In jenen friedfertigen Tagen, von denen hier die Rede ſeyn ſoll, war die Aula nichts als ein geräumiger Saal, den nur die Angehörigen der Hochſchule kannten. Alſo am Lugeck gibts ein Durchein-

Digitized by Google

andre. Was gibts? was ist denn los? fragte einer den andern. Zu antworten wußte keiner, wenn nicht das leidige: weiß ichs? Endlich löste sich das Räthsel, als ein Arbeitsmann sich vernehmen ließ: „An der Universität sind a paar Geister auskommen.“ Die meisten nahmen diese Worte so einfach hin, wie sie gegeben worden. Geistige Fähigkeiten waren in Beand gerathen, vermuthlich bei den Arbeiten in der lateinischen Küche. Ich war viel zu wenig Wiener und viel zu voll von burschenschaftlichen Gedanken, um die Worte des schlichten Arbeiters nicht für eine unwillkührliche Weissagung zu nehmen. Ich dachte, welchen Lärm es geben würde, wenn an der Wiener Hochschule einmal die Geister „auskämen.“ Diese polizeiwidrigen Betrachtungen las mir einer von der Stirn; ich merkte es auf der Stelle, doch machte er mir damit so wenig Sorge, daß ich ihm meine Gedanken wohl auch ganz deutlich gesagt hätte. Er lächelte mit Augen und Mund so heimlich vertraut, so verständig und leutselig, so voller Zuversicht. Das Augenpaar von dunkler Farbe schaute hell und freundlich drein; es schielte zwar, doch ließ der falsche Blick keinen Gedanken an innerliche Falschheit aufkommen. Die Züge des Angesichtes, weit zwar und fahl, trugen dennoch das Gepräge der Jugend und ihrer schnellkräftigen Fröhlichkeit sammt dem Ausdruck jenes ursprünglichen Geistes, welcher die Menschen beläschelt, ohne die Menschheit darum weniger zu lieben, der ohne Bitterkeit spottet und in unbefangener Demuth seiner Höhe sich bewußt ist. Ich nickte dem Unbekannten zu, er erwiederte die Begrüßung, doch kennte uns das Gedränge, bevor wir ein Wort wechseln konnten. Die Erscheinung ließ einen eigenthümlichen Eindruck zurück, so daß ich nicht nur sie nicht vergaß, sondern sogar oft und lebhaft daran dachte. Die Begegnung war gleichsam die Inhaltsanzeige künftiger Beziehungen.

Wie weit liegt 1825 doch schon hinter uns! Mancher war damals noch gar nicht geboren, der jetzt als entschiedenstes Gewicht am Schlagwerk der Zeit hängt. Die lustige Frühlingssonne lächelte auf Wien herniedere, in neuem Grün prangten alle Umgebungen, vor allen der liebe, der herrliche, der einzige Prater, dessen Volksthümlichkeit seitdem zu den alten Wendschonen gegangen ist. Damals hätte jemand eher gewagt an Metternich zu zweifeln und an Sedlnitzky zu verzagen, als den Prater zu verlennen. Darin waren alle Parteien einig, obschon sonst bedeutende Meinungsverschiedenheiten die Gemüther trennten. So behaupteten die einen, Sophie Schröder sey eine „größere“ Künstlerin als Sophie Müller, die Pichler eine „größere“ Schriftstellerin als die Perrin, Froberg und Weißenthurn mitsammen, Grillparzer ein „größerer“ Dichter als Zedlitz, und man müsse tüchtig Wein trinken, um rechtschaffen essen zu können; andere sagten von allem dem das Gegentheil, stellten nebenbei Rett über Anschütz, obschon dieser ein lebenswierigere k. k. Hofschauspieler am Burgtheater war, und sagten dazu unverholen, man müsse viel essen, um tapfer trinken zu können. Doch wegen solcher Meinungsspaltungen schlugen sich die guten Leute damals noch nicht todt; sie ließen Gottes Wasser über Gottes Land laufen, und behaupteten über besonders Ansichten vorzüglich dadurch, daß jeder aß und trank was ihm schmeckte, gut, aber ja nicht zu wenig.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, April.

(Fortsetzung.)

Die Vermählungsfeier.

Ein Freund erzählte uns lachend, wie er vom Kanonendonner aus dem Nachmittagsschlaf aufgeweckt, da er durchs Fenster zufällig eine zum Räumen geöffnete Schleuse gewahrte, im ersten Halbwachen nicht anders geglaubt habe als die Barrikaden seyen wieder erstanden. Ernsthafter mahnte spätere eine Stimme im Anzeiger, wie es doch bei der von oben her vielen Klagen lauheit in der Religion dem Denkenden auffallen müsse, daß der Belagerungszustand die bei den Kirchenfesten gebräuchlichen drei Einläutungsschüsse abgestellt habe, während zu einer Vermählungsfeier eine ganze Stunde lang die Kanonen und Gewehrsalven erdröhnten.

Der literarisch interessanteste Theil der Feier sollte an den Abenden des 23. und 24. folgen. Für diese war im Festprogramm und den öffentlichen Blättern jenes neugedichtete Festspiel: „ein Götterwettstreit,“ angekündigt, das, wie man nachher auch auf dem Zettel las, von dem schon genannten Dr. Julius Pabst verfaßt, und für die welschen Gäste, dem Vernehmen nach vom Gesanglehrer Siebert, auch in's italienische übersetzt worden war. Das Festprogramm hatte „Einladungen dazu vom königlichen Oberhofmarschallamte,“ das Tageblatt früher schlechtweg „freies Theater“ versheißen. Der Raum faßte für jeden Abend nur 1500, und 5000 Anmeldungen oder Bittgesuche waren beim Hofmarschallamt eingegangen. Die Billetausgabe war im Brühlschen Palais hinter der Terasse verlegt, und die halbe Augustusstraße füllte am ersten wie am zweiten Tage der Zudrang. Für den ersten waren natürlich nur wenige Zutrittskarten an Uneingeladene abgefallen, die von mancher umsonst dem Hals an Leophärn aufgezeigt wurden; zurückgelassene Schuhe und Schürzen bezeichneten den Wahlplatz des Kampfes. Am andern Vormittag ließen zwar schon unzählige Gerüchte um von dem langweiligen Genusse, den man außer den unthergereichten oder auf den Fenstern ausgestellten Erfrischungen gefunden habe. Einzelne für heute ausgesandte Billets des ersten und zweiten Ranges sollten sogar zurückgeschickt werden seyn; aber der literarische Reiz blieb. Wir wußten erfahren, ob sich die sächsische Muse gleich poetisch wie patriotisch bewährt habe, und nach mehrmaligem vergeblichen Schicken und Gehen gelang es uns endlich durch zufällige Gunst in niedern Sphären nicht nur ein Posteredebillet, sondern auch ein Exemplar jenes deutsch-italienischen Textes zu erbeuten, wovon nur 120 für den Hof abgedruckt waren. Aber die Lektüre dieser literarischen Rarität hätte uns bald wieder vom Theaterbesuch abgeschreckt. Etwas so Geschmack, Gehalt- und Wirkungsloses, das gut gebezgtem fremden Aufputz und glatten eigenen Reimen, war uns kaum jemals vorgekommen. Beim Anblick der mythologischen Personenreihe (Odin, Freya, Braga, Haeold, Sueno, Mars, Venus, Apell, Kalliope, Euterpe, Ceate, Terpsichore, Orpheus, Iris, Mercur, der Frühling, Asen, Barden, Amor, Psyche, Genien, Hesperie“ ꝛc. — der Zettel mischte die ersten Namen noch dunker) — glaubten wir wirklich eine Reliquie aus der Zeit des Hofpoeten König oder des kurzweiligen Freiherrn v. Knau vor uns zu haben. Wir dürfen freilich den Verfasser nicht ungehört verurtheilen. Man weiß im Publikum nicht, wie weit er im Entwurfe gebunden gewesen ist. Aber auch in der Ausführung machen Einzelheiten, wie der „kühlere Grameesschauer“ (sein Druckfehler), die „von leichten Lüften fortgezogene Venus,“ ein „Palmbaum der Freier“ (im Munde des nordischen Gottes), ein „Zaubermeer,“ das man „erschließen“ soll, des graubärtigen Odin: „Ich fühle, tief erschüttert, wie Leid und Lust zugleich im Lieben zittert,“ und dergleichen mehr einen minderstens verwunderlichen Eindruck. Und doch standen dem Dichter „die Gedanken nicht niedrig.“ Er läßt seine Götter „ein Fest bereiten, davon man rede noch in später Enkel Zeiten.“

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 113. Sonnabend den 11. Mai 1850.

Eine Stadt, die von altem Glanz und Ruhm tief herabgeſunken, einem geſchichtlichen Gefpenſte gleicht, erſcheint faſt noch unheimlicher, wenn ſie auf Markt und Gaſſen ihr altes Anſehen behalten hat, als wenn ſie in Trümmern liegt.

G. Forſter.

Lübiſche Schildereien.

(ſ. Nr. 104—107.)

2. Lübeck bei Nacht.

Wie die Knoſpe in grüner Blätterhülle, ſo liegt Lübeck in grüner Waldumarmung. Dieſe Baumesfülle macht es im Sommer zu einem angenehmen Aufenthaltsorte. Märkiſche Sandwirbel, wie ſie durch die marktbreiten Straßen der preußiſchen Hauptſtadt ziehen, ſind hier eben ſo unbekannt als friedenſtiftende Conſtablertrupps, die einem in Berlin faſt die Zehen abtreten. Dieſe Waldwoge, die auf allen Seiten um die alte Hanſeſtadt rollt, gewährt einen prächtigen Anblick bei Sonnenuntergang. Ein Strom glitzernden Feuers fluthet dann um Stämme und Kronen der Bäume, zerſchellt an den umgrünten Wallaufwürfen, vergoldet Strom und Wallgraben und verglüht langſam auf den Wimpeln der Schiffe, an den hohen Zinnen der ſieben pyramidaliſch zum Himmel aufſteigenden uralten Kirchthürme.

Mit Sonnenuntergang erſtirbt das Leben in Lübeck großentheils, nur wenige Straßen und Plätze ſind bis nach zehn Uhr beſucht. Allein gerade in ſolcher Stille der Nacht iſt es intereſſant, Lübeck ſich von allen Seiten zu betrachten. Wählt man dazu eine klare Vollmondnacht, ſo kann ein phantaſiereicher Menſch ſich glückliche Stunden bereiten; denn nicht bloß das aus dem mondbeglänzten Spiegel der Nacht träumeriſch uns anblickende Bild der alten Hanſeſtadt gewinnt von neuem Reiz und Farbe, es ſteigt in ſolcher Nachteinſamkeit die Vergangenheit aus ihrer Gruft, und die Helden Lübecks, die Handelsherrlichkeit der Hanſa bevölkert Markt und Straße, Fluß und Kai, Haus und Speicher. Ich ſehe ſie dann aus den wunderlichen Giebelhäuſern treten die großen Männer faſt vergeſſener Tage, die Brüms, Soltwedel, Wullenweber und ihre tapfern Genoſſen; ich ſehe ſie Arm in Arm die ſchmalen ſteilen Straßen hinanſchreiten nach dem finſtern und doch ſo anziehenden Bau des alten Rathhauſes, das ſeine dreizehn ſchlanken, minaretartigen Ziegelthürmchen in die Silberfluth des Mondes taucht. Dann erglänzen von blaurothem Licht die Fenſter des Hanſaſaales, und die Väter Lübecks, die Männer, deren Worte und Beſchlüſſe ihrer Zeit gehört und beachtet wurden bis hinauf in die Eisregionen der öden Lappmark und bis in die ſonnigen Buchten des Mittelmeeres, ſie ſetzen ſich um die alten Tiſche, wie damals, als ſie noch lebten, noch wirkten und Lübecks Ruhm und Größe in aller Mund war.

Es gibt andere Städte genug, die viel prächtiger ausſehen in einer ſtillen, hellen Mondnacht als Lübeck; außer etwa Venedig und Rom kenne ich aber keine, die zugleich maleriſcher in dieſem magiſch weichen Lichtdämmer erſchiene. Den Glanzpunkt in dieſem Nachtgemälde bilden unſtreitig der Marktplatz mit dem Rathhauſe und der koloſſale gothiſche Ziegelbau der Marienkirche mit ihren beiden über vierhundert Fuß hohen Thurmpyramiden. Faßt man am alten Schrannenplatze Poſto, wo der ungeheure Bau ſeiner ganzen Länge nach vor uns liegt, ſo bringt das Mondlicht eine ganz zauberhafte Wirkung hervor. Es ſchießen nämlich dann die geſchwungenen, durchbrochenen Pfeiler und Bogen des nach Oſten gekehrten hohen Chores ſo eigenthümlich zuſammen, daß ſie mit dem Glocken-

Digitized by Google

ſpieltburme auf dem Dache genau die Form einer rieſigen Krone annehmen. Man ſagt, der Baumeiſter habe dieß im Plane beabſichtigt, um in dieſem großartigen Kronenbilde die Reichsfreiheit darzuſtellen, welche die deutſchen Kaiſer der aufblühenden Handelsſtadt verliehen.

Das „nordiſche Venedig“ nennen alte Chroniſten die Königin der Hanſa, im Munde des Volks aber hieß ſie Jahrhunderte lang „Freude aller Leute,“ während Dichter ſie mit dem Beiwort „heilig“ ehrten. Lübeck hat wedee einen Gran Canale noch einen Ponte Rialto, noch ſchwimmt es mitten in farbenglänzender Meerfluth, überwölbt von ſonnig warmer ſüdlicher Himmelspracht. Dennoch iſt der Vergleich mit Venedig nicht ganz aus der Luft gegriffen, was man am deutlichſten in heitern Mondnächten bemeeken kann.

Lübecks Rathhaus iſt ohne Frage eines der ſeltſamſten und dabei maleriſchſten Bauwerke, die es gibt. Wee jemals in Venedig wae und in ſchwaeger Gondel ruhend übee die Lagunen ſich eudern ließ, um au dee Piazzetta auszuſteigen, der wird beim Anblick dieſes Rathhauſes ſogleich an den Dogenpalaſt in Venedig erinneet. Beide merkwürdige Gebäude gleichen einander nicht im eutſeentеſten und doch haben ſie im Bauſtyl etwas ſo Eigenthümliches und Verwandtes, daß man ſie mit einander vergleichen muß. Am auffallendſten tritt dieſe Chaeakterähnlichkeit bei Mondſchein hervor.

Gehen wie dann über den viereckigten Marktplatz, die Holſtenſtraße hinunter über die ſteilbogige Holſtenbrücke, jenſeits welcher das peächtige alte Holſtenthor im weichen Dämmee ruht wie eine verſteinerte Mähee der Vorzeit, und erſteigen hier den hohen Wall an der Laſtadie, ſo können wie beim Anblick der alten Stadt abeemals der Königin der Adria gedenken. Die vom Monde zur Hälfte hell beſchienenen Steaßen und Gräben, die man von dieſem Walle herab vollkommen überſehen kann; die hohen Thürme, die zahlloſen maleriſch ausgezackten Giebel der uralten Häuſer, und unten dicht vor uns der glänzende Strom mit ſeinem Maſtenwalde; die unzähligen linienfeinen Spieeen, das ſpinnengewebähnliche Neтz der hundert und aber hundeet Taue, die in der hellen ſilbernen Nachtluft zu beben ſcheinen — dieß Alles gibt ein ſo eigenthümliches Ganzes, daß man nicht müde wied es zu betrachten und die Bezeichnung „Venedig des Noedens“ wenigſtens nicht ganz unpaſſend findet.

Schwerer möchte es gegenwäetig werden, Lübeck als „Freude aller Leute“ hinzuſtellen. Die alte Stadt mag dieſen Namen verdient haben, als ſie noch eeich bevölkert, mächtig, in Politik und Handel tonangebend und gebietend war im ganzen Norden. Damals muß es eine Luſt geweſen ſeyn hiee zu leben, zu wirken. Leider ſind dieſe glücklichen und großen Tage längſt ſchon voeüber und von dem jezt lebenden Geſchlecht faſt veegeſſen. Lübeck iſt nicht mehr die „Freude aller Leute,“ es iſt ein Städte geworden, wo es einem viel eher weh zu Muthe wird. Nur die Denkmäler aus dee geoßen Vorzeit ſind geblieben; man eefreut ſich an ihnen beſonders Nachts, wenn die Kleinheit dee neuen ſchwachen Geneeation den großen Schatten dee Veegangenheit uns nicht verſcheucht; aber wohl wird einem doch nicht dabei.

Iſt es doch, als ſey Lübecks Glück untergegangen mit dem Untergange eines ſeinee größten Söhne, des gewaltigen Jürgen Wullenweber. Seit dem Tode dieſes Mannes begann es zu ſinken, an Macht, Einfluß, Kraft zu veclieeen. Seltſam! dieſer Wullenweber war ein Mann von eminenter Thatkraft; nur das, was den ſtrebenden Mann geoß macht, groß erhält, nur das fehlte ihm, Glück. Wullenwebee hatte immer Unglück. Selbſt nach ſeinem Tode, behauptet die Sage, haftete der Fluch des Unglücks an dem, was ihm bei Lebzeiten zugehöete. Ein altes Giebelhaus, nicht eben beſonders ausgezeichnet, aber ſo recht hanſeatiſch verſchnöekelt, bezeichnete die Geſchichte als das Wohnhaus Jüegen Wullenwebeeß. Es lag in der Königsſtraße und bildete die Ecke der Hörſtſtraße. Das Volk behauptet, nie ſey ein Bewohner dieſes gewiſſemaßen vom Schickſal verfehmten Hauſes auf einen grünen Zweig gekommen; jeder habe mit Fatalitäten zu kämpfen gehabt. Im Oktober voeigen Jahrs wollte es nun dee Zufall, daß mitten in dee Nacht juſt dieſes alte Gebäude ein Raub der Flammen wurde, und zwar ſo gründlich, daß buchſtäblich nichts als ein Trümmerhaufen davon übrig blieb. Vielleicht haben die zuſammenſtürzenden Wände auch das Unglück Wullenwebers begraben und den Fluch geſühnt, den der grimmig verfolgte Mann wahrſcheinlich übee ſeine Feinde ausgeſtoßen hat.

E. Willkomm.

Dünengeſchichten.

(Fortſetzung.)

Claudias Spannkraft verlor ſich, ſie vermochte nicht mehr Freude zu heuchein, ihre bleichen Wangen verriethen ihren Schmeez, und nach vielfachen Verſuchen, das alte Verhältniß wiedee herzuſtellen, jene volle, unbedingte Liebe der erſten Jahee wieder zu finden, mußten beide Gatten ſich geſtehen, daß dieß nicht mehr möglich ſey. Claudia hielt im Grunde ihees Heezens Horace für phantaſtiſch und ſelbſtſüchtig, während er ſie eine männliche, in ſich geſetzte Natue nannte, die eben darum unfähig geweſen ſey,

Digitized by Google

in Liebe aufzugehen für einen Mann. Beide aber bereuten, das Unglück des andern gemacht zu haben, Claudia, indem ſie das Weib ihres Mannes geworden war, ehe ſeine Anſicht von dem Weſen der Ehe ſich geändert hatte; Horace, daß er ſeiner Ehe die Form gegeben, die er jetzt mehr als je für eine verderbliche hielt.

Eine in gewöhnlicher Weiſe, in ruhiger Neigung geſchloſſene Ehe hätte beſtehen können auch ohne daß die Gatten ſich für vollkommen und makellos gehalten hätten; bei einem Verhältniſſe wie das zwiſchen Claudia und Horace war dieß unmöglich. Der Zwieſpalt zwiſchen ihnen wuchs von Tag zu Tag; Horace fühlte, daß er unter dem Druck dieſer Zerwürfniſſe nicht arbeiten könne, ſeine Verſtimmung, ſein Leid ſteigerten ſich daran und fielen auf Claudia zurück. Endlich war ſie es, die, dem Schmerze eine Ende zu machen, zuerſt eine Trennung vorſchlug, weil ſie fühlte, daß Horace nicht den Muth habe dieſe Trennung zu fordern, obſchon er ſie erſehnte. Sie erfolgte etwa drei Jahre, nachdem die Trauung vollzogen worden war.

Claudia und Horace, die ſich einſt ſo heiß geliebt hatten, ſchieden von einander zerriſſenen Herzens, überzeugt, einander nie zu vergeſſen, nie wieder glücklich zu werden, und doch eben ſo überzeugt, daß es ihnen unmöglich ſey länger neben- und miteinander auszudauern. Beide waren ſchuldig und beide doch wieder die ſchuldloſen Opfer einer Lebensanſicht und einer Zeit, welche mit der Form des Beſtehenden gebrochen hat, ehe die neue Form gefunden iſt. Claudia iſt jung geſtorben in ihrem Vaterlande; Horace lebt noch, aber alle ſeine Bilder tragen das Gepräge der Schwermuth, trotz der Farbenpracht, die ſeinen Pinſel faſt vor allen andern berühmt werden ließ, und in ſeinen ſchönſten Frauengeſtalten kann man oft Claudias Bild wiederfinden, das nie aus ſeinem Herzen gewichen iſt. Sie iſt ſeine höchſte und letzte Liebe geweſen.

Nachdem Alwyn ſeine Erzählung beendet hatte, kam die Reihe an Ludolf und Coralline, welche, wie früher erwähnt, übereingekommen waren ein Mährchen abwechſelnd vor der Geſellſchaft auszuführen. Es erhob ſich ein Streit zwiſchen beiden, wer damit beginnen ſolle. Coralline ſetzte auseinander, daß von der Grundlage eines Gebäudes nicht mehr abhänge, als von dem Anfang einer Geſchichte für ihren Fortgang, und daß, wenn Ludolf das Mährchen z. B. unter deutſchen Bauern in einer Schenke beginnen laſſe, dieß ein Ort wäre, in den gar keine Feen hineinkommen könnten, weil der Tabaksqualm ſie tödten würde. Ludolf hingegen behauptete, das Mährchen würde ſo duftig werden, wenn Coralline zuerſt erzählte, daß ſelbſt ein Schmetterling noch als eine zu derbe Geſtalt darin erſcheinen müßte; und da in beiden Behauptungen viel Wahrheit lag, beſchloſſen die übrigen, welche man zu Schiedsrichtern gemacht hatte, das Loos entſcheiden zu laſſen. Es wurde gezogen, fiel auf Ludolf und dieſer ſagte: „Nun ſo will ich euch denn

ein Mährchen von einem jungen Weinküfer

erzählen,“ und obſchon Coralline eifrig gegen einen Weinküfer proteſtirte, weil ein ſolcher gar kein Held für ein Mährchen ſeyn könne, ließ Ludolf ſich nicht irre machen und hob alſo an:

Im Kometenjahr eintauſend achthundert und eilf, als der Wein ſo gut gerathen war, daß man nicht Fäſſer genug herbeiſchaffen konnte ihn unterzubringen, war am Rhein zur Zeit der Weinleſe ein ſo raſches Leben und Treiben, daß der eine nicht vom andern wußte und die Menſchen alle Hände voll zu thun hatten. Viele Leute aus Köln und Bonn waren hinausgefahren nach Rüdesheim und Johannisberg, und auch in Niederingelheim waren ſo viele Fremde, daß ſie nicht unterkommen konnten in den Gaſthäuſern, ſondern ſehen mußten, wo ſie bei den einzelnen Weinbauern ein Lager und eine Mahlzeit auftreiben konnten.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

(Fortſetzung.)

Die Vermählungsfeier.

Nur Ein Fortſchritt unſerer Zeit wird ſichtbar: jener Wettſtreit der Götter gilt doch nicht ſächſiſcher, ſondern deutſcher Ehre, bietet deutſche Erzeugniſſe der Poeſie und Muſik auf, womit die Himmliſchen erſt im germaniſchen Eichenhain, dann auf Merkurs dreifige Abrufung am italieniſchen Hofe gegen Proben der welſchen Meiſter wetteifernden, und z. B. den Liebespaſſus in Schillers Glocke („Vom Mädchen reißt ſich — der erſten Liebe“) zu vier Perſonen wie Schulkinder aufſagen. Die Darſteller erſchienen beklagenswerth, die beſſeren wegen deſſen,

Digitized by Google

was sie zu sagen hatten, einzeln aber auch darum, wie sie es sagten. Gott Hyoll erinnerte einen Zuschauer in unserer Nähe an einen Auftritt aus der Schießwiese. Und selbst Terpsichore (L. Grahn) schien mit ihren Sprüngen und Kindergruppen dem antiken Raum, wo den hälfteichen „Grazien“ zum Hohne zu tanzen. Den schlüpfrigen Waldscenen des ersten Akts mußte allein noch Reiffigers Musik einigen Leben einhauchen. Seine Ouvertüre mit dem eingelegten „den König segne Gott“ war faß überhört werden. Am genießbarsten blieb noch das schließliche Turiner Lumschalsfobild (der einzige gute Gedanke des Entwurfes), und das Opernpotpourri des zweiten Akts. So schienen thatsächlich auch die allerhöchsten Festgenossen gerntheilt zu haben; denn sie erschienen wohl in Begleitung der Nachmittags angekommenen Königin von Preußen und Prinzessin Charlotte, wie Tags zuvor, auf den festlich geschmückten Amphitheaterstufen, jedoch erst spät. Kurz vor Beginn jener zweiten Abtheilung. Beim Eintritt der Neuvermählten eröffnete eine Stimme aus dem zweiten Range ein dreimaliges „Hoch“ auf Herzog und Herzogin von Genua, aber am Schlusse zog das Publikum, gelangweilt und gelästigt, in unerquicklicher Stille ab. Wir bedauerten den Zeit- und Brechaufwand für ein verunglücktes Dichterlingswerk. Warum hatte man nicht lieber die erprobte fürstliche Dramenbibliothek, die müßig im Freising ging, ein Familienstück in der Art der „Fürstenbraut“ schreiben lassen? Oder warum benutzte der Dichter nicht das so nahe gelegte Motiv, daß der fürstliche Vater den italienischen Dichterfürsten mit der deutschen Wissenschaft vermählt, und nun des Himmels Fügung seine Tochter dem italienischen Prinzen zugeführt hat? Aus dem Dante des „Phi-lalethes“ ist zwar etwas im Festspiel benutzt, aber in wenig günstiger Weise. War etwa die Bescheidenheit des hohen Autors einer umfassenderen Anwendung entgegengetreten? Für uns war mit diesem Bühnenspiel die Feier zu Ende, denn sie erreichte zwar noch die ganze Woche hindurch mit festlichen Gastzammenpyramiden unsere bei unwohltem Vollmond sonst schaurig dunkeln Straßen und Plätze; aber außerdem brachte sie nur noch militärische Schaustücke, und schließlich einen Hof- und einen Mimisterball. Der Hofball überbot an Glanz der Beweithung, an Schmuck und Zahl der Gäste alles Bisherige. Man hatte dabei zwar kein Zuschauerpublikum zugelassen, aber zum ersternmal bis jetzt nichtbesoldige Frauen der bürgerlichen Ministerial- und Justizbeamten, freilich mit erst Nachmittags zugesandten Karten, eingeladen. Natürlich haben so sehr wenige der Einladung folgen können.

(Schluß folgt.)

Wien, April.

(Fortsetzung.)

Alte Gesichten.

Auch ich war ein so bayerische Besucher des Praters, wie alle Welt, ein Stammgast seiner schattigen Gehöfche, ein Freund seiner Nachtigallen und seiner Hirschkein, ein ganz abvenderlicher Gönner des „Wurstl“ und oft genug unsäßig auf den Bänken vor den nordwestlichen Kneipen des grünen Lußgehetzes. Dort im Wurstlprater sprach ich eines Abends vor, um aus dem Stegreif eine Halbe „G'mischte“ mitzunehmen. Zahlreich war die Gesellschaft, und gleich dem Lakeitwurf, wornach ich begehrte, sehe zurnisch. Ungewiß wohin mich wenden, hörte ich in der Nähe sagen: „die Bären in Kamschatka sind auch sehr aufgeklärt, sie glauben an seinen Blitz.“ Schallendes Gelächter begleitete den Ausruf, der mithin als Antwort auf etwas, das ich nicht vernommen, den Nagel auf den Kopf getroffen haben mußte. Der Sprecher aber war kein anderer, als mein unbekannter Freund vom Lugeck. Ich bat um ein Plätzchen für mein Glas und mich und sagte im Niederstehen: „Sie, wissen's auch noch, wie an der Universität die Geister aus'sammen sind?“ — Lächelnd antwortete er: „Für diesmal haben sie sich wieder drücken lassen.“ Mit dieser Einleitung eröffnete sich eine Unterhaltung, woraus unmittelbar die nähere Bekanntschaft sich entspann und eine Freundschaft für's Leben hervorging. Der Tod hat sie viel zu früh — nicht getrennt, doch im unmittelbaren Verkehr einstweilen unterbrochen.

So groß und gewaltig ist keiner auf Erden, daß nicht von ihm gälte: sterblich, entbehrlich! So gering kann einer, daß nicht am Allerseelentag irgend ein frommes Herz für ihn bete: Gott geb' ihm eine fröhliche Urständ! Du, mein Freund, sollst keiner derjenigen werden, deren Namen bewältigend aus des Ruhmes schmetterndem Erz in alle Ohren gellen; noch minder jetoch gehörst du zu den Todten, deren Gedächtniß nicht über die Umfangsmauer des heimlichen Friedhofs hinausreicht und mit dem hölzernen Kreuz auf dem Hügel vermittert. Unter den Entbehrlichen wirst du seinen, der schmerzlicher von so vielen vermißt würde; wenige, deren Namen im deutschen Vaterland so weit über die Grenzen der engern Heimath in freundlich wohlthuender Weise bekannt wären. Damals stellte Ernst Freiherr Feuchtersleben noch nichts weiter vor als einen Sohn; sein Vater, der alte Freiherr Feuchter von Feuchtersleben, ein höherer Beamter, war für die Kleinstädter der Kaiserstadt dadurch merkwürdig, daß seine erste Frau eine maurische Fürstentochter gewesen, ein Kind des Angelo Soliman. Ob dieser Afrikaner ein Better des Mohrenfürsten war, der im deutschen Liede lebt, ist mir unbekannt, doch weiß ich, daß er seiner Zeit zu den allbekannten und vielgenannten Erscheinungen gehörte. Es müßte wunderlich zugegangen seyn, wenn Franz Gräffer ihn nicht irgendwo geschildert hätte. Der Enkel Solimans, Eduard, Ernste älterer Stiefbruder, steht noch in den besten Mannesjahren und es wird hernach von ihm die Rede seyn. Ernst, zur genannten Zeit achtzehn bis neunzehn Jahre alt, besuß sich der Heilkunde an derselben Hochschule, zu deren Zierden er späterhin gehören, unter deren Geistern auch er „auskommen“ sollte. An jenem Abend unserer ersten Bekanntschaft hatte er zwei Begleiter bei sich. Der eine davon bleibe für diesmal ungenannt, weil der andere in Ketten liegt.

Armer Andreas Schumacher! Wenn es jemals einen unschuldigen Hochverräther gegeben, so war er's. Ich glaube, er wäre mit derselben Unbefangenheit ein Polizeispitzl geworden, wie er vom Strome getragen den Jakobiner oder so etwas dergleichen spielte. Ein verspäteter Nachzügler aus der Sippschaft der Lorenz Kindlein, wußte er vom wirklichen Leben eben so wenig, als er auf die Neuheitsscheiben desselben zu halten verstand. Was die Natur an dichterischer Begabung ihm zugetheilt, das hatte sie auf der andern Seite mit Wuchergrinsen ihm wiederum abgezogen. Dazu wollte das Unglück, daß dieser schönen Begabung besserer Theil vermessig verkümmern sollte. Andreas knüpfte in seiner „umwendbrieflichen Heimath“ (einer Vorstadt von Wien), ein Liebesverhältniß mit einem Mädchen untergeordneter Art an, und was nachher gutmüthig genug, einen kleinen vorübergehenden Jammer durch das Opfer seiner ganzen Lebens zu stillen. Die frühe Ehe mit einer gänzlich ungebildeten Geschäftin von schauderhafter Fruchtbarkeit, die bittere Sorge um das tägliche Brod bei einer fast unbezwinglichen Neigung zu beschaulichem Hindrüten haben den ehrlichen „Medert“ um die besten Jahre gebracht. Der Rest seiner Kraft muß nun in den Gewölben von Kufstein verdumpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 114. Montag den 13. Mai 1850.

Coelum, non animum mutant qui trans mare currunt.
Horat.

Die Flüchtlinge in London.

(s. Nr. 68. 69.)

London, April.

Seit wir in Gesellschaft von Junius II. einen Besuch bei einem geistlichen Agenten in Regents Street abgestattet, hat sich gar manches in dem Schicksale von Wirth und Gast verändert. Der Herr Prediger hat seinen christlichen Communismus von der Theorie in die Praxis übergeführt, er ist mit dem Hab und Gut seiner Nebenmenschen, das sich in seinem Besitz befand und ihm zu behalten anständig war, nach Amerika hinüber geschlüpft; zugleich hat er eine junge Engländerin überredet, sich die weibliche Hemisphäre in seiner Gesellschaft anzusehen. Und solcher romantische Communismus mußte von einer der sechs Geißeln Struves, von einem Priester verübt werden! Dauber! Dauber! wie konntest du der Kirche ein solches Leid anthun? Dr. Löwe geht betrübten Herzens davon. Er fährt mit seiner Hand in die Brusttasche: Gottlob! sein Manuscript ist sicher, es wird in der nächsten Nummer der Londoner deutschen Zeitung prangen. Doch l'homme propose. Dieu dispose. Die nächste Nummer bringt seinen Aufsatz nicht. Der Hauptredakteur des Blattes, der Herzog von Braunschweig, hat zu viele gewichtigere Mittheilungen zu machen, um auch nur eine Spalte für seinen Lieblingsschriftsteller finden zu können. Junius geht zu seinem Freund Struve, diesem sein Leid zu klagen.

Das äußerste Westende Londons hat sich wie eine ganz neue Stadt an die ungeheure Metropolis angehängt. Hier entstehen Straßen und Squares, von denen selbst die nächsten Nachbarn noch nicht gehört haben, so sehr verliert sich jedes Einzelne in diesem ungeheuern Ganzen. Kaum ist indessen eine Häuserreihe vollendet, so ist sie auch schon bewohnt, theils weil eine neue Wohnung in dieser von Kohlendunst geschwärzten Stadt etwas sehr Einladendes hat, theils weil die stets zunehmende Bevölkerung das Aufsuchen neuer Lokalitäten zum Bedürfniß macht. — Zu diesen wie Pilze aus der Erde geschossenen Wohnungen gehört denn auch eine lange Straße, Westbourn Grove genannt, welche aus allerliebsten Häuschen besteht, die meistens gesondert in kleinen Gärten liegen und daher ein äußerst freundliches Ansehen haben. In einer dieser Wohnungen finden wir Struve und Amalie eine Treppe hoch in einem anständig und bequem möblirten Zimmer bei ihrem Frühstück vor ihres Kamins behaglicher Flamme.

Struve sieht aus wie ein Mann in den Fünfzigen. Der Ausdruck seines Gesichts ist nicht übel, seine Stirne hoch, sein Scheitel kahl; sein Auge nur, das bald träumend umherirrt, bald forschend auf dem ihm gegenüber ruht, besitzt jenen unstet flimmernden Glanz, durch den sich der Fanatismus bekundet, der auch in seinen ehrenwerthesten Gestalten als der Milchbruder des Wahnsinns betrachtet werden muß. Struve verkündet auf den Juni den Ausbruch einer neuen Revolution, und das nicht aus Gründen, sondern nach einem innern Gesichte. Er ist ohne Zweifel ganz der Mann dazu, sich mit Geistern zu unterhalten und Visionen zu haben, wozu auch seine Gemüsediät das ihrige beitragen mag. Dießmal ließ er sich indessen seinen Kaffee recht gut schmecken.

Digitized by Google

Amalie ſaß ihm dabei gegenüber, voll Bewunderung für ſeine Thaten und mehr noch für ihre eigene Theilnahme an denſelben; wozu ſie ſich aber betheiligt, zu welchem Zwecke, das ſagte ſie nicht. Was eine Frau im Kriege zu leiſten fähig iſt, möchte auch ihr vielleicht noch problematiſch ſeyn. Sie iſt noch jung und wirklich ſchön zu nennen, wenn man die Züge einzeln betrachtet; ſieht man ſie aber als Ganzes, ſo erſcheint jeder Zug in ſeinem Ausdruck als der Feind des andern, und das Minenſpiel wird zu einer Katzenmuſik, von der man ſich auf's Unangenehmſte berührt fühlt. Ihr erſtes Auftreten als Schriftſtellerin hat ſie ermuthigt auf dieſer Bahn fortzuſchreiten, und bald wird die Welt ein zweites Werk aus ihrer Feder erblicken, wozu man ihr von Herzen Glück wünſchen mag; denn welcher Art auch die Tendenzen der Flüchtlinge ſeyen, ſo dürfen ſie, als Menſchen, doch nicht umkommen.

Wir gehen weiter und finden ganz in der Nähe Struves ſeinen Leidensgenoſſen, Karl Heinzen, mit Frau und Kind in einer ähnlichen kleinen Wohnung eingerichtet, aber kaum ſo behaglich. Heinzen hat keine literariſche Beſchäftigung, keinen Erwerbszweig; ohne Sprachkenntniſſe kann er ſich in England an nichts betheiligen, er iſt daher völlig auf die Unterſtützungen angewieſen, die ihm vom Continente zufließen, und dieſe mögen nicht ſehr reichlich ausfallen. Hier in Englaud hat er keinen Freund. Mit Struve iſt er ganz zerfallen, ja ſogar am dritten Orte ſehen ſie ſich nicht, und die Communiſten ſind ihm von Haus aus ein Greuel. — Nicht weit von dieſem finden wir auch den „berühmten Profeſſor Tellering," der ſeine Ankunft auf dieſem Boden dem engliſchen Publikum in einem höchſt amüſanten Puff kund und zu wiſſen gethan, worauf er denn auch ſogleich Schüler gefunden.

Ein paar Schritte weiter und wir befinden uns in Weſtbourn Terrace, wo Cobden, der Tree-trade-Mann, ſeine Wohnung hat. Er iſt angekleidet, um zu einem Meeting zu gehen. Sein Gaſt, der Ungar Beöty, bricht gleichfalls auf, um ſich in London nach ſeinen Landsleuten umzuſehen, während die kleine hübſche Frau Cobden ſich emſig mit ihren Kindern und ihrem Handhalte beſchäftigt. Um ſechs Uhr beim Mittagstiſche werden ſich alle wieder zuſammenfinden. Welch ein Contraſt in der Erſcheinung dieſer beiden Männer, Cobden und Beöty, wenn ſie ſo neben einander die Straße hinauf gehen! Der lange ſchlanke Engländer mit dem glatten Geſicht und der weißen Wäſche; der kleine unterſetzte Ungar mit dem großen Kopf und vor allem mit ſeinem ſchönen weißen lockigen Barte, der ſich ſo ehrwürdig um ſein ferniges Geſicht zieht. Alle Vorübergehenden bleiben ſtehen und ſchauen der ſeltſamen Erſcheinung nach; denn Bärte bleiben noch immer, trotz dieſer Einfuhr fremden Haarwuchſes, eine höchſt auffallende Erſcheinung und werden von Kindern und Großen mit immer gleich regem Erſtaunen angeſchaut und von der Nation als ungentlemanly verworfen.

(Fortſetzung folgt.)

Dünengeſchichten.

(Fortſetzung.)

Unter den zuletzt angelangten Gäſten befand ſich ein Student aus Heidelberg, deſſen Vater ein reicher Weinhändler in Köln war. Der Student hieß Clemens. Er war mit fünf oder ſechs ſeiner Commilitonen nach Niederingelheim gefahren, und wie ſie nun dort gegen Sonnenuntergang eintrafen, war kein Tiſch, kein Bett, kein Dach, kein Fach mehr zu finden. Da fiel ihm plötzlich ein, er ſey einmal als Knabe mit dem Vater im Dorfe geweſen und habe daſelbſt einen Weinbauer, Melchior mit Namen, beſucht, der ſeinen Wein immer an den Kölner Kaufmann zu verhandeln pflegte. Zu dem beſchloß er hinzugehen und zu hören, ob er ihn und ſeine Kameraden nicht beherbergen könne.

Geſagt, gethan. Die Studenten machten ſich auf den Weg. Als ſie vor Melchiors Hauſe anlangten, wo eine ganze Schaar kleiner Buben umherlief und krech, fragten ſie nach dem Vater Melchior. „Der iſt im Weinberg," ſagte der größte der Knaben, der etwa neun Jahre alt ſeyn mochte, „und der Peter, der Paul, der Jakob, der Hannes, der Thomas und der Simon, die ſind alle auch dort." — „Wer ſind denn der Peter, der Paul, der Jakob, der Hannes, der Thomas und der Simon?" — „Wer die ſind? nun, alles meine Brüder!" — „Und warum biſt du nicht auch im Weinberg?" — „Ich muß die Brüder hüten." — „Welche denn?" — „Die hier," entgegnete der Knabe und zeigte auf drei noch kleinere Jungen, die ſich im Sande umherbalgten. „Und iſt die Mutter auch im Weinberg?" — „Die iſt drinn im Bett mit dem kleinen Bruder."

Die Studenten lachten hell auf. „Wie viel Schock Brüder haſt du denn?" fragte Clemens. „Viele," antwortete der Junge, „aber der letzte iſt noch ganz neu, der iſt erſt jetzt gekommen." — „Kommen denn bei euch alle Tage welche?" — „Nein, nicht alle Tage, aber jetzt iſt einer gekommen; geh nein und ſieh!"

Nicht um den Bruder zu ſehen, ſondern um mit der Hausfrau zu ſprechen, folgte Clemens der Weiſung. Mutter Liſe lag darnieder und hatte ein neugeborenes

Digitized by Google

und ein etwas mehr als jähriges Kind neben ſich, die beide eben ſo voll und geſund ausſahen als die Buden vor der Thüre. Er trug ihr ſein Anliegen vor und ſie ſagte, viel werde ſie nicht thun können, weil ſie noch nicht wieder ganz bei Kräften ſey; ſie wolle aber aufſtehen, für Brod und einen Eierkuchen ſorgen, und wenn Abends die Magd und der Mann nach Hauſe kämen, ſo ſolle auch für eine Streu Rath geſchafft und an Kiſſen und Decken gegeben werden was irgend vorhanden ſey. Einſtweilen möge er nur das Brod und die Butter nehmen, die auf dem Tiſche ſtänden, und ein paar Gläſer, denn nur an ſolchen fehle es in der Nachbarſchaft, der Wein ſey überall zu haben; darnach möge er mit ſeinen Kameraden zu ihrem Manne in den Weinberg gehen und zu Nacht mit ihm und mit den Söhnen wiederkommen, dann werde ſich Alles ſchon finden.

So geſchah es auch. Der Name von Clemens Vater verſchaffte den Studenten beim alten Melchior den beſten Empfang im Weinberg und zwei Tage und zwei Nächte die beſte Aufnahme in ſeinem Hauſe, obgleich Vater Melchior nicht reich war. Schon am erſten Abend, als man unter Singen und Schießen mit der letzten Tagesladung im hellen Mondſchein heimkehrte, erfuhren die Studenten, daß Vater Melchior eilf Söhne habe und daß nun eben noch der zwölfte geboren ſey.“ „Ich hab' ſie,“ ſagte er, „damit ſie gut einſchlagen ſollen und damit es ihnen an einem heiligen Nothhelfer in ſchlimmen Tagen nicht fehle, nach den eilf Apoſteln unſeres Herrn genannt und habe gedacht, es ſollte denn damit auch genug ſeyn. Nun iſt aber doch noch der kleine Nachwuchs gekommen, da hat man denn ſeine Noth mit dem Namen. Judas kann man ihn nicht nennen, und am neunten Oktober, an dem er geboren iſt, ſteht ein Name im Kalender, der ſoll ein unchriſtlicher ſeyn, und darauf kann man doch ſein Kind nicht taufen laſſen. Man hat eben gleich ſeine Plage, ſo wie eins nur da iſt.“ — „Und wie heißt der unchriſtliche Namen?“ fragte Clemens. — „Ja, wer kann das behalten! aber unchriſtlich iſt er, Sie können's nachſehen, wenn wir zu Hauſe ſind.“

Unter ſolchen Geſprächen erreichten ſie das kleine Haus, in dem ſie von Frau Liſe an der Thüre empfangen wurden. Man konnte es ihr nur wenig anſehen, daß ihr zwölfter Sohn erſt vor drei Tagen in die Welt gekommen war. Vor dem Heißhunger der Söhne, deren älteſter ſchon ein ſtattlicher junger Mann war, vor dem guten Appetit der Studenten verſchwanden alle Vorräthe mit Taſchenſpielerſchnelligkeit, ſo viel auch die Mutter aufgetiſcht hatte, und die Studenten ſingen an, während ſie fleißig dem Weine zuſprachen, ſich mit den erwachſenen Söhnen ihrer Wirthsleute zu unterhalten, ſich mit den Kleinen zu necken und zu balgen, daß die Eltern ſich vor Lachen die Seiten halten mußten und die kleinen Buben ganz raſend wurden. Ohne den Sinn der Eltern zu kränken, wußten ſie ſo viel Scherz mit den eilf Apoſteln zu treiben, daß alle meinten nie einen fröhlichern Abend gehabt zu haben.

Da rief mitten in dem tollen Spektakel auf einmal der Studioſus Clemens aus: „Aber, Papa Melchior, ſo holt doch einmal Euern Kalender herbei, damit wir nun doch endlich erfahren, welch ein heidniſcher, gottloſer Name denn eigentlich Eurem Jüngſten beſtimmt iſt, der doch des verdammten Iſchariot wegen nun einmal nicht Judas heißen ſoll.“ Peter, Paul und Thomas ſprangen zugleich auf, das Verlangte zu ſchaffen, aber der flinke Jakob war ſchon beim erſten Worte auf den Beinen geweſen, und als er mit dem Buche ankam, als Clemens den neunten Oktober im Kalender aufgeſucht hatte, rief er: „So wahr Gott lebt, den Namen ſoll der Junge haben! Seht her, Dionyſios heißt der neunte Oktober! Wenn das nicht ein Name iſt, wie er dem in der Weinleſe geborenen Sohne eines Winzers zukommt, ſo will ich nicht mehr Clemens heißen!“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, April.

(Fortſetzung.)

A. Schumacher — Ernſt v. Feuchterslehen.

An jenem ſchönen Abend im belebten Wurſtprater war Schumacher noch frank und frei, in jugendlichem Aufſtreben begriffen. Die Jugend macht ſo vieles wieder gut. Wie abſtoßend hätte ohne den unnennbaren Jugendſchmelz die äußere Erſcheinung ſich dargeſtellt, ſelbſt mit ihrem unverkennbaren Gepräg des ſchaffenden Geiſtes! Der abgegriffene ſchmierige Hut, einſt von feldgrauer Farbe, nachläſſig auf das verwahrloſte Haar geſtülpt; der Rock, ſeit Monden ungebürſtet, mit dem fettigen Rand am Kragen; die unbedingteſte Vernachläſſigung in jeder Einzelnheit, alles das erregte Mißbehagen, das ſich zum Mitleid verkehrte beim Anblick der Augen, deren Aepfel durch weiße Felle entſtellt erſchienen. Doch behaupteten ſich weder Verſtimmung noch Mitleid gegen das gemüthliche und behagliche Lächeln auf dem breiten ungewaſchenen Geſicht mit ſeinen derben und

Digitized by Google

doch so beweglichen Zügen. Der närrische Kauz wurde bald mir eben so werth, wie er den andern Freunden schon seit längerer Zeit war, und wir haben manche gute Stunde mit einander verlebt. Drum will mir's gar nicht zu Sinn, daß der kindliche Schumacher jetzt ohne seine geliebte Pfeife und ohne Bier in den Eisen liegen soll; doch tröste ich mich mit dem Gedanken, der uns einstweilen auch über bessrer Männer trübseliges Geschick hinaushilft: es wird nicht lange dauern. Zudem liegt etwas rührend Spaßhaftes in der Vorstellung, den unschuldigen Dichter aus Gumpendorf dereinst unter den Blutzeugen der Freiheit preisen zu hören. Gottfried Kinkel, Dichter des deutschen Volks und Züchtling des preußischen Standrechts, neben Andreas Schumacher, dem verkommenen „Genie," welche Zusammenstellung!

Ernst Fruchterleben war im Theresianum erzogen, mithin in Oesterreich „ein Cavalier wie andre Cavalierr," von unabsehbaren k. k. erbländischem Adel. Doch eben deßhalb, um der verkümmerten Knabenjahre willen, war er seinem Aristoteles gram, und wo er ihn schreiben wußte, kürzte er ihn zu „Freih." ab. So heißt's Freiheit! pflegte er mit jenem geistreich schalkhaften Lächeln zu sagen, das niemals einem Sterblichen so wohl anstand wie ihm. Die Ritterakademie in der Favorite war aber auch eine schlimme Anstalt, ein Mittelding zwischen Kloster und Zuchthaus, in das der sechsjährige Knabe gesperrt wurde, um zehn, zwölf Jahre oder gar noch länger zu bleiben. Vor den Leuten durfte er sich nicht anders sehen lassen, als gleich einem Popanz angethan, in blauem Frack von altfränkischem Zuschnitt, in gelben Reithosen und hohen Suwarowstiefeln, auf dem Haupt einen unförmlichen Hut von „Anno dazumal," an der Seite den Degen, worauf ohne Schrift zu lesen stand: du sollst nicht tödten! Auf der Straße blieben die Menschen stehen, um den jugendlichen Gefangenen nachzuschauen, wenn ihrer ein paar durch die Straßen schreckten. Einzeln durften sie nämlich nicht ausgehen. Schon dieser Aufzug war hinreichend, in der glänzenden Wienstadt einem jungen Menschen das Daseyn zu verleiden, um von allem übrigen zu schweigen. Fürwahr, wenn seit 1848 am Theresianum sich weiter nichts verändert haben sollte, als die Beschränkung der Zutrittsfähigkeit, so möge das Bürgerthum seinen Augenblick verlieren, dem Adel das trübselige Vorrecht zurückzugeben. Selten wird aus der Anstalt einer so ungebrochen zurückkehren, wie Ernst Fruchterleben, der darin dem großen Schiller glich, daß sich unter dem Druck die Spannkraft seiner freien Kolgen Geist gestählt hatte. Des Druckes ledig, schnellte er empor und machte gleichsehnaubend alle jene Ueberkreibungen durch, welche der Jugend gerne nachgesehen werden, insofern sie nur vor der Jugend selbst ihren Abschied nehmen. Auch sonst noch hatte dieses urkräftige Gemüth aus dem Mißgeschick des verhaßten Zwanges nur das Gute sich zu eigen gemacht, das Gift dagegen verschmäht. Früh schon offenbarte sich im Jüngling jenes wunderſame Gleichgewicht zwischen Einbildungskraft und Verstand, wodurch es späterhin dem Manne möglich werden sollte, sich der heitern Kunst der Dichter zu ergeben, ohne der wissenschaftlichen Kunst der Heilkunde Eintrag zu thun. In ihm hat der Dichter den Heilkünstler, der Arzt den Dichter und Schriftsteller gefördert. Was er in diesen Fächern geleistet, ist bekannt.

(Schluß folgt.)

Dresden, April.

(Schluß.)

Die Vermählungsfeier.

Minder noch als diese Annäherung von oben nach unten ist die von unten nach oben bei der ganzen Festfeier bemerkbar geworden. Die Theilnahme in den niedern Volksschichten, die bei frühern Fällen der Art sich oft rührend kund gab, ist diesmal wirklich fast null geblieben, und die Täuschung mit dem Freitheater, die doch nur von der Tagespresse verschuldet war, hat bittere Mißstimmung zurückgelassen. Die freche magogische „Dresdener Zeitung" hatte mit die ganze Hoffeier vor und während der Festwoche ignorirt und nur am 22. eine kurze Vermählungsanzeige in der Art einer Familiennachricht gegeben, auch die Entbehung des ultraliberalen v. Wagdorf vom Kammerherrndienst vor dem Beginne der Feier gehörig herausgehoben. Da ist denn in einem Unteroffizier ein mißverstandenes woman vie au roin erwacht. Er hat mit Hülfe einiger Soldaten am 23. Abends den Redakteur jener Zeitung aus seinem Büreau gelockt und in einem Seitengäßchen der friedlichen Ostraallee arg durchgeprügelt. Ein Bericht über die „lebensgefährliche Mißhandlung" erschien zwei Tage darauf im Anzeiger; zwei Thätern namen waren genannt, aber die widersprechende Zusage beigefügt, alle fruchtlose Klage bei der Behörde unterlassen zu wollen. Natürlich billigt Niemand die Unthat, aber man wundert sich auch nicht, daß jener Held der Presse, der so oft den „abgeschmackten Gesetzesboden, den man verlassen müsse," bespöttelt hatte, dieß „Verlassen" nun an sich hat empfinden müssen. Von den übrigen Stadtblättern gab das „Neue Dresdener Journal" wenig mehr als das in praeterita übersetzte Festprogramm, und eine mißgünstig kurze (freilich wahre) Notiz vom Bühnenspiel. Nur das alte Dresdener Journal und die Leipziger Zeitung haben mit vormärzlichem Respekt berichtet. Der „Anzeiger" hatte seine Spalten Gönnern und Spötern geöffnet. Man fand neben den dankbar angezeigten zweihundert Thalern Armengeschenk des hohen Brautvaters auch manche hämische Glossen. Aber thöricht war das Bemühen eines Wohlmeinenden, der die Dresdener zum Bivouaxfeuer, Hutschwenken, Blumenstreuen beim Abschied „der Landestochter" anspornen wollte. Wie sonnte Derartiges Werth behalten, wenn der Aufruf dazu vorher bei Hofe gelesen wurde? Auch drei kreftige Strophen: „Erinnerungskranz der Scheidenden" u. s. w., die so eben großgedruckt erschienen, wollten nicht viel bedeuten, und vom Tedeum, das zum heutigen Sonntag in sämmtlichen Stadtkirchen angesagt war, hört man leider, daß es selbst in der Hofkirche erst nach der Predigt, daher unter Klang der Andächtigen gesungen werden ist. Doch hat es wenigstens in den mittlern Gesellschaftsklassen auch nicht an Beweisen von Theilnahme gefehlt. Außer den ländlichen und städtischen Deputationen waren auch Abgeordnete der zahlreichen Bogenschützen beim Prinzen Johann erschienen, und seine Dankworte wurden als schriftlich beim Verband niedergelegt den Betheiligten angekündigt. Von den Damen der hiesigen Frauenvereine ist der Prinzessin Braut ein Album mit erinnerungsreichen Landschaftszeichnungen, und ein großer braunsammter Teppich mit Stickereiarbeiten der Geberinnen verehrt worden. Der letztere war am Sonnabend vor dem Feste in einem Gehaus der neuen Lüttichaufstraße zum Beschauen ausgelegt, und der weiblichen Zudrang dazu, obgleich keine Anzeige erfolgt war, in den Nachmittagsstunden außerordentlich. Die wenigen mit eingetretenen Herrn schienen mehr die beschauende als die beschaute Flora zu brachen. Aber sinniger noch war einer reich geflickte Briefmappe der Leipziger Damen, eingesandt mit der Bitte, darin die Liebesbeweise aus der verlassenen Heimath aufzubewahren. Wir Männer wollen die Schreibende mit dem Wunsche grüßen, daß sie an dem Fürstenhofe, der einst Italiens Einigung erstrebte, auch für Deutschlands Wohl und Einkracht ein theilnehmendes Herz behalten möge.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 115. Dienstag den 14. Mai 1850.

Ingenium cui sit, cui mens divinior, atque os
Magna sonaturum.

Horat:

Dünengeschichten.

(Fortsetzung.)

„Alter Melchior," sagte einer der andern Studenten, „wer Euch gesagt hat, daß das ein gottloser Namen ist, hat gottlos gelogen. Das ist der Name des heiligen Nothhelfers gegen allen Erdenkummer und der eigentliche wahre Beschützer des Weinstocks. Laßt Euch nichts einbilden, stoßt an! der Junge soll und muß Dionysius heißen!" — „Dionysius hoch!" riefen die andern, und Clemens sagte: „Heute ist Freitag, bis Sonntag Abend bleiben wir hier. Morgen wollen wir mit dem Vikarius sprechen. So Ihr wollt, soll übermorgen am Sonntag die Taufe seyn; wir alle wollen Gevatter stehen, und wenn der Junge groß wird und ich lebe, so schickt ihn mir. Ich will für ihn so gut sorgen, als Ihr jezt für uns gesorgt habt."

Der Vorschlag wurde angenommen. In der Nacht zum Sonntag ward die Weinlese beendet, am Sonntag in aller Frühe das Haus gewaschen und die großen Kuchenbleche mit den fetten Butterkuchen vom Bäcker geholt, Sonntag um Mittag nach der Predigt wurde der zwölfte Sohn des Weinbauern Melchior getauft, und als am Abend die Studenten abgefahren waren, aßen die eilf Brüder die letzten Reste der Taufkuchen, der Vater schloß die Geldgeschenke der Studenten ein, die sie ihrem Pathen gemacht hatten, um sich für die gute Aufnahme zu bedanken, und der kleine Dionysius schlief so ruhig, als ob er Gottlieb oder Fürchtegott, Florian oder Cyriacus getauft worden wäre. Auch in der Zukunft gedieh er sehr gut, der unchristliche Name schadete ihm nichts, es war nur schlimm, daß Niemand ihn behalten und die Eltern und Brüder selbst ihn nicht recht aussprechen konnten. Man suchte sich aber zu helfen, indem man ihn den „Kleinen" nannte, und da er der Jüngste blieb, behielt er diesen Namen und das ganze Dorf nannte ihn „Melchiors Kleinen."

So weit hatte Ludolf erzählt, als Coralline sich des Wortes bemächtigte. — „Der Kleine wuchs also fröhlich heran," sagte Coralline, „war aber ein ganz anderes Kind als alle eilf Söhne der Mutter Lise. Er hatte gesunde Knochen, frisches Blut wie die andern, aber es mußte doch etwas Besonderes in ihm stecken, denn er lernte früher gehen und sprechen als die andern; fiel er einmal auf die Erde, so that er sich keinen Schaden, verlief er sich, so kam er ungefährdet wieder nach Hause, suchte man etwas, so fand er es, und überhaupt mußte man sagen, er sehe, höre und wisse Alles besser als die andern, er sey eben ein rechtes Glückskind. Die Eltern schickten ihn, wie er in das Alter kam, zur Schule, aber im Zimmer mochte es ihm nicht behagen; es litt ihn nicht lange darin, es zog ihn zum Garten, zum Weinberg zurück, und was er da in die Hand nahm, hatte Art und Geschick, ohne daß ein Erwachsener es ihm gezeigt hatte. Er wußte die besten Absenker und Augen zu schneiden schon als kleiner Knabe, und was er steckte, ging regelmäßig auf. Mit seinen Händchen häufelte er so geschickt wie ein Großer; dabei sang oder pfiff er dann allerlei Weisen, die ihn Niemand gelehrt hatte, und Abends erzählte er Geschichten, von denen auch kein Mensch sagen konnte, woher Dionysius

Digitized by Google

ſie habe. Fragte man ihn, wer ſie ihm erzählt habe, ſo antwortete er: „Ich habe ſie gehört,“ aber das wo und wie wußte er nicht zu ſagen.

Einſtmals, es war am 22. Juni in der Mittſommernacht, da ſchien der Mond ſo hell, daß es den zwölfjährigen Dionyſius gar nicht leiden wollte auf dem Lager, welches er mit ſeinem Bruder theilte. Es ſchläferte ihn nicht ein bischen und er dachte: „Es iſt doch Sünde und Schande, liegen zu bleiben, wenn man nicht müde iſt und draußen alles ſo hell wie am Tage. Du möchteſt im Grunde auch einmal ſehen, was die Weinſtöcke Nachts alles machen. Am Tage wachſen ſie nicht, das ſieht man, größer werden ſie aber doch; ſie wachſen alſo wohl des Nachts, und das mußt du doch einmal anſehen.“

Er zog alſo ſeine Leinwandhoſe an, warf die Jacke über die Schultern und ſchlich ſich ſachte hinaus, daß ihn Niemand hörte. Wäre er auch laut aufgetreten, es würde doch keiner ſeiner Brüder aufgewacht ſeyn; die lagen wie die Säcke feſt, wenn ſie ſich erſt einmal ausgeſtreckt hatten. Wie er nun hinauskam, lief er gleich den Berg hinauf, denn oben, wo die Sonne am wärmſten ſchien, hatte er die neuen Fechſer eingeſteckt, und was die machten, die neben großen Stöcken ſtanden, das wollte er eben gern wiſſen. So klar aber ſein Auge ſonſt war, ſo ſchimmerte und flimmerte es vor ſeinen Blicken in der Mondnacht. Er dachte, das möchte doch wohl ein Reſt von Müdigkeit ſeyn, oder ein bischen Schlaf, und ſtreifte mit den Händen über die Weinblätter, um ſich mit dem Thau das Geſicht zu netzen und die Augen friſch zu machen. Kaum war dieß aber geſchehen, als er nicht nur ſchläfrig zu ſeyn, ſondern zu träumen glaubte. Er ſchüttelte den Kopf, er zupfte ſich mit der Hand an Ohren und Naſe, er ſah ſich um — ja freilich war er am Rhein, aber wie war das Alles doch ſo ganz anders als am Tage, ſo prächtig, ſo unbegreiflich, ſo wunderſchön!

All die Weinblätter glänzten in goldigem Grün und auf den größten Blättern ſtanden wie auf großen Teppichen kleine reizende Mädchen, während andere ſich auf den Ranken ſicher wie auf Leitern und Brücken fortbewegten. Er mußte ſich erſt beſinnen, daß dieſe goldenen, fein gearbeiteten Brücken und Leitern wirklich die Ranken ſeyen, die er ſo oft geſehen hatte. Die kleinen Mädchen ſchienen ihn gar nicht zu beachten. Einige von ihnen hatten weiße, wie aus Duft gewebte Röckchen an, die von Gürteln aus Tigerfellen unter der Bruſt zuſammengehalten wurden, andere trugen bunte, fremdsartige Gewänder, wie ſie im Orient üblich ſind, Alle aber waren emſig beſchäftigt. Sie ſangen dabei fröhliche Lieder, die wie das Schwirren der Cikaden durch die Luft tönten.

(Fortſetzung folgt.)

Die Flüchtlinge in London.

(Fortſetzung.)

Dort gleich daneben in Spring-Street hauſen die Magyaren und ihr Haupt Pulsky. Letzterer, ein ſchlanker hübſcher Mann mit lebhaften dunkeln Augen und einer Adlernaſe, hat das Mittel gefunden ſich bei den Engländern in große Gunſt zu ſetzen. Er preiſt ihr Land als den Inbegriff alles Vollkommenen, als ein irdiſches Paradies, als ein Utopien. Klima und Nahrung, Geſetzgebung und ſociale Verhältniſſe, Alles iſt ihm gleich vortrefflich, Alles gleich ſehr nach ſeinem Geſchmack. Ganz natürlich wird es einem ſolchen Manne leicht, namhafte Summen für ſeine Landsleute zu erheben, die ihn daher auch als ihre Hauptſtütze und ihren Patron betrachten und es ſich hier wohl ſeyn laſſen. Leider haben die deutſchen Flüchtlinge kein ſo namhaftes und beliebtes Oberhaupt gefunden. Da iſt kein Engländer, der ihre Sache in der guten Geſellſchaft verträte und Theilnahme und Beiſtand für ſie forderte; da iſt kein Deutſcher, der England genug verehrte, um ſich Thüren und Herzen, und was noch mehr iſt, die Börſen offen zu erhalten. Sie ſind daher ſchlecht angeſchrieben, ſo ſchlecht, daß man das wie ausſprechen gar nicht den Muth hat. Pulsky iſt mit einem weitern Werke über Ungarn beſchäftigt und wird auch ferner ſich als Schriftſteller ſeinen Unterhalt verſchaffen, bis die große Revolution ihn wieder auf das Feld politiſcher Thätigkeit ruft.

Wir gehen weiter. In Maddox Street am Theetiſch finden wir mehrere Franzoſen, unter dieſen einen büſter ausſehenden, ſtarr blickenden jungen Mann, der in ſeinem ganzen Benehmen etwas Schroffes, Unzugängliches hat, das ihn durchaus nicht als ein Kind ſeines Landes bezeichnet. Es iſt Barthelemy, ein Flüchtling, ein Mitarbeiter am Journal von Louis Blanc, »l'ami du peuple,« ein Mann, der ſchon zehn Jahre zu den Galeeren verurtheilt geweſen, und der, kaum frei, ſogleich wieder ein neues Verdammungsurtheil über ſich ergehen laſſen mußte, immer der Idee treu: »le sang doit couler, wenn die Völker frei werden ſollen.“ Dieſer Fanatismus des Bluts hat etwas ſchauerlich Empörendes, etwas, worin der Menſch den Menſchen nicht mehr erkennt.

Die Geſellſchaft bricht auf, folgen wir ihr. Auf Rathbone Place, in einem engen Lokale finden wir uns wieder. Hier vor einer gedrängten Verſammlung

Digitized by Google

läßt Louis Blanc sich über die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich vernehmen, spricht von Helvetius und seiner Theorie des Ich, und geht dann auf Jean Jacques Rousseau über, den er als den ersten Socialisten, den ersten freien Menschen schildert und zu den Sternen erhebt. Jedes Auge hängt bewundernd an seiner Lippe. Seine Sprache, sein Vortrag sind aber auch ausgezeichnet schön. — Heute haben sich auch viele und sehr schöne junge Frauen eingefunden, die mit einem gewissen Stolz in Blick und Haltung des Triumphes ihres Lieblings genießen. Hinter den Männern dort an der Wand hat sich eine Reihe schöner Statuen aufgeschichtet, die Männer der lezten Revolution in Italien, römische Offiziere meistens. Dort die hohe Gestalt gehört dem Oberst Medicis an, der so tapfer in den Abruzzen focht; so edel schön gebildet, so kühn, so jugendlich frisch und männlich ernst muß man sich einen Kriegsgott denken. Neben ihm der kleinere mit dem scharfen schlauen Blick ist Augustini, der die Constitution abgefaßt. Dann kommt Catabeni mit dem schönen frommen Dichterantlitz, und so weiter bilden sie eine Galerie, von der man das Auge kaum abwenden kann, und die im sonderbarsten Contraste mit den Gestalten steht, die gleich daneben sich befinden und mehr oder minder den Stempel der Eintagsfliegen tragen, deren Träumen und Denken, Sinnen und Trachten immer nur von einem Tage zum andern reicht.

Mit dem Schlage zehn wird die Sitzung aufgehoben. Das ist für London noch eine frühe Stunde, viel zu früh, um den Tag schon als beschlossen anzusehen. Begeben wir uns noch in einen republikanischen Verein und hören, wie die Mitglieder desselben das Programm von Karl Heinzen durchnehmen. Doctor Bauer tritt ein, ein hübscher blonder Mann, dem es durchaus nicht an Selbstvertrauen fehlt. Er redet vortrefflich und ist ganz damit einverstanden, daß man das Geld abschaffe, wodurch sogleich die Concurrenz aufgehoben und die Capitalisten in den Rang der Proletarier versezt würden. Nebenbei bemerkt er seinem Nachbar, wie schöne Fortschritte er bereits in England mache; er gehe überall hin, wo ein Arzt mit einem Jahrgehalt angestellt sey, und erbiete sich das Amt desselben um das Drittel zu übernehmen. Vortrefflich! Was ist denn Concurrenz anders als das gegenseitige Herabschlagen des Preises? — Spiegelberg, ich kenne dir!

Ein bedeutender Redner unter den Handwerkern ist der Schneider Bobzin, der wohl unterrichtet, sehr belesen und sogar ein Dichter ist. Dieser könnte allenfalls die Rolle eines Robert Blum spielen. — Dr. Bauer und der Bürger Bobzin gerathen in einen heftigen Streit. Der erstere will eine sociale Republik, der andere will Anarchie, schon das bloße Wort Staat widerspricht seiner Idee der Freiheit, die von keinem Herrschen des einen über den andern wissen will, die von einem Zusammenleben träumt ohne Gesetze und ohne Ordnung, so ungefähr, wie die Kaffern und Buschmänner neben einander hausen mögen. Dr. Bauer will das nicht gelten lassen, aber er überzeugt den andern nicht. Der Bürger Bobzin ist von dem bittersten Haß gegen jedes Mitglied der Gesellschaft beseelt, das ihm in irgend einer Art bevorzugt scheint, sey es von der Natur durch Schönheit und Geistesgaben, oder vom Glück durch Reichthum und Erfolg. Für diese alle muß er eine Guillotine haben, und nachdem er eine ordentliche Reinigung vorgenommen und die menschliche Gesellschaft von allem Pockengift sorgfältig gesäubert hat, dann bleibt ihm noch die Hefe derselben, mit der sich auch schwerlich auf einem solchen Fuße der Gleichheit und Brüderlichkeit wird leben lassen, wie er ihn für sich ersehnt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem südlichen Frankreich. April.

Leichesinn.

Die dämonische Gewalt der socialistischen Propaganda ist bei uns vielleicht stärker und corrosiver als irgendwo. Was thun aber wir redlichen Leute, um diese Springfluth aufzuhalten? Was thun wir gegen diese Ausschweifungen der Ideen, gegen diese schnell um sich fressende Fäulniß der öffentlichen Sittlichkeit? Schießen wir von unserm lieben Geld zusammen für die Abfassung, den Druck und die Verbreitung guter, ansprechender Volksschriften? Veranstalten wir Collekten und Subscriptionen, um ergreifende und tröstliche Reden unter die Armen zu verbreiten? Vereinigen wir uns zur Bildung einer kräftigen Opposition gegen die dem Volke eine glückliche Zukunft versprechenden, dem Egoismus und dem Laster mit Befriedigung schmeichelnden Ideen, gegen die Tag und Nacht in allen Sphären thätige Propaganda, welcher alle Mittel zu ihrem Zweck recht sind? Nein, wir guten Leute glauben alles gethan zu haben, wenn wir unser materielles, in den Jahren 1848 und 1849 stark gestörtes Behagen wieder

Digitized by Google

herauszustellen suchen. Und während schon der häufige Straßenunfug mit Mord in und außer den Städten uns beunruhigen sollte, tanzen, springen und jubeln wir auf dem Vulkan, ächte Kinder des Südens, die in ihrer Leberhaften Lebendigkeit nur an den Augenblick denken. So war der Carneval zwischen Revolution und Cholera sehr lustig. Die Hauptsache dabei war eine Cavalcade, an der ein ganzes Husarenregiment mit seiner Musik Theil nehmen sollte. Ein solcher Aufzug setzte jung und alt Männlein und Fräulein in elektrische Entzücken. Gleich erhoben sich hundert Fragen: was soll eigentlich diese Reitermaskerade seyn? ernster oder komischer Art? dramatisch oder malerisch? soll sie in unserer interessanten Vorzeit Anhaltspunkte und Beziehungen finden? in den mythischen Tagen der Phocäer oder in dem galanten Ritter- und Troubadourleben der Provence und der Grafen von Toulouse? Ist es wahr, daß unter Begünstigung der Maske einige unserer schönen Marseiller Frauen und Mädchen, die bei unserem Frantoni Reitunterricht nehmen, bei dieser Cavalcade erschinen und sich in schönem Costüm auf ihren Pferden anmuthig herumtummeln werden? Ein succès colossal oder gar pyramidal schien gewiß, denn etwas Aehnliches war hier noch nicht gesehen worden. Schon in den ersten Tagen, als davon die Rede war, wurden die Fenster in den Hauptstraßen um gutes Geld vermiethet, und wiewohl wir nicht mehr in der Ritterzeit leben, hätte man doch von schönen Sträußern, Blumenkronen und parfümirten Bändern, die von zarten Händen auf die Cavalcade herabgeworfen werden sollten. Da das ganze Fest zum Besten der Armen gegeben wurde, verlieh ihm diese schöne Bestimmung besondern Reiz, und es war bei dem entschiedenen Wohlthätigkeitssinn unserer Einwohner vorauszusehen, daß von Zuschauern und Zuschauerinnen bedeutende Gaben gespendet werden und dadurch Lust und Freude in trauriger, drohender Zeit gleichsam geröthet werden würden. So ist es auch gekommen. Der Aufzug ging vor sich und die Einsammlung der milden Gaben erfolgte sonderbar genug durch die Husaren selbst. Es lag jedoch etwas rührend Menschliches darin, diese Kriegsmänner, diese Schnurrbärte von Haus zu Haus, von Balkon zu Balkon, von Fenster zu Fenster reiten und für die Armen mit der ihnen eigenen militärischen Anmuth milde Gaben einsammeln zu sehen; wohl das erstemal, daß sie ein so humanes Werk vollbracht haben. Darüber konnte man es hingehen lassen, daß das Maskenfest selbst eigentlich sehr unbedeutend war.

(Fortsetzung folgt.)

Wien, April.

(Schluß.)

Eduard und Ernst von Feuchtersleben.

Wir waren eifrige Republikaner, was sich bei unserer brausenden Jugend schier von selber verstand, besonders in Wien, welches damals ein etwas größeres Theresianum war. Wir beurtheilten die Welt nach dem Maßstab der eigenen Stele. Ich für mein Theil bin später von diesen Anschauungen weit abgekommen, und wenn ich ihnen zur Stunde wieder näher stehe, so geschieht es aus ganz andern Beweggründen. Wir haben nämlich durch die letzten sturmbewegten Jahre gelernt, daß die große Masse zwar unter einer weisen erzväterlichen Regierung von geschichtlicher Begründung am allerbehaglichsten leben würde, daß aber die erzväterliche Weisheit bei dem jetzigen Stand der Gesittung ein unmöglliches Ding ist, mehr noch durch die Regierten selbst als durch die Gewalthaber, wiewohl auch diese als Kinder ihrer Zeit mit der Strömung des Tages fahren müssen.

Welche Uebergänge der Freund durchgemacht, ist mir aus persönlicher Mittheilung nicht bekannt geworden. Bevor wir zwanzig Lebensjahre zählten, trennten sich unsere Pfade bergestalt, daß wir der Verlust bei aller Herzlichkeit doch sehr mangelhaft bleiben mußte, bis wir uns nach zwanzig weiteren Jahren endlich wiedersahen. Wir ahnten nicht, daß die Begräbnung ein Abschied für Zeitlebens war. Auch Ernsts Grieftrunder soll ich damals wieder, hoffentlich nicht zum letztenmal. Eduard ist Subhüttenmeister am Salzwerk zu Aussee in Steiermark, demselben Schönen, wo Anna Plochl, des Postmeisters Tochter, geboren wurde und zur fürstlichen Jungfrau emporwuchs, um später einem Erzherzog Herz und Hand zu geben. Solimans Enkel wurde in seiner Jugend theilweise gesäuchtet um der Leichtigkeit willen, womit er seine witzigen Einfälle in Sinngedichte faßte; doch schon damals war solche Furcht eitel. Auch im überschäumenden Jugendmuth behielt sein gutes Herz immer die Oberhand über den schlagfertigen Witz; freilem ist dieser gemüthliche Witz eine friedliche Flamme geworden, die leuchtend wärmt, und höchstens dann einmal wehe thut, so einer die Finger allzuvermitzig hineinsteckt. Eduard hat nur weniges veröffentlicht, Ernst nicht gar zu viel, doch genug, um den Gang seiner Ansichten und Empfindungen klar zu machen. In seinen Gedichten (von denen eine Sammlung in der J. G. Cottaschen Buchhandlung erschien) ist Goethescher Einfluß unverkennbar, doch ohne Schaden für die Ursprünglichkeit der Eingebung. Von seinen Schriften in ungebundener Rede wird die „Diätetik der Seele“ die bekannteste seyn. Ein Aufsatz von ihm über den unglücklichen Maierhofer hat seiner Zeit die allgemeinste Theilnahme gefunden. Mehr von den Schriften zu sagen, ist mir hier unmöglich, da mir die Quellen fehlen und das Gedächtniß nicht ausreicht, doch sollte mich wundern, wenn nicht im haushcristlichen Nachlaß sich noch reiche Schätze vorfänden. — Nach dem Theresianum hatte Ernst noch eine schwere Schule durchzumachen; an ruhiges Wohlleben und an Ueberfluß gewöhnt, dazu im Begriff, ein geliebtes Mädchen in sein wohlbestelltes Haus als Gebieterin einzuführen, mußte er plötzlich anfangen, woran er bisher nie gedacht: sich selber sein Brod zu verdienen. Der alte Freiherr von Feuchtersleben hatte nämlich das Unglück, vielleicht auch die Grille, sich unsichtbar zu machen. Man wollte ihn zuletzt am Donauufrande erblickt haben, und seitdem ist er weder lebend noch todt jemals wieder zum Vorschein gekommen. Das Gericht legte sofort den Nachlaß unter Siegel und nahm die Verwaltung des Vermögens zu treuer Hand, bis nach Verlauf von zehn Jahren der Vermißte endlich für verschollen erklärt werden durfte. Auch diese Prüfung hat Ernst ritterlich bestanden. Er ließ sich nicht abhalten die Braut heimzuführen, und lange bevor der Nachlaß des Vaters von den Gerichten ausgefolgt wurde, stand der Sohn durch eigene Arbeit so fest auf den Füßen, daß er der Erbschaft allenfalls hätte entbehren können — Bald darauf brach das Jahr 1848 mit seinen Stürmen herein und riß den vielgeprüften Mann auf den Schauplatz der großen Weltbegebenheiten. Was er dort geleistet, ist in noch weitern Kreisen bekannt geworden als seine Dichtungen und seine wissenschaftlichen Schriften. Fest und mannhaft wie ein Held, milde wie ein Arzt, schritt er mitten durch die Aufregung. Sein Herz kannte keinen Unterschied; er wußte nicht von Hohen oder Niedern, von Adel oder Volk, von Deutschen, Slawen oder Magyaren, — ihm waren sie alle Menschen. Den Anstrengungen der wilden Zeit ist seine Körperkraft erlegen, und der schwache Leib war nicht länger im Stande den mächtigen Geist zu halten. — Fahre wohl, auf Wiedersehen!

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 116. Mittwoch den 15. Mai 1850.

Omnis Aristippum decuit color et status et res,
Tentantem majora, fere praesentibus aequum.
Horat:

Die Flüchtlinge in London.

(Schluß.)

Der Fanatismus des Bürgers Bobzin ist gefährlich, weil er die Gabe besitzt ihn seinen schwächern und weniger begabten Genossen mitzutheilen. Indessen auf englischem Boden kann eine Handvoll fanatischer Schneider nie von großer Bedeutung seyn, mögen dieselben Vereine stiften so viel sie wollen. So lange sich der Herzog von Braunschweig oder Don Miguel nicht an ihre Spitze stellt, werden sie der menschlichen Gesellschaft schwerlich anders in bedrohlicher Gestalt erscheinen, als indem sie ihr keine Röcke mehr liefern.

Gehen wir aber weiter. Es ist ja zwischen elf und zwölf Uhr noch hinreichend früh, um eine Soirée zu besuchen. Und wen treffen wir? Erst einen Bekannten und dann wieder einen. Wir sehen Bucher aus Berlin, der nicht in der Kammer sitzen konnte, ohne eine Anwandlung von Uebligkeit zu verspüren, die ihn zum Republikaner umschuf und ihn außerdem noch eine Sünde begehen ließ, die er in England abzubüßen gedenkt, indem er die englische Sprache erlernt. Dann kommt uns Tausenau entgegen, der kleine corpulente Tausenau, ohne Bart, schon wie ein halber John Bull anzuschauen und mit der Würde eines Professors als Sprachlehrer an einer hiesigen Schule bekleidet. Was wagt man nicht Alles! Wenn er die Knaben nun das Revolutioniren lehrte? Und schließlich gewahren wir noch den guten alten Robert Owen, der ein wenig taub geworden, seit wir ihn zum letztenmal gesehen, der dabei aber immer noch rüstig ist, und trotz seiner zwei-und-achtzig Jahre noch so frisch und hoffnungsvoll von einer Welt der Phalanstèren träumt, wie in den Zeiten seiner Jugend. Ein Fanatismus, mit so viel Hoffnung gepaart, ist für das Individuum beglückend, wie er sich sonst auch erweise.

Vom äußersten Westende schlängelt sich eine lange Straße in einer Art Halbkreis bis in das Herz der City, New-Road genannt. Hier rasselt es von früh bis zur späten Mitternacht von Omnibussen. Morgens dienen dieselben den wohlhabenden Kaufleuten, die im Westende mit ihren Familien wohnen, sie in die City zu führen, wo alle Comptoirs sind, und gegen sechs Uhr Abends führen sie dieselben in ihre Wohnungen zu einem behaglichen Mittagessen zurück; in den übrigen Tagesstunden gibt es der Betriebsamen und der Müssiggänger genug, um die Menge der Wagen beständig gefüllt zu erhalten. Daß es durchaus nicht fashionabel ist, in einer solchen Straße zu wohnen, kann Jeder leicht ermessen. In London heißt es: »dis-moi où tu demeures, je te dirai qui tu es.« Auf wessen Karte man „New-Road" bemerkt fände, den würde man sogleich als ein nicht zur guten Gesellschaft gehöriges Individuum erkennen. Doch mögen recht gute Leute dort wohnen, wie denn gut seyn und zur guten Gesellschaft gehören, gar verschiedenartige Dinge sind.

Indem wir aber das bunte Gemisch von Häusern jeder Größe und jedes Styls überschauen, fällt uns, umfaßt von einer langen schwarzen Mauer, ein schönes, stattliches Gebäude auf, das recht sultanisch aus den dasselbe umschattenden Bäumen herausblickt. Und kein Wunder, daß es so vornehm aussieht: es gehört ja dem rothen Fürsten an. In der genannten Mauer

Digitized by Google

gewahrt man gewaltige Thorflügel, aber sie öffnen sich nicht. Still und stumm ist die ganze äußere Umgebung. Dort seitwärts ist ein Thürchen; dem naht sich jetzt ein Mägdlein mit ihrer Milchkanne; aber auch dieses Pförtchen öffnet sich nicht, es bewegt sich nur ein kleiner Schieber in demselben und ein mächtiger Schnurrbart guckt heraus, um sich zu überzeugen, ob die den Eintritt wünschende Person seinem Herren nicht gefährlich sey. Man untersucht sie, da sie aber ohne Waffen erfunden wird, mag sie ihre Milch einbringen; ob dieselbe nicht vergiftet ist, kann man ja noch vor dem Genuß erproben lassen.

Das Leben eines großen Menschen kennt doch gar manche Sorgen und Bekümmernisse, von denen ein kleines Daseyn nichts weiß. Was nützt es par la grace de Dieu erschaffen zu seyn, wenn man nicht zugleich stich- und kugelfest ist? Uebrigens ist dem Fürsten doch schon manches Jahr recht gnädig vorübergegangen, und bestimmen ihn gleich seine Todesahnungen dazu, sein Testament schon jetzt zu machen und sich in Bethnal Green ein herrliches Monument errichten zu lassen, so mag ihm dennoch vorbehalten seyn, noch manche Wallfahrt nach seinem eigenen Grabe zu unternehmen und es mit Immortellen zu schmücken, die der Lebende dem Todten dankbar darbringt. Karl V. ließ sich ja auch begraben.

Uebrigens ist der rothe Fürst eine Art unsichtbarer Persönage, eine Art Nübezahl. Niemand sieht ihn und doch kennt ihn Jeder. Seit er in London eingezogen ist, hat er sich dem Publikum auf manche Art furchtbar und bekannt gemacht. Seine Gesellschaft sind zwei Freundinnen, die seine Einsamkeit theilen und zu ihrer Zerstreuung mit seinen Diamanten spielen, die sehr kostbar und von seltener Größe sind. Die guten Kinder zu necken, erscheint dann allwöchentlich die Anzeige, dieselben sollen verkauft werden, was natürlich von der einen Seite zu Bitten, von der andern zu Versprechungen führt, wodurch die Einförmigkeit des Lebens auf's Angenehmste unterbrochen wird. — Auch gibt es ein paar Töchter, in deren unschuldigen Lebensmorgen das Mysterium ihrer hohen Geburt wie ein unheimlicher Zauber hineinspielt, und deren Schicksale für den romantischen Dichter dereinst herrliche Ausbeute liefern können.

Der rothe Fürst liebt die Literatur, d. h. er ließt gerne seine eigenen rothen Schriften. Jeden Morgen, ehe er seine Schminke auflegt und seinen Bart färbt, versaßt er, noch auf weichem Pfühle ruhend, einen jener körnigen Aufsätze, die eine Energie des Ausdrucks verrathen, vor der Europa erzittern könnte, wenn eine Armee hinter seinen Worten stände. Es sind aber nur Worte, nur Prinzipien, die er vertheidigt; die Thaten überläßt er gerne dem Schicksal und Louis Napoleon, dem er zu diesem Ende auch zehntausend Pfund geliehen.

Das Wort roth hat in neuerer Zeit vielfache Bedeutung gewonnen. Bei den einen bezieht es sich auf die Freiheit, bei den andern auf die christliche Liebe, wie z. B. Struve es versteht; in welcher Bedeutung der rothe Fürst es angenommen, ist indessen noch problematisch. Obwohl ein Freund aller Communisten, Socialisten und Republikaner, kann man doch nicht sagen, daß seine Freundschaft sich anders als durch Worte bethätige; denn von Angesicht zu Angesicht hat noch keiner ihn gesehen, und ebensowenig hat jemand seiner Gastfreundschaft sich zu rühmen. Nur aus der Ferne, dem dumpfen Rollen des Donners vor einem Gewitter vergleichbar, hört man seine sympathische Stimme, sobald von Fürstenhaß und Revolution die Rede wird; das lebende Wort ward noch keinem zu Theil. Auch fällt es dem rothen Fürsten nicht ein, den rothen Flüchtlingen eine Unterstützung zufließen zu lassen; eine solche Sünde ließ seine Linke sich noch nie zu schulden kommen. Außerdem ist er etwas abergläubisch und hat — mit der Gräfin Hahn zu reden — eine immense Furcht vor der Zahl sieben. Als daher Heinzen nach London kam, wurde es dem Fürsten gleich sehr bange vor den sieben Buchstaben seines Namens, und als nun noch, eben so schlimm, die Zahl sieben über dessen Thüre stand, war es mit seiner Freundschaft für diesen seinen Lieblingsschriftsteller völlig aus. Die Frage ist nun, wenn die Rothen der Welt eines Tages eine rothe Republik errichten, welche Stellung man den Fürsten darin anweisen soll, die ein so sonderbares Roth getragen?

Dünengeschichten.

(Fortsetzung.)

Dionysius war wie versteinert vor Verwunderung. Er wollte fragen, wer die kleinen Gestalten seyen, was sie denn eigentlich machen, aber er konnte kein Wort hervorbringen. Er sah nur immer, wie die lustigen Wesen die Blätter etwas auszudehnen strebten, wie sie die Rankenleitern in die Höhe zogen und die einzelnen Blüthen des Weines traubenförmig zusammenfügten, oder wie sie kleine Einschnitte in den Rebstock machten, und durch diese aus zierlichen goldenen Krügen verschiedene Flüssigkeiten hineinfüllten. Dazwischen kamen Leuchtkäfer geflogen, die brachten helle Flammen mit von einem flüssigen Feuer; das streiften die emsigen Jungfräulein ihnen rasch von den Flügeln ab, füllten es in die Goldkrüge, gossen es in

Digitized by Google

die Rede, und dann flogen die Leuchtkäfer wieder davon, friſches Feuer zu holen. Nach den Glühwürmern kamen die Bienen mit ihrem Honig, und Schmetterlinge gaben ihre Farben her, ſo viel die kleinen Arbeiterinnen davon nehmen wollten. Es war eine Geſchäftigkeit ohne Ende, und der Mond leuchtete ſo hell als er konnte, damit ſie alle recht klar ſehen möchten und nicht aufgehalten würden bei der Arbeit.

Endlich konnte es Dionyſius nicht mehr aushalten vor Neugier, vor Staunen und vor Luſt zu helfen. Er fragte alſo, da gerade eines der Jungfräulein mit dem Tigerfellgürtel ſich tief herabneigte, ſo daß er ſie faſt mit der Hand berühren konnte: „Aber ſage mir nur in aller Welt, wo kommt ihr her?“ Da riefen ſie alle auf einmal: „Aus der Heimath! aus der Heimath!“ — „Wo iſt denn eure Heimath!“ — „Weit weg von hier im Lande der Reben!“ — „Und was thut ihr hier?“ — „Wir pflegen unſere Brüder, denn die Königin hat es befohlen.“ — „Wer iſt denn eure Königin?“ — „Die Blume des Weins, die ſüße, die goldene, die feurige Blume des Weins! Komm mit zu ihr! komm mit zu ihr! Sie ruft nach dir, ſie verlangt nach dir! Komm mit zu ihr! komm mit zu ihr!“ — „Wohin geht denn der Weg?“ — „Durch die weite, weite Welt!“ — „So zeigt ihn mir!“ — „Du mußt ihn ſuchen, du wirſt ihn finden!“

Das ſangen und ſprachen ſie wie im vierſtimmigen Canon durcheinander, und als Dionyſius eben daran dachte, eines von den kleinen Mädchen feſtzuhalten und ſie als Wegweiſer zu benutzen, krähte der Haushahn; alle Jungfräulein griffen nach den kleinen grünen Dominos, die ſie an die Ranken gehängt hatten, ohne daß Dionyſius ſie gewahr worden war, und ſchnell wie ein Gedanke ſchlüpften ſie hinein. Die einen ſtreckten die feinen Händchen und Füßchen durch ein grünes, leichtgeſchupptes Mäntelchen, das ihnen zu lang war und wie eine ſpitze Schleppe nachzog, nahmen die grüne Maske vor das Geſicht, und waren nun kleine, zierliche Eidechſen, die raſch in die Erde huſchten, während ſie mit den lachenden, klugen Augen Dionyſius winkten; die andern hatten noch leichtere Gewänder mit grünen oder bunten Flügeln und ſchwangen ſich als Cykaden und Libellen in die Luft, „komm mit! komm nach! komm mit!“ rufend. Alle aber flogen dahin, wo die Sonne aufging, und der arme Dionyſius ſtarrte ihnen ſo ſehnſüchtig nach, daß er vor dem Glanz des Sonnenaufgangs faſt erblindete.

Er ſaß noch ganz verſunken da, als am Morgen der Vater auf den Weinberg kam, und gab lauter verwirrte Antworten auf die Fragen, die man an ihn richtete. Auch den ganzen Tag über blieb er wie ein Träumender. Er ſprach von Dingen, die Niemand verſtehen konnte, und wollte Dinge wiſſen, die ihm Niemand ſagen konnte. Er fragte: „wo wohnt die ſüße, die goldene, die feurige Blume des Weins?“ oder er fragte: „wo iſt die Heimath des Weins? und wie kommt man dahin?“ und Nachts ſchlich er ſich aus der Kammer, das Spiel der Jungfräulein mit anzuſehen, die ihm aber nie wieder Rede ſtanden. Dabei wurde er immer bläſſer, obſchon er rüſtig in die Höhe wuchs und emſiger als je im Weinberge arbeitete. Weil er aber mit den Eidechſen, Schmetterlingen und Heuſchrecken und mit allem Gethier und Gewürm verkehrte, als ob es vernünftige Weſen wären, die ordentliche Rede und Antwort geben könnten, ſo wurde den Eltern bange und ſie ſprachen mit dem Herrn Vicarius, was ſie eigentlich mit dem Kleinen thun ſollten, in dem ſo ein gar abſonderliches Weſen ſtecke. Der Vicarius meinte, er ſey immer nicht für den wunderlichen Namen geweſen, und der möge doch ſeinen Spuck mit dem Buben haben. Das Beſte möchte alſo ſeyn, daß man ihn zur Kinderlehre in die Kirche ſchicke und ihn firmen laſſe, wenn im nächſten Jahre die große Firmung in Köln vor ſich gehe, damit er dann einen ehrlichen Chriſtennamen bekomme und wieder zur Vernunft gebracht werde. Nachher aber möchten die Eltern ihn bald zu einem Lehrmeiſter in die Stadt thun und ihn ein ehrbar Gewerbe lernen laſſen, ſo werde wohl das nächtliche Herumſtreifen in Feld und Wald aufhören, bei dem doch einmal für ein rechtſchaffenes Chriſtenkind kein Heil und Segen zu finden ſey.

Das leuchtete den Eltern ein und es geſchah Alles, wie der Herr Vicarius es gerathen hatte. So ſchwer es der Mutter wurde, ſich von „dem Kleinen“ zu trennen, ſo war ſie doch eine zu gute Chriſtin, um nicht das Seelenheil ihres Kindes allem andern vorzuziehen; und nachdem Dionyſius in Köln bei ſeiner Firmung den Namen Ambroſius erhalten hatte, gingen die Eltern mit ihm zu dem reichen Weinhändler, der ihr alter Kunde und deſſen Sohn der Pathe des Dionyſius Ambroſius geweſen war, um ihn zu fragen, wo ſie wohl ihren Sohn am beſten in die Lehre thun könnten.

Bei dieſen Worten warf Coralline, wie ſie das verabredet hatten, dem Maler Ludolf ihren Federball zu, und dieſer fuhr fort:

Der Weinhändler Weudland war ein wohlwollender Mann. Er kannte die Taufgeſchichte des jungen Burſchen, und da dieſer ihm wohl gefiel, erbot er ſich, ihn zu ſich in die Lehre zu nehmen und ihn zu einem recht tüchtigen Küfer ausbilden zu laſſen, wo er dann ſein ſicheres Brod finden könne. Die Eltern

Digitized by Google

waren des ſehr zufrieden, Ambroſius, wie er nun genannt wurde, ebenfalls, und am andern Morgen, ehe der alte Melchior und Frau Liſe die Stadt verließen, brachten ſie den dreizehnjährigen Sohn in den Dienſt zu ſeinem erſten Herrn.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem ſüdlichen Frankreich, April.

(Fortſetzung.)

Araber. — Algier.

Wären wir Münchner, Mainzer, Kölner, ſo hätten wir bei den reichen Beziehungen Marſeilles zum Alterthum und dem Mittelalter ſicher etwas Anmuthiges ausgeſonnen und ausgeführt. Schon im nahen Arles iſt das aus dem Mittelalter vom guten König René ſtammende Feſt der Tarasque viel bedeutender, als der hieſige Carneval, wozu freilich die weitberühmten ſchönen Frauen weſentlich beitragen. Der nicht huſariſchen Theilnehmer an der Cavalkade und Maskerade waren nur wenige, was in einer dem Vergnügen ſo leidenſchaftlich ergebenen Stadt wie Marſeille auffallen mußte: nur ein paar Masken, die ſich bildneriſch nannten, aber ſehr unbildneriſch waren, einige der Geographie und Alchemie angehörige. Die Muſik des Huſarenregiments mußte mit ſchönen Märſchen, Opernſtücken und Tänzen die vielen Lücken ausfüllen. Das Beſte am ganzen Feſte waren die 5889 Franken, welche die artigen Huſaren für die Armen eingeſammelt hatten und Abends der Armenbehörde übergaben. Wir wünſchen, daß dieſer humane Reiterhumor auch in Deutſchland Nachahmung finden möge, ein ſicherer Mittel, das Militär den Einwohnern angenehmer zu machen, als es iſt.

Niemand war wohl weniger von Tanz und Luſt angezogen als die zahlreichen Araber, die hier in ihrem maleriſchen Coſtüm herumſchreiten. Sie kamen geradezu von Mekka, wohin ſie von Algier geſchifft waren. Mekka mit ſeiner Kaaba und Bab-al-Salam oder Heilespforte, und Marſeille im Carneval, welcher Contraſt! Von der heiligen Stadt voll frommer Pilgrime trieb ſie die Neugier, die eben nicht arabiſch iſt, auf einem franzöſiſchen Dampfſchiff hierher. Sie begriffen gar nicht den entſetzlichen Lärm und das Getöſe auf Plätzen und Straßen, eben ſo wenig unſere Tänze, dieſe tollen Polkas, Mazurkas, Galeyps und Rehnliches, die taghell geleuchteten Säle, die tauſend Lichter, Lampen und Candelaber, all den Flitter moderner Dekoration, und die Frauenkleidung ſchien ihnen ſogar witzelich. Und doch hätten ſie bei ihren Ahnen, den Caliſen von Bagdad, Granada und Cordova, ähnliches ſehen können, nur in elterem Styl. Eben ſo kalt und gleichgültig blieben ſie bei jener Cavalcade, an der ſie nur die Offizierspferde zu intereſſiren ſchienen. Was ihnen hier beſonders matt und kärglich vorkam, war die Frühlingsſonne, über die wir uns doch ſehr freuten. Von Mekka, unter 21° 8′ 17″ n. Br. kommend, mochten ſie ſie freilich unter 43° 7″ kühl finden. Sie kauerten ſich auf den ſonnenbeſchienenen Straßen und Plätzen auf der erwärmten Erde in Gruppen dicht zuſammen und dachten bei ihrer hindernden Kleidung und Bewaffnung nicht daran, ſich durch ſtarke Bewegung zu erwärmen. Kein ſchärferer Contraſt, als dieſe arabiſche Ruhe und Gelaſſenheit neben der federhaften Beweglichkeit der ſüdlichen Franzoſen in Körper und Geiſt. Es iſt immer noch ein merkwürdiges Volk dieſe Araber. Auf der einen Seite ſo viel Gehaltenes, Würdiges, Ruhiges, Mannhaftes und Kühnes, auf der andern ſo viel Beſchränktes und Verſunkenes; denn wie ſie jetzt ſind, kann ich mir die an Wiſſenſchaft, Kunſt und Poeſie reichen Araber von Harun-al-Raſchid bis Abderrhaman II. in Spanien, die Herren von Bagdad, Cordova, Cairo, Granada u. ſ. w. unmöglich denken. — Wie im Ausland, ſo iſt auch hier faſt allgemein anerkannt, daß unſere Regierung Algier ſeit Jahren auf eine ganz unverſtändige Weiſe behandelt. Wäre es ſeit 1830 in den Händen der Engländer, ſo wäre es bereits eine der blühendſten und reichſten Colonien der Welt, wie in phöniziſcher, karthagiſcher und römiſcher Zeit. Die Engländer verſtehen, wie die Alten, ihr wahres Intereſſe bei der Bildung von Colonien ganz anders und beſſer als die Franzoſen. Mit halb ſo viel Opfern an Menſchenleben und Geld wäre Algier in Englands Beſitz die reichſte Perle in ſeinem Diadem von Colonien. In Frankreich aber hat man nicht Zeit ſich mit etwas ſo Unbedeutendem abzugeben, als das Gedeihen eines eroberten Landes durch Berückſichtigung ſeines ſittlichen Lebens, ſeiner Induſtrie und ſeines Handels iſt. Frankreich hat ſeine Colonie Algier nicht mütterlich behandelt, nicht mit dem Bemühen ihr Kind groß und ſtark zu erziehen, es iſt vielmehr immer eine böſe Stiefmutter gegen daſſelbe geweſen, die nur darauf bedacht iſt, das arme Kind zu Dienſten und Leiſtungen anzuhalten, zum Nachtheil ſeiner Geſundheit und ſeiner Zukunft. Frankreich hat ſeine Produkte in Maſſe nach Algier geſendet, aber dagegen die der Colonie nicht auf gleichem Fuße annehmen wollen, im gewaltigen Irrthum, daß ſich Produkte nicht mit Produkten bezahlen. Jetzt zeigen ſich die Folgen dieſes unglücklichen Syſtems. Die algieriſche Induſtrie ringt im Todeskampf, da ihr der Markt für ihre Waaren fehlt, ihre Capitalien ſchwinden oder gehen aus dem Lande, und da ſie die Regierung nicht unterſtützt, ſondern ihren eigenen Kräften überläßt, muß ſie unterliegen. Man ſah bisher gar nicht ein, daß ſich dieſem Neu-Frankreich eine glänzende Zukunft eröffnen müßte, wenn man es nur in ſeinen erſten Schritten unterſtützen wollte, denn es iſt überreich an Produkten aller Art. Wir haben aber im ſtiefmütterlichen Mutterland zu viel mit Politik, mit Socialismus und Communismus zu thun, um endlich an commerzielle und induſtrielle Schöpfungen und Verbeſſerungen denken zu können.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 117. Donnerſtag den 16. Mai 1850.

— In my youth I never did apply
Hot and rebellious liquors in my blood;
Therefore my age is as a lusty winter,
Frosty, but kindly.

Shakespeare.

Diplomatiſches, Höfiſches, Geſellſchaftliches aus Berlin in den Jahren 1800 und 1801.

Erinnerungen von Helmine v. Chézy.

I.

Auch Vandeul iſt mir nun vorausgegangen! Den lange nicht Geſehenen führt die Kunde ſeines Todes vor meinen innern Blick, jung und ſchön, wie ich ihn das erſtemal ſah, feurig brauſend, wie Champagner, ohne Tiefe des Gemüthes, ohne Enthuſiasmus, dennoch eine angenehme, gewinnende Perſönlichkeit. Er war Franzoſe durch und durch, wie man wenige mehr ſieht; dieſe letzten Jahrzehnte mit ihren Stürmen haben die Trümmer des Altfrankenthums rein weggekehrt, und man weiß nicht recht, ob es Schade darum iſt oder nicht. Es war eine alte, wohlgegoſſene, ſtreng bedingte Form. Die Revolution hat ſie zerſchlagen. — Der Sturm erhob ſich 1787 über Vandeuls dreizehnjährigem Lockenhaupt; unter'm Königthum geboren, in der Schreckenszeit erwachſen, unter'm Conſulat und Kaiſerthum zum Manne gereift, 1815 in den beſten Jahren, 1830 ergrauend, 1848 im Silberhaar, iſt er der Sohn einer wechſelvollen, raſtloſen Uebergangszeit, deren Phaſen alle blutig waren. Im gegenwärtigen Augenblick iſt wahrſcheinlich eine neue Umwandlung nahe; welche Geſtalt wird der getigerten, roth geſprenkelten Chryſalide entſchlüpfen? Sie hat eine ſtarke Hülſe zu zerſprengen.

Der Typus der Geſandtſchaftsmitglieder iſt ein unwandelbarer; die Revolutionen können ihn nicht zertrümmern, er iſt und bleibt ariſtokratiſch. Abbé Sieyes, ſchon vermöge ſeines Prieſterthums Ariſtokrat, wenn er gleich Republikaner hieß, betrug ſich ſammt ſeinem Geſandtſchaftscorps ganz hoffähig; der einzige Paraudier konnte den Republikanismus nicht genug verläugnen, auch ſchied er frühzeitig aus ſeiner Genoſſen Mitte. Mit Graf Beurnonville, Sieyes Nachfolger, war unter andern Vandeul nach Berlin gekommen. In den Augen der Damen übertraf er Bignon, Caillard, Privat, und wie die andern alle hießen, ja alle vorhergegangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Secretaires-Attachés, die ſpaniſchen nicht ausgenommen, die doch ſehr en vogue waren. Wer ſang ſo ſchön mit der großartigſten Baßſtimme? Wer huldigte den Frauen mit ſolchem Takt, daß jede glaubte, es gelte ihr allein? Wer wußte ſo ausdrucksvoll, zugleich ſo anmaßungslos Verſe vorzutragen, daß der Chevalier du Coſſé darüber in Schatten trat, der Matador des tragiſchen Vortrags? Wer hielt das Geſpräch empor, wie Vandeul, indeß er ſcheinbar ſich ſelbſt in den Hintergrund ſtellte? Freilich war's Salongeſpräch für die Damen! Rahel ſchüttelte dabei zuweilen kaum merklich das Haupt. Wer gab ſo niedliche Geſellſchaftsſpiele an, und ſo behende, daß jeder glauben mußte, nicht von Vandeul, ſondern von ihm gehe die Idee aus? Schade, daß es damals noch keine Bilder von lebenden Geſtalten gab. Madame Eunike, die Erſte, weinte noch wie eine Arethuſa und dachte an keine Sphinx, Frau v. Krüdener fing erſt an die Madonna darzuſtellen, und Ida Brun ſang erſt noch Barcarolen. Dieſe drei Schöpferinnen einer neuen Kunſt haben viel Nachahmerinnen, keine Nachfolgerin gehabt.

Wer den Geſandten und die jungen Franzoſen um ihn her ſah, die den Spaniern an Courtoiſie wenig nachſtanden, der mußte die blutigen Greuel der

Digitized by Google

Schreckenszeit für Erfindungen halten. Die Revolution, die wir nur aus den Zeitungen kannten, kam uns jungen Mädchen nur wie ein ängstigender Traum vor. So hatten wir auch die Kosciusko-Polonaise einige Jahre nach der Marseillaise gedankenlos gesungen und trugen mit wahrem Vergnügen die gekräuselte Haartour, die uns der Friseur über unser langes Haar auf das Hinterhaupt nadelte, den Kosciusko, der uns allen himmlisch stand; er machte uns Kindsköpfe zu Cherubinköpfen; freilich fehlten die regenbogenschimmernden Doppelflügel. Ja, wir trugen den Kosciusko und tanzten sein Volkslied und sangen die Marseillaise, und keine von uns hatte eine Ahnung, wie das alles wieder blutig in das Leben treten werde, wenn wir unser weißes Haar nicht mehr in Locken kräuselten, nicht mehr sangen, nicht mehr tanzten. — „O Jugend, selige Jugend! — Leben ein Traum? Nein! aber das Alter ein Erwachen!“

Der erste Consul hatte schon im Jahr 1800 die Emigranten zurückberufen und indemnisirt. Frau v. Genlis war eine der ersten gewesen, die dem Ruf gefolgt. Sie beabsichtigte in Hyères zu wohnen, aber über allen Zauber ging doch Paris. Sie begab sich dorthin, und ich versprach ihr bald möglichst nachzufolgen. Graf Beurnonville sollte die Anstalten zu meiner Reise treffen; sie schrieb mir oft und versicherte mir, wie ungeduldig sie mich erwarte. Ich war entzückt über ihre zärtlichen Worte und wüthend über Graf Beurnonville, der kam die Briefe zu lesen und nichts darüber sagte als »c'est bien écrit.« Ich saß dann da wie begossen; es klang mir, als verstehe der Gesandte darunter, es sey gut geschrieben, aber schlecht gemeint. Vandeul hätte mir die Augen öffnen können, wenn ich überhaupt Augen gehabt hätte, denn er schalt wacker auf die Scheinheiligkeit der Genlis, auf ihr Kirchenmuttertthum, auf ihre Umtriebe gegen die Philosophen. Er war zu gescheidt, um mit seinem Enkelthum zu prunken; er trug es wie einen Ring unter einem dünnen Handschuh; kam aber einmal die Rede auf Diderot, so verhehlte er nicht seinen Stolz auf seine Abkunft. »Diderot. Helvétius. Madame de Staël, et tous les objets de la haine de cette Silléry vivront, quand il ne sera plus question d'elle!« rief er aus. Er pflegte sie die neue Maintenon zu nennen: mais en guenilles et dans la boue. Wenn ich solchen Ausbrüchen meine zärtliche Bewunderung und Zuneigung für die Genlis entgegensetzte, sagte Vandeul kaum hörbar: »Pauvre petite!« — J'ai bien peur,« setzte er lächelnd hinzu, »que vous ne serez pas en paradis avec elle.« — »Et pourquoi?« — »Mais, parce qu'elle loge rue d'enfer.« Ich ging dennoch hin.

(Schluß folgt.)

Dünengeschichten.

(Fortsetzung.)

Der Weinhändler ließ dem Ambrosius gleich ein ledernes Schurzfell anmessen, das hinten mit einer blanken Schnalle zugemacht wurde; er bekam ein Bandmesser, das er oben in den Brustlatz hineinsteckte, und war in seinem Gott vergnügt, daß er nun doch beim Weine bleiben könne, denn er hatte schon große Angst gehabt, daß man ihn zu einem Tischler oder Schlosser in die Lehre bringen möchte, und hatte sich gefürchtet vor den todten Brettern und dem kalten Eisen, wie vor dem größten Unglück, wie vor Hölle und Teufel. Aber mit der Hoffnung, beim Weine zu bleiben, war es im Grunde nichts; denn mit dem Weine hatte er gar wenig zu thun. Er mußte Wasser pumpen in die großen leeren Gefäße, ehe sie mit Wein bezogen werden konnten, mußte Tonnen reinigen, Flaschen spülen, den grünen Weinschwamm abtragen von den großen alten Stückfässern, die Keller segen, die eisernen Oefen heizen, deren Röhren durch die Weinlager gingen, oder er mußte mit festzugekorkten Flaschen und kleinen Gefässen durch die Stadt laufen, sie den Käufern zu bringen. Abends sodann, wenn er müde und gliederlahm in die Gesindestube kam, denn Herr Wendland hatte ihn in seinem Hause behalten, hörte er Gespräche mancher Art, die ihn aber alle nicht freuten. Weder die Geschichten von dem Liebsten der Köchin, noch von den Ballfreuden des Hausmädchens, noch von den Erlebnissen des Dieners machten ihm Vergnügen; er sah immer aus dem kleinen Fenster des Souterrains hinaus auf die enge Gasse, und das Herz that ihm weh, wenn er die hohen Häuser gegenüber anblickte und dabei des fröhlichen Lebens im Weinberge zu Niederingelheim gedachte.

Da er aber seine Pflicht redlich that und sonst auch ein anstelliger Bursche war, beschloß Herr Wendland ihn in die Sonntagsschule zu schicken, in der bald ein neues Leben für ihn begann, als er in einer Geographiestunde erfahren hatte, daß Asien das Vaterland des Weines sey. Von Asien zu hören, zu lesen, zu sprechen, wurde bald sein einziges Vergnügen, und nach kurzer Zeit wußte er dort so guten Bescheid, wie das nur irgend für ihn möglich war. Damit hatte auch all seine Traurigkeit, all sein träumerisches Wesen ein Ende. „Wenn ich nur erst weiß, wo ihre Heimath ist und wo sie wohnt, die Blume des Weins, so will ich schon hinkommen. Noch hat's auch Zeit, denn heirathen kann ich noch nicht, und ich will auch gern noch ein paar Jahre warten, bis ich was Rechtes gelernt habe; wenn ich

Digitized by Google

ſte nur inzwiſchen ein einzigmal ſehen könnte," ſo ſagte er zu ſich und lernte viel von Kleinaſien und Cypern und Chios und Smyrna. Wenn er mit dem Klopfholz ſeine Fäſſer verſpündete, oder ſpäter, als er nicht mehr Flaſchen zu ſpülen und Gänge zu machen brauchte, wenn er mit dem Heber ſtolz durch die Lager ging, ſo dachte er an die tigergegürteten Jungfräulein, an die orientaliſchen Schönheiten, die in Cidechſenmänteln und Cykadenmantillen in Europa umherſchwärmen; und wenn er dann jedes Faß nach Belieben aufſchlagen und den Wein mit dem Hauche ſeines Mundes aus der Tiefe in die Kannen hervorheben konnte, ſo ſagte er ſich: „Wartet nur, ihr kecken Jungfräulein aus dem Weinberge zu Niederingelheim! Jezt bin ich nicht mehr ſo blöd und erſchrocken, wie damals, wo ich euch zuerſt geſehen; jezt weiß ich, wo eure Heimath iſt, und komme ich einmal hin, ſo ſollt ihr mir ſchon anders Rede ſtehen. Hinkommen aber werde ich, ſo wahr ich Dionyſius Ambroſius heiße!"

Wie er denn nun immer älter, ein ſtattlicher Burſche von achtzehn Jahren und ein gar kenntnißreicher Küfer geworden war, fing er an wie die andern jungen Leute Sonntags in die Kneipe und auf den Tanzplaz zu gehen, und weil er ſo ſchön geſtaltet, ſo blühend friſch war, die Augen der ſchmuckſten Dirnen auf ſich zu ziehen. So ſehr dieſe es ſich aber auch angelegen ſeyn ließen, ihm ihr Wohlgefallen zu beweiſen, ſo oft ſie ihn zum Tanze aufzogen oder ihm ſagten, in welcher Kirche ſie zur Meſſe gingen und wo ihre Eltern und Freundinnen wohnten, es machte wenig Eindruck auf ihn. Er tanzte, er lachte mit den Dirnen, kaum aber waren ſie ihm aus den Augen, ſo waren ſie ihm auch aus dem Sinne. Das fiel ſeinen Kameraden auf, aber noch lange nicht ſo ſehr, als daß Ambroſius niemals Wein trank, auch nicht wenn ihm der allerbeſte vorgeſezt wurde.

Einſtmals, es war an einem der lezten Tage des Novembers, als Ambroſius mit ſeinem Kameraden Kilian vom Tanzhauſe heimging, ſagte dieſer: „Erkläre mir nur, was du für ein wunderlicher Geſell biſt, daß dir kein Mädchen von all denen gefällt, die unter der gefälteten Riegelhaube mit ihren ſchwarzen und blauen Augen nach dir hinüberſehen, und daß du ſelbſt den guten Rüdesheimer nicht angerührt haſt, den der Herr uns an den lezten Feiertagen gegeben. Willſt du denn in ein Kloſter gehen, daß du dich ſo kaſteiſt, aber biſt du gleich alt geboren, daß dich nicht freut, woran doch Jeder in jungen Jahren ſeine Freude hat? Magſt du denn kein Weib leiden und ſchmeckt dir der Wein nicht?"

Ambroſius ſchwieg eine Weile, denn die gleiche Frage war ſchon manchmal an ihn gerichtet worden, ohne daß er ſie beantwortet hätte. Heute aber ſchlang er ſeinen Arm durch den Arm ſeines Kameraden und ſagte: „Dir will ich's vertrauen, wenn du mir ſchwören willſt, es Niemand zu verrathen. Willſt du das thun?" — Kilian verſchwor ſich mit einem heiligen Eide, und Ambroſius ſagte: „Ich trinke keinen Wein, weil ich ihn eben ſo ſehr liebe. Sein Duft erquickt mir das Herz, in ſeinem Gefunkel ſehe ich die Bilder alles deſſen, was ich erſehne, wonach meine Seele verlangt, und der bloße Geruch, der bloße Anblick des funkelnden, feurigen Glanzes macht mich ſo froh als euch der Genuß deſſelben. Du kannſt nicht ſagen, daß ich den Wein nicht liebe, ich liebe ihn nur anders als ihr. Sieht du denn nicht, wie ich mich in den Kellern, die mir anvertraut ſind, darum mühe, daß der Wein ſo gut gedeihe als möglich? Niemand kümmert ſich mehr als ich, wenn der Wein zäh oder kahnigt wird, wenn er abſällt und ſein friſcher Geruch, ſein helles Licht ihm verloren gehen. Habe ich ihn dann wieder gehoben, iſt er geſund, ſo bin ich froh, als hätte ich ein Glückloos gezogen, und der Kopf iſt mir voll heiterer Bilder als euch, wenn ihr das edle Naß in eure immer gierigen Kehlen hinabgegoſſen habt. Mir genügt es, daß ich den Wein ſchmecke bei der Arbeit, wenn ich ihn pflege; trinken werde ich ihn erſt, wenn meine Liebſte ihn mir einſchenkt, der ich verlobt bin ſeit meiner früheſten Jugend."

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Mai.
Die Saiſon.

Mit den lezten Tagen des Vorſommers, der für uns ein Nachwinter wurde und den ſchon verachteten Ofen wieder wünſchenswerth machte, ſehen wir den völligen Abſchluß des Winterlebens nahen, und ſchauen, wie von einem Berg, den wir erſtiegen, noch einmal überblickend zurück, ehe wir uns anſchicken hernieder zu ſteigen in das Thal voll ſommerlicher Luſt und Freuden. Und wohl kann dieſe Geſellſchaftsſaiſon ein Berg heißen. Seyen auch noch ſo üppig und luſtig die ſanft aufſteigenden Anhänge, ſey auch die Mitte noch erträglich und des Wanderers Ausdauer im Genießen eine frankfurtiſche, ſo iſt doch der Gipfel kahl und müßte unerſprießlich ſeyn, könnten wir nicht im Ueberblicke ordnend feſthalten, was ſonſt verloren

Digitized by Google

seyn würde wie ein Leben ohne Ueberlegung und Besinnung. Der vergangene Winter ist bemerkenswerth unterschieden von manchen vorangegangenen, zumal von seinem nächsten Nachbar. Da wollte die Geselligkeit nicht recht gedeihen; der strenge Gebante hatte hier sein Hauptquartier aufgeschlagen und schmuggelte aus der Danlskirche sich und seinen Ernst, seinen Kampf, seinen Haß, seine Liebe selbst in die glattelen, selbst in die dustig inkiffernteten Kreise der Geselschaft, wie in die Bierhäuser. Der bleiche Gast trat ungerufen ein und machte sich um so qualender bemerkbar, als man zusammenkam, um ihm endlich zu entfliehen, den man überall antraf, der mit jeglicher Lebensbeziehung sich verknüpfte, von dessen Richtigkeit oder Verwerflichkeit der Tod oder die Lebensfähigkeit von allem und jedem abhing. Und selbst wer leichteren Geistes solche tiefe Zusammenhänge zu bemerken nicht geschaffen war, den mußten doch nach einander die Vorgänge in Wien, in Berlin und endlich in Ungarn, wenn nicht mit Furcht oder Hoffnung, so doch mit einem Staunen erfüllen, welches den selbstgefälligen Vergnüglichkeiten der Gesellschaft keinen Vorschub leisten konnte. Das hat sich nun geändert; die thatsächlichen Gestalten sind übermunden und die neuen prophezeihten mahnen nur zu um so rascherem Lebensgenuß. Der Hang zur Trägheit und zum Vergnügen ist eine Macht im natürlichen Menschen, und es gehört viel Moral und Unterdrückung des Egoismus dazu, diesen Hang seiner Ueberzeugung unterzuordnen; die meisten werden derselben Stillschweigen auferlegen, sobald sie den bequemen Gang von Genuß und Vergnügen zu stören droht. Dieser Hang ist der wichtigste Stein im alten Spiele, nicht die Genußsucht. Diese ist eine energischere Eigenschaft, und dem sie zukommt, der kann sich beikommen lassen, wenn alle Kibel verbrucht sind, im Umsturz aller Dinge, ja in der Vernichtung seiner selbst den letzten Kitzel zu suchen. Aber der Hang zum bequemen Vergnügen ist der wichtigste Verbündete der jeweiligen Regierungsgewalt, und nicht das Geld, welches nur Mittel ist. Dieser Hang ließ auch hier in Frankfurt die reichen Kaufleute — früher Beschmanser des Bundestages — in den Märztagen strahlgebende Kokarden anlegen, tellergroß; aus diesem Hange athmeten ebendieselben vielfeitigen Seelen schwarzweißrothe Gesinnungen aus, seit die preußischen Waffen siegreich das badische Privatvergnügen gestört, und huldigten um so lieber dem Preußenthum, als ihnen die Anwesenheit des Prinzen von Preußen mehr als je etwas vorher Gelegenheit gab ihre Reichthümer zu zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem südlichen Frankreich, April.

(Fortsetzung.)

Algier. — Kunst.

Man wundert sich, daß der Zinsfuß in Algier so hoch steht, und daß da so wenig Capitalisten vorhanden sind. Dieß ist aber die unvermeidliche Folge des auf dem Lande lastenden Zollrucks. Algier hat Frankreich bisher schwere Opfer gekostet, und recht behandelt könnte es einst seine Mutter ernähren. Seit zwanzig Jahren hat es dort das Blut seiner Soldaten vergossen, außerdem faß eine Milliarde dafür ausgegeben; warum kommt die Ernte noch nicht von allem, was da ausgesäet worden? Daran ist nur unsere politische Phantasmagorie schuld. Nur Ein genialer Mann, nicht nur Frankreichs ausgezeichnetster Feldherr, sondern auch sein kräftigster Organisator, Marschall Bugeaud, hatte einen großartigen Plan zur Colonisation Algiers gefaßt. Was geschah aber? Sein Gedanke wurde lächerlich gemacht durch die Routiniers der Büreaukratie, mit dem Vorgeben, der Schatz werde dadurch ruinirt. Was hat man nun statt dessen gethan? Nichts, und der Schatz hat dennoch ungeheure Ausgaben für Algier gemacht, und ganz vergebens. Später hat man wieder einen Colonisationsvorschuß angestellt, dessen unglückliche Resultate vorauszusehen waren. Bugeaud wollte seine Colonisten nach dem Muster Oesterreichs und Rußlands aus der Armee nehmen, die seit Jahren an die Hitze des Landes, an die harte Feldarbeit, an die strenge Regel und Ordnung der Disciplin gewöhnt war. Was that man nun statt dessen? Die Regierung schickte auf den glühenden Boden Afrikas Pariser Verkäufer, kränkliches, schwächliches, ausgetrocknetes, ausgearbeites Volk, Juweliere, Uhrmacher, Schreiner, Papparbeiter und dergleichen. Diese an das armseligr Pariser Stadtleben in engen, dunkeln Straßen, in dumpfen lichtlosen Häusern gewöhnten Leute mit den übeln Sitten und Gewohnheiten der Hauptstadt sollten das unendlich mühsame Werk afrikanischer Colonisation übernehmen! Erinnert das nicht an Figaro's Worte: »Il faillait un calculateur, ce fut un danseur qui l'obtint.« Der Erfolg ist bekannt.

Marseille hat sich nie rühmen können eine selbstthätige Kunststadt zu seyn, aber in der griechischen und römischen Zeit hat es hier gewiß eine Menge Kunstwerke gegeben, Statuen, Basreliefs, Urnen, Vasen, Sarkophage u. s. w., die von den eindringenden Barbaren, oder später von den fanatischen Mönchen von St. Victor zerstört werden sind. Es wäre wohl der Mühe werth, deßhalb Nachgrabungen anzustellen. Wurde doch vor zwanzig Jahren in dem weniger bedeutenden Arelate (Arles) die schöne Venusstatue ausgegraben. Im Boden des Hafens von Massilia dürfte nicht Geringeres gefunden werden, aber Niemand denkt daran. Ja, nur wenige Einwohner wissen etwas von Marseilles hohem Alterthum und seiner Bedeutung in lang vergangenen Jahrhunderten, gleichzeitig mit heimischer Civilisation, mit Solon, Pisistratus, Pythagoras und Sappho, mit der babylonischen Gefangenschaft, mit Nebucadnezar, mit der Blüthezeit Egyptens unter Amasis. Lassen wir jedoch jene altersgrauen Zeiten; auch in der neuern hat Marseille einige tüchtige Künstler gehabt, z. B. den Bildhauer Puget und ganz neuerdings den Maler Dom. Papety, der leider bald nach seiner Kunstreise nach Griechenland, Kleinasien und auf die Inseln des Archipels gestorben ist. Papety gehörte nicht zu den Malern, denen es mehr um guten und schnellen Erwerb, als um Ruhm zu thun ist, auch nicht zu denen, die von einer schnellen, bestechenden, aber nicht gehörig durchdachten, oder nicht recht ausgeführten Improvisation Geld und Popularität verlangen. Papety vertiefte sich in das, was er die „Religion des Ideals“ nannte; er hielt durchaus nichts von leichten und schnellen Erfolgen. — Der Beifall einiger Collegen oder gründlicher Kunstkenner ging ihm weit über das Lob der Menge, über die Phrasen der Journale; er arbeitete nur, wenn ihn der Geist dazu trieb und legte nie Hand ans Werk, ohne vorher seine Inspiration durch reiches, wissenschaftliches Nachdenken befruchtet zu haben. Er machte die gewissenhaftesten Studien, er unternahm lange und gefährliche Wanderungen, um einen Gegenstand recht zu erforschen, es mochte nun ein lostbares Dokument seyn, oder ein seltener Typus, eine schwer zugängliche Gegend, ein antikes Denkmal, oder etwas Aehnliches. Dabei hat Papety dennoch eine ziemliche Anzahl von ausgezeichneten Arbeiten hinterlassen. Marseille würde sie wohl für das Museum angekauft und darin eine ganz nationale Gemäldesammlung aufgestellt haben, wenn uns nicht der gefunkene Handel, Insurrektionen, Cholera und politische Unruhen den Sinn und das Geld zu solchen Ankäufen genommen hätten. So sind denn seine hinterlassenen Gemälde nach Paris gewandert und verstreigert worden.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 118. Freitag den 17. Mai 1850.

Da muß sich manches Räthsel lösen. —
Doch manches Räthsel knüpft sich auch.
Goethe.

Dünengeschichten.

(Fortsetzung.)

„Was!“ rief Lilian, „du hast also eine Liebste? Wie heißt sie denn? wie sieht sie aus? wo wohnt sie?“ — „Weit weg von hier, ich habe sie noch nie gesehen, aber sie ist mir versprochen und verlobt, als ich noch ein Knabe war, und auf Ostern, wenn meine Lehrzeit um ist, werde ich zu ihr wandern.“ — Lilian lachte laut auf, weil er meinte, Ambrosius scherze mit ihm. Wie er aber in dessen ernsthaftes Gesicht sah, wurde er betroffen und sagte: „Höre, wenn du sie nie gesehen hast, so mußt du ja vor allem im Herzen tragen, ihrer einmal ansichtig zu werden. Heute ist der neun-und-zwanzigste, morgen haben wir Andreastag. Bade dich früh im Rhein, gehe darauf zur Messe und stelle dich dann um Mitternacht auf einen Kreuzweg, sey es im Hause oder auf der Straße, da wird sie dir erscheinen, wenn sie wirklich lebt. Ich habe eine alte Base, die mehr weiß als andere Leute, die hat mir's einmal so als ein untrüglich Mittel an die Hand gegeben, und ich habe damals wirklich die Beate mit dem Bernhard ankommen sehen, den sie sich nachher aus dem Sinn geschlagen hat, als ich sie kennen lernte.“ — Ambrosius antwortete darauf nichts, aber er hatte sich jedes Wort gemerkt. Gleich am andern Morgen that er wie man ihn gelehrt hatte. So kalt und regennaß das Wetter war, badete er im Rhein, hörte dann die Messe und arbeitete darauf den ganzen Tag in seinem Weinlager so eifrig, als könne er damit die Stunden schneller vergehen und die Mitternacht eher herankommen machen.

Mit sicherem Wurfe fuhr der Federball zu Corallinen hinüber, sie fing ihn auf und erzählte weiter: — Ambrosius konnte die Nacht gar nicht erwarten. Daß er nicht auf der Straße umherlaufen wolle, seinen Schatz zu sehen, darüber war er gleich im Klaren gewesen. Was er suchte, konnte er viel leichter finden auf dem Platze seiner Arbeit. In einem Theil des Weinlagers, das ihm anvertraut war, befand sich ein großes Kreuzgewölbe, in dem nur Stückfässer lagen; dorthin wollte er gehen und die Macht des Zaubers erproben. Mit vieler List gelang es ihm sich für die Nacht die Schlüssel zu verschaffen, welche sonst allabendlich in das Comtoirzimmer des Herrn Wendland geliefert werden mußten, und sobald die Glocke halb zwölf geschlagen hatte, zündete er heimlich die durchbrochene Kellerlaterne an und stieg die schmale Treppe hinab, die aus dem Wohnhause seines Herrn in die Lager führte.

Er öffnete die mit Matten und Strohkränzen benagelte Doppelthüre, steckte dann vorsichtig den Schlüssel in die innere Thüre und öffnete, in der Erwartung, daß ihm nun gleich sein Wunder erscheinen werde. Der Keller aber war ganz dunkel und todtenstill; nicht einmal das Sausen des Windes hörte man darin, oder das Prasseln des Regens, der mit Hagelschlag untermischt vom Winde gegen die Fensterscheiben der Häuser getrieben wurde. Ganz andächtig und feierlich gestimmt setzte Ambrosius die Laterne auf die Erde, während er sich auf das Lagerholz niederließ, das die großen Stückfässer trug.

Wie er nun so im Raume umherschaute, den er sonst nur in der Eile der Arbeit zu betreten pflegte, erschien ihm die bekannte Umgebung ganz fremdartig.

Digitized by Google

Das altergrüne Moos an den Mauern trieb allmählig seine Aederchen länger und länger hervor, bis es zu Zweigen, zu Aesten, zu Lauben und zu Palmbäumen wurde, in deren Gipfel große Blumen hinaufrankten und sich zu Guirlanden und Kronen verflochten. Dazwischen gliperte es an den Wölbungen der feuchten Wände wie lauter Brillanten, und Stern an Stern schoß die schönste Krystallisation empor, in gigantischen Bogen, in wunderbar gezackten Formationen, die wie lauter prächtige Denkmale und Siegeszeichen aussahen, oder wie große Thore vor einem feenhaften Königsschlosse. Auf den Lagerhölzern fuhren, gingen, ritten Menschen umher, wie auf den belebtesten Landstraßen, und sie stiegen an den blanken eisernen Bändern der Stückfässer wie auf gebahnten Wegen empor, ohne daß Roß oder Mann irgend schwindelnd geworden wären auf den starken Wölbungen.

Ambrosius traute seinen Sinnen nicht. Er versuchte dieß und jenes zu denken, um sich zu überzeugen, daß er wache, er sagte sich das Vaterunser vor und die zehn Gebote, er dachte an seine Eltern, an seine Freunde, an seinen Herrn und an die morgige Arbeit; das ging Alles ganz vortrefflich und die Gesellschaft im Keller ließ sich dadurch gar nicht stören. Gleich auf dem ersten Fasse hatte sich's eine Anzahl alter Ritter bequem gemacht. Sie schnallten ihre Harnische ab, die Knappen nahmen Helm und Schwert und Schild, andere warteten der Rosse, noch andere brachten Tische herbei und Bänke, setzten Trinkhörner zurecht und füllten sie mit Wein, worauf die Ritter Platz nahmen und sich's wohl seyn ließen bei Becherklang und munterer Rede. Sie hatten alle das Kreuz auf die Brust geheftet, denn sie kamen aus dem gelobten Lande heim und erzählten viel von den Festungen der Moslemin, von Moscheen, Haremé, schönen Frauen, von qualvoller Gefangenschaft in öden Kerkern, von süßer Erlösung durch sanfte Frauenhand, so daß Ambrosius Augen und Ohren aufsperrte, um nur all die neuen wunderbaren Dinge zu erfassen, die er sah und hörte.

Auf einem andern Fasse tanzten Männer und Weiber mit rothen langen Nelken auf den schwarzen Haaren, Tänze voll sehnlichem Suchen, voll zärtlichem Finden, und dazu schwangen sie schrillende, klappende Instrumente in der Luft, wie Ambrosius sie nie gehört hatte. Sein Herz schwoll auf in heißer Sehnsucht, und er wollte eben eine der tanzenden Schönen anrufen mit Worten der Liebe, als er hinter sich rufen hörte: „Die Blume des Weins, die süße, die goldene, die feurige Blume des Weins, sie ruft nach dir, sie verlangt nach dir, komm mit zu ihr, komm mit zu ihr!“

(Fortsetzung folgt.)

Diplomatisches, Höfisches, Gesellschaftliches aus Berlin in den Jahren 1800 und 1801.

(Schluß.)

Paris war damals nicht ganz so zuversichtlich wie unser Kreis in Deutschland. Die erste Neuigkeit, die mich dort empfing, war die vom Empire des Gaules, zu dem der erste Consul, der sich bereits zum Consul à vie ernennen lassen, die Republik erheben wolle, indem er sich selbst zum Kaiser ausrufen ließ. Dieß erzeugte Mißstimmung und unbestimmte Besorgniß, es mißfiel allen Republikanern. Das Gerücht war dem Consul à vie auf den Fersen nachgekommen und die Franzosen wußten nun, daß sie überrumpelt worden; aber jetzt kam alle Reue zu spät.

Vandeul sah ich in Paris nur einmal mit dem bekannten Zacharias Werner bei einem Anlaß wieder, der nicht hieher gehört. In Darmstadt traf ich ihn im April 1813 als Gesandten beim Grafen v. Truchseß, der mich mit ihm zum Frühstück geladen. Vandeul war noch der alte, nämlich der jugendliche, wenn gleich seine Stirn nun umwölkt war, denn schon ballten sich die Wolken am politischen Horizont unburchdringlich zusammen: die jüngste Vergangenheit ein Abgrund voll Trümmer und Leichen, die Zukunft eine leere, unabsehbare Kluft, an deren jähem Schlund die Opfer standen, die der nächste Sturm hineinzustürzen drohte. Ein Vertilgungskrieg mußte kommen; wer auch siegte, dessen Fahnen konnten nur über Ruinen und Leichen wehen. Wir alle wußten's, ein banges Schweigen herrschte, die Gewitterschwüle benahm den Athem. Vorüber waren die Tage, wo Europa in einem Lustschiff saß, das Napoleon leukte, wo es in vollen Zügen vom Schlummerbecher schlürfte, den des Siegers Hand gefüllt, und einnickte wie ein müder Greis. Wer sprach noch von einem angebornen Rechte, als die allein, deren Recht noch ungefährdet schien? Damals hatte die Diplomatie noch leichtes Spiel, wenn nur die Gesandten Bälle gaben und die Attachés tanzten, alles Uebrige ging von selbst. Aber die Kluft, die und erst 1813 sichtbar zu Füßen lag, sie ist das Faß der Danaiden.

Nach der Schlacht von Hanau erklärte der Großherzog von Hessen dem französischen Gesandten mit feuchten Augen, er müsse nun mit seiner Familie aus seinen Staaten fliehen. Vandeul beschwor ihn zu bleiben, dem Kaiser Treue zu halten; andere Fürsten werden seinem Beispiel folgen, man werde ein starkes Armeecorps in Hessen einrücken lassen, das ihn vor der Coalition schützen solle. Seine Bitten, seine Bestürmungen waren vergebens, er hatte sich noch im

Digitized by Google

Moment der Abreiſe der Herzogin Louiſe zu Füßen geworfen, ihre Hände erfaßt und mit Küſſen und Thränen bedeckt; nichts konnte helfen. Die deutſchen Herrſcher hatten ſchon 1811 Napoleons Untergang beſchloſſen — falls ihnen nämlich das Glück zu Hülfe käme. Friedrich Auguſt war nicht in den Anſchlag mit hineingezogen worden, wie auch einige andere nicht, die man dem franzöſiſchen Kaiſer ergeben wußte, z. B. Karl von Dalberg.

Schon 1811? Ja, es iſt Thatſache! Ich erfuhr's im Januar 1813 von einem hochverehrten Fürſten; ich jubelte; aber der Fürſt ſagte: „Frohlocken Sie nicht! Was Napoleon Verderbliches gewollt, das wird in den Händen, die nach ihm die Gewalt haben werden, reichlich wuchern, und was er Großes gewollt, das wird mit ihm untergehen.“ Ich erſchrack heftig.

Auch die Fürſtin Pauline von Lippe-Detmold ſagte und ſchrieb ſibylliniſche Worte, die an meinem Unglauben ſcheiterten. Dieß hinderte mich jedoch nicht den Gefangenen und Verwundeten von Napoleons Heer, die nach der Schlacht von Hanau in Darmſtadt zu Tauſenden anlangten, Hülfe zu leiſten, und zwar mit Lebensgefahr, denn ſie lagen am Typhus, unfähig weiter zu gehen, auf nacktem Boden, im Unrath, in ihrem Blut, im Eiter ihrer Wunden. In der Schulter des einen ſteckte der abgebrochene Schaft einer Koſakenlanze; hülfreiche Frauen arbeiteten ihn heraus, der Unglückliche wurde verbunden und genas. Henriette von Montenglaut, dieſelbe, der die berühmte Sontag in Paris viel zu verdanken hatte, war hiebei die thätigſte und muthigſte. Nachdem ich alles gethan, was in meinen Kräften lag, ſchrieb ich an Chateaubriand. Unter andern erinnere ich mich geſagt zu haben: „Man würde die Krieger Napoleons, falls er's befohlen, jetzt im November auf Roſen gebettet haben, wenn ſie ſiegreich mit ihm zurückgekommen wären; jetzt bettet man die Glücksverlaſſenen auf Koth und läßt ſie verſchmachten.“ Ich erhielt keine Antwort. Erſt 1832 ſagte mir Chateaubriand, er habe wirklich den Brief empfangen, ſeine Pflicht gethan, aber taube Ohren gefunden.

Wenn die Bourbons glaubten mit gutem Recht die »Cohortes du Corse« ihrem Elend überlaſſen zu dürfen, ſo waren dagegen Darmſtadts edle Bürger um ſo eifriger bemüht ihnen zu helfen. Manche bezahlten ihren Eifer mit dem Leben, ich nicht, wiewohl ſich Niemand ſo tollkühn, ſo unabläſſig der Gefahr ausſetzte. Ich wußte nicht, daß der Tag kommen würde, wo dieſe That Vergeltung finden ſollte. Wahrſcheinlich hätte man mir bei dem Tode meines Gatten ſelbſt meine kleine Penſion verſagt, wenn nicht Sylveſter de Sacy, der davon erfahren, und Chateaubriand ſich für mich ſo kräftig verwendet und ſich dabei auf meine damalige Aufopferung berufen hätten. Guizot war ſo freundlich mir auf das wärmſte zu danken.

Vor den Kämpfen von Leipzig und von Hanau hielt man noch immer dafür, daß Napoleon ſein Siegesglück wieder an ſich feſſeln werde, aber der Stahl ſeiner Feſſeln war mürbe worden. Zugleich mit dem Einzug der Alliirten fand die Abfahrt des franzöſiſchen Geſandten und die Wiederkehr der großherzoglichen Familie ſtatt. Ein neuer Akt des großen Trauerſpiels war dem Ende nahe: die Verbündeten zogen über'n Rhein. Der Zwiſchenakt war kurz; aber auf 1815 folgte eine 33 Jahre lange Pauſe. Der Vorhang iſt unplötzlich wieder aufgeflogen — wann wird er fallen?

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem ſüdlichen Frankreich, April.

(Schluß.)

Metzerbeers Prophet.

In Marſeille iſt jetzt eine Arbeit zu ſehen, die einer glücklichern Kunſtzeit angehört. Im Magazin eines Uhrmachers iſt eine kleine Bronzeſtatue zu verkaufen, die einen ſterbenden Chriſtus darſtellt. Sie wird Ghiberti zugeſchrieben und ihr Styl erinnert allerdings an den großen Künſtler, aus deſſen Werkſtatt die „Thore des Paradieſes“ hervorgegangen. Jedenfalls iſt dieſer ſterbende Chriſtus voll Wahrheit und Ausdruck eine Meiſterarbeit aus der Florentiner Bildhauerſchule des fünfzehnten Jahrhunderts. Leben und Tod kämpfen in allen Theilen des Körpers mit einander; das ſtarre Metall gibt alle vom Schmerz verzogenen Glieder mit bewundernswürdiger Wahrheit wieder. Nur Michel-Angelo verſtand es dem Marmor ſolches Leben einzumeißeln, ihn zu „humaniſiren,“ wie die franzöſiſchen Künſtler ſagen. Dieſe Statue ſoll in einer Lotterie ausgeſpielt werden;

Digitized by Google

das Loos kostet hundert Franken. Schade, daß das reiche, aber an Kunstwerken sehr arme Marseille in den letzten zwei Jahren so große Verluste erlitten hat, daß es das schöne Werk nicht für sich erwerben kann oder will, das nun wohl ins Ausland gehen wird.

Bereits haben wir hier auch Meyerbeers Propheten gesehen. Schon unsere geographische Lage am Rande des italienischen Sodeckens macht es begreiflich, daß selbst mittelmäßige italienische Musik hier mehr gefällt und provencalischen Ohren mehr schmeichelt, als die klafgedachte deutsche. Mozart und Beethoven sind hier nie verstanden worden. So ist es auch Meyerbeer gegangen und man wußte über den Propheten folgendes Urtheil hören: „Ist dieses neue Werk Meyerbeers ein neues Meisterstück, oder steht es unter „Robert“ und den „Hugenotten?“ Wir wagen es nicht zu entscheiden, verkennen aber keineswegs, daß Meyerbeer ein bewundernswürdiger, gelehrter Künstler ist, der alle Studien der akustischen Physik erschöpft haben muß. Es fehlt ihm aber an Seele und Inspiration, oder er unterdrückt sie mit Fleiß, als seiner unwürdig. Durch Studium, Gelehrsamkeit, Geschick und durchdringenden Geist ist er ganz Herr über die musikalische Faktur geworden, er kann darin leisten, was er will; dagegen bemerkt man überall Zwang und Berechnung, wodurch er den Zuhörer ermüdet. Man kann fragen, ob Erfahrung, musikalische Gelehrsamkeit, Geschick, die Freiheit eines unabhängigen Geistes die spruderden Ergüsse eines mächtig fühlenden Gemüths ersetzen können? Wir glauben es nicht. Wir haben uns auch überzeugt, daß die Zuhörer bei Meyerbeers Werken voll Staunen, oft voll Bewunderung sind, aber nie die unbeschreibliche, elektrische Rührung empfunden, wie sie jeden beim sympathetischen Schwunge der Meßnischen Musik durchdringt. Man sieht leicht, Meyerbeer hat immer sehr viel ausdrücken wollen. Seine Instrumentation ist materisch, aber oft zu gezwungen, seine Effekte sind wohl berechnet, aber in den Gegensätzen manchmal ungleich, seine Melodien sind glänzend, aber man sieht ihnen zu sehr die Arbeit, die Prätention und eine gewisse Schwerfälligkeit an, anderen Stellen wieder Vernachlässigung, selbst Trivialität, die man nicht mit naiver Natur und Leichtigkeit verwechseln darf. Manchmal entwickelt er seine Phrasen zu sehr, wodurch sie zu lang und langweilig werden. Wenn wir aber auch Meyerbeer die ganze Fülle melodischen Gefühls absprechen müssen, welche Rossini, den Schwan von Pesaro in so hohem Grade auszeichnet, so verkennen wir doch nicht, daß Meyerbeer eine bewundernswürdige Macht der Orchestration zu Gebot steht, und daß in seiner Instrumentation die Wissenschaft ihren Triumph feiert. Mit einem Worte: der Prophet ist ein sehr imposantes Werk. Es gleicht aber den Damen, die zuviel Würde an den Tag legen, um anmuthig und liebenswürdig zu seyn.— Mathieu ist wohl in Frankreich einer der wenigen Tenore, welche die furchtbare Rolle des Johann von Leyden ohne Anstrengung zu singen im Stande sind. Indessen war er nach der ersten Vorstellung so ausgesungen und erschöpft, daß er eine Woche lang aussetzen mußte. Die französischen Sänger nennen die Meyerbeersche Musik »cimetière des voix.«

Frankfurt a. M., Mai.

(Fortsetzung.)

Das bequeme Vergnügen. — Concerte.

Eine Fluth von Concerten, Bällen, Gesellschaften ergoß sich mit Anfang des Winters über die Stadt und wollte mit dem Carneval noch nicht verlegen. Diese Vergnügungen übertrafen an Glanz und Menge weit die aus der Zeit des alten Bundes, der jetzt, nachdem man die Propheten des neuen — einen Simson an der Spitze — erst in der Kreuzzeitung gekreuzigt und dann nach Hause geschickt hat, wieder mit seinem Segen und allen Regenbogenfarben hier einziehen zu wollen scheint. Auch diesen werden die Frankfurter Banquiere „Rechnung zu tragen“ wissen. — Man hat die Beschuldigung ausgesprochen, ein großer Theil der Bürger huldige einer Art Weisheit, sie seyen nämlich Peripatetiker der Schwarzwildpret. Peripatetiker sind sie nun allerdings, insofern sie kind vom einen zum andern gehen. Man hat einer hohen Person Gesellschaften gegeben und bei deren Spazierfahrten sich die Ehre erbeten, auf dem Bocke die Nesse teuken zu dürfen; allein wenn der junge Kaiser aus dem habsburgischen Geschlecht nach gleicher Huldigung Ehrgeiz tragen könnte, er brauchte, wenn er käme, auch nicht seinen Kutscher mitzubringen. Auch erzählt man, zwei Damen haben über die freundlichen Worte des hohen nordischen Herrn eine glückselig schlaflose Nacht erleben müssen; ja als unglücklicherweise in des Prinzen Schlafgemach durch Unvorsichtigkeit Feuer auskam, war man nicht weit entfernt die brennbaren Gegenstände des Zimmers, welche Feuer gefangen, als demokratischer Tendenzen verdächtig anzuklagen, und das Frankfurter Journal nahm Gelegenheit auf den Finger Gottes hinzuweisen, der — telegraphischen Nachrichten zufolge — aus der Hand des destruktiven Elementes den Reiter Deutschlands errettet habe. Aus solchen kindlichen Gefühlsäußerungen möchte man schließen, daß das Haus Hohenzollern in den hiesigen Herzen bereits feste Wurzeln geschlagen; allein die Verehrung gilt nicht dem Preußen, sondern dem Prinzen, dem zeitweiligen Garanten des bequemen Vergnügens, der jedem, der es nur wissen wollte, mit sozialistischer Unbefangenheit versicherte, „man dürfe ganz ruhig seyn.“ Und nicht einmal der Prinz ist es, was diese Herzen verehren, sondern ihre eigenen Vorsichtigkeiten, die mit Prinzen umgang haben. Dieselbe Macht über die Herzen hätte, wäre er hier, der Prinz des himmlischen Reiche, mit welchem das Frankfurter Journal angeblich in telegraphischer Verbindung steht. Schon hat sich die Begeisterung gelegt und das ruhig imposante Auftreten Oesterreichs hat viele gewonnen. Der Mainanwohner hat aus der ihn umgebenden Natur einen umfassenden Farbensinn überkommen und trägt überlegenen russisch grün als Berliner Blau. Seine Gesinnung wird durch solches Farbentragen nicht manifestirt, im Wechsel aller Farben trägt er immer die eine Gesinnung: sein Gedanke ohne Unbequemlichkeit, sein Vergnügen ohne Bequemlichkeit; nieder mit den Gedanken! es lebe das bequeme Vergnügen!

Die Concerte waren mehr durch ihre Zahl und als Sammelplätze der schönen Welt bedeutsam, denn durch das Hervorragende ihrer Leistungen. Der junge Rudolph Gleichauf fesselte durch sein Gegenspiel belgischer Schule und durch seine frische Persönlichkeit einen Augenblick das flüchtige Publikum, und der alte Held auf dem Klavier, Aloys Schmitt, gab uns an einigen Abenden Gelegenheit sowohl ihn zu bewundern als auch zu bemerken, daß unserer Zeit das ächte eigentliche Klavierspiel bis zur Verständnißunfähigkeit fremd geworden ist. Im übrigen waren die Concerte wie immer: Herr André gab sein Lokal zu Schülerconcerten, Stigelli sang einmal wieder seine „schönsten Augen“ mit Begleitung höchst seltsamer Bewegungen und Geschtsverzerrungen, und die verschiedenen musikalischen Gesellschaften hielten ihre regelmäßigen Vorstellungen ab, theilweise verherrlicht durch die Anwesenheit hoher und höchster Personen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 119. Sonnabend den 18. Mai 1850.

Lake Leman woos me with its crystal face.
Byron.

Herbsttage in der französischen Schweiz.

Die gefiederten und ungefiederten Zugvögel hatten bereits das schöne Schweizerland verlassen, als ich wie ein verspäteter Wandervogel noch über den grünen Rhein bei Basel zog, um das Vergrünen des Herbstes an den Ufern des reizenden Leman zu bewundern. — Die Sehnsucht nach den sonnigen Rebenhügeln der französischen Schweiz ließ mir in dem ehrwürdigen Basel keine Ruhe; der erste Postwagen, der gen Süden fuhr, nahm mich als seinen einzigen Coupéinsaßen auf. Zwei wohlgenährte Bürger der freien Schweiz hatten Besitz von dem Innern genommen, um eine herrliche Mondscheinnacht desto bequemer verschlafen zu können. Gleich die ersten Stunden der Fahrt heilten mich von dem alten Vorurtheil, daß die Posten der Schweiz etwas Schneckenhaftes an sich haben: in sausender Eile flogen wir durch die stillen, mondbeglänzten Thäler des Jura dahin, daß ich wähnte, der Baseler Postillon habe sich im Dunkel der Nacht vergriffen und statt der geduldigen Postgäule schnaubende Dampfrosse vor den Wagen gespannt.

Der Weg von Basel nach Bern, den ich vor Zeiten in glühender Augusthitze theilweise zu Fuß zurückgelegt, erschien mir so kurz, daß ich kaum meinen Augen traute, als ich den Thurm des Berner Münsters aus dem Morgennebel hervortauchen sah. In den wenigen Stunden, die mir vor Abgang des Postwagens nach Lausanne zu Gebot standen, bemühte ich mich, von der Münsterterrasse und andern hohen Standpunkten alte wohlbekannte Berge und Thäler zu erspähen, sah aber fast nichts als Nebel und Bären. Jener war so dicht, daß ich kaum die am Fuß der Terrasse gewaltig brausende und schäumende Aar erblicken konnte, und diese hatten sich seit meiner letzten Anwesenheit in Bern noch um ein Bedeutendes vermehrt; der wappenhaltende Bär am Standbilde des Herzogs Berthold von Zähringen auf der Terrasse schaute jetzt höchst wohlgefällig zu den vier Eckbären auf dem Piedestal der Statue des Ritters von Erlach hinüber, welche vor einigen Jahren vor dem Portal des Münsters errichtet worden ist. Außerdem bemerkte ich beim Herumwandern in den Gassen noch verschiedene andere steinerne und fleischerne Bären.

Es war, als ob Nebelschleier und Herbstkälte sich nur auf den Gefilden deutscher Zunge niedergelassen hätten, denn als wir in Faoug, dem ersten Dorfe des Kantons Waadt, einfuhren, glänzte die Sonne so hell auf dem Spiegel des Murtener Sees und schien so warm in den rastlos dahinsausenden Postwagen, daß mich ein freudiges, sommerliches Reisegefühl ergriff. In Bern drängte man sich in Hôtels und Cafés schon um die Kamine; in dem auf anmuthiger Höhe gelegenen Avenches aber saßen die Leute noch überall vor den Hausthüren und freuten sich des schönen Herbstabends. Dem letztern Orte sieht man es auf den ersten Blick an, daß er von längst vergangenen Jahren Kunde geben kann. Schon vor Cäsars Zeiten erhob sich auf dem Bergrücken, den die jetzige Stadt nur theilweise bedeckt, die Hauptstadt Helvetiens, das alte Aventicum, welches über eine Stunde im Umfang hatte. Noch jetzt sind mehrere alterthümliche Gebäude, namentlich ein Amphitheater, eine Wasserleitung und einige Bäder und Castellmauern zu sehen; außerdem hat die ganze Umgegend eine außer-

Digitized by Google

ordentliche Menge von Alterthümern geliefert, die man im ſtattlichen Schloſſe zeigt. Kaiſer Veſpaſianus ſoll ein beſonderer Gönner Aventicums geweſen ſeyn. Der jetzige Murtener See hieß vor Zeiten nach dieſer alten Hauptſtadt Helvetiens Aventicensis lacus. Nach der Zerſtörung der Stadt durch die Burgunder im vierten Jahrhundert legte ein Graf Widilo um 600 den Grund zu dem jetzigen Orte, der davon den Namen Wiflisburg erhielt.

Eine Erfahrung, die ich ſchon auf früheren Wanderungen durch die franzöſiſche Schweiz gemacht, daß bei der Bezeichnung von Orten, Plätzen, Straßen, Gaſthäuſern u. dgl., welche ſowohl einen deutſchen als einen franzöſiſchen Namen führen, überall faſt nur der letztere bekannt iſt, ſelbſt unter Deutſchen, fand ich auch auf dieſer Fahrt beſtätigt. Mehrmals fragte ich unterwegs Leute, die Deutſche von Geburt waren, ob Avenches und Payerne nicht noch einen andern Namen hätten, aber Niemand wußte etwas von Wiflisburg und Petterlingen; nur einer meiner Reiſegefährten meinte, daß Avenches zur Heidenzeit wohl anders geheißen haben möge.

Ob die klare, milde Mondſcheinnacht meine Sinne gefangen nahm, oder das Thal der Broye, durch welches wir dahinrollten, wirklich ſo ſchön war, ich konnte mich nicht faſt ſehen an den duftbehauchten, mondbeglänzten Bergeshöhen, von denen Dörfer und weiße Schlöſſer prächtig herabſchimmerten, an den manchmal emportauchenden fernen Felſengipfeln und an den ſtillen Gründen, die mit ihren Wäldern und Wieſen zu beiden Seiten des Weges im fahlen Dämmerlicht dalagen. So machte auch die alterthümliche Stadt Moudon, das römiſche Minidunum, deutſch Milden, einen höchſt überraſchenden Eindruck auf mich. Das Schloß Carrouge ſchaute ſo ſtolz von ſeiner Felſenhöhe hernieder, die Wellen der Broye rauſchten und gliſperten ſo eigen im Mondenſchein und die uralten Giebelhäuſer ragten ſo düſter und ſchweigend zum klaren Nachthimmel empor, daß ich im Stillen die franzöſiſche Behendigkeit verwünſchte, mit welcher die bereitſtehenden friſchen Pferde vor den Poſtwagen geſpannt wurden.

Als wir auf das Plateau des Jorat, des alten Mons Jorassius, gelangten, welches bei Chalet à Gobet eine Höhe von 2660 Fuß über dem Meer erreicht, wich die milde Luft, die in dem Thal der Broye gewebt, plötzlich einem ſcharfen Windſtrom aus Südoſten, der von den Gletſchern des Walliſer Landes, von der Dent du Midi, dem Oldenhorn und den Diablerets herzukommen ſchien. Der warme, faſt ſommerliche Nachthauch, der uns nach kurzer Fahrt bergabwärts auf den lieblichen Hügeln Lauſannes umfächelte, that darnach doppelt wohl.

Mitternacht war bereits vorüber, als ich mein Zimmer in dem reizend gelegenen Hôtel Gibbon betrat; aber die wunderbare Ausſicht auf den dämmernden See im Grunde, auf deſſen zitternden Wellen ſich Mondſtrahlen und Nebel der Nacht wiegten und an welchem in weiter Ferne die ſchwarzen Steinriefen des Savoyer Landes Wacht hielten, ließ mich noch lange nicht ruhen. Manchmal tauchte auch aus den lichtumſäumten Wolken tief im Süden ein weißglänzendes Haupt hervor, glühte einige Minuten im Strahl des Vollmonds und verhüllte ſich dann wieder mit einem Wolkengewande. Wohl iſt es reizend, im erwachenden Frühling oder im hohen Sommer durch blühende Thäler und über grüne Bergeshöhen zu wandern und in die lebenskräftige Welt hinausſchauen; wer ſich aber von ſeinen nordiſchen, halberſtorbenen Fluren plötzlich in die wehmüthige Pracht eines milden Herbſttages an den Ufern des Genfer Sees verſetzt ſieht, der wird leicht verſucht die Eindrücke eines ſolchen Herbſttages höher zu ſtellen als die Wanderfreuden vieler Frühlingstage. — Einer der Hauptreize der Umgebung von Lauſanne, die unabſehbaren Rebenpflanzungen, die ſich rings über alle Hügel und Thäler breiten und vom Ufer des Sees bis zu den höchſten Gipfeln der nördlich von der Stadt gelegenen Berge emporſteigen, entfalten ihre ſchönſte Pracht gerade im Herbſte. Die Blätter der Reben haben dann eine herrliche klargelbe Farbe, ſo daß man wähnt, alle Hügel ſeyen mit gelb blühenden Blumen bedeckt.

(Fortſetzung folgt.)

Dünengeſchichten.

(Fortſetzung.)

Dionyſius fuhr erſtaunt empor. Das war der Klang, das waren die Worte, die er einſt vernommen in den Tagen ſeiner Kindheit, und als er das Haupt wendete, ſah er die Jungfräulein mit den luftigen Gewändern und den Tigergürteln auf einem der Fäſſer herumgaukeln, die im Mittelpunkt des Kreuzganges lagen. Dionyſius ſah, daß die Mädchengeſtalten mit den perſiſchen Röckchen, mit feuerfarbenen Beinkleidern und ſchwankenden Straußfedern auf den blauen Mützen. Aber ſie waren noch viel ſchöner als damals, da er ſie zuerſt erblickt hatte. Keine von ihnen arbeitete, alle überließen ſich ſpielender Luſt. Zwiſchen den Tummelplätzen ihrer Freude lag das größte Stückjaß des ganzen Lagers. Ambroſius ſaunte es wohl und erkannte es doch nicht wieder. Es war ein Hügel geworden aus bräunlich gelber Erde, reich umwuchert von den Ranken des Weinſtocks, der traubenſchwer von

Digitized by Google

allen Seiten in so üppiger Fülle emporwuchs, wie Ambrosius in seiner Heimath es auch in den gesegnetsten Jahren niemals gesehen hatte. Und die tanzenden, jubelnden Mädchengestalten zur Rechten und zur Linken des Weinbergs riefen einander mit wunderlichen Namen, warfen sich goldene Weinbeeren zu, die helle Lichtstreifen in der Luft zurückließen, so daß sich bald ein lichtstrahlender Regenbogen gebildet hatte über dem Weinberg, aus dem süß betäubende Klänge ertönten, als plötzlich die Glocke zwölf Uhr schlug.

Da knieten die Mädchen nieder auf ihren Spielplätzen und jede von ihnen hielt ihren kleinen Trinkbecher empor, und aus jedem Trinkbecher entsproß eine prächtige, großblättrige Blume, welche das ganze Mädchen verdeckte mit ihren Blättern, so daß Ambrosius kaum Zeit hatte das Wunder zu betrachten. In einem Augenblick, noch ehe der lezte Klang der Glocke ausgedröhnt hatte in der Luft, waren alle die Tänzerinnen verschwunden und die Blumen erfüllten den Raum mit einem starken balsamischen Duft, der in leichten Wölkchen um den goldenen Regenbogen wirbelte, bis er als eine durchsichtige Guirlande daran hängen blieb. Und nun plötzlich hob sich unter dem mit Blumenduft geschmückten Regenbogen eine weiße Flamme empor, schlank wie eine Lilie und glänzend in einem Lichte, wie keines Menschen Auge es je gesehen hatte. Und die rosigen Staubfäden der Lilie breiteten sich aus zu zwei wunderbar schönen Armen, die sich auf die Blätter der Lilie stüzten und mit denen eine jugendliche Frauengestalt von himmlischer Schönheit sich aus dem Kelch emporhob. — „Ich bin die Blume des Weins," sagte sie, und ihre Stimme war süßer als der mildeste Ton im Gesange der Nachtigall; „ich bin Ambrosia!"

Keines Wortes mächtig stürzte Ambrosius vor ihr nieder. Er hätte ihr sagen mögen, wie er sich nach ihr gesehnt sein ganzes Leben lang, wie sie der Gedanke seiner Tage, der Traum seiner Nächte gewesen sey, aber ihre unirdische Schönheit war so groß, daß sie ihm die Sprache raubte; auch hätte menschliche Sprache weder ihre Schönheit bezeichnen, noch ausdrücken können, was der Glückselige empfand. Versunken in Anbetung streckte er seine Arme zu der Lichtgestalt empor und seine ganze Seele lebte in seinem Blicke. Da neigte Ambrosia sich zu ihm hernieder und gab ihm die Hand, und wie er sie berührte, war ihm, als lösten alle seine Gedanken sich auf in eine ungeahnte Empfindung des Glücks. Er fühlte sich emporgehoben vom Boden, die Blumengewinde, die Krystallpaläste, der goldene Regenbogen verschwanden vor seinen Augen, und in einem mit weichen Tigerfellen bekleideten Wagen, den ein Riesenadler zog, fuhr er hoch und immer höher schwebend durch die Luft. Seine ungewohnten Sinne schwindelten, und er merkte es anfangs gar nicht, daß Ambrosia ihn verlassen hatte und ein alter Mann an ihrer Stelle in den Wagen getreten war. Mit einem Schrei der Verzweiflung sprang er empor. Der Alte aber, dessen Gesicht ganz eingehüllt war in sein Gewand von silbergrauem Spinngewebe, legte seine Hand auf des Jünglings Haupt und sagte mit mildem Ernste: „Setze dich nieder, Ambrosius, warte und schweige, damit du wieder Dionysius werden und an dein Ziel gelangen mögest!"

Während nun Ambrosius gehorchte und sie weiter und weiter fuhren, arbeitete der Alte unablässig daran, kleine formlose Thonklümpchen in bestimmte Gestalten zu bringen, mit denen er bald den Riesenadler fütterte, bald die große grüne Wasserschlange, oder den braunen Lindwurm und den feurigen Drachen, die alle neben ihnen herzogen. „Das sind unsere Equipagen," sagte der Greis.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Mittelrhein, Mai.

Das Eckensteherthum.

Drüben auf dem Rathhausdache klappert der Storch und schlägt die laue Frühlingsluft mit den gehobenen Flügeln; durch mein Fenster scheint die Sonne so warm, und die paar Fliegen, die schlafend den Winter überdauert haben, krabbeln wie träumend langsam an den gewärmten Scheiben empor. Willkommen, ihr Frühlingsboten, nach dem langen rauhen Winter! Aber da unten auf der Straße sehe ich noch andere Verkünder schönerer Tage, die mir weit weniger gefallen als Storch und Mücke, obgleich sie leibhaftige Menschen sind — Gott verzeihe mir die Sünde! Sie kommen auch aus den Winkeln hervor, gehen dem Sonnenscheine nach und lehnen sich an die warme Wand, als wären sie kraftlos. Sind es arme Kranke, welche die milde Luft

Digitized by Google

suchen und die Sonne? O nein! — Doch ja, arm sind sie und krank ebenfalls, eine richtige Diagnose aber kann diese Krankheit nicht besser bezeichnen, als mit dem Namen Zuckerbeet. — Wer kennt sie nicht diese stehenden Figuren, die wie Karyatiden die Ecken der Gebäude heben, besonders an einem Markte, wo Straßen münden und sich kreuzen, wie hier unter meinem Fenster? Sie sind ja weltbekannt und sogar Schoosskinder einer gewissen Art von witziger Literatur worden, die zwar „die Weisheit auf der Gasse" zu suchen schreit, aber nur zu häufig damit auch den Schmutz aus der Gosse aufhebt und daraus humoristische Brillanten zu formen oder wenigstens Leuchte und Spitzkugeln zu kneten sucht. Man mag es von Seiten der Liebhaber für einen Verlust halten, wenn diese Typen verschwinden und das Straßenpöbelthum eine Seite seiner Repräsentation einbüßen sollte; ich für meinen Theil möchte die Verantwortlichkeit für diesen Verlust vor dem Richterstuhle der Aesthetik wie der öffentlichen Sitte gerne tragen. Nicht Prüderie, nicht engherziges Moralisiren ist es, was mich den Ecksteehern gram macht, sondern die Erfahrungen, die ich seit Jahren gemacht. — Ich mag es leiden, wenn die Matrosen am Hafen, die Gütterspanner an der Halle, die Sackträger auf der Schranne ihre Derbheit hören und sehen lassen, ja ich kann mich dort bisweilen über den plumpen Witz der allzeit schlagfertigen Zungen freuen, wenn er auch keineswegs sittsam und anständig eingekleidet ist. Da ist doch Leben, thätige Rührigkeit, da arbeitet doch der Mann um sein tägliches Brod, und einem der das thut, hält man manches zu gute. Aber hier an den Ecken steht der Auskund von arbeitsscheuem Tagelieben und läßt sich die liebe Sonne auf den Magen scheinen, der bei allem dem doch nicht so genügsam ist, wie der eines Lazarone am Golf von Neapel. — Sehen wir eine solche Gruppe in ihrem dolce far niente etwas näher an. Sie ist bunt gemischt aus Alt und Jung, Groß und Klein. Dort ein bejahrterer Mann, dem ein verfrühtes Alter schon den Nacken beugt, und dessen zerfallender Körper in einem Rocke schlottert, der in seinen besseren Tagen den Leib eines „Herrn" umschloß. Daneben in buntgeflickter oder zerrissener Jacke eine fast athletische Gestalt im besten Mannesalter, mit großem strupigem Barte. Schaut ihm in's Gesicht: es ist aufgedunsen, die Augen sind roth und trübe, und hinter der Stirne unter dem wirren Haare scheint es unaufhörlich zu dämmern und zu brausen. Zur Seite ein noch viel jüngerer Mensch, kaum zwanzig Jahre alt; das wüste, bleiche Gesicht trägt den Stempel der Rohheit und die unverkennbaren Spuren mehr als eines Lasters. So oder ähnlich alle die Erwachsenen, welche jene Ecken zieren. Und um sie her einige Knaben, ein junger hoffnungsvoller Nachwuchs, schmutzig, zerrissen und frech, alle mit der besten Anwartschaft auf eine solche Stelle an der Wand, sogar auf den Sitz am Prallstein.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Mai.

(Fortsetzung.)

Kunststimmung. — Der Vorabt.

Die Quartette von Wolf, Pisch, Drinnenberg und Siebentorf waren nach der Vernünftigen Schätzung wohl wieder das Gediegenste, was uns an Conzertlesungen vorgeführt wurde. — Die Aufführung des „Prophelen" von Meyerbeer brachte einen Zwiespalt in der musikalischen Welt zum deutlichen Bewußtseyn, der heimlich schon lange gewallet hatte. Es ist eine alte Erschreinung, daß in Kunst und Wissenschaft die Anmuth sich festklammert an die reichen Gestaltungen, und gegen neue Strebende Opposition machend, durch Hervorhebung der längst unbestrittenen Verdienste großer Todten einen Theil von deren Ruhm auf sich selber als Wiedererzeuger derselben zu lenken sucht. Leidet solche Anmuth dann auch selbst sehr wenig, so können deren Freunde immer sagen: „ja, was reicht an Mozart, an Bach, an Mendelsohn! Aber nächst ihnen kommt gleich unser Franz, oder Fritz." Um so besser führt die Anmuth bei diesem Manöver, wenn der Verstorbene sein Genie war und als Genie angepriesen wird. In Gegenden, wo der Kreuzberg für einen Berg gehalten wird, mag immer ein Maulwurfshaufen als ansehnliche Erhöhung gelten. Wir weisen nun Mendelsohn gewiß einen hohen Platz an, allein so viel schreint uns gewiß, daß er seinen Lemere Talente noch künftige Vergleichspunkte zuläßt, die einem Mozart, Beethoven und andren Genien gegenüber unmöglich sind. Diesen Mann nun erhob man seit einiger Zeit vorzugsweise, und es gab sein Concert, in dem er uns nicht wenigstens einmal vorgeführt wurde. Man ließ ihn auch im Tode die Rolle fortführen, die er im Leben gespielt hatte, der überall Unvermeidliche zu seyn und alles Andersstrebende bei Seite zu drücken. Man machte mit ihm Geschäfte, und er war immer auf dem Markt. Die aber die Geschäfte mit ihm machten, ahmten auch die Kleinlichkeit gegen andere Kunsterichtungen nach, womit der sonst so verdienstvolle Mann seiner wahren Ehre um der falschen willen so nahe trat. Das sollte sich zeigen. Wenn die Schwalben fliegen, so gibt es Sturm, und wenn die materiell oder geistig Abhängigen gegen etwas murren, so erfährt man daraus die Gesinnung, die ihre Beherrschende bei Seite zu drücken. Man wach

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 120. Montag den 20. Mai 1850.

Es gehört zum Genuß an solchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen, denn die Einbildungskraft selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten was ihr geschenkt wird. Sie machte keine Pläne, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, begleichnet sie die wunderlichen Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und werden.

Goethe.

Dünengeschichten.

(Fortsetzung.)

So gelangten sie an das Ufer des Meeres, wo der Greis dem Adler sich niederzusenken und der Schlange heranzukommen befahl. Er half Ambrosius beim Aufsteigen, machte ihm dann von einem Thonklümpchen einen behaglichen Sessel zurecht und richtete ihn bequem und sicher auf der Wasserschlange ein. Ehe aber der Adler davon flog, kreiste er dreimal mit großen Flügelschlägen über dem Haupte des Jünglings und rief: „Menschenkind! Menschenkind! gib mir den Fährlohn! gib mir die Kleider, die du trägst, gib sie mir, damit ich das Nest damit füttere für meine liebe junge Brut!“ Ambrosius hatte nun schon gemerkt, daß es bei dieser Wanderschaft auf Gehorsam abgesehen sey, er that also seine Kleider von sich, legte sie in den Wagen und der Adler schwang sich davon, während der Greis seinen Schützling in ein Gewand hüllte, von dem dieser nicht zu ermitteln wußte, ob es Spinnengewebe oder leichte Wolken seyen. Dann setzten sie sich auf der Schlange zurecht und schifften sich ein. Neben ihnen tauchte es von allen Seiten vielgestaltig aus dem Wasser hervor: Delphine und Wassernixen mit Schilfkränzen, Seepferde, auf denen Tritonen ritten mit korallenem Dreizack in der Hand, Wallfische und alte und junge Seehunde, Fische, Muscheln und die Götter alles Wassers, das die Erde umwallt und auf der Erde fließt. Die fragten alle: „Seeschlange, wen bringst du da?“ und guckten den Jüngling neugierig an und wollten den grünen Schleier lüften, mit dem sein Gesicht verhüllt war. Aber die Schlange antwortete nicht und der Greis schwieg auch, bis er sich plötzlich emporrichtete und seine Stimme erhob, die wie das Rollen des Donners klang. „Waschet ab von ihm die Sünde der Menschheit!“ sagte er, und in dem Augenblick warfen die Wallfische ihre Wasserstrahlen in die Luft, die in gewaltigen Regenschauern auf ihn herniederfielen. Zugleich tauchte die Schlange mit ihm unter, so daß Ambrosius zu ertrinken glaubte; aber sie hob sich gleich wieder empor und ruderte nur um so rascher dem Lande zu, gefolgt von allen Bewohnern des Wassers. Als sie das Ufer erreichten, hob sie den goldgrünen Leib hoch in die Höhe und sprach: „Menschenkind! Menschenkind! zahl' mir den Fährlohn! gib mir alle deine Erdengedanken, damit meine Kinder ihre Lust daran haben unter dem Wasser!“ Dabei berührte sie ihn mit der scharfen Spitze ihrer zweispaltigen Zunge mitten auf der Stirne, und Ambrosius sank in matter Erschöpfung in die Arme seines Begleiters, der ihn auf den Rücken des bereits ihrer harrenden Lindwurms trug.

Der aber fühlte kaum, daß die Reisenden Platz genommen hatten, als er viel schneller noch, als eine Lokomotive fahren kann, hinabschoß in das Erdreich, durch die Schichten, in denen die Wurzelmännchen arbeiteten, zwischen den Bergwerken hin, in denen die Gnomen rothe Rubinen und grüne Smaragden polirten, bis zu der Diamantschmiede, wo die Erd- und Feuergeister beisammen beschäftigt waren. Hier machte der Lindwurm Halt. „Menschenkind! Menschenkind!“ sagte er, „zahl' mir den Fährlohn! gib mir dein schweres Erdenblut, damit meinen Kindern in der Tiefe zu Theil werde, was aus der Tiefe stammt,

Digitized by Google

was der Erde gehört!“ Und bei den Worten ſchlug der Lindwurm ſeine ſcharfen Zähne in die Adern des Jünglings, deſſen Blut in warmen Strömen hervorrieſelte. Gierig verſchlang es die Erde, in die der Lindwurm ſich verſenkte.

Aus der Diamantſchmiede ſprangen aber zwei Flammenjünglinge hervor, die halfen dem Greis Ambroſius auf den feurigen Drachen heben, und ließen ſich neben ihm nieder, da Ambroſius ſich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte. Sie küßten ſeinen Mund mit ihren warmen Lippen, ſie hauchten ein lindes Feuer in ſeine Adern, bis Ambroſius die Augen aufſchlug, ſeine Kräfte wiederkehrten und er ſich wie neugeboren fühlte. Sein Geiſt flammte heller auf, ſein Herz klopfte feuriger, er fühlte die Schwere ſeines Körpers nicht mehr, und als ſie durch das Feuermeer ſchifften, als der Drache fortflog über die Naphtaquellen, meinte Ambroſius des Drachen entbehren und ſelbſt fliegen und ſchwimmen zu können in den Elementen des Waſſers, des Feuers und der Luft.

Da aber hatten ſie das Ende der Fahrt erreicht; die Flammenjünglinge nahmen die Zügel des Drachen in die Hände und der Drache ſagte: „Menſchenkind! zahl' mir den Fährlohn! gib mir das Kreuz von deinem Halſe, gib mir den Namen, den du trägſt, daß meine Kinder nehmen, was doch nicht dein eigen iſt, und was du nicht brauchen kannſt in der neuen fröhlichen Welt!“ Alsbald nahm der Jüngling das Kreuz von ſeinem Halſe, welches ihm umgehängt worden war in der Stunde ſeiner Firmung, und der Drache ſchnappte darnach mit ſeinem Rachen. Weil aber ſein Athem ſo heiß war, flammte das leichte ſchwarze Kreuzchen hell davon auf und fiel in kleinen Funken nieder, die der Drache gierig verſchluckte, damit er doch etwas für ſeine Mühe erhalte.

Nun aber gaben die Flammenjünglinge und der Greis ſich die Hände, neigten ſich tief und ſprachen: „Sey uns gegrüßt in der Heimath, Dionyſius! ſey uns gegrüßt! Die Königin harret dein. Laß dich ſchmücken zum Feſte!“ Jeder von ihnen umarmte ihn und Dionyſius athmete auf wie einer, der von ſchwerer Laſt befreit iſt, als er ſich mit dem Namen nennen hörte, der in der Kindheit zuerſt der ſeine geweſen war.

Der Greis hatte ſeinen Spinnwebmantel abgenommen und ſtand da in ſtattlicher perſiſcher Kleidung, auf die ſein ſchönes Haupthaar und ſein langer weißer Bart herniederwallten. Auf ſeinen Wink breiteten die Flammenjünglinge reiche Teppiche auf dem Raſen aus, über dem ſich zauberhaft ſchnell ein leichter Kiosk wölbte, nachdem ſie ein paar glatte Stäbe in die Erde geſteckt hatten. In ein marmornes Becken fielen plätſchernd die ſilbernen Strahlen eines Springquells, die Jünglinge warfen große weiße Blumen in das Waſſer, deren Geruch das ganze Gemach erfüllte, dann nöthigten ſie Dionyſius ſeine Glieder zu kühlen im erfriſchenden Bade. Darauf trockneten ſie ſeinen Körper, ſalbten ſein Haar und reichten ihm koſtbare Gewänder von Sammet und Seide mit goldener Stickerei, in der koſtbare Edelſteine die Stellen der Blumen vertraten. Als er gekleidet war, hielt ihm der Greis einen ſilbernen Spiegel vor das Antlitz, und Dionyſius erglühte in heller Freude über ſich ſelbſt, als er die Veränderung gewahr ward, die mit ihm vorgegangen war. Sein Auge leuchtete in himmliſchem Feuer, eine warme, klare Farbe ſtrahlte von ſeinen Wangen und ein Ausdruck der Reinheit und des Glücks war über ſeine Züge gebreitet, wie es nie noch auf einem Menſchenantlitz geſehen worden iſt.

(Schluß folgt.)

Herbſttage in der franzöſiſchen Schweiz.

(Fortſetzung.)

Kein See der Schweiz bietet ſolche Gegenſätze des Idylliſchen und Romantiſchen dar als der Leman. Die nördlichen Ufer ſchimmern und blühen wie ein wundergroßer Garten, die ſüdlichen ſchließen ſich düſter, ſchweigend und ſtarr wie ein geheimnißvolles Labyrinth um die dunkelblauen Fluthen, in weiter Ferne von den ewigen Eisgipfeln überragt. Nirgends überſchaut man dieſen Doppelcharakter der Seeufer wohl beſſer als auf Montbenon, einem mit hohen Bäumen bepflanzten Bergrücken vor dem Genfer Thore. Ich ging Morgens, Mittags, Abends und noch tief in der Nacht dorthin, als der Mond hoch über den Schneebergen ſtand, und mußte mich jedesmal mit Gewalt von dem Orte losreißen. Beſonders war es die ſcheidende Herbſtſonne, welche alles in das zauberhafteſte Licht ſetzte. Der See lag wie ein Rieſenſpiegel klar und ruhig inmitten der Felſen und Rebenhügel, kaum daß ein leichter Windzug die dunkelblaue Waſſerbahn kräuſelte. Seine äußerſte Grenze wirkte ſich fern im Weſten am Fuß des duftblauen Jura, über den die Abendſonnenſtrahlen herüberſtrömten und einen Glanz auf die weite Seefläche warfen, daß das Auge ſich von dem Lichtmeer abwenden mußte. Und als dann endlich die Sonne verſunken war und Stadt und See und Rebenhügel ſchon Dämmerungsſchatten umhüllten, da leuchteten und glühten die hohen Firnen des Walliſer Landes noch lange, lange fort. Wohl mancher Berg und manches Thal lag zwiſchen Montbenon und den ewigen Schneefeldern hinter'm See; aber es war, als ob die von der Sonne angeglühten Schneeſpitzen mit wenig Schritten zu erreichen wären, ſo klar

Digitized by Google

und ſcharf ſtachen dieſelben gegen den geröthelten Himmel und gegen die finſtern Felſenmaſſen ab. Aber endlich wichen auch die letzten bleichen Lichter von den Firnen und nur der See ſpiegelte noch das mehr und mehr verglühende Abendroth wieder, deſſen Schein noch über den blauen Jurahöhen ſtand, als der Mond ſchon längſt die weite Runde beleuchtete. — Wendet man ſich von Montbenon gegen Norden, ſo überblickt man theils die fruchtbare, von der Venoge durchſtrömte Ebene, welches Flüßchen zwiſchen Lauſanne und Morges in den See fällt. Unmittelbar neben Montbenon aber befindet ſich ein kleines tiefes Thal, in dem unter breitäſtigen Bäumen einige Häuſer liegen. Dort war's noch ſo ſommergrün und friſch, als ob die böſen Herbſtſtürme keine Macht über dieſen ſtillen, friedlichen Grund hätten. Da die Verlängerung dieſes von Weſten nach Oſten fortlaufenden Thales zugleich zwei Stadttheile ſcheidet, ſo hat man die gegenüberliegenden Höhen kürzlich durch eine mächtige ſteinerne Brücke verbunden, welche gleichſam aus mehreren Stockwerken beſteht, von denen jedes ſeinen tunnelartigen Gang hat, ſo daß Wagen, Reiter und Fußgänger übereinander dahinziehen können.

Einen ſchneidenden Gegenſatz gegen dieſe Ruhe der Natur rings um die Dreihügelſtadt bildete die Aufregung der Menſchen. Ueberall, wo ich ging und ſtand, hörte ich die heftigſten politiſchen Diskuſſionen über die nahe bevorſtehende Wahl des Staatsraths in Genf. »Les calomnies des aristocrates« — »la liberté — »la victoire« — »Monsieur Fazy« und »les élections« umſchwirrten mich in Hôtels und in Cafés, auf den Straßen und auf den Promenaden. Wie einſt im denkwürdigen Jahr des Heils 1848 im deutſchen Vaterlande jede Gaſſe, jedes Haus, jedes Zimmer, jeder Garten und jede Laube von politiſchen Schlag- und Stichwörtern wiederhallte, ſo blitzte und donnerte es jetzt auch am Ufer des Leman im Angeſicht der ewigen Alpen, nur mit dem Unterſchiede, daß damals in Deutſchland drei verſchiedene Köpfe jedesmal auch drei verſchiedene Meinungen hatten und ſich im eigentlichen und figürlichen Sinne einander regelmäßig in die Haare geriethen, hier im demokratiſchen Waadtlande aber die Donnerkeile meiſt gegen die abweſenden oder jenſeits der blauen Fluthen des Sees wohnenden Ariſtokraten geſchleudert wurden.

Obwohl ich ziemlich unbekannt mit den genauern politiſchen Verhältniſſen der einzelnen Kantone die Schweiz betreten hatte, ſo war ich doch ſchon am erſten Tage vollkommen in die Streitfragen der Parteien eingeweiht und hatte vielfach Gelegenheit die Beredtſamkeit und Darſtellungsgabe zu bewundern, mit welcher oft ganz unſcheinbare Männer ihre Anſichten entwickelten. Die Ankündigung einer großen Volksverſammlung in Genf, welche ich in den Zeitungen las, beſtimmte mich, meine Reiſe ſo einzurichten, daß ich noch vor dem dazu anberaumten Tage, dem 4. November, dort eintreffen konnte. So benutzte ich denn den nächſten klaren Nachmittag zu einer Fahrt auf dem Seeufer nach Vevay, in der ſichern Hoffnung, den gewöhnlichen Hôtel- und Cafégeſprächen, welche ich einen ganzen Nebelmorgen hindurch zur Genüge genoſſen hatte, für einige Zeit zu entgehen. Allein der Menſch denkt's und Gott lenkt's.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Mai.
(Schluß.)

Das Städelſche Muſeum. — Theater. — Literatur.

Es iſt nicht oft genug dankbar in die Erinnerung zurückzurufen, daß Frankfurt dem edeln Kunſtſeifer eines einzelnen Privatmanns, des trefflichen Städel, die ganze Bedeutung verdankt, die es in Hinſicht auf bildende Kunſt hat. Ohne ihn wäre es wie Hamburg und Bremen, wo nur einzelne Maler ihr Geſchäft auf Beſtellung fortführen. Wo aber eine Akademie iſt, da ſtrebt und wagt man um der Kunſt willen, nimmt auch einmal einen bedeutſamen Vorwurf ohne Beſtellung in Arbeit, auf die Gefahr, Geld und Zeit zu verlieren, in der Hoffnung, Achtung von den Genoſſen zu erwerben. Wie wohlthätig nun aber ſolche Stiftungen ſind, ſo tragen ſie doch den Nachtheil in ſich, daß die Beſtimmungen, welche ein wohlgeſinnter Teſtator über den Beſtand derſelben feſtgeſetzt hat, in ſpäterer Zeit und unter veränderten Verhältniſſen einen Theil ihrer Bedeutung und ihrer Wohlthätigkeit verlieren. So findet man denn auch hier über manches zu klagen, was ſelbſt mit der größten Bereitwilligkeit der Adminiſtratoren nicht leicht gehoben werden mag, da eine Aenderung dem Willen des Geblaſſers zu widerſprechen ſcheint. So die Beſtimmung, daß ſich die Adminiſtratoren ſelbſt ergänzen, wenn einer ausſcheidet. Aber andere Uebelſtände abzuſtellen, möchte immerhin den Adminiſtratoren zuſtehen und wohl anſtehen. Man bemerkt z. B. mit Mißbilligung den Ankauf von Bildern, von denen man behauptet, ſchon in zehn Jahren müſſe das ſchwere Geld, welches man für ſie verausgabt, zum Aergerniß gereichen, während man anderes ſich entgehen laſſe und vor allem die Wiederbeſetzung der Direktorſtelle mit einem des großen Beit würdigen Nachfolger verſäume. Doch wird hiebei freilich das Urtheil ſehr von der Kunſtrichtung abhängen, welcher einer ergeben iſt. Beobachtende Köpfe aber haben noch manches ſonſt zu rügen, z. B. daß man keine junge tüchtige Kraft für die Plaſtik hierherzieht, die in der Nähe zu finden wäre. — Im Schauſpiel ſahen wir von Bemerkenswerthem „Pedro.“ So gewiß Moſenthal ein Dichter iſt, ſo wenig glauben wir, daß ihm Sinn und Ausgabe des Dramas zum vollen Verſtändniß gekommen. Griepenkerls „Nobespierre“ wurde unter den günſtigſten Umſtänden zum erſtenmal aufgeführt, da die Meſſe und der Sonntag ein zahlreiches,

Digitized by Google

hördegieriges, frisches Publikum in's Haus gelandt hatten. Man sollte diese Wohlthat jedem neuen Stücke zu Theil werden lassen; wenn dann ein Gott in dem Gedichte herrscht, so wird er die Herzen erfassen und dem Dichter lohnen, daß er ihn in sich getragen. Dem Gott war aber hier wenig zu spüren, desto mehr von der geschickten Hand eines nie verlegenen Effektmachers. Wenn man, wie die Bewunderer gesagt haben, neugierig ist, auf welche Art nach den Ereignissen der ersten Akte dem Ende noch Spannung und Wirkung verkleiden könne, so ist doch dieses Räthsel auf die wohlfeilste Art gelöst, indem der Dichter Dinge erfunden, die nicht im Charakter der Personen begründet sind, ja zegen das Ende alle tragischen Mittel fallen läßt und komische Ausfälle, Krawalle, Zahnen, Kanonen und betrunkene Jakobiner bringt, so daß zuletzt das Publikum gar nicht mehr aus einer Heiterkeit herauskam, die durch den Contrast erzeugt werden mußte. Die tiefen Gegensätze von Voltaire und Rousseau, die in Danton und Robespierre zu Fleisch und wahrlich auch zu Blut geworden waren, und aus denen die Personen begriffen seyn wollen, diesen reichen Gegenstand fertigt er hastig ab, wie einen Gläubiger, den man nicht bezahlen mag. Zudem — und das ist kein kleiner Vorwurf — hat er das Publikum rathlos gelassen, wofür es sich entscheiden soll. Zwar werden die Braunschweiger erwidern: Objektivität! Objektivität! allein der se sehr objektive Shakespeare läßt uns niemals ohne sittliche Entscheidung, und das Durch- und Nebeneinander der Wirklichkeit auf der Bühne ist doch keine Objektivität, ist doch wohl überflüssig durch die Wirklichkeit selbst. — In dem Schauspiel „der Genius und die Gesellschaft," von einer Dame in Berlin, ist jedenfalls das Streben wahrzunehmen, den Hörern eine Ueberzeugung an's Herz zu legen. Das ist um so anerkennenswerther, als es heut zu Tage für eine Lächerlichkeit gilt. Aber das Stück ist sehr weiblichen Geschlechts, und das bescheidene Herz wird nicht genug durch den Verstand unterstützt. — Wir sahen Shakespeare's „Coriolan," für die Bühne eingerichtet von Guzkow. Derselbe hat gewiß den Genius mit viel Achtung behandelt, aber doch gekrichen, was Shakespeare mit Absicht geschrieben haben dürfte. Man sollte den Mann ganz oder gar nicht aufführen. Wir sind der Ueberzeugung, entfernt ist bei den meisten Stücken sogleich möglich, sobald den Schauspielern ein Mann an die Hand geht, der die altdritische Bühne begriffen hat. Den Sommernachtstraum hat man immer für unaufführbar gehalten, und wie prächtig geht er jetzt, ohne „eingerichtet," d. h. verschnitten zu seyn! Aus solchen „Einrichtungen" schließen dann die Tagesschreiber des Theaters, Shakespeare habe nicht „bühnengerecht" geschrieben. Woher sollten die Kerndlegen wissen, daß er für eine andere Bühne rechnete, als die unsere ist? Von den Aufführungen zu reden erlasse man dem Berichterstatter; er ist kein Herkules in Bezug auf Säle und Schauspielhäuser. — Viel Streben in Literatur und Wissenschaft ist hier nicht zu bemerken, es existirt nur schamhaft in der Stille. Die Leute, denen man auf Schritt und Tritt in der Tagesliteratur begegnet, haben sich des freien Denkens begeben, sie sind alle untergekrochen, wo es bequem und dunkel ist, entweder bei der Post, oder beim Theater, oder auch bei irgend einer wohlhabenden Gemahlin. Sie schützen ihre durch Verhältnisse und durch Rücksichten des Vortheils oder der Furcht diktirten Meinungen täglich in tausenden von Zeitungsexemplaren über die Stadt und üben durch die Länge der Gewohnheit einen diabolisch-verschleimenden, hirnerweichenden Einfluß aus. — Zwei nützliche Frauenfortunsen sind herausgekommen, von Frau Bells-Gontard eine Sammlung des hiesigen Intelligenzblattes von den ältesten Jahrgängen an, sehr wohl geordnet und exzerpirt, und, ebenfalls ein Beitrag zur Historie, die „Galerie berühmter Frankfurter Männer" von Dr. Heyden. — Für den Sommer verspricht man uns den Genuß einer französischen Bühnentruppe, und in weiter Ferne zeigt man uns auch das große Bild der Rachel. Bis dahin nutzen wir, was hier an dankbarsten ist, die Sinne und die liebenswürdige Natur.

Vom Mittelrhein, Mai.

(Fortsetzung.)

Das Eckenleberthum

Aber was thun oder schaden denn diese Leute? — Was sie thun? streng genommen — nichts. Das Wort Thun in seinem engren Sinne paßt auf diese Menschen nicht. Doch ja! zuweilen kommt in diesem Kreise doch etwas vor, was einer Arbeit ähnlich sieht. Da hält ein Omnibus oder sonst ein Wagen und bringt einige Bewegung in die Gesellschaft an der Ecke; ohne Mühe und Anstrengung verdient bald dieser, bald jener einige Groschen, um sich damit in die nahgelegene Kneipe zurückzuziehen und sich vom Nichtsthun zu erholen. Wenn aber ein Bürger kommt und eine Hülfeleistung bei einem Geschäfte verlangt, so ist das erste die im Evangelium schon übel berüchtigte Frage: was wird mir dafür? und wenn die Antwort nicht unverhältnißmäßig hoch ausfällt, so schüttelt der Eckensteher höhnisch lachend den Kopf und lehnt sich behaglich wieder an die Wand, wenn er nicht gar eine Zeit lang raisonnirt und schimpft. Ob diese Menschen, die vom Markte in das Wirthshaus, vom Wirthshause auf den Markt schleichen oder eilen, etwas schaden? Wer sie länger sieht und kennt, fragt nicht mehr so. Sie fehlen wohl nicht und bringen Niemanden um, selbst Bettler darf man sie nicht eigentlich heißen; sie machen auch keine Revolution, nicht einmal Krawall, denn dazu gehört etwas, was sie nicht haben, etwas Muth. Höchstens betheiligen sie sich gelegentlich bei einem Straßentumulte. Sonst sind sie bald schläfrig still, bald geschäftig und in ihrer Art witzig, in ihrer Branntweinlaune mehr als heiter und überlaunt, und bei aller ihrer sonstigen extreme cordiale unterreinander selbst händelsüchtig, oder gegen andere maulfertig zum Schimpfen. Für das alles haben sie ein Privilegium, das die Polizei seinem andern Bürger ge währen wurde. Aber noch einmal: was schaden sie? Ich sage: solche Ecken mit ihren stehenden Figuren sind wahre Pflanz-, Pflege- und Hochschulen der Arbeitsscheu, der Frechheit, der Rohheit und des sittlichen Verderbens überhaupt. Und diese Art von Professoren wirkt durch Wort und Beispiel schneller und nachhaltiger, als die der bestbesetzten Fakultät. Diese Eckensteher sind bekannt als Faullenzer und verachtet als solche, aber sie leben, leben ohne das, was man eigentlich Arbeit nennen kann, leben in ihrer Art so recht behaglich und vergnügt, ja nicht selten voll und lustig, und das selbe sein Kleber seyn sie andere, die — Vergehung für den Mißbrauch eines schönen Dichterwortes! — ihres Geistes einen Hauch in sich versüßen? Ja diese süße Gewohnheit des Daseyns hat für viele großen Reiz. Gewiß, ohne solch augenfälliges Beispiel würde in manchem der schwache Trieb zur Arbeit nicht so ganz verkommen. Wer nun gar an meinem offenen Fenster läge und nicht nur die derbsinnlichen, sondern auch die rohen, frechen und unsittlichen Aeußerungen der akroirten Eckengesellschaft herüberschallen hörte; wer es mit anhöre und mit anhörte, wie selten Jemand ungerechelt an solcher Ecke vorüberkommt, wie namentlich Mädchen eilen müssen, um nicht eine cynische Unverschämtheit zu hören; wer es mit anhöre, wie diese Menschen sich im Rausche geberden, den würde nicht nur tiefer Ekel ergreifen, er würde auch die Besorgnisse und die Klagen verstehen, die darüber laut werden.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 121. Dienstag den 21. Mai 1850.

Dieß Holz umthürmte Land, gleich Tempes Flur,
Mit jedem Reiz der Schöpfung übergossen!
Dieß Wundermerk der göttlichen Natur,
Von Schönheit wie von Glanz die Sonn' umflossen!
Matthissen.

Herbsttage in der französischen Schweiz.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte ich den Fuß in den Postwagen gesetzt, als auch sofort ein würdiger Weinbergbesitzer, dem zwei bis an den Hals gefüllte Flaschen aus den Seitentaschen seines Rocks hervorschauten, mit unendlicher Freudigkeit seinen Nebenmann fragte: »N'est-ce-pas. Monsieur Godivet, vous irez après-demain à Génève?« — Daß in der Antwort »les aristocrates, les élections« und »Monsieur Fazy« vorkommen und von Lausanne bis Vevay innerhalb der vier Wände des Postwagens nichts als Politik bearbeitet werden würde, und zwar Politik der allergewöhnlichsten Sorte, sah ich nach dieser Frage mit Sicherheit voraus. Ich hatte mich nicht geirrt. Besagter Flaschenmann und Monsieur Godivet handelten sämmtliche innere und äußere Verhältnisse der Kantone Waadt und Genf, so wie die ganze Flüchtlingsfrage nebst allen daranhängenden deutschen und europäischen Fragen auf das gründlichste ab, ohne den Wunderbildern des friedseligen Herbsttages auch nur einen einzigen Blick zuzuwerfen. Mir fielen bei diesem Naturfrieden die Worte des tiefgemüthlichen Dichters Eichendorf ein, mit welchen er kürzlich eine von ihm herausgegebene Gedichtsammlung eingeleitet hat: „Wenn wir heutzutage aus den Staubwirbeln der Parteiungen plötzlich in's Freie hinaustreten, so überrascht, ja erschreckt es uns fast, wie die Natur draußen in unberührter Keuschheit den ihr von Gott gemessenen Gang ruhig fortgeht. Die Blumen und Bäume blühen, als wäre nichts geschehen, die Wipfel rauschen ihr uraltes Lied, und wir ahnen den Gottesfrieden, von dem die Wälder und Ströme träumerisch reden.“

Da die beiden Politiker indessen in jedem Punkte übereinstimmten und damit jeder aufregenden Scene vorgebeugt war, außerdem auch nichts anderes redeten als was ich schon in Lausanne gehört hatte, so störte mich ihr Gespräch in meiner andächtigen Bewunderung der Seelandschaft weniger, als ich anfangs gefürchtet hatte. Ich hatte Mühe es mir zu vergegenwärtigen, daß es ein Spätherbsttag war, an welchem ich auf dem Gestade des Sees dahinrollte. Die Sonne schien fast heiß in den Wagen herein, über die Gartenmauern der Uferdörfer hingen Rosen, Astern und andere Sommer- und Herbstblumen herab, viele Bäume rauschten noch mit den frischesten Blättern, die Matten zwischen den Weinbergen grünten noch so üppig wie im Frühling, und die klarblauen Wellen des sonnebeglänzten Sees plätscherten und flüsterten so lieblich am rebenbepflanzten Strande, daß ich meinte unter dem milden Himmel Italiens zu weilen. Wenn die Redensart der Reisehandbücher: „der Weg von Lausanne bis Vevay gehört wohl zu den reizendsten Lustpartien der Erde,“ auch etwas kühn erscheint und namentlich das Wort „Erde“ vielleicht mit einem etwas bescheideneren zu vertauschen seyn dürfte, so wohnt doch eine solche Fülle von Poesie in diesem Seethale, daß die Schönheiten desselben selbst die kaltblütigsten Töchter Albions, die in recht interessanten Gegenden meist nur Augen für ihr traveller's manual zu haben pflegen, zur Vernachlässigung ihrer rothunimirten Gelehrsamkeit verleiten könnten, wozu jedenfalls eine Art von Zaubermacht erforderlich ist.

Digitized by Google

Ueber der maleriſchen Lage Vevays vergißt man gänzlich die engen Gaſſen und die meiſt unſcheinbaren Gebäude des Orts. Einzelne Häuſer am See, an und für ſich faſt ärmlich anzuſchauen, erhalten durch die eigenthümliche Gruppirung, durch die weinumrankten Fenſter und Giebel und durch die von den blauen Wellen beſpülten Gärten einen Reiz, gegen den der Glanz der prächtigſten Königsſchlöſſer verſchwindet. In dieſer Hinſicht zeichnet ſich auch das Gaſthaus zu den drei Kronen aus. Es iſt unmittelbar am Ufer, den Rieſenfelſen des Walliſer- und Savoyerlandes gegenüber erbaut und aus den Zimmern deſſelben genießt man entzückende Ausſichten. Nichtsdeſtoweniger traf ich im Gartenſalon eines Morgens zwei engliſche Ladies, welche während des Frühſtücks — das beiläufig „eine volle Stunde nach der Uhr von Vevay" dauerte — mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit das Daſeyn der Fenſter ignorirten und ihre Seele in die weichen Krumen des friſchen Weißbrodes, in Honig, Thee und Milch verſenkten.

Nach einer genußreichen Fahrt mit dem Dampfſchiffe ſah ich am folgenden Abend das reizende Genf, dieſes Paris en miniature, vor mir aus den Wellen emportauchen. Kaum hatte ich den Fuß an's Land geſetzt, ſo erblickte ich auch ſchon an der Ecke eines am Kai gelegenen Hauſes ein mächtiges Plakat, welches die Bürger des Kantons Genf, radikale wie conſervative, für den 4. November zu einer Volksverſammlung auf dem Molard einlud. — Dieſe war denn auch der Hauptpunkt, um den ſich jedes Geſpräch drehte, und gleich die erſten Stunden, die ich in Genf zubrachte, überzeugten mich, daß die Meinungsverſchiedenheit hier weit bedeutender ſey als in Lauſanne, Vevay und andern Orten des Waadtlandes. Es galt hier eine Frage, deren Entſcheidung Folgen haben konnte, die außerhalb aller Berechnung lagen. In den überfüllten Cafés, Wein- und Bierhäuſern fielen manche ſcharfe Worte. Der franzöſiſche Charakter trat mir hier in ſeinem vollen Umfang entgegen. Ouvriers in ſchmutziger Bloufe und mit verwildertem Geſicht ſprachen bei aller tobenden Leidenſchaftlichkeit mit einer ſolchen Gewandtheit und in ſo gewählten Ausdrücken, daß ich manchmal wähnte, ich ſehe hier von den talentvollſten Schauſpielern eine wohleinſtudirte Volksſcene darſtellen. Höchſt eigenthümlich war das jähe Ueberſpringen der Redenden von flammender Wuth zu plötzlicher Ruhe und Freundlichkeit gegen irgend einen ihrer Nachbarn. So trat zu einem mit der größten Leidenſchaftlichkeit ſprechenden ſchlankgewachſenen Ouvrier mit jugendlich ſchönen Zügen unvermerkt die Kellnerin heran und ſchlang mit lächelndem Blick den Arm um ſeinen Nacken — und urplötzlich waren die Donnerworte verſtummt; das eben noch vor Wuth rollende Auge ſah das hübſche Mädchen ſo freundlich und liebevoll an, als ob es keine Ariſtokraten und keine Proletarier, keinen Reichthum und keine Armuth gäbe.

(Fortſetzung folgt.)

Dünengeſchichten.

(Schluß.)

Als nun Dionyſius ſich einen Augenblick betrachtet hatte, verſank der Klokk wieder und ein ſtattliches Roß wurde vor den ſtaunenden Jüngling geführt. Er beſtieg es, auch der Greis und die Flammenjünglinge ſtiegen zu Pferde und in ſauſendem Galopp trugen die muthigen Thiere die Reiter durch ein üppiges Land, immer höher hinauf, dem Gipfel eines Berges zu, von dem ein prächtiger Palaſt hinabſchaute in das Thal. Alle Verzierungen deſſelben beſtanden aus Weinlaub; Weinblätter von großen Smaragden rankten ſich um Thüren und Fenſter, und da die Sonne ſich ihrem Untergange zuneigte, ſah man, daß alle die einzelnen Beeren der Weintrauben kleine Edelſteinglocken waren, in denen Lichter brannten, ſo daß die Trauben zur Erleuchtung dienten.

Dionyſius Herz klopfte lauter und lauter, je mehr ſie ſich dem Palaſte näherten. Endlich, am Fuß des letzten Bergabſatzes, zog der Greis ein goldenes Horn aus ſeinem Gürtel, mit dem er ein langgedehntes Signal gab, das weithin durch die Lüfte ſchallte. Darauf ſchwebten aus allen Büſchen leichte Geſtalten hervor, die Dionyſius mit Entzücken wieder ſah. Sie waren aber jetzt nicht mehr ſo elfenhaft klein, wie er ſie erblickt im Weinberg und in den dunkeln Wölbungen des Kellerraums, ſondern in üppiger Fülle emporgewachſen, ſtrahlend von Jugend und von Daſeynswonne. Ihre Locken wallten im linden Abendhauch, ihre leichten Gewänder flatterten in anmuthigem Schwunge, und jubelnd die Tambourine und Thyrſusſtäbe ſchwingend über ihren weinlaubbekränzten Häuptern, zogen ſie vor Dionyſius her, während die Flammenjünglinge ihre Fackeln anzündeten und Loblieder ſangen zu Ehren des gefeierten Gaſtes.

So gelangten ſie vor die Rampe des Palaſtes. Der Greis und die Jünglinge ſtiegen von den Pferden, Dionyſius that wie ſie; dann ſchritt er ohne zu fragen die Rampe hinauf und dem Thore des Palaſtes entgegen, wohin ſein Herz ihn zog. Und als er herangekommen war, öffnete ſich das Thor, und Ambroſia, die lang und heiß erſehnte, ſtand vor ſeinen Blicken. — Ihre Locken floſſen aufgelöst über ihre blendenden Schultern, ein ſilberweißes Gewand umgab den

Digitized by Google

ſchönen Leib, und die tiefſte Liebe ſtrahlte aus ihren dunkelblauen Augen, als ſie Dionyſius ihre linke Hand reichte, während ſie mit der rechten einen kryſtallhellen Kelch an ihre Lippen ſetzte und von dem funkelnden Weine trank, den er enthielt. Dann ſenkte ſie den Kelch nieder zu Dionyſius, der ihn mit langen Zügen leerte, ohne die Hand der Geliebten loszulaſſen, ohne ſein Auge abzuwenden von dem ihren, und als er getrunken hatte, hob ſie den Knieenden zu ſich empor. Der aber, flammendurchglüht von dem erſten Genuß des Weines, fühlte ſich der Göttlichen gleich und ſchloß ſie in ſeine Arme und preßte ſeine Lippen auf die ihren, und ſie hielten ſich umfangen in ſtillem, ſeligem Ruhen, in der Gewißheit unſterblichen, unendlichen Glücks. — Und als ſie ſich zurückzogen in den Palaſt des Reiches, deſſen Herrſcherin Ambroſia war, ſang das Volk in den Straßen zur Feier des Hochzeitfeſtes, und ſpät noch in der Nacht jubelten die Flammenjünglinge und die weinbekränzten Jungfrauen ihr „hoch Ambroſia und hoch Dionyſius!“ zum hellen Mondhimmel empor.

„Hoch Ambroſia und hoch Dionyſius!“ riefen auch die Freunde, als Coralline ihre Geſchichte beendet hatte und ganz erhizt von der Luſt an der eigenen Erzählung heiter wie ein Kind in die Hände klatſchte. Angeregt durch das bunt dahinflatternde Märchen hatte ſich der ganzen Geſellſchaft eine ausgelaſſene Fröhlichkeit bemächtigt. Man überbot ſich in neckiſchen Fragen an Coralline, man erfand Wunder über Wunder; Signor Erneſto wußte ſich mit den Shawls der Damen als Zauberer zu drapiren, und Ludolf zog mit den tollſten Sprüchen einen Kreis um ihn, während der Commerzienrath, praktiſcher als die andern, darauf bedacht war, den Männern einen annähernden Begriff von dem Weingenuſſe des Dionyſius zu geben, indem er Champagner herbeibringen ließ, um, wie er ſagte, das leze Frühſtück auf der Düne auch in aller Form Rechtens zu ehren.

Aber mit dem Worte hatte er die Fröhlichkeit wie mit einem Zauberſchlage vernichtet. Die Freunde ſahen ſich erſchrocken an. Man hatte in dem Glück dieſes harmloſen Lebens immer nur des gegenwärtigen Beiſammenſeyns, nie des künftigen und leider nun ſchon ſo nahen Scheidens gedacht. In den Augen der Frauen ſchimmerte es wie Thränen, die Männer blickten ſich ernſthaft an. Da bob Alwyn ſein Glas, das der Oberſt eben mit dem erſten Schaum des ſprudelnden Weins gefüllt hatte, und ſagte: „Auf Wiederſehen heut über ein Jahr auf irgend einem Punkte der lieben alten Erde, wo der Raſen grün iſt und der Himmel blau; und wie wir hier glückliche Tage verlebt am öden, kahlen Ufer des brauſenden Meeres, ſo wollen wir ſie eben ſo glücklich verleben bei Vogelſang unter ſchattigen Bäumen. Auf Wiederſehen!“

Alle ſtimmten mit ein, die Gläſer klangen an einander, man reichte ſich die Hände und am folgenden Morgen führte das Dampfboot die Freunde ihren verſchiedenen Wohnorten zu. Alle aber blickten mit dankbarer Erinnerung auf den rothen Felſen von Helgoland zurück, ſo lange ihr Auge ihn erreichen konnte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Der Jahrestag der Republik

Die Fehnhundert und etliche Engländer, welche ſich vor dem 4. dieſes Monats abonnementsweiſe haben nach Paris führen laſſen, werden ihr Geld nicht bereut haben; ſie haben ein prächtiges Schauſpiel genoſſen. In dieſem Schauſpiel beſtand freilich (ein Tedeum in der Kathedrale abgerechnet) die ganze Feier des Jahrestags der Einführung der Republik, weßhalb das Journal »pour rire« auch ein Sprichbild gibt: fête de l'anniversaire de la république pour rire; aber ein herrlicher Anblick iſt wohl eine Ueberfahrt werth, ſollte ſie auch einige hundert Franken koſten. Zu großen Spektakelſtücken eignet ſich in Paris kein Ort beſſer als der große Concordeplatz zwiſchen dem Tuilleriengarten und den elyſäiſchen Feldern, mit dem egyptiſchen Obelisk in der Mitte und den zwei großen ſchönen Springbrunnen auf beiden Seiten, mit der Ausſicht auf den Palaſt der Nationalverſammlung jenſeits der Seine, und gegenüber auf den Portieus der Magdalenenkirche. Um den Obelisk hatte man vier große Sphinxe auf Poſtamenten angebracht, ſo wie zahlreiche egyptiſche Statuen; vermuthlich waren es Abgüſſe antiker Bildſäulen im Louvre. Einige Journale machen die Bemerkung, die Sphinxe haben arglistige Mienen gehabt, und mit einem gewiſſen Hohn auf die ſie umwogende Volksmenge herabgeſchaut; ſie meinen, die Künſtler, welche die Statuen verfertigt oder die Abgüſſe beſorgt,

Digitized by Google

haben nicht ohne boshafte Absicht denselben so höhnische Mienen gegeben, ein wahrscheinlich ganz ungegründeter Argwohn. Die übrige Verzierung des Platzes war in anderem Style ausgeführt und bezog sich auf die Gegenwart. An den vier Ecken des Platzes waren große Triumphbögen, und zwar im Renaissancestyl; aber diese schön bemalten Pforten sollten seinen im Kriege erfochtenen Sieg verherrlichen (was übrigens bereits im egyptischen Theil geschehen war, da hier die Namen Bonaparte, Caffarelli, Dolomieu, Murat, Larrey, ferner die Ortsnamen Heliopolis, Aboukir, Monthabor angebracht waren); sie waren den Fortschritten der Wissenschaft und Literatur, des Ackerbaus, der bildenden Künste und des Gewerbsteißes gewidmet; die an denselben angebrachten Medaillons enthielten daher auch lauter berühmte Namen aus jenen Fächern, Poussin, Colbert, Méhul, Papin, Tennant u. a. Bei der Auswahl scheint man nicht sehr gewissenhaft verfahren zu seyn; da es sich aber nur um den Glanz eines Tages handelte, hatte das Wegbleiben mehrerer ausgezeichneten Namen und das Herbeiziehen einiger weit geringerer Verdienste eben nicht viel auf sich. Genug, der Staat hatte die Absicht, an diesem denkwürdigen Jahrstage auch das Verdienst um Wissenschaft, Kunst und Gewerbsteiß zu ehren. Auch waren Statuen errichtet, welche Handel, Seewesen, Bildhauerei, Baukunst, Wissenschaft, Dichtkunst und Gewerbe darstellen sollten. Die beiden Springbrunnen waren mit Blumen verziert, und Abends wurde alles aufs herrlichste beleuchtet, und zwar mit verschiedenfarbigen Lichtern, so daß die eine Gruppe der Dekoration von der andern sehr gut abstach.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Mittelrhein, Mai.

(Schluß.)

Das Eckensteherthum.

Sage doch Niemand: das sind die Heloten unserer Tage, die Jugend darf, ja muß sie sehen, um, wie die der Spartaner, ein abschreckendes Exempel an ihnen zu nehmen. Wenn irgendwo, so ist hier die Abschreckungstheorie eine verkehrte. Wie gern sammelt sich die Schul- und Straßenjugend gerade um diese Leute! Was sie hier sieht, und was ihr an Redensarten zugeworfen wird, reizt meist zum Gelächter, aber alles hat einen Widerhaken, der nur zu leicht an die jugendliche Seele sich hängt und darin hängen bleibt, wenn nicht das Messer einer sorgfältigeren Erziehung ihn wieder herausschneidet. Ich habe manchmal schon die Hände darüber zusammengeschlagen, daß ich meine eigenen Kinder nicht unbedingt verwahren kann gegen das, was diese privilegirte Hochschule auf dem Markte sie lehrt. Meine Knaben, die ich doch nicht unbedingt im Zimmer verdumpfen oder stets an der Hand führen kann und mag, haben schon gar manches mit nach Hause gebracht, das bloß von jener Ecke kam, und das ich ihnen mit leiser oder strafter Hand wieder abzuthun suchen mußte. Wie nun dort, wo Niemand ernstlich darüber wacht? An diesen Ecken wird eine Saat in das niedere Volk gesäet, die reichlich und verderbend wuchert, am reichlichsten und verderbendsten in Zeiten, in denen, wie in der jüngst vergangenen, ernste Sitte und Zucht nur noch wie halb verklungene Laute aus der Vergangenheit herübertönen. Was ist aber hiegegen zu thun? Die, welche das schöne, hoffnungsreiche Feld der innern Mission vorzugsweise anbauen, mögen in ihrer Weise sich und der Welt auf diese Frage Antwort geben; aber der Staat, als sittliche Anstalt, muß das auch in seiner Weise. Was soll er thun? Eingreifen, einschreiten soll er. Wo ist aber die Berechtigung dazu der persönlichen Freiheit gegenüber, so lange nicht ein positives Gesetz verletzt wird? Die Berechtigung dürfte sich bei schärferer Beobachtung schon geben, und wenn nicht auf dem Markte an der Straßenecke, so läßt sie sich zeigen in den Häusern dieser Eckensteher. Wen das Leben in diese Häuser führt, mit diesen Familien in Berührung bringt, der kennt diese Berechtigung. Zusammengepfercht in eine enge Dachkammer oder in eine feuchte Stube nach einem engen Hofe zu, wohnt die nicht selten zahlreiche Familie des Eckenstehers. Unreinlichkeit, Moder und Schmutz sind da zu Hause. Das Weib medelt sich allmählig nach dem Manne, und selbst wenn sie besser ist und bleibt als er, so verliert sie dennoch unter der Last der Armuth, unter dem Druck der Nahrungssorgen die Lust und die Kraft, zu thun, was einer Hausfrau und Mutter obliegt. Der Vater trägt zu nicht mit an den häuslichen Sorgen und Leiden. Morgens verläßt er die dumpfe Wohnung, erst Nachts betritt er sie gewöhnlich wieder, nicht selten im unverhaltnißten Zustande. Sein Tag verstießt abwechselnd an der Straßenecke und in der Kneipe. Sogar zu der spärlichen Mahlzeit kommt er selten heim; sie würde ihn erinnern, daß die Pflicht zu ernähren die seine sey. Fordert die Mutter Geld für Brod, so erhält sie harte Worte, wenn nicht Schlimmeres. Verdruß und Zank füllen die Stunden aus, die der saubere Vater unter den Seinen zubringt. Es muß gut gehen, wenn er einmal im Unmuthe ein paar Groschen hinwirft, oder sie gar ohne Murren gibt. Worauf sind Weib und Kind des arbeitscheuen Eckensteres angewiesen? Auf die Armenkasse, oder den Bettel, meist auf beide. Fragt nur die Armenpfleger in den Städten, in den kleinen wie in den großen; wo das Eckensteherthum zu Hause ist, werden sie die Familien dieser Kreuzwegsbrüder in ihren Listen haben. Sie können Weiter und Kinder nicht verhungern und erfrieren lassen, weil der Nabenvater zu träge ist, sie mit seiner Hände Arbeit zu ernähren, und weil er alles, was die Gelegenheit ihm zuwirft, für sich allein verbraucht. Fragt die Schulvorstände und die Lehrer, wessen Kinder am öftesten im Unterrichte fehlen, im Lernen am weitesten zurück, in Unarten, Frechheit, Rohheit und Trägheit am weitesten voran sind, und die Namen der eingefleischten Gassenbuben werden euch immer mit entgegentreten. Sie richten im eigenen Hause Verderbniß an und verderben andere durch sich selbst und ihre Kinder, und dafür müssen die Gemeinden noch die Kosten des Unterhalts tragen. Hier liegt die Berechtigung und die Pflicht für den Staat, energisch einzugreifen. Das Mittel heißt Arbeitshäuser, wohleingerichtete Zwangsarbeitshäuser für Tagdiebe all und jung, die der Gesellschaft physisch und moralisch zur Last fallen. Das Eckensteherthum ist alt, älter als das Christenthum, denn Christus spricht schon in einer seiner Parabeln von denen, die am Markte müßig standen; aber selbst nicht diese Verjährung darf ihm ein Freibrief für alle Zeiten werden, eben so wenig das eitle Gerede von einer mißverstandenen persönlichen Freiheit. Wer seine Bürger- und Vaterpflichten nicht erfüllt und dabei auf irgend eine öffentliche Unterstützung Anspruch macht; wer seine persönliche Freiheit zum Schaden der Gemeinschaft mißbraucht, um seinem Hang zum Müssiggange besser zu frohnen, an den muß mit allem Ernste die biblische Frage gerichtet werden: warum stehest du müßig? Er muß zu seinem und zum allgemeinen Besten zur Arbeit gezwungen, durch sie gehellt, gebessert werden. Versäumet länger die Kur, und der Krebs der Trägheit und Liederlichkeit zerfrißt ganze Schichten der Gesellschaft bis auf's Mark. Er greift gerade in nahrungslosen Zeiten furchtbar um sich. Arbeitslosigkeit ist ein großes Uebel, aber ein noch viel größeres, ein wahrer Fluch, die Arbeitsscheu.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 122. Mittwoch den 22. Mai 1850.

— Und es kamen versammelt
Lief aus dem Grabes Gruften der abgeschiedenen Todten
Mit graun'vollem Geschrei, und es fuhr mich Bleiches Entsetzen.
Homer.

Similes enim sepulchris dealbatis, quae à foris parent hominibus speciosa, intus vero plena sunt ossibus mortuorum et omni spurcitia.
Matthaeus.

Ein Ball in Paris.

Paris hat Ball: hin durch der Gassen Enge
Brauset rasselnd der Carossen bunte Menge;
Die Quais entlang, entlang die Tuilerien
Ein rastlos Jagen und Vorüberfliehn.
Halloh! die Peitsche knallt, die Rosse dampfen,
Schon dröhnt „la Grève" von ihrer Hufe Stampfen,
Und jetzt ein kurzes „Halt!" — Hell glänzt das Ziel,
Der prächt'ge Ballsaal des Hôtel de Ville.

Rings Fackelglanz, die Nacht ist lichter Tag;
Betreßte Diener springen an den Schlag,
Leis knistert auf der steingehaunen Treppe
Der Atlasschuh, es rauscht die Seidenschleppe,
Der Mantel fällt, und jetzt in luft'gem Shawl,
Selbst luftig, schwebt die Schönheit in den Saal.

Drin wogt es schon; auf Klängen der Musik
Wiegt sich der Glanz der neuen Republik:
Die Abenteurer und die Schleppenträger,
Die Vettern all und all die Stellenjäger
(Auf deren Brust das Kreuz der Ehre blizt,
Weil nichts von Ehre drin im Herzen sizt) —
All sind sie da, und leichter schwebt ihr Fuß,
Trifft sie des Kaisermeffen flücht'ger Gruß.

Der Kaisermesse aber — klanglos hin
Zieht heut der Töne Macht an seinem Sinn,
Sein Aug' ist todt rings für den Blumenflor,
Nach einem Punkt nur blinzelt er empor,
Von wo herab im Purpur, goldgestickt,
Der Kaisers Bild auf ihn herniederblickt.

Das Kaiserbild! traun, in das Festgebraus
Aus seinem goldnen Rahmen tritt's heraus,
Ein tiefer Ernst umschattet sein Gesicht;
Der Kronenburst'ge aber sieht es nicht,
Er sieht nur wie der Goldreif blinkt und blizt,
Der auf der Stirne des Allmächt'gen sizt;
Er sieht das Scepter nur der halben Welt,
Das Jener spielend fast in Händen hält,
Und zitternd nach des Glückes gleicher Huld,
Ruft er sich selber zu: „Geduld, Geduld!"

So aber denken nicht die schlanken Schönen,
Die leicht hinschweben auf den leichten Tönen;
Mit Blüthen sind die Blüthenden geschmückt,
Wie wenn man Rosen noch auf Rosen drückt,
Und schier als wär' die Gabe zu genießen
Selbst nur ein stundenkurzes Blüthensprießen,
So jagt man hin, voll fieberhafter Hast,
In ew'ger Furcht, die Stunde sey verpaßt.

Ich tanze nicht: im Durst nach Luft und Frische
Tret' ich seitab in eines Fensters Nische,
Und hinter mir jetzt all den Saus und Braus,
Blick' ich aufathmend in die Nacht hinaus.
Die lagert draußen schwarz und schwer und dicht
Mit Eifersucht-umfinstertem Gesicht,
Und in des Saales Glanz und Pracht und Schein
Starrt wie der Tod in's Leben sie herein.

Doch lauter immer wird das laute Treiben;
Fest drück' die Stirn ich an die feuchten Scheiben,
Da ist es mir, als ob mein Ohr es träf':
„Kennst du den Platz da draus? kennst du la Grève?"

Digitized by Google

La Grève! wie kalt das Wort mich überlief
Und nächt'ge That vor meine Seele rief!
La Grève! wo Haß nur, der nach Rache schnob,
Der Freiheit Zerrbild aus der Taufe hob;
La Grève! wo man von Menschenliebe schwur,
Wenn mal auf mal das Beil herniederfuhr;
La Grève! wo Blut aus so viel Quellen floß,
Daß es ein Strom sich in den Strom ergoß!

Und mir im Rücken jetzt erbraust es wilder;
Vor meinen Augen aber Schattenbilder
Der Greuel all, die drunten da geschehn,
Läßt mich die Nacht in ihrem Spiegel sehn.

Horch, Weiberstimmen durch die Lüfte kreischen!
Da sind sie selbst: in Wollust zu zerfleischen
Hat ihres Fleisches Wollust sich verkehrt;
Blut heißt jetzt was die Sinnlichkeit begehrt.
Manch Eine trägt den Säugling an der Brust,
Doch nirgends einer Mutter stille Lust;
Mit aufgelöstem Haar, halb nackt die Leiber,
So ziehn vorbei mir die Versailler Weiber.

Und jetzt, verhallt kaum ist der Schrei nach Brod,
Da naht ein zweiter Zug, den führt der Tod:
Er zieht als Mordgesell dem Zug voraus
Und trägt zwei Stangen und zwei Köpfe drauf;
Wild heulend folgen aus den Rhonelanden
Die Lyoneser und Marseiller Banden.
Siegtrunken noch vom Sturm der Tuilerien,
Seh' ich die Blut'gen mir vorüberziehn.

Vorbei, vorbei! Jetzt aber Trommelklang,
So dumpf, so hohl: das ist ein Sterbegang;
Schon um den Platz wie eine Eisenkette
Legt sich der spitze Wald der Bayonnette,
Und jetzt, in Nacht herauf, steigt das Schaffot,
Vom Volk umtanzt in widerlichem Spott.
Zwei Männer schreiten herwärts: — alles still;
Es winkt des Priesters Hand, die segnen will,
Und machtvoll jetzt ertönt's aus dem Gewimmel:
„Des heil'gen Ludwigs Sohn steigt auf gen Himmel!"*

Ein Beilesblitz: — — mein Auge schließt sich bang;
Da hinter mir aufschreckt mich Beckenklang,
Und aus der Nische fort und ihrer Nacht
Tret ich zurück jetzt in die Saalespracht.

Drin wogt es noch; auf Klängen der Musik
Schwebt nach wie vor der Glanz der Republik,
Noch immer senken taktvoll sich und steigen
Die Walzerpaare nach dem Strich der Geigen;
Noch immer aus des Contretanzes Touren
Erblühen Arabesken und Figuren,
Und immer noch, rasch wie Gewitterbusch,
Braust der Galopp her im Orchestertusch.

Wohl! rings dasselbe Thun noch und Beginnen;
Ich aber jetzt mit nachtgeschärften Sinnen
Schau durch das Maskenwerk und seinen Schein
Tief in das Herz der Wirklichkeit hinein.

Sieh Jenen dort: es frömmelt sein Gesicht,
Mir sagt's sein Aug', daß er von Tugend spricht;
Sieh, wie so süß er seiner Dame lächelt,
Und Kühlung ihr mit seinen Blumen fächelt;
Sieh hin — und denk dann an den Festeszug,
Wo der Hyänenmensch auch Blumen trug.

Sieh jenen Zweiten dort: wie Dantons Brust
Hebt sich die seine stolz und selbstbewußt;
Ein jedes Härlein schwört auf diesem Haupt,
Daß es an nichts als an sich selber glaubt.

Und nun den Hagren sieh: wie kündet nicht
»La mort — sans phrase!« blos steinerne Gesicht!

Und Jenen sieh: vergiftet ist sein Blut,
Pestbeule außen, drinnen Höllenglut.
„Stirb an dir selbst, Tyrann! zu rein für dich
Ist einer Corday keuscher Messerstich."

Genug! Du aber Fürst, deß Blicke eben
Scheu wieder sich zum Wanddild dort erheben,
Du Kaisernesse, der im Herzen still
Noch immer rechnet, ob's nicht werden will?
Und über sich und seiner Welt vergißt,
Daß rings die Welt ein drohender Krater ist, —
Sag an, wenn jener Schreckenszeit Gestalten
Bluthochzeit wieder in den Gassen halten,
Bist du's dann, der das losgelassne Thier
Voll Ruh' empfängt, des Sieges sicher schier,
Und eh's in Blut sich voll und satt geschlürft,
Das Fangseil rasch ihm über'n Nacken wirft?
Bist du's? — Du schweigst; der Kaiser aber spricht
Von seiner Wand herab: „Er ist es nicht!"

Th. Fontane.

---

* Die Vision versetzt hier den Grèveplatz und den Revolutionsplatz. Anm. d. Red.

Herbsttage in der franzöſiſchen Schweiz.

(Fortſetzung.)

Die Zahl der deutſchen Flüchtlinge, die ſich im Schutz der Stadt Genf befanden, war noch ziemlich bedeutend. Faſt bei jedem Gange durch die untere Stadt begegneten mir einige derſelben. Ein beſonders trauriger Anblick war es, wenn einer der abgefallenen badiſchen oder bayeriſchen Soldaten daherkam, auf deſſen abgetragenem Waffenrocke noch die Epauletten-halter, die Zeichen einer kurzen Herrlichkeit, ſichtbar waren. Manche der Flüchtlinge ſchauten wild und verwegen drein, andere ſchienen in dumpfem Groll oder mit heimlicher Reue des fernen Vaterlandes zu gedenken. Den letztern glaubte ich die Bayern zuzählen zu müſſen. Mehr als einmal ſah ich Abends ſpät auf den Rhonebrücken oder auf der kleinen Rouſſeauinſel eine dunkle Geſtalt am Geländer lehnen, die regungslos in die brauſenden Rhonewellen ſtarrte, oder ſchmerzlich über den ruhigen Seeſpiegel blickte, auf dem ein tiefes Dunkel lagerte. Bei näherem Hinzutreten erkannte ich dann meiſtens den lichtblauen bayeriſchen Rock mit rothen Aufſchlägen.

Eine fremde Stadt bei ungewiſſem Mondlicht und Laternenſchimmer zu durchſtreifen, hat für mich von jeher einen eigenen Reiz gehabt. So wanderte ich denn, nachdem ich mir mehrere Stunden hindurch in Caféé und Weinhäuſern mit großem Intereſſe das Treiben des Volks angeſehen hatte, von Straße zu Straße. In dem untern, meiſt von Handel- und Gewerbtreibenden bevölkerten Stadttheile, welcher von dem obern, mehr von der vornehmen Welt bewohnten, durch die Rhone geſchieden wird, herrſchte bis tief in die Nacht hinein ein fröhliches Leben. Die vielen erleuchteten Läden, Hôtels, Caféé und Weinhäuſer, das Rauſchen des Stroms, in dem ſich unzählige Lichter ſpiegelten, die helllodernden Feuer der Kaſtanienhändler, die hie und da an den Straßenecken ſaßen und in großen eiſernen Pfannen Kaſtanien röſteten, das Rennen und Treiben und Drängen über die ſchmalen Rhonebrücken gaben dieſer kleinen Welt ein ganz eigenthümliches Gepräge. Es war die drängende, lebensvolle Gegenwart, die ſich hier bewegte. Dagegen erſchien mir die obere Stadt recht wie das Bild einer regungsloſen, verſchollenen Vergangenheit. Die Straßen waren öde und menſchenleer, die hohen Häuſer lagen ſchweigend und düſter da. Da ſchallte kein Geſang, da rauſchte kein lichtbeglänzter Strom, da loderte kein trauliches Feuer, da wandelten keine fröhlichen Menſchen; nur hie und da hallte der Schritt eines einſamen Spaziergängers, ſchimmerte ein mattes Licht, klang der klagende Ton eines Pianoforte und wo die Strahlen des Mondes über die finſtern Dächer fielen, beleuchteten ſie ſchwarze Häuſermaſſen und grasbewachſenes Steinpflaſter. Ganz todtenſtill war's bei einer Kirche. Sie lag wie begraben unter Mondſcheinflimmer und Laternenſchein. Die Blätter der hohen Linden, welche ſie umſtanden, regten ſich kaum im leiſen Nachthauche, und die alten Mauern mit ihren Strebepfeilern, gothiſchen Fenſtern und Thürmchen ſtachen ſeltſam beleuchtet gegen den tiefblauen Himmel ab. In den umliegenden Häuſern war auch nicht ein Laut zu vernehmen.

Da die Volksverſammlung am folgenden Tage erſt um elf Uhr Vormittags beginnen ſollte, ſo verwendete ich die frühen Morgenſtunden zur Betrachtung der Umgebungen Genfs. Einen wahrhaft impoſanten Blick auf die am hügeligen Seeufer lagernde Stadt, auf den blauen Leman, auf die unzähligen Dörfer und Städtchen der Schweiz, Frankreichs und Savoyens und auf die nahen und fernen Bergeshöhen, Felſen und Gletſcher hat man vom Belvedere des Hôtel des Bergues. Der Montblanc glänzte ſo klar in den Morgenſonnenſtrahlen, daß jede Spitze und jedes Horn an ihm zu erkennen war. Die Wälle der Stadt bieten ebenfalls höchſt maleriſche Ueberblicke dar, namentlich die ſüdlichen und weſtlichen, von wo man das ganze untere Arvethal und das Rhonethal bis zum Fort de l'Ecluſe im Jura überſchaut.

Der Molard iſt ein ziemlich großer freier Platz in der Nähe des Rhonekai's, der fünf- bis ſechstauſend Menſchen faſſen kann. An der nördlichen Seite deſſelben war eine Tribüne errichtet, mit Tannenzweigen und Blumenguirlanden geziert. Auf der Vorderſeite derſelben befand ſich eine Tafel mit dem Genfer Wappen und der Inſchrift: Le peuple souverain. Gegen elf Uhr begann ſich der Platz zu füllen. Hier ſtand eine Gruppe Bauern in Werkeltagsblouſen, große Klapphüte auf dem Kopfe und mächtige Dreſchflegel auf der Schulter, dort mit Sonntagsblouſen und kleinen, verwegenen Mützchen eine Gruppe Ouvriers, die aus kurzen thönernen Pfeifen rauchend heftig deklamirten; dort tummelten ſich ſchreiende Kinder herum, hier ſchritten bedächtige Bürger im ſchmuckſten Feſttagsrocke mit ſorgenvoller, weltſchmerzlicher Miene auf und nieder, und in den Fenſtern der benachbarten Häuſer erſchienen dann und wann einzelne neugierige Damentöpfe. Nach und nach machten die letztern Gruppen den ſtets zahlreicher herbeiſtrömenden Ouvriers und Landleuten Platz. Als die Glocke des kleinen Thürmchens über dem Durchgange, der zum Kai führt, die eilfte Stunde verkündete, erſcholl in der ferne Trommelwirbel, und bald darauf bewegte ſich ein Zug mit mehreren Fahnen durch die dichtgedrängte Menge nach der Tribüne. Dieſem folgten nach einiger Zeit noch ein

Digitized by Google

zweiter und ein dritter, in welchem ſich die Mitglieder des Staatsraths und die beliebten Volksredner befinden mußten, wie ich aus dem Jubel ſchloß, der die Kommenden empfing. Die Fahnen wurden auf der Tribüne befeſtigt und dann trat Duchoſal als Präſidirender auf und verkündete der Verſammlung mit kurzen Worten, daß man zuſammengekommen ſey, um ſich über die nächſtens ſtattfindende Wahl des Staatsraths zu beſprechen.

(Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortſetzung.)

Der Jahrestag der Republik. — Proſcribirte Gregefechte. — Theaterangelegenheiten.

Ein blendender Feuerſturm umgab den Platz, und die große, mitten durch die champs elysées führende Straße war ebenfalls eine große Strecke weit vortrefflich beleuchtet. Muſik ertönte auf dem Concertplatze und im Tuilleriengarten, und ganz am Ende der elyſäiſchen Felder wurde um neun Uhr ein Feuerwerk abgebrannt, das aber keinen großen Effekt machte; freilich hieß es in den Zeitungen, am ſelben Tage ſey ein Theil des zum Feſte beſtimmten Feuerwerkes in der Fabrik des Unternehmers durch einen Zufall in die Luft geflogen. Dann noch zwei große Luftballons, die bei Tage aufſtogen, und damit hat man das ganze Feſt, womit der Jahrestag der Einführung der republikaniſch-demokratiſchen Verfaſſung gefeiert wurde. Ein ſymboliſches Feſt, wie man dergleichen während der erſten Revolution feierte, und wie es auch nach der Februarrevolution einmal verſucht wurde, war das dießjährige keineswegs, und eben dieß wollte man jetzt vermeiden, wie es ſcheint. Vor der Hand iſt die Zeit der feierlichen allegoriſchen Aufzüge vorüber; auch das Paradiren der Truppen würde bei dergleichen Feierlichkeiten nicht mehr gefallen. Somit hat man etwas gewählt, was Niemand mißfallen und keinen Anlaß zu Mißdeutungen und Spott geben konnte, eine bloße Augenweide, ein blendendes Schauſpiel. Und dieß iſt denn auch vollkommen gelungen, und das unſchuldige Feſt iſt auch nicht durch die geringſte Unordnung geſtört worden. Die Parteien haben ſich ruhig verhalten, und im Fall einer Störung wäre die jetzt ſo wachſame Polizei ſogleich bei der Hand geweſen, um die Ruheſtörer einzuſtecken. — Erſt vor Kurzem hat man durch einen Civilprozeß erfahren, daß die Stadt Paris kurz vor der Februarrevolution mit einer neuen großartigen Gattung von Schauſpiel beglückt werden ſollte, vorausgeſetzt, daß die Sache zu Stande gekommen wäre, was jedoch ſehr zweifelhaft iſt. Einige Spekulanten waren auf den Einfall gerathen, in einem kleinen Hafen der Seine, zu St. Onen, eine halbe Meile von Paris, den Pariſern daſſelbe Vergnügen zu verſchaffen, welches die Römer auf dem Lucriner See genoſſen. Es ſollten Seegefechte dargeſtellt werden, und zwar durch eine ganze Flotte. Zu dieſem Behufe ſollte ein Amphitheater für nicht weniger als 25,000 Zuſchauer, ganz à la romaine, errichtet werden. Man wollte 500 abgedankte Matroſen anwerben, um auf den Schiffen als Schauſpieler zu fungiren, und hoffte von der Regierung hundert Kanonen geliehen zu bekommen, um die Gefechte ganz naturgetreu zu machen. Der Spektakel ſollte aber ſo abwechſelnd als möglich ſeyn: Boosſtechen, geſchichtliche und mythologiſche Aufzüge zu Schiffe; man wollte ſogar ein Schiff in die Luft fliegen laſſen. Zur Ausführung eines ſo viel umfaſſenden Planes wollten die Spekulanten 350,000 Franken zuſammenlegen. Da dieß aber bei weitem nicht hinreichte, um eine Flotte auszurüſten, ſo ſuchten ſie Theilnehmer für ihr Unternehmen, und hatten bereits ihre Vorarbeiten begonnen, als die Februarrevolution einbrach und ihnen wie der königlichen Familie und ſo vielen andern einen Strich durch die Rechnung machte, und zuletzt kam es zu einem Prozeſſe wegen der Einlagen. Bei den gerichtlichen Verhandlungen machte ſich einer der Advokaten über den abenteuerlichen Plan luſtig. Wie in aller Welt konnten die Spekulanten 25,000 Zuſchauer zuſammen zu bringen hoffen, und zwar nicht in Paris, ſondern eine halbe Meile davon, indeß die Pariſer Schauſpieldirektoren Mühe haben fünfhundert bis tauſend Zuſchauer in ihren Sälen zu vereinigen? Und wie konnten die Spekulanten ſich einbilden, ſie könnten in der ſeichten und nicht breiten Seine eine ganze Flotte von Schaluppen manövriren laſſen? Und noch dazu könnte ein ſolches Schauſpiel höchſtens während der ſchönen Jahreszeit ſtattfinden. Faſt ſollte man glauben, daß der Plan nur deßhalb ausgeheckt war, um Aktien an den Mann zu bringen und leichtgläubige um ihr Geld zu prellen, wenn man nicht wüßte, wie viele dergleichen abenteuerliche Pläne hier entworfen werden, mit denen es den Narren vollkommen ernſt iſt.

Der von der Nationalverſammlung niedergeſetzten Commiſſion zur Unterſuchung der Theaterangelegenheiten habe ich ſchon früher erwähnt, ſo wie der von mehreren namhaften Dichtern vor dieſer Commiſſion abgegebenen Gutachten. Seitdem iſt der von Gr. Charton, einem durch die letzte Revolution geſchaffenen Staatsmann, abgefaßte Bericht an den Staatsrath im Drucke erſchienen. Es kommt bei der Anordnung des Theaterweſens hauptſächlich auf zwei Fragen an: erſtlich, ſoll das Gewerbe völlig freigegeben werden oder nicht? zweitens iſt es rathſam oder nicht, den Darſtellungen kein vorläufiges Hinderniß durch irgend eine Art von Cenſur in den Weg legen, und gegen dieſelben erſt dann einzuſchreiten, wenn dabei etwas ſtrafwürdiges vorgekommen iſt? Staatsrath Charton iſt der Meinung, das Unternehmen von Schauſpielen müſſe jedem freiſtehen, unter gewiſſen Bedingungen, z. B. daß er Bürgſchaft leiſte und das Publikum in einem Saal verſammle, der wenigſtens ſechs bis achthundert Zuſchauer faſſen könne. In Hinſicht des andern Punkts hält er dafür, daß eine vorläufige Durchſicht der Handſchrift der vorzuſtellenden Stücke rathſam ſey, da ſeit der letzten Revolution, welche alle vorläufige Cenſur aufgehoben hat, die Erfahrung gelehrt habe, in welch widerliche Ausſchweifungen die Dichter gerathen, und welch gehäſſige perſönliche Anſpielungen ſie ſich erlauben, wenn ihrer Einbildungskraft gar kein Zügel angelegt iſt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 123. Donnerſtag den 23. Mai 1850.

O happy they, the happiest of their kind,
Whom gentle stars unite, and in one fate
Their hearts, their fortunes, and their beings blend!
Thomson.

Schwäbiſche Pfarrhäuſer.

Ein Pfarrhaus — iſt das nicht ein lieber, ſo recht ſchwäbiſcher Laut? Pfarrer gibt es zwar überall, noch weiter als „die deutſche Zunge klingt,“ und ſie werden auch anderwärts nicht in Höhlen wohnen; aber ich meine doch, die rechten, ächten Pfarrhäuſer ſeyen nirgends daheim als in Schwaben.

Das Wort Pfarrhaus hat einen magiſchen Reiz faſt für jedes junge Mädchenherz, ſelbſt wenn es in den eleganteſten Cirkeln ſchlägt. Das Haus braucht nicht modern, nicht großartig zu ſeyn (wäre auch ein vergeblicher Wunſch), nur recht behaglich, mit einem Gärtchen davor und einem Raſenplatz dahinter, über den ein ſtiller grüner Pfad zur Kirche führt, die Fenſter mit Blumenſtöcken geziert, durch die Nachts ein trauliches Lampenlicht ſchimmert, bei deſſen Schein der Pfarrer ſeiner Liebſten vorlieſt.

Nun haben freilich nicht alle Pfarrhäuſer einen ſolch romantiſchen Charakter, und wenn ich verſuche euch in einigen einzuführen, ſo verdenkt mir's nicht, wenn zwiſchen den Lichtſeiten auch Schatten liegen. Das erſte aber, das wir betreten, ſey ein gutes und liebes, eines das mir in dankbarer Erinnerung lebt, und wenn ich mich auf eine paſſende Bezeichnung dafür beſinne, ſo nenne ich's am liebſten

I.

Das freundliche Pfarrhaus.

Ein freundliches war es gewiß. Es iſt ſchon ſo ſchön hellgelb angeſtrichen und ſteht hoch oben im Dorf, recht expreß, daß es weithin geſehen werden möchte, um den zahlreichen Pilgern vom nahen Städtchen eine freundliche Aufnahme zu verheißen. Und wenn man über den begraſten Kirchhof ſchritt, der nur noch ein Tummelplatz war für Kinder und Hühner, wie freundlich ſtand's da im reinlichen Hofraum, mit dem Nußbaum zur Rechten, der ſich ſo dicht an's Haus anſchloß, daß man ſeine Früchte im Zimmer pflücken konnte, mit dem Garten zur Linken, deſſen Büſche und Bäume neugierig über die niedrigen Nebengebäude, die Stallungen für Hühner, herausguckten. Mit fröhlichem Gebell und zutraulichem Schweifwedeln ſprang einem Ajax, der getreue Haushund, entgegen, ein wahrer Ausbund von Hund, ein garſtiges Vieh zwar, aber höchſt gaſtfreundlicher Natur, denn an jedem Gaſt hüpfte er hoch empor aus lauter Vergnügen. Als Kinder konnten wir's ihm freilich nicht verzeihen, daß er Stachelbeeren fraß wie ein Menſch, ſonſt aber war er unſer guter Freund. Armer Ajax! er mußte ſein Leben laſſen bei einer Hundemuſterung, und hatte doch kein Unrecht auf ſeiner ehrlichen Hundeſeele, als daß er acht Jahr alt war! Das wäre auch nicht geſchehen, wenn wir damal ſchon Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gehabt hätten.

Aber wir können nicht im Hof ſtehen bleiben, treten wir in den Flur, der zum Ergötzen der Kinder mit einer Schaukel verſehen iſt. Da prangt als beſtändiger Willkomm noch ein koloſſaler, prächtig gemalter Vers, von Tannenreis umkränzt, mit dem der Pfarrer vor Jahren einſt von ſeiner Gemeinde empfangen worden war: „Noch ehe er kam — War ſein Herz voll Huld uns zugethan, — Die Vorſehung Gottes ſchenkte uns ihn, — Und wir vereinigen uns heut mit ihm.“ Nun aber die Treppe hinauf, auf

Digitized by Google

deren Spitze uns ſchon der Hausfrau freundliche Stimme begrüßt hat, in die große wohnliche Stube, die vielerlei Zwecke in ſich vereint, die Salon, Studirzimmer, Speiſesaal und Audienzgemach zugleich war. Da ſtand die ſtattliche Geſtalt des Pfarrherrn an's Fenſter gelehnt, eingehüllt in eine bläuliche Rauchwolke, die von ihm ausging und über das ganze Zimmer ein angenehmes Düſter ausgoß. Er war ein ſtandhafter Raucher (leidenſchaftlich würde zu ſeinem ſonſtigen geruhigen Weſen nicht paſſen); Prieſter und Altar zugleich dampfte er den lieben langen Tag, und nur ein einzigmal, in einer Stunde tiefſten Leides, ſah ich ſein Pfeifchen erloſchen. Jezt aber legt er's einen Augenblick bei Seite, um mit lauter, voller Stimme ſeine Gäſte zu begrüßen.

Und nun legt man die überflüſſigen Hüllen ab und ſezt ſich recht gemüthlich um den runden Tiſch, und ich möchte wohl wiſſen, wem's da nicht behaglich geworden wäre. Man fühlte ſich ſo recht geborgen aus allem Gewühl und Getreide des Lebens draußen, und die einfache Bewirthung, Kaffee, Butter und Obſt, ließ man ſich jederzeit ſo trefflich ſchmecken, als ob man gerade nur zum Schmauſen gekommen wäre. Es war kein Wunder, daß man ſich da ſo wohl fühlte, denn willkommen waren alle Gäſte, junge und alte, zu jeder Zeit, zu jeder Stunde, und es gibt kein angenehmer erwärmendes Gefühl als das, ein gern geſehener Gaſt zu ſeyn. Niemals durfte man mit der heimlichen Angſt die Glocke am Haus ziehen, daß nun droben ein Thür- Auf und Zuſchlagen, eine gedämpfte oder laute Küchenkonferenz angehe, bis die Pforte ſich öffne. Ja ſogar der Samſtag, dieſer Tag häuslicher Plage und Unbequemlichkeit, dieſer herbe Durchgang zu der Ruhe des Sonntags, hatte im freundlichen Pfarrhaus ſeinen Stachel verloren, weßhalb auch eben an dieſem Tag die ſtärkſte Wallfahrt dahin war.

Zu den übergeſchäftigen Hausfrauen gehörte die Pfarrfrau nicht, obgleich ſie die Finanzangelegenheiten des Hauſes in aller Stille mit ruhiger Umſicht verwaltete, auch hätte ihre zarte Geſundheit wohl kaum ein ſehr bewegliches Treiben geſtattet. Drum hatte man auch im Pfarrhaus nie den peinlichen Eindruck, als ob jezt die Leute Leib und Leben dran ſezten, einen Kaffee zu Stand zu bringen. Da gab's kein ſtundenlanges Verſchwinden der Hausfrau, unterbrochen durch kurzes athemloſes Auftreten mit irgend einem Erforderniß. Nein, das gab ſich alles wie von ſelbſt; noch ehe die häusliche Wirkſamkeit in die Hand der Töchterlein überging, ſaß die Frau Pfarrerin geruhig da, mit ihrem rothen Strickkorb, ein langſam vorrückendes Strickzeug in der Hand, und lieh ihr Ohr den Gäſten, während ſie mit ſtrahlenden Blicken faſt unverwandt ihren Mann betrachtete, der in ihren Augen der Inbegriff aller männlichen Schöne und Herrlichkeit war, ſo wie er wiederum ſich gar nichts Anmuthigeres und Vollkommeneres vorſtellen konnte als eben ſeine Frau. Ob das andern Leuten auch ſo erſchien, das thut nichts zur Sache. Genug, ſie waren ſelig in dieſem Glauben, und von dieſer ſieben unverweltlichen Glückſeligkeit des Ehepaars, das ſie mit innigem Genügen erfüllte, ging auch die Atmoſphäre von Freude und Frieden aus, in der es einem ſo wohl wurde im Pfarrhauſe.

Eine Studirſtube brauchte der Pfarrer nicht. Zwei Tage lang hatte er einmal eine gehabt, da hielt er's aber nicht aus. „Warum ſoll ich wo anders ſeyn, wenn ich bei dir ſeyn kann?“ Seitdem etablirte er ſich mit ſeinen Pfeifen und ſeinen Büchern (in welch beiden Stücken er keinen großen Luxus trieb), im einzigen Wohnzimmer bei ſeiner Frau, und weder ſein Geiſt noch ſein Amt hat darunter Noth gelitten. Ein neues philoſophiſches Syſtem hat er nun zwar nicht ausgeheckt, auch nicht chaldäiſch und Sanskrit getrieben, aber ein grundgeſcheidter Mann war er doch, der über alle Erſcheinungen im Gebiete des Lebens und Wiſſens ſein gutes geſundes Urtheil hatte.

(Fortſezung folgt.)

Herbſttage in der franzöſiſchen Schweiz.

(Fortſezung.)

Da ich im Eingang eines Gäßchens ſtand, welches der Tribüne gegenüber in den Molard mündet und zu Anfang der Verſammlung eine andächtige Stille auf der Menge ruhte, ſo konnte ich jedes Wort vernehmen, das die Redner ſprachen. Eine freundliche Genfer Bürgersfrau, welche mit ihren drei hoffnungsvollen Sprößlingen ganz in meiner Nähe Poſto gefaßt, um an den politiſchen Leiden und Freuden ihrer Mitbürger Theil zu nehmen, hatte die Artigkeit gehabt, mir unmittelbar vor Eröffnung der Verſammlung von allen Rednerheroen des Kantons Genf ein getreues Bild zu entwerfen, ſo daß ich nun bei dem jedesmaligen Auftreten eines Redners gleich wußte, wer und woher derſelbe ſey.

Die etwas ſcharfen und kräftigen Worte des Maire Sonner von Grand Saccounex, einem nördlich von Genf gelegenen Dorfe, hatten ſich außer dem unendlichen Beifall der Menge auch einiger Pfiffe zu erfreuen, die vom äußerſten Ende des Molard herübergellten. Allein „die Flötiſten“ verſtummten ſehr bald wie Schafe vor dem Scherer, als ein tauſendſtimmiges silence! silence! mit verſchiedenen Kernworten untermiſcht den Verwegenen zugeſchleudert wurde. Nach

Digitized by Google

dem Maire Sonner ſprachen James Fazy und Carteret mit großer Gewandtheit und Begeiſterung, namentlich der letztere, dem ſein kräftiges, wohlklingendes Organ vortrefflich zu ſtatten kam. Trotz des mehr und mehr zunehmenden Geräuſches, welches durch Ab- und Zugehen, durch Geſpräche unaufmerkſamer ſchlechter Patrioten und durch Kindergelärm verurſacht wurde, drang ſeine Stimme ſiegreich bis in den fernſten Winkel des Molard. Eine Adreſſe an den Bundesrath mit einer energiſchen Proteſtation gegen die Verdächtigungen des franzöſiſchen Miniſters Dufaure, die er verlas, ward mit großem Jubel auf- und angenommen, eben ſo der Antrag, den jetzigen Staatsrath unverändert wieder zu wählen. Zum Schluß redete Fazy noch einmal, aber ſeine Worte vermochten die hungrigen Magen nicht zu füllen — die Mittagsglocke gab der Verſammlung den Todesſtoß. Die einzelnen Züge ſetzten ſich mit Fahnen und Trommeln wieder in Bewegung, die Menge ſtrömte nach, die Tribüne ward ihres bunten Blumenſchmuckes entkleidet, das leinene Wappenſchild mit der ſtolzen Inſchrift: »Le peuple est souverain« ward von einem Arbeitsmann gleichgültig aufgerollt und bei Seite geworfen; bald war auch das Gerüſt verſchwunden und um ein Uhr lag der Molard ſo ruhig und einſam da wie ſonſt. Nur das Jauchzen ſpielender Kinder und die Schritte einzelner Paſſanten ſchallten durch die Mittagsſtille.

Höchſt auffallend war mir die Aeußerung eines nach eigenem Geſtändniß durchaus conſervativ geſinnten Mannes, mit dem ich eine Stunde ſpäter an der Table d'Hôte zuſammentraf, daß er nichts mehr wünſche, als daß die radikale Partei bei den bevorſtehenden Wahlen den Sieg davon tragen möge. Als ich ihm darüber meine Verwunderung unverhohlen zu erkennen gab, erwiederte er mir ruhig: „Sollte die conſervative Partei jetzt zur Herrſchaft gelangen, ſo könnte das in Stadt und Land einen verderblichen Aufſtand zur Folge haben, der die Gemüther nur noch mehr erbitterte. Und wäre das auch nicht der Fall — was könnte ein mit geringer Majorität erwählter Staatsrath wirken? Vermag eine radikale Regierung das wahre Beſte des Landes zu fördern — was nach meiner Anſicht nicht möglich iſt — ſo wird ſie nach und nach alle Conſervativen zu ſich heranziehen, im entgegengeſetzten Fall aber wird ſie auch trotz der größten Anſtrengungen ſich nicht lange mehr halten können und unſerer Partei von ſelbſt das Feld räumen müſſen.“

Der Tag war ſo ungewöhnlich mild, daß Alt und Jung ſchaarenweiſe zum Thor hinauszog, um ſich im kräftigen Herbſtſonnenſchein zu ergehen. So lange ich mich noch in den Gaſſen der Stadt befand, ſummten mir noch immer die Apoſtrophen der vormittäglichen Redner: »citoyens! — concitoyens!« in den Ohren, ſobald ich aber die gewölbte, hallende Porte de Rive hinter mir hatte und auf dem Wege nach Villette dahinſchritt, vergaß ich über dem Wandern in der leiſe verglühenden herbſtlichen Natur ſo Redner wie Verſammlung. Die vor und nach mir Luſtwandelnden ſchienen ebenfalls der alles verſchlingenden Politik für einige Stunden Valet geſagt zu haben, denn ich vernahm nichts als die fröhlichſten Friedensklänge.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Tübingen, Mai.

An Karl Gutzkow.

Sie haben mich der Ehre gewürdigt, Ihrem Volkstrauerſpiel *Liesli* (Dramatiſche Werke VII. 1. Brockhaus, 1850) ein Empfehlungsſchreiben an mich voranzuſchicken, worin Sie mich in dreifacher Eigenſchaft: als Freund des neuen deutſchen Schauſpiels, als Rechtslehrer und als gebornen Schwaben — mit der Aufforderung interpelliren, „die ſittliche Veranlaſſung und äſthetiſche Ausführung dieſes dramatiſchen Seelengemäldes zu prüfen.“ — Nehmen Sie vor allem meinen Dank für die freundliche Erinnerung, womit Sie meinen — von officieller Seite bisher möglichſt dürftig gewürdigten — Antheil am neuen deutſchen Schauſpiel auf die ehrenvollſte anerkennende Weiſe in's Gedächtniß rufen und die Sünden derer an mir gut machen, welche Ohren hätten zu hören und doch nicht hören. — So ſehr bin ich Ihnen dafür verbunden, daß ich beinahe wünſchen möchte, Sie hätten mich allein von Seiten der Kunſt her aufgerufen. Denn ob ich gleich als Rechtslehrer und als Angehöriger des ſchwäbiſchen Stammes gern meinen Mann ſtelle, ſo geſtehe ich doch aufrichtig, daß meine Theilnahme an Ihrem Drama eine rein äſthetiſche iſt, und daß es mir grundſätzlich theils überflüſſig, theils gewagt erſcheint, hiebei das juriſtiſche Bewußtſein und das ſchwäbiſche Stammgefühl mit drein reden zu laſſen. — Indeſſen erſehe ich aus Ihrer Vorrede, daß die „Gibsformtiner“ an

Digitized by Google

Ihren poetischen Intentionen einigen Anstoß genommen haben, und daß Sie mich deßhalb in jenen beiden andern Eigenschaften gewissermaßen als Advokaten beizichen. Das ist nun aber von Ihrer Seite nicht nur ein liebenswürdiger Beweis von Freundschaft, sondern zugleich eine wohlgelungene Probe Ihrer Scharfsinns, da es Ihnen meines Wissens bisher unbekannt war, daß ich in der That vier Jahre lang in Schwaben als Advokat in Thätigkeit gewesen bin. Haben Sie aber auch wohl bedacht, daß Sie mich damit in eine ganz eigenthümliche Verlegenheit setzen, da ich eigentlich gar nicht recht weiß, welche Sie mich als Anwalt anrufen, — ob für Ihr Drama, wie es im Druck vorliegt, oder für dasselbe in seiner frühern Gestalt, in welcher es eine ganz andere Wendung nahm? Da kann es denn leicht so kommen, daß ich Sie gegen Sie selbst anklagen und gegen Sie selbst vertheidigen muß.

Den Stoff lieferte Ihnen ein kurzer Bericht im schwäbischen Merkur: daß ein Schmied in Herrenberg seine Frau erstach, weil sie ihm nicht nach Amerika folgen wollte, eine That, die er unmittelbar darauf durch Selbstmord sühnte. — „Ich gestehe Ihnen," setzen Sie hinzu, „daß mir diese Begebenheit in dem Falle, daß sich die Ehegatten liebten, eine unmittelbare Aufforderung an die tragische Muse schien. Die Theorie verlangt in der Tragödie den feindlichen Zusammenstoß zweier gleichberechtigten sittlichen Principe. Wie, wenn hier das Princip der Liebe mit dem einen gleichberechtigten unüberwindlichen Heimathgefühle zusammenstieß und eine That ergenge, die der Jurist würde bestraft haben, der Dichter aber entschuldigen muß? Auszuschmücken, zu erfinden gab es hier wenig; eine einfache psychologische Entwicklung der That von den ersten Anfängen ihrer äußeren Bedingung bis zu dem höchsten Gipfel ihrer irgend denkbaren Möglichkeit genügte vollkommen, um hier dem räthselhaften Menschengeiste eine seiner Wahrheiten oder eine seiner Verirrungen nachzudichten." — Diese Worte sind mir aus der Seele genommen. Ebenso weiß ich nur wenig gegen die darauf folgenden Betrachtungen einzuwenden, wodurch Sie das Stück in seiner ersten Fassung (worin Bodmer sein Weib erstach) motiviren. — „Ein Handwerker," sagen Sie, „dem die Früchte seines Fleißes nicht blühen wollen, gedenkt nach Amerika auszuwandern. Seine Frau, sonst anhänglich und treu, vermag es nicht über sich zu gewinnen, ihm dahin zu folgen. Eine Erklärung dieses Räthsels versuchte ich dadurch, daß ich erstens das Heimathgefühl in ihr als ursprünglichen Gegendruck gegen die Absichten des Mannes voraussetze, zweitens ihr etwas von dem schwäbischen Trotze zurechnete, den Sie schon im Käthchen von Heilbronn finden, und drittens, daß ich versuchte, in den zwischen beiden Ehegatten bei aller Liebe waltenden Zwiespalt geheimnißvoll die Kinderlosigkeit hineinspielen zu lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Mai.

(Schluß.)

Theaterwesen. — E. Sue.

Zwar hat man behauptet, in dergleichen Fällen gebe das Publikum sein Mißfallen zu erkennen, und züchtige damit die Dichter. Allerdings geschieht dieß zuweilen, und in den beiden letzten Jahren ist manches Stück auf diese Art, wo nicht auf der Stelle, doch nach kurzer Zeit gefallen und von der Bühne verschwunden. Dieß ist aber nicht immer der Fall; zuweilen ist das Publikum gleichgültig und läßt das schlechte mit dem guten durchgehen. Bei persönlichen Anspielungen ist der Schade eben nicht sehr groß, aber wichtiger sind unsittliche Darstellungen. Solche müssen verboten seyn, und dieser einzige Punkt macht die vorläufige Durchsicht unerläßlich. Freilich wird es schwer seyn dieselbe so einzurichten, daß sie zu keinen gegründeten Klagen Anlaß gibt. Der Chartenschloß Bericht schlägt vor, man solle eine Commission niedersetzen, wozu die Regierung drei Mitglieder, die Stadtbehörde weitere drei, und die Zuftiz oder das Nationalinstitut ebenfalls drei Mitglieder ernennen könnten; natürlich müßte dem Verfasser, wenn er mit dem Spruch nicht zufrieden wäre, die Appellation an eine andere Behörde freistehen. Da sich einstweilen so viele andere wichtigere Dinge zu ordnen, daß die Constitution des Theaterwesens in diesem Sommer wohl schwerlich zu Stande kommen wird. Dringend ist dieß Angelegenheit auch wirklich nicht. Neue Theaterunternehmungen werden schwerlich entstehen, so lange die alten kaum fortkommen und die Politik alle Gemüther beschäftigt. In tausendem Monate wird von Eugen Sue, dem socialistischen Romandichter und neugebackenen Volksrepräsentanten, weit mehr gesprochen als vom Theater, und nur wenn dieser viel besprochene, einerseits hoch gepriesene, andererseits hart angegriffene Dichter wieder ein Theaterstück lieferte, wie es wirklich seine Absicht seyn soll, würde sich die allgemeine Aufmerksamkeit der Bühne zuwenden. Einstweilen hält man sich an die Persönlichkeit der Poeten, und sein Leben wird bis auf ganz kleinliche Umstände durchforscht und beleuchtet. Erst dadurch ist es allgemein bekannt geworden, daß Eugen Sue, dessen Vater sich als Wundarzt ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, in seiner frühen Jugend ein so arger Verschwender war, daß er zu Wucherern seine Zuflucht nehmen mußte, und daß seine Familie sich genöthigt sah, vom Gerichte ihm einen curator bonorum bestellen zu lassen, damit er nicht alles durchbringe. Indem die Boshrit seiner Gegner diesen Umstand an's Licht zog, wurde zugleich ein drolliger Streich jener Wucherer bekannt. Da solche Schurken sich nicht der Gefahr aussetzen mögen erwappt und vor Gericht gezogen zu werden, so geben sie statt baaren Geldes irgend eine Waare her, und wissen dem Geldbedürftigen ein Haus oder einen mit ihnen einverstandenen Mann an, der ihnen für die Waare Geld geben werde. Auf diese Art treten sie also bloße Handelsleute auf, aber die Waare, die sie liefern, ist kaum ein viertel des Geldes werth, das sie sich dafür verschreiben lassen. So hatte denn Eugen Sue von einem der Wucherer, an welche er sich gewendet, zweitausend Striegel statt baaren Geldes annehmen müssen. Diese Striegel haben einige Tage lang dem Publikum zur Belustigung gedient, und ein Tagblatt bemerkt, es sey Schade, daß der Vater die von seinem Sohne angekauften Pferdestriegel nicht dazu habe benützen mögen, denselben wegen seiner wilden Lebensart tüchtig abzustriegeln. In der Folge bekam Eugen die Verwaltung seines ziemlich geschmolzenen Vermögens wieder, und da er nun als Romanschicter auftrat und bald berühmt wurde, so ward er einer der reichsten Schriftsteller Frankreichs, und lebte bald auf einem sehr glänzenden Fuß. Die prachtvolle Einrichtung seines Hauswesens ist es eben, was jetzt den reaktionären Tagesblättern den Hauptstoff zu ihren Ausfällen liefert. Man sieht ihn auf einem Sportpferde als indischen Nabob oder türkischen Pascha auf einem Sopha liegen, wie er sich von einem Bedienten die Fliegen abwehren läßt, während ein zweiter ihm das Nargile zum Schmauchen reicht, ein dritter das Sorbet zum Trinken bereit hält und ein vierter die angekommenen Briefe und Zeitungen auf einem silbernen Teller präsentirt. Das Zimmer ist mit dem größten Luxus möblirt, und unten steht: „Dieß ist der Repräsentant der armen Socialisten, welche, wie er, der Meinung sind, daß kein Reicher seinen Ueberfluß genießen kann, so lange es Leute gibt, welche Hungers sterben." Dg.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 124. Freitag den 24. Mai 1850.

Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.
Goethe.

Herbsttage in der französischen Schweiz.

(Schluß)

Auch in dem Kreise einer mir befreundeten Familie, welche ich in ihrer reizend gelegenen Villa auf den Höhen des Arvethals hart an der savoyischen Grenze aufsuchte, ward außer einer kurzen Erkundigung nach dem Ergebniß der Versammlung auf dem Molard der Politik mit keinem Worte weiter gedacht. Auf den feischen, duftenden grünen Bergwiesen und in dem traulichen Garten wandelnd, in welchem noch in reicher Fülle bunte Astern und dunkelglühende Georginen, die Scheidegrüße des Sommers, blühten, horchten wir auf das Rauschen der Arve und schauten nach dem am jenseitigen Ufer majestätisch emporsteigenden Salève und nach den Voirons hinüber, auf deren Abhängen unzählige weißschimmernde Villen, Dörfer und Städtchen im Abendsonnenstrahle glänzten.

Auf einem kleinen Ausflug in das Arvethal, den ich an einem der nächsten Tage unternahm, fiel mir die Gleichgültigkeit auf, mit welcher die Schweiz und Savoyen im Gegensatz zu Deutschland ihre Grenzen behandeln. Während im heiligen deutschen Reiche bei jedem Punkte, wo zwei oder drei der sechs-und-dreißig Großmächte zusammenstoßen, ein Riesenpfahl mit saubern Landesfarbenstreifen, Wappen und Inschriften eigenes und fremdes Erdreich sorgfältig von einander scheidet, erblickte ich außer einer Miniaturausgabe des savoyischen Wappens am Zollhause bei Annemasse sonst nirgends am Wege eine Bezeichnung der Grenze. Sprache, Sitten und Lebensweise sind diesen Theilen Savoyens auch so gemeinsam mit dem Kanton Genf, daß ein Bewohner des leztern stets zu lächeln pflegt, wenn ein Deutscher in Genf von der Nähe der italienischen Grenze spricht.

Da ich manches Rühmliche von dem Genfer Theater gehört hatte, so war ich sehr begierig einer Vorstellung beizuwohnen, hatte auch das Glück mehrere Stücke aufführen zu sehen, woraus ich mir ein ungefähres Urtheil über den Standpunkt der dortigen Kunst und des dortigen Geschmackes bilden konnte. Daß bei heftigen politischen Bewegungen die Kunst vernachlässigt wird, ist leider bekannt, und wenn ihre Jünger sich dann herablassen müssen, den Leidenschaften des Tages zu schmeicheln, so ist das sehr zu entschuldigen, da dieselben selten eine solche Stellung einnehmen, daß sie der Sorge des Lebens überhoben sind. Wiewohl ich nun meine Erwartungen eben nicht übertroffen fand, so mußte ich mich dennoch wundern, daß die Kunst inmitten der größten Aufregung der Gemüther dennoch so zu fesseln verstand. Bühne und Zuschauerraum sind zwar nicht groß, entsprechen jedoch den Anforderungen einer Stadt wie Genf vollkommen. Die Schauspieler waren bis auf einige wenige recht gewandt und bewegten sich auf dem Felde der Komik mit besonderem Glück. Sobald es aber das kleinste Couplet zu singen gab, schien das Ende aller Kunst gekommen zu seyn, und ich meinte in irgend einem deutschen Winkeltheater zu sitzen. Orchester und Sänger standen und saßen, geigten, bliesen und sangen einander gegenüber, als ob es gegolten hätte zwei politische Parteien darzustellen, die sich in den größten Disharmonien bewegen. Wie in allen französischen Theatern herrschte während der Zwischenakte in den Zuschauerräumen ein lautes fröhliches

Digitized by Google

Leben. Besonders machten die Inhaber der höchsten Logenreihen, anderswo Galerie genannt, in dieser Hinsicht ihre Stimme geltend. Als einige vornehm blickende Insassen der niedrigsten Logenreihe, anderswo erster Rang geheißen, es einmal wagten ihre Lorgnetten zu den Räumen des Himmelreichs zu erheben, brach ein wahrer Sturm in den hohen Regionen los, so daß jene alsbald mächtig erschrocken von ihren Himmelsstudien abließen.

Die melodischen Klänge der italienischen Sprache, in der sich am Morgen meiner Abreise von Genf im Gastzimmer meines Hotels zwei Turiner unterhielten, und die schmeichelnden Lüfte, die vom Süden herüber wehten, übten eine solche Zaubermacht auf mich aus, daß ich in große Versuchung gerieth den brausenden und dampfenden „Leman," mit welchem ich meine Rückreise nach Lausanne antreten wollte, fahren zu lassen und mit der eben abgehenden Turiner Diligence einen Ausflug in die Gefilde jenseits der Alpen zu machen. Da aber zu einem solchen romantischen Extemporale mehr gehört als der bloße Entschluß, so wanderte ich mit pflichttreuen Schritten zum stattlichen Dampfer und befand mich nach einigen Stunden in der Dreihügelstadt, von wo ich mit dem ersten Postwagen über Neuenburg meiner nordischen Heimath zueilte.

Schwäbische Pfarrhäuser.

(Fortsetzung.)

Die Pastoraltheologie, die Audienzen, die der Pfarrer seinen Bauern gab in ihren verschiedenen Lebensangelegenheiten, sie konnten nur gewinnen durch die stille Anwesenheit der Frau Pfarrerin, die, in alle Verhältnisse eingeweiht, da und dort ein Wort zur rechten Zeit einschaltete, am eifrigsten, wo es galt einen Ehmann zu seiner Pflicht, eine Frau zur Geduld und Sanftmuth zu ermahnen. — Des Pfarrers Predigten, die er niemals studirte, was seine Frau als besondern Ruhm anführte, hatten eine einfache Kraft und Wahrheit, die ihre Wirkung nicht verfehlte und manchmal gerade am rechten Fleck einschlug, mehr als die bestudirte Rede.

Alles Weltgeräusch und Getümmel, alle Zänkereien und Streitigkeiten, aller kleinliche Neid, die tausenderlei Eifersüchten, die sonst zumeist in kleinen Kreisen das Leben bewegen und verderben, waren für unser Pfarrhaus nicht vorhanden. An dieser seligen Genügsamkeit, an diesem herzlichen Wohlmeinen glitten alle Stacheln des Lebens unvermerkt ab und keine Sorge für die Zukunft fand Raum. Wenn auch der Pfarrer mit den Freunden die Zeitereignisse besprach, zu tief konnte man nicht in Combinationen oder Befürchtungen eingehen, denn in getroster Zuversicht schaute das freundliche Gesicht der Pfarrfrau drein: „Gebt nur acht, ich meine es wird schon alles wieder recht und gut werden."

Die Liebe des Paares erhielt sich in immergrüner bräutlicher Frische; ohne allen sentimentalen Anflug hatte sie eher etwas Kindliches. Nach dreißigjähriger Ehe betrachtete die Pfarrerin ihren Liebsten noch mit demselben strahlenden Entzücken wie an jenem Weihnachtsabend, wo er als Vikar ihr sein werthes Selbst zur Bescheerung angeboten, was sie ohne lange Bedenkzeit angenommen hatte. Wie die zärtlichste Braut begleitete sie ihn mit ihren Blicken, so lang sie ihn vom Fenster aus sehen konnte, so oft er ohne sie das Haus verließ, oder harrte seiner Rückkehr; begleitete sie ihn auf einem Gang, wo sie früher als er umkehrte, so suchte sie sorgsam seine Fußtapfen auf, um in denselben zurückzugehen. Auch hielt sie's für gar keine Verletzung ihrer Frauenwürde, wenn sie ihrem Mann, so oft ihr's einfiel, die Hand hinstreckte: „Ich dank' dir eben recht schön, daß du mich genommen hast." Auch hat sie der Pfarrer darum gar nicht geringer geschätzt, sondern hoch und werth gehalten als sein Kleinod und ihre Zärtlichkeit mit reichem Maße zurückgegeben, wenn er auch, menschlichem Ansehen nach, etwas bärenhaft drein schaute.

Mit Studium und Lektüre hat die gute Pfarrerin sich nicht viel geplagt, aber sie hatte mit ihrem hellen und harmlosen Blick in's Leben gesehen; ihr Buch war das Herz und die Gedanken ihres Mannes, und darin hatte sie nicht vergebens gelesen; es hat Niemand klassische oder ästhetische Bildung bei ihr vermißt. Ihr häusliches Glück und die Vortrefflichkeit ihres Mannes bildeten ein unerschöpfliches Gesprächsthema für sie, mit dem sie wunderbarerweise andere nie ermüdete, weil man sich selbst in das Element dieses Glücks wie in eine warme Lebensluft versetzt fühlte. Auch hätte sie die Seligkeit, in deren Besitz sie sich so reich fühlte, gern aller Welt gegönnt; nie hat der heilige Ehstand eine feurigere Lobrednerin gehabt als sie; ein junges Ehpaar, ein zärtliches Brautpaar zu sehen, war ihr eine recht innerliche Herzenserquickung.

Es wachten auch in diesem glücklichen Hause alte, lang eingerostete Herzen wieder auf, und manchem, im Alltagsschlendrian verkrüchterten Ehpaar sei es im Bereich dieser überströmenden Liebe auf einmal wieder ein, sich auch in der Zwischenzeit wieder eine Hand oder einen Kuß zu geben, was sonst nur jährlich dreimal, an Weihnachten und an den beiderseitigen Geburtstagen vorkam. Das junge leichtfertige Volk

Digitized by Google

freilich, das lachte oft recht von Herzen ob dieſer alten Bräutlichkeit, that aber ganz als ob's daheim wäre, ſchlug vom Zimmer aus Nüſſe vom Baum, plünderte den Garten, ſo lange es etwas zu plündern gab, erzählte ſich Geſchichten in der Roſenlaube und zog jederzeit vergnügt und befriedigt heim, von der Pfarrfamilie und dem zuvorkommenden Azor begleitet bis an das Ufer des Fluſſes, der Stadt und Dorf trennt.

Noch ein ſtilles, freundliches Element weilte in der traulichen Hinterſtube, die ehrwürdige Mutter des Pfarrers, recht ein Bild eines frommen, friedlichen Alters, ihr zur Seite ihre vielgeſchäftige Tochter, die ſorgſame Tante Clara, der ſchaffende Genius des Hauſes, die Geheimeräthin bei allen Staats- und Hausaffairen, die Bildnerin der heranwachſenden Töchter. Denn auch ein paar junge lebendige Blüthen waren dieſer glückſeligen Verbindung entſproſſen, zwei roſige Töchter, des freundlichen Hauſes lieblicher Schmuck. Die eine wuchs heran als raſtlos thätige Martha, zu beſtändigem Erſtaunen der ruhigen Mama, um dereinſt als tüchtige Pfarrfrau eine zweite, noch reichlicher illuſtrirte Auflage des elterlichen Glücks zu veranſtalten. Die zweite, ein zartes, anmuthiges Blümchen, war nicht für die Erde beſtimmt; im ſchönſten Alter jungfräulicher Blüthe ſchloſſen ſich ihre ſanften blauen Augen für die Erde. Das freundliche Kind hatte wohl nie geahnt, daß ſie den erſten ſchweren Kummer über das freudenhelle Elternhaus bringen ſollte. — Aber auch deine männliche Geſtalt, du guter Pfarrherr, hinkt nicht mehr am Fenſter, von bläulichen Wolken umwallt. — In ein freundliches Pfarrhaus wollt' ich euch führen; ſo laßt uns leiſe die Thüre ſchließen, ehe es dunkel wird darin.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Erfurt, Mai.

Reichstagsbilder

Auf dem jetzt vertagten Reichstage ward glücklicherweiſe zwar nicht ſehr viel, aber theilweiſe recht gut geſprochen. Viele der beſten Redner der Frankfurter Nationalverſammlung und der Berliner Landtage waren hier zu finden, und hätte man nicht die Bayern, Sachſen, Schwaben und Hannoveraner vermißt, es wäre ein Verein von oratoriſchen Talenten im alten Erfurt verſammelt geweſen, deßgleichen Deutſchland noch nie geſehen. So freilich war manche Lücke bemerkbar, und man vermißte täglich Geſtalten, die man auf der Frankfurter Rednerbühne ſo oft und ſo gern geſehen. Dafür traten im Martinsſtift neue intereſſante Perſönlichkeiten auf, Männer, denen man ſehr bedeutendes Talent und große Rednergabe nicht abſtreiten kann, mag man auch ihre politiſchen Anſichten noch ſo entſchieden mißbilligen. Verſuchen wir hier flüchtig einige der Redner zu zeichnen, welche zwar in Berlin bekannt genug, aber vor einer größeren deutſchen Verſammlung noch nicht aufgetreten waren, und beginnen wir mit den Herren Stahl, von Gerlach und Kleiſt-Retzow. Es ſind dieß die drei geiſtigen Stützen des Neu-Preußenthums, die Träger jener Anſichten, die in der bekannten oder berüchtigten Kreuzzeitung ihr Organ haben, Leute, bei deren Politik, wenn ſie Recht behielte, Deutſchland eben ſo ſchlimm fahren müßte, als wenn den Herrn Schiffel, Raumerk und Genoſſen das Scepter in die Hand gefallen wäre.

Der geiſtig bedeutendſte in dieſem Triumvirat iſt ohne Zweifel Stahl, Profeſſor in Berlin. Merkwürdig, daß ein getaufter Jude, der durch und durch, im kleinſten Zug, innerlich wie äußerlich das reine orientaliſche Blut, das unvermiſcht in ſeinen Adern fließt, zu erkennen gibt, der Vorkämpfer der chriſtlich-germaniſch-feudaliſtiſchen Partei werden mußte. Aber einen geſchickten Führer hat ſich dieſelbe in dieſem kleinen, hagern, gebückten Mann gewählt, das iſt nicht zu läugnen. Schon die äußere Erſcheinung, beſonders der ſtark ausgearbeitete Kopf, verkündet den Mann von Talent. Das Geſicht gleicht unverkennbar den Bildniſſen, die uns von Spinoza aufbewahrt ſind: eine ſcharf hervorſtehende große Naſe, feine geſchloſſene Lippen, ſpitzes Kinn, hohe, gewölbte, gedankenreiche Stirn, hagere, eingefallene, pergamentartige Wangen, ein blitzendes, dunkles Augenpaar. Man ſieht, in dieſer kleinen, gebrechlichen Hülle arbeitet ein feuriger Geiſt. Selten haben wir ein Augenpaar geſehen, das einen ſo eigenthümlich funkelnden Glanz ausſtrahlte, der oft wirklich etwas Unheimliches hat. Aber nicht allein die äußere Erſcheinung, auch das Organ und der ganze Vortrag des Mannes ſind durchaus iſraelitiſch. In ſeiner ſchwarzer Kleidung mit weißer Kravatte beſteigt er raſchen Schritts die Rednerbühne, ſtützt einen Augenblick nachdenklich das Geſicht auf die ſchmale, gelbliche Hand und beginnt dann mit ziemlich leiſer, aber doch verſtändlicher Stimme, in echt jüdiſchem Accent. Allmählig wird er lebhafter, die äußere Ruhe der Haltung verliert ſich, er wendet ſich bald zur einen, bald zur andern Seite der Rednerbühne, ſtützt ſich mit beiden Händen auf das grüne Brett derſelben, geſtikulirt drehend oder wie beſchwörend mit den Armen und verfällt dann, wenn auch nur auf Augenblicke, wie, ſich vergeſſend und ſich ſogleich wieder ſchämend, in

Digitized by Google

jenen gellenden, unangenehmen Ton, wie man ihn hört, wenn jüdische Schacherleute beim Handel und Wandel mit einander in Streit gerathen sind. Stahls Reden selbst sind ungemein geschickt gebaut. Was sich nur irgend zu Gunsten seiner Ansicht sagen läßt, ist gewiß mit größter Kunst benutzt, alles Ungünstige aber geschickt übergangen oder so verwendet, daß, wenn auch nur schwach, eine gute Wirkung für ihn selbst daraus entspringt. Dabei strenge Logik, ungemein gewandte Dialektik und eine seltene Meisterschaft des Worts. Sein ganzes Redegebäude ist so meisterhaft aufgethürmt, so sorgsam geglättet, daß auch nicht die kleinste Fuge bleibt, in der sein Gegner den Hebel einsetzen könnte, um es auseinander zu brechen. Und dabei scheint alles so natürlich, so ungezwungen, so fließend, daß man nicht das geringste von der großen Mühe bemerkt, die der Redner im Stillen auf die Ausarbeitung seines Vortrags verwendet haben muß. Stundenlang kann man Stahl'schen Reden mit regem Interesse zuhören, und ermüdet nicht.

Der gefährlichste Gegner dieser glänzenden Vorträge, der mit dem schaefen Schwerte seiner Zunge ihre Wirkung immer bedeutend beeinträchtigt, ja oft ganz vernichtet, ist Herr von Bincke. Der Ehrlmann aus einem alten Geschlechte Westphalens versicht die Rechte der Neuzeit gegen die mittelalterliche Anschauung des jüdischen Apostaten, und bekämpft zornig die Vorrechte, die jener dem Adel als einem besondern Stande zuerkannt wissen möchte. Ueberhaupt ergehen sich in dieser Beziehung in Eifuet die sonderbarsten Verhältnisse. Edelleute wie Graf Schwerin, Graf Dyhrn, Graf Solms, der Fürst von Neu-Wied, die Freiherrn von Bodelschwingh, von Patow, von Bincke u. s. w. bekämpften die mittelalterlichen, streng feudalistischen Ideen Stahls, des getauften Israeliten; Kelters, des frühern radikalen Professors in Bern; Eichhorns, des Sohns eines Bauern; Ulrichs, eines unbekannten Lehrers, und anderer ähnlicher Personen. Binde, mit seiner breiten, kräftigen Gestalt, den ächt deutschen Zügen, dem röthlich blonden Haar und Bart, den großen blauen Augen, schon äußerlich der vollendetste Gegensatz Stahls, griff denselben stets schonungslos an und die interessantesten parlamentarischen Kämpfen entspannen sich fortwährend zwischen beiden. Da Bincke seine Fuge im Redegebäude seines Gegners finden konnte, so entschloß er sich kurz und gut mit tüchtig gesührten Hieben unaufhörlich so lange von oben herab auf daſselbe loszuschlagen, bis es gänzlich zertrümmert zu seinen Füßen lag. So namentlich in der wichtigen Verhandlung über die Ehebeeinnahme der Verfassung, wo die Stahl'sche Rede von ungemeiner Wirkung gewesen war, bis Binke dieselbe mit seinem derben, schonungslosen Witz vernichtete. Unwillkürlich drängte sich uns bei diesem geistigen Zweikampf der Vergleich mit den körperlichen Kämpfen in den Kreuzzügen auf: Stahl, der gewandte, listige Orientale, Binke, der derbe deutsche Ritter, der, da er sieht, daß die künstlich gefügte stählerne Rüstung seines Gegners keine Fuge darbietet, in die er mit dem Schwerte eindringen kann, ohne viel an Paraden zu denken, mit kräftigem Arm so lange darauf losschlägt, bis der Feind zu seinen Füßen liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Tübingen, Mai.

(Fortsetzung.)

An Karl Gutzkow.

Die erste und die dritte dieser Aufgaben scheinen Sie mir in dem Drama, wie es vor mir liegt, ganz zutreffend gelöst zu haben. Was namentlich die letztere betrifft, so haben Sie damit offenbar einen sehr glücklichen Gedanken gehabt und Ihrem Stücke einen feinen psychologischen Reiz gegeben. Sie schildern mit großer Naturwahrheit, wie dem Satze gegenüber, für den geliebten Mann müsse der Frau jedes Opfer möglich sein, sich fortwährend das Lähmende, alle Thatkraft und alle Lebenslust in Lieili untergrabende Gefühl geltend macht: Da hat dem heißblütigen, nur durch Familienglück zu sänftigenden Manne noch so langer Ehe seine Kinder geben können! Zwar muß ich Ihre naturrechtlichen Andeutungen über den fraglichen Punkt dahin gestellt seyn lassen, da ich zur Begründung einer abweichenden Ansicht zu weit ausholen müßte. Indessen scheint es mir auch gar nicht auf die — nach meiner Ueberzeugung zu verneinende — Frage anzukommen, ob nach dem Naturrechte die Auflösung einer kinderlosen Ehe zu fordern oder wenigstens zu gestatten sey? Genug, daß ich wenigstens insoweit ganz Ihrer Meinung bin, daß eine solche ihrem natürlich sittlichen Begriffe und Zwecke nicht vollkommen entspricht, was sich sofort auch namentlich in der Beschränkung des Erbrechts des überlebenden Theilen ausdrücken muß. — Gesetzt also auch, es würde ein Mann, der eine Ehe getrennt zu sehen verlangte, die ihm keine Kinder bringt, nicht bloß nach dem sittlichen Stande unserer Gesühle verachtlich dastehen, sondern auch nach naturrechtlichen Principien mit seinem Verlangen als einem widerrechtlichen abzuweisen seyn, — so scheint mir doch schon jenes Anerkenntniß vollkommen hinzureichen, um den von Ihnen geschilderten Zwiespalt in Lieilis Gemüth zu begründen. Eben das ist auch der Grund, warum der große Dichter die (mit Recht von Ihnen angeführte) Lady Macbeth ihren Gatten durch Befriedigung seines Ehrgeizes schadlos zu halten suchen läßt. Schlagender aber, als durch alle abstrakten Betrachtungen, haben Sie wohl den springenden Punkt durch die zuletzt beigefügte, ganz konkrete Aeußerung getroffen: „Sagt in meinem Stücke dem Bobmer, Lieili würde ihm ein Kind gebären, er würde ebenso in der Heimath geblieben seyn, wie Lieili in diesem Falle ihm mit Freuden nach Amerika gefolgt wäre."

Weniger einverstanden kann ich mit dem zweiten der angeführten Punkte seyn. Sie stellen das Schweigerheimweh und den „Schwabentrotz" als Dinge zusammen, die keiner Erläuterung bedürften. Und allerdings, nach einigen sachgemäßen und inhaltreichen Bemerkungen über den natürlich sittlichen Grund des Heimathgefühls, kommen Sie wieder auf Ihr Dogma vom Schwabentrotz zurück. „Die Unfähigkeit sich nach Amerika überzusiedeln," sagen Sie, „liegt im Gemüthe begründet. Kommt zu ihr jenes erwähnte Element des Schwabentrotzes, so mußte die Weigerung, dem Manne dorthin zu folgen, sich bei Lieili in einen Starrkrampf verwandeln. Sie kennen das Naturell Ihres Stammes. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn die Erinnerungen an frohe, in Ihrer Heimath verlebte Jugendtage mir sagen, daß zur Schwabennatur recht eigentlich dieß festgebannte Verweilen auf einer einmal ergriffenen Idee gehört. Es ist dieß der Quell vieler Verstimmungen dieß Stammes, aber auch der seines tiefern Denkens und seiner Poesie." — Abgesehen nun von den Verstößen gegen das schwäbische Idiom, die man Ihnen schon um der freundlichen Apostrophe willen verzeihen muß, womit Sie am Ende des Vorworts Ihre Erinnerungen an das eigenthümlich genüthliche Leben in Schwaben mit seinem Blick in einen Brennpunkt sammeln, — ganz abgesehen hiervon muß ich offen gestehen, daß Sie mir in jenem Hauptpunkte nur theilweise richtig, theilweise aber auch schief gesehen zu haben scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 125. Sonnabend den 25. Mai 1850.

— O blöder Jüngling!
Die Größe, die du suchst, wird dich erdrücken. —
O armes Reich du, krank von Bürgerstreichen!
Shakespeare.
Heinrich IV.

Napoleon'sche Anschauungen.

Von einem Deutschen in Baden.

Des großen Oheims kleiner Neffe zeigt sich so zärtlich besorgt für den Fortbestand des Großherzogthums Baden in seiner Rheinbundsgestaltung, daß es sehr undankbar von uns wäre, wenn wir für so vielen guten Willen uns nicht wenigstens die Mühe nehmen wollten, dieser zärtlichen Sorgfalt auf den Grund zu gehen. Eine Höflichkeit ist der andern werth. Ludwig Bonaparte gibt sich viele Mühe, unserem Gau vom goldrothen Banner seine weltgeschichtliche Sonderstellung zu erhalten; an uns ist es zu zeigen, wie er als Napoleonide von seinem Standpunkt aus vollkommen Recht damit hat. Er leuchtet nämlich gleich dem Monde nach Sonnenuntergang vom erborgten Licht, all sein Glanz ist nur ein Abglanz, und so wäre es ungerechterweise zu viel von ihm verlangt, wenn wir begehrten, er solle eigenthümliche Lebenswärme spenden, nach eigenen Antrieben denken, fühlen, handeln. Seine Anschauungen sind die Erzeugnisse überlieferter Erblehre, er selber nur gezeugt, geboren und erzogen zur Fortpflanzung dieser Ueberlieferungen.

Kaiser Napoleon war ein großer Mann; das wagten kaum seine undankbaren Freunde zu leugnen, geschweige denn die Feinde. Die „in Waffen gegen ihn gestanden," erkennen seine Größe, und mehr als ein Deutscher hat die Anerkennung so weit getrieben, daß er Borons Entrüstung gegen die Feldherrn theilte, welche ohne Ehrfurcht vor dem Heldenruhm des Siegers in so vielen Schlachten ihn bei Leipzig und Waterloo zu überwinden sich vermaßen. Napoleon war ein Held und ein Weiser; doch handelt es sich in diesen Zeilen nicht sowohl um seine Größe als um des Himmels wunderbare Fürsorge, der überall verhütet, daß die Bäume nicht über die Wolken hinauswachsen. Auch der große Napoleon hatte seine menschlichen Schwächen. Ich will nicht etwa von dem kleinen Umstand reden, daß er keinen Schnurrbart trug und keinen dergleichen in seiner Nähe dulden mochte, denn dieser sein Widerwille gegen ein äußerliches Abzeichen des freien Mannes war ja nur die Folge eines viel tiefer liegenden Uebels. Ich will ihm auch ungerügt hingehen lassen, daß er die Anwendung der Dampfkraft nicht begriff und somit einer von den Bauleuten wurde, welche den künftigen Eckstein verwarfen. Ich meine mit Napoleons menschlicher Schwäche eine ganz eigenthümliche Verirrung seiner Einbildungskraft. Er schien nämlich, so viel aus seiner Handlungsweise sich ermessen läßt, die Vorstellung zu hegen, unser Herrgott habe den Erdkreis für Europa, Europa für Frankreich, Frankreich für Herrn Napoleon Bonaparte aus Ajaccio geschaffen. Darum fiel es ihm im Traume nicht bei, in der gewaltigen Umwälzung etwas anderes zu erblicken, als einen Staatsstreich, welcher dazu gedient, den besagten Herrn Bonaparte auf den Sitz des Capetischen Hauses zu befördern, damit er ein gekröntes Haupt sey wie andere gekrönte Häupter, von neuem Stoff zwar, aber nach altem Zuschnitt. Wendet mir gegen diese Unterstellung nicht ein, daß unser Held selber gesagt haben soll, in fünfzig Jahren werde Europa entweder republikanisch oder kosakisch seyn. Wurde das Wort wirklich gesprochen, so war es ein Einfall, kein Gedanke von ihm, denn des Menschen eigentliche Gedanken lassen sich viel bestimmter aus seinen Thaten erkennen als aus seinen Reden. So

Digitized by Google

hat, um Kleines mit Großem zu vergleichen, unſer voriger Großherzog Ludwig kurz vor ſeinem Tode geſagt, in 25 Jahren werde die Kleinſtaaterei in Deutſchland ihr Ende erreicht haben, und dennoch bis zum letzten Lebenshauch gehandelt, als wäre des Dinges kein Ende abzuſehen. Napoleon ſtand zwar inmitten der Bewegung, wo es für ein gewöhnliches Menſchenkind allerdings ſchwer genug iſt, einen ſonnigen Standpunkt der Betrachtung zu gewinnen, dennoch hätte ein begabter Geiſt wie der ſeine ohne die Verirrung der Einbildungskraft die Zeit nimmer ſo mißverſtehen können wie er, da er die Mutter ſeiner äußerlichen Größe, ſeines Ruhmes und ſeines Glanzes, die Umwälzung, mit Füßen trat, in Feſſeln ſchmiedete und ihre augenblickliche Ohnmacht für Tod hielt.

Mit ſeiner Thronbeſteigung erachtete er die Wendung der Dinge für beſchloſſen und meinte ganz unbefangen, nur beßhalb ſeyen Ströme unſchuldigen Blutes gefloſſen und habe ein Königspaar auf dem Blutgerüſt die Frevel ſeiner Vorfahren gebüßt, damit ein Emporkömmling wieder von vorne beginne, wo Ludwig XIV. geendet. Einem ähnlichen Irrthum iſt nach Napoleon auch Ludwig Philipp verfallen; auch der legte den Hemmſchuh an die unanſtändigen Räder der Entwicklung und bezahlte den Mißgriff theurer als mit dem Leben. Doch das hat den Aufzeichner „Napoleonſcher Anſchauungen“ nicht belehrt, vermuthlich darum, weil ſeine Auffaſſungsgabe geſchichtlicher Thatſachen nur bis zum Jahre 1810 reicht, nachdem ſie bei 1805 begonnen. Alles Uebrige iſt für ihn ſo gut wie nicht vorhanden. Der Kaiſer mißdeutete ſeine Zeit, der Odmann des franzöſiſchen Freiſtaates begreift ſie nicht. Jener wäre gern ein neuer Ludwig XIV. geworden, dieſer begehrt erſt ſich zum Napoleon zu geſtalten, bevor er die Blicke ſo weit rückwärts wendet, nicht zum Napoleon der Schlachten, wozu ihm das Zeug fehlt, wohl aber zum Napoleon des Purpurs, wohin er am Schleppſeil der Unſterblichkeit zu gelangen hofft. Auch er hütet ſich wohl, ſeine innerſten Gedanken in Worte zu kleiden; wenn er aber ſagt, er könne nicht mit dem Wahlgeſetz regieren, das ihn zur Regierung berufen, ſo heißt das doch auf Deutſch und etwa auch auf Franzöſiſch: die Glocke iſt gegoſſen, zerſchlagen wir alſo die Form! In Nordamerika iſt es noch keinem Präſidenten beigefallen, ſich über das allgemeine Stimmrecht zu beſchweren, weil bisher jeder von ihnen ein Mann aus ſich ſelber war und keines Oheimé —ff— (Neffe oder Affe, legt's aus wie ihr mögt). Keinem von allen iſt es vorgekommen, als ſey die bürgerliche Ordnung der Welt bedroht, wenn er nicht Kaiſer würde. Da nun bei allen dieſen, von denen zur Stunde (wenn ich mich nicht verzähle) der zehnte an der Reihe, die Vereinigten Staaten nicht aus den Schienen geſprungen, ſo wird auch ein ganz gewöhnlicher Baccalaureus folgern dürfen, daß ein Freiſtaat mit dem unbeſchränkten Stimmrecht nur dann nicht regiert werden kann, wenn der Vorſtand, ſtatt einen Washington zum Muſter zu wählen, ſich von Napoleonſchen Anſchauungen benebeln läßt.

(Fortſetzung folgt.)

Schwäbiſche Pfarrhäuſer.

II.

Das geiſtige Pfarrhaus.

War ein recht ſauberes geräumiges Haus, ſah aber dem ungeachtet nicht erſtaunlich einladend aus; ein gewiſſer froſtiger Hauch ſchien es zu umwehen, ſelbſt in warmer Sommerzeit. Jahr aus Jahr ein waren Fenſter und Läden nach vorne geſchloſſen, als ob keine Seele drin wohnte; ein dürrer knurriger Spitz, der Jedermann mit biſſigem Ton anbellte, war das einzige Lebenszeichen, das man in der Nähe des Hauſes verſpürte.

Es wurde von Gäſten auch nicht ſtark heimgeſucht; das zeigte der graſige Vorhof, die grünangelaufene Steintreppe, die zum Hauſe führte. Anfangs war das anders geweſen; da der Pfarrer einen gaſtfreien Vorgänger gehabt hatte und das Dorf unweit einer kleinen Stadt liegt, ſo machten die Stadtbewohner aus alter Gewohnheit zahlreiche Viſiten und der Pfarrer trajte ſich täglich im Kopf und ſprach von Wegmelden, auf die rauhe Alb, in ein Schwarzwaldthal, überall hin, nur nicht mehr ſo nahe zu einer Stadt.

Die Frau Pfarrerin that ihr Möglichſtes, die Gäſte wenigſtens ſo unſchädlich zu machen, als ſich mit einigem Schein der Ehrenhaftigkeit vertrug. Sie reiſte in eigener Perſon in eine Glashütte, um daſelbſt auserleſen dünne Bouteillen mit langen Hälſen auszuſuchen, die mit dem Aeußern einer Halbmaasflaſche den Gehalt eines Schoppens vereinigten. Sie kaufte ausgeſchoſſene Taſſen aus einer Porzellanfabrik, recht anſtändige Taſſen, nur daß ſie erſtaunlich klein waren und nie eine obere zur untern paßte. Das Brod im Hauſe war von höchſt ehrwürdigem Alter, man konnte ſich faſt nicht erinnern, wann es gebacken worden; ſie hätte es für Schiffszwieback verkaufen können. Wäre die Frau Pfarrerin ehrgeizig geweſen, ſo hätte ſie auf ein Erfindungspatent für ihren Kaffee Anſpruch machen können, denn der war aus Roggen und gelben Rüben mit einem ſolchen Minimum ächten Kaffees bereitet, wie gewiß nie erhört worden. Von

Digitized by Google

Backwerk war natürlich ohnehin keine Rede; nur einmal, als die Frau Dekanin da war, hatte man glücklicherweise Reisbrei gekocht und konnte dessen Scharre, mit Zucker und Zimmt bestreut, als Dessert aufstellen.

Trotz dieser umsichtigen Anstalten wurde aber eben doch noch einiges, wenn auch noch so wenig, durch die Gäste verzehrt; siehe da kam der Pfarrer auf den edeln Gedanken, daß jedesmal, nachdem Besuch dagewesen war, im Hause gesaßet, wenigstens kein Wein und Kaffee genossen werden solle, bis der verursachte Unkosten wieder gedeckt sey. Wer hat je die Gastfreundschaft mit so theurem Opfer ausgeübt! Auch mochte wohl das Ehepaar nicht viele dieses schweren Opfers werth halten; sie waren bald sehr selten zu Hause zu finden, und man munkelte stark davon, daß ein ankommender Besuch, der alle Zimmer leer traf, den Schlafrockzipfel des Herrn Pfarrers habe zum Ofenloch herausguken sehen. Diese Kunde schreckte nun auch die unverdrossensten Gäste ab, und von nun an durften sie ihren Roggenkaffee und ihren kunstreich mit Wasser versetzten Wein ungestört allein genießen.

Ein schwerer Schlag war es für sie, als die immer mehr sinkende Gesundheit des Pfarrers (er litt in Folge der spärlich geheizten Zimmer an Rheumatismen) einen Vikar nöthig machte, und lange Nachforschungen und Berathungen brauchte es, ein Individuum aufzufinden, das gehörig genügsam und bescheiden erschien. Es sollte kein Reicher seyn, „die sind so verwöhnt und anspruchsvoll," kein Armer, „denn die wollen sich in einem ordentlichen Hause erst herausessen," keiner Wittwe Sohn, „der könnte der Mutter etwas zustecken wollen" (wäre eine Kunst gewesen), keiner aus der Nachbarschaft, „der könnte zu viel Anhang nach sich ziehen." Endlich ward der Glückliche erkoren, den das Schicksal einer solchen Schule der Genügsamkeit für würdig hielt. Der hat gewiß seiner Zeit einen vortrefflichen Ehmann abgegeben und das „Verwöhntseyn" ist ihm bei keiner spätern Versorgung mehr im Wege gestanden. Er hat mehr geleistet als der Gaul jenes Edelmanns, der da hätte lernen sollen nichts zu fressen, und leider krepirte, als er's konnte; dieser Vikar aber lernte das Nichtsessen und lebte doch fort.

Am Abend seiner Ankunft an einem kühlen Novembertag sah er sich in dem spärlich möblirten Stüblein, das ihm der Pfarrer anwies, vergeblich nach einem Ofen um; da schob der Pfarrer triumphirend einen Schieber am Fußboden zurück, so daß eine ziemlich weite Oeffnung in die Wohnstube unten entstand, und machte ihn mit dieser seiner eigenen sinnigen Erfindung bekannt. „Sehen Sie: bekanntlich steigt die Wärme nach oben; nun erhalten Sie alle die Wärme, die sonst nutzlos an unserer Zimmerdecke verloren geht, und sind so offenbar gegen uns im Vortheil." Das war nun freilich ein unlösbarer physikalisches Räthsel, wie das bischen Wärme in der Pfarrstube sich auch noch hinaufziehen und vertheilen sollte. Der Pfarrer lebte aber dieses festen Glaubens und war höchst indignirt, als der Vikar einst an einem sehr kalten Wintertag die Frechheit hatte beide Beine durch die Oeffnung hinabzuhängen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Tübingen, Mai.

(Fortsetzung.)

An Karl Gutzkow.

Soweit meine Erfahrung über das Naturell des schwäbischen Stammes reicht, ist ihm allerdings ein eigensinniges, zähes, — wenn Sie wollen, — verbissenes Festhalten an einmal ergriffenen Ideen eigen, eine gewisse Trockenheit gegen Gefühlsfeuerwerk, eine gewisse Unbestechlichkeit gegen dreingegebene Raisonnements von der Gegenseite, — nicht aber ein Trotz, der, in Leidenschaft ausbrechend, bis zum Aeußersten geht, — kein Trotz, der sich „in einen Starrekampf verwandelt." Das va banque der stürmischen Leidenschaft liegt der schwäbischen Zähigkeit fern. Sie hält sehr lange aus, aber sie behält sich, falls es zum Aeußersten kommen sollte, immer noch das letzte Wort vor; sie gibt dann nach, ungern, sehr ungern, und mault und greift noch lange fort, — aber siehe, sie rennt nicht gegen die Wand. Gerade dieß ist der wesentliche Punkt, der den schwäbischen Trotz, wie ich ihn kenne, von Ihrem Schwabenstreiche unterschridet. — Es mag nun wohl geschehen, — und bei dem unglücklichen Vorfall, der Ihrem Stücke zu Grunde liegt, scheint dieß wirklich der Fall gewesen zu seyn, — es mag geschehen, daß jene milde Mentalreservation durch eine rasche, blutige That des Affekts verhindert wird sich auszusprechen. Sie wartet natürlich stets auf einen ruhigen Augenblick, um sich, und zwar von fern her,

Digitized by Google

gellend zu machen; aber der aufbrausende Zorn, der schwäbische „Jäh,“ schneidet ihr plötzlich, unerwartet diese Möglichkeit ab. — In einem solchen Falle, scheint mir, wäre dem schwäbischen Naturell angemessen gewesen, bei der Frau eine leise Genugthuung zu einem solchen Rückzug vor dem Aeußersten durchblicken zu lassen. Die unvermuthete zornige Aufwallung des verblüfften Mannes wäre aber vorschnell zur blutigen That übergegangen, und das verspätete Geständniß von den Lippen der Sterbenden hätte den Gelbmord des Mannes treffend motivirt. Leicht möglich indessen, daß diese Wendung die Nerven der Elbsterviner noch mehr erschüttert hätte, — vielleicht in demselben Maße, als ihnen Liesli's Charakter minder schroff und eckig erschienen wäre.

Indessen bezieht sich diese ganze Einwendung nur auf Ihre Vorrede und Ihr Dogma vom Schwabentrotz. Ihr Stück bleibt davon ungetroffen. Es braucht ja nicht in Schwaben zu spielen. Sie kannten das Faktum eben so gut in einem westphälischen Merkur geiseln haben. Nur Ihre stammliche Rückerinnerung an schöne Jugendtage hat Sie bestechen, schwäbische Lokalfarben zu nehmen und die Thatsache zu übersehen, daß wohl bei keinem deutschen Stamme der Wandertrieb stärker ist, als bei dem schwäbischen, und daß bei ihm das Heimathgefühl sich vielmehr specifisch nur in dem zähen Festhalten seiner Stammeseigenthümlichkeit auf dem fremden Boden äußert. — Wozu denn aber überhaupt Ihre Liesli auf das Pädbüreau eines engeren Vaterlandes verweisen? Genügt es nicht, daß sie ein Weib ist? Unfehlbar kann das Heimathsgefühl im männlichen, wie im weiblichen Gemüthe gleich tiefe Wurzeln schlagen. Aber falls es sich zur Leidenschaft steigert, hat offenbar der Mann mehr Waffen dagegen als das Weib. Die einzige durchschlagende, welche dem Weib zu Gebot steht, ist doch wohl die frische, ungetheilte, hoffnungsmuthige Liebe, — aber eben nicht eine Liebe, der die Schwinge bald gebrochen ist, wie bei Ihrer Liesli vorausgesagt worden muß. So weit ich also sehe, bedarf sie der württembergischen Kekarde nicht, um durchaus geschlechtsfertig dazustehen.

(Fortsetzung folgt.)

Erfurt, Mai.

(Fortsetzung.)

Reichstagsbilder.

Lange nicht von gleicher geistiger Bedeutung wie Stahl, aber diesem an Zähigkeit des Willens wohl nach überlegen, ist v. Gerlach, in dem sich das Bild eines streng orthodoxen, verfolgungssüchtigen protestantischen Geistlichen mit dem eines pedantischen, an starren Formen haltenden Juristen vereinigt. Als Redner ohne sonderliche Begabung, oft ermüdend, ja geradezu geistlos und langweilig, dabei des Wortes nicht sehr mächtig und trocken, hat der Mann dennoch seine eigenthümliche Bedeutung. Fest hat er sein Ziel vor Augen, seinen Blick weder rechts noch links wendet er davon ab, kein Mittel, welches es auch sey, verschmäht er, wenn er glaubt, daß es seine Plane fördern könne. Solche unerschütterliche Energie des Willens gibt dem trockenen, oft langweiligen Gerlach eine solche Bedeutung in der neueren preußischen Geschichte, daß er selbst seinem geistig weit höher stehenden Gesinnungsgenossen Stahl überragt. Schon äußerlich steht man diesem hagern, starr und streng blickenden Mann die seltene Willensfestigkeit an. Solche Züge sieht man häufig auf den besseren Gemälden, die uns Puritaner aus Cromwells Umgebung zeigen. Auf den ersten Blick übersieht man solche Gesichter leicht, betrachtet man dieselben aber aufmerksamer, so findet man sehr viel Charakter darin.

Herr von Kleist-Retzow vereinigt in sich manche Züge der beiden genannten Männer, und bildet ein passendes Verbindungsglied zwischen denselben. Er hat nicht den Geist, nicht ganz den Ideenreichthum Stahls, aber auch nicht die Schroffheit und Zähigkeit Gerlachs. Er spricht gut, gewandt, voll Gedanken, dabei mit angenehmem Vortrag und glatten, ja wohl zu glatten Formen. In seinem feinen, sehr orientalischen Gesicht liegt mehr verborgen, als der Redner oft gerade zu zeigen für gut findet. Wie Kleist-Retzow müssen die evangelischen Diplomaten aus der Schule Richelieus und Mazarins in ihren galenisten bunten Hofröcken, mit den mächtigen Allongeperrücken auf den feinen Gesichtern, den zierlichen Staatsdegen an den schmächtigen Gestalten ausgesehen haben. Es liegt viel Ausdruck in diesem Gesicht mit den dunkeln, lebendigen Augen, den grauschwarzen Haaren, welche die zwar nicht hohe, aber gut geformte Stirne halb bedecken; wer es einmal gesehen, vergißt es so leicht nicht wieder. Sein Vortrag auf der Rednerbühne ist leicht und fließend, die Sprache verständlich, aber in acht märkischem, etwas hartem Dialekt, die äußern Formen sind angenehm, sicher, von steter Gewöhnung in guter Gesellschaft zeugend. Trotz des überaus verbindlichen Benehmens, das Herr von Kleist bei jeder Gelegenheit an den Tag legt, liegt etwas sehr Hochmüthiges in seinem ganzen Wesen. Man sieht es ihm an, wie gern er anders auftraete, sich in seiner wahren Gestalt zeigte, wie verhaßt ihm dieser Zwang ist, dieses Freundlichthun, wie aber die Klugheit ihm jetzt noch gebeut, die Maske nicht völlig abzuwerfen. Jedenfalls ist er eine interessante, der vollen Beachtung werthe Erscheinung, die wir stets mit Vergnügen und ungetheilter Aufmerksamkeit sowohl auf der Rednerbühne als im gewöhnlichen Verkehr beobachtet haben.

An diese drei Hauptführer der schroffen Rechten reiht sich, wenigstens im Eifer, wenn auch nicht in geistiger Bedeutung, Herr von Bismark-Schönhausen an. Er ist unbedingt der Heftigste, Schroffste seiner Partei, an Geist und Talent steht er vielen andern nach. Und dennoch ist er von nicht geringem Gewicht, dennoch gefallen seine kecken, herausfordernden Reden einem nicht unbedeutenden Zuhörerkreis. All die ehrlichen Landjunker, welche die letzten beiden Jahre gegen Gewohnheit und Neigung zu Politikern gemacht haben, und die in ihrer Erbitterung gegen die Demokratie, welche sie so unsanft aus ihrer behaglichen Ruhe gerissen, keine Grenzen mehr kennen, verstehen in Bismark ihren Herrn und Meister. Seine Reden versteht man so leicht, ohne daß man den Kopf anzustrengen braucht, die Witze, die er versucht, wurden so trefflich, sein offener Haß gegen alles was nach Fortschritt aussieht, findet so große Sympathie; kurz er ist ein Redner ganz nach dem Herzen dieser Leute. Im Martinsstift freilich, wo man denn doch etwas höhere Anforderungen an einen Hauptredner zu machen gewohnt war, fanden seine Vorträge lange nicht den Anklang wie bei den Stammesabenteuern der Kreuzzeitung. Nicht mit Unrecht meinte man hier oft, Form wie Inhalt seiner Vorträge eigneu sich mehr für eine lustige Jagdgesellschaft oder einen Parteiklub, als für das Volkshaus eines deutschen Reichstags. Aeußerlich nimmt sich übrigens der Mann gar nicht so übel auf der Rednerbühne aus. Er ist ein großer, hübscher, stattlicher Mann, der einen guten Kürassier- oder Grenadieroffizier abgäbe. Sein Gesicht ist blühend und regelmäßig, sonst aber durch nichts sich besonders auszeichnet, von der Art, wie man sie in jeder deutschen Armee zahlreich unter Lieutenants findet. In seinem äußern Betrag bestredt sich Bismark sichtlich den verstorbenen Fürsten Lichnowsky zu kopiren.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 7. Sonnabend den 25. Mai 1850.

[34] Bei **Kollmann** in Augsburg — **Reff** in Stuttgart — **Palm** in München, **Montag** und **Weiß** in Regensburg, bei **Riegel** und **Wießner** in Nürnberg und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der industriöse Geschäftsmann,

oder 375 Anweisungen zur **Fabrikation** vieler Handels-Artikel.

Als: **Künstliche Weine, Rum, Aquavite, Essige, Parfümerien, Essenzen und vorzügliche Seifen. — Safte-, Erd- und Lackfarben, Firnisse, Extracte, Chokoladen, Hefen, Mostriche, Stiefelwichsen und Tinten.** Von C. F. Simon Preis 20 Sgr.

Für Materialisten und jeden andern Geschäftsmann ist dies Buch sehr nützlich. — Durch Anfertigung dieser Fabrikate kann man sich ein starkes Vermögen erwerben.

Auch bei **Gredner** und **Kleinbub** in Prag — **Hartleben** in Pesth — **Favarger** in Triest und **Gerold** und **Sohn** in Wien vorräthig.

[35] Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten

von

Friedrich Bülau.

Erster Band.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im April 1850.

F. A. Brockhaus.

[48] In unserm Verlage erscheinen:

Nouveautés françaises,

eine Bibliothek der interessantesten Erscheinungen der französischen Literatur, von geringerm Umfange, namentlich auch auf dem Gebiete der Journalistik.

Ausgegeben wurde bis jetzt:

François le Champi, comédie par *G. Sand* (7½ Ngr.). — Scènes de l'Amérique du Nord en 1849, par *J. Tolmer*, 2 livr. (15 Ngr.). — La bavolette, par *P. de Musset* (10 Ngr.). — Ismaël Er-Raschydi, recit des bords du Nil, par *Th. Parie* (6 Ngr.).

Schöne Ausstattung und billiger Preis empfehlen diese Sammlung, auf welche Lesezirkel und Leihbibliotheken noch besonders aufmerksam gemacht werden.

Leipzig, im April 1850.

Avenarius & Mendelssohn.

[59] Das so eben in einer zweiten, viel verbesserten Auflage erschienene Buch:

Die Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst. Für höhere Lehranstalten, so wie zum Selbstunterricht bearbeitet von **E. Kleinpaul.** Preis 18 Sgr., für Schulen 15 Sgr.

wurde von der Kritik bereits vielfach als die beste Arbeit dieser Art anerkannt. Sowohl zum Selbstunterricht, als auch zur ferneren Einführung in Schulen, sey es daher auch hier angelegentlichst empfohlen.

[58] **Geibels Gedichte.**

Zwanzigste Auflage.

Elegant gebunden mit Goldschnitt 2½ Thlr.

Geheftet 1 Thlr. 24 Sgr.

ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Alexander Duncker,
königl. Hofbuchhändler in Berlin.

[60] Bei **F. Kubut** in Eisleben erschien vom Verfasser des mit so vielem Beifall aufgenommenen Romans „Anna Hammer"

Neue deutsche Zeitbilder. 2te Abtheil. „Josephe Münnerberg". Ein Roman der Gegenwart in 3 Bänden. Preis 3 Rthlr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

[51] Im Verlage der **Schulze**'schen Buchhandlung in **Oldenburg** ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Bevölkerungsstatistik der europäischen Staaten.

Zur Erweiterung der Völker- und Menschenkunde.

Bearbeitet und herausgegeben

von **F. E. Steenken.**

296 Seiten in gr. 8. in Umschlag geheftet 1½ Rthlr.

[52] Im Verlage der Unterzeichneten erschien neu und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Lieder Guillems von Berguedan, herausgegeben von Dr. **A. Keller.** gr. 8. geheftet. 15 Ngr.

Es ist dies die erste Sammlung der Lieder dieses Troubadours, welcher sowohl durch seine Lebensschicksale, als durch den Inhalt seiner humoristischen, satirischen und sentimentalen Gedichte Interesse erweckt und mit Unrecht in den bisherigen Sammlungen übergangen worden ist. Eine literarhistorische Einleitung gibt über Personen und Schriften des Dichters Aufschluß.

Mitau, 1850.

G. A. Reyher'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

[49]

Bilder-Atlas.
zum Conversations-Lexikon.

Dieser Bilder-Atlas besteht aus 500 in Stahl gestochenen Blättern nebst einem erläuternden Texte und ist jetzt vendigt.

Die früheren Abnehmer können ihre Exemplare durch Beziehung der ihnen fehlenden Lieferungen (im Ganzen 120 Lieferungen, Preis der Lieferung 6 Ngr.) vervollständigen und erhalten dann zugleich den Text gratis.

Es erscheint jetzt eine neue Ausgabe in 10 Abtheilungen, die nebst dem Texte, wie die Ausgabe in Lieferungen, 24 Thaler kostet. Der Einband in Mappen und in Prachtbänden wird besonders berechnet. Jede Abtheilung kann auch einzeln bezogen werden.

Probehefte, bestehend aus 20 Tafeln der verschiedenen Abtheilungen, zwei Bogen des erläuternden Textes und einer ausführlichen Anzeige über das Unternehmen, sind in allen Buch- und Kunsthandlungen einzusehen.

Leipzig, im April 1850.

F. A. Brockhaus.

Die Continentalsperre
in ihrer
ökonomisch-politischen Bedeutung.
Ein Beitrag zur Handelsgeschichte.
Von
W. Kieselbach.

8. broch. Preis 1 fl. — oder 18 Ngr.

In obiger Schrift, welche eine Einleitung zu einer allgemeinen Uebersicht des Handels in der Gegenwart bildet, hat es sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt, den am Anfange unseres Jahrhunderts kaltgehabten Kampf des europäischen Continentes gegen England auf seine ökonomischen Motive zurückzuführen. Die Arbeit dürfte abgesehen von ihrer historischen Richtung auch für die Beurtheilung der obschwebenden internationalen Fragen nicht ohne Interesse sein, indem sie unausgesetzt die Möglichkeit einer Wiederholung dieses Kampfes im Auge behält; eine Möglichkeit, die sich seit den letzten Wirren im Oriente nicht mehr in das Reich der politischen Traumeleien verweisen läßt, wenn man auch nicht der Ansicht ist, daß Deutschlands neue Constituirung uns früher oder später nothwendig zu einem Conflicte mit Großbritannien führen wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[45] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers
Polytechnisches Journal.
Einunddreißigster Jahrgang.
Zweites Märzheft.

Inhalt. Mittheilungen aus meinem Leben und Wirken als Maschinenbauer; von Dr. Ernst Alban in Plau. Mit Abbildung. Einiges über seine neueren Hochdruckmaschinenkessel. (Schluß). — Verbesserungen an Bobbins-Waschinen; von Newton. Mit Abbild. — Beschreibung der mechanischen Bintregel; von Alexander in Paris. Mit Abbild. — Verbesserte Treibriemen aus Gutta-percha; von Told. — Apparate zum Trocknen und Verkohlen des Torfes; von Green in London. Mit Abbild. — Ueber das Gerauherichen gehefteter Stahlgegenstände; von Anderson. — Verfahren, schmiedeiserne Gegenstände durch Einsatzhärtung ganz oder theilweise in Stahl zu verwandeln; von Dugdale. — Apparate zur Erzeugung des elektrischen Lichts; von Allman, Ingenieur in London. Mit Abbild. — Ueber einige Erscheinungen bei der Härtung des Glases durch Metalloxyde; von Bontemps. — Ueber die Bereitung von Bleizucker aus Hüttenfilz; von Prof. Schwedermann. — Ueber die Gewinnung des metallischen Bleies aus schwefelsaurem Bleioxyd; von demselben. — Verfahren das schwefelsaure Bleioxyd in Bleiweiß zu verwandeln; von Prof. Payen. — Verfahren zur Bleiweißfabrication; von Rogers, Professor der Chemie in London. — Ueber einige Verbesserungen in der Rübenzuckerfabrication; von Bleibtreu-Hasenclever, Michaelis zu Magdeburg. Mit Abbild. — Ueber Rousseau's Verfahren zur Rübenzuckerfabrication — Beobachtungen über die Kartoffelfäule im Jahre 1849 und die Ursachen des Verderbens der Kartoffeln; von Stenz. — Miscellen. Ueber Krauss's Centrifugal-Regulator für Dampfmaschinen. — Schmiermittel gegen Rost im Innern der Dampfkessel. — Wagners verbesserte Zimmerheizungsmethode. — Elektrische Telegraphie ohne Batterie; von Duchesne in Lille. — Ueber ein Mittel, Kupferstrichätzungen während der Dauer des galvanischen Niederschlags fortwährend gefärbt zu erhalten; von Phillipp. — Neuer Versuch über die complementären Farben; von Maumene. — Ueber Kadmium-Zinn Amalgam; von Prof. Bartenwerp. — Day's wasserdichtes Schmiegelpapier. — Anwendung der Gutta-percha als Ueberzug der Hölzerner Schiffe. — Verfahren Seife aus Harz und Talg zu fabriciren; von Bowden und Longmaid. — Dämpfen des Getreides.

Erstes Aprilheft.

Inhalt. Ueber die Stärke und die Krümmung der Dampfkessel, von Hrn. Lame. Zusatz „über die Formeln von Navier für die Biegung gekrümmter Stäbe." — Williams' doppeltes Sicherheitsventil. Mit Abbild. — Gegossene Eisenbahnräder mit angetheilter Nabe. Mit Abbild. — Excentrische Blech- und Drahtlöcher, von Roberts. Mit Abbild. — Construction und Befestigung an Schiffern. Mit Abbild. — Pawnick's Garten-Häcmaschine. Mit Abbild. — Smith's Uhr, welche durch eine Kautschukfeder getrieben wird. Mit Abbild. — Neues Nivellir-Instrument, construirt von F. Breithaupt in Kassel, kurfürstlich hessischem Hofmechaniker und Münzmeister; beschrieben von C. Schmeitzer in Berlin. Mit Abbild. — Ueber den Reichenbach'schen Distanzmesser; von Professor G. Decker. Mit Abbild. (Anleitung zur Theilung der Latte und Reductionstabellen: 1) für einen Multiplicationss-Theodolit oder ein verschiedes Universal-Instrument mit einem Fernrohr zum Durchsehen von 12 bis 15maliger Vergrößerung; 2) für einen Distanzmesser mit Kippregel zur Aufnahme mittelst des Messtisches.) — Neues System der Zifferblätter von Thurmuhren zu beleuchten; von Dorrp. Mit Abbild. — Verbesserungsarten zur Fabrikation von Zinkoxyd, als Bleiweißsurrogat; patentirt für F. Rochat in London. Mit Abbild. — (Apparat um metallisches Zink in weißes Oxyd zu verwandeln. — Apparate zur Fabrication von Zinkweiß aus Zinkerzen — Bereitung von Ausstreichfarben mit Zinkweiß.) — Ueber ein neues Reagens um den Zucker in Flüssigkeiten zu entdecken; von Maumene. — Versuche in Betreff der Rübenzuckerfabrication; von A. Kuhlmann. — Ueber das Bleichen der Steinkohlen und das Gießen der Kerzen aus derselben. — Ueber Kartoffelsyrup, Kartoffelbranntweine; von Dmrier. — Ueber das Säen und das sogenannte Uebreichen des Saatkorns; von Lebel, Director des Pachthofes zu Beichelbronn. — Miscellen. Verzeichniß der vom 2. November 1849 bis 3. Januar 1850 in England ertheilten Patente. — Schwimmende Eisenbahn auf der Merrenge des Forth zwischen Granton und Burntisland. — Versuche mit im hydrostatischen Zustand befindlichen Flüssigkeiten, von Legal. — Phosphorhaltige Metalllegirungen in verschiedenen Zwecken, von A. und H. Parkes. — Vorschrift für Reinhundhölzchen welche nicht knallen. — Sanitätspolizeiliche Vorschriften für die Gemeinde-Schlachthäuser in Frankreich.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht sier sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Digitized by Google

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar ister bis 50ster Jahrgang oder Band 1 bis 114 zu 48½ fl. oder 28½ Rthlr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

Zu Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefwechsel

zwischen

Goethe und Reinhard

in den Jahren 1807 bis 1832.

gr. 8. Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr.

Die Familien Goethe's und Reinhard's dem Wunsche vieler Freunde der Verewigten nachgebend, haben sich über die Veröffentlichung der zwischen Beiden gewechselten Briefe vereinigt.

Dem Namen Goethe irgend etwas beifügen zu wollen, wird sich überflüssig erscheinen. Auch Reinhard's Namen wird allen bekannt seyn, die den Welterereignissen seit Beginn der französischen Revolution mit Aufmerksamkeit gefolgt sind.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1850.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[47] Zu Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: —

Die Verwirklichung

der

deutschen Nationalgesetzgebung

von

A. Christ.

gr. 8. Preis 9 Ngr. oder 24 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1850.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[43] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat März 1850.

Größere Aufsätze.

Die orientalische Frage. — Mitt in die Walachei. I. Aus Serbien und Kroatien. II. Der Marsch nach Krajowa. III. Fahrt nach Bukarest. — Ein Besuch in der Stadt Hangschousu. — Beiträge zur physikalischen Geographie und Geologie der ibersischen Halbinsel. 4) Nieder-Andalusien und das Becken von Jaen; der Guadalquivir. — Das vulkanische Gebiet in Abyssinien und Südarabien. — Neuliches über die babylonischen und assyrischen Inschriften. — Vier Pariserblätter in Paris. — Der Leier-Gonai. — Steinmangen und Wallfischfang. — Die Kleingewerbe in London; Einleitung; die wandernden Fischhändler; die Costermongers und General Dealers; Verkäufer von Erdbeerkuppe und geschmolzenen Kal. — Etwas über französische Literatur. — Die Ruinen der Stadt Neues Como. — Madrid und die Madrider. — Aus dem Tagebuch einer Reise nach dem westlichen und südlichen Preußen: Einleitung; Beschaffenheit der Straßen auf der Strecke von Tarnowitz nach Oppeln. — Die Umgestaltung der englischen Universitäten. — Die Slaven in Mähren. — Die Riesenschildkröte in der indischen Kosmogonie. — Der Sieg der Rothen in Paris. — Ueber die Vertheilung von Schiffswerften und Pflanzen. — Der vierte Julius in Demopolis. — Ein Spaziergang durch die Landes von Bordeaux. — Der Coffin-Rock (Seedrieb) im unteren Columbiathale. — Die Lage der Engländer in Canton. — Die englischen Finanzen. — Die neueren Entdeckungen Layards. ibid.

Chronik der Reisen.

Livingstons Reise zum See Ngami in Südafrika. — Reise nach Californien. VI. Verfahrt von Valparaiso und Ankunft in Californien. — Die Reise des H. Strachey in Tibet und in den Ländern oberhalb des Himalaya.

Kleinere Mittheilungen.

Worte in der Sprache der Tuschen. — Tod des Reisenden Duncan. — Eine sechstägige Gesellschaft in Erzdul. — Der Zustand der Zäckel. — Wiederherstellung des Adels von Aungdombang ibid. — Die Katakomben von Neapel. — Die Sandwichinseln sollen sich unter englischen Schutz stellen. — Die arktischen Expeditionen dieses Jahres. — Manufakturen in China. — Geognostische Ergebnisse der afrikanischen Inselketten. — Die Sacramenten Staates Bill in Irland. — Die Lage der französischen Antillen. ibid. — Amerikanischer Schiffsanbau. — Ueber die Ursachen einiger unregelmäßigen Anschwellungen des Nils. — Zoll auf englische Waaren in Indien. ibid. — Das Backschisgeben bei den Derwischen in Konstantinopel. — Beim Vorobesuch Harfe. ibid. — Das Land zwischen dem oberen See und dem Lorenz. — Neue Presse. ibid. — Die Permiaken. — Die improvisirten Colonien in Algier. — Schutzmittel gegen die Feuchtigkeit bei den Schiffen. ibid. — Die Sterblichkeit in London. — Wirksames Erfahrung über das Vorkommen von Gold. — Merkwürdiger Plan der Schlacht von Waterloo. ibid. — Ueber die Lage von Caenaus und die Insel Arenad. — Umfang des angebauten Landes in Südindien. ibid. — Die Baumwollenein fuhr in England im Jahre 1849. — Forschungen über die Niveauveränderungen im kaspischen Meer. — Die französischen Eisenbahn-Compagnien. ibid. — Zahl der französischen Dampfschiffe. — Die Runkelrübenzucker-Fabrication in Frankreich. — Bemerkung über eine neue Schimmelsucht.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Ersterer liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Württembergische

Jahrbücher

für

vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben

von

dem statistisch-topographischen Bureau.

Jahrgang 1848. Zweites Heft.

Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr. — Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt.

Chronik. Der Gang der Bevölkerung des Königreichs Württemberg in den Jahren 1847 und 1848.

Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten. Uebersichten über das — zäuelich zur Inventarisation und Vertheilung gekommene, im Privatbesitz befindliche Aktien-Vermögen, so wie über die aufgenommenen und getilgten — durch Unterpfänder versicherten Orts-Pfandbriefe im Königreich Württemberg, von $18^{47}/_{48}$ bis $18^{47}/_{48}$. Von Vierordt or. Steudel. — Württembergs Wiedergeburt nach dem dreißigjährigen Krieg von Karl Pfaff. — Drei Markgröninger Urkunden. Von Oberstudienrath Stälin. — Württembergische Literatur vom Jahre 1848. Von Oberstudienrath Stälin.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1850.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[56] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Juniuslieder

von

Emanuel Geibel.

Fünfte unveränderte Ausgabe.

Elegante Taschen-Ausgabe.

In englischem Einband mit Goldschnitt und einem Stahlstich. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 6 Ngr.

Unter unsern jüngsten Dichtern hat schwerlich einer mehr Anerkennung gefunden als Emanuel Geibel, was fünf unveränderte Auflagen innerhalb zwei Jahren zur Genüge beweisen. Seine Dichtung spricht das deutsche Gemüth gleich kräftig an, ob er sich auf dem Felde allgemein menschlicher Gefühle und Anschauungen bewegt, oder sich mit besonderer Begeisterung in die geschichtlichen Fragen des Tages versenkt. Die vorliegende Sammlung seiner neuesten Gedichte hat Geibel „Juniuslieder" betitelt; dieselbe ist aber höchst mannigfaltig: eigentliche Lieder, Zeitgedichte, Sonette, Gelegenheitsgedichte, Sprüche, Scherze, Betrachtungen, kleinere und größere epische Dichtungen reihen sich an einander zu einem Kranze, der den zahlreichen Freunden des geist- und gemüthreichen Dichters die willkommenste Gabe seyn wird.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1850.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem ist erschienen:

Beschreibung Roms.

Ein Auszug

aus der

Beschreibung der Stadt Rom

von

Ernst Platner und **Ludwig Urlichs.**

Mit einem lithographirten Plane der Stadt, einem ausführlichen Register und einer Chronologie der Päpste von dem heil. Sylvester bis auf unsere Zeiten.

gr. 8. Velinpapier. Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

Vorstehender Auszug aus dem grossen Werke der Beschreibung der Stadt Rom ist zunächst bestimmt, auch dem nicht geübten Kreise von Lesern als Führer in der ewigen Stadt zu dienen, und zur Betrachtung derselben eine erschöpfende Anleitung zu geben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Der Geist des Menschen

in der Natur

oder die Psychologie in Uebereinstimmung mit der Naturkunde.

Von

Dr. Joseph Ennemoser.

Mit einer schematischen Abbildung.

gr. 8. broch. Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 15 Ngr.

Wir besitzen kein Werk, welches das gesammte Leben der Natur und des Geistes in einer solchen systematischen Vollständigkeit darstellt und die gegenseitige Bestimmung und Wechselwirkung Beider vom Allgemeinen bis in das Specielle bündiger durchführte. Gott mit seinen Eigenschaften, die Welt mit ihren Erscheinungen als ein Buch Gottes im Grossen wie im Kleinen, und der Mensch als die edelste Lebensform, welcher Göttliches und Natürliches in sich schliesst, werden nach allseitigen Rücksichten in nachfolgender Ordnung abgehandelt. Der erste Theil enthält eine naturkundige Darstellung des Weltalls im Grossen, als das allgemeine Gefäßraleben im Werden und Seyn, sodann die Darstellung der Erde und des Menschen als ein Universum im Kleinen. Die Erde als der räumliche Lebensboden wird nach ihrer urgeschlichen Harmonie für die geistige Bestimmung des Menschen auf eine neue Weise in geographische Zonen, Regionen und Klimate eingetheilt; es wird das Leben der Pflanzen und insbesondere jenes der Thiere nach ganz neuen Gesichtspunkten dargestellt, und der Mensch schließt als letztes Glied in seiner charakteristischen Verschiedenheit den Ring der Erdwelt. — Der zweite Theil handelt von dem Geiste des Menschen überhaupt; in der allgemeinen Psychologie wird eine neue Eintheilung der Seelenkräfte aufgestellt, welche dann die spezielle Psychologie mit steter Rücksicht auf das Naturliche nach ihrer verschiedenen Offenbarung ausführlich als ein Gemälde des Seelenlebens beschreibt. Endlich werden die Beziehungen in der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Naturwissenschaft abgehandelt, den Schluß bildet eine Kritik der Phrenologie. In der schematischen Abbildung ist das ganze System in allen seinen Theilen und Gegensätzen zu einer leicht faßlichen Uebersicht versinnlicht.

Von demselben Verfasser ist früher bei uns erschienen:

Der Magnetismus

im Verhältnisse zur Natur und Religion.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Taschenbuch

der englischen und deutschen

Umgangssprache

von

Carl Eulenstein.

8. brochirt. Preis 24 kr. oder 9 Ngr.

Dieses Werkchen ist zunächst für solche bestimmt, welche in einer möglichst kurzen Zeit das nöthigste der englischen Sprache erlernen wollen, und deren Hauptzweck es ist, es bald zum Sprechen zu bringen. Um diesen Zweck am leichtesten zu erreichen, sind alle veralteten Ausdrücke sorgfältig vermieden und nur solche Wörter und Phrasen gewählt worden, welche im gewöhnlichen Leben häufig vorkommen. Auch sind die Gespräche so eingerichtet, daß sie ganz allmählig vom leichten zum schweren fortschreiten, wodurch sie gleichsam einen Cursus der englischen Sprache bilden. Die am Ende des Werkchens gegebene Sammlung idiomatischer Ausdrücke enthält nur solche Phrasen, welche von gebornen Engländern fortwährend gebraucht werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geistliche Schauspiele

von

Don Pedro Calderon de la Barca,

übersetzt von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

gr. 8. Velinpap. broch. Preis fl. 3. 30 kr. oder Rthlr. 2.

Inhalt. Gift und Gegengift. — Das große Welttheater. — König Ferdinand der Heilige. — Das Schiff des Kaufmanns. — Balthasars Nachtmahl.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 126. Montag den 27. Mai 1850.

Quis metus aut pudor est umquam properantis avari?
Juvenal.

Schwäbische Pfarrhäuser.

(Fortsetzung.)

Der Pfarrer ermahnte den Vikar stets, Nachts das Loch sorgfältig zu verschließen, „weil das Warmschlafen so ungesund für junge Leute sey.“ Das Schlafen war aber immerhin noch das Beste, und das Bett, das äußerst melancholisch aussah, weil es mit Trauerkattun bezogen war, den die Pfarrerin als Ladenhüter besonders billig erhandelt hatte, war der einzige Ort, wo er einigermaßen erwarmen konnte. Deßhalb war der Vikar stets getrost, wenn ihm die Frau Pfarrerin sein fadenhaft dünnes Licht zum Schlafengehen anzündete.

Als beim ersten Frühstück der junge Mann unbefangen nach einem Wecken griff, mit dessen Hülfe er hoffte den Roggenkaffee bewältigen zu können, fragte der Pfarrer erstaunt: „Können Sie einen ganzen Wecken essen? das habe ich in meinem Leben nicht gekonnt.“ Der verblüffte Vikar versicherte, er sey eben im Begriff ihn zu halbiren. „Gut, dann rathe ich Ihnen aber, Ihre Hälfte in Schnitten zu schneiden; dann läßt sich das Uebrige leichter verwenden.“ — Mit dieser Einen Scene ging dem vielgeprüften Jüngling eine Ahnung seiner Zukunft in diesem Hause auf: der Groschenwürste, aus denen die Frau Pfarrerin je acht-und-zwanzig Rädlein zu schneiden verstand, der hoffnungsvollen Gänse, die er vergebens mit froher Erwartung hatte schnattern hören, die aber ja nicht gebraten, sondern abgezogen und gesotten wurden, um ihnen jede Idee von Fett auszuziehen, und des Kalbsbratens, der viermal zum Nachtessen hinreichte, weil er gleich nach dem ersten dünnen Schnittchen gefragt wurde: „Begehren Sie noch mehr?“ Als er nicht wagte dieß zu bejahen, trug ihn die Frau Pfarrerin eilig hinaus mit dem Schluß: „Ich esse nichts mehr, der Papa mag nichts mehr, der Herr Vikar begehren nichts, der Hermännchen kriegt nichts und die Magd braucht nichts mehr.“

In seinem Amt war der Pfarrer eifrig, wenigstens was den lukrativen Theil desselben anbelangt. Der Geldwerth jeder Amtshandlung stand stets unverrückt vor seiner Seele. Als er einst den großen Entschluß gefaßt hatte einem Pfarrkränzchen beizuwohnen, und dort von verschiedenen geistlichen Verrichtungen, unter andern auch von einer Parentation die Rede war, fragte ein zufällig anwesender Fremder: „Was ist eine Parentation?“ — „Ein Gulden,“ rief unser Pfarrer sehr bestimmt über den Tisch herüber. Mit dem Ausdruck großer Zufriedenheit sagte er eines Tags zum Vikar: „Sehen Sie, hier ist mir Eine Leiche lieber als in meinem frühern Dorf zwei Hochzeiten.“

Auch die Frau Pfarrerin verstand es die lieben Beichtkinder gehörig auszubeuten, und wußte ihnen recht eindringlich an's Herz zu legen, wie es ihre Pflicht sey, ihren geistlichen Hirten mit leiblicher Provision zu versorgen. Als einst ein armes Weib mit leeren Händen zur Anmeldung kam und auf die saure Miene der Frau Pfarrerin entschuldigend erwiederte: „Wir Leute haben eben so gar nichts was wir mittheilen könnten,“ meinte jene: „Nun, einen Korb Dünger könntet Ihr immer auftreiben; Ihr wißt ja, daß wir viele Felder haben.“ Ob es wahr ist, daß der Ehmann des Weibes so boshaft war, dem Herrn Pfarrer eine Bütte, gefüllt mit dieser Seele der Landwirthschaft, in's Studirzimmer zu tragen, das weiß ich nicht bestimmt.

Digitized by Google

Der Pfarrer hatte durchzusetzen gewußt, daß das zur Amtskleidung gehörige Barett aus dem „Heiligen“ (Kirchenkasse) angeschafft werden mußte; von der Stunde an, wo dieser Antrag durchgegangen war, sah man ihn auf seinen täglichen Spaziergängen stets mit dem Barett statt eines Hutes auf dem Kopf, was ihm ein gar ehrwürdiges Ansehen gab. Dem Vikar rieth er übrigens dringend von dem vielen Spazierengehen ab, da es bei jungen Leuten den Appetit unnatürlich reize, was dann eine schädliche Ueberfüllung des Magens zur Folge habe.

Ein einziger Sohn, Hermann, war dieser harmonischen Verbindung zweier sparsamen Seelen entsprossen, und ein Glück war es, daß sie nicht mit mehr Kindern gesegnet war; ein Glück nicht nur für diese etwaigen Kinder selbst, da doch vielleicht nicht bei allen die Hungerkur so gut angeschlagen hätte, sondern auch für die Pfarrleute, die sich gewiß vor der Zeit zu Tode gesorgt hätten; denn schon die Erwägung, wie dieser einzige Sprößling auf möglichst wohlfeile Weise genähret, gekleidet und unterrichtet werden könne, brachte ihnen so viel sorgenvolle Tage und schlaflose Nächte, daß minder gedörrte Naturen unterlegen wären.

Herrmännchen zeigte frühe schon einen sehr bedenklichen Appetit, der nur mühsam in Schranken zu halten war. Der freche Bursche hätte wohl schwerlich je gelernt sich in die schmale Kost des Vaterhauses zu schicken, wenn er sich nicht in den Obstgärten und an den Brodlaiben seiner Dorfsameraden hätte erholen können. Unterrichten wollte ihn anfangs der Pfarrer selbst; solcher häusliche Unterricht ist aber für Väter und Söhne jedes Schlags jederzeit eine harte Nuß, und aller Liebeseifer hat in der Welt ist nicht zu vergleichen mit dem Drangsal, das amo und amavi in väterlichen Schulstuben hervorgerufen. Der Pfarrer hatte zwar Niemeyers und Salzmanns Erziehungsschriften zuvor entlehnt und gelesen; dem ungeachtet endeten aber all seine Unterrichtsstunden mit jämmerlichem Geschrei von Seiten des Söhnleins und heftigem Zorne des Papa, so daß oft das halbe Dorf zusammenlief. Auf die besorgliche Frage der Leute: „Warum schreit denn der Herrmännle so?“ erwiederte dann die Pfarrmagd geruhig: „Der Herr Papa thut ihn wieder unterrichten.“ — Zu großer Erleichterung der Mama übertrug man später diesen Unterricht dem Vikar, bei dem es friedlicher zugiug. Aber in die Länge ging es doch nicht mit dem Buben; er schleppte oft ganze Schaaren von Kameraden mit in's Haus, verlangte Brod für sie und plünderte mit denselben den Apfelbaum, dessen Vorrath für Monate hätte ausreichen sollen; er fuhr, als Soldaten durch's Dorf ritten, mit dem Kopf durch die Scheiben, kurz er beging zahllose Unthaten. Als er nun eines Tags für das Geld, das er dem Schuhmacher hätte bringen sollen, von Jägers Ludwig einen Fuchs erhandelte und diesen heimlich über Nacht in Papas Studirstube sperrte, wo er saubere Arbeit machte, da war sein Maß voll und man beschloß ihn fortzuschaffen.

Der Pfarrer erinnerte sich, daß ein Gymnasialprofessor in *** ihm von den Studienjahren her noch eine ziemliche Summe schuldete, und beschloß, diesem nun seinen Hermann anzuvertrauen, damit er das Geld an demselben abverdiene. Aber wie wenig hatte Hermännchen in dem Elternhaus, dieser Schule der Genügsamkeit, profitirt, wie wenig von den schönen Exempeln, die ihm die Mama erzählt von jungen Leuten, welche auf Schulen äußerst wenig, ja gar nichts gebraucht und mit Stundengeben noch arme Eltern unterstützt haben! Schon nach acht Tagen schickte er den Mantelkragen zurück, den ihm der Papa doch von seinem eigenen Mantel hatte abtrennen lassen, mit der Bemerkung, er wolle lieber gar keinen Mantel als so einen. Nicht genug, wenige Tage später schrieb er, die Beinkleider, die man ihm aus Papas alten hatte fertigen lassen, fangen sämmtlich an zu brechen und zu reißen. Was nun thun? Kurz zuvor war Hermännchens Jugendgespiele, der schwarze Ziegenbock, krepirt; der wurde nun abgezogen und sein Fell dem Sohne zugeschickt mit der Weisung, sich daraus Hosen machen zu lassen, die gewiß dauerhaft ausfallen würden. Aber siehe da, der undankbare Sohn verschmähte das Bockfell und verschaffte sich mit Hülfe der Frau Professorin neue Tuchhosen, welche die seufzenden Eltern bezahlen mußten.

Aber ganz hatte der Geist des Vaterhauses Hermännchen nicht verlassen. Er entlehnte ohne des Professors Wissen eines seiner Rasirmesser und schnitt damit aus dem verachteten Bockfelder Hosenstoffe, die er zu billigen Preisen an seine Schulkameraden absetzte. Dieser schöne Zug versöhnte auch die Eltern einigermaßen mit seiner sonstigen Ueppigkeit.

Was aus Hermännchen später geworden, weiß ich nicht; die Pfarrleute aber haben, so viel ich weiß, allmälig die Scheu vor den großen Leichenkosten überwunden, sind zur Ruhe eingegangen und haben Hermännchen als gesetzten Erben ihrer zusammengesparten Schätze hinterlassen.

Napoleon'sche Anschauungen.

(Fortsetzung.)

Der Vorwurf, welcher in diesen Worten liegt, ist weit entfernt den Prinzen Ludwig allein zu treffen oder bloß seinem Hause zu gelten. Das Haus Napoleon

Digitized by Google

ist in nicht höherem Grade unverbesserlich als das Haus Capet, das in zwei Sprößlingen den französischen, in einem den spanischen Thron anspricht. Der Sohn der Herzogin von Berry und die Waise des Herzogs von Orleans machen sich eine Krone streitig, die gar nicht mehr vorhanden ist. Der Graf von Montemolin beruft sich gegen die „unschuldige" Isabella auf die heraldische Auslegung des Bibelspruches lilia non nent. die Lilien spinnen nicht. Das soll nämlich heißen, daß die Erbfolge des französischen Lilienschildes nicht auf die Dunkel übergehe, sondern beim Schwert bleibe, welche Auslegung wiederum auf der alten Sitte beruht, welche allen Frauen ohne Ausnahme die Spindel in die Hand gab. Aehnliche Hartnäckigkeit im Ansprechen einer Krone beweisen in unsern Tagen außer den Genannten noch Herzog Karl von Braunschweig und Michael von Braganza. Aus früherer Zeit haben wir unter mancherlei Beispielen solcher Art vorzüglich die Stuarts vor Augen, die Himmel und Hölle aufboten, um wieder auf den Thron zu gelangen. Allen diesen Bestrebungen lag und liegt die Vorstellung zum Grunde, daß, gleich wie der Acker für den Bauer, die Heerde für den Hirten, so auch das Volk für den Fürsten da sey, ein Besitzthum nach bürgerlichem Recht. In solcher Weltanschauung ist auch Ludwig Bonaparte aufgewachsen, nur mit der besondern Eigenheit, daß für ihn (wie schon gesagt) die Geschichte beim Jahr 1805 ihren Anfang nimmt und alle früheren Vorgänge vorsündfluthliche Gebilde sind.

Abgesehen von diesen Grillen ist er ein ganz anständiger, wohlerzogener Mann, mit dem sich leben läßt. Er liebt eine wohlbesetzte Tafel, fröhliche Gesellschaft und kennt nicht das Laster des schnöden Geizes. Im Durchbringen von Millionen hat er eine Fertigkeit erworben, die er mit der rücksichtslosesten Leidenschaftlichkeit ausübt, wo ihm irgend so ein sechsnulliges Ding in die Hände geräth. Uebrigens sollte ihm einer das nicht so leicht ansehen, wenigstens einer wie ich, der ihn aus flüchtiger Begegnung so zu sagen gerade nur vom Anschauen kennt. Ich habe vielleicht keine hundert Worte aus seinem Munde vernommen, ihn selten nur in der Nähe gesehen; zuerst in Baden-Baden, wo er im Sommer 1836 bei seiner Base eine Gastfreundschaft genoß, die er kürzlich erst zu Paris wiedervergolten hat.

Er bereitete damals den Streich von Straßburg vor, kläglichen Andenkens. Ort und Zeit zum Spinnen jener Ränke waren gut gewählt. Ludwig Bonaparte konnte gar nicht besser unbeachtet bleiben, als indem er in der vielbesuchten Badestadt im Hause seiner Verwandten sich aller Welt zeigte. Baden stand damals im blühenden Frühling neuen Aufschwungs. Die Zahl der Gäste, welche während der Badezeit kamen, überstieg 15000, und die Menge der zugleich Anwesenden wird kaum geringer gewesen seyn als in den spätern Jahren des erhöhten Glanzes, natürlich mit Ausnahme der Sonntage, an welchen seitdem die Eisenbahn viele Tausende bringt, um sie nach wenigen Stunden wieder zu entführen. Das Haus der verwittweten Großherzogin Stephanie war, wie es noch ist, der Sammelplatz der gesammten schönen Welt. Wenn nun auch der Name Napoleon im Anfang die Neugier reizte, so konnte es dennoch nicht fehlen, daß in dem glänzenden Kreis voll unablässiger Bewegung gar bald ein junger Mann verschwand, der sich durch nichts auszeichnete, als eben durch den Namen. Die große Welt, besonders da, wo sie dem Vergnügen lebt, urtheilt vorzugsweise nach dem äußern Schein, und die Erscheinung des Prinzen hat ihr keinen Reiz, weder durch Schönheit noch durch Geist. Eine mittelgroße gedrungene Gestalt von gewöhnlichsten Schlag, ein trübseliges Gesicht von unbedeutendem Ausdruck, dem selbst der üppige Schnurrbart keine Lebendigkeit verlieh. Die blonde Farbe des Bartes wurde sogar von manchen dem Neffen des Kaisers zum Vorwurf gemacht, und vielleicht trug dieser Umstand keine geringe Schuld an dem Vorurtheil der Gesellschaft, wenn sie Ludwigs Schweigsamkeit für das Ergebniß gedankenloser Beschränktheit hielt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Erfurt, Mai.

(Fortsetzung.)

Reichstagsbilder.

Keiner der übrigen Redner der schroffen Rechten verdient eine nähere Schilderung. Keller, früher Professor in Zürich, jetzt in Berlin, ist in gutem wie in bösem Sinn ganz der Professor, wie man ihn in den letzten Jahren in Frankfurt und in allen deutschen Ständekammern gehört hat; noch weniger verdienen Uechtritz, und wie diese Herren sonst heißen mögen, erwähnt zu werden. Gegenliche Erscheinungen auf der Rednerbühne waren einige märkische und pommersche Landedelleute, deren Namen uns entfallen sind. Diese Herren mögen recht tüchtige Landwirthe, zärtliche Gatten, redliche Familienväter, brave Soldaten seyn, aber als Redner in einer solchen Versammlung waren sie oft wirklich drolligte Erscheinungen, die unwillkürlich allgemeine Heiterkeit erregten. Namentlich einer derselben, der statt Reden zu halten, stets ganz gemüthlich denkwürdige Anekdoten vom alten Blücher zu erzählen pflegte und unter vielem Aehnlichen einmal äußerte: „Preßfreiheit sey ihm lieber

Digitized by Google

als Preßfreiheit," hatte ſich wirklich einen Ruf erworben und war eine ſtehende Figur geworden. — Eine intereſſante Perſönlichkeit der Rechten im Staatenhauſe war der Graf Arnim-Boitzenburg; ganz das Bild eines ächten Hochariſtokraten, mit den Fehlern, aber auch mit den Vorzügen eines ſolchen. Was er ſprach, war zwar nicht beſonders geiſtreich oder blendend, aber wohl durchdacht und nicht ohne Bedeutung. Er würde einen tüchtigen Tory in der preußiſchen Pairskammer abgeben. — Weniger durch ſeine langen zu profeſſorenhaften Reden, als durch ſeine Vergangenheit beachtungswerth war im Staatenhauſe der Miniſter a. D. Eichhorn. Viele Jahre ruhte das Scepter der geiſtlichen und wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten des preußiſchen Staates in den Händen dieſes Mannes, und er war ſo von unberechenbarem Einfluß auf die Entwicklung des Kulturlebens in ganz Deutſchland. Wie er ſeinen hohen Standpunkt benutzt, das mögen wir hier nicht unterſuchen. Die unparteiiſche Geſchichte mag ihn ſtreng, aber gerecht beurtheilen. Zu bewundern iſt übrigens die geiſtige Friſche und Regſamkeit, die ſich Eichhorn in ſeinem hohen Alter bewahrt hat.

Unter den Rednern der linken Seite, denn eine Mitte im gewöhnlichen Sinne gab es hier nicht, war Graf Dyhrn im Staatenhauſe eine intereſſante Erſcheinung. Schon das Aeußere deſſelben fällt beim erſten Blick auf, und, wie er mit über ſich ſelbſt ſpottendem Humor einſt es öffentlich ausſprach, „wer ihn einmal geſehen, vergißt ihn nicht wieder." Eine kleine, dicke, kugelrunde Geſtalt auf einem Paar dünner, kurzen Beinchen, die faſt ganz unter dem vorhängenden, unförmlichen Bauch verſchwinden. Auf dieſem Körper ſitzt auf kurzem, faſt ganz verſteckten Halſe ein kleines, fleiſchiges, rundes, rothgefärbtes Geſicht. Aber in dieſem Geſicht ſind ein paar Augen, aus denen gar viel Geiſt und köſtlicher Humor herausblitzt, und wer ſo recht in dieſelben geſchaut, der wird das übrige unſchöne Aeußere leicht vergeſſen. Aus dieſem etwas breiten Mund ſtrömen oft treffliche Worte, die zeigen, daß Kopf und Herz auf dem rechten Flecke ſind, und der kleine dicke Mann, der kaum ſeinen Körper in den engen Raum der Rednerbühne hineinzwängt, wird groß, wenn er mit dem vollen Gewicht ſeiner Rede ſeine Feinde vernichtet. Er hat nicht den tödtlich verwundenden Witz Binckel's, aber er entfaltet auch mehr Gemüth als dieſer, und ſucht ſeine Stärke nicht immer bloß im Negiren, im Zerſtören der feindlichen Angriffswerke, ſondern ſchafft auch ſelbſt etwas. Ein edles, wahrhaft für Deutſchlands und ſomit auch Preußens Ehre glühendes Herz ſchlägt in ſeiner Bruſt; das hat Graf Dyhrn ſowohl in Berlin auf dem letzten Landtage, als auch in Erfurt oft und glänzend bewieſen. Nicht allein im Verſammlungsſaal ſelbſt, überall im frohen Kreis der Geſinnungsgenoſſen, ſah man den Mann ſehr gern: ein trefflicher Geſellſchafter, voll Witz und Laune, der eine ganze Tafelrunde beleben konnte, wenn man ihm vorerſt zwei Plätze eingeräumt hatte, denn ſo viel bedurfte er reichlich, um bequem ſitzen zu können.

(Fortſetzung folgt.)

Tübingen, Mai.

(Fortſetzung.)

An Karl Gutzkow.

Mit allem Bisherigen jedoch befinden wir uns innerhalb der erſten Faſſung Ihres Stücks, welche in ihrem Keime anzugreifen mir nimmermehr einfallen könnte. Jetzt hingegen kommt das Aber! — Aber — wie haben Sie's über ſich ſelbſt gewinnen können, den neuen Schluß an die Stelle des früheren zu ſetzen? Den Standpunkt der ſchwäbiſchen Stammesbedenkheit laſſe ich nun fallen; und ſoll ich auch in meiner Eigenſchaft als Juriſt ein letztes Wort reden, ſo erlaube ich mir zu bemerken, daß mir nach der erſten Faſſung eine That vorzuliegen ſcheint, die allerdings rechtlich ſtrafbar wäre, aber vom Dichter einſchuldigt werden könnte, nach der zweiten dagegen eine ſolche, die zwar rechtlich — wenigſtens nach poſitivem Rechte — ſtraflos bleiben müßte, dafür aber auch vielleicht von äſthetiſcher Seite her auf feine Entſchuldigung Anſpruch zu machen hätte. — Hier iſt es nun eben, wo ich als Ihr eigener Advokat gegen Sie ſelbſt auftreten möchte. In der That, — wodurch haben es die ſo wohl angelegten und ſo ſchön durchgeführten Charaktere des Bodmer und ſeiner Frau verſchuldet, daß Sie ihnen um der ſchwachen Nerven der Albſterrentiner oder irgend welcher anderer Florentiner willen ſo rückſichtslos ihre letzte Ehre entziehen? Denn anders kann ich's nicht nennen, wenn Sie an die Stelle des urſprünglichen Todtſchlags im aufbrauſenden Affekte den doppelten Selbſtmord geſetzt haben.

Mit Sicherheit möcht' ich darauf wetten, daß kein Unbefangener dieſen Schluß erwartet, auf welchen die ganze Handlung nicht vorbereitet. Namentlich iſt der heißblütige, verbitterte, überall Widerſpruch witternde und herausfordernde, die Quelle aller ſeiner Verſtimmungen immer nur außer ſich ſuchende Bodmer viel zu ſcharf gezeichnet, als daß man ihm dieſen Selbſtmord zutrauen könnte. Noch in dem Augenblick, wo er das Meſſer ergreift, wird das Auge angſtvoll nach Lieſli blicken, und man wird ſich erleichtert und ermuthert fühlen, der tragiſche Thermometer wird fallen, wenn man ihn ſelbſt zuſammenſinken ſieht. Es liegt in dieſem Selbſtmord eine gewiſſe Koketterie, die dem zwar hochſtiegenden, aber doch immer nur auf das Reale gerichteten Handwerker nicht natürlich iſt. — Wie viel mehr dagegen liegt in ſeinem Charakter die plötzliche, ſtürmiſche Entladung ſeines auf's Höchſte geſteigerten Affekts nach außen! Gewiß iſt der an ſeiner Frau verübte Todtſchlag kein gemeines Verbrechen. Es liegt etwas Nobles darin. Niemand wird darin bloß das brutale Niederſchlagen eines dem Manne unerträglich gewordenen Widerſpruchs ſehen. Hätte irgend ein dritter den Widerſpruch erhoben, ſo würde ſich Bodmer nicht bis zu der blutigen That haben fortreißen laſſen. Nur ſein Weib war ihm dieſe That werth. Ihre fortgeſetzte Weigerung, ſein Schickſal zu theilen, erwirft ihn als ein Bruch der Treue von ihrer Seite. Ihre kalte Hartnäckigkeit bringt ihn außer ſich. Er liebt ſie viel zu ſehr, als daß er an eine nüchterne Scheidung denken könnte. In den Flammen des Haſſes lodert noch einmal die ganze Summe ſeiner Liebe auf. Das Gefühl der Unmöglichkeit einer ſolchen Scheidung, das Gefühl, daß ſie nicht zu überleben wäre, lehrt ſich nach außen. Ha, ſteigt es ihm zu Kopfe, — ehe ſie mir wie einem Fremden über's Meer nachfleht, ſoll ſie lieber nicht mehr leben! Wie vermöchte ich die Feſſel eines ſolchen halben Verhältniſſes am Fuße mit hinüberzuſchleppen in die neue Welt! Kann ſie ſich von mir losreißen, ſo darf ſie auch keinem andern gehören. So erſcheint die That des Haſſes als eine That verirrter Liebe. Sein Selbſtmord darauf iſt die natürliche Folge davon. — So aber iſt dieſer Selbſtmord ſeine Reinigung und Verſöhnung; er wirft wohlthuend, und Bodmer erſcheint bis an's Ende als achtungsgebietender Mann voll Kraft. Dagegen fürchte ich, er werde mit ſeinem eitlen und etwas prahleriſchen Paradeſtiche, den er ſich in der neuen Faſſung gibt, eher den Eindruck der Schwäche hervorbringen. Auch hier, dünkt mir, zeige ſich das Verbrechen tatenskräftiger und edler, als eine halbe Tugend.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 127. Dienstag den 28. Mai 1850.

Wär' der Gedank nicht so verwünscht gescheid.
Man wär' versucht ihn herzlich dumm zu nennen.
Schiller.

Napoleon'sche Anschauungen.

(Schluß.)

Ein solches Urtheil hörte ich theilweise von Leuten fällen, für die gemeiniglich ein Gedanke aus zweiter Hand noch viel zu stark war und die ihre Vorstellungen vom Trödelmarkt holten. Die Kunde vom Straßburger Abenteuer überraschte wohl am allermeisten die, welche den Helden des verunglückten Zuges in Baden gesehen hatten. Ich für mein Theil nahm im Grunde des Herzens reumüthig das Unrecht zurück, das ich dem Prinzen angethan. Zwar war die Ausführung des Anschlags mißrathen, auch hatte Ludwig Bonaparte in Hinsicht auf persönliche Entschlossenheit sich nicht glänzend aus der Sache gezogen, aber er hatte sich doch eines kühnen Wagnisses unterfangen, ein hohes Streben an den Tag gelegt und bewiesen, daß ein großer Gedanke ihn belebte. Heute kommt freilich der hinkende Bote nach, um darzuthun, daß der vorgebliche große Gedanke bloß eine ererbte Vorstellung ist, welche ihr Träger nur zu verwenden weiß, wie er sie überkommen; vom Läutern, Ausbilden und Entwickeln ist keine Rede. Ludwig Napoleon will Kaiser der Franzosen werden, weil sein Oheim Kaiser der Franzosen gewesen. Aus diesem höchst einfachen Grunde wagte er die Schilderhebungen von Straßburg und Boulogne, welchen übrigens dadurch von ihrem Verdienst der Tollkühnheit nichts genommen wird. Vor seinen Augen hat er den König stürzen sehen, der als ein Opfer der eigenen Falschheit gefallen ist, und an derselben verhängnißvollen Stelle bereitet er sich zu noch Schlimmerem.

Doch das geht zunächst die Franzosen an. Für mich ist es Zeit, auf die »idée napoléonienne« zu kommen, welche das Stückchen Landes am Oberrhein mit halsbrechend künstlicher Berechnung zum unabhängigen Großherzogthum Baden gestaltete. Wenn wir die Umrisse des genannten Reiches auf der Landkarte betrachten, so wird unsere erste Regung seyn, den Erfinder dieser abenteuerlichen Gestaltung für verrückt zu erklären, und erst die weitere Ueberlegung lehrt uns finden, wo der Wahnwitz eigentlich liegt, nämlich weit genug entfernt vom Erfinder. Betrachtet einmal die sonderbare, schier unerhörte Form des Landes. Die Mitte ein winzig schmaler Streif, eingeschoben zwischen den Rhein und Württemberg; oben dran ein Fleck von ziemlicher Ausdehnung, welcher die österreichischen Vorlande von der Berührung mit dem Elsaß abschneidet; unten am Main ein Keil, um Bayern von der Verbindung mit der Pfalz zu trennen. Dieses buntscheckige Stück Flickwerk aus den fremdartigsten Bestandtheilen, ohne verwandtschaftliche Beziehungen, ohne geschichtliche Verbindung, ohne örtliche Festigkeit und Widerstandskraft, ohne innern Halt, war es nicht augenscheinlich darauf berechnet, jeder künftigen Wiedervereinigung der von Frankreich gestohlenen Landschaften mit Deutschland zuvorzukommen und zugleich für den Kriegsfall dem Franzosen die Pforte nach Deutschland offen zu halten? So sollte Baden in der ersten Beziehung die offene Fistel seyn, welche das Zusammenheilen der Wunde verhindere, und in der andern Beziehung ein Keil, um die Thüre sich nicht schließen zu lassen. Können wir Badener dem großen Kaiser anders als dankbar seyn für die ehrenvolle Rolle, die er uns zugetheilt und die wir

Digitized by Google

seit mehr denn vierzig Jahren ſpielen? Müſſen wir wegen ſeines Neffen nicht etwas noch eine Kerze opfern, daß er ſich ſo nachdrücklich für die Fortdauer dieſer lohnenden Aufgabe verwendet? Ich hätte die Kerze ſchon angezündet, wenn ich nur wüßte, welchem Heiligen ich ſie weihen ſollte.

Abgeſehen von ſeiner beſondern Aufgabe als Markgrafſchaft in leidendem Sinn zur Schwächung der Grenze, gehörte Baden bekanntlich auch noch zum Rheinbund. Ich würde mich am geſunden Menſchenverſtand unſerer Leſer zu verſündigen fürchten, wenn ich ihnen erſt noch auseinanderſetzen wollte, was der Rheinbund vorſtellte, der geſchaffen war, die Wiedervereinigung des deutſchen Vaterlandes zu einem großen Ganzen unmöglich zu machen. Vielleicht jedoch wird mancher nicht wiſſen, daß Napoleon nicht der urſprüngliche Erfinder deſſelben war, ſondern Ludwig XIV., unter deſſen Fittichen durch Johann Philipp von Schönborn, den Kurfürſten von Mainz, der rheiniſche Bund „zur Erhaltung der deutſchen Freiheit“ errichtet wurde. Dieſen ältern Gedanken hat Napoleon aufgegriffen und mit ſeiner eigenthümlichen Geſchicklichkeit ſo ausgebildet, daß ſpäter die Geſtaltung des deutſchen Bundes von 1815 leider alle Vortheile beſtehen ließ, welche für Frankreich daraus erwachſen waren. Auch hierin ſollte Baden eine weſentliche Rolle ſpielen, nicht ſelbſtſtändig, ſondern als Puppe, deren Drähte der „fromme“ Alexander zog.

Deutſchland hatte ſich aus ſeiner tiefſten Erniedrigung erhoben, doch war ein Aber dabei, nämlich Rußlands zweideutige Hülfe. Dem Selbſtherrſcher aller Reußen war es ſchon genehm, ſeinen gefährlichen Gegner Napoleon niederzuwerfen, doch ſpürte er keinen Beruf, in einem ganzen Deutſchland ſich einen noch gefährlichern Nachbar zu ſchaffen. Einem ungetheilten Deutſchland hätten die Verheißungen erfüllt werden müſſen, welche in den Tagen der Noth dem Volke gemacht worden waren; dadurch wäre Rußland mit einem freien Volke in unmittelbare Berührung gekommen und hätte ſtatt des ohnmächtigen einen mächtigen Nachbarn gehabt. Darum widerſetzte ſich der Czar der Wiedereinverleibung der entfremdeten Reichslande am Oberrhein, darum wollte er nicht zugeben, daß Oeſterreich, Württemberg und Bayern ihre Marken bis an den Grenzſtrom hinausſtreckten. Er gab allerdings dabei vor, zum Beſten des Zähringiſchen Fürſtenhauſes zu handeln, doch lag die Richtigkeit des Vorwandes auf der Hand; denn wäre es ihm mit dieſer verwandtſchaftlichen Liebe Ernſt geweſen, ſo hätte er ganz einfach eine Verſchmelzung des Elſaſſes mit Baden verlangen müſſen. Das wäre mindeſtens eben ſo leicht geweſen, als die verbündeten Fürſten zur Aufopferung eines ihrer theuerſten Grundſätze zu bewegen, welchen ſie zu Gunſten des badiſchen Hauſes ausnahmsweiſe fallen ließen: auf Alexanders Verwendung wurden die Söhne des Großherzog Karl Friedrich von Baden für erbfähig erklärt. So haben wir die ruſſiſche Hülfe mit ſchwerem Preis bezahlt, und nicht nur die Zurücknahme des Elſaſſes verſäumt, ſondern auch das Hinderniß nicht weggeräumt, welches einer natürlichen Wiedervereinigung bis zum heutigen Tag im Wege ſteht.

Das iſt die Napoleoniſche Anſchauung, welche Baden heute zum Schützling des Napoleoniden macht, der von ſeinem Standpunkt aus im Augenblicke nichts dagegen hat, wenn der Großpreuße uns unter ſeinen Fittichen behält. Als ein Glied des Erfurter Sonderbundes erfüllt unſer Großherzogthum alle Zwecke, um deretwillen Napoleon es zur Morgengabe ſeiner liebenswürdigen Ziehtochter in's Daſeyn rief.

Schwäbiſche Pfarrhäuſer.

III.

Das friedſame Pfarrhaus.

Friedſam ſoll nun freilich jedwedes Pfarrhaus ſeyn, und die meiſten ſind es auch, ſo Gott will. Ein ganz beſonders ſtiller und friedlicher Hauch lag aber auf dem Pfarrhauſe zu M. Da war freilich nicht viel Anlaß zu Lärm und Streit, denn es war bewohnt von dem „älteſten Bub' im Ort,“ wie ihn der Volkswitz nannte, von dem unverehlichten Pfarrer, Mühlenberg wollen wir ihn nennen, und ſeiner jungfräulichen Schweſter Beate.

Da haben wir nun ein Cölibat in einem evangeliſchen Pfarrhauſe, ein ſelbſtgewähltes; wer aber die federdünne Gewalt des guten Pfarrerleins anſah, fand es wohl natürlich, daß er an ſein dinſälliges Leben nicht auch noch die Zukunft einer Familie hatte binden wollen; auch wäre er wohl ſein Lebtag gar nie ſo keck geweſen, um eine Frauensperſon zu werben. Darum ward er auch ſehr aufgebracht, als man ihm ſpaßweiſe ein nachgeahmtes königliches Dekret zuſchickte, kraft deſſen eine Hageſtolzenſteuer ausgeſchrieben war; eine ſolche Ungerechtigkeit, wie er's nannte, brachte ſogar ſein friedliches Blut in Wallung.

Während ſeiner ganzen Jugendzeit hatte er für ſchwindſüchtig gegolten und ſeine Studiengenoſſen nannten ihn den „Pfeifer“ ſeines ſchwindſüchtig pfeifenden Athems wegen. „Mühlenbergle in,“ ſagten ſie oft mit dem rückſichtsloſen Humor übermüthiger Jugend, „Mühlenbergle in, du mußt zuerſt hinunter!“ Und während im Lauf der Jahre die ganze Promotion,

Digitized by Google

kräftige, lebenswarme Geſtalten, Männer wie Felſen, Mann für Mann in's Grab ſanken, blieb das timide Mühlenbergleln ſtille und unvermerkt ſtehen, bis es, der letzte aus dem Kreis jener lebensfichern Spötter, ſtille und unvermerkt hingegangen war.

Der Himmel hatte aber recht freundlich geſorgt, daß er ihm, dem ängſtlichen, ſchüchternen, unbeholfenen Manne, der zwar nicht mehr, nach den Worten jener Ballade, „ein Jüngling von Geſtalt," doch aber „im Herzen noch ein Kind" war, die Schweſter Beate zur Seite ſtellte. Ob dieſe, die wohl vor Zeiten eine gute und anmuthige Hausfrau gegeben hätte, aus ſchweſterlicher Liebe oder auch aus andern Gründen ſo einſam geblieben, darüber beſann ſich Niemand mehr: ſie mußte da ſeyn, wo ſie jetzt war, und war an ihrer Stelle ſo unerſetzlich wie nur je eine Frau und eine Mutter. Obſchon ſie ſo reich war wie der Pfarrer an jener überfließenden Herzensgüte, die, wie man zu ſagen pflegt, „kein Wäſſerlein trüben kann," ſo hatte ſie doch auch ein Theil von dem praktiſchen Geſchick, das Frauen ſelten ganz im Stiche läßt, und war ſo recht geeignet zur Unterſtützung und Hut des timiden Bruders, der trotz des Cölibats ganz und gar nicht zum Alleinſtehen geſchaffen war.

Schon ein befreundeter Gaſt, der ihn allein traf, brachte ihn in die tödtlichſte Verlegenheit; einem benachbarten Arzte, der Höflichkeitshalber ſeine Anſtandsviſite im Pfarrhaus machte, ſagte er in größter Noth: „Habe ſchon meinen Doctor;" mehr noch aber fürchtete er ſich vor einem Theil ſeiner eigenen werthen Gemeindeglieder. Das halbe Dorf war ihm, ſoweit ſeine Geldmittel reichten, längſt verſchuldet und kannte ſeine unerſchöpfliche Gutmüthigkeit, ſeine Aengſtlichkeit eine Bitte abzuſchlagen, viel zu gut, als daß ſie nicht immer wieder verſucht hätten aus dieſer Quelle zu ſchöpfen. Eine mit Stacketen eingezäunte Ecke des getäfelten Wohnzimmers war ſein Studirſtübchen, ſo ſchmal und beſcheiden wie er ſelbſt, wo er ſich gewöhnlich verſchanzt hielt. Die Außenwerke, das Wohnzimmer hielt Schweſter Beate beſetzt, die jeden unverſehenen Ueberfall abzuhalten wußte. Sah man aber einmal Jungfrau Beate allein ausgehen, ſiehe, da kam alsbald irgend ein Bäuerlein angerückt: „Herr Pfarrer, ich ſollte nothwendig fünfzig Gulden haben, und da hätt' ich's Zutrauen zu Ihnen." — „Ja, lieber Mann, ich kann im Augenblick gar nichts entbehren; habe ſchon mehr hergeliehen als ich herzugeben habe." — „Ja, Herr Pfarrer, ich muß aber eben eine Kuh haben, und wo ſollt' ich denn ſonſt das Geld dazu auftreiben?" Das wußte freilich der gute Pfarrer auch nicht, und ſo verſprach er's denn in Gottes Namen einmal um's andere. Schweſter Beate traf ihn aber nach ſolch einer Ueberrumplung wirklich ernſtlich böſe; denn da er auch nicht den Muth hatte, je auf Bezahlung eines Zinſes zu dringen, ſo ſtellte er ſich wirklich ſchlecht bei dieſem Zutrauen ſeiner Gemeinde.

Die friedliche Geſinnung der Geſchwiſter war ſo groß, daß ſie im buchſtäblichen Sinne kein Hühnchen beleidigen konnten. Deßhalb trug auch das ſtattliche Hühnervolk, durch das der Pfarrhof berühmt war, ſeine gefiederten Häupter beſonders ſtolz und ſicher und gakerte luſtiger als ſonſtwo. Es durfte kein Thier geſchlachtet werden, das einmal Genoſſe des Pfarrhauſes und Hofes geworden war, weder Gans noch Ente, weder Hühnchen noch Täubchen. Nur verſtohlenerweiſe bedachte Beate hie und da den Vikar mit einem gekauften Huhn. Auf auswärts geſchlachtetes Vieh konnte ſich dieſer Zartſinn natürlich nicht ausdehnen, aber der Pfarrhof war geweihtes Land.

Das friedliche Pfarrhaus war recht eigentlich ein Paradies für Vikare. Hier konnte keiner Stoff ſammeln zu Klageliedern, die dieſes vielgeprüfte Geſchlecht ſonſt durchs Schwabenland erſchallen läßt. Dem Herrn Vikar wurden die beſten Biſſen zugeſchoben, das ſchönſte Obſt aufbewahrt; weil der Herr Vikar die ſchwarzen Trauben liebte, ſo durfte Niemand ſonſt im Hauſe ſolche eſſen; ja als einſt ein paar Damen aus der Stadt mit Kaffee bewirthet wurden und die Frau Decanin (natürlich!) nach einem beſonders delikat eingeſchenkten Täſchen mit der leckern Rahmhaut griff, da bat, trotz allen ſchuldigen Reſpekts, die höflichſte Beate: „O bitte gehorſamſt, das iſt für den Herrn Vikarius!"

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Tübingen, Mai.

(Schluß.)

An Karl Gutzkow.

Nicht minder leidet aber wohl Lieli einen ungerechten Nachtheil durch die neue Bearbeitung. Unfehlbar muß ihr Tod die tiefſte tragiſche Rührung erwecken, wenn ſie ihn von der Hand des geliebten Mannes empfängt. Auch ſie muß ja die tiefere Bedeutung dieſer Handlung durchfühlen. Nicht nur aber dieß muß tröſtend und erhebend für ſie ſeyn, ſondern noch mehr das Weitere, daß durch dieſe Handlung ihre eigene Schuld geſühnt

Digitized by Google

wird, die Schuld ihrer Weigerung, dem Manne zu folgen und sein Loos zu theilen, und zwar gefährt gerade durch die Hand deſſen, der in ihren Augen allein der berechtigte Vertreter des von ihr verletzten ſittlichen Geſetzes iſt. Wenn gleich alſo auf dieſe Weiſe die That ſich äußerlich erſchreckender und wilder annimmt, ſo quillt aus ihr doch eine tiefere innere Beruhigung und Verſöhnung für Eleſli ſelbſt und den mitfühlenden Zuſchauer, als aus ihrem Selbſtmord, wie er nach der neuen Faſſung geſchwiſtermaßen post festum kommt. Ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn nicht dieſer im Stück ſelbſt ziemlich unbeſtimmt gehaltene und nur durch etwas Wahnſinn pikant gemachte Selbſtmord einen Zuſchauer von geſundem Gemüthe kalt läßt und ihm mehr nur als ein nothgedrungener Ausbruch des Bewußtſeyns vorkommt, daß mit dieſer Figur weiterhin nichts anzufangen ſey.

Mag es daher auch paradox klingen, ſo finde ich doch in der blutigen Kataſtrophe der urſprünglichen, aus dem Leben genommenen Faſſung gerade eine viel tiefere innere Vereinigung, eine viel austruckvollere Bethätigung der Liebe beider Gatten, als in dieſem fureiſſiven Selbſtworte, wobei ſie im Tod, wie im Leben, gleichſam nach rechts und nach links hin auseinanderfallen. Man wird faſt verſucht, in dieſer Wendung — trotz der dabei geſprochenen Worte — nur eine gewaltthätig ſummariſche Darſtellung des Eheſcheidungsprozeſſes zu ſehen und erwächtert an das preſaiſche Recht der Teennung wegen böslicher Verlaſſung zu denken. Sie halten mir freilich entgegen, daß der neuere Schluß auf dem Theater der Gegenwart beſſere Wirkung gethan habe als der urſprüngliche. Das mag ſeyn. Hat es doch auch Publika gegeben, vor welchen Hamlet lebendig bleiben und die Ophelia heirathen mußte. Möchten Sie denn immerhin den neuen Schluß dem Theatermanuſcripte einverleibt haben; Ihrem dramatiſchen Werken wäre nach meiner Meinung die erſte Beardeitung beſſer angekanten.

Auch dieſe Einwendungen intereſſen werden Sie mir wohl um ſo weniger übel deuten, als ſich ja darin kein anmaßendes Beſſerwiſſenwollen oder naſeweiſes Dreinpfuſchen kundgibt, ſondern vielmehr nur eine Appellation von Ihnen ſelbſt an Sie ſelbſt, — eine Appellation, die freilich dießmal von der zweiten Inſtanz an die erſte geht. Jedenfalls hoffe ich Ihnen bewieſen zu haben, daß ich dem Wunſch, Ihr Drama möge ſich meiner Theilnahme zu erfreuen haben, nach beſten Kräften nachzukommen bemüht geweſen bin.

C. Reinhold Köſtlin.

Erfurt, Mai.

(Fortſetzung.)

Reichstagsbilder.

Eine andere bedeutende Erſcheinung im Staatenhauſe war Dahlmann, der ernſte, ſtrenge Geſchichtsforſcher, der auch äußerlich in ſeiner finſtern, abgeſchloſſenen Weiſe den in tiefen Studien früh ergrauten Profeſſor zeigt. Dieſer hohen Stirne ſteht man an, daß ſie der Sitz ernſter Forſchungen iſt, dieſe tiefliegenden, etwas blöden Augen verkünden die vielen Stunden, die ſie auf alten Büchern geruht. Der Vortrag auf der Rednerbühne iſt ganz der eines Profeſſors auf dem Katheder, ruhig, gemeſſen, langſam, jedes Wort gut und deutlich im breiten mecklenburgiſchen Dialekt betont; oft hält er inne, als warte er, bis die Zuhörer ſeinen Satz in ihre Hefte niedergeſchrieben, und man bemerkt dabei einen Anflug von Selbſtgefälligkeit. Wer gewohnt iſt den Katheder zu beſteigen mit dem begründeten Bewußtſeyn: „ich bin doch der Klügſte in dieſem Kreiſe, ich habe euch von meinen Geiſtesſchätzen mitzutheilen, und nichts von euch wieder zu empfangen,“ der legt ſolche Angewöhnung auch im Ständeſaal nicht leicht wieder ab. Uebrigens ſcheint der Jammer des letzten Jahres auch an ihm nicht ſpurlos vorübergegangen zu ſeyn; wir fanden ihn hier noch ernſter, ein Geſicht gefurchter als in Frankfurt. — Ein ſchöner, reines Malers würdiger Kopf iſt der des Freiherrn Heinrich von Arnim im Staatenhauſe. Edle, rein ausgeprägte Züge, eine hohe, von langen grauen Haaren umſchattete Stirn, große klare Augen voll Kraft und Geiſt. Freilich iſt der Ausdruck derſelben zeit finſter und zeugt vom tiefen Kummer, der die Seele des Mannes drückt, der als preußiſcher Miniſter des Auswärtigen im März 1848 mit ſiolzem Mannesmuthe, im guten Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Sache, Schleswig-Holſteins Recht mit dem Schwerte vertheidigte und Dänemark den Krieg erklärte. Muß ihn die Schmach, die wir in dieſem Handel erlitten, nicht doppelt ſchmerzen? Senft iſt der hervorſtechende Ausdruck ſeines Geſichts, das nicht ganz frei von Stolz und Menſchenverachtung iſt, ſehr, unbeugſame Willenskraft. Man ſieht es dem Manne an, daß er nicht im Stande geweſen wäre, einen ſo ſchmachvollen Waffenſtillſtand, wie er jetzt das geſpreste Schleswig vernichtet, mit Dänemark abzuſchließen, daß er den ehrenvoll begonnenen Krieg auch ehrenvoll beendet hätte. Auch als Redner iſt der Mann von Gewicht, und hat oft klar, kenntnißvoll und dabei mit edelm Feuer geſprochen. Wir wollen Deutſchland beſäße viele ſolche Diplomaten wie Arnim, es ſtände dann nicht ſo ſchlecht mit der Vertretung des deutſchen Namens im Ausland.

Eine zierliche, nicht üble Erſcheinung im Staatenhauſe war der Präſident deſſelben, von Auerswald, ebenfalls zur Linken gehörend. Er präſidirt mit Anſtand, Geſchick und Würde, und ſeine Wahl zu dieſem Ehrenpoſten kann nur gelobt werden. Zur Leitung einer aufgeregten Verſammlung, wozu viel Kraft und Würde gehören, würde Auerswald ſich durchaus nicht eignen; hier im ruhigen, gemeſſenen, faſt ariſtokratiſchen Staatenhauſe war er ganz am ſeinem Platze. — Für das Volkshaus war gar kein beſſerer Präſident zu finden als Simſon. Dieſer ſchlanke, ſtets verbindliche, überaus gewandte und in angenehmen Formen ſich bewegende Mann, mit dem feinen, geiſtvollen, dabei übrigens ächt iſraelitiſchen Geſicht, beſitzt eine Leichtigkeit, die ſchwierigſten Präſidialgeſchäfte abzumachen, eine Gewandtheit, aus dem verworrenſten Wirrwar der verſchiedenſten Anträge die richtigſte Frageſtellung zu finden, die oft wirklich in Erſtaunen ſetzen. Wir kennen faſt alle bedeutenderen Landtage und Parlamente, die in den letzten fünf Jahren in Deutſchland ſtattgefunden haben, aus eigener Anſchauung, haben aber nirgends einen Präſidenten gefunden, der ſich mit Simſon im entfernteſten meſſen könnte. An edler imponirender Perſönlichkeit übertrafen Heinrich von Gagern und auch Herr von Rotenhahn, der Präſident der zweiten Kammer auf dem wichtigen Münchner Landtage von 1845—46, denſelben bedeutend, an vielſeitiger Geſchäftsgewandtheit ſtanden aber auch ſie weit hinter ihm zurück. — Aber nicht allein wichtige Fragen zu ſtellen und mit faſt immer gleicher Ruhe und Freundlichkeit nach beiden Seiten des Hauſes Unparteilichkeit zu üben verſtand Simſon, er konnte auch, wenn es nicht anders gehen wollte, ſehr entſchieden auftreten und den verdrinnlichen Uebermuth gehörig in die rechten Schranken zurückweiſen. Haben wir doch eine Scene erlebt, wo er ein frech unbeſcheidenes, im übrigen ziemlich unbedeutendes Mitglied der Rechten mit ſo imponirender Entſchiedenheit niederdonnerte, wie man es von Heinrich von Gagern in den unruhigſten Sitzungen der Paulskirche kaum beſſer ſehen konnte.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 128. Mittwoch den 29. Mai 1850.

L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux.
Cornelie.

Goethe und C. F. Reinhard.

So eben iſt der Briefwechſel zwiſchen Goethe und Reinhard erſchienen, ein in mehrfacher Beziehung bedeutendes Buch. Der Mann, der vom württembergiſchen Magiſter franzöſiſcher Graf und Ambaſſadeur wurde, der der Republik, dem Kaiſer und den reſtaurirten Bourbonen diente und dabei im höchſten und beſten Sinn ein Deutſcher blieb, gehört der Reihe großer Köpfe an, welche das alte Herzogthum Württemberg im vorigen Jahrhundert raſch hintereinander hervorgebracht: Storr, Spittler, Plank, Dannecker, Gall, Schiller, Reinhard, Hölderlin, Hegel, Paulus, Kielmeyer, Schelling. Es gibt vielleicht kein zweited Beiſpiel in der Kulturgeſchichte, daß ein ganzes Dutzend für Wiſſenſchaft, Kunſt und öffentliches Leben bedeutender Männer, worunter mehrere erſten Rangs, auf dem Raume weniger Quadratmeilen in einem kurzen Menſchenalter geboren worden. Von dieſen Männern kamen nur Schiller und Reinhard in ein näheres perſönliches Verhältniß zu unſerem großen Dichter, und außer an Schiller hat ſich Goethe wohl kaum an Jemand herzlicher angeſchloſſen als an Reinhard, den er im Sommer 1807 in Carlsbad kennen lernte und mit dem er bis an ſeinen Tod im freundſchaftlichſten Verkehr blieb und im lebhafteſten Austauſch von Gedanken und Empfindungen über alles, was zwiſchen 1807 und 1832 in Literatur, Kunſt und Leben die Gemüther bewegte. So enthält das vorliegende Buch ein reiches Material zur innern und äußern Geſchichte jenes Zeitraums, und zur Lebensgeſchichte des Dichters ſelbſt. Einen beſondern Reiz erhalten dieſe Briefe dadurch, daß Goethe Reinhard gegenüber ſeine Scheu vor politiſchen Erörterungen häufiger als je überwand.

Indem wir Einiges aus dem Briefwechſel mittheilen, kommt es uns nicht darauf an, ganze Briefe zu geben; wir heben vielmehr nur bedeutende Stellen aus, durch welche die Charakterbilder der beiden Freunde, wie die ihrer Zeit wirkungsreich beleuchtet werden.

Reinhard an Goethe.
1808.

Zacharias Werners Stücke, außer dem verunglückten Luther, wo die beiden Genien im derben Stoff ſo gräßlich untergingen, haben mich immer ſehr angezogen. Sie ſcheinen mir voll Tiefe und Wärme, aber meine halbfranzöſiſche Cultur vermißte denn doch was ich klaſſiſchen Geiſt nenne und was ich in Ihren Werken ſo überſchwänglich finde. Seinen Myſticismus laß ich mir gefallen. Ich ſtoße, wie Sie von einer gewiſſen Nation ſagten, mit den Fühlhörnern dagegen, aber ich ziehe ſie nicht zurück. Auch dieſer dunkle Sinn für die unſichtbare Welt iſt mir erſt geworden, mehr durch den eigenthümlichen Gang meines Lebens als bloß darum, weil die Sache nun gerade in der Luft iſt. Daß ſie übrigens in der Luft ſey, beweiſt die Bekehrung des Großpapa,* von dem ich Ihnen das rothe Blatt ſchickte und der nun an die Kraft des Magnetismus glaubt. Nicht daß er glaubte was er ſah, aber daß er ſich entſchließen konnte zu kommen und zu ſehen, iſt das Wunder.

Wenn es eine Weltgeſchichte gibt, d. h. wenn die Vorſehung das Schickſal, und zwar das äußere der Maſſen lenkt, ſo muß ſie jetzt ſich auch darin bewähren, daß irgend etwas wieder an die Stelle der Religionen tritt, deren Kraft und Leben verſchwunden iſt. Und zwar muß dieß nicht wie ein Kreislauf werden, ſondern das Neue muß eine Stufe höher ſtehen als das Vorhandene, entweder durch Zuſammenfaſſen oder Quinteſſenziren deſſen was wir ſchon kennen, oder durch irgend etwas bis jetzt noch Verborgenes. Das Bedürfniß iſt allgemein und unverkennbar, und der Polizeimechanismus unſerer auguſtiſchen Zeit wird es nicht befriedigen. In dieſem Sinn, ſcheint es mir, ſchließe ſich F. Schlegel an die katholiſche Religion an, für deſſen nun gereiften philoſophiſchen, kenntnißreichen, klaſſiſch gewordenen Geiſt ich wahre

* Dr. Reimarus in Hamburg.

Digitized by Google

Achtung bekommen habe. Einige Elemente jenes Zuſammenſtoßens finden ſich in ſeiner neuen Schrift über indiſche Sprache, die ich Ihnen zum voraus empfehle. Nach ihm haben ſich die Spueen von Offenbarung und von dem, was Weſen der Religion iſt, in den katholiſchen Traditionen und Gebräuchen reiner erhalten, und die Begründung einer beſſern höhern Religion ſcheint ihm als Ziel des jetzigen Ganges der Philoſophie vorzuſchweben. Meiner Meinung nach keine uneichtige Idee (die Religion aus Philoſophie nämlich), aber eine völlig chimäriſche Hoffnung.

Mein Glaube iſt, daß ſich durch alle Zufälligkeiten hindurch eine gewiſſe, nicht ſowohl feſte als ſichere Ordnung in den Weltbegebenheiten zeige, etwa wie das Verhältniß zwiſchen Geborenen und Geſtorbenen, zwiſchen männlichen und weiblichen Geburten, oder wie das gegenſeitige Aufheben der Fehler in aſtronomiſchen Rechnungen, ſo daß weder dieſſeits noch jenſeits die Menſchheit zu weit aus ihrer Bahn weichen kann. Aber das Schickſal unſerer willkürlichen Eintheilungen von Nationen und Ländern bleibt das ewige Spiel theils der Naturnothwendigkeit, theils der menſchlichen Freiheit. Für die Gottheit iſt jedes Einzelne, und nur jeder Einzelne, Zweck, nicht nach ſeinen äußern Begebenheiten, ſondern nach ſeinen inneen, und ſelbſt nach jenen inſofern ſie Folge von dieſen ſind und auf ſie zurückwirken und zurückwirken ſollen. Jeder Menſch trägt ſeinen Gott in ſeinem Buſen, und jedes Vorhandene, moraliſche oder Erkenntnißſtoff, dient ihm, das höchſte zu erſchwingen, wenn er es will; daeum iſt für ihn keine irgend gegebene Form nothwendig. Als Paria kann er Bewohner einer Choumière indienne, als Sklave eines Sultans ein Bilpai, eines Nero ein Theaſea, als Katholik ein Carl Borromeo oder Fenelon, als Proteſtant ein Werner oder Lavater werden. Daß er auch über dieſes hinaus etwas werden ſoll, ſcheint mir erwieſen. Aus dieſer Geſchichte der Einzelnen, der einzigen wahren, bildet ſich die Weltgeſchichte, mit einer ungefähr immer gleichen Summe von Moralität, von Glück und Unglück. Der vorhandene Stoff, nach dem jeder Einzelne ſich zu bilden hat, iſt darum nicht gleichgültig; ſeine weſentlichſten Elemente gehören den erſten Jahren des Lebens und der Erziehung an. Hier iſt unendliche Mannigfaltigkeit; nichts iſt einer mechaniſchen Leitung fähig, wie ſie von Menſchen ausgehen kann; alle Einheit iſt tödtlich, und der furchtbarſte Seelenmörder iſt der, der ſich erfrecht das Heilige zu kommandiren wie ein Soldatenexercitium. Wenn nun die über den Mechanismus gebietende Gewalt der Erziehung und ihrer Elemente ſich zu bemächtigen ſtrebt, ſo ſey es die Sorge der Beſſern, den Geiſt, den ſie nicht geben kann, dieſem Mechanismus einzuhauchen, oder den falſchen Geiſt zu verdrängen, der von der Gewalt ausgeht. Hier werden Einzelne mächtig wirken, und irgend einem wird es vielleicht gelingen, die Zeit herbeizuführen, wo Enthuſiasmus nicht mehr das allgemeine Hohngelächter erregt. Aber bis dieſe Zeit eintritt, ſtehen die Dinge auf der Wage und alles kann verloren werden.

(Fortſetzung folgt.)

Schwäbiſche Pfarrhäuſer.

(Fortſetzung.)

Für all dieſe Güte verlangte der Pfarrer nichts, als daß ihm der Vikar von ſeinen zahlreichen Stadtbeſuchen die und da eine Neuigkeit mitbeachte, daß er mit Intereſſe in politiſche und philoſophiſche Geſpräche mit ihm einging; denn trotz ſeiner friedſamen Natur politiſirte das Pfarrerlein für's Leben gern und war in aller Stille ein Fichtianer. Aus Schonung für den „ſchwachen Beuder“ aber pflegte er philoſophiſche Geſpräche immer lateiniſch zu führen.

Nicht immer aber waren die Geſchwiſter ſo glücklich, ihre Güte von dieſem wohlgepflegten Vikar mit gleicher Freundlichkeit erwiedert zu ſehen. Auf einen langeingewöhnten lieben Hausfreund, der Freud und Leid mit ihnen getheilt, der der Jungfrau Beate half die Bauerweiber unterhalten, die zum Anmelden kamen, der dem Pfarrer die zudringlichen Boegee abwehrte und die Bevölkerungsliſte anfertigte, auf die dieſem ſtets ein halb Jahr lang bange war, auf dieſen folgte ein rückſichtsloſes Kind der neuen Zeit, ein weitläuftiger Vetter, den abzuweiſen der Pfarrer zu ſchüchtern geweſen war. Der lief in einem geauen Röcklein und geüner Kappe herum, ſtörte die ſeit Jahren feſtgeſetzte heilige Tageordnung des Pfarrhauſes, verſchüttete rothen Wein auf die weißen Tiſchtücher, verſcheuchte rückſichtslos die Hühner vom Freſſen, trat den alten fetten Hauspudel auf den Schwanz und antwortete auf des Pfarrers zierliches Latein in grobem Deutſch. Ja er fand ſogar die alte Vikariatsſtube, mit der doch ſeit Menſchengedenken Jeder zufrieden geweſen war, nicht mehr gut genug, ſo daß Jungfrau Beate die Flachstruhe und ihre Familienheiligthümer aus der großen Rumpelkammee räumen und das Drangſal eines Bauwesens durchmachen mußte, um ihm ein größeres Gemach herzuſtellen.

An dieſem ſchonungsloſen Beefahren ſcheiterte beinahe ſogar des Pfarrers ſchüchterne Höflichkeit, Jungfer Beate aber blieb unermüdet in Geduld und Zuvorkommentheit. Als ſie lang erwartete werthe Gäſte mit einer Mandeltorte bewirthete, und der Vikar mit rückſichtsloſem Appetit Langenbrezeln, Obſt und deeglichen Beiwerke verſchmähte und von jener ein

Digitized by Google

Stück um's andere verſchlang wie Schwarzbrod, ja als er zuletzt auch noch des lieben Pathchens Biskuitſchnitte aufaß, da ſchob ſie in aller Stille ihr eigenes Stückchen noch auf die Platte, um es im gleichen Schlund verſinken zu ſehen.

Jungfrau Beate war überhaupt die allerhöflichſte Perſon von der Welt; ich bin überzeugt, daß ſie ſelbſt in ihren innerlichſten Gedanken, ja im Schlaf noch höflich war, gleich jener Frau Helferin, der die Dekanin erzählte: „Denken Sie, Frau Helferin, letzte Nacht hat mir von Ihnen geträumt," worauf ſie ſubmiſſeſt erwiederte: „Bitte recht ſehr, Frau Dekanin, es wäre meine Schuldigkeit geweſen zuerſt von Ihnen zu träumen." Sie wäre lieber auf der Schwelle ihrer Thüre geſtorben, ehe ſie vor einem Gaſt eingetreten wäre; nie in ihrem Leben ließ ſie ſich's zu Schulden kommen, jemand zur Rechten zu ſitzen, und da ihr Appetit ſo höchſt mäßig war, hatte ſie ſich angewöhnt äußerſt langſam, ja am Ende nur ſcheinbar noch zu eſſen, um ja keinen Tiſchgenoſſen von beſſerem Appetit in die Verlegenheit zu bringen, noch allein zu ſpeiſen.

Der Mittelpunkt all ihrer Gedanken und Sorgen war und blieb aber der liebe Bruder, ſie war für ihn recht der Engel, den Gott ihm zum Geleite gegeben, daß ſein Fuß an keinen Stein ſtoße. Alle Sorgen und Laſten des materiellen Lebens trug ſie für ihn, auch erbangte er, wenn in ihrer Abweſenheit die Hausſchelle ertönte. Nur einmal war ſie genöthigt geweſen ihn mit ein paar Herrn, die zum Beſuch da waren, allein zu laſſen; da fand ſie bei ihrer Rückkehr Wirth und Gäſte ſüß und feſt eingeſchlafen, gewiß das einfachſte Mittel ſich aus der Verlegenheit einer mühſam geführten Unterhaltung zu ziehen.

Konnte ihn auf Spaziergängen die treue Schweſter nicht geleiten, ſo führte auch er bei gutem Wetter allzeit ein grünes Schirmchen mit ſich, das er im Wind aufſpannte, um ſich von ihm als Segel treiben zu laſſen. Einmal hatte er ſogar unternommen allein zu einer Diſputation in die Oberamtsſtadt ſich zu wagen, und kehrte ziemlich aufgeheitert heim. Unterwegs richtete er ſein Segel nach dem Wind, verlor dabei die rechte Richtung und ſtand unverſehens mit eindrechender Nacht wieder vor dem Thore der Stadt. Damals gingen Jungfrau Beate und die Magd mit Laternen nach ihm aus.

Mit einem Stammgaſte des Hauſes, dem fetten Verwaltungsaktuar, der auf ſeinen Amtsreiſen ſtehendes Quartier im Pfarrhaus hatte, ſtand der Pfarrer auf einem ganz ungeeinten Fuß, weil, oder obgleich ſie ſtets verſchiedener Meinung waren. Der Fette hatte eine etwas romantiſche Richtung, er glaubte an ein „Hereintagen der Geiſterwelt," an alles Wunderbare ſchlechtweg; der Pfarrer aber war, wie oben angedeutet, in etwas Philoſoph, und hielt nichts auf alle die abenteuerlichen Geſchichten und Vermuthungen, von denen Herr Düppeler ſtets friſche Zufuhr brachte. Einmal wußte er von dem Krokodil zu erzählen, das in einem Keller zu Eßlingen aufgetaucht war und daſelbſt drei Küſtknechte nebſt etlichen Privatperſonen gefreſſen hatte; dann brachte er zwei nagelneue Schriftchen, das eine mit fünf, das andere mit zehn Beweisgründen, daß der Napoleon nicht auf St. Helena verſtorben ſey, ſondern als Hajſi Baba in der Türkei hauſe, oder er kam mit einer ganz merkwürdigen Broſchüre über die neueſten Entdeckungen auf dem Mond, in Folge welcher man daſelbſt geſiederte Menſchen herumſchwimmen ſehen. Das wichtigſte und vielbeſprochenſte Thema aber waren die Nachrichten von dem großen Kometen, der in den dreißiger Jahrgängen an der Erde vorbeikommen und ſie gelegentlich zertrümmern ſollte. Bei jedem Beſuch zog er ein neues Büchlein über dieſes Thema aus der Taſche. Der Pfarrer aber, deſſen rückſichtsvolle Höflichkeit ein ſo grobes und ungebührliches Verfahren von Seiten des Kometen durchaus nicht zugeben konnte, ließ ſchlechterdings dieſe Kometenängſten nicht aufkommen und kam, unbeſchadet des Friedens, einmal im Eifer des Streites ſo weit, auf den Tiſch zu ſchlagen, was aber ſehr beſcheiden tönte. Gewiß wäre es ihm jetzt noch ein Triumph, den Verwaltungsaktuar daran zu mahnen, daß ſie beide auf herkömmlichem Wege, ohne Kometenexploſion, heimgegangen.

Alles Geräuſch und Aufſehen, zumal wenn es ſeiner Perſon galt, war dem friedſamen Pfarrer etwas Entſetzliches. Als die Zeit ſeines Dienſtjubiläums nahte, beabſichtigten ſeine Amtsgenoſſen ihm ein großartiges Feſt zu geben, und zufällig erhielt er zuvor Kunde davon. Der bloße Gedanke an einen ſolchen Actus, wo er der gefeierte Mittelpunkt ſeyn, Reden halten und ſich bekränzen und anjubeln laſſen müſſe, machte ihm Frieren und Kopfweh. Man bat die Freunde um Gotteswillen, die bedrohliche Feſtlichkeit abzuwenden, die ſeinen dünnen Lebensfaden wohl ſchleunig abgeſchnitten hätte.

Nachdem ihm noch die Freude geworden, an die Stelle jenes Graurocks einen jovialen, offenherzigen Geſellen zum Vikar zu bekommen, war's ihm vergönnt, unter dem Beiſtande der treuen Schweſterhand in aller Stille ſein ſtilles Daſeyn zu ſchließen.

Fragt nicht, warum all meine Pfarrhäuſer der Tod ſchließe; das Leben ſelbſt iſt ſehr einförmig in dieſer Beziehung, es ſchließt ſeine Dramen nie anders. Zudem hat die Feder nur ein Recht an die Vergangenheit. Wollte ſie ſich, wenn auch mit noch ſo harmloſen Schilderungen, an die Gegenwart wagen, ſo müßte ich fürchten, daß ſich die Thüren aller Pfarrhäuſer vor mir verſchlöſſen, und das thäte mir leid.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Erfurt, Mai.

(Schluß.)

Reichstagsbilder.

Auch die beiden Vicepräſidenten des Volkshauſes waren gut gewählt, und äußerlich ſtattliche und anſprechende Erſcheinungen: Obergerichtsanwalt Rüdt aus Oldenburg, von Frankfurt her wohl bekannt, ein ſchlanker hoher Mann mit blaſſem, edelm Antlitz, dem die lang niederhängenden blonden Haare ein ächt germaniſches Anſehen verleihen, und Freiherr Schenk von Schweinsberg aus Kaſſel, ſeit längerer Zeit eine bekannte Stütze des Fortſchritts auf den kurheſſiſchen Landtagen, äußerlich eine kernige, kräftige Perſönlichkeit, die man ſich ganz gut im Harniſch und Helm ſeiner Vorfahren denken kann. Als Redner wie als Verwalter des Präſidentenamtes ſind indeſſen beide Herrn in Erfurt faſt gar nicht aufgetreten.

Deſto häufiger ſah man den ſchon oben erwähnten Freiherrn von Minckel auf der Rednerbühne. Dieſer Mann ſcheint ganz für die politiſche Arena geſchaffen; wenige Redner haben ſo viel natürliche Anlage zu dieſem Beruf. Mit welcher Luſt ſtürzt er ſich aber auch in den Kampf der Debatte! Man ſieht es ſeinem freudeſtrahlenden Geſichte an, daß es ihm dabei gar nicht zu heiß hergehen kann, und es ihm erſt recht wohl wird, wenn die ſcharfen Streiche von allen Seiten hageldicht fallen, und keiner das Schlachtfeld ohne tiefe Wunden verläßt. Man hat wohl hie und da, und vielleicht nicht immer ganz mit Unrecht, Herrn von Minckel den Vorwurf gemacht, daß ihm das Redehalten nicht bloß ein Mittel, ſondern nicht ſelten ein Zweck ſey. Für die Gothaer Partei, zu deren eifrigſten Anhängern er ſich jetzt zählt, iſt der Mann von unſchätzbarer Wichtigkeit. Er iſt ihr Vorkämpfer, der immer den Angriff eröffnet und auch der letzte auf dem Platz bleibt, wenn der Rückzug angetreten werden muß. — Ein anderes mit Recht geachtetes Mitglied der Linken iſt Nieſer aus Hamburg, ein ächter deutſcher Biedermann, obgleich er ſich noch jetzt zum moſaiſchen Glauben bekennt. Noch nie iſt uns ein Jude vorgekommen, dem man äußerlich, wie auch in ſeinem Benehmen, ſeine Abſtammung ſo wenig anmerkt. Eine breite, feſte Geſtalt, ein offenes, rundes ächt deutſches Geſicht mit einem Wald von ſtraffen, emporſtehenden blonden Haaren, ein ruhiges, feſtes, herzliches Benehmen, dabei große Entſchiedenheit und muthiges Auftreten ohne die mindeſte Prahlerei, was er beſonders in gefährlichen Zeiten in Frankfurt bewieſen, wo er als Vicepräſident es zuerſt wagte der Frechheit der Gaiterien mit Entſchiedenheit entgegenzutreten. Und wer weiß nicht, welch ſchwungvolle, von innerer Ueberzeugung erfüllte Reden voll glühender Begeiſterung für Deutſchlands Ehre er gehalten?

Eine unſcheinbare Perſönlichkeit, hinter der man nicht leicht den reichen geiſtigen Inhalt ahnt, den ſie birgt, iſt Graf Schwerin, eine runde, kräftige, behäbige Geſtalt, ein rothes, gutmüthiges, wohlgenährtes Geſicht, mit ſchlichtem braunem Haar, in ſeiner Weiſe auffallend; dazu ein bequem nachläſſiger Anzug, eine formloſe, ungezwungene Haltung. Hundrete ehrlicher pommerſcher und mecklenburgiſcher Pächter oder Landjunker gleichen ihm äußerlich vollkommen und man muß ſeine Perſönlichkeit ſcharf in's Auge faſſen, um ſie im Gedächtniß zu behalten. Thut man dieß aber, ſo entdeckt man, daß ſehr viel mehr dahinter liegt, als man geglaubt. Das blaue Auge iſt nicht ohne Geiſt, die Stirne zeugt von vielem Nachdenken, um die breiten Mundwinkel ſpielt ein tiefer Zug von Humor. Graf Schwerin iſt ein politiſches Talent und dabei ein feſter, conſequenter Charakter; dieß hat er durch ſeine erfolgreiche Thätigkeit ſeit dem vereinigten Landtage im Jahr 1847 genugſam bewieſen. Als Redner iſt er nicht vom erſten Rang, und weder beſonders reich an neuen Gedanken, noch ſehr gewandt in der Sprache. Aber was er in ſeinem pommerſchen Dialekt vorbringt, iſt richtig gedacht, wohl überlegt, ernſt und gewiſſenhaft von allen Seiten erwogen, und daher oft von weit größerer und beſonders nachhaltigerer Wirkung, als manche weit ſchönere und feſſelndere Rede. — Freiherr von Bodelſchwing, ein vormärzlicher preußiſcher Miniſter, gehört in Erfurt der Linken an, und kämpft mit Kraft und Geſchick in den Reihen derſelben. Nur Conſequenz und Charakterfeſtigkeit, nicht politiſcher Wankelmuth, der dem jähen Weſtphalencharakter des Mannes ſehr fern liegt, haben ihn in dieſe ſeltſame Stellung gebracht. Er will nur, daß das Bündniß vom 26. Mai und die demſelben gegebene Verfaſſung nun auch ehrlich gehalten und durchgeführt werde, da dieſelbe einmal öffentlich verkündet werden; daß er manches darin anders wünſcht, ja daß ihm die Bewegungen der letzten beiden Jahre ſehr unwillkommen ſind, verhehlt er durchaus nicht, aber was einmal von den Regierungen verſprochen worden, ſoll nach ſeiner Anſicht auch ehrlich gehalten werden. Das Aeußere des Mannes, die gerade, militäriſch aufrechte Geſtalt, das ernſte ſchmale Geſicht verkünden den alten Soldaten. Bodelſchwing diente ſeßhre lange im Herr und war auch noch als Staatsminiſter Hauptmann bei der Landwehr.

Perſönlichkeiten wie Gagern und Radowitz ſind ſchon zu oft geſchildert, als daß wir hier auf dieſe Männer zurückkommen dürften. Stellen wir nun aber ſchließlich noch einen Hauptumriß des Parlaments gehen, ſo dürfen wir leider, um wahr zu ſeyn, uns nicht zu lichter Farben bedienen. Es war etwas Ernſtes, Wehmüthiges, um nicht zu ſagen Gedrücktes, über den ganzen Reichstag ausgebreitet. Von der freudigen, hoffnungsreichen Zuverſicht, vom friſchen Gepräge, das die Frankfurter Nationalverſammlung in der erſten Zeit auszeichnete und jedem, der jene Zeit mit durchlebte, unvergeßlich bleiben wird, fand man hier nur ſehr geringe Spuren. Es ging alles fein ehrbar und gemeſſen, ja zu abgemeſſen zu, ſo im Martinskirſte ſelbſt, wie außerhalb deſſelben im geſelligen Beiſammenſeyn. Nirgends war friſche Luſt zu ſpüren, es war aller Dolm kalt, förmlich, ja ungemüthlich. Wenn auch hie und da einzelne Gruppen bei ſchäumenden Gläſern es verſuchten eine frohe Stimmung hervorzurufen, im Allgemeinen wollte es nicht gelingen. Allerdings mag auch die faſt immer kalte, unangenehme Witterung, die den einbrechenden Frühling gewaltſam zurückdrängte, zu dieſer trüben Stimmung beigetragen haben. Wenn der Reichstag nach Pfingſten ſich wieder in Erfurt verſammeln ſollte, wird es grün ſeyn auf den thüringiſchen Bergen, warm und ſonnig in den Thälern, und dann mag ſich dieſe heitere Färbung auch dem Reichstag mittheilen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 129. Donnerstag den 30. Mai 1850.

O sieh,
Der Güte Zaubermacht hat all die Geister
Hierher beschworen.

Shakespeare.
Timon.

Schwäbische Pfarrhäuser.

IV.

Das gastfreie Pfarrhaus.

„Ist das grünliche Haus dort ein Gasthof?“ hätte in R. wohl jeder Fremde gefragt, wenn nach R. andere Fremde gekommen wären, als eben in das grünliche Haus. Wer aber in das sanfte, fast schüchterne Gesicht der Hausfrau sah und die abziehenden Gäste beobachtete, die niemals mit langem Gesicht und leerem Geldbeutel, sondern stets mit vollgepfropften Taschen abzogen, der konnte allmählig errathen, daß das kein Wirthshaus sey, sondern das Pfarrhaus des Orts.

In der That, es würden viele Gasthäuser für eine Frequenz dankbar seyn wie die, mit der das Pfarrhaus zu R. gesegnet war. Selten verging ein Tag, wo nicht zu Fuß, zu Roß oder zu Wagen Gäste eingesprochen hätten, höchst mannigfaltige Gäste: flüchtig einkehrende aus der nächsten Umgegend, „nur so auf einem Spaziergang,“ die man dann mit einiger Mühe zum Längerbleiben nöthigen mußte; Gäste über Mittag, Gäste über Nacht; recht dauerhafte, solide Gäste, die Luftkuren, Wasserkuren, Traubenkuren brauchen wollten; perennirende Gäste sogar, die das Landleben recht aus dem Grunde kennen lernen wollten, die sich beim Buttern betheiligten, indem sie frisches Butterbrod in Menge verschlangen, beim Melken, indem sie kuhwarme Milch tranken; die sich beim Grasmähen in das duftende Heu legten, mit einem Buch in der Hand, wenn es eben zusammengerecht war, die in der Ernte die ersten Ernteküchlein aßen und im Herbst Trauben verzehrten, als müßten sie sich vorsehen bis an ihr Lebensende.

Da waren frühaufstehende Gäste, die den guten Pfarrer um seinen Morgenschlaf brachten; langschlafende Gäste, denen man den Kaffee bis neun Uhr warm halten mußte; trübselige Gäste, die man aufheitern und schonend behandeln sollte; lustige Gäste, deren Gelächter den Trübseligen die Nerven angriff; Kindergäste, die das Obst unreif abrißen, des Pfarrers Lieblingskatze in den Schwanz kneipten und das Schwein in den Garten ließen; alte Gäste, die keinen Kinderlärm ertragen konnten; kurz Gäste von allen Arten und Sorten, die sich aber zuletzt unter dem gastlichen Dache des Pfarrhauses so friedlich vertragen lernten, als ob sie bei jenem Künstler in die Schule gegangen wären, der Katzen und Ratten, Tauben und Marder aus Einer Schüssel speisen ließ.

Aber warum dieser erstaunliche Zulauf zu dem Pfarrhause? War es ein Muster von Eleganz und comfortabler Einrichtung? war es ein Palast an Umfang? war es ein Sitz besondern Geistesreichthums? oder blühten liebliche Töchter darin? Nichts von alle dem. Der Pfarrer spielte zwar Violine, war aber kein Paganini, noch Ole Bull; die Pfarrerin war ein guter, aber kein schöner Geist; das Pfarrhaus war ein alter Rumpelkasten, Kinder hatten sie keine, als eben die, die ihrer gerade beburften. Wo also stak der Zauber? Das ist schwer zu sagen, wenn er nicht in der lautern Güte, der selbstvergessenden Liebe und ungeschminkten Herzlichkeit bestand, mit der hier alle Gäste aufgenommen und beherbergt wurden.

Hier waren Alle willkommen, nicht die zumeist, die ihnen Vergnügen und Unterhaltung brachten, nein,

Digitized by Google

die, denen sie etwas geben, etwas helfen und nützen konnten, und für die Freude, die sie andern bereiten durften, waren sie so kindlich dankbar, als hätte man ihnen das Größte gegeben. Was ihnen selbst angenehm oder behaglich war, das hatten sie lange vergessen; daß sie nie mehr ruhig und in gewohnter Weise leben konnten, daran dachten sie nicht, sie hatten keine gewohnte Weise mehr. Wenn es regnete, fiel ihnen nie ein, daß sie nun doch vielleicht einmal in Ruhe bleiben könnten, nein, sie beklagten nur die etwaigen Gäste, die bei solchem Wetter unterwegs seyn könnten. Hatten sie an einem schönen Tage sich gerüstet auch einmal einen Besuch zu machen, und wurden vor dem Hause von einem Gegenzug besuchender Nachbarn abgeschnitten, ach, da war's noch das größte Glück, daß sie nicht schon früher ausgegangen waren.

Eben dieser selbstvergessenden Güte wegen wurden sie auch nicht bloß heimgesucht von Freunden und Verwandten, vom Herrn Decan auf der Visitation, vom Herrn Oberamtmann, wenn er Ruggericht, vom Notariatsassistenten, wenn er eine Theilung im Ort hatte. Nein, sogar ambulirende Krämer, geistliche Colporteurs und dergleichen Leute suchten ein Obdach in dem mildthätigen Hause; selbst für auswärtige Maurergesellen, die im Orte arbeiteten, fand sich noch ein Dachstübchen, und für die armen fremden Weiber, die im nahen Wald Erdbeeren und Himbeeren sammelten, wie für unzählige Handwerksbursche wenigstens ein Freitisch.

Auf Eleganz und Comfort konnte dabei natürlich nicht immer Rücksicht genommen werden. Der Sopha des Wohnzimmers hatte schon seinen siebten Ueberzug zerrissen, da mußte man auf's Dauerhafte sehen. Der Raum des Pfarrhauses war für eine gewöhnliche Menschenfamilie berechnet, nicht für ein Weltbürgerobdach. Darum ging es hie und da eng genug zu, und die Betten, so reichlich sie auch vorhanden waren, mußten oft getheilt werden. Aber es hätten steinerne Herzen seyn müssen, die nicht aus dieser warmen Liebesquelle ein Tröpfchen Genügsamkeit in sich aufgenommen hätten. Unter allen Mühen und Verlegenheiten, die aus dem Conflikt verschiedenartiger Gäste hervorgingen, wandelte die Pfarrfrau mit demselben sanften freundlichen Gesicht, überall aufmerksam, wo sie einen Wunsch erspähen, einem Mangel abhelfen könne. Selbst der Garten schien etwas von der Gabe überkommen zu haben, immer geben zu können, ohne arm zu werden, denn kein Gast wurde ohne einen duftigen Blumenstrauß oder süße Früchte entlassen, und doch blühte und duftete es drunten unermüdet fort.

Die Pfarrmagd war immer in Eile, stets im Amtseifer, selten ward ihr's so gut, sich in behaglichem Geplauder wo verweilen zu können, und eine Pfarrmagd plaudert doch so gern! Sie ist so eine Art von Standesperson und sich ihrer Würde stets bewußt; ein Abglanz vom Nimbus des Pfarrhauses* umfließt auch ihr Haupt, und wenn der Pfarrer Sonntags recht erwecklich predigt, so schaut sie triumphirend in der Kirche herum: „Nicht wahr, mein Herr sagt's euch!“ Die Pfarrmagd in R. aber konnte nicht oft sich in Ruhe dem Bewußtseyn ihrer Würde hingeben; sie hatte nicht nur für die Gäste des Hauses zu sorgen, ihr ward auch das angenehme Amt, im ganzen Dorfe die Freude- und Hülfebringende zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

* Tempi passati.

Goethe und C. F. Reinhard.

Reinhard an Goethe.

1808.

Falkenluft.

Kaum war Friedrich Schlegel abgereist, so erzählte die französische Zeitung von Cölu, er wäre an Ostern feierlich zur katholischen Religion übergetreten. Große Unruhe seiner Freunde, große Verlegenheit seiner Frau: die Sache sey nicht wahr; denn Herr Schlegel sey seit lange katholisch und habe nur in den letzten Feiertagen eine unerläßliche Pflicht seiner Religion erfüllt; diese Publicität einer bloß persönlichen Sache sey höchst unangenehm u. s. w.

Da ich den weiten Umsang kannte, den Herr Schlegel sonst dem Wort Religion gab, so war mir, trotz aller Anzeichen, nicht in den Sinn gekommen, daß er es für sich auf den Katholicismus einengen würde, und ich begriff nicht, wie dieses feiste Doktor Luthersgesicht irgend eine innere rechtliche Veranlassung zu einem solchen Schritt haben könnte. Ich werde vielleicht durch irgend einen seiner Schüler, deren er in Cöln eine ziemliche Menge hat, besonders in einer gewissen reichen und angesehenen Familie, mit der auch wir in Verbindung stehen, durch die wir in fast täglichen Umgang mit Herrn Schlegel gekommen sind, hierüber belehrt werden. Die zweideutige Rolle, die er unter solchen Umständen zu spielen hatte, besonders gegen meine im Deismus erzogene Frau, hat er übrigens mit wahrer Feinheit durchgeführt, und ich kann nicht sagen, daß er sich verstellt, kaum daß er verheimlicht habe; denn es lag nur an uns, aus allen seinen Aeußerungen die Consequenz zu ziehen. Daß der paradorale, zum ungemeinen mit verbitterter Eigenliebe strebende Mensch die katholische Religion

Digitized by Google

vorziehen könnte, ſchien uns ſehr begreiflich; aber daß er zu ihr übertreten würde, daran dachten wir nicht. Davon glaub' ich wenigſtens ihn freiſprechen zu können, daß die Impulſion, die ihn trieb, vom großen Mittelpunkt aller heutigen Impulſionen ausgegangen ſey; ſeine wahre Abſicht wird die Zeit enthüllen. So ſehr heutzutage der Proteſtantismus ohne innern Halt daſteht, um ſo mehr bedarf er eines gemeinſchaftlichen Halts gegen außen, und Menſchen, die ſo leichtſinnig unter die Knechtſchaft zurückkehren, ſcheinen mir Verbrecher gegen die Menſchheit. Aber es ſcheint nun einmal, die allgemeine Gährung unſerer Zeit habe auch dieſer Form ihren ſchnellen Sturz bereitet; nur wird ganz gewiß, trotz Herrn Schlegel, auch jene andere Form die veraltete bleiben.

Es ſcheint, Auguſt Wilhelm habe dem Bruder die gewiſſe Ausſicht eröffnet, in Wien angeſtellt zu werden, und dieß ſey der Zweck ſeiner Reiſe. Allein in der Ungewißheit hatt' er mir noch den Auftrag zurückgelaſſen, mich für ihn zu einer Stelle bei der Université zu verwenden. Wohl, die Soutane wird ihn nicht übel kleiden; aber in welcher Kapuze ſoll Lucinde erſcheinen?

Goethe an Reinhard.

1808.

— — Die Recenſion meiner vier erſten Bände von Friedrich Schlegel hatte ich geleſen, das erſte was mir ſeit langer Zeit von ihm zu Geſicht gekommen war. Sie hatte mir viel Vergnügen gemacht: denn ob ich gleich ſelbſt am beſten wiſſen muß, wo in meinem Stall die Zäume hängen, ſo iſt es doch intereſſant ſich mit einem verſtändigen und einſichtsvollen Mann über ſich ſelbſt zu unterhalten, und ein ſcharfſichtiger Fremder, der in ein Haus tritt, bemerkt oft gleich, was der Hausherr aus Nachſicht, Gewohnheit oder Gutmüthigkeit überſieht oder ignorirt. Allein, da ich nachher eine Recenſion von Adam Müllers Vorleſungen durchgeleſen, Schlegeln ſelbſt geſprochen und ſein Büchlein über Sprache und Geiſt der Indier näher angeſehen, ſo iſt meine Zufriedenheit einigermaßen gemindert worden, weil doch aus allem gar zu deutlich hervorgeht, daß die ſämmtlichen Gegenſtände, die er behandelt, eigentlich nur als Vehikel gebraucht werden, um gewiſſe Geſinnungen nach und nach ins Publikum zu bringen und ſich mit einem gewiſſen ehrenvollen Schein als Apoſtel einer veralteten Lehre darzuſtellen.

Ich begreife nun erſt die Recenſion meiner Arbeiten und ſehe wohl ein, warum manches ſo übermäßig ins Licht gehoben, anderes in den Schatten zurückgedrängt ward; die Abſichtlichkeit von jeder Zeile wurde klar, meine Einſicht aber ward vollkommen, als ich S. 97 des indiſchen Büchleins den leidigen Teufel und ſeine Großmutter mit allem ewigen Geſtaltsgefolge auf eine ſehr geſchickte Weiſe wieder in den Kreis der guten Geſellſchaft hineingeſchwärzt ſah. Ich werde nun eine Zeitlang, was ich von ihm habhaft werden kann, mit Aufmerkſamkeit leſen, um zu ſehen, wie ein Mann dieſer Art nach und nach immer derber auftritt, ja was ſag' ich nach und nach! — er hat alles ſchon ſo vorbereitet, daß er nächſtens in ſeinem Apoſtolat vor der Welt, die ohnehin niemals weiß, was ſie ſieht und was ſie will, ganz ungeſcheut auftreten darf. Man ſchreibt mir von Wien, daß er dahin kommen werde. Ich wünſche, daß er dort einigen zeitlichen Vortheil finden möge. Uebrigens iſt in dem öſterreichiſchen Staat jetzt ein Proſelyt wenig geachtet. Die Verſtandesgährung, welche Joſeph der Zweite hervorbrachte, wirkt noch immer im Stillen fort. Sich dem Proteſtantismus zu nähern iſt die Tendenz aller derer, die ſich vom Pöbel unterſcheiden wollen; ja ich habe bemerkt, daß wenn man ſich auf die proteſtantiſch poetiſche Weiſe über die katholiſche Religion und Mythologie ausdrücken will, man ſich lächerlich, ja in gewiſſem Sinne verhaßt machen kann. Und ſo gibt es denn, wie bei großen Feſten, ein Gedränge an der Kirchthür, wo die einen hinein und die andern heraus wollen.

Durchaus iſt aber dieſe Schlegelſche Converſion der Mühe werth, daß man ihr Schritt vor Schritt folge, ſowohl weil ſie ein Zeichen der Zeit iſt, als auch weil vielleicht in keiner Zeit ein ſo merkwürdiger Fall eintrat, daß im höchſten Lichte der Vernunft, des Verſtandes, der Weltüberſicht ein vorzügliches und höchſt ausgebildetes Talent verleitet wird ſich zu verhüllen, den Popanz zu ſpielen, oder wenn Sie ein ander Gleichniß wollen, ſo viel wie möglich durch Läden und Vorhänge das Licht aus dem Gemeindehauſe auszuſchließen, einen erſt dunkeln Raum hervorzubringen, um nachher durch das foramen minimum ſo viel Licht als zum Hocuspocus nöthig iſt, hereinzulaſſen.

Da man über ſeine Abſichten und Schleichwege nun ſchon deutlicher iſt, ſo bin ich wirklich neugierig, wie er ſich gebärdet, wenn er meine folgenden acht Bände recenſiren ſollte, und inwiefern er abermals Gelegenheit nehmen wird, die äſthetiſche Cultur, den Polytheismus und den Pantheismus verdächtig zu machen.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Pfalz, Mai.

Auswanderung. — Denunciationen.

Vor zwei Jahren um dieſe Zeit ſtand ich am Rhein, und der herrliche Strom ſchien mir luſtig zu rauſchen unter dem Wiehen der Frühlingsluft. Es war Nacht, aber dieſe Nacht hell von den Freudenfeuern, welche links und rechts auf den Bergen brannten. Die Flammen galten dem großen Tage, an welchem das geſammte deutſche Volk ſeine Vertreter in die Paulskirche berufen hatte, damit ſie ein einiges Reich herſtellten. Ich ſtehe wieder am Ufer. Es iſt heller, lichter Tag, aber dieſer lange nicht ſo ſchön als jene Nacht. Die Hoffnungsfeuer ſind längſt erloſchen, die Sonne beſcheint keine Erfüllung. Die Weiden und Pappeln grünen wieder friſch und ſaftig, die Bäume blühen ringe in voller Pracht; ſo weit das Auge reicht, ſtreift es über die üppigſten Saaten hin, und der blaugrüne Strom zieht in ſeiner alten Herrlichkeit zwiſchen ſeinen goldenen Ufern dahin; aber es liegt über dem allem ein Etwas, das die Bruſt nicht frei und freudig aufathmen läßt. Ein Dampfſchiff rauſcht vorüber, es trägt koſtbare Güter — lauter Menſchenleiden. Sie ziehen den Strom hinab zum Meere, um ſich jenſeits deſſelben eine neue Heimath zu ſuchen. Den der alten ſcheiden die einen mit bittern Thränen, die andern mit leichten Herzen, manche mit ſtillerem oder lauterem Grimme. Der alte Spruch „fröhlich Pfalz" hat für Tauſende ſeine Wahrheit verloren, darum kehren ſie dem Vaterlande in ſo großer Zahl den Rücken. Was treibt ſie eigentlich fort? Es hielte ſchwer, dafür eine allgemeine Urſache aufzufinden, man müßte denn alles zuſammenfaſſen in das Wort „die Zeit." Daß in dieſem Jahre ſo viele Pfälzer nach Amerika auswandern, das könnte man auswärts vielleicht ſpeciell auf Rechnung des Kriegszuſtandes und der Unſicherheit mit den politiſchen Verhältniſſen der Provinz ſchreiben. Ich glaube verſichern zu dürfen, daß nur wenige der pfälziſchen Auswanderer von dieſen Motiven geleiten werden, wiewohl ich nicht behaupten will, daß ſie nicht bei einzelnen den Entſchluß erzeugt oder doch zur Reife gebracht haben. Der Kriegszuſtand hat ja ſeit einem halben Jahre faſt alles Drückende für die Bevölkerung verloren und wird von dem Fürſten Thurn und Taxis fortwährend in einer Weiſe gehandhabt, daß höchſtens ſolche ſich durch denſelben bedrängt fühlen, die jede politiſche Schranke für ein Zuviel Uri anſehen, das der freie Menſch mit Mund und Hand durchbrechen müſſe, wo und wie er nur könne. Selbſt die in der Abgeordnetenkammer vorgebrachte Beſchwerde über die Fortdauer dieſes Ausnahmezuſtandes hat in der Heimath die Gemüther nicht ſonderlich in Aufruhr genommen. Es iſt der vorjährigen Aufregung eine ziemlich allgemeine Abſpannung gefolgt. Ja nicht nur dieß, ſondern eine Muthloſigkeit hat ſich des größten Theils der Bevölkerung bemächtigt, die man bei der ſonſtigen Elaſticität, welche dieſen rheiniſchen Volksſtamm charakteriſirt, gar nicht erwarten ſollte. Merkwürdig, wie leicht ſolche ſanguiniſche Naturen den Glauben an ein Beſſerwerden aufgeben, wenn es ſich einmal ſchlimm geworden! Und doch haben ſie es ſchon erlebt, daß alles nur eine Zeit währt. Wahr iſt es, die Früchte liegen noch auf den Speichern, die Weine noch in den Kellern, die Geſchäfte gehen jammerſchlecht, die kleinen wie die großen — die Steuerbewilligungen ausgenommen — aber das alles iſt ſchon dagewesen und wieder vorüber gegangen. Ich denke dabei nur an die zwanziger Jahre, und was die politiſchen Gentſellationen betrifft, an den Anfang der dreißiger. Freilich ſind die Ausſichten faſt trüber als je, mag man den Blick ins eigene zerklüftete Vaterland, oder hinüber auf das nahe Frankreich richten, auf dieſe ewig geladene elektriſche Batterie, aus der jeden Augenblick zündende Funken und erſchütternde Schläge zu erwarten ſtehen. Was Wunder, wenn Angeſichts alles deſſen ſo mancher das noch über den Ocean zu retten ſucht, was er hier nicht lange mehr erhalten zu können meint! Der bald und ganz herabgekommenen Leute, die in der Fremde ſich erholen zu können meinen, oder dort lieber nichts als in der Heimath wenig ſeyn wollen, haben wir zudem genug. Die Ungunſt der Gegenwart gibt ihnen die beſte Gelegenheit, die Europamüden zu ſpielen und dem allgemeinen Zuge nach der neuen Welt zu folgen. Wohl werden nicht unbeträchtliche Capitalien mit weggeführt, doch iſt das für die Pfalz, in welcher die Induſtrie neben dem Acker- und Weinbau eine ganz ſekundäre Stelle einnimmt, nicht von der hergebrachten Bedeutung, wie für manchen andern Landſtrich. Ein tiefer Schaden aber wird bei dieſen Auswanderungen nicht ſelten offenbar, ein moraliſcher nämlich. Da iſt an einem ſchönen Morgen ſo ein Schuldner ohne Spur verſchwunden, und der Gläubiger ſteht ihm nach mit leerer Hand. Sie ſind ſo leicht dieſe heimlichen Auswanderungen ohne amtliche Anzeige oder ſonſtige Formalität, und bei Hunderten hat das Gewiſſen dabei eine Dehnbarkeit angenommen, die ſich auch bei den kleineren und größeren Zahlungen zeigt, welche ſo zu ſagen in der Mode ſind. Ja es laufen Beiſpiele von einer Frechheit mit unter, die man zu anderer Zeit kaum im Reiche der Fabel geſucht hätte. Man kleppt auf die volle Taſche, daß es klingt, und ſagt dem Gläubiger ins Geſicht: ich bin es ſchuldig, ich habe auch Geld, aber du bekommſt doch nichts! Es iſt manches Teufelskorn hübſch aufgegangen und trägt ſeine Frucht.

Zu den moraliſchen Verirrungen einer aus dem Geleiſe gerathenen Zeit gehört auch das Denunciantenunweſen. Es thut mir ſchmerzlich weh, von meiner Heimath ſagen zu müſſen, daß ſie von dieſer garſtigen Krankheit angeſteckt iſt. Aber was hilft da ein Verdecken und Vertuſchen, wo der Schaden ſo offen liegt, daß er ſelbſt die in die Ferne ſichtbar iſt? Zu verwundern iſt es freilich nicht, daß eine Zeit, in der alle Leidenſchaften gähren, ſolch trüben, ſchmutzigen Niederſchlag zurückgelaſſen, aber das Häßliche wird dadurch nicht ſchöner, daß es natürlich iſt. Es gibt wirklich Leute bei uns, vor denen man ſeine Zunge ſo ſehr in Acht nehmen muß, wie vor andern zur Zeit der leidigen provviſoriſchen Regierung. Sie wollen beſſer ſeyn als jene, und ſind doch nichts anderes als eben auch Denunzianten. Sie ſtöbern Alles auf und horchen gierig auf Neues, um daraus am geeigneten Orte einen Steckt für den zu drehen, der ihnen mißliebig iſt, zu ihrer Faxde und Fahne nicht gehört, oder ihnen vielleicht gar einmal auf den Fuß getreten hat. Geheim und öffentlich, geſprochen und gedruckt wird denunzirt, obwohl Fürſt Taxis von vornherein ſich gegen dieſes ſchmachvolle Treiben ausgeſprochen.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 130. Freitag den 31. Mai 1850.

Hath not old custom made this life more sweet,
Than painted pomp? —
And this our life, exempt from public haunt,
Finds tongues in trees, books in the running brooks,
Sermons in stones, and good in every thing.

Shakespeare.

Aus dem Nomadenleben eines Naturforſchers.

I.

Aus einem zehnjährigen Reiſeleben iſt mir keine glücklichere Erinnerung geblieben, als die jener Nomadenwanderungen, welche ich in den Urwäldern von Georgien und Kolchis durch die grünen Halden des bythiniſchen Olymps, im tauriſchen Steppenlande und in den Alpenregionen des Kaukaſus, Aſerbeidſchans und Armeniens, faſt ſo wechſelnd und bewegt wie das Leben eines Trappers in den Wildniſſen von Canada, drei Sommer hindurch fortgeſetzt habe. Schöner und genußreicher als anderwärts wurde dieſes Wanderleben in Transkaukaſien geführt. Der Kranich ſegelt nicht reiſeluſtiger durch ſeine luftigen Regionen, der Delphin tummelt ſich nicht ungeniert muthwilliger durch ſein feuchtes Reich, wie wir es bei ähnlicher Stimmung gethan auf den grünen Abhängen des Pambakgebirges, in den Einſamkeiten der unermeßlichen Laubwälder bei Gambor, im kolchiſchen Lianenlande, auf den ſonnigen Alpenmatten Oſſetiens, wo wir immer wanderend und bivouakirend tage- und wochenlang ſelten einem menſchlichen Weſen begegneten. In keiner Zeit meines Lebens hat es mir mehr an Bequemlichkeit gefehlt, nirgends ſah ich weniger gebildete Geſellſchaft, und doch habe ich mich nie freier, leichter, ſeliger gefühlt, als während dieſes ungebundenen Nomadenſchweifens, wo wir als Jäger, Gebirgsforſcher, Pflanzenſammler und Inſektenfänger durch unbekannte Gegenden pilgerten, da und dort verweilend, wo das Land beſonders ſchön war und günſtige Sammelbeute verſprach. Milde Jahreszeit und ſchönes Wetter ſind freilich zu ſolchem Genuß unerläßliche Bedingungen.

Der treue Ungar Iſtwan und der alte mürriſche Koſak Waſſilj waren meine Begleiter bei dieſen nomadiſirenden Exkurſionen in Georgien. Später nahm ich den Polen Johann Saremba und abwechſelnd Eingeborene in meine Dienſte. Der Koſak leitete am Zügel ſein Pferd, das ich als Packthier zum Tragen der Burka, der Decken, des Kochgeſchirrs und des nothwendigen wiſſenſchaftlichen Apparates benützte. Der junge Magyar, ein rüſtiger Bergſteiger und eifriger Sammler, dazu eine grundehrliche Haut, marſchirte mit mir voraus. Wir trugen Gewehre und Piſtolen, pachten aber oft die ſchweren Waffen auf das Pferd, wenn wir an keine nahe Gefahr dachten, und begnügten uns mit dem zweiſchneidigen Linſchal vom trefflichſten leßghiniſchen Stahl, der eben ſo gut wickſam war, den Weg durch netzförmig verſchlungene Büſche zu bahnen und Holz für das Kochfeuer zu ſpalten, als er gegen Bären oder leßghiniſche Räuber eine ſolide Wehr bot.

Je nach der Ergiebigkeit der Sammelbeute verweilte ich länger in der Runde eines Berges oder zog mit meinen Leuten weiter. Hatten wir eine Stelle im Wald erreicht, die ſich gut zur Beiwacht eignete, ein freies Grasplätzchen, von Bäumen und Büſchen ſo dicht wie von einer ſpaniſchen Wand umſchlungen, welche die Flamme unſeres Kochfeuers den Luchsaugen ſchweifender Tartarenoder Leßghier möglichſt entzog, war gutes Trinkwaſſer in der Nähe und die Phyſiognomie der Waldgegend von der Art, daß ſie gute Jagd und reiche zoologiſche und botaniſche Ausbeute verſprach, ſo ließ ich meine Leute Halt machen. Burka, Decken,

Digitized by Google

Kochgeſchirr, Inſtrumente und unſere kleinen Proviſionen an Reis, Zwieback, Thee, Zucker, Rum wurden auf das Gras gelegt. Der Koſak beſorgte ſeinen Gaul, der Ungar ſpaltete Holz oder balgte Vögel ab. Ich muſterte die Sammlungen, legte die Pflanzen zwiſchen die Drahtpreſſe oder ſpießte die Inſekten. Bald loderte eine luſtige Flamme und eine Taſſe Thee mit Rum wirkte, wenn wir etwas müde vom Marſch waren, ſo belebend, ſo wunderkräftig wie ein Zaubertrank, von Mephiſtos alter Freundin bereitet. Ein belebender Hauch drang durch die Nervengeiſter; Muskeln und Sehnen bekamen neue Spannkraft und wir ſegneten in ſtiller Wald- und Theeandacht den Zopf der guten Chineſen, die mit ſo liebender Geduld die Theeſtaude kultiviren und uns die göttliche Wirkung der Ernte gönnen, ohne uns deren Mühe aufzuladen. Darauf ging es mit Blechbüchſe und Spiritusglas, mit Fangnetz und Gewehr in die unbekannten Myſterien des Waldes hinein. Der brummige Waffili, ein wahrer Don'ſcher „Steppenteufel“ der alten Generation, den ich vergebens zum Sammeln abzurichten ſuchte, ward zurückgelaſſen, um die Reisſuppe zu kochen oder den Pilaf zu bereiten, und um Pferd und Gepäcke zu bewachen. Empfehlung der Wachſamkeit war überflüſſig. Handelte es ſich doch um ſein Eigenthum, um ſein langhaariges, plumpfüßiges, grobknochiges Lieblingsrößlein, das er mit gleicher Sorgfalt pflegte, mit derſelben Zärtlichkeit liebte und eben ſo hoch in Ehren hielt wie Sancho Panſa ſeinen caſtilianiſchen Grauen, obwohl der Don'ſche Gaul bereits an die zwanzig Jahre alt, ziemlich mürbe und marode und dem Tſcherkeſſenritt kaum mehr gewachſen war.

Ein nomadiſirendes Naturforſcherleben muß man ſelbſt gelebt haben, um deſſen mannigfach wechſelnde Freuden und Leiden richtig zu würdigen. Wer dieſe Nomadenexiſtenz nie ſelbſt gekoſtet hat, ſtellt ſich in der Regel die Gefahren größer und näher vor, die Genüſſe in keinem Verhältniß zu den Mühſeligkeiten und Entbehrungen. Schwerlich denkt ſich der deutſche Leſer daheim den transkaukaſiſchen Urwald anders, als dicht bevölkert mit reißenden Thieren und mit lauernden Räubern; den Reiz eines Nachtlagers unter Bur, Platane und Lorbeerbuſch auf duftender Waldkräuterdecke verkümmert ihm der Gedanke an eine Viper, die unter den Blumen ſchleicht, an Taranteln oder Scorpionen, welche mit erhobenem Schweif und Giftſtachel über den Körper des Schlafenden hinkriechen. Und dann die Wölfe und Bären und die wilden Bewohner des Gebirges und Waldes, welche den Fremden, der in ihr Bereich ſich wagt, als ein Opfer betrachten, das ihr Gott in ihre Hände geliefert! Und wenn auch keine dieſer Gefahren beſtände, die dichte Wildniß, die Wegloſigkeit dieſes Waldlabyrinths, wo man ſich vergebens nach einer Meilenſäule umſieht, wo nirgends der mitleidige Holzfinger eines Wegweiſers den Ausgang zeigt, der wieder zum Lager, zur Caravane oder zu irgend einer gaſtfreundlichen Hütte führt!

All dieſe Inconvenienzen beſtehen wirklich; aber in der Nähe und mit der Gewohnheit verlieren ſie den Schrecken, wie die meiſten Popanze dieſer Welt, welchen die furchtſame Einbildungskraft in der Ferne vergrößerte Dimenſionen leiht. Wie der Veteran beim Bivouakfeuer der Vorpoſten ſich durch das unheimliche Summen irrender Kugeln wenig ſtören läßt, wenn er ſeine Commisbrodſuppe verzehrt, ſein Schnapsgläschen koſtet oder ein altes Soldatenlied trillert, wie er jener bleiernen Todesboten lacht, von denen er aus Erfahrung weiß, daß hunderte von ihrem Ziel abirren, ehe eine trifft, ſo ſchließt auch der Jäger wie der ſammelnde Naturforſcher bei ſeinen Streifzügen durch Wald, Steppe und Gebirg die lauernden Gefahren in das behagliche Reich ſeiner Tagesgewohnheiten mit ein, ſo verlieren ſie für ihn das Unheimliche und geben ſeinem Handwerk eine romantiſche Würze, ſind ein Schutzmittel gegen den Ueberdruß, den zuletzt jede mühſame und monotone Lebensweiſe erzeugt.

(Fortſetzung folgt.)

Schwäbiſche Pfarrhäuſer.

(Fortſetzung.)

Ihr müßt nämlich nicht glauben, über den Fremden ſeyen die eigenen Oertskinder vergeſſen worden; gewiß nicht. Da war heute eine Wöchnerin, die eine kräftige Suppe brauchte, dort eine andere, der eine ſüße Weinſpeiſe wohlgethan hätte, morgen eine Frau in geſegneten Umſtänden, die beſonderes Gelüſten nach einem gebratenen Huhn verſpürte, oder ein altes Weib, das nichts mehr als Kaffee vertragen konnte; drüben lag der Nachbarin krankes Mädchen, die nur gekochtes Obſt genoß, unten im Dorf der geneſende Michele, der alles aß und nie genug hatte. Für ſie alle reichte die Küche des Pfarrhauſes, auf der der Segen jenes geweihten Oelfrüglein ruhte.

Ein Hauptreiz des Aufenthalts im Pfarrhauſe war auch, daß Jedermann alles treiben durfte, was ihm zuſagte, und in dieſem Punkt vereinte es die ſchwäbiſche Gaſtlichkeit mit der freieren engliſchen Sitte. Man gab was man hatte und konnte, man verlangte und erwartete nichts, als daß die Gäſte vergnügt ſeyen. Die Pfarrerin hätte wo möglich noch einen Fiſchteich angelegt und eine Jagd gepachtet, um etwaige Jagd- und Fiſchliebhaber zu befriedigen. Die Gäſte benutzen auch ſolche Freiheit zur Genüge und trieben was ihr Herz begehrte. Nicht nur daß ſie ſpazieren gingen,

Digitized by Google

ſpielten, ſangen, ja ſogar tanzten, wenn es ihnen einfiel (wobei die Frau Pfarrerin ſorgſam die Läden ſchloß, um keinen Anſtoß zu geben): die Kinder warfen Scheiben ein, fielen Löcher in den Kopf und brachen Arme und Beine, Jünglinge und Jungfrauen fingen glückliche und unglückliche Liebſchaften an, eine beſuchende Frau kam in die Wochen, um dem kinderloſen Ehpaar auch den Genuß von ganz kleinem Kindergeſchrei zu verſchaffen, und ein langweiliger alter Herr ſtarb ſogar zu Gaſt, nachdem er ſich zuvor wochenlang hatte verpflegen laſſen. — Die Pfarrmagd hatte natürlich auch ihre Gäſte auf eigene Hand, Brüder, Baſen, Pathen und ſonſtigen Anhang, und es war reſpektabel vom Hofhund, daß er nicht auch größere Zuſammenkünfte mit befreundeten Hunden veranſtaltete.

Schon beim Beginn ſeines jungen Ehſtandes hätte der Pfarrer ſeine Gaſtfreundſchaft beinahe theuer bezahlen müſſen. Es kam eines Tags ein ſeltſam und düſter ausſehender Mann in ſein Dorf, der ſich als Miſſionär zu erkennen gab und den Wunſch ausſprach, hier eine Miſſionsſtunde zu halten. Der Pfarrer räumte ihm bereitwillig die Kirche ein, obwohl ihm der Mann mit ſeiner düſtern, heftigen Frömmigkeit nicht gefiel. Da das Wirthshaus des Ortes ſchlecht war, ſo boten ihm die guten Pfarrleute die Wohnung im Pfarrhaus an, obwohl ſie auf dieſer ihrer erſten Stelle ſo beſchränkt im Raume waren, daß die Frau in's Zimmer ihrer Mutter ziehen mußte, um dem Gaſte im Schlafzimmer bei ihrem Manne Platz zu machen.

Inmitten der Nacht wacht die Mutter an einem ängſtlichen Traume auf; jetzt erſt beunruhigt ſie's, daß man den Pfarrer ſo ganz allein mit dem ſeltſamen Fremden gelaſſen. Sie ſteht endlich auf, um hinabzugehen und an der Thüre zu lauſchen; da alles ſtill iſt, geht ſie wieder hinauf und legt ſich zu Bette. Am frühen Morgen trafen ſie den Miſſionär nicht mehr, der vor Tage abgereiſt war, der Pfarrer aber beklagte ſich, daß ihn der unruhige Gaſt beinahe ganz um den Schlaf gebracht habe, da er die halbe Nacht im Zimmer auf und ab gegangen.

Nach langen Jahren, als der ſonderbare Gaſt faſt ganz vergeſſen war, kam ihnen in einem Miſſionsblatt der Bericht eines fremden Miſſionärs zu. Er erzählte darin, daß er ſich vor Jahren auf einer Reiſe durch Deutſchland in einer beſonders trüben, heftig aufgeregten Gemüthsſtimmung befunden habe. Einmal ſey er in einem Pfarrhauſe mit ungemeiner Güte aufgenommen und in des Pfarrers eigenem Schlafzimmer beherbergt worden. Da, in ſtiller, ſchlafloſer Nacht, ſey ihm der Gedanke gekommen, ob er nicht am beſten thäte, den Pfarrer ſo in all ſeiner Herzensgüte, in der Fülle ſeines Glücks aus der Welt zu ſchaffen, eh ihn der Hauch dieſer böſen Welt vergifte. Er habe die ganze Nacht mit dieſem Gedanken gerungen, ihn aber doch noch niedergekämpft und ſich vor Tage entfernt, um ihn nicht am Ende doch noch auszuführen. Die guten Pfarrleute überlief's kalt, wenn ſie an die ſchauerliche Liebeserweiſung dachten, die ihnen zugedacht geweſen war; ihr gütiges Herz ward aber dadurch nicht abgeſchreckt.

Ein ſo unheimlicher Gaſt hat nie mehr die gaſtliche Schwelle überſchritten, und die Hand des ſtillen Gottesboten, der ſtets zur rechten Stunde kommt, hat den unſichtbaren Schild eingezogen, der das Pfarrhaus zu einem ſo geſuchten Gaſthofe machte: eine offene Hand und ein liebevolles Herz.

Verſe von Juſtinus Kerner.

An ihre Hand im Alter.

O wär' ich Alter noch im Stand
Ein junges Lied zu heben an,
Wie fing ich euch von ihrer Hand,
Und was die Liebes hat gethan!

Die liebe Hand, die fleiß'ge, die
Die Spuren ihrer Arbeit trägt,
Geſchrieben hat ein Buch ſie nie,
Sich nie auf dem Klavier bewegt.

Die liebe Hand! die fleiß'ge Hand!
Die Spindel hat ſie oft gedreht,
An manchem Hemde und Gewand
Bis in die ſpäte Nacht genäht.

Sie hat gekocht, ſie hat geſtrickt,
Daß ſie die Arbeit machte roth;
Oft hat ein Wand'rer ſie gedrückt,
Dem wohlauf Speiß' und Trank ſie bot.

Noch fühl' ich ihren erſten Druck
In meiner Hand zur jetz'gen Stund,
Wie mächtig mit magnet'ſchem Zug
Er fuhr in meines Herzens Grund.

Und wenn die liebe, treue Hand
Sich mir auf's Herz, das bange, legt,
Wird mir der Zauber wohl bekannt,
Den dieſe Hand ſtill in ſich trägt.

Mein Mund küßt ſie mit Jugendgluth,
Aus blindem Auge fällt auf ſie
Oft meiner Thränen heiße Fluth. —
Iſt dieſe Hand nicht Poeſie?

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Göttingen, Mai.

Sonst und jetzt.

Als Heinrich Heine von der weltberühmten Universität Göttingen behauptete, sie gefalle einem am besten, wenn man sie mit dem Rücken ansehe, geschah das in einem Zeitpunkte, der in die Periode ihrer schönsten Blüthe fällt; wer sein Urtheil lauten würde, wenn er dieselbe „zur Zeit der großen Ebbe," das heißt in den Jahren 1837 bis 1850 kennen gelernt hätte, dürfte sich schwer bestimmen lassen, da mit Dichter und Stadt in den letzten Decennien eine solche Veränderung vorgegangen ist, daß diejenigen, welche beide vor Zeiten gekannt haben, sie jetzt nur mit höchst wehmüthigen Gefühlen anschauen können. Dieß begegnete mir wenigstens mit der Stadt, als ich dieselbe nach langjähriger Abwesenheit wieder erblickte. War Göttingen auch zu der Zeit, als ich mit jugendlichem Sinn zum erstenmal ins Wender Thor einzog, nicht mehr eine Universität ersten Ranges, worauf es vor dem Jahre 1831 gegründeten Anspruch machen konnte, so glänzte an seinem Himmel doch außer dem bekannten Professorenfesthengestirn noch eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Namen, deren Inhaber jetzt zum größten Theil entweder nicht mehr unter den Lebenden sind, oder ihren Wohnsitz an einem andern Orte aufgeschlagen haben. — Das Aeußere der Stadt, die freien Plätze, die Straßen und Häuser, die Wälle, Spaziergänge und Anlagen trugen zwar sämmtlich noch ihren frühern Charakter — wie sich denn eine kleine Universitätsstadt überhaupt weniger verändert als eine Residenz oder Handelsstadt — aber das alte fröhliche Leben, welches einst dort überall geherrscht, war verschwunden. Die von der heißen Mittagssonne beschienenen Straßen lagen wie verödet; nur hie und da schlenderte ein Student mit Hund und Mappe, ein Dienstmädchen oder ein müssiger Stiefelwichser an den Häusern dahin. Die obendrein etwas monoton gebaute Stadt machte einen fast peinlichen Eindruck auf mich. — Im Vergleich zu andern Universitätsstädten, namentlich zu den süddeutschen, fällt diese Einförmigkeit der Straßen, in denen man sich vergeblich nach irgend einem charakteristischen, alterthümlichen Gebäude umsieht, unvortheilhaft auf. Einige Kirchen, das Rathhaus auf dem Marktplatze und ein alter, in einem Ueberrest der Stadtmauer stehender abgestumpfter Thurm, in welchem sich frühre die Sternwarte befand, sind die einzigen Bauwerke, deren Aeußeres verräth, daß sie frühern Jahrhunderten ihre Entstehung verdanken. Die in den größeren und belebteren Straßen befindlichen Häuser sind meist drei oder vier Stockwerke hoch, fast durchgehends in einem und demselben Styl gebaut und grau oder weiß angestrichen; die in den kleineren und abgelegeneren Gassen befindlichen sind dagegen meist um einen Stock niedriger und haben ein ärmlicheres Ansehen. Die Ein- und Gleichförmigkeit der Straßen und Häuser schreint im Lauf der Zeit auch auf die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung übergegangen zu seyn und sich selbst den Bewohnern der umliegenden Gegend mitgetheilt zu haben, denn während eines mehrjährigen Aufenthalts daselbst ist es mir nicht gelungen; irgend welche charakteristische Volksgebräuche zu entdecken. In einer Entfernung von mehreren Stunden findet sich dagegen schon mancherlei Bemerkenswerthes in dieser Hinsicht. Wenn Heine die Bewohner Göttingens in Studenten, Professoren, Philister und Vieh eintheilt und dazu bemerkt, daß die vier Stände nichts weniger als streng geschieden seyen, so erschient diese Bemerkung bei weitem nicht so boshaft, wenn man weiß, in welch auffallender und störender Weise der „bedeutende Viehstand" hervortritt. Zur Frühlings- und Sommerszeit begeben sich in jeder Morgenfrühe sämmtliche Kühe Göttingens in langem feierlichem Zuge, eine hinter der andern, schwerfordelnd zum Thor hinaus und ziehen allabendlich in derselben regelrechten Ordnung wieder in die Stadt ein. Diese langsam dahinschreitenden, flankschigen, rothhäutigen, langgeschwänzten Rinder gewähren in der mit saubern Häusern besetzten Wender Straße, welche die Stadt fast von einem bis zum andern Ende durchschneidet, einen höchst seltsamen Anblick. Spaßhaft aber ist es zu sehen, mit welcher Präcision jede Kuh am Abend den Zug stets auf der nämlichen Stelle verläßt, um zu ihrem Stall zurückzukehren. Fremde wissen gewöhnlich kaum Worte zu finden, um ihr Erstaunen über diese patriarchalischen Zustände auszudrücken, zumal wenn sie durch eine solche Kuhprocession auf irgend einem eiligen Gange aufgehalten worden sind; denn dieselbe zu kreuzen und zu durchbrechen ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Da trotz des neuerrichteten, geschmackvollen Universitätsgebäudes, welches im Jahr 1837 am hundertjährigen Stiftungsfest feierlich eingeweiht wurde, die verschiedenen Collegien noch immer in verschiedenen Privathäusern und Häuschen gehalten werden, so wanderte ich, um mir die trüben Gedanken zu verscheuchen, zu einer jener Gebäulichkeiten, deren Räume mir aus meiner Studienzeit noch in gutem Andenken waren, und trat auf's Gerathewohl in einen Hörsaal ein, in welchem, beiläufig gesagt, schwerlich achtzehn Studenten Platz gefunden hätten. Obwohl ich mir vornahm der Vorlesung mit großer Aufmerksamkeit zu folgen — es war eine Erklärung des Prophoten Amos — so übten die Heuschrecken, welche in derselben äußerst häufig vorkamen, und die heiße Mittagssonne vermoch eine solche magische Gewalt auf mich aus, daß ich meiner ganze Kraft aufbieten mußte, um im Kampfe mit den beiden Plagen nicht zu unterliegen. — In einem andern, geräumigern Hörsaal wohnte ich gleich darauf einer juristischen Vorlesung bei, welche sehr zahlreich besucht war. Der Docent schien sich eines großen Beifalls zu erfreuen und gab sich alle erdenkliche Mühe, den trockenen römischen Rechtsbegriffen eine Art von Leben einzuhauchen. Hätte der wohlbekannte Raum nicht fortwährend Bilder vergangener Zeiten in meiner Seele hervorgerufen, ich würde vielleicht größeres Interesse an der Vorlesung gefunden haben. In demselben Auditorium, wo jetzt unsäglich verwickelte Verbrechtsformeln erschallten, hatte ich einst den Klängen der heiligen Intersprache gelauscht; auf derselben Tafel über dem Katheder, die jetzt von Cajus und Sempronius und von Titus und Mävius eingenommen war, hatte ich einst die uralte Götterschrift vom lotosumblühten Gangesstrome prangen sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Monatsregister Mai.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Todtengespräche. 111.
Ein Ball in Paris. Von Th. Fontane. 122.
Verse von Justinus Kerner. 130.

Erzählungen.

Wiener Früchtel. 104.
Dünengeschichten. 107—122.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Lübische Schildereien. Von E. Willkomm. 104. 105. 106. 107. — 113.
Die Caricatur in Frankreich seit der Februarrevolution. VI. 105. 106.
Erinnerungsblätter aus Rastatt. Von Corvin. 108—112.
Die Flüchtlinge in London. 114—116.
Diplomatisches, Höfisches, Gesellschaftliches aus Berlin in den Jahren 1800 und 1801. Von Helmine v. Chézy. 117. 118.
Herbsttage in der französischen Schweiz. 119—124.
Schwäbische Pfarrhäuser. 123—130.
Napoleonsche Anschauungen. 125—127.
Goethe und C. F. Reinhard. 128. 129.
Aus dem Nomadenleben eines Naturforschers. 130.

Korrespondenz.

Dresden. 105. — 110. 111. 112. 113. 114. — Paris. 107. 108. 109. 110. — 121. 122. 123. — Berlin. 108. 108. — Wien. 112. 113. 114. 115. — Aus dem südlichen Frankreich. 115. 116. 117. 118. — Frankfurt a. M. 117. 118. 119. 120. — Vom Mittelrhein. 119. 120. 121. — Tübingen. 123. 124. 125. 126. 127. — Aus der Pfalz. 129. — Göttingen. 130.

Zu unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefwechsel
zwischen
Goethe und Reinhard
in den Jahren 1807 bis 1832.

gr. 8. Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr.

Die Familien Goethe's und Reinhard's dem Wunsche vieler Freunde der Verewigten nachgebend, haben sich über die Veröffentlichung der zwischen Beiden gewechselten Briefe vereinigt.

Dem Namen Goethe irgend etwas beifügen zu wollen, wird als überflüssig erachtet. Auch Reinhard's Namen wird allen bekannt seyn, die den Weiterereignissen seit Beginn der französischen Revolution mit Aufmerksamkeit gefolgt sind.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1850.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[45] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers
Polytechnisches Journal.
Einunddreißigster Jahrgang

Zweites Märzheft.

Inhalt. Mittheilungen aus meinem L. Wirken als Maschinenbauer; von Dr. Ernst Alban in A. 's Abbildung. Einiges über seine neuern Hochdruck. Kessel. (Schluß.) — Verbesserungen an Boddicker-Maschine von. Mit Abbild. — Beschreibung der mechanische von Alexander in Paris. Mit Abbild. — Verbess. riemen aus Guttapercha; von Todd. — Apparate zum und Verkohlen des Torfs; von Green in London. Mit — Ueber das Gerauderichten gedrehter Schiffstaue, Anderson. — Verfahren, schmiedeiserne Gegenstände durch Einsatzhärtung ganz oder theilweise in Stahl zu verwandeln; von Dagoule. — Apparate zur Erzeugung des elektrischen Lichts; von Allman, Ingenieur in London. Mit Abbild. — Ueber einige Erscheinungen bei der Härtung des Stahls durch Metalloxyde; von Bontemps. — Ueber die Bereitung von Bleizucker aus Hohsiffig; von Prof. Schnedermann. — Ueber die Gewinnung des metallischen Bleies aus schwefelsaurem Bleioxyd; von demselben. — Verfahren das schwefelsaure Bleioxyd in Bleioxyd zu verwandeln; von Prof. Hayen. — Verfahren zur Bleiweißfabrikation; von Rogers, Professor der Chemie in London. — Ueber einige Verbesserungen in der Rübenzuckerfabrikation; von Mediznalrath Reiche, Michaelis zu Magdeburg. Mit Abbild. — Ueber Rousseau's Verfahren zur Rübenzuckerfabrikation — Beobachtungen über die Kartoffelernte im Jahre 1849 und die Ursachen des Verderbens der Kartoffeln, von Giese. — Miscellen. Ueber Franke's Centrifugal-Regulator für Dampfmaschinen. — Schutzmittel gegen Rost im Innern der Dampfkessel. — Wagner's verbesserte Zimmerheizungsmethode. — Elektrische Telegraphie ohne Batterie; von Dujardin in Lille. — Ueber ein Mittel, Kupfervitriollösungen während der Dauer des galvanischen Niederschlags fortwährend gesättigt zu erhalten; von Phillips. — Neuer Versuch über die complementairen Farben; von Wartmann. — Ueber Kobaltum-Zinn Amalgam; von Prof. Bottentuopp. — Day's wasserdichtes Schmirgelpapier. — Anwendung der Gutta-percha als Ueberzug der hölzernen Schiffe. — Verfahren Seife aus Harz und Talg zu fabriziren; von Bowden und Longmaid. — Dämpfen des Getreides.

Erstes Aprilheft.

Inhalt. Ueber die Stärke und die Krümmung der Dampfkessel, von Hrn. Lame. Zusatz „über die Formeln von Navier für die Biegung gekrümmter Stäbe." — Williams' doppeltes Sicherheitsventil. Mit Abbild. — Gegossene Eisenbahnräder mit angehellter Rade. Mit Abbild. — Excentrische Blech- und Drehbohrer, von Roberts. Mit Abbild. — Gottrell's Berechnung zu Schießfeen. Mit Abbild. — Pauwels's Garten-Maschine. Mit Abbild. — Smith's Uhr, welche durch eine Kanonenfeder getrieben wird. Mit Abbild. — Neues Musik-Instrument, construirt von F. Berthhourt in Kassel, sogenannte hessischen Hofmechaniker und Mühlenbauer, beschrieben von Schnitzler in Berlin. Mit Abbild. — Ueber neue Methoden Dichtmesser; von Professor G. Decher. Mit — Anleitung zur Theilung der Lotte und Reductionsmaschinen. 1) für einen Multiplications-Theodolit oder ein terrestrisches Universale-Instrument mit einem Reunrohr zum Durchschlagen von 12 bis 15molliger Vergrößerung; 2) für einen Distanzmesser mit Kippregel zur Aufnahme mittelst des Meßtischen.) — System der Zeigerdrähten von Thurmuhren zu beleuchten — Davey. Mit Abbild. — Verbesserungen zur Fabrikation von Zündern, als Bleiweißsurrogat; patentirt für J. Roche in London. Mit Abbild. — (Apparat um metallisches Zink in gasförmigen Orph zu verwandeln. — Apparate zur Fabrikation von Kalk und Ziegeln — Bereitung von Anstreichfarben und — Ueber ein neues Reagens um den Zucker in Harn zu entdecken; von Maumene. — Verfahren in Betreff der Zuckerfabrikation, von B. Kahlmann. — Ueber das Stearinsäure und das Gießen der Kerzen und de selben. — Entstehung des Kartoffelbrandtweins, von Dumas. — Ueber das Säen und das sogenannte Ueberziehen der Samenkörner; von Dehel, Director des Versuchsfeldes zu Grignon. — Bericht über Versuche, die vom 2 November 1849 bis 3. Januar 1850 in England ertheilten Patente. — Schwarzwerden der Mennige des Nordt zwischen Granton und Stockton. — Versuche mit im hydraulischen Zustand befindlichen Steinen von Dogal. — Photographirbarkeit des Jodsilbers. — Verfahren zu Zwecken, von A. und H. Parkes. — Verfärben der Kartoffelknollen, welche nicht knollen. — Baumwollspinnerei — Verfahren für die Gemeinden-Schlachthäuse, in Frankreich

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich drei Hefte mit Abbildungen, der Jahrgang, der 48 Bogen mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und dem Text gedruckten Holzschnitten beträgt, mit einem ausführlichen Sachregister versehen, macht das Ganze und kostet bei allen

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie abgekauft hat, und zwar ältere des 30ster Jahrgang bis Band 1 bis 114 zu 480 fl. oder 280 Mäßer ausgeben. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preis von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

Was ist die Chol
und wie kann man sich vor ihr am
verwahren?

Nebst Angabe der bewährtesten Heilung derselben.

Von

Dr. J. Ennemoser.

Zweite verbesserte Auflage.

8. broschirt. Preis 30 kr. oder

Hauptabschnitte des Inhalts:

Name und Geschichte. — Kennzeichen der indischen Cholera. — Vorboten. — Verlauf und Ausgang. — Ursachen. — Wesen der Cholera. — Wie man sich vor der Cholera verwahren kann. — Thierische Erscheinungen. — Vegetabilische Mittel. — Vorkehrungen. — Mittel wider die Ansteckung. — Mittel im ersten Ausbruch der Krankheit. — Behandlung der Krankheit und der Genesung. — Verhalten der Genesenden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Vierundvierzigster Jahrgang.

1850.

Juni.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Als eigentliches Unterhaltungsblatt bleibt ihm die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch anfprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter des Blatts ensprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“ kostet fl. 14. oder Rthlr. 8.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 131. Sonnabend den 1. Juni 1850.

— 's ist auch wohl fein,
Ein wackrer Mann zu seiner Zeit zu seyn.
So einer wohl von seinem Schlag;
Das hält noch eine Weile nach.
Goethe.

Goethe und C. F. Reinhard.

Reinhard an Goethe.

1808.

Falkenluft, 9. August.

Das Beziehungsvolle in allen neuesten Arbeiten Schlegels haben Sie sehr richtig bemerkt. Es beweist die fire Idee, und so könnte am Ende der Mensch um des Narren willen bei Ehren bleiben. Ich erwarte mit Ungeduld die versprochene Confession des neuen Augustinus. Da Sie den Pferdefuß S. 97 unter der modernen Schleppe so richtig gesehen haben, so wird auch jede andre Contrebande Ihrem geübten Scharfblick nicht entwischen. Die alleinseligmachende Kirche S. 201 erinnert mich an eine Unterredung, die ich vor einiger Zeit mit einem der Schlegelschen Jünger hatte, einem jungen Mann, der bei vorzüglichen Anlagen des Geistes und des Herzens seinen Verstand umnebeln ließ, weil er an die Reinheit des Charakters glaubte. Intoleranz, sagte dieser aus dem Munde des Meisters, ist die nothwendige Folge des Wahrheitsgefühls: die Pflicht, unsere Ueberzeugungen in andere überzutragen, kann übertrieben werden, aber ihr Mangel ist Immoralität. — Sie sehen, wie unerschütterlich der Fels steht, auf dem die Kirche gebaut ist; und gewiß, die schon viel träger sich wälzenden Wellen des Protestantismus werden ihn nicht zertrümmern. Betrachten wir die Kirchengeschichte im Großen, so erscheint uns das Lutherthum weder von längerer Dauer, noch politisch und intellectuell fester gegründet, als z. B. die arianische Herrschaft. Alle Divergenz der Ketzereien hat sich am Ende an der Einheit der Kirche gebrochen, wie die Coalitionen an der Einheit unseres Napoleon; und so könnten wir wirklich, vielleicht schon in der nächsten Generation, das Alte wieder befestigt und allgemein herrschend erblicken, besonders wenn die von der andern Seite recht tüchtig mechanisirte Menschheit nichts weiter mehr ist als Zettel in einem künstlichen Strumpfweberstuhl.

— — — Ihren Rath, die durch meine Wanderungen entstandenen literarischen Lücken auszufüllen, find' ich sehr gut, nur möcht' ich sehr eines verständigen und erfahrenen Rathgebers bedürfen. Wenn Sie es seyn wollten! Die deutsche Literatur von 85—95 ist mir wirklich beinahe ganz terra incognita geblieben; von da an bis zu 1802 hab' ich sie nur in Fragmenten ergriffen. Wie ich Deutschland verließ, fing eben der Name Kant an im schwachen Echo nach Frankreich herüberzutönen. Sein Evangelium kommentirten noch zu seinen Füßen sich schleppende Scholiasten, keine auf seine Schultern steigenden Kritiker. Reinhold, der Buchstabenmann, dem immer der Geist entschlüpft, gab seine Theorie des Vorstellungsvermögens. Neben der Hallischen Literaturzeitung thronte noch die allgemeine deutsche Bibliothek. Die protestantische Bibelannihilirung war beinahe vollendet. Mendelsohn zankte sich mit Jakobi über Lessings Pantheismus. Die Almanachsperiode ging zu Ende; Schiller hatte noch kein Trauerspiel in Jamben geschrieben. Goethes Werther und Götz hatten mich früher wunderbar ergriffen, aber sie standen isolirt vor meiner Phantasie und ich wußte sie dem Ganzen nicht anzupassen. Publicität und Aufklärung waren meine Losungsworte; beinahe wär' ich der Märtyrer von beiden geworden, von jener weil ich Aufsätze über die württembergischen Schulen geschrieben hatte, von dieser, weil ich, da ich einen runden Hut

Digitized by Google

trug, für einen Ketzer galt. In Frankreich verſchlang erſt die Bemühung mir die Sprache anzueignen, und dann die Revolution meine Zeit und meine Thätigkeit. Was mich von deutſcher Literatur am meiſten intereſſirte, waren die politiſchen Anſichten, und der vornehme Ton, mit dem über die Revolution abgeſprochen ward, war mir unerträglich. Nach meiner Zurückkunft gaben mir die Xenien, die ich erſt recht fromm verabſcheute, den erſten Ueberblick der neuern Literatur, und ich finde nun den richtigen. Kant war mir fatal geworden, ſeit Gavat in der Schreckenszeit geglaubt hatte, man könnte damit beim Pariſer Pöbel eine Diverſion machen; * doch überſetzte ich ſeinen ewigen Frieden, ein Ding a priori, ungefähr wie Fichtens Zeitalter. Den Taſſo fand ich claſſiſch; ich kannte nichts in deutſcher Sprache, was dem Begriff, den ich mit dieſem Worte verband, ſo ganz entſpräche. Später ſtand das Athenäum vor mir wie ein neckiſches Geſpenſt; früher hatt' es mir geſchienen, um die philoſophiſch-äſthetiſchen Aufſätze der Horen zu verſtehen, müßte ich erſt noch ein wenig Sprache lernen. Noch mehr ſchreckte mich dieſes Gefühl meiner Mangelhaftigkeit von Fichte und Schelling zurück. Nur da ich mich in jedem Sinn, und ſelbſt nach einem gewiſſen Geiſt des Widerſpruchs, wieder germaniſirt hatte, gewann das Ganze der Literatur für mich Intereſſe, und auf dieſem Punkte ſtehe ich nun.

Ich glaube, daß es über und unter dem Monde Dinge gebe, wovon einſt unſere Philoſophie ſich nichts träumen ließ, und wovon unſere Philoſophie ſich jetzt träumen läßt; aber eben weil es Träume ſind, für die Philoſophie noch mehr als für den Philoſophen, läßt ſich nichts in ſcharfer Wirklichkeit darſtellen, das Ganze nicht in Theile zerlegen, die Theile nicht in Reih und Glieder ordnen. Philoſophie kann ſo wenig gelernt werden als die Tugend, nur geahndet, ergriffen und angeſchaut. Alles iſt individuell, und was nicht individuell iſt, fällt dem Mechanismus anheim. Das geiſtige Einwirken der Menſchen auf Menſchen iſt nie, faſt nie, weder beabſichtigt, noch berechnet, noch erkannt; das Mechaniſche iſt dem Kalkul unterworfen, ſo weit der unbewußt oder träumend wirkende Geiſt ihn nicht verrückt. Die Deutſchen ſind nun des Lernens müde, weil ſie ſo viel gelernt haben; die Franzoſen lernen noch, aber die Deutſchen ſtehen auf dem Indifferenzpunkt, und ob ſie das Hüben oder das Drüben, die Materie oder die Form (ſonderbar, hier wird mit Materie gleichbedeutend mit Geiſt) ergreifen werden, darüber wird das Schickſal entſcheiden.

(Fortſetzung folgt.)

* Gavat und Reinhard fanden ſich zufällig am Portal des Palais Royal zuſammen, als der Karren vorüber fuhr, der Madame Eliſabeth zur Guillotine brachte. Als R. ſich ſchaudernd abwendete, ſagte jener: »Je vois bien, il faut traduire la philosophie de Kant en françois, pour faire diversion à ces scènes sanguinaires.«

Aus dem Nomadenleben eines Naturforſchers.

(Fortſetzung.)

Die Lagerplätze, welche ich in den gamboriſchen Wäldern, nordöſtlich von Tiflis, wählte, waren gewöhnlich in der Nähe jener Bäche, die durch düſtere Bergſchluchten in die Niederungen fließen und durch Rieſeln und Murmeln, Rauſchen und Brauſen ihre Gegenwart überall ankündigen, wo ſonſt die dichte Vegetation ſie oft den Augen des Dürſtenden entziehen würde. Ein ſolcher Waldbach war gewöhnlich der Ariadnefaden, an dem wir uns ſelbſt von ſehr entlegenen Gegenden, wohin uns Jagd- und Sammeleifer fortgeriſſen, zu unſerem Lager zurückfanden. Der ergiebigeren Ausbeute wegen zerſtreuten wir uns gewöhnlich einzeln in den Wäldern. Der Zufall führte den einen oder den andern nach einer Stelle, wo der lichtere Raum, der fettere Humusboden und das rechte Maß von Feuchtigkeit und Wärme einen ſo mannigfaltigen als prächtigen Pflanzenſchmuck aus der Erde gelockt, wo es herrlich zu botaniſiren war, wo ſeltene Waldſchmetterlinge, Hymenopteren und Netzflügler mit Vorliebe um die Blumen ſchwebten, wo die Orthopteren im ſchmuckſten blumendekorirten Ballſaale ihre Polkaſprünge machten, wo inſektenfreſſende Vögel zur Jagd ſich einſtellten, die Falken als die größten Räuber zu ähnlichen Zwecken in der Nähe lauerten und unter den umgeſtürzten morſchen Baumſtämmen und unter den Rinden ſeltene Caraben den Eifer des Suchers lohnten. Führte uns dieſer Jagdeifer zu weit von jenen rieſelnden Ariadnefäden in einſame Gegenden, wo nichts als Grün und Grün über uns, um uns den Himmel und die Sonne verdeckte, wo die zahlloſen Windungen, zu dem uns oft das dichte Netz der Geſträuche nöthigte, es uns unmöglich machten die Richtung des Lagers und ſelbſt die Himmelsgegend zu erkennen, ſo mußte der Compaß helfen, wenn nicht die Baumzweige, welche der Kinſchal abgehauen, als Wegweiſer des Rückzugs dienten. Zuweilen traf es ſich doch, daß alle dieſe Vorſichtsmaßregeln nichts halfen, daß einer halbe Tage und Nächte lang in den Irr- und Wirrgärten des Urwaldgebirgs ſtreifend vergebens den Aus- und Rückweg ſuchte. Dann ſchoß er in Pauſen ſein Gewehr ab ſo lange, bis die Schallwellen des Schuſſes nach dem Lagerplatz drangen, eine donnernde

Digitized by Google

Antwort von dort erfolgte und die Pulverſtimmen zuletzt doch wieder in die rechte Richtung leiteten.

Nur für den Neuling hat das Verirren im Walde den tiefſten Schrecken. Wer gewöhnt iſt an dieſe grünen Irrgänge, wem die Moosdecke ſo oft die Stelle des Bettes, die ſchlangengewundenen knorrigen Eichenäſte die Stubendecke oder den Regenſchirm in hundert Fällen erſetzen mußten, wem der Beſitz eines treuen Gewehrs und einer ſichern Hand in dieſen wildreichen Wildniſſen die beruhigende Ueberzeugung gibt, daß er nicht verhungern kann, ſo lange ſeine Waidmannstaſche mit Pulver und Blei noch wohl verſehen iſt, den wird auch der Gedanke, im Nothfall ſelbſt wochenlang von ſeinen Gefährten getrennt in dieſen prächtigen Urwaldlabyrinthen zu irren, nicht allzuſehr entmuthigen. Wer den Hain, das Dickicht liebt, wie der Indianer, wie der Waidmann, wie der Kuckuck, den ſchreckt hier ſelbſt der Gedanke des Sterbens minder, als draußen im Gewühle der Geſellſchaft. Weilt der Blick einmal bei der trüben Zukunft, welcher kein Erdgeborner entgeht, ſo iſt kaum etwas mehr geeignet, uns mit dem unerwünſchten ewigen Stillſeyn zu verſöhnen, als das Bild einer freundlichen Ruheſtätte. Ein Grab für den edlen menſchlichen Organismus, der ohne Luſt und Licht nicht beſtehen kann, iſt der dunkle Erdenſchooß die Werkſtätte des Lebens für andere Organismen, und aus den begrabenen Keimen ſproſſen jene mächtigen Waldgeſtalten, die mit daſtenen Armen, mit rauſchend grünen Augen lichtdurſtig zur Sonne aufſtreben. Und wo arbeitet dieſe dunkle Werkſtätte ſchöner, ergiebiger, herrlicher als im Urwalde, wo Bäume und Sträucher, Flechten und Mooſe, Lianen und Schmarotzergewächſe, blüthenloſe Pflanzen und ſtrahlende Blumenkronen, eine Flora aller Formen und Farben, aus dem Grabe der Keime ſich erheben und in friedlicher Nachbarſchaft des ſtillen Lebens, der Wärme und des Lichtes ſich erfreuen!

Den Iroleſengedanken, welchen der deutſche Dichter in Reime gebracht:

„Ich liebte vor allem im Leben den Wald,
Drum ſey er im Tod noch mein Aufenthalt,“

wie oft habe ich ihn feſtgehalten, wenn ich am Moosſtamme einer knorrigen Eiche ruhte! wenn ich zu den Windungen ihrer Aeſte und Gezweige, zu ihrer zackigen Krone hinaufblickte, des Eichhörnchens koletirende Grazie, den Appetit des hämmernden Buntſpechts und den neſtbauenden Finken droben, der ſein Bräutigamskleid ſchmetterte, heimlich belauſchte und ſo harmlos wie ſie, ohne menſchlichen Gram, ohne menſchliche Grillen, ein Leben zu durchhüpfen, zu verflattern und zu verſingen wünſchte! Den böſen Tod, über deſſen troſtarme Bedeutung der Verſtand uns ſo viel zu ſinnen und zu grübeln zwingt, jene glücklichen Waldbewohner ahnen und fühlen ihn erſt, wenn er bereits da iſt und ſeinen Schrecken ſchon halb verloren hat. Wie leicht ſtirbt doch der Waldvogel! Er hat noch wenige Augenblicke zuvor den Schnabel aufgemacht und ſeinen flatternden Enkeln zwitſchernde Märchen erzählt, wie uns die Urgroßmutter, und vielleicht mehr Körner dabei geſchmauſt, als der alte Vogelmagen verdauen konnte. Plötzlich ſenkt er die Flügel und lehnt ſich mit leichtem Zittern an das Moos, und ſchließt die Augen ohne Todeskampf zur ewigen Ruhe, und braucht keinen Prieſter, ihn aus dem Leben hinaus zu beten, und keinen bezahlten Todtengräber, der ihn einſcharrt. Der Tod ereilt die Geſchöpfe in der freien Natur gewöhnlich mit einer unerklärlichen Ueberraſchung. Man hat beobachtet, wie alte Lerchen, zum letzten Himmelsflug ſich aufraffend, mitten im Triller todt aus der Luft ſtürzten, wie Canarienvögel und Nachtigallen inmitten des Geſangs verſchieden. Dieſen glücklichen Baumflatterern iſt ſo freundlich jener natürliche Wunſch gewährt, welchen uns Kirchenordnung und Sanitätspolizei verſagen, der Wunſch, der jedes poetiſche Gemüth beſchleicht, wenn es über das Sterben hinausdenkt, und den der ſchwäbiſche Sänger vergeblich ausſprach:

O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben ſeyn,
Legt mich in's tiefe Gras hinein.

Naturbilder treu abzuſchreiben, dazu war unſer Nomadenleben von drei Sommern wahrlich gut geeignet, mochten wir nun die wunderlichen meteoriſchen Vorgänge auf den Alpenhöhen Oſſetiens beobachten, das geſpenſtige Heer der Nebelfiguren und Wolkengebilde, die furchtbare Erhabenheit eines Araratgewitters, die Gletſcherphänomene des Kasbeck mit ſeinen Steinlawinen, oder die Vegetationsſcala, die in jeder Region ihre Phyſiognomie ändert, oder die Lebensweiſe der Thiere des Hochgebirgs, vom bärtigen Gypaetos, der in ruhig majeſtätiſchem Fluge über dem Schneehaupt des Ararat ſchwebend mit ſcharfen Augen herunter ſpäht, als wolle er die Trümmer der Noaharche durch die Eisdecke ſuchen, bis zu jenen kleinen, ſummenden Hymenepteren oder Dipteren, die ein Windſtoß oder eine unerklärliche Sehnſucht oder Inſektenneugierde oft noch höher emporträgt, als ſelbſt die dürftige Vegetation der Kryptogamen. Noch mehr Vorliebe hatten wir für die Waldercheinungen, die wir bei Sonnenlicht oder in der Mondhelle der Nächte gemüthlich betrachteten, wenn wir die Sammelbeute beim Lagerplatze niedergelegt und alle Seltenheiten gehörig eingeſchachtelt und eingewickelt und Reisſuppe und Wildbraten verzehrt hatten. Sieſta haltend und auf dem Anſtand lauernd, um unſere ambulante Küche zu bereichern, ſaßen wir mit geſpanntem Gewehr gebuckt

Digitized by Google

auf der Kräuterdecke des Waldes an einſamen Stellen, dem Thierleben horchend, das ſich um uns bewegte.

Auch für das leibliche und pſychiſche Leben der Pflanze — wenn wir es mit einem geiſtvollen Botaniker ſo nennen dürfen — haben wir dort immer den Sinn offen behalten. Was möchte ein mit großem Auge anſchauender Goethe, der auch in das Pflanzenreich mit ſolcher Liebe ſich verſenkte, oder der geiſtreiche Fechner, der ſo Schönes über die Pſyche der Vegetation gedacht und geſagt, in der wunderbaren Lianen- und Schmarotzerpflanzenwelt eines kolchiſchen Urwaldes beobachten! oder ein Naumann an den Vögeln, oder ein Röſel und Reaumur an den Inſekten! Dieſen Meiſtern der Beobachtung und Darſtellung es gleich zu thun, können wir nicht hoffen. Doch haben wir unſer Möglichſtes gethan, all die Bilder und Erſcheinungen des transkaukaſiſchen Naturlebens in uns aufzunehmen und auf dem Papier zu fixiren, und im Folgenden ſoll Einiges davon mitgetheilt werden, ſo daß der Leſer das Bisherige als Einleitung zu betrachten hat.

(Schluß des erſten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Göttingen, Mai.

(Fortſetzung.)

Senſt nun jetzt.

Ueberhaupt verfolgten mich innerhalb der Stadt ſtets wehmüthige Erinnerungen. Das Zimmer, welches ich mehrere Jahre inne gehabt hatte, war von einem verdroſſen ausſehenden Studenten bewohnt, der mit einer unendlich phlegmatiſchen Miene auf die Straße hinabſtarrte. Wie ich ſo darunter ſtand, zu den Fenſtern hinaufſchaute und an die Freunde dachte, die ſich dort ſo oft bei mir zuſammengefunden, und von denen der eine nun am Fuß der hohen Cordilleren, der andere an Irlands oder Meeresfüße, der dritte im Ungarlande am Strand der Donau, der vierte tief in der Einſamkeit einer norddeutſchen Haide, der fünfte am Ufer des Odieſtromes und der ſechste in einem wildſchönen Thal des Harzwaldes weilt — da wäre ich bald in Verſuchung gekommen den Studenten droben um ſeine Gemüthsruhe zu beneiden. — Als ich bei einem Spaziergang auf den Wällen, von denen man die Stadt mit ihren freundlichen Gärten und Anlagen vortrefflich überſchaut, in die Nähe des botaniſchen Gartens kam, welcher nächſt der ungemein reichhaltigen und auf das vortrefflichſte geordneten Bibliothek die Hauptzierde Göttingens iſt, ſchlug plötzlich der Ton einer bekannten Stimme an mein Ohr. Unwillkürlich blieb ich ſtehen und ſchaute mich um. Da ſah ich denn ſeitwärts am Fuß des hohen Walles vor der Thür eines Häuschens einen Mann ſitzen, deſſen Züge mir über den wechſelnden Bildern der Fremde gänzlich aus dem Gedächtniß geſchwunden waren, obgleich ich ſpäter noch oft an ihn gedacht hatte. Es war mein ehemaliger Stiefelwichſer, eine ehrliche, kreuzbrave Haut, ein wahrer Tauſendkünſtler und Spekulant. Außer ſeinem Stiefelwichſeramt trieb er vor Zeiten noch mancherlei Geſchäfte. So war er nebenbei Schuhflicker, Zeitungsträger und Unter-Unter-Lotteriekollekteur. Im Sommer lag er der edeln Gärtnerei ob, und im Winter, wenn die regelmäßig wiederkehrende Schauſpielergeſellſchaft Vorſtellungen gab, betrat er die Bretter, welche die Welt bedeuten, in ſehr verſchiedenen, aber ſtets ſtummen Rollen. Bald war er ein federumgürteter, blutgieriger Wilder und bald ein Zugsbiſchof oder Zugskardinal, bald ein neapolitaniſcher Fiſcher und bald ein weiſer Prieſter im Oſiristempel, bald ein nackthiniger Hochſchotte und bald eine fackelſchwingende, ſchlangenhaarige Furie, und es hatte mir immer ein ungemeines Vergnügen gewährt, wenn ich ihn an einem ungefügen Büchſel ſeiner kruppigen Haare, der aus der Fiſcher-, Biſchofs- oder Prieſtermütze hervorguckte, vom Parterre aus erkannte. Der Mann war mir ſtets lieb geweſen, da er ein ganz unerſchütterlich treues, anhängliches Gemüth beſaß. Vor meiner Studienzeit hatte er bereits meinem Oheim und meinen um mehrere Jahre ältern Bruder bedient und war mir deßhalb, noch ehe ich ihn von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, eine bekannte hiſtoriſche Perſon geweſen. Als ich Göttingen verließ und er am Morgen meiner Abreiſe zum letztenmal in mein Zimmer trat, ſtanden ihm die hellen Thränen in den Augen. — „Und wenn ſich ſonſt keines Menſchen Seele hier in dieſem Thal meiner mehr erinnert, der Mann da drunten wird mich ſicherlich nicht vergeſſen haben,“ dachte ich, indem ich auf dem ſchmalen Pfade vom Wall zu ſeinem Häuschen hinabſtieg und ihm einen guten Morgen wünſchte. Einen Augenblick ſah er mich greß an; dann aber rief er plötzlich mit lauter freudiger Stimme meinen Namen und drückte mir in großer Bewegung die Hand. Auf meine Frage, wie es ihm ſeit der Zeit, daß wir uns nicht geſehen, ergangen ſey, erzählte er mir mit kaum verhaltenen Thränen, wie er jetzt ganz einſam in ſeinem Häuschen wohne. Seine Frau ſey vor einigen Jahren geſtorben und ſeine Söhne weit draußen in der Fremde; ſo habe er alle Luſt am Leben verloren. „Als Ihr Herr Bruder und Sie noch „bei uns“ waren,“ ſagte er, „meint' ich nimmer, daß mir noch einmal ſo traurig zu Sinn werden würde. „Geht's auch jetzt wieder etwas beſſer mit dem Geſchäft als in den letzten zehn Jahren, ſo fröhlich als dazumal kann's doch nicht wieder werden!“ — Nachdem ich ihm dann in der Kürze meine Erlebniſſe mitgetheilt und ihm verſprochen hatte, vor meiner Abreiſe noch einmal bei ihm einzuſprechen, wanderte ich zum Albanithor hinaus nach dem nächſten und ſchönſten Punkte außerhalb der Stadt, nach dem Rhenshof oder dem ſogenannten Volksgarten. Dieß iſt ein gegen Oſten, am Abhange des berühmten Hainbergs gelegener Vergnügungsort mit einem ſtattlichen Wirthshauſe und hübſchen Anlagen, wo man faſt zu allen Stunden des Tages Einheimiſche und Fremde antrifft, welche ſich von dort aus die weite reizende Thallandſchaft anſchauen.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 132. Montag den 3. Juni 1850.

— A merrier man,
Within the limit of becoming mirth,
I never spent an hour's talk withal.
His eye begets occasion for his wit;
For every object, that the one doth catch,
The other turns to a mirth-moving jest.
Shakespeare.

Schwäbische Pfarrhäuser.

V.

Das humoristische Pfarrhaus.

In einer der anmuthigsten, am tiefsten an's Herz sprechenden Gegenden des lieben Schwabenlandes liegt ein nettes Dorf und darin ein Pfarrhaus, das man lange Jahre durch ein götterbegünstigtes, glückliches Haus nennen konnte, nicht allein weil tüchtige Söhne und blühende Töchter dort aufwuchsen, weil Friede und behaglicher Wohlstand darin wohnten, sondern zumeist weil der Herr, das Haupt und die Sonne des Hauses zu dem gesegneten Geschlechte der Immergrünen gehörte, über d... Wiege schon ein besonders heller Stern geschienen, weil er einen unversieglichen Quell frischen Lebens, heiterer Laune in sich trug, der erquicklich und labend das ganze Haus durchströmte. — Eine wundersame Gabe hatte der Pfarrer, allen Dingen des gewöhnlichen Lebens einen anmuthigen poetischen, fast mährchenhaften Anstrich zu geben; durch alle Spiele seiner Kinder, durch alle anscheinende Tändeleien, mit denen er sich beschäftigte, durch alle Unterhaltungen mit seinen Freunden und Gästen zog sich dieser zauberische Hauch.

Wie lockend klang schon am Morgen die Einladung zum Frühstück in der „Aurorahalle!“ Und doch war das nur des Pfarrers Studirstube, gegen Morgen gelegen, nichts darin zu schauen von einer Halle, wohl aber Pfeifen, Bücher und Papiere sammt dem wunderlichen Hermeshausrath, den seine zahllosen Lieblingsbeschäftigungen nöthig machten; alles gefällig geordnet von der Hand der sorgsamen Hausfrau, eine heitere Mannigfaltigkeit, keine studirte Unordnung, wie sie heutzutage Mode ist, sondern eine unstudirte Ordnung. Aber das Hauptstück war am Mittelfenster des Zimmers ein kolossales Vogelkäfig, Alhambra genannt, dessen Styl, wenn auch just nicht maurisch, doch gewiß ein anmuthiger war mit seinen Kuppeln und Thürmen. Die gefiederten Gäste dieses lustigen Palastes waren auch so stolz auf ihren schönen Kerker, daß sie lustig, wie im Freien, umherflatterten, piepten und sangen, aus den kleinen Bassins der Springbrunnen nippten und auf den grünen Tannenbäumchen umherhüpften. Es waren auch keine vornehmen Ausländer, keine Kanarienvögel oder Papageien, nein, Landeskinder, die auch einen Puff, d. h. einen guten schwäbischen Winter aushalten konnten, Maisen, Amseln, Finken, Emmerlinge. — Das Allerbeste aber in der Aurorahalle war die freundliche Gestalt des Pfarrherrn selbst, stattlich und ungebeugt, sein frisches, fast noch jugendliches Gesicht, der Mund, den stets der gutmüthige Humor umschwebte, dem man doch nicht so recht getraut hätte, wenn nicht so ein paar klare, treuherzige Augen drauf herunter geschaut hätten.

Die Fenster des heitern Gemachs gingen in den „Park;“ so hieß der kunstreich angelegte Pfarrgarten, der in einem etwa achtzig Schritt breiten Raume die mannigfachsten Anlagen, Blumenbeete, ein Wäldchen, ein Labyrinth und was alles noch enthielt. In der Mitte stand die Laube, wo Sonntags Nachmittags die Familie sich sammelte, um in recht gemüthlicher Ruhe zu „schwelgen“, d. h. Brod, Käse und Butter zu genießen.

Wie das schlichte Zimmer und der kleine Garten, so trug alles im Pfarrhause ein festliches Gewand,

Digitized by Google

und dieser farbige Lebenshauch mußte sich zumeist über die Kinderjahre der heranwachsenden Jugend des glücklichen Hauses ausgießen. Die einfachsten Spiele wußte des Vaters poetischer Sinn zu färben und zu schmücken. Mit silbernen und goldenen Pfeilen schossen die Knaben aus ihren kleinen Armbrüsten, daß die hochfliegenden wie Sterne in der blauen Luft aussahen, und des Vaters geschäftige Hand hatte stets neue vergoldet, wenn sich die alten verflogen. Für die windigen Herbst- und Frühlingstage lagen sechs große Papierdrachen bereit, so daß, wenn sie über das Dorf flogen, das Geflügel sich ängstlich verkroch vor diesen Ungeheuern. — Einmal wurde über Berg und Thal eine „Sternenfahrt“ angestellt zu einem unweit wohnenden Oheim, wobei man um Mitternacht ausfuhr, nur um die geheimnißvolle Zeit der schönen lauen Sommernacht zur Reise zu benutzen. Ein andermal wurde an der grünen Waldecke ein fröhliches Bankett mit den Freunden aus der Stadt begangen, um die Sonnenfinsterniß zu beobachten, oder es zog die ganze Familie in den duftigen schönen Wald hinaus, wo sie sich auf verschiedenen Pfaden zerstreute, expreß um zu verirren und sich wieder zu finden.

In all diesem Wechsel von Freuden und Genüssen stand dem heitern Spender dieser Lust die gute Pfarrfrau zur Seite, ein wahres Wunder einer nachgiebigen Ehefrau, die alle die bunten, oft seltsamen Einfälle des Gatten nicht nur geduldig gewähren ließ, sondern auch mit der besten, freundlichsten Laune in sie einging. Mochte der Pfarrer ihre Waschkammer zum Vogelhaus und zur Kaninchenhöhle einrichten; mochte er lebendige Maisen in der Stube halten, die zwar die Mücken fingen, aber die weißen Vorhänge jämmerlich beschmutzten; mochte er mit seinen Erfindungen und Beschäftigungen ihre netten Zimmer mit unermeßlichem „Gruft“ (laßt das unübersetzbare schwäbische Wort passiren!) erfüllen, sie leitte und klagte niemals, sie freute sich jedes Gelingens, tröstete über jedes Mißlingen und wußte mit leiser, nie störender Hand immer wieder Licht in das Chaos zu bringen.

Stets hatte der Pfarrer ein freundliches Wort, einen harmlosen Scherz auf der Lippe; nur wenn er ernsthaft wurde, mußte man auf der Hut seyn, denn sein größtes Gaudium war in ernstem, trockenem Tone irgend eine fabelhafte Neuigkeit, eine merkwürdige Reisenotiz mitzutheilen. Gelang es dann den Gast zu gespanntem Aufmerken, zu einem Ausruf der Verwunderung zu bringen, dann brach die ganze mitverschworene Familie, Söhne und Töchter, in den schallenden Ruf aus: „bemorscht, bemorscht!“ und der „Bemorschte“ brauchte eine gute Weile, um sich wieder in eine höfliche und respektirte Verfassung zu bringen.

Mit jungen Neffen und sonstigen Kindern, die gar häufig die Ferien im allzeit fröhlichen Pfarrhause zubrachten, ging er in dieser Beziehung fast grausam um. Er erzählte ihnen so wunderliche Dinge, daß die Burschc oft nicht mehr wußten was wahr und falsch sey in der Welt. Einer lief einmal zwei Stunden weit nach einem Bergkirchlein, um zu sehen, ob es wirklich, wie der Oheim gesagt, ein mächtiger Dom sey, über den man ein Verkleinerungsglas gestürzt.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe und E. F. Reinhard.

Reinhard an Goethe.

1808.

Falkenlust, 3. September.

Ich habe die Fortsetzung Ihrer Werke erhalten, ein in jedem Sinn so kostbares Geschenk. Das ganze unermeßliche Feld Ihres Seyns und Ihres Wirkens liegt nun vor mir; ich übersehe, wie von einem hohen Standpunkt herab, gleichsam in einer schönen Mannigfaltigkeit von Ebenen, Hügeln und Felsenspitzen, alle Harmonien und Contraste Ihrer großen, reichen Natur. Die neuern und mir noch unbekannten Partien hab' ich zuerst durchstreift; auch die schon bekannten haben einen neuen Reiz erhalten durch Zusammenstellung und Anordnung. Welch eine herrliche Uebersicht für Sie selbst, so aus der ganzen Vergangenheit sich selbst gegenwärtig zu seyn, so fortzuleben im Andenken der Menschen nach Ihrer vom Geist aller Jahrhunderte beseelten Individualität, anklingend an alle Saiten künftiger Gedanken und Empfindungen! Hier liegt der Keim alles Guten und Schönen, das unsere in ihrer eigenen Ueppigkeit erstorbene Literatur wieder besuchten wird. Ihre Werke stehen, ein unvergängliches Denkmal, über unsern literarischen und politischen Trümmern; und sollten die neuesten Schöpfungsversuche in ihr Nichts versinken, sollten die Fluthen des Westens und des Ostens über Deutschland zusammenschlagen, so würde doch Ihr Name bezeugen, daß wir gewesen sind.

Auch daß ich in Ihnen nicht nur den Dichter und den Schriftsteller, sondern den Menschen gekannt habe, ist für mich ein unschätzbarer Gewinn. Durch diesen ist mir jener nicht nur um so lieber, sondern es ist mir auch um so leichter geworden, ihn völlig zu begreifen. Diese mit allem menschlichen und göttlichen sich befreundende Aneignungsfähigkeit, dieses allseitige Eindringen in Wissenschaft und Kunst, diese Gelehrsamkeit bei diesem Schöpferblick, diese Toleranz bei dieser Entschiedenheit, dieser Muthwille bei diesem hohen Gefühl für's Würdige und Edle, diese Jugend-

Digitized by Google

lichkeit bei dieſer Reiſe — ich ſcheine Sie zu loben und ich ſpreche nur aus was ich erkannt habe; und gewiß nicht alles hab' ich erkannt.

Goethe an Reinhard.
1809.
31. December.

Die Wahlverwandtſchaften ſchickte ich eigentlich als ein Cirkular an meine Freunde, damit ſie meiner wieder einmal an manchen Orten und an manchen Enden gedächten. Daß die Menge dieſes Werkchen nebenher auch lieſt, kann mir ganz recht ſeyn; ich weiß ja, zu wem ich eigentlich geſprochen habe und wo ich nicht mißverſtanden werde. Mit dieſer Ueberzeugung war auch Ihnen das Büchlein adreſſirt. — Das Publikum, beſonders das deutſche, iſt eine närriſche Carrikatur des ὄμμος. Es bildet ſich wirklich ein, eine Art von Anſpruch, von Senat auszumachen und im Leben und Leſen dieſes oder jenes wegvotiren zu können, was ihm nicht gefällt. Dagegen iſt kein Mittel als ein ſtilles Ausharren, wie ich mich denn auch auf die Wirkung freue, welche dieſer Roman in ein paar Jahren auf Manchen beim Wiederleſen machen wird. Wenn ungeachtet alles Tadelns und Geſchreis das, was das Büchlein enthält, als ein unveränderliches Factum vor der Einbildungskraft ſteht, wenn man ſieht, daß man mit allem Willen und Widerwillen daran doch nichts ändert, ſo läßt man ſich in der Fabel zuletzt auch ein ſo apprehenſives Wunderkind gefallen, wie man ſich in der Geſchichte die Hinrichtung eines alten Königs und die Krönung eines neuen Kaiſers gefallen läßt. Das Gedichtete behauptet ſein Recht wie das Geſchehene.

Reinhard an Goethe.
1810.
Caſſel, 16. Februar.

Was Sie vom Wiederleſen der Wahlverwandtſchaften vorausſagen, iſt bei mir bereits eingetroffen. Ich habe ſie wiedergeleſen und ich bin leicht dahin gelangt, mir von Ottiliens Eigenthümlichkeit (denn um dieſe Hauptfigur ſcheinen mir alle andern ſich zu gruppiren) eine deutliche Rechenſchaft abzulegen. Dieſes liebliche Weſen ſteht unter einer Art von Naturnothwendigkeit, die von ihr auf alle ihre Umgebungen ausgeht, durch Anziehen und Zurückſtoßen. Sie exiſtirt ſo zu ſagen in einem beſtändigen Zuſtand der Magnetiſation. Weder in ihrem Wirken noch in ihrem Leiden iſt volles, helles Bewußtſeyn, ſie handelt und empfindet, ſie lebt und ſtirbt ſo und nicht anders, weil ſie nicht anders kann. Dieſer Roman hat mir manche Ihrer Aeußerungen in Carlsbad wieder ins Angedenken gebracht, und ich glaube darin die Befugniß zu finden, ſie beſſer zu verſtehen als mancher andere. Was Eduard betrifft, ſo verſteht er ſich freilich darin, daß er ſich etwas nachſieht, aber wer ſieht ſich nicht etwas nach, und wer hätte darum das Recht, ihn einen ärmlichen Charakter zu ſchelten? Aber unſer verfeinertes Leſepublikum hat ſich, wie das franzöſiſche für's Theater, für Moralität und Drang gewiſſe conventionelle Regeln geſchaffen, nach denen die Charaktere wie Puppen am Drahte ſich bewegen ſollen, und in dieſem Sinn haben Sie vollkommen Recht, daß das Gedichtete ſein Recht behaupte wie das Geſchehene, um ſo mehr, wenn das Gedichtete ſo tief aus der Natur gegriffen iſt, daß es ſogleich lebendig in die Reihe des Geſchehenen eintritt. Spiritualiſtiſch freilich ſind Ihre Charaktere und Ereigniſſe nicht, und für Jakobi werden ſie ein Aergerniß ſeyn, ſo wie für Schelling eine himmliſche Erſcheinung. Indeſſen wenn wir jemals zu einer tieferen Kenntniß der Geheimniſſe unſerer Natur gelangen, ſo daß wir im Stande ſind uns davon Rechenſchaft abzulegen, ſo iſt es möglich, daß Ihr Buch alsdann als eine wunderbare Anticipation von Wahrheiten daſtehe, von denen wir jetzt nur eine dunkle Ahnung haben. — Weil ich Jakobis erwähnte, wiſſen Sie etwas von ſeinem Krieg mit Aretin? Oder ſind Ihnen bayriſche Xenien zu Geſicht gekommen gegen ſeine Schweſtern und ihre lutheriſchen Thees? Ein bayriſcher Schweinehirt, ſagen die Xenien, habe mehr Gemüthlichkeit als alle dieſe lutheriſchen Penſionenfreſſer aus Norddeutſchland zuſammen. Das ſcheint ſich dort noch gewaltig an einander zu reiben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

W. Wordsworth.

Die Zeitungen melden und den Tod des Dichters William Wordsworth, welcher am 23. April in ſeinem Hauſe zu Rydal Mount an den Ufern des Windermere erfolgte. Wordsworth war ein Zeitgenoſſe Byrons, Shelleys, Keats, Coleridges und Southeys, aber allen dieſen Dichtern an Jahren überlegen. Es bleiben uns aus jener Periode nur noch Rogers, Moore, Leigh Hunt und Wilſon. Der Geiſt der Dichtung ſcheint entſchwunden, ſeit das ſociale Leben uns ſeine unlösbaren Probleme aufgegeben. Wir alle müſſen smatter of facts werden. Wilhelm Wordsworth wurde im Jahr 1770 zu Cockermouth in Cumberland geboren. Seine Eltern gehörten der Mittelklaſſe an und ließen ihm in einer benachbarten Schule guten Unterricht ertheilen. In ſeinem dreizehnten Jahre verſuchte er ſich zum erſtenmal auf dem Felde der Poeſie; doch erſt zehn Jahre ſpäter erſchien ſein Name vor dem Publikum. Im Jahr 1787 bezog er die Univerſität Cambridge, die er mit einem Grade verließ.

Digitized by Google

Er machte nun eine Fußreise durch Frankreich, die Schweiz und Italien, deren Resultat ein Band Gedichte war, „Beschreibende Skizzen in Versen“ betitelt. Hierauf erschien ein anderes poetisches Werk, „Abendspaziergang,“ eine Epistel an eine junge Dame, von den Seen im Norden Englands datirt. Dieser Band erschien im Jahr 1793 und erregte sogleich allgemeine Aufmerksamkeit. Er besuchte hierauf Paris, wurde aber durch den Terrorismus von dort vertrieben. Nun unternahm er eine Fußreise durch England und ließ sich dann auf einige Zeit in einer Hütte in Alfoxten, einem romantischen Thale bei Nether Stowey in Somersetshire, nieder. Hier wurde er mit Coleridge innigst befreundet, eine Verbindung, die auf sein ganzes folgendes Leben den größten Einfluß ausübte. Seinem Aufenthalt in Somersetshire verdanken wir einen Band Gedichte, „lyrische Balladen“ betitelt. — Im Jahr 1799 unternahm er in Begleitung seiner Schwester einen Ausflug nach Deutschland, wo Coleridge später zu ihm stieß. Beide Dichter waren damals noch eigentlich der Welt ganz unbekannt, und nur erst von einem kleinen Kreise in ihrer Heimath als vielversprechende Talente gewürdigt. Nach seiner Rückkehr verheirathete sich Wordsworth mit Marie Hutchinson auf Penrith, und ließ sich bald darauf in Grasmere nieder. Im Jahr 1807 gab er einen andern Band lyrischer Balladen heraus, dem eine Reihenfolge anderer Gedichte in kurzen Zeiträumen sich anschloß. Bald darauf erhielt er eine Anstellung als Stempelvertheiler für die Grafschaften Westmoreland und Cumberland, ein Posten, der ihm einen bedeutenden Gehalt sicherte, wodurch er in den Stand gesetzt wurde ein so ruhiges, sorgenloses Leben zu führen, wie man es allen Dichtern wünschen möchte. Beim Ableben Southeys wurde er zum Poet laureate ernannt, in welcher Eigenschaft er kann der Königin Besuch in Cambridge besang. Wie schön Wordsworth auch als Dichter singen, wie anziehend, verdeutlich und verständig manche seiner Werke auf das Gemüth des Lesers wirken mochten, so muß man ihm als Menschen den Vorwurf machen, daß es ihm an warmer Theilnahme für den Menschen gefehlt, an einer Begabung, die dem wahren Dichter durchaus nothwendig erscheint. Der warme Impuls des Herzens, der sich menschlich an allem betheiligt, was das kleine Menschenleben erfreut und betrübt, es mit Rosen deckt oder mit Dornen sachelt, dieser nur kann mit ganzer Fülle ein Thema erfassen und bewältigen und uns mit fortreißen in die Regionen, wo die Poesie als Gottheit ihrenend die Erdensorgen mit ihrem magischen Schleier bedeckt. Wordsworth verstand es besser die Natur zu besingen, als uns mit dem Weinenden weinen, mit dem Glücklichen lachen zu machen. Friede sey mit seiner Asche! er hat dennoch seine Mission erfüllt. — Unter seinem Nachlaße befindet sich ein Gericht in vierzehn Gesängen, das eine Beschreibung seines innern Lebensganges enthält; dasselbe wird von seinem Neffen, dem Prediger Christopher Wordsworth, veröffentlicht werden. — Wer sein Nachfolger als Poet laureate wird, ist noch nicht bestimmt. Der Candidaten gibt es genug, leider! denn die Musensöhne waren von jeher wenig mit irdischen Gütern gesegnet. Doch meint man, es könnte auch einmal eine Frau von einer regierenden Frau mit diesem Ehrentitel bedacht werden, und der Gedanke verdient Beifall.

(Fortsetzung folgt.)

Göttingen, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Gleichen.

Von der Stadt aus gesehen, machen der Hainberg und die gegen überliegenden westlichen Höhen keinen besonders angenehmen Eindruck, da dieselben fast gänzlich unbewaldet und nur zum Theil mit grünen Fruchtfeldern bekleidet sind. Die Aussicht von dem südlichen Wall, von wo man über weite Wiesengründe und wogende Kornfelder hin zu den Ruinen der beiden Gleichen und zu dem blauen Meißner im Hessenlande hinüberschaut, ist die einzige in der unmittelbaren Nähe der Stadt, welche etwas Anziehendes hat. — Die oben erwähnten Ruinen der Gleichenschlösser bei dem malerisch gelegenen Dorfe Steinhausen und unweit des romantischen Bräuker Thals sind an schönen Tagen ein Hauptsammelplatz der akademischen und nichtakademischen Welt. Dieselben erheben sich auf zwei mäßigen, kaum einen Büchsenschuß von einander entfernten Hügeln, welche die beiden erhabensten Punkte eines ziemlich ansehnlichen, mit dichten Buchenwaldungen bekleideten Höhenzuges bilden. — Um Sonnenuntergang gewährt man auf dem Gipfel dieser trümmerbedeckten Hügel, von denen der nördliche Neuengleichen und der südliche Altengleichen heißt, eine reizende, höchst eigenthümliche Aussicht. Während die weite, wellenförmige, mit vielen freundlichen Dörfern, Ehrlgütern und Gehöften geschmückte Ebene gegen Westen wie ein Meer von Duft und Lichtglanz umschauen ist, liegt das tiefe Thal, welches sich am östlichen Fuß des steil abfallenden Höhenzuges befindet, mit seinen kleinen Dörfchen Gelliehausen schon in halber Dämmerung da; nur der äußerste Rand desselben ist von den Abendsonnenstrahlen beglänzt. Von der etwas höhern Ruine Neuengleichen sieht man einen großen Theil des Eichsfeldes und die blauen Höhen des Harzes, die Ruinen der Burg Hanstein und das stattliche Schloß Ransteln in der Nähe der Stadt Witzenhausen an der Werra. Unmittelbar am Fuß des nördlichen Schloßhügels ist ein Wirthshäuschen mit einem Tanzplatz erbaut. Ringsumher unter den alten mächtigen Buchen sind Tische und Bänke angebracht, und so oft ein Sonntag oder irgend ein Festtag in's Land zieht, herrscht in, auf und neben dem grauen Burgtrümmern ein gar fröhliches Leben. Von allen Seiten wandern lustige Studenten, tiefsinnig dreinschauende Professoren und behäbige, wohlbeleibte Bürger mit ihren schwingeschmückten Frauen und Töchtern aus dem Thal heraus; eine Musikantenbande saßt neben dem Tanzplatz Posto, und bald tönen die weiten grünen Buchenhallen von den Tönen der Flöten, Hörner und Geigen, vom Gesang der jechenden Studenten und vom Jubel der Tanzenden wider. — Da ich hier manchen schönen Sommerabend vergnügt zugebracht hatte, so war es mir ein äußerst wohlthuendes Gefühl, als ich noch alles unverändert fand und wieder wie einst ein buntes, bewegtes Leben antraf. Wieder ertönten die lustigen Walzermelodien und jubelten und lachten die Tanzenden und sangen die Zechenden, daß es weit in die vom Abendsonnenglanz umwollten Thäler hinabhallte. Hoch auf dem Rande der halbverfallenen Schloßzinnen saß eine Gruppe sonntäglich gepuzter Mädchen und wand Kränze von weißen Waldblumen und jungen Buchenzweigen, und so oft die Hörner und Flöten einige Zeit schwiegen, stimmten sie leise ein altes schönes Volkslied an, dessen Weise einen wunderbar wehmüthigen Eindruck auf mich machte. Im Grünen neben dem Wirthshäuschen lagerten mehrere Bürgerfamilien aus Göttingen und redeten ein Langes und Breites über deutsche, hannoversche und göttingische Angelegenheiten: über den dänisch-schleswig-holsteinischen Krieg und die deutsche Flotte, über die enormen Preise des Zuckers und des Kaffees, über Stüve und seine Prinzipien, über leere und vermiethete Zimmer, über den muthmaßlichen Zuwachs an Studenten und über das gewesene und zukünftige allgemeine deutsche Parlament, über den unbegreiflichen Aufwand der Professorin X. und den ungemessenen Stolz der Madame Y, über die hannoversche Süddahn u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 133. Dienstag den 4. Juni 1850.

Sinnschwere Worte wirft er in die Winde,
Daß einst der Sohn, der Enkel einst sie finde.

Platen
an Goethe.

Goethe und C. F. Reinhard.

Goethe an Reinhard.

1810.

Johannes Müllers Werk habe ich in diesen letzten Tagen mit Ruhe und manche Abtheilung wiederholt gelesen. Es ist ein höchst dankenswerthes Buch. Schon das ist für uns wichtig, mit einem Zeitgenossen, den wir kannten, die Weltgeschichte nach seiner Art zu durchlaufen. Freilich verbirgt sich ein jedes Individuum schwer hinter der Maske des von ihm hervorgebrachten Buchs, vielmehr erkennt man den Autor vielleicht aus der Schrift deutlicher als aus dem Leben: denn es schneidet sich doch jeder die Welt ziemlich nach seiner Taille. So ist es auch hier, und ich liebe dieß Werk besonders, weil es die Tugenden und die Mängel des Verfassers so deutlich ausspricht. Das große Studium, das zum Grunde liegt, ist respektabel, und diejenigen Theile, wo das Metall recht durchgeschmolzen, gereinigt und flüssig in eine wohl ausgesonnene Form lief, sind vortrefflich zu nennen. Für die größere Masse von Menschen ist das Buch gewiß auch wohlthätig. Mir, auf meiner einsamen Warte, ist abermals aufgefallen, daß man aus dem moralischen Standpunkte keine Weltgeschichte schreiben kann. Wo der sittliche Maßstab paßt, wird man befriedigt, wo er nicht mehr hinreicht, bleibt das Werk unzulänglich, und man weiß nicht was der Verfasser will. Zu wie vielen hieraus fließenden und sich anknüpfenden Betrachtungen fand sich nicht Anlaß, besonders da ich kurz vorher den Tacitus gelesen!

Reinhard an Goethe.

1811.

Cassel, 4. December.

Niemals hab' ich eine Schrift mit so viel Liebe und Ruhe mir angeeignet, wie „Wahrheit und Dichtung." Wollüstig schwamm mein Geist mit dem klaren, tiefen Strome der Rede fort und genoß der lieblichen Aussichten auf Vergangenheit und Zukunft; mir (und dieß ist manchem andern geschehen) spiegelte sich in ihm das Bild der eigenen Kindheit; und dann doch wieder wie verschieden von den Eigenthümlichkeiten des herrlichen Knaben, der Goethe ward!

Jene Zeit und jene Welt, in die Sie uns zurückführen, ist nun schon die alte Zeit und die alte Welt. Eine neue Krönung wird wohl in Frankfurt nicht mehr stattfinden, und fände sie statt, wie viel anders nun, als da selbst der eigenwillige Joseph II. sich dem Ornat und nicht der Ornat sich ihm bequemte! Wenn damals auf dem Gebiet einfacher Sitte, in den geheiligten Grenzen zwischen Mystik und Dogmatik die Gemüther das Gebäude ihrer Ueberzeugung gründeten, wo soll unsere heutige Jugend auf dem schrankenlosen Gefilde voll Trümmern, auf entweihtem Boden, sich heimisch ansiedeln? Ich (denn auf sich, wie ich schon gesagt habe, führt Ihr Buch jeden zurück, und eben dieses Subjektive neben dem Objektiven gewährt den doppelten hohen Genuß), ich, Sohn eines Predigers, erlaubte mir keine Zweifel, vom Mysticismus hielten mich die väterliche Ansicht und der Abscheu gegen einen unserem Hause verhaßten Mann, der ein Pietist war, zurück; aber da nach Erkenntniß der Sünde der vorgeschriebene Bekehrungsprozeß bei mir nicht

Digitized by Google

anſchlagen wollte, gab ich mich auf; die Zweifel kamen in Menge, bei freigegebener Schriftserklärung und freimüthig vorgetragener Kirchengeſchichte unter dem eigentlichen theologiſchen Studium, und Voltaire's Schriften, die mir in die Hände fielen, brachten den Leichtſinn hinzu. Doch da bin ich ſchon über die Grenze des beſchriebenen Alters hinübergeſchweift, und ich lenke wieder ein.

Jene glückliche, lebendige Vielſeitigkeit, womit Sie die Gegenſtände um ſich her und die Gegenſtände Sie berührten, iſt eben darum für Sie ſo ſegensvoll geworden, weil Ihre freie Thätigkeit von Niemand geleitet wurde. Die Zeit außer den Unterrichtsſtunden war Ihr Eigenthum; Lage und Umſtände geſtatteten Ihnen Kenntniſſe und Anſchauungen dafür auszutauſchen. Nicht ſo bei mir; in meinem Städtchen waren weder Kunſtſammlungen, noch Schauſpiel, noch Muſik, und was Ihnen mit Klopſtock widerfuhr, dehnte meine Mutter auf alles aus, was ſie Romane und ſchlechte Bücher nannte. Doch beſaß mein Vater den Auszug der allgemeinen Weltgeſchichte, und ſo war ich der einzige von meinen Mitſchülern, der bis zum dreizehnten Jahre etwas mehr wußte als Griechiſch und Latein. Aber das Hofmeiſtern trieben meine Eltern wie die Ihrigen, nur fragmentariſch; und es blieb mir, was, Dank ſey es der Mutter, meinen Kindern nie ſo gut ward, manche frohe Stunde in Gottes freier Luft zum eigenen Gebrauch. Die Blatterngeſchichte iſt Wort für Wort die meinige, und ſo geſchah es, daß ich durchaus keinen Werth auf mein Aeußeres legte. Unbeholfen, unbefangen, mit unbewußtem Selbſtgefühl, ſchüchtern erſt ſpäter, ſtolz und beſcheiden, nie mit Anwandlung von Ehrgeiz. Da es Neid erregte, daß der Vorſteher unſerer Schule in einem Zeugniß mich ingeniosum genannt hatte, konnte ich weder den Neid noch das Zeugniß begreifen.

(Fortſetzung folgt.)

Schwäbiſche Pfarrhäuſer.

(Fortſetzung.)

Der tiefe feſte Grund im Weſen des Pfarrers war aber eine innige, warme Seelengüte, ein Bedürfniß glücklich zu ſeyn und glücklich zu machen, das auch ſeinem Humor jeden Stachel brach, der hätte verletzen können, das ihm die heitere, lebensvolle Färbung gab. Zeuge dieſes warmen Herzensgrundes war auch die Liebe, mit der ihm faſt ohne Ausnahme das ganze Dorf anhänglich war, denn für den puren Humor an ſich haben unſere Bauern bekanntlich wenig Sinn. Er gehörte nicht zu den ſchreibeluſtigen Pfarrern, die um jeden kleinen Dorfzwiſt, um jeden fehlenden Ziegel auf einer Armenhütte mit Pontius und Pilatus korreſpondiren; aber eine offene Hand iſt beſſer als eine fertige Feder, und viel tauſend Zwiſtigkeiten, deren Grund ſein helles Auge durchſchaute, hat ſein freundlich verſtändiges Wort geſchlichtet, ehe ſie vor den Gerichten zum unheilbaren Schaden wurden. Jedem Fragenden, jedem Bedrängten ſtand ſein Ohr offen, und aus dem zutraulichen, herzlichen Gruß der Leute, wenn er durch's Dorf ging, ließ ſich leicht hören, daß er war, was ein rechter Pfarrer ſeyn ſoll, Freund und Vater ſeiner Gemeinde.

Neben dieſem guten und feſten Grunde ſeines Weſens mahnte ſein Thun und Treiben oft an ein Kaleidoſkop, das ſtets wieder neue und überraſchende Bilder hervorbringt. Mochte er auch immerhin ſeiner aufblühenden Jugend hie und da geſchenktes Confekt confiſciren und es ſelbſt verzehren mit der Verſicherung: „Seht, das iſt mir geſund, weil ich der Vater bin, euch wäre es ſchädlich" — ſie haben darum nur um ſo beſſere Zähne behalten — oder den Neffen Studenten ihre patenten Stöcke dahehalten und ſich ſchönſtens für das Geſchenk bedanken: ſie hatten junge Füße, um darauf heimzulaufen, und ſind doch gern wiedergekommen. Ich glaube es hat ihm nie Jemand etwas nachgetragen, nicht einmal ſeine Braut die Verlegenheit, in die er ſie brachte, als ſie mit einem gleichfalls verlobten Vetter gemeinſame Pantoffeln machten und dann die beiden Bräutigame beim feierlichen Abſchied an der Treppe, Angeſichts der begleitenden Damen vom Haus, rittlings das Treppengeländer hinabrutſchten und den verſteinerten Bräuten überließen zu Fuß nachzukommen.

Nicht zu zählen waren die Erfindungen und Beſchäftigungen, bei denen die raſtlos thätige Phantaſie des Pfarrers oft hohen Sinn in kindiſches Spiel legte. Sein erſtes und letztes Steckenpferd, dem er treu blieb bis zum Tode, waren die Vögel, die er bald frei im Zimmer, bald in einer eigens zum Vogelwald geſchmückten Kammer hegte, bis er ſpäter viele ſchöne Stunden auf den Bau ihrer Paläſte verwendete, die bald in gothiſchem, bald in byzantiniſchem, bald in mauriſchem (ſtets ſelbſt erfundenem) Style aufgeführt wurden. — Dann tauchte eine minder lebendige Leidenſchaft auf, die doch auch ihren Grund in der innerlichen Luſt hatte, den geheimen Gängen der Natur zu lauſchen: es wurden Thermometer verfertigt, ganz kunſtvolle und nie dageweſene. Man wußte wirklich nicht, war mehr die namenloſe Geduld des Pfarrers zu bewundern bei ihrer Ausführung, oder die der guten Hausfrau, welche die tauſend

Digitized by Google

Gegenſtände reſpektiren mußte, die zu dieſem Werk nöthig waren und ihre Tiſche bedeckten. Endlich ſchloß er dieſe mühevollen Werke ab mit einem Hauptſtück, an deſſen Spitze als Vignette die Hand der Ehfrau auf die Thermometer einen Bannſtrahl ſchleudert.

Drauf wurden transparente Lichtſchirme verfertigt, die Uhren vorſtellten, in deren Mitte das Werk einer alten Taſchenuhr geſetzt wurde; ob ſie aber ſpäter noch gegangen ſind, weiß ich nicht. — Dann machte er Zauberſpiegel, zuſammengeſetzt aus tauſend verſchieden geſtalteten Spiegelgläſern, in der Mitte eine camera lucida, ſo daß dem Hineinſchauenden ſein Bild in den wunderlichſten Formen entgegenblickte. — Und nun kam es an eine kunſtvolle Ausarbeitung ſeines Familienſtammbaums, auf deſſen in bürgerlicher Ehrenhaftigkeit fleckenloſe Mitglieder er ſo ſtolz ſeyn durfte als irgend eine Erlaucht. Der wurde auf's zierlichſte geſchrieben und dann in ſchön gearbeitete Kapſeln, Särge von ihm genannt, von der mannigfachſten Form gelegt, Pyramiden, Sarkophage, Altäre, deren äußerſter mit ſchimmernden Blumen, mit Sternen und Vögeln auf's wunderſamſte beſetzt und geſchmückt war.

Während ſeine farbenreiche Phantaſie ſich ſo in den Werken ſeiner Hand ſpiegelte, ging eben ſo raſtlos die Thätigkeit ſeines gebildeten, immer jungen Geiſtes fort. In ſeiner Jugend hatte er begeiſterte Vaterlandslieder gedichtet, hatte auch die Fackel ſeines gutmüthigen Humors geſchwungen und ſich durch Satiren auf die Weiber das ganze Geſchlecht zum Feinde gemacht, während keine Einzelne ihm feind geworden wäre. — Das erſte Werk ſeiner reifern Jahre war eine metriſche Ueberſetzung ſeines deutſchen Lieblingsdichters in's Lateiniſche. Die langen Nachte, die dieſe mühſame Arbeit verſchlang, hat Niemand gezählt als die treue Hausfrau, die es manchen Seufzer koſtete, wenn ſein Licht eben gar nicht erlöſchen wollte.

Das geiſtige Leben im Pfarrhaus geſtaltete ſich natürlich immer bewegter, jemehr die Jugend heranwuchs und ihre eigenen Elemente hinein trug. Da wurden in den Ferien Trauerſpiele verfertigt, zu denen jedes eine Scene beitrug, herzerſchütternde Trauerſpiele, rührend komiſche Stücke. Das liebſte Spiel aber war ihm, Räthſel aufzugeben, eines der letzten Steckenpferde dieſes räthſelloſen Gemüthes, Räthſel von ſo eigenthümlicher, humoriſtiſcher Art, daß der Schlüſſel zu ſeinem ganzen Weſen dazu gehörte, um ſie zu errathen; Verirräthſel mitunter, mit denen man ſich wochenlang abquälen konnte, während es gar nichts war.

Seine letzte Arbeit war die Gründung der neuen Auroraballe, ein neuerbautes, äußerſt liebliches Gemach, auch Zauberſtübchen genannt. Hier waren all ſeine wunderbarlichen Werke vereinigt, ein Spiegeltiſch, mit den ſeltſamſten Geſtalten und Figuren in Porzellan und Dragée bedeckt, die er nur auffinden konnte, die Thermometer, die Lichtſchirme, der Zauberſpiegel und die ſieben Särge, in denen der Stammbaum verwahrt lag.

Wie ſich ſelbſt, verſtand er auch andern Freude zu machen, große Luſt mit kleinen Mitteln hervorzurufen, und zeigte dabei einen bei Männern ſeltenen Zartſinn, eine unvergängliche Herzensjugend. — Daß ſein fröhliches Leben auch ein gutes Leben geweſen, daß auf dem Grunde ſeines klaren Gemüths nicht nur der Erde helle Seiten, ſondern auch der ewige Himmel ſich ſpiegelte, davon hat er die letzte, die ſchönſte Probe gegeben durch ein ſchönes friedevolles Ende, dem er feſten Blickes entgegenſah. Am ſelben ſchongelegenen Orte, wo er ſeine junge Frau eingeführt, wo die Wiege all ſeiner Kinder ſtand, blieb er bis zum letzten Tag, wo man ihn an ſeiner Gattin Seite niederlegte zur tiefſten, letzten Ruhe.

Du zürnſt mir wohl nicht, du freundlicher Pfarrherr, daß ich dein lebenswarmes Bild noch einmal heraufbeſchworen. Möge ihm im Tod noch gelingen, was ihm im Leben ſo oft gelang, freundliche Geſichter und frohe Herzen zu machen!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Göttingen, Mai.

(Fortſetzung.)

Die Gleichen. — Das Leinethal.

Schon in früheſter Jugend hatte ich die Sage von dem berühmten Grafen von Gleichen und ſeinen beiden Gemahlinnen geleſen, und als ich ſpäterhin von zwei Gleichen-Schlöſſern bei Göttingen erzählen hörte, dachte ich nicht anders, als daß jener doppelt beweibte Graf auf dieſen Burgen reſidirt haben müſſe, und freute mich heimlich auf die Zeit, wo ich dieſelben als Student beſuchen würde. Leider ward mir dieſe Freude ſchon

Digitized by Google

in der berühmten classis quarta zerstört, denn in einer bösen Stunde entwickelte und unser Hauptlehrer mit großer Beredtsamkeit, daß die Sage vom Grafen von Gleichen nach Thüringen hingehöre, wo die Ruinen seines Schlosses unweit Gotha zu sehen seyen. Im Dom zu Erfurt befinde sich noch ein Gedenkstein, auf welchem er mit seinen beiden Gemahlinnen abgebildet sey. Die Gleichen bei Göttingen, die ursprünglich wegen ihres gleichförmigen Aussehens auf gut niederdeutsch: „die Liken" oder „die Lichen" gehießen hätten, stehen in gar keiner Beziehung zu dem fraglichen Grafen. Ueberhaupt sey es wahrscheinlich, daß die ganze Geschichte aus der Luft gegriffen, oder wenigstens aus einer französischen Sage oder Romanze entstanden sey. — Die Dörfer im obern Leinethal gewähren aus der Ferne zwar einen recht anmuthigen Anblick, allein sobald man in die unmittelbare Nähe derselben kommt, verschwindet der Nimbus, und man sieht meist nur kleine, unansehnliche, schmutzige Häuser und kothige Gassen. Die wunderschönen hohen Eichen und Buchen, welche die Gehöfte in den nordeutschen Heiden schirmend umstehen und überragen, die blumigen Wiesen und Gebüsche, welche dieselben von allen Seiten einschließen, gewahrt man im Leinethal nur hie und da. Die gewöhnlichen Umgebungen der Häuser bestehen in Gemüse- und Obstbaumgärten. Auch dürften die Bewohner in Hinsicht auf Sitte und Charakter im Ganzen den Bewohnern der Heide nachstehen; namentlich sind Treuherzigkeit, Biederkeit, Genügsamkeit und Mäßigkeit viel seltenere Tugenden als im Heidelande. Dieß gilt besonders von den Bauern in der Nachbarschaft Göttingens, wie denn überhaupt die Nähe einer Universitätsstadt häufig einen verderblichen Einfluß auf die Sitten der umliegenden Orte übt. — Die Tracht der Landleute im obern Leinethal zeichnet sich eben nicht vortheilhaft aus, am wenigsten die der Mädchen und Frauen, deren seltsamer, aus riesigen Kämmen und hohen bedänderten Mützen bestehender Kopfputz häufig die schönsten Gesichter verunstaltet. Die Röcke des weiblichen Geschlechts sind ziemlich kurz und theilweise an der Hüfte mit großen Bufken versehen, namentlich in den an Hessen grenzenden Landstrichen. Bei den Männern sieht man sehr oft weite weiße, mit rothem Futter versehene feinene Röcke mit flehendem Kragen und einer Reihe Knöpfe, welche Tracht im braunschweigischen die gewöhnliche ist. Auch trägt die ältere männliche Generation an vielen Orten noch kurze Beinkleider, Strümpfe und Schuhe und große runde oder dreieckige Klapphüte, während die jüngere mehr der städtischen Mode huldigt.

Das westlich von der Stadt Göttingen gelegene Dorf Grone verdient in geschichtlicher Hinsicht eine Erwähnung, weil sich in dessen Nähe auf einer kleinen Anhöhe: „auf dem Hagen" geheißen, neben der Mündung des Baches Grone in die Leine, die uralte Pfalz Grone erhob, welche schon zu Heinrich des Finklers Zeiten erwähnt wird und später ein Lieblingsaufenthalt der sächsischen Kaiser war. Jetzt ist keine Spur mehr von derselben zu erblicken.

(Schluß folgt.)

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Agapemone.

Agapemone — so heißt ein Ort in Charlinch bei Bridgewater, wo sich eine religiöse Sekte angesiedelt hat, deren Tendenzen eigenthümlicher Art sind. Der Gründer derselben, ein Master Prince, gehörte früher der Hochkirche an und war längere Zeit Vikar zu Steke in der Grafschaft Suffolk, während welcher Zeit er eine Gesellschaft stiftete, die aus lauter Geistlichen bestand, und die sich die Lampeterbrüder nannten. Zu seinen eifrigsten Kirchenbesuchern gehörten zu jener Zeit die Misses Nottidge, sechs an der Zahl, von denen jede ein Vermögen von 6000 £. besaß. Als ihm der Bischof der Diöcese im Jahr 1842 das Predigen verbot, begab er sich nach Brighton, übernahm hier eine Kapelle, und die sechs Misses Nottidge fanden nicht an ihm dahin zu folgen und sich aufs neue als seine eifrigsten Zuhörerinnen zu beweisen. Im Jahr 1845 übersiedelt er diese Kapelle einem Master Thomas, um sich in Charlinch anzusiedeln, wohin ihm seine weiblichen Anhänger gleichfalls nachzogen. — Bei ihrer Ankunft fand eine der Misses Nottidge ein Billet von Prince vor, worin dieser sie aufforderte sogleich zu ihm zu kommen. Sie folgte seiner Einladung ohne Zögern, und erfuhr von ihm, daß es Gott zur besondern Ehre und ihr zum Ruhme gereichen würde, wenn sie einen seiner Anhänger, einen gewissen Lewis Price heirathete. Sie willigte ein und beide Theile trennten sich mit dem gegenseitigen Beschwören des tiefste Schweigen über diese Uebereinkunft zu beobachten. Hierauf sandte er eine ähnliche Botschaft an eine zweite Miß Nottidge, Namens Agnes. Auch diese folgte sogleich der an sie ergangenen Aufforderung und erfuhr von Mr. Prince, daß Gott ein besonderes Wohlgefallen an ihr habe; um dasselbe zu verdienen müsse sie jedoch versprechen unbedingt zu thun was er sie heißen werde. Sie weigerte sich zuerst, aber als er in sie drang, willigte sie ein und erfuhr nun, sie solle im Verlauf einiger Tage mit dem Bruder Thomas verbunden werden. Sie erbat sich indessen noch einen kurzen Aufschub, um ihre Vermögensangelegenheiten zu ordnen und ihre mögliche Nachkommenschaft zu ihren Erben einzusetzen. Die Antwort lautete: „Es wird dessen nicht bedürfen, Sie werden keine Familie haben; es würde Ihrer jetzigen Mission nicht entsprechen; Ihre Ehe wird nur geistig seyn, um Gottes Absichten in Bezug auf Sie zu erfüllen." — Sie kehrte hierauf zu ihren Schwestern zurück, ohne über den letztern Punkt eine weitere Erklärung zu fordern. Thomas war dort. Die ganze Gesellschaft, worunter Prince, Price und Thomas, speiste dann bei Agnes Nottidge, und nach der Mahlzeit verkündete Prince, daß Harriet und Agnes Nottidge, aus Gehorsam gegen den Willen Gottes, sich entschiedenen Price und Thomas mit ihrer Hand zu beglücken. — Später verunglückte Prince auch noch Clara Nottidge einen seiner Freunde, Namens Cobbe, zu heirathen. Die drei Ehen wurden an demselben Tage geschlossen, worauf Mistreß und Master Thomas sich im Agapemone niederließen. Dieß war ein weitläuftiges Gebäude mit vielen dazu gehörigen Gartenanlagen, die den Anhängern Prince's als Spaziergang dienten; eben auf dem Dache war eine Flagge angebracht, die die Inschrift trug: „Heil dir, heilige Liebe!" daneben waren ein Löwe und ein Lamm abgebildet; zur Bewachung des Hauses dienten zwei große Bluthunde, die allen Fremden den Eingang verwehrten. — Die Lehre Prince's und seiner Anhänger besteht wesentlich darin, daß die Zeit der Gnade vorüber und die Tage des Gerichtes gekommen seyen; Gebet sey daher nicht ferner von Gewicht. So halten sie auch keine Sonntagsfeiere und bringen den Tag einzig mit Spaziergängen hin. — Das Leben im Agapemone schien der Madame Thomas indessen keineswegs zu behagen, und schon nach wenigen Monaten verließ sie das Haus und begab sich zu ihrer Schwiegermutter, wo sie einem Kinde das Leben gab. Der Vater desselben wollte seine Rechte auf dasselbe geltend machen, die Mutter verweigerte es ihm; so wurde denn der Streit unter den Eheleuten endlich vor die Assisen gebracht, und der Gerichtshof hatte das Vergnügen die Bewohner des Agapemone zu vernehmen und die Lehre des neuen Propheten erörtert zu sehen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 134. Mittwoch den 5. Juni 1850.

Clamoris plena, urbs frequens, civitas exultans.
Isaias

Bilder aus Schottland.

Glasgow.

Die schottische Sonne, eine weitlänfige, vernachläßigte Verwandte der italienischen, hatte sich um die Mittagsstunde aus der aschgrauen Nebel- und Wolkenmasse, welche den Horizont nach allen Seiten umlagerte, hervorgearbeitet und blickte ganz erstaunt auf die Stadt, welche sie seit Wochen nicht gesehen hatte. Nach der Behauptung der Engländer, welche Schottland selbst jezt noch gern als ein Kronlehen, als ein Anhängsel von England betrachten und daher auch stets geneigt sind ihre scherzhafte Laune an ihm zu üben, regnet es in diesem Lande dreihundert fünfund-sechzig, zu Glasgow aber dreihundert sechs-und-sechzig Tage des Jahres. Wenn sich die Sonne daher freute, einmal wieder auf Glasgow zu blicken, war sich nicht minder entzückt, ihre Bekanntschaft wieder zu machen, und um dieß recht gründlich zu thun, eilte ich aus dem Häuser- und Menschengewimmel von Trongate und Gallowgate, von Steckwell- und Glasjord-Street, und wie die Straßen, Gassen und Gäßchen alle heißen mögen, welche den untern Theil der Stadt ausmachen und der Tummelplatz der geschäftigen Ameisen- und Bienenwelt sind, durch die Glasgow als Handelsplatz so berühmt geworden.

Mein Weg führt durch Queen's Streets wo die Ingramgasse in jene ausläuft, steht ein Menschenknäuel um zwei Männer, die eben handelseinig geworden sind, wegen einer kleinen Nebenbedingung aber sehr abweichender Ansicht zu seyn scheinen. Der eine dieser Männer ist halb soldatisch, halb bürgerlich gekleidet und an seiner Mütze flattern eine Menge bunter Bänder; sein rauhes, starres, wettergeschlagenes Gesicht steht im grellsten Widerspruche mit seiner honigsüßen, einschmeichelnden Sprache. Der andere ist ein blutjunger, blasser, zerlumpter, betrunkener Bursche, welchem man es ansieht, daß er für ein Glas Whiskey seine Seele zu verkaufen bereit wäre. Wir haben einen Werber und einen Rekruten vor uns; der arme Schelm hat das Handgeld bereits angenommen und feilscht nur noch um die Erlaubniß bis zur Abendstunde sich seiner Freiheit zu freuen. Der Werber will sich diese Bedingung gefallen lassen, wenn der Geworbene einen Bürgen stelle; dieser nennt den Namen eines Weibes, das am Clyde Gin und ihre verblichenen Reize feil bietet; der Werber zuckt die Achseln, das Publikum lacht, der Bursche wird wild, faßt das Arbeitstischchen des Werbers, um sich damit durch den Haufen Raum zu machen; zwei Männer, welche bisher dem Handel ruhig zugesehen, fassen ihrerseits den Rekruten an den Armen und führen ihn die Ingramgasse hinab, der Kaserne zu. „Futter für Pulver!" sagt ein Student der Medicin zu seinem Kameraden lachend und schlendert mit ihm der Universitätsstraße zu. „Kann noch General werden, der Bursche, wenn er in Ostindien nicht am gelben Fieber stirbt," bemerkt ein junger Ladendiener und geht, da ihm Niemand antwortet, gravitätisch mit seinem Briefsack weiter, und zwei Minuten später wandert der Werber wieder gemächlich an seinem Tischchen hin und her, einer neuen Beute gewärtig.

Um den höher gelegenen Theil der Stadt zu erreichen, mußte ich über George's Square, vielleicht der schönste freie Platz, welchen eine Stadt in Großbritannien aufzuweisen hat. Er ist von edeln Bauwerken

Digitized by Google

umgeben; unter andern finden sich hier die ersten Gasthöfe der Stadt. Spaziergänge führen durch das zierliche, duftreiche Buschwerk, mit welchem er bepflanzt ist. Vier Kunstwerke schmücken bereits diesen Raum, welcher eine Art Pantheon unter offenem Himmel werden zu sollen scheint. Walter Scotts kolossale Statue, auf einer achtzig Fuß hohen dorischen Säule, ist die Hauptzierde des Platzes. Ich habe vergessen, von welchem Künstler diese Statue herrührt; gewiß aber war er kein Schottländer, denn ein solcher hätte gewußt, daß die Hochländer das Plaid, den mantelartigen Ueberwurf, unwandelbar auf dem linken Arm haben, nicht aber auf dem rechten, wie es hier bei Sir Walter der Fall ist.

Unser Weg hebt sich mehr und mehr; wir erreichen den freien Platz, in dessen Mitte das Lunatic Asylum — Zufluchtsort für Wahnsinnige — ein palastähnliches Gebäude mit prachtvoller Kuppel, emporsteigt; ganz nahe teilt uns das Magdalen Asylum — Zufluchtsort für reumüthige Sünderinnen —, dann das Blindenhospital, das Glasgower Krankenhaus mit einem besondern Flügel für Fieberkranke entgegen. Man sieht, es kann Glasgow nicht an Wohlthätigkeitsanstalten der mannigfachsten Art fehlen, wenn ein so kurzer Weg, wie wir ihn eben zurückgelegt haben, an so bedeutenden Instituten vorüberführt. Wenn aber das Aeußere dieser Gebäude von Geschmack und Eleganz zeugt, so beurkundet das Innere, die Einrichtung und Verwaltung dieser Anstalten, die Wahl der Vorsteher, Aerzte und Diener, die Reinlichkeit, Pünktlichkeit und Ordnung den großartigen Wohlthätigkeitssinn der Schottländer und die Umsicht und Vorsicht, welche sie ihrer Freigebigkeit zugesellen. Alle diese Anstalten sind durch freiwillige Gaben gegründet worden und werden durch solche unterhalten; die Wohlthäter wählen aber auch die Vorsteher und Aufseher aus ihrer Mitte, und das Sprüchwort sagt: „Der Schottländer sieht durch drei Beetler.“ Das Glasgower Krankenhaus, in welchem jährlich gegen siebentausend Kranke aufgenommen werden, hat fünfund-zwanzig Direktoren und jeder Einzelne hat zu jeder Stunde das Recht einzutreten und nach dem Stand der Dinge zu fragen und zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe und C. F. Reinhard.

(Fortsetzung.)

Was soll ich von dem lieblichen Knabenmährchen sagen, so leicht und kindlich froh und hüpfend, daß man schwören möchte, den Knaben selbst erzählen zu hören, und dann wieder so classisch vollendet, wie nur gereifte Kunst und Erfahrung es hervorbringen konnten; vom ächt altfranzösischen Sonderling, Graf Thoranne, eben darum so merkwürdig, weil er als Sonderling so ächt feanzösisch ist; von der gewandten Schutzrede des dicken Factotum? In allen diesen ist so tiefe innere Wahrheit, Wahrheit und Dichtung sind so innig verschlungen, daß es die philisteemäßigste Bemühung von der Welt wäre, Wahrheit und Dichtung sondern zu wollen. Eben so in der dramatischen Verschlingung der Geschichte Gretchens mit den Krönungsfeierlichkeiten, in der Geschichte Gretchens selbst und dessen was daraus folgte, wiewohl ich nicht läugnen will, daß ich selbst eben hier Philister genug wäre, den historischen Hergang der Sache wissen zu wollen, den ich aber, eben zu meiner Strafe, gewiß nicht erfahren werde. Wie dem sey, diese zarte Behandlung so mannigfaltigen Stoffes, diese heilige Scheu vor dem Publikum sind Ursache, daß diese Schrift einer Lesewelt angehört, wie vielleicht noch keine sie gefunden hat. Das Kind und der Greis, das Mädchen und die Matrone, der Jüngling und der Mann können sich an dieser milden Sonne wärmen, die Abend- und Morgensonne zugleich ist.

Fragen wollen, was in dieser Geschichte Thatsache und was Mythus sey, kommt mir gerade so vor, wie die Untersuchungen meines Freundes Geoffroy im Feuilleton: wie Menelas und alle die Prinzen und Grafen im trojanischen Krieg so blödsinnig haben seyn können, sich um eine alte Dame zu schlagen, statt aus der ganzen Sache einen Spaß zu machen? ob es wahrscheinlich sey, daß die Here Medea mit dem König Aegeus bei seiner Durchreise durch Korinth auf der Straße zusammengetroffen sey, da ein König doch nicht wie ein Handwerksbursch reise und wenigstens einen Kurier voraus schicke? u. dgl. mehr. Indem ich Sie aber mit allen Fragen dieser Art verschone, bestehe ich darauf, daß Sie mir eine andere lösen, die in einer geistreichen, Ihrem Buche sehr gewogenen Gesellschaft debattiet worden ist. Man wünscht nämlich zu wissen, ob der gegitterte Verschlag an der Hausthür, woraus der kleine Goethe die Töpfchen und Töpfe zerschmiß, in oder außer dem Hause gewesen sey? Die Frauen meinten unter freiem Himmel, wie man das seitwärts an den Thüren auf dem Lande sieht. Das wollten die Männer nicht zugeben, sondern machten die Vorhalle der Hausflur daraus, mit einem offenen Gitter nach der Gasse. — Da sitzen sie nun noch alle, und die Frauenzimmer unter freiem Himmel, wenn nicht der Vorsprung des obern Geschosses sie deckt. — Da nun der Winter eintritt und man am Kamin gerne weiter lesen wollte, so sehen Sie wohl, daß es nöthig ist die Damen unter Dach zu bringen, und wenn Sie dieß nicht thun wollten, so wäre kein anderer Rath, als eine Deputation nach Frankfurt zu schicken.

Digitized by Google

Goethe an Reinhard.

1811.

Haben Sie herzlich Dank, daß Sie meinem biographischen Verſuche ſo viele Theilnahme gegönnt, die ich auch wohl erwarten durfte; denn indem ich mir jene Zeit zurückrufe und die Gegenſtände, die ſich mir in der Erinnerung darbieten, zuſammenarbeite, gedenke ich meiner abweſenden Freunde, als wenn ſie gegenwärtig wären, glaube meine Reden an ſie zu richten und kann alſo wohl für das Geſchriebene eine gute Aufnahme hoffen. Bei der Art, wie ich die Sache behandle, mußte nothwendig die Wirkung erſcheinen, daß jeder, der das Büchlein liebt, mit Gewalt auf ſich ſelbſt und ſeine jüngeren Jahre zurückgeführt wird. Es freute mich dieſe Wirkung, die ich nicht bezweckte, aber doch vorausſah, auch an Ihnen ſo vollkommen erfolgt zu ſehen, und danke Ihnen recht ſehr, daß Sie mich bei dieſer Gelegenheit einen Blick in Ihre Jugendjahre thun laſſen. Am zweiten Bande iſt ſchon viel geſchrieben und in einigen hübſchen ruhigen Monaten wird er wohl zu Stande kommen. Es wird ſchwer ſeyn, ihm die Mannigfaltigkeit und Anmuth des erſten zu geben. Die Epochen, die er umfaßt, ſind eher ſtockend als vorſchreitend, indeſſen wollen wir unſer Möglichſtes thun, vorzüglich aber auf den dritten Band verweiſen, der deſto luſtiger werden ſoll.

Was das „Geräms“ betrifft, wonach Sie fragen, ſo kann man, wie Sie ſchon vermuthen, ſich den Urſprung deſſelben am erſten denken, wenn man ſich vorſtellt, wie zur Sommerszeit Bürgersleute Stühle und Bänke vor ihre Häuſer ſetzten, wo ſie unter den weit vorſpringenden Ueberhängen der obern Stockwerke ſogar bei einem mäßigen Regen ruhig ſitzen konnten. Hatte man ſo durch gedachte Ueberhänge und durch das oben vorſpringende Dach ſchon in die Rechte der Straße gleichſam Eingriff gethan, ſo lag es, beſonders in weniger polizeilichen Zeiten, ganz nahe, ſich eine Art von hölzernem Käfig herauszubauen, um nicht den Augen jedes Vorübergehenden ausgeſetzt zu ſeyn. Dieſes Geräms war wirklich meiſtentheils oben offen, weil es von jenen Ueberhängen genugſam bedeckt war. Es hing durch eine beſondere Thüre mit der Hausflur zuſammen, welche Nachts eben ſo ſorgfältig als die Hausthür ſelbſt verſchloſſen wurde. Dieſes Geräms war für die Familie um ſo wichtiger, als man in jenen Zeiten oft die Küchen nach der Straße zu, die Zimmer aber nach den Höfen zu anlegte, wodurch die Häuſer ſämmtlich eine burgartige Geſtalt erhielten und man nur durch das gedachte Geräms eine gewiſſe Communikation mit der Straße und dem Oeffentlichen gewann.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Schluß.)

Literatur.

Der „Leader“ bringt uns in einer ſeiner letzteren Nummern einen Aufſatz über die deutſchen humoriſtiſchen Produkte neuerer Zeit und ſteht nicht an den Humor der Deutſchen mit einem im Kothe trampelnden Rhinoceros zu vergleichen. Daß unſere anglikaniſchen Nachbarn keineswegs berechtigt ſind ein ſolches Urtheil zu fällen, bedarf kaum der Erwähnung. Es iſt eine Sünde der Unwiſſenheit, die hier zu Tag kommt; wie denn überhaupt die gute alte Säugamme Ignorance gar manches Verbrechens zu überführen wäre, wenn die Nachſicht des Publikums nicht ſo gnädig mit ihrem Geſchwätze verführe. — Daneben haben wir einen neuen Roman zu betrachten, »the initials« betitelt, der in Deutſchland ſpielt und deſſen Verfaſſerin, Mistreß Gaskiale, geborene Miß Rigby, dem Publikum ſchon unter ihrem Mädchennamen als die Herausgeberin einer Sammlung Briefe, »Letters from the Baltic,« bekannt war, die das Leben in den Oſtſeeprovinzen ſchildern. Zu dieſem neuen Roman iſt es vorzüglich auf das deutſche Familienleben in den mittlern Klaſſen und auf die Stellung unſerer Frauen und Mädchen abgeſehen. Den letztern wird denn freilich ein ganz beſonderer Charakter zugeſchrieben, der ihnen angeboren mag, ich weiß es nicht, denn Gewohnheit macht blind, der mich aber als eine Neuheit überraſcht hat, ſo wenig war ich darauf vorbereitet. Unſere Mädchen ſind alſo, was man in England »flirts« nennt, d. i., ſie gehen auf Eroberungen aus, wollen gewinnen, ohne gewonnen zu ſeyn, laſſen das Auge blicken, wovon das Herz nichts weiß, um dann nach errungenem Siege ins Fäuſtchen zu lachen. Dabei gehen ſie ganz ungenirt in die Zimmer der Herrn, wenn dieſelben noch im Bette ſind, und man lebt überhaupt in einem Zuſtand patriarchaliſcher Unſchuld, die von keinem mein und dein eines Zimmers weiß, die das ganze Haus zu einer gemeinſchaftlichen Wohnung macht. Wo mag wohl Miß Rigby auf ihren Reiſen dieſen Communismus der Wohnung angetroffen haben? Außerdem bringt ſie noch gar manche Details von unſern Sitten und Gebräuchen, die uns in den Augen der Engländer herabſetzen ſollen. Sie erzählt uns vom Kochherd, an dem die Hausfrau in eigener Perſon als

Digitized by Google

erste Magd präsidirt, sie versichert, daß wir die Gabel ungeschickt halten, und wenn wir Geflügel essen, die Knöchlein mit den Fingern zum Munde führen und unter befriedigtem Zungenschnalzen sorgfältig abnagen. Solche Einzelnheiten sind für den Engländer höchst erbaulich und vollkommen zureichend, um ihn mit vulmost contempte auf seine Continentalnachbarn herabsehen zu lassen. Leute die an den Trommelstöcken nagen! Quelle horreur! Und ob wir uns dessen wohl am Ende doch nicht in der That schuldig machen? — Als ein sehr weltvolles Buch wird dagegen »the culture of women« gepriesen. Es ist von zwei Frauen in Gemeinschaft verfaßt und geht darauf aus darzuthun, wie sehr die Frauen ihre Stellung in der Gesellschaft und ihre Sendung als Gattinnen und Mütter verfehlen, wenn sie ihr Leben in Aeußerlichkeiten verlieren und den innern Menschen aufgeben. Wie viel wäre auch den deutschen Frauen über diesen Punkt zu sagen! Auch sie ziehen oft vor die geringen Arbeiten des Haushaltes zu verrichten, statt ihren Kindern als Lehrerin und Erzieherin Anleitung und Vorbild zu seyn, und sich dadurch neben der Liebe jener Achtung und Verehrung in dem Herzen ihres Kindes zu sichern, die durch alle Phasen des Lebens verbedeut und erhebend nachwirkt.

Göttingen, Mai.

(Schluß.)

Pleße. — Hardenberg. — Nordeln. — Elze.

Dagegen sind von zwei andern geschichtlich merkwürdigen Schlössern in der Nachbarschaft Göttingens, von der Pleße und dem Hardenberge, noch ziemlich bedeutende Ruinen übrig. Die erstere liegt am rechten Leineufer unweit des Nortschleckens Bovenden auf einer bewaldeten Bergkuppe, welche nur auf einer Seite mit der langen Hügelkette im Osten des Flusses zusammenhängt, sonst aber ziemlich frei gegen das Thal abfällt. Die Burg soll nach einer alten Aufschrift in dem einen der Thürme schon im Jahr 963 gebaut worden seyn. Im Jahr 1016 kam sie an das Bisthum Paderborn und bildete später den Kern der kleinen Herrschaft Pleße. Als das Geschlecht dieser Namens 1567 ausstarb, nahm Hessenkassel Schloß und Gebiet in Besitz und trat es im Jahr 1810 an Hannover ab. — Von den Ruinen, welche auf allen Seiten höchst malerisch von Bäumen und Gesträuch durchwachsen sind, überschaut man eine weite, äußerst anmuthige Landschaft. Tief im Grunde liegt das kleine Dorf Grizehausen, das von mehreren bewaldeten Bergen eingeschlossen ist. In der Ferne gegen Westen, am linken Ufer der Leine zieht sich eine lange Hügelkette hin, welche sich weiter nördlich an den Selling anschließt. Den Lauf des Flusses selbst kann man bis zur braunschweigischen Grenze verfolgen. In der weiten fruchtbaren Ebene, die sich zu beiden Seiten der letztern ausbreitet, schimmern viele freundliche Städtchen, Dörfer und Landgüter mit ihren rothen Dächern aus dem Grün der Felder und Wiesen hervor. — Der unweit der Pleße in einem reizenden Thale liegende Beegnügungsort Mariaspring wird ebenfalls von Musensöhnen, Professoren und Bürgern sehr häufig besucht, und an schönen Tagen bietet der unter den hohen, uralten Linden befindliche Tanzplan mit den ihn amphitheatralisch umgrenzten Bänken und Rasensitzen ein höchst anziehendes idyllisches Bild dar. — Das in diesem Jahrhundert zu so großer Berühmtheit gelangte hardenbergische Geschlecht stammt vom alten Schlosse Hardenberg, das sich ganz in der Nähe des Städtchens Nörten auf einem isolirten Felskegel erhebt und dessen Ruinen noch einen pittorischen Anblick gewähren. Die Familie besaß die Burg schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts und war stets darauf bedacht, sie so viel als möglich in baulichem Stande zu erhalten. In neuerer Zeit ist am Fuß des Burgberges ein hübsches Schloß in neuem Styl errichtet worden, das von anmuthigen Gärten und Parkanlagen in englischem Geschmack umgeben ist.

Obwohl sich im Leinethal und in dessen Nachbarschaft noch mehrere andere alte Burgen befinden, so ist es doch auffallend, daß weder von diesen noch von den drei oben genannten Schlossruinen irgend eine erhebliche charakteristische Sage im Munde des Volks lebt, während die Bewohner anderer Landstriche von den Ritterburgen in ihrer Nachbarschaft manches zu erzählen wissen. Sobald man sich jedoch dem Harz oder dem Selling nähert, erscheint auch sofort die Sage wieder und schmückt die Trümmer der Schlösser mit Klöster, die auf den Gipfeln der Berge und im dunkeln einsamen Thale liegen, mit dem Zauber der Dichtung. — Von einem versunkenen Schlosse existirt dagegen eine äußerst charakteristische und hochpoetische Sage: die Sage vom Schlosse Sverburg, welches östlich von Göttingen an einem kleinen Nebenfluß der Leine gelegen haben soll. Ich erzähle sie wohl ein andermal.

Im mittleren Leinethal verdienen noch zwei kleine Städte erwähnt zu werden, da dieselben in geschichtlicher Beziehung Bedeutung erlangt haben; die Städte Nordheim und Elze. — Auf einem Bergrücken in der Nähe der ersteren lag die Stammburg der mächtigen Grafen von Nordheim, deren letzte Erbin Richenza, auf welche nach dem Tode ihrer Mutter Gertrud auch die reichen Güter der Brunonen übergegangen waren, sich mit dem deutschen Kaiser Lothar von Supplingenburg vermählte, wodurch die bis dahin sehr geringe Hausmacht desselben um ein Bedeutendes vermehrt wurde. — Elze, im Mittelalter Aulica genannt, ist einer der ältesten Orte Norddeutschlands, der schon zu Karls des Großen Zeiten oft erwähnt wird. Dieser ließ hier im Jahr 785 die erste Kirche Niedersachsens bauen. Sie war dem heiligen Petrus geweiht und hatte den Bischof Günther zum Vorsteher. Auch befand sich hier ein stattlicher fränkischer Palast, in welchem Karl sehr häufig sein Hoflager hielt. — Ueber die Verlegung des Bisthums von Elze nach Hildesheim berichtet die Sage folgendes. Als Karls Nachfolger, Ludwig der Fromme, der ebenfalls oft diese Gegend besuchte, im Jahr 822 in den benachbarten Wäldern jagte, verrichtete er nach seiner Gewohnheit, mehrmals des Tages zu beten, zur mittäglichen Rastzeit unter einem weitästigen, dichtbelaubten Baum vor dem Bilde der heiligen Jungfrau, welches sein Capellan mit sich zu führen pflegte, seine Andacht. Beim Aufbruch vergaß der letztere das Bildniß mitzunehmen und lehrte umweit Elze um, dasselbe zu holen. Allein trotz aller Mühe vermochte er es nicht von der Stelle zu bewegen, und auch die Anstrengungen der herbeigerufenen Diener des Kaisers blieben erfolglos. Ludwig sah darin einen Wink der Jungfrau Maria und beschloß ihr in jenem Walde eine Capelle zu errichten, schwankte aber noch hinsichtlich der Wahl des Platzes. Da soll dann in der nächsten Nacht rings um den hohen Baum ein tiefer Schnee gefallen seyn, bei dessen Anblick der Kaiser am folgenden Morgen ausgerufen: „Dat is een hilde Snee!“ und sogleich den Befehl gegeben habe, auf dem beschneiten Platze die Capelle zu erbauen. Die Worte Ludwigs fallen sofort die Veranlassung gewesen seyn, daß die späterhin neben der Kirche angelegte Stadt den Namen Hildesheim erhielt. Merkwürdigerweise ist Elze ganz außerordentlich oft von Brandunglück heimgesucht worden. Die sechste große Feuersbrunst im Jahr 1824, welche ein Dienstmädchen aus Rache gegen ihren harten Herrn anstiftete, legte fast die ganze Stadt in Asche. Die schön und regelmäßig wiederaufgebauten Häuser geben dem Orte jetzt ein sehr freundliches Ansehen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 135. Donnerstag den 6. Juni 1850.

O Jerusalem, du schöne,
Ach wie helle glänzest du!
Ach wie lieblich Wohlgetöne
Hört man da in holder Ruh!
O der großen Freud und Wonne!
Jetzo gehet auf die Sonne,
Jetzo gehet an der Tag,
Der kein Ende nehmen mag.

Albinus.

Die Orgelspielerin.

Eine wirkliche Begebenheit aus neuester Zeit.

Wer wandelt nach der Kirche, sieh,
Zur Messe schon in goldner Früh,
Doch in des Lebens Abendsonne?
Luitgardis ist's, die greise Nonne.

Ihr Kloster, einst des Friedens Port,
Nun ist es die Kaserne dort;
Mich dünkt sie im Vorüberschreiten
Wie ein Gebild aus andern Zeiten.

Drin schweigt die Orgel noch; es ist
Heut eben krank der Organist:
Den Strom der Töne, stark und helle,
Wer lockt ihn jetzt aus ihrer Quelle?

Seht da die graue Meisterin;
Sie eilt hinauf mit raschem Sinn:
Uebt sie die Kunst mit gleicher Tugend
Noch heut, wie einst in frischer Jugend?

Wohl seit zwölf Jahren hat sie schon
Nicht mehr gespielt nur Einen Ton;
Doch hört man's droben mächtig klingen,
Die Hallen durch und Herzen dringen.

Als Orgel rührt sie selbst der Geist,
Der sie in alle Höhen reißt,
Ihr jeden Zug im Angesichte
Verklärt mit wunderbarem Lichte.

Sie fühlt sich plötzlich wieder jung
Und spielt mit herrlich hohem Schwung;
Wohllaut von sel'ger Engel Chören
Glaubt die Gemeinde da zu hören.

In Glutakkorden geht es da
Stets höher bis zum Gloria;
Jetzt auf dem Gipfel, sonnigheiter,
Steht sie der goldnen Töneleiter.

Sie steht, als Gottes reine Braut.
Nun horch, auf einmal welch ein Laut
Ertönt schwermüthig, tief und bange,
Gleich einem Aeolsharfenklange?

Die Orgel zittert und verhallt;
Todt sinkt, vom Schleier überwallt,
Die Nonne hin, und heimwärts ziehen
Den Geist des Himmels Harmonieen.

J. Krais.

Schwäbische Pfarrhäuser.

VI.

Der Haselnußsperrer.

Das war ein seltsamer Kauz, und wäre es wohl in jedem Stande gewesen, darum möchte ich ihn keineswegs als Typus des seinigen zeichnen; weil er aber doch einmal ein Pfarrer gewesen, so möge er hier seinen Platz finden, schon um seines Hauses willen, das gewiß der geistlichen Pflicht der Demuth und

Digitized by Google

Niedrigkeit in reichem Maße nachgekommen. — Am beſten iſt's, wir begleiten, um Eingang in's Pfarrhaus zu erhalten, einen ſeiner Vikare, deren er gar viele gehabt, denn ſonſt iſt es äußerſt ſelten aufgeſucht worden.

Es war im Sommer 18.., als ein neuernannter Vikar muthigen Schrittes in das ihm noch gänzlich unbekannte Dorf einzog, deſſen Pfarrer er in Folge höherer Weiſung zum Gehülfen geſandt wurde. Das Pfarrhaus auffindend war aber keine leichte Sache, wenn man einem nicht zuvor geſagt hatte, es ſey das dachfälligſte Haus im Ort. Unter Anleitung des Büttels, der zugleich Gänſehirt war und eben ſeine Schaar heimgetrieben hatte, kam der Vikar aber doch damit zu Stande. Klein war das Haus eben nicht, ſah aber höchſt trübſelig und wirklich lebensgefährlich aus, denn es war auf einer Seite mit Stricken an einen daneben ſtehenden ſtarken Lindenbaum gebunden.

Der Vikar fragte nach dem Herrn Pfarrer und der Frau Pfarrerin. „Die Frau," hieß es, „iſt über Feld, der Herr aber ſind im Garten." So ging er denn ihn dort aufzuſuchen und dachte ſich einen ehrwürdigen Herrn zwiſchen Blumenbeeten und Obſtbäumen umherwandelnd. Dem war aber nicht ſo, und einen ſolchen Garten hatte er noch nie geſehen. Ein halb Viertel Morgen war mit lauter Haſelnußſtauden, hohen und niedrigen, bepflanzt, nichts dazwiſchen als ſchmale Pfade. Inmitten dieſer Haſelnußwildniß wandelte der Pfarrer, eine dürre, ſtarknochige Geſtalt mit einer bedeutend rothen Naſe und lederbraunem Geſicht, und erſpähte prüfenden Blickes den Grad der Reife ſeiner Nüſſe. Er empfing ſeinen neuen Vikar ziemlich kühl und ſchien es mißliebig aufzunehmen, daß man ihn in dieſen Hain eingeführt habe, führte ihn auch alsbald in das Wohnzimmer.

Dort war indeß die Frau Pfarrerin von ihrem Gang auf den Markt der benachbarten Stadt angekommen, eine gleichfalls magere, höchſt ungut ausſehende Dame, die ſich, nachdem ſie einen himmelan ſtehenden Hut abgelegt hatte, in einer vergilbten Filethaube präſentirte und den Vikar fragte, ob er nicht Thee wolle, wenn es ihm nicht zu ſpät ſey vor dem Nachteſſen, worauf er natürlich verführte.

Sonderlich wohl ward es dem Vikar nicht dieſem Ehepaar gegenüber, zwiſchem dem ein außerordentlich kühler Ton zu herrſchen ſchien. Heiterer und gemüthlicher Natur, verſuchte er aber doch einen fröhlichen Ton anzuſchlagen und gab alte Univerſitätsſpäße zum beſten, was wirklich beim Pfarrer einen gurgelnden Ton hervorrief, der ein Lachen vorſtellen ſollte, und auch die Frau Pfarrerin, der das beſonders zu behagen ſchien, verſuchte ihre Muskeln zum Lachen zu verziehen.

Nach dem Nachteſſen brach der Pfarrer plötzlich auf und der Vikar ſah ihn mit einem ſchweren Kruge verſehen die Treppe hinabſteigen. Auch ihm wurde nun ſein Gemach angewieſen, das im oberſten Stockwerk gelegen war und ſo unerquicklich, dürr und trocken ausſah wie das ganze Haus; er konnte ſeinen Stern nicht beſonders preiſen, der ihn unter dieſes Dach geführt. Sein Verhältniß zu der Frau Pfarrerin ſchien ſich indeß recht erträglich zu geſtalten, während der Pfarrer ſich auf den nöthigſten Verkehr beſchränkte und beſonders ängſtlich bemüht ſchien, ihn von ſeiner Studirſtube fern zu halten, in der er den Tag über und Abends faſt alle Zeit zubrachte.

Als eines Tags der Pfarrer nach dem Nachteſſen abermals verſchwunden war, begann die Pfarrerin ganz zutraulich: „Herr Vikar, ich höre Sie verſtehen ſich auf die Phyſiognomien und ſehen den Leuten an, wie lang ſie noch leben werden." Der Vikar gab zu, daß er ſich hie und da damit befaßt und namentlich bei Kranken oft einen richtigen Blick gehabt habe. — „Nun, meinen Sie, daß ich oder mein Mann zuerſt ſterben werde?" Als der Vikar, erſtaunt über eine ſo ruhig geſtellte Frage dieſer Art aus dem Mund einer Gattin, die Antwort ſchuldig blieb, fuhr ſie mit ſchauerlicher Gelaſſenheit fort: „Sehen Sie, ich und mein Mann haben gar nie zuſammen gepaßt; ich hätte ihn gar nie genommen, wenn mir's nicht um einen eigenen „Unterſchlauf" (Obdach) zu thun geweſen wäre. Seit wir geheirathet ſind, hat er mich nur erzürnt: wenn ich fett koche, will er mager eſſen, habe ich eingeheizt, ſperrt er die Fenſter auf, will ich Bohnen pflanzen, pflanzt er Haſelnüſſe. Ich ärgere mich nun ſchon lange nicht mehr, aber ich muß oft denken, es wäre faſt am beſten, wenn der liebe Gott Eines von uns zweien zu ſich nähme, ich könnte dann nach Nürtingen ziehen." — Der Vikar, der nicht wußte, ob er über dieſe gottergebene Ehefrau lachen oder weinen ſolle, zog ſich aus der Sache ſo gut er konnte, und meinte, der Herr Pfarrer ſehe noch recht robuſt aus, doch habe man freilich Exempel, daß auch die kräftigſten Leute ſchnell wegſterben u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt).

Bilder aus Schottland.

(Fortſetzung.)

Mittlerweile hatte ſich die Sonne, der ungewohnten Anſtrengung müde, wieder in ihr Wolkenbett von Tartan oder buntgeſtreiftem ſchottiſchen Zeug geſteckt und das matte, halb verſchleierte Licht, welches durch die Nebelſchichten brach, kam der ſchönen altergrauen

Digitized by Google

Baumasse der Kathedrale, die nun vor mir lag, sehr zu statten. Die Thurmspitzen scheinen sich zu heben, die nackten Wände sich in dem wechselnden Licht und Schatten zu beleben und die alten Steinbilder aus den Nischen zu schauen, während man jeden Augenblick erwartet, König David den Ersten, welcher dieses ehrwürdige Bauwerk aufführen ließ, mit seinem Gefolge aus dem hohen Portale treten zu sehen, um den Magistrat der Stadt Glasgow zur Rede zu stellen, warum er so lange zögere, dieses älteste Denkmal der Stadt wenigstens vor weiterem Verfall zu schützen. Walter Scott hat dieser Kirche mit dem Enthusiasmus gedacht, mit welchem er alles auffaßte, was an die alten, guten romantischen Zeiten seines Vaterlandes erinnerte; ich werde es also nicht versuchen ein Wort darüber zu sagen.

An der Mauer der Kathedrale führt ein schmaler Weg zur Seufzerbrücke, die eine ziemlich tiefe Kluft überspringt, in welcher der Molendinarbach über Steingeröll niederrauscht und seine Klagetöne mit den Seufzern derer verschmilzt, welche den sterblichen Resten der übrigen über diese Brücke folgen. Denn wir stehen jetzt vor dem stattlichen Portale, welches in die geschmückte Nekropolis von Glasgow führt. Der Thorwächter der Todtenstadt bedeutet mich, daß ich meinen Namen und Wohnort in das mächtig schwere Fremdenbuch einzutragen habe, und während ich nach bekannten Namen suche, fährt ein Leichenwagen, von vier schwarz gekleideten Männern gefolgt, durch das Portal. „Vermuthlich die Leiche eines armen Mannes," sagte ich zu dem Thorwärter, „da das Geleite so unscheinbar ist?" — „Der Todte war allerdings nur ein armer Handwerksmann," versetzte der Wärter; „von dem Leichengeleite läßt sich hier aber auf etwas dieser Art nicht schließen. Denn wenn Sie außerordentliche Veranlassungen ausnehmen, wird Arm und Reich bei uns in derselben einfachen Weise zur letzten Ruhe gebracht." Ich überzeugte mich später, daß man in Schottland fast durchgehends in dieser ziemlich unceremoniösen Art mit den Hingeschiedenen verfährt. In einzelnen Fabrikdörfern läßt der Fabrikherr die Stunde des Begräbnisses ansagen; die Arbeiten werden auf kurze Zeit ausgesetzt und die Leute treten, während die Leiche auf den Gottesacker gebracht wird, vor ihre Thüren, und wer will, schließt sich dem Zuge an. In den Hochlanden folgt noch häufig die Clanschaft der nächsten Umgebung, d. h. alle die, welche den Familiennamen des Verstorbenen tragen, dem Trauerzuge und das Haupt des Clans schickt einige seiner Leute, wenn er selbst verhindert ist der Leichenfeier beizuwohnen.

Wir betraten die Nekropolis, nicht sowohl um die hier allwärts prangenden Grabdenkmäler zu bewundern, denn die kirchliche Architektur ist in Großbritannien die einzige Kunst, welche dem Ausländer Achtung einflößt, sondern um vorerst das Auge an dem wahrhaft reizenden Buschwerk zu ergötzen, welches das ganze Felsplateau umrankt, umflattert und umbuhlet, und dann den höchsten Punkt der „steilen Stadt" zu gewinnen, wo sich ein wundervolles Panorama vor den Blicken ausbreitet. Dort auf dem Gipfel der Anhöhe hebt sich eine ehrfurchtgebietende Gestalt an dem hellgrauen Himmel ab. Es ist die Statue des „großen Reformators," des „schottischen Apostels" Knox, welcher heute noch von den Reformirten in Schottland in hohen Ehren gehalten wird. Der Kopf der Statue soll sprechend ähnlich seyn; hart, eigenwillig, herrisch und unfreundlich genug sind diese Züge; das grimmige Gesicht ist der Stadt zugewendet, und es scheint, als wolle er die sündhafte Welt da drunten eben so ungestüm verdammen, wie er einst die Königin Maria von Schottland mit seiner rücksichtslosen Herbe anbonnerte.

Welch ein reiches, herrliches Bild spannt sich hier vor dem Auge aus! Zu deinen Füßen die ehrfurchtgebietende Masse des alten Münsters, von grünem Rasen umgeben, auf welchem sich die platt aufgelegten röthlichen Grabsteine wie die aufgeschlagenen Geschlechtsbücher von Jahrhunderten ausnehmen; weitum dehnt sich die Häusermasse der dritten Stadt der Vereinigten Königreiche aus, welche jetzt über 300,000 Seelen in sich faßt; der Clyde, drüben zu unserer Linken noch ein Kind, das an saftig grünen Wiesen und reizenden Blumengärten hindändelt und kaum den leichten Kahn trägt, dessen blendend weißes Segel gleich dem der Sonne zugewendeten Flügel der Möve über die leise klingenden Wellen hinfliegt, ist zu unserer Rechten schon ein Riese, welcher seine Wogen haustief rollt und mächtige, nach fernen Welttheilen bestimmte Schiffe auf seiner starken Brust dem Meere entgegen trägt. Zierliche Landhäuser und massenhafte Fabrikgebäude, Kirchthürme und feuerspeiende Hochöfen, sanfte Schwellungen des Bodens, die frischgrüner Rasen schmückt, und heimliche Thälchen, in deren Schatten die Ulme ihre stolze Krone wiegt, fesseln in buntem Wechsel den Blick. Den Rahmen des großartigen, belebten Gemäldes bilden nördlich die in malerischen Formen sich am Horizont abzeichnenden Berge von Campsie und Kilpatrid ab, während die Höhen von Lanarkshire und Renfrewshire nach Osten, Süden und Westen sanft emporsteigen.

Der Dampf, welcher sich um hundert Hochöfen lagerte, wurde dunkler, die Flammen, welche aus den thurmähnlichen Hochöfen der Clyde-Iron-Works aufstiegen, röthreten sich mehr und mehr, um die Höhenzacken von Argyleshire spielten die Nebel und der Clyde begann sich in sein aus Silberflor gewebtes Nachtgewand zu hüllen. Es war Zeit Argyle Hotel aufzusuchen,

Digitized by Google

denn ich beabſichtigte den Abend noch einen ziemlich weiten Spaziergang zu machen. Einer der Brüder Creem, welche die ausgedehnte und berühmte Kattundruckerei zu Thornly Bank beſitzen, hatte mich eingeladen, den Abend und den folgenden Sonntag bei ihm hinzubringen, da die Wochentage ihm wenig Muße für einen Freund ließen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Furcht vor dem Socialismus. — E. Sue. — Abonnementsreiſen.

Lieſt man die Pariſer Zeitungen, die ſeit vierzehn Tagen erſchienen ſind, ſo ſieht es hier furchtbar aus. Täglich kann ein Aufruhr ausbrechen, die rothe Partei will alles daran ſetzen, um endlich zu ſiegen und ſich der Regierung zu bemächtigen; es wird alles darunter und darüber gehen, die Reichen werden geplündert, die Männer am Ruder verhaftet werden; völliger Communismus wird an die Stelle der bisher beſtehenden geſellſchaftlichen Ordnung treten, Handel und Wandel in Stocken gerathen, und der ärgſte Wirrwar in allen bürgerlichen Verhältniſſen entſtehen. Dieſes Geſchrei der Preſſe iſt ſehr thöricht und hat ſchon viel Schaden geſtiftet. Viele fremde Familien, welche in der Hauptſtadt ſich lange aufzuhalten gedachten, ſind abgereiſt, andere, welche kommen wollten, haben auf ihre Reiſe verzichtet, Handel und Gewerbe ſind auf neue geſtört; es kommen wenige Beſtellungen ein, man wartet ruhigere Zeiten ab und behält ſein Geld. Viele projektirte Unternehmungen werden eingeſtellt, und die Handwerker und ihre Arbeiter bleiben müßig. Alles dieſes iſt größtentheils Folge der übertreibenden Gerüchte, welche unverſtändige Tagblätter ausſtreuen. Es ſteht in der That ſo ruhig in Paris aus, als ob vor zwei Jahren keine Revolution vorgefallen wäre. Es iſt möglich, daß die rothe Partei furchtbare Pläne hegt für den Fall, daß ſie einmal die Oberhand behält, aber dieſer Sieg ſcheint nicht ſo nahe zu ſeyn als ſie ſich einbildet. Man gewöhnt ſich allmählig an die republikaniſche Verfaſſung; wie lange ſie dauern wird, bleibt der Vorſehung angeheimgeſtellt, da ſich aber unter derſelben ſo gut leben läßt als unter einer andern, und wenn man ſie plötzlich aufhöbe, entweder ein deſpotiſches, ja tyranniſches Regiment, oder gar völlige Anarchie zu befürchten wäre, ſo iſt es beſſer, daß die Dinge einſtweilen bleiben wie ſie ſich geſtaltet haben. Dadurch daß der Romandichter Eugen Sue von der Stadt Paris zum Repräſentanten gewählt worden iſt, geht das Vaterland nicht zu Grunde. Eugen Sues Romane haben ſicher zu ſeiner Wahl eben ſo viel, wo nicht mehr beigetragen, als ſeine ſocialiſtiſche Geſinnung. Die Leute mögen geglaubt haben, ein Mann, der ſo anziehende Schilderungen liefert, müſſe zu allem fähig ſeyn, folglich auch zu einer Rolle in der Nationalverſammlung, und in der That ſitzen in dieſer Verſammlung viele, welche lange nicht ſo begabt ſind als er. Als Redner hat er ſich nun zwar bisher nicht ausgezeichnet, und ſchwerlich wird er als ſolcher großen Einfluß auf die Nationalverſammlung ausüben. Dabei iſt er ein allzugroßer Anhänger des Wohllebens, als daß er geneigt ſeyn ſollte in die Republik ſpartaniſche Strenge einzuführen. Ein ſolcher Bonvivant mag ſich in ſeinen Romanen immerhin als ein warmer Anhänger des Pöbels zeigen; im Grunde iſt er ein Ariſtokrat, oder wie das Volk jetzt ſagt, ein aristo, wie es einen Demokraten democ und einen Socialiſten soc nennt. Ein witziger Mann hat geſagt, dieſes Sparen der Sylben ſey die einzige Erſparniß, welche die Republik herbeigeführt. Eugen Sue gibt trotz ſeiner jetzigen Stellung als Repräſentant, die ihn genug beſchäftigte, wenn er ſie ernſtlich nähme, die Schriftſtellerei keineswegs auf. Das Gaiteitheater gibt von ihm und einem Mitarbeiter ein neues Schauſpiel, Jean Bart, das aber Eugen Sue keck verläugnet, obgleich ſeine Theilnahme an demſelben von ſeinem eigenen Mitarbeiter öffentlich behauptet wird. Auch iſt ein neuer Roman von ihm im Werke, vermuthlich zu zehn oder zwölf Bänden, nach der gewöhnlichen Manier der Dichterc. — Während jetzt die reaktionäre Partei gewaltig darüber ſchreit, daß die rothe, ihre erbooste Gegnerin, ſo ſtolz auftritt, und während man wirklich Vorkehrungen trifft, um mittelſt der bewaffneten Macht die Ruhe zu erhalten, zu der man nach ſo ſchweren Prüfungen gelangt iſt, gibt es in Paris der friedlichen Zerſtreuungen und der öffentlichen Beluſtigungen ſo viele, daß man glauben ſollte, die Tageblätter, die ſo furchtbare Nachrichten und Muthmaßungen preisgeben, machen ſich über ihre Leſer luſtig. — Die Abonnementsfahrten nach und aus England haben bereits wieder begonnen, nur ſind die Fahrten nach London etwas theurer als im vorigen Jahre: ſie koſten jetzt 220 Franken, alſo 45 Fr. mehr als früher. Die Unternehmer haben wohl beim erſten Preiſe keinen großen Preſt gehabt, da in England alles theurer iſt. Den Wein müſſen die Pariſer, wenn ſie ihn in England nicht entbehren können, beſonders bezahlen, denn ein ſo theures Getränk können die engliſchen Spekulanten den Reiſenden für die 220 Fr. nicht liefern; dagegen haben die engliſchen Abonnementsreiſenden den Vortheil bei ihrer Ankunft in Paris, daß ſie ſich für ein Fünftel oder Sechstel des Geldes, das es ſie in ihrem Vaterlande koſten würde, ſich in franzöſiſchen Weinen betrinken können, was ſie auch ſelten unterlaſſen. Kleinere Luſtfahrten werden wie im vorigen Sommer von Paris aus unternommen, beſonders wenn Regatten in den Häfen Frankreichs gegeben werden. Von den Abonnementsfahrten von Paris durch Belgien nach dem Rhein, wemit im vorigen Jahre ein Verſuch gemacht wurde, iſt dieſes Jahr keine Rede mehr; es haben ſich zu wenige Reiſeluſtige zu dieſer Fahrt gefunden, welche theurer war als die nach London. Da man in Belgien viel franzöſiſch ſpricht und ein Franzoſe auch am Rhein mit ſeiner Sprache durchkommt, ſo bedarf es hier nicht der gemeinſchaftlichen Reiſen unter einem Führer und Dolmetſcher, wie bei der Reiſe nach London, die mancher Pariſer ſchon deßwegen nicht zu unternehmen wagte, weil er nicht engliſch verſteht und die engliſche Lebensart ihm unbekannt iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 136. Freitag den 7. Juni 1850.

Rure — possum quidvis perferre patique.
Horat.

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Ich hielt Thornly-Bank für den Namen seines Landsitzes, der „zwei Schritte“ von Glasgow liegen müsse. In dieser Ansicht wurde ich durch einen freundlichen alten Herrn bestärkt, welcher mir in der Nähe der George-Street begegnete und den ich nach Thornly-Bank fragte. „Sie gehen,“ sagte er, „über die alte Brücke und schlagen den Weg links ein. Jedermann wird Sie dort zurechtweisen.“ Ich war daher mit den Vorbereitungen zu dem Uebernachtausflug nicht sehr beeilt, und Stadt und Umgegend begannen bereits in „Nebelduft und Nacht“ zu versinken, als ich die Brücke erreichte und den bezeichneten Weg einschlug.

Die angelsächsische Race ist bekanntlich stets in großer Eile. Einen eigentlichen Spaziergänger und Straßenschlenderer sieht man in diesem Lande nur selten; jeder hat zu thun, jeder geht seinem Geschäft nach, die Mehrzahl ist in einer fieberhaften Eile, und nichts charakterisirt den Deutschen und den Briten besser als die bekannte Anekdote von unserem Landsmanne, welcher sich in eine Nische in Flentstreet zu London gedrängt hatte und zusah, wie die Menschenmasse entlang strömte, bis ihn ein Bekannter fragte, was er da mache, worauf er erwiederte, „er wolle warten, bis die Leute vorüber seyen.“ In gleicher Weise strömten hier Wagen, Fußgänger, Reiter und Reiterinnen aus der Stadt, in die Stadt. Die Fabrikarbeiter eilten zu den Ihrigen in die Stadt, die Städter sehnten sich nach der frischen Landluft; es war, als wollte diese ganze Bevölkerung plötzlich die Plätze wechseln, und als hätte keiner Lust, der letzte zu seyn. Ich wagte es lange nicht, einen dieser Eilfertigen mit der Frage nach meinem Wege aufzuhalten. Endlich redete ich einen Arbeiter, der ein ziemlich gutmüthiges Gesicht hatte, an. „Nach Thornly-Bank, Herr?“ sagte ich, indem ich vorwärts deutete. »Briss yont. Sirrah,« rief er und eilte weiter. »Briss yont. Sirrah? Damn you. Sirrah!« sagte ich vor mich hin. Was heißt »briss yont?« ist dieß englisch, gälisch oder chinesisch? Bei dem nächsten Versuch war ich glücklicher. »Straught on.« hieß es; dieß war wenigstens halb englisch und ließ mir den Trost, daß ich mich auf dem rechten Wege befand. Als ich den schönen Flecken Rotherglen erreichte, hörte ich, daß ich „nur noch zwei englische Meilen“ von Thornly-Bank entfernt sey und den Weg nicht verfehlen könne. Die Nacht brach jetzt alles Ernstes ein; dafür flammten die vier Feuerthürme der Eisenwerke zu meiner Linken um so prachtvoller in die Luft empor und verbreiteten ein so grelles Licht, daß ich eine große Wegstrecke bequem dabei hätte lesen können. Die Gegend jenseits des Clyde war in den tiefsten Schatten gehüllt und die Phantasie hatte hinreichenden Spielraum, den schwarzgrauen Hintergrund, welchen der Nachtwind wie einen großen Theatervorhang leise bewegte, mit den Heldengestalten zu bevölkern, welche einst hier kämpften und deren Namen die schottischen Lieder feiern. — Schlag acht Uhr erreichte ich die Wohnung des Freundes, und Mitternacht war längst vorüber, als mir der Diener das Gaslicht in meinem Schlafgemach anzündete und gute Nacht wünschte.

Ein schöner, milder Septembermorgen ging über die reizende Gegend auf und die ringsum herrschende

Digitized by Google

feierliche Stille deutete den Anbruch des „Sabbats“ an. Ehe der Ruf zum Frühſtück erſcholl, hatte ich ſchon den Garten durchſtreift, die ſchönen Blumenbeete gemuſtert, das Vogelhaus, in welchem das bunte Gefieder aller Welttheile repräſentirt war, bewundert und von der Terraſſe die wahrhaft idylliſchen Umgebungen des Dörfchens mit Entzücken in das Auge gefaßt. Nach dem Frühſtück ging ich mit den Kindern meines Wirthes in die Kirche, obgleich man mir zu verſtehen gegeben hatte, ich würde mich dort nicht ſehr erbaut fühlen. Man hatte die Wahrheit geſagt. Die nackten Wände der Kirche, das ſtarre, unbewegliche Gehaben der Verſammlung, der näſelnde Vortrag einer Anzahl Bußpſalmen und Evangelienkapitel und das Ableſen einer unendlich langen, haarſcharf logiſch gegliederten, polemiſch dogmatiſchen Abhandlung über Zweck und Erfolg der Sendung des Apoſtels Paulus, wobei es nicht an wahrſcheinlich ſehr treffenden Anſpielungen auf die Heerde des wohlehrwürdigen Herrn Paſtors fehlte — all dieß war wenig geeignet den Geiſt zu erheben und das Gemüth zur wahren Andacht zu ſtimmen. Die Mehrzahl der Verſammelten beſtand aus ältern Leuten; das Alter vom ſechzehnten bis zum vier-und-zwanzigſten Jahre war ſehr ſpärlich vertreten, und ich erfuhr auf Befragen, daß auch viele der Vetheiratheten fehlen würden, wenn ſie nicht gezwungen wären zu kommen. „Und wie zwingt man ſie zum Kommen?“ fragte ich. „Der Pfarrer weigert ſich ihre Kinder zu taufen, und ſchon der Umſtand, daß er das Recht hat, Kindern, welche ohne Taufe ſterben, das Begräbniß auf dem Gottesacker zu verſagen, reicht hin die vetheiratheten Glieder der Gemeinde in die Kirche zu führen. Thornly-Bank zählt 1700 Einwohner, und davon gehen im beſten Falle 500 in die Kirche. Die Hälfte der unvetheiratheten Burſche lungert während der Predigt in den Whiskyhöfen.“

Nach dieſen höchſt nüchternen Stunden kam mir der grünumrankte Sandypfad, welcher zu dem Wohnhauſe meines Wirths führte, noch einmal ſo friſch und duftig vor als beim Hinwege; die japaniſchen Roſen, welche neugierig über die Gartenmauer ſchauten, ſchienen lieblicher zu duften und jede Stimme, die in dem Gebäude laut ward, ſchlug herrlicher, metallreicher an das Ohr. Nach dem Gabelfrühſtück ſuchten wir die hohe Terraſſe auf. Nach allen Seiten hin feuchtbare Felder, friſchgrüner Raſen, prachtvoller Baumſchatten, leicht anſchwellende Höhen, funkelnde Waſſerſtreifen, und um uns der Duft von Gebüſchen, zu denen jedes Klima ſeinen Tribut anher geſendet zu haben ſchien. Eine Verwandte meines Freundes, welche in der Familie ſcherzweiſe „die Alterthümlerin“ genannt wurde, weil ſie für die alte Geſchichte des Landes, die Lieder und Sagen der Vorzeit eine große Vorliebe hatte, zeigte mir einen Hügel, welcher ſich in geringer Entfernung nach Weſten hin erhob, und ſagte: „Jene Höhe heißen wir jetzt Langhill; ehedem hieß ſie Langſide oder Langſide Hill und nach ihr iſt das Treffen benannt, in welchem das Heer unſerer unglücklichen Maria (Stuart) geſchlagen wurde. Maria ſah von der Schwellung jenes Hügels dem Fortgang des Kampfes zu und ermunterte durch Schwenken des Fähnchens ihrer kleinen Bedeckung die vorüberziehenden Haufen. Dieſes Treffen entſchied über ihr ganzes Schickſal. Ihr Heer wurde geſchlagen und die Beſtürzung der Königin war ſo groß, daß ſie, ohne die Augen zu ſchließen, ſechzig ſchottiſche Meilen auf einem ſhetländiſchen Pferdchen zurücklegte und ſich nicht eher Ruhe gönnte, als bis ſie die Abtei von Dunkrenan in Galloway erreicht hatte. Von da flüchtete ſie nach England, wo ſie den Tod fand.“

(Fortſetzung folgt.)

Schwäbiſche Pfarrhäuſer.

(Fortſetzung.)

Ein Räthſel, deſſen Löſung ihn täglich beſchäftigte, war für den Vikar der Pfarrers Studirſtube, die zu ihr Niemand Zutritt hatte; ſelbſt Bauern, die zu ihm wollten, wurden ſtets die Treppe hinaufgewieſen. Um's Leben gern hätte er gewußt, war er eigentlich dort trieb: theologiſche Studien ſchwerlich, denn ſeine Gelehrſamkeit war ziemlich verroſtet und ſeine Predigten mahnten an die Gebetsräder der Buddhiſten, die dieſelbe Leier mechaniſch abrollen. Hatte er einmal gar nicht „ſtudirt,“ ſo verkürzte er die zur Predigt beſtimmte Zeit damit, daß er nach Verleſung des Evangeliums anhub: „Dieſes Evangelium iſt ſo ſchön, ſo ſchön, daß ich's eurer Liebe noch einmal vorleſen muß,“ und ſo fort. Claſſiſche Studien trieb er wohl eben ſo wenig, denn ſeine ganze Kenntniß der alten Sprachen ſchien darauf eingeſchrumpft, daß er das Wort Vikarius durch alle Fälle dellinirte: „Das iſt des Herrn Vikarii Glas; ſchenke dem Herrn Vikario ein; Herr Vikarie, ich wollte Sie noch fragen —; hat Sie den Herrn Vikarium geſehen?“ — Was ging denn aber vor im geheimnißvollen Gemach, aus dem nur hie und da dumpfe, brummende Muſiktöne in ſtiller Nacht herausdrangen?

Da ereignete ſich's einmal, daß das Pfarrpaar, das man faſt nie zuſammen erblickte, weil ſie ſtets daheim blieb, wenn er ausging, und fortging, wenn er dablieb, eine gemeinſame Einladung zu einem Hochzeitfeſt annahm. Indem fügte es ſich, dem Vikar äußerſt erwünſcht, daß man am ſelben Tage eine nöthige

Digitized by Google

Notiz aus einem der Kirchenbücher verlangte, die unter des Pfarrers Gewahrſam waren. Dieſer hatte zwar den Schlüſſel mitgenommen, aber Bäbel, die alte Hausmagd, erbot ſich mit dem Hauptſchlüſſel zu öffnen. Mit erwartungsvollem Schauder, faſt wie Annchen in Blaubarts Stube, trat er in das geöffnete Heiligthum.

Siehe, da ſtanden auf einem Tiſch die ſehr wenigen Bücher, deren der Pfarrer ſich bediente, zwei lange Pfeifen, ein tüchtiger Krug, daneben lehnte eine mächtige Baßgeige, und an allen Wänden der Stube lagen Säcke, mit Haſelnüſſen gefüllt. — Bäbel bemerkte ſein ſtummes Erſtaunen: „Ja, der Herr Pfarrer brechen immer ſelber alle die Haſelnuſſe und eſſen ſie auch allein.“ — „So? deßhalb bleibt er ſo lange auf?“ — „Ja, und da kriegen Sie Durſt von den vielen Nüſſen, und den da,“ auf den Krug zeigend, „trinken Sie aus. — Sie überſehen ſich aber nie, Sie können's gut vertragen, man ſpürt Ihnen gar nichts an,“ fügte ſie entſchuldigend hinzu.

So war's alſo entdeckt, das dunkle Geheimniß! Jeden Abend um halb neun Uhr zog der Pfarrer ſammt ſeinem Krug, den er eigenhändig mit rothem Wein gefüllt, in die untere Stube, ſchwelgte dort in Haſelnüſſen und baßgeigte dazwiſchen, bis der Krug leer war. Das alſo war's, was des Pfarrers Leben ausfüllte, was ihn ſtumpf machte für's Wiſſen, lau im Beruf, gleichgültig gegen häusliche Freudloſigkeit! — Ein ſo ſeltſames Surrogat für Glück war dem Vikar noch nie vorgekommen.

Das konnte man dem Pfarrer nicht nachſagen, daß er neuerungsſüchtig oder anſpruchsvoll in Betreff ſeiner Wohnung ſey. Seit das Pfarrhaus durch den Lindenbaum wieder gefüzt worden war, lebte er geruhig darin fort, verſunken in ſeine Haſelnüſſe, bis eines ſchönen Morgens, da die Hausbewohnerſchaft eben am Frühſtück ſaß, der Zimmerboden ohne beſondere Veranlaſſung hinunterbrach und ſämmtliche Mitglieder des Hauſes, Herrn und Frau, Vikar und Bäbel, raſch und ſicher im darunter befindlichen Kuhſtall abſetzte. — Das war eine große Ueberraſchung; die Frau Pfarrerin richtete ſich zuerſt auf, ſie war weich gefallen, und ſah nach, ob ſie noch keine Veranlaſſung haben nach Nürtingen zu ziehen; aber auch der Herr Pfarrer waren unverletzt; nur der Vikar lag härter und wirklich gefährlich unter einer Kuh.

Sobald man ſich nothdürftig erholt hatte, ward ein Expreſſer abgeſandt mit einem Bericht dieſer merkwürdigen Begebenheit an's königliche Cameralamt. Beſagtes Amt kam Tags darauf in höchſt eigener Perſon mit einem Werkmeiſter, um den Schaden einzuſehen und anzunehmen. Die Herſtellung des eingebrochenen Zimmerbodens ſollte unverzüglich in den Bauüberſchlag für's nächſte Jahr, die der durch den Fall zerſchmetterten Fenſter aber in den für's nachfolgende aufgenommen werden, wenn der Pfarrer den Beweis herſtellen könne, daß die Fenſter nicht noch durch Ausheben hätten gerettet werden können. Auf des Pfarrers dringende Vorſtellung, daß er ſein Zimmer nicht entbehren könne, ward ihm geſtattet, daſſelbe einſtweilen auf eigene Rechnung herſtellen zu laſſen, mit der Bedingung, daß er die Stube wieder in statum quo ſetze, falls das Haus an einen Andern übergeben würde, noch ehe die Herrſchaft den Bauüberſchlag genehmigt habe.

Der Stubenboden wurde wieder hergeſtellt; die Herzen des Ehpaars ſchienen ſich aber auch durch dieſe tragiſche Kataſtrophe nicht näher gekommen zu ſeyn. Dem Vikar geſiel's je länger je weniger; er ward es immer mehr ſatt, die trübſelige Frau Pfarrerin zu unterhalten, während der Pfarrer ſeine Orgien in der Haſelnußkammer feierte. So zog er denn ab, ſo bald es ſich thun ließ.

Sein Nachfolger, ein hagebüchener, ausgedienter Vikar, war, ſcheint es, die verwandte Seele, die dem Pfarrer lange gefehlt hatte. Er begleitete des Pfarrers Baßgeige mit dem Violoncell und ihm ward die Gunſt gewährt, deren ſich noch kein Sterblicher erfreut hatte: er durfte Theil nehmen an den Schwelgereien unter den Nußſäcken; auch mußte von nun an der Krug allabendlich noch einmal aufgefüllt werden.

Nach Jahr und Tag führte den erſten Vikar ſein Weg wieder in die Gegend. Da beſchloß er denn den Pfarrer wieder aufzuſuchen und ihn mit einem Säckchen erleſenſchöner Aug'ſtüſſe zu erfreuen. In der Nähe des Orts aber traf er mit dem hagebüchenen Vikar zuſammen, der ſo eben ſeine Beſtallung als Amtsverweſer daſelbſt erhalten hatte. — Der Haſelnußpfarrer und ſeine Frau waren an einem und demſelben Tage geſtorben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

* **Mannheim**, Mai.

Die Maimeſſe.

In Berichten aus Leipzig oder Frankfurt nehmen die Meſſen einen nicht unerheblichen Platz ein, warum ſollte ich den meinigen aus der Rheinneckarſtadt nicht mit unſerm Maimarkte beginnen dürfen? Verhält ſich dieſer zu jenen auch nur wie Markt zu Meſſe, ſo hat er für uns und für einen beträchtlich weiten Kreis dieſſeits und jenſeits des Rheines doch ſeine

Bedeutung. Und wen interessirte es nicht, einmal das bunte, überlaute Getriebe mit anzusehen und zu hören, das der erste Dienstag im Mai in unsern Straßen entfaltet? Wer hätte nicht wenigstens auf kurze Zeit seinen Spaß an den vielen Pferden, die vor den Liebhabern Parade machten, an dem schreienden Geschacher der zahllosen Söhne Israels, und selbst an den Töchtern dieses Volks, die man, wenn man Glück hat, Nachmittags ebenfalls an den Mann bringen sehen kann? In stillern Zeiten war der Mannheimer Maimarkt ein Jahresereigniß für einen großen Theil der Bevölkerung des Mittelrheins, die lauten Jahre 1848 und 1849 aber haben ihm bedeutenden Eintrag gethan. Besonders im vorigen Jahre war unsere sogenannte Maimesse überhaupt vergleichungsweise auffallend still und leer. Der heurige Kriegszustand scheint Käufern und Verkäufern ungleich besser zugesagt zu haben, als der der Ungebundenheit im vorigen Frühling. Das Gefühl der Sicherheit ist etwas werth, wenn auch nicht alles so ist, wie man es wünscht. Der Markt ist weit lebendiger geworden unter dem schwarzen Adler und der Pickelhaube, als unter der rothen Fahne und dem Calabreser. Die beiden Morgenzüge der pfälzischen Ludwigsbahn brachten am dritagten Dienstag über tausend Menschen aus der bayerischen Pfalz, derer nicht zu gedenken, die aus den näher gelegenen Orten herüberkamen. Unser eigener Bahnhof warf ganze Schaaren aus, und das umliegende Land lieferte ein noch größeres Contingent. Kurz, es war unterwegs lebendig, und nicht nur am Hauptage, auch an den übrigen. Die Buden, welche sonst den Kaufhausplatz füllten, waren diesmal zwischen die grünen Bäume der Planken hineingestellt, eine Anordnung, welche denen besonders gefiel, die sich gern aus- und abwandelnd das bunte Marktleben beschauen. Die sogenannten Sehenswürdigkeiten waren in ziemlicher Zahl vorhanden. Im botanischen Garten die nette Blumen- und Pflanzenausstellung, die man freilich nicht mit der zu Biberich vergleichen darf; auf dem Kapuzinerplatze ein Kunstkabinet, auf dem Strehamarkte ein Riese und ein egyptischer Zauberpalast, auf dem Speisemarkte Wachsfiguren, ein anatomisches Museum, die niederländische Menagerie vom Kreuzberg, und was sonst an Panoramen, Carroussels und dergleichen zu einer Messe gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Luftschifferei — Ausstellungen.

Die Eisenbahnen sind jetzt noch das Wunder des Zeitalters; aber wer weiß auf wie lange? Ein gewisser Petin wenigstens, der in Paris sein Projekt der Luftschifferei öffentlich den Zuschauern vordemonstrirt, ist fest überzeugt, daß die Zeit kommen muß, wo man alle großen Lasten auf keine andere Art mehr transportiren wird als durch die Luft. Der von ihm erfundene Apparat soll dazu dienen. Es ist ein ungeheurer Ballon, fünfoder sechsmal größer als der größte bisher verfertigte, und an diesem Ballon hängt ein Schiff, in das die Waaren geladen werden. Wenn ich den Mann recht verstanden habe, so heftet er sogar vier Ballons an die vier Ecken seines Luftschiffs an, und damit ist er völlig sicher, daß es ungeheure Lasten fortschaffen kann. Die Schwierigkeit der Steuerung versichert er ebenfalls glücklich überwunden zu haben. Wenn man ihn fragt, wo er denn seinen Stützpunkt habe, um in der Luft fortsteuern zu können, so antwortet er: „Wo hat der Vogel seinen Stützpunkt, um nach Belieben in jeder Richtung durch die Luft zu fliegen, umzulenken, sich seitwärts zu drehen u. s. w.? Was der Vogel durch die Beschaffenheit seines Körpers, durch seine Flügel, durch seinen Willen bewirkt, das kann der Mensch durch die Einrichtung seines Luftschiffes, und durch seinen Willen und seine Einsicht auch vollbringen.“ Petin hat seinen Apparat in Kupfer stechen lassen; aber besser wäre es, er führte sein Projekt ganz aus und überzeugte durch die That die Hartgläubigen von der Wahrheit seiner Behauptungen.

Zwei interessante Ausstellungen haben in diesen Tagen die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch genommen und von der Polizei etwas abgezogen, die des Gartenbauvereins, und die Ausstellung der neuesten Produkte der auf Staatskosten unterhaltenen Porcellan- und Teppichmanufakturen. Erstere fand, wie gewöhnlich, in der Orangerie des Luxemburg statt, und enthielt vortreffliche Sammlungen von Blumen und Früchten der Kunstgärtner in und um Paris. Besonders zeichnete sich eine sehr mannigfaltige Reihe von Ericaarten aus fremden Ländern aus. Die Geranien haben die Pariser Kunstgärtner schon lange zu großer Vollkommenheit gebracht. Prachtvoll nahmen sich die ausgestellten Muster aus, an welchen die üppige Ausbreitung der Blumen das Laub ganz verdeckte. Das Stiefmütterchen wird in ihren Gärten dreuche zu einem Baume, und man sah bei der Ausstellung mächtige Stauden dieses Ziergewächses, welche mit schneeweißen Blumen wie überschüttet waren. Eine Magnolia, groß wie ein Baum, war aus der Provinz auf der Eisenbahn eingeschickt worden und prangte neben den blühenden Rhododendren. Der Pariser Blumenhandel ist sehr ausgebreitet und die Sendungen in die Provinz und ins Ausland sind bedeutend. Drei oder vier Märkte in Paris sind nur zum Verkauf von Blumen bestimmt, und sogar im Winter hört der Detailhandel nicht ganz auf. Sonderbar ist es, daß die Familien, welche im Sommer auf dem Land in der Umgegend von Paris wohnen, sich häufig auf den Stadtmärkten mit Blumen, Früchten, auch wohl Gemüsen versehen müssen, weil sie auf dem Lande wenig verkaufen, und dies noch dazu zu höhern Preisen als in der Stadt, wo aus allen Theilen des Reichs alle Naturprodukte und Erzeugnisse in Menge zusammenfließen, so daß der Käufer hier immer eine große Auswahl, und wegen der großen Concurrenz alles wohlfeiler hat als anderswo. — Die andere Ausstellung war, wie gesagt, die des Porcellans und der Teppichwaaren aus den Staatsmanufakturen. Schon lange ist in Frankreich das Porcellan ein gewöhnlicher Zierrath in großen und kleinen Häusern, und der Preis desselben ist so gesunken, daß auch nicht sehr bemittelte Haushaltungen sich dasselbe anschaffen können. Izt sollen die Fabrikationskosten sich noch bedeutend vermindert haben, und zwar durch die Einführung der Heizung der Schmelzöfen mittelst Steinkohlen. Bei der Ausstellung war absichtlich das durch das neue Heizmittel hervorgebrachte Porcellan von dem nach der frühern Methode gebrannten getrennt, damit das Publikum den Vorzug zwischen beiden selbst anstellen konnte. Ferner hatte man das Porcellan besonders aufgestellt, das nach einem neuen Verfahren gegossen wird. Auch dieß muß großen Einfluß auf die Preise des Porcellans haben. Neben dem gewöhnlichen Porcellan prangten die großen bemalten, mit Gold gezierten Vasen in griechischem, in chinesischem oder mittelalterlichem Geschmacke, welche nur in Palästen und großen Hôtels aufgestellt werden können.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 137. Sonnabend den 8. Juni 1850.

— I believe, this are portentious things
Unto the climate that they point upon.

Shakespeare.

Goethe und C. F. Reinhard.

Reinhard an Goethe.

1821.

Frankfurt, 9. Februar.

Was ich unter den gegenwärtigen Umständen am meisten fürchten würde, wäre, wenn die verbündeten Herrscher Dogmen politischer Rechtgläubigkeit aufstellten. Wie mild und nachgebend ihr Henotikon seyn möchte, damit würden sie nicht zum Ziele kommen. Fürsten können und dürfen niemals den Geistern gebieten, nur dem Herzen und dem Willen. Das Gebiet der Regierungen sind die Maximen, nicht die Principien (außer solchen, die sie als Menschen haben und haben müssen, und die ihr göttliches Recht sind, wie das unsrige). Und doch scheint es mir, eben jetzt sey ihnen die Versuchung nahe, auf jenen fremden, ihnen gefährlichen Kampfplatz zu treten. Ihre sogenannten Vertheidiger fordern sie dazu auf. Die Partei will zur Sekte, die Sekte zur Kirche werden, außer der kein Heil ist. Im politischen Leben ruft immer erst die That die Meinung hervor; Völker, die sich glücklich fühlen, fragen nicht nach der Theorie, aber sie fragen nach der Theorie, die sie unglücklich macht, und ergreifen dann die entgegengesetzte, bis auch diese wieder durch die That zum Falle kommt. Daher die ewigen Schwankungen der Meinung. Nun steht es aber nicht mehr in der Macht der heutigen Herrscher von Europa, durch Befolgung der alten Maximen ihren Völkern das Gefühl des Wohlseyns wieder zu geben; folglich müssen die Maximen geändert werden, um die Doktrinen außer Kraft zu setzen. Die Principien sind für alle gleich, Recht, Pflicht und Gewissen; die Doktrinen, aus jenen hergeleitet, sind falsch, sobald sie, praktisch eingreifend, das Uebel bewirken, und dieß kann jede; die Maximen sind Kinder der Zeit, der Umstände und der Verhältnisse. Und so würd' ich statt: „monarchisches Princip," sagen: „die monarchische Maxime."

Reinhard an Goethe.

1822.

Frankfurt, 14. Februar.

Unsere Zeit leidet an unnatürlichen Spaltungen, und eben ein gewisses Zusammenhalten, wodurch das immerbewegte, wellenschlagende Meer zu einem Gletscher fixirt werden soll, reißt sie tiefer und tiefer, bis zwischen dem was Gott zusammengefügt hat, ein Abgrund sich öffnet, über welchen hin es unmöglich werden könnte sich die Hände zu reichen. In einem solchen Spiel ist das gewisse Resultat nicht à qui perd gagne, sondern à qui gagne perd. England und Oesterreich haben sich auf einer Sandbank festgefahren und wollen nun, daß die Wellen nicht an den Kiel schlagen. Neben ihnen hält Rußland an einem Ankertau fest, das es wohl wird kappen müssen, und dann läuft es vielleicht in Konstantinopel ein. Frankreichs Fregatte tanzt auf seinem Binnenmeer; der Sturm ist nicht übermächtig und der Hafen wird wohl zu erreichen seyn, wenn Steuer und Segel, hart am Winde, mit kräftiger und sicherer Hand gerichtet werden.

Digitized by Google

Goethe an Reinhard.

1822.

In England hat ein Herr Soane meinen Faust bewundernswürdig verstanden und dessen Eigenthümlichkeiten mit der Eigenthümlichkeit seiner Sprache und den Forderungen seiner Nation in Harmonie zu bringen gewußt; ich besitze die ersten Bogen mit neben gedrucktem Original. Ueberhaupt will mir bedünken, daß die Nationen sich unter einander mehr als je verstehen lernen, die Mißverständnisse schienen nur innerhalb des eigenen Körpers einer jeden zu liegen. Sie haben über diese Dinge mehr nachgedacht als ich, der nur einseitige Anschauungen hat. Was sind übrigens für Conflikte, Wünsche, Hoffnungen, Wetten, Ergebnisse durch die letzten Ereignisse aufgehoben, gestört und entschieden! Wie kühn erklären sich die Engländer, wenn sie sagen, es sey jetzt gar nicht Zeit, das türkische Reich zu schwächen, man müsse ihm vielmehr recht zur Consistenz verhelfen! Es bleibt doch immer ein wunderbarer Fall, daß die entschiedene Uebereinstimmung der Machthaber die grenzenlose Majorität der öffentlichen Meinung wenigstens für dießmal überwand.

Reinhard an Goethe.

1826.

Frankfurt, 28. Februar.

Le Globe ist ein ausgezeichnetes literarisches Blatt, wiewohl ich es bis jetzt nicht halte und folglich nicht lese; vielleicht tausche ich es beim nächsten Abonnementstermin gegen eine politische Zeitung ein. Cousin und Saur sind dabei Mitarbeiter; der letztere hat einige Weimar und Sie betreffende Artikel darin niedergelegt, und er wahrscheinlich hat die Sendung des Blattes an Ihre Adresse veranlaßt, vielleicht ganz ohne arrière-pensée. Die arrière-pensées übrigens sind in Frankreich der eigentliche leitende Nordpol der Handlungen, den sie aber, wie in China, nicht nennen, sondern nur den Südpol. Eben heute bin ich auf diesen Globe wieder aufmerksam geworden, durch eine aus ihm ausgezogene Stelle am Ende der ohne Zweifel Voßischen Recensionen der Creuzer'schen Symbolik im neuesten Heft des Hermes. Dieser Symbolik, dünkt mich, wäre nun dadurch allerdings der Garaus gemacht, aber nicht der Bedeutsamkeit ihrer Tendenz. Diese Bedeutsamkeit erhöht sich durch die eben in Paris erschienene erste Nummer eines Journals, le Catholique, das seinen Eintritt in die Welt mit einem Angriff auf B. Constants Geist der Religionen beginnt und damit sogleich der Symbolikfrage ihren wahren Gehalt gibt. Eben durch sie stehen B. Constant und Lamennais schroff einander gegenüber, und es liegt Herrn v. Eckstein daran, auch die griechische Mythologie, wenigstens in den ersten Zeiten, der Symbolik und dem Priesterthum zu vindiciren. Nämlich von Anbeginn an war Eine Offenbarung, eben der Katholicismus, nur das in Bildern und verdunkelt aufstellend, was dieser rein erhalten hat und erhält, den Fall durch den Apfel, die Versöhnung die Trimurti, allerdings in Mysterien, und dazu gehören Priester und folglich Theokratie. Dieß ist la raison universelle, le sens commun des Abbé Lamennais, die Autorität. Nun fragen Sie vielleicht: wozu dieß leere Stroh dreschen? aber die Gaffer glauben Körner fallen zu sehen und der Arbeiter im Weinberg sind mancherlei. Es ist ein Netz über ganz Europa ausgebreitet; den Fischer und seine Gesellen kennen Sie; in Frankreich und Deutschland zappeln die Fische noch in einem bischen Wasser, in Spanien liegen sie schon auf dem Trockenen.

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

„Der Eibenbaum," fuhr die Alterthümlerin fort, „welcher die Stelle bezeichnete, wo Maria dem Treffen zugesehen, ist erst vor wenigen Jahren umgehauen worden. Sonst ist unsere Gegend arm an Denkmälern der Vorzeit. Statt alter Schlösser und Thürme und Trümmer stattlicher Burgen, wie unser Land sie in so großer Anzahl aufzuweisen hat, sehen Sie hier nur Hochöfen und die Fenerthürme der Eisenwerke in die Luft ragen; statt der heitern Lieder, welche einst an den grünen Ufern des Clyde ertönten, hören Sie jetzt nur das Stampfen der Dampfmaschinen und den grellen Pfiff der Lokomotive; der schwarze Dunst, in welchen uns diese Welt von Fabriken in und um Glasgow einhüllt, läßt keinen Blick in die Vergangenheit und in die Zukunft zu; die Gegenwart verklingt jeden Gedanken; der Geldsack regiert da, wo einst freier, kühner, froher Muth das schottische Banner schwenkte, und der Mensch wird zur Maschine, während die Maschinen in ruhigem Takte und mit übermenschlicher Kraft Dinge vollbringen, welche an Zauberei grenzen und die ganze Summe des Wunderglaubens ausmachen, welcher vor noch nicht langer Zeit unser schönes Land wie mit einem magischen Netz überspannte."

„Base Graham," bemerkte der Hausherr lachend, „liebt ausschließlich das Alte, obgleich sie auch für einiges Neue Sinn zu haben scheint, z. B. für neue Kleider, für neue Gesichter, für neue Sovereigns und für neue milchweiße Banknoten; und den Maschinen ist sie nicht halb so feind, als man nach ihren Worten glauben sollte, denn sie hat, unter uns gesagt, einen

Digitized by Google

schönen Theil ihrer Vermögens in einer gewissen Fabrik angelegt und sieht der Bastardspinnmaschine und deren thätigem, verständigen Gebahren öfter mit großem Vergnügen zu.“ Base Graham begann das Liedchen: »Auld Caledonia was once young« vor sich hinzusingen und musterte die vollblühenden Cactus, welche der Terrassenmauer entlang standen, bis ihr die Wendung des Gespräche Anlaß gab, mit einem heitern Einfalle wieder an der Unterhaltung Theil zu nehmen und sie durch ihre geistreiche Laune zu würzen und zu beleben.

Nach dem Nachmittagsgottesdienst, welchem die jüngern Glieder der Familie abermals beiwohnten und der nicht weniger Zeit hinnahm als die Morgenfeier des „Sabbats,“ fanden sich die Brüder des Hausherrn mit ihren Frauen und Kindern ein und der heiterste Abend verlief im Kreise dieser liebenswürdigen und hochgebildeten Familie. — „Sie haben wohl bemerkt,“ sagte mein Freund, als er mich am nächsten Morgen in seinem Cab mit in die Stadt nahm, „daß gestern von einem Spaziergange nicht die Rede war. In der Umgegend von Glasgow ist es nicht räthlich sich am Sonntage ein solches Vergnügen zu erlauben, da es nicht Sitte ist und man sich der Gefahr bloßstellt, von Betrunkenen rauh angegangen, wenn nicht mißhandelt zu werden. Ein großer Theil der Fabrikarbeiter glaubt sich an diesem Tage für die Anstrengungen der Woche entschädigen zu müssen; sie kennen keinen höhern Genuß als sich in Whisky zu berauschen, und es ist rathsam sich von ihnen fern zu halten, wenn sie unter dem Einflusse des Haferspiritus stehen; denn Sie wissen wohl, daß der stärkste schottische Whisky von Hafer gebrannt wird und nicht von Malz, wie der irische.“

Während wir in unserm Cab die Straße entlang fuhren, grüßten einzelne Arbeiter, an denen wir vorüber kamen, ziemlich scheu und mein sonst so wohlwollender Begleiter sah mit düsterem Blick auf diese Wanderer. „Ich habe vergessen,“ sagte er, „Ihnen mitzutheilen, daß die Chartisten heute eine große „Demonstration“ oder, wie sie es auch nennen, eine Riesenversammlung auf dem Green am Clyde beabsichtigen. Ich habe meinen Arbeitern, die Chartisten sind, nicht verboten an diesem Aufzuge Theil zu nehmen; sie wissen aber, daß ich es nicht gern sehe, und wie ich bemerke, hat sich auch nur die Blüthe der Taugenichtse von Thornly-Bank auf den Weg gemacht. Ich rathe Ihnen jedenfalls diese Comödie mit anzusehen.“

Je näher wir der Stadt kamen, desto massenhafter wurde das Gedränge der dorthin Eilenden und die Hutchesonbrücke wimmelte so von Menschen, daß wir den Weg über die alte Brücke einschlagen mußten. Auf East-Clyde-Street trennten wir uns und ich eilte sogleich am Flusse hinauf dem Green zu. Dieser unmittelbar am Clyde sich hinziehende, ausgedehnte Rasenplatz, um welchen ein schöner Sandweg für Fahrende und Reitende läuft, wogte und wallte bereits von Neugierigen und Müssiggängern. Die Rednerbühne war aufgeschlagen und mit Fahnen verziert, der für die „Notabeln“ der Gesellschaft bestimmte Kreis umhegt und die Dilettanten des Chartismus so wie die Sendlinge der Zeitungen sicherten sich ihre Plätze. Von allen Seiten quiekte der Dudelsack; es war als hätten sich alle Frösche von Schottland diesen Morgen ein Stelldichein auf dem Green gegeben. Dann und wann hörte man Trommelschlag und dann strömte die schandegierige Menge der Gegend zu, aus welcher der Schall kam. Zehnmal sah sich der neugierige Haufen getäuscht, und doch durfte sich nie wieder eine Trommel hören lassen, ohne daß alles rief: „sie kommen!“ und sich dem Schalle entgegen stürzte. Die Chartisten der Umgegend sammelten sich mittlerweile an bestimmten Oertlichkeiten in der Nähe des Green und nach zwölf Uhr brummte in der Ferne die große Trommel und bunte Fahnen wehten über den Köpfen einer unabsehbaren Menschenmasse, die langsam dem großen Sammelplatz entgegen zog.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Ausstellungen. — Plane zum Hauptmarkt.

Vermuthlich sind die großen Vasen noch zur monarchischen Zeit begonnen worden, und waren zu Geschenken für Potentaten bestimmt. Die Republik, welche von keinem Potentaten Geschenke erwartet, noch jemand welche zu machen hat, wird ferner schwerlich dergleichen Kunstwerke verfertigen lassen, es sey denn auf Bestellung oder um die sonstigen Manufakturen, welche dergleichen allein liefern, nicht untergehen zu lassen. Der Teppiche waren diesmal wenige; vermuthlich sind die Gobelins und die Savonnière durch die Revolution ins Stecken gerathen. Die Manufakturen zu Beauvais und zu Aubusson liefern keine solche kunstreichen Teppiche, obgleich sie auch schöne Gewebe hervorbringen. Letztere Anstalten schienen noch immer guten Fortgang zu haben; aber auch die ersteren wird der Staat unterstützen müssen, da sie einzig in ihrer Art, und eigentlich Kunstanstalten sind, welche Copien berühmter Meisterwerke der Malerei liefern. Die Ausstellung fand Statt in den Sälen des Palais Royal, oder wie es jetzt heißt, Palais National, das bekanntlich vor der Julie

Digitized by Google

revolution die Orleansche Familie bewohnte, und wo sie, als sie durch diese Revolution auf den Thron gelangt war, ihre kostbaren Möbeln, eine Bibliothek und eine großartige Galerie von Gemälden der neuern französischen Schule gelassen hatte. Ueber dieses ihr Eigenthum ist in den Februartagen 1848 die Wuth des Pöbels furchtbar hergefallen. Möbeln, Bücher, Gemälde, alles wurde zerstört. — Neben dem Porcellan und den Teppichen waren in kleinern Sälen die Gemälde eines Künstlers aufgestellt, der vor einiger Zeit gestorben ist und diese bedeutende Sammlung seinen Erben hinterlassen hat, die sie nun zu veräußern wünschen. Dieser Künstler, Raulens Lejeune, hatte sich im Kriegsdienst bis zum General emporgeschwungen. Nachdem er sich in früher Jugend in Pariser Werkstätten zum Künstler ausgebildet hatte, verfiel er der Conscription. Er zeichnete sich im Felde aus, und sobald er einen höhern Grad erlangt hatte, griff er wieder zu seiner Lieblingsbeschäftigung und stellte vorzugsweise Kriegsscenen dar, deren Zeuge er gewesen. So ist denn unter seinem Pinsel eine ganze Reihe kriegerischer Tableaux aus den Zeiten des Kaiserthums und der Restauration entstanden, die mit treffender Wahrheit ausgeführt sind, tiefen Künstlersinn verrathen und wohl verdienten angekauft und der Versailler Galerie einverleibt zu werden. In einem andern Saale des Palais Royal waren in zwei großen Reliefplanen die Projekte zum Pariser Hauptmarkte aufgestellt. Schon Jahre lang spricht man von der Anlegung eines großen Hauptmarkts, wie er einer so großen Stadt würdig wäre. Der alte Markt war ein Gottesacker mit einer Kirche daneben, und nach altem Brauche führten nur enge, krumme Gassen zu dieser großen Niederlage der Lebensmittel für hunderttausende von Menschen. An Bequemlichkeit und leichte Zufuhr, an Vermeidung des Gedränges, der durch hunderte von Karren und Wagen entstehenden Verwirrung dachte man früher sehr wenig. In neuerer Zeit hat man freilich schon vieles gethan, um die Zugänge zum Hauptmarkt zu erweitern, um Luft und Licht in die daneben liegenden Gassen zu bringen, um den vielen sich häufenden Umrath wegzuschaffen; es ist aber noch sehr vieles zu thun, wenn Handel und Wandel ganz ungestört vor sich gehen sollen. An Vorschlägen und Berathungen hat es seit Jahren nicht gefehlt. Es kommt nur darauf an das beste zu wählen und auszuführen. Zwei Projekte sind es besonders, welche den Stadtrath beschäftigt haben, und deren eines (denn beide haben ihr gutes) er endlich ausführen muß. Zu diesem Behufe müßten aber eine Menge alter Häuser niedergerissen, ganze Straßen unterbrückt oder erweitert werden, und so würden mehrere Millionen nur für Entschädigungen darauf gehen. Seit 1848 ist aber die Stadtkasse so wenig als die Kasse der Republik in sehr blühendem Zustande, und die Zeitumstände sind der Ausführung großer Verschönerungsplane wenig günstig. Manches andere bereits beschlossene und angefangene ist unterbrochen, weil man die Kosten nicht bestreiten kann.

(Schluß folgt.)

Mannheim, Mai.

(Fortsetzung.)

Theater. — Der Genius Mannheims.

Doch fort von Markt und Messe! Gehen wir vorüber an den Bierkellern und Schenken, in denen preußische und badische Soldaten in guter Harmonie beisammen sitzen, fragen wir nicht einmal nach dem Bockbier, das hier auch in die Mode gekommen, obgleich wir mit seinem bayerischen Vaterlande nicht im besten Einvernehmen stehen; lassen wir die verschiedenen Musikgesellschaften, selbst die Regimentsmusikt der preußischen Uhlanen, eben so den Komiker, Sänger und Mimiker Deininger aus München, dessen Kunst bald im Rosenstock, bald im Augarten, bald auf Bundschu's Bierkeller nach Brod geht. Fragen wir einmal nach dem Theater. Dieses großherzogliche Hof- und Nationaltheater war von jeher des ächten Mannheimer Stolz und Wonne, seine Bildungsschule und seine reichhaltigste Conversationscouleur. Billig ist daraum die Frage: Wie geht und steht es jetzt in diesem Tempel Thaliens? Flau! wird die beste Antwort auf die Frage seyn. Wohl ist das Theater, trotz der sogenannten schlechten Zeiten, immer noch ziemlich gut besucht, besonders an Opernabgen, aber die gute alte Zeit ist doch dahin. Das Orchester behauptet noch immer seinen guten Namen und der Decorateur und der Maschinist suchen in Deutschland Ihresgleichen, aber das Personal hat bermalen keine hervorragende Größe, weder in der Oper noch im Schauspiel. Interessen warten wir auch hinsichtlich des Theaters, wie in jeder andern Beziehung, auf bessere Zeiten. — Andere Kunstgebiete stehen uns gegenwärtig nicht offen. Was die Ausstellung des rheinischen Kunstvereins bringen wird, erwarten wir ohne bedeutende Hoffnungen. Das Volk holt sich seine Genüße an den Schaufenstern der Brechter'schen Conditorei, hinter denen noch einiger Humor zu finden, aber zahm, ganz zahm, wie die freigsinnlichen Verhältnisse es erfordern. Wenn der Forlschritt noch lange dauert, wird überhaupt die plastische Kunst sich in die Zuckerbäckereien retiriren müssen, wie die zeichnende theilweise bereits in den Buchdruckereien steckt und in illustrirten Zeitungen und fliegenden Blättern die klägsichten Gesichter schneidet. — Auf ein Werk der bildenden Kunst warten wir schon Jahre lang. Es ist der Genius Mannheims, der in die Blende des innern Pfeilers an der schönen Neckarteltenbrücke zu stehen kommen soll. Ob das Erschinen dieses guten Geistes noch immer dadurch verhindert wird, daß die Nische allzu niedrig ist, oder ob man noch nicht über sein Aussehen einig geworden, das weiß ich wirklich nicht. Ist letzteres der Fall, so würde ich vorschlagen einen Adler in die innere Nische zu stellen, wie in der äußern ein Greif steht. Ich wüßte nicht, wie Mannheims und Badens Schutzgeist jetzt anders aussehen sollte. Greif und Adler leben übrigens bei uns in der besten entente cordiale und der Großherzog, der beim Congreß der untren Fürsten zu Berlin dem Könige von Preußen gegenüber saß, wird ihm sicherlich nicht gegenübertreten, wie sehr auch Hofrath Buß von Freiburg mit seinen Gesinnungsgenossen wünschen mag, daß man den einköpfigen Adler abstatten lasse, um sich unter die Flittge des zweiköpfigen zu bergen. Indessen zweifelt auch kein Mensch daran, daß der Großherzog die deutsche Einheit nicht von Berlin mitgebracht habe. — Was die verwittwete Großherzogin Stephanie, speciell die Großherzogin der Mannheimer, so lange bei ihrem Neffen, dem Präsidenten Louis Napoleon, in Paris gethan, das kann Herr Pierpmeyer nicht begreifen. Sollte es etwa doch im großen Paris unterbalanteer seyn als in dem kleinen an der Neckarspitze? Vielleicht ladet die hohe Dame gar den Präsidenten der Republik ein, zu ihr in das geräumige Schloß nach Mannheim zu kommen, wenn er bald Frankreich sollte räumen müssen, was einem Präsidenten so leicht begegnen kann wie Königen. Wenn man indessen in den Zeitungen so oft liest, die preußischen Truppen in Baden würden wesentlich vermehrt werden, weil das rechte Rheinufer stark besetzt werden müsse, um gegen Frankreich gesichert zu seyn, so gehört das immer nur ins Reich der Gerüchte. Die preußischen Offiziere wissen wenigstens nur von einer Dislokation der im Lande befindlichen Truppen, bei der freilich die Rheinlinie wesentlich berücksichtigt werden soll.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 138. Montag den 10. Juni 1850.

Wenn Mann und Weib sich wohl begehn
Und unverrückt beisammen stehn,
Im Bunde reiner Treue,
Da geht das Glück in vollem Lauf,
Da sieht man wie der Engel Hauf
Im Himmel selbst sich freue.
Kein Sturm, kein Wurm
Kann zerschlagen, kann zernagen,
Was Gott gibet
Dem Paar, das in ihm sich liebet.

Paul Gerhardt.

Schwäbische Pfarrhäuser.

Letztes Stück.

Das fromme Pfarrhaus.

Damit soll nun abermals nicht gesagt seyn, daß dieses das einzige seiner Art gewesen sey. Gewiß aber trug es vor vielen den Stempel des Gelstes, der überall und zumeist in einem Pfarrhause regieren soll; und scheint auch die Art und Weise, wie sich diese Frömmigkeit kund gab, etwas schwärmerisch, so hat sie sich doch als probehaltig bewährt.

Es waren nun mehr als fünfzig Jahre, seit der Pfarrer zu B. sein Amt begonnen und seine junge Frau in sein Haus eingeführt hatte. Kein sonnenheller Tag war es gewesen, und kein fröhliches Geleite hatte das junge Paar zur eigenen Wohnung geführt. Aus dem Wagen hoben sie sorgsam die gichtkranke Mutter des Pfarrers, die, nachdem sie lange ein bitteres Gnadenbrod am Tische übelwollender Verwandten genossen, nun im Hause ihrer Kinder wieder eine Heimath finden sollte, und am Fenster des Hinterstübchens stand eine düstere bleiche Gestalt, die stieren Blickes den Ankommenden entgegen sah. Es war die geisteskranke Schwester der jungen Frau, die bereits mit ihrer Wärterin aus der Irrenanstalt angekommen war. Die Schwester wollte sie von nun an zu sich nehmen und die Wirkung ihrer liebevollen Pflege auf die Schwermüthige versuchen, da das Kostgeld im Irrenhause bereits das kleine Vermögen der Kranken aufgezehrt hatte. — „Das ist meine einzige Mitgabe," sagte die Frau in wehmüthigem Tone zum Gatten, als ihre Augen auf das Jammerbild fielen. „Du hast noch einen reichen, reichen Vater," antwortete dieser getrosten Muthes.

Und als die Mutter bequem in einen Sessel gebettet, auch die Schwester geholt und an's freundlichste Plätzchen gesetzt worden war, da kniete das Ehpaar nieder, der Pfarrer sprach ein feuriges, glaubensvolles Gebet, drauf erhob sich die volle, glockenreine Stimme der Pfarrfrau zu dem schönen Choral: „Nun danket alle Gott," und als sie die Worte sang:

Der ewig reiche Gott woll' uns in diesem Leben
Ein fromm und fröhlich Herz und edlen Frieden geben,

da klangen die Töne so trostvoll, so innig zuversichtlich hinauf zum stillen Abendhimmel, daß wer es hörte, denken mußte, diesem Hause sey ein wunderbares Heil widerfahren.

Die Pfarrerin, eine edle, aber schon etwas verblühte Gestalt, war wenig jünger als ihr Mann, der doch bereits die vollkommene Reife erreicht hatte, zu der bei uns die Diener der Kirche kommen, ehe sie Amt und Beruf erlangen. Vor vierzehn Jahren hatte sie der schüchterne Jüngling zuerst gesehen, die jugendlich blühende Tochter eines verehrten Lehrers, und damals kaum gewagt seine Augen zu dem schönen Mädchen zu erheben. Aber im Herzen trug er sie als unerreichbaren Stern, und als er seine Studien vollendet hatte, schied er von ihr, ohne seine Liebe zu gestehen. Vier Jahre nachher traf er mit ihr im Postwagen zusammen. Sie hatte den Vater verloren und war auf dem Weg in die Fremde, um in der entsagungsreichen Stelle einer Gouvernante die Mittel zum Unterhalt ihrer Mutter zu suchen. Hier erst lernten sie sich kennen, hier erst ahneten sie beide den tiefern Zusammenklang ihrer Seelen. Aber was konnte ein

Digitized by Google

armer Vikar einem mittellosen Mädchen bieten? So ſah er denn ſchweren Herzens die Geliebte ziehen, in der ſichern Meinung, ſie ſey ihm nun verloren, denn er hielt es für unmöglich, daß ſolch ein Kleinod nicht viel begehrt ſeyn ſollte. Habe nicht bang, mein guter Vikar! ein armes Mädchen kann beim allerhöchſten Werth geruhig in ungeſtörter Einſamkeit verbleiben.

Acht Jahre verfloſſen wieder und der drei-und-dreißigjährige Vikar hatte endlich ein Amt errungen. Da war Marie ſein erſter Gedanke, Marie, die auch ſeiner armen kranken Mutter gewiß eine gute Tochter ſeyn würde, und er begann nach ihr zu forſchen.

Sie hatte noch nicht lang der Mutter die Augen zugedrückt und war im Begriff auf's Neue den Wanderſtab zu ergreifen, da es nun galt für die Erhaltung der ſchwermüthigen Schweſter zu ſorgen. So durfte er ſchon wagen der ganz Einſamen ſeine Hand, ſeine beſcheidene Heimath anzubieten. Daß die Zeit, daß Mühe und Leid indeß ihre Blüthe verzehrt, das machte ihn nicht irre; er hatte „in ihrem Auge den Strahl des ewigen Frühlings geſehen," und der war noch nicht erloſchen. Selig empfing er ihr Jawort und führte ſie mit der kranken Mutter und der unglücklichen Schweſter an den eigenen Herd.

So umwölkt war der Himmel am Beginn ihrer Ehe, aber der ſiegende Strahl eines mächtigen Gottvertrauens brach durch. Dieſes Gottvertrauen war nicht von der Art wie das ſo vieler leichtherzigen und ſorgloſen Gemüther, die da unter ihrem täglichen Brod nicht nur, wie der alte Luther, „Eſſen, Trinken, Kleider, Schuh" ꝛc. verſtehen, ſondern auch gut Eſſen und Trinken, ſchöne Kleider und weiche Schuh, und die der guten Zuverſicht ſind, der liebe Gott ſey dazu da, ihnen all dieß anzuſchaffen und daneben überhaupt alles wieder gut zu machen, was ſie dumm und leichtſinnig gemacht; die wie der heilige Criſpin den Armen ſpenden, was ſie nicht ihrem eigenen Mund, ſondern andern Leuten in irgend einer Weiſe abgenommen, die im Stand ſind, das Tuch vom Halſe zu verſchenken, und ſich morgen ein hübſches neues dafür kaufen. Nein, des Paares Gottvertrauen war mit der äußerſten Genügſamkeit, mit der ſtrengſten Selbſtverläugnung gepaart, und darum hat es ſie nie getäuſcht.

Ihre Hausordnung war einfach und wechſellos. Jeder Morgen, jeder Nachmittag wurde von ſämmtlichen Hausgenoſſen mit einem gemeinſamen Gebet auf den Knien begonnen, jeder Abend damit geendet. Hie und da mochte wohl ein alter Univerſitätsgenoſſe, der den Pfarrer heimſuchte, etwas ſtutzig werden, wenn er eben nach Tiſch ſeine Pfeife anzünden wollte, um mit dem Pfarrer zu rauchen, und nun ſtatt deſſen dieſer niederkniete zum Gebet und die klare Stimme der Pfarrfrau ein geiſtliches Lied anſtimmte. Und doch trug dieſe bei uns etwas ungewohnte Andacht ſo ſehr das Gepräge der Innigkeit und Wahrheit, daß Jeder, mochte er nun geſinnt ſeyn wie er wollte, herzlich oder doch ehrfurchtsvoll mit einſtimmte.

(Fortſetzung folgt).

Bilder aus Schottland.

(Fortſetzung.)

Von drei verſchiedenen Seiten her und in mehr als hundert fünfzig einzelnen Zügen näherten ſich die Verbündeten dem Raſenplatze. Jeder Zug hatte ſeine Muſik, die zuweilen nur aus zwei Dudelſäcken oder zwei Violinen, zuweilen aber aus einer vollſtändigen Bande beſtand, bei welcher die große Trommel die Hauptrolle ſpielte. Es war ein ohrzerreißendes Durcheinander von Tönen und Melodien, von Märſchen, Volksweiſen, Walzern und Hopſern, überall aber war die Melodie des Dudelſacks vorherrſchend. Jeder Zug hatte aber auch ſeine Fahne, ein nicht weniger buntes Gemiſch von Lappen und Läppchen, Farben, Sinnbildern und Wahlſprüchen. „Ja oder nein?" hieß es hier peremptoriſch auf einer zerfetzten Fahne; „Brod und Freiheit!" ſtand dort in großen weißen Buchſtaben auf einer kohlſchwarzen Fahne. — „Jeden Tag friſches Brod und jedes Jahr ein neues Parlament!" glänzte es hier in goldenen Lettern, und dort: „Brüderlichkeit auf der ganzen Welt!" Auf einigen Fahnen las ich Sprüche oder ſchlagende Refrains aus Burns' Gedichten.

Vier Mann hoch zog die Schaar auf dem Sandweg um das Green und ordnete ſich im Halbkreis um die Rednerbühne. Bei weitem die Mehrzahl der verſammelten Chartiſten waren aus der Klaſſe der Arbeiter, und unter den viertauſend Männern, welche ſich hier vereinigt hatten und die zur größern Hälfte Burſche zwiſchen zwanzig und dreißig Jahren ſeyn mochten, war nicht ein einziger, welchen man gut gekleidet hätte nennen können; bisweilen zeigte ſich ſogar die nackte Haut der Ellenbogen, die Inexpreſſibles hatten ſehr ſchwache Seiten aufzuweiſen, oder vielmehr nicht aufzuweiſen, und nicht ſelten fehlte es den »bonny lads« oben oder unten, nämlich an Schuhen und Mützen oder Hüten. Dem ungeachtet ging alles ganz anſtändig von ſtatten und ich las in vielen Geſichtern einen gewiſſen Ernſt und ein ſtolzes Vertrauen auf die Macht der Verbündung. Keine Art von Waffen war zu ſehen, kein Schuß wurde gehört, kein Miliär ließ ſich blicken; nur die Polizei war zur Hand, aber ſozuſagen unſichtbar, denn ihre Dienet ſind wie andere anſtändige Leute gekleidet, und man zeigte mir mehrere

Digitized by Google

derſelben ſowohl am Fuß der Rednerbühne wie in dem bunten Gedränge des Volks, welches dieſem anziehenden Punkte entgegenwogte.

War es Zufall oder hatte eine im Stillen thätige Macht es ſo gefügt, die Rednerbühne ſtand ſo, daß der Sprechende die Augen nicht über die wogende Menge erheben konnte, ohne des ausgedehnten, ſchon äußerlich ziemlich unheimlichen Gefängnißhauſes, welches das Green weſtlich begrenzt, anſichtig zu werden. Dieß war ein Wink, welcher zu einer Zeit, wo bereits die Hauptführer des Chartismus in den Gefängniſſen ſaßen, doppelt bedeutſam wirken und die Redner zur Vorſicht mahnen mußte. Auch waren ſie ſehr zahm und gemeſſen, reizten die Leidenſchaften bloß auf, um ſie ſogleich wieder zu beruhigen, mahnten zur Ordnung und Geſetzlichkeit, aber auch zu unausgeſetzter Verfolgung der großen Zwecke der Verbündung, deuteten auf die ſchreienſten Mißbräuche in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, tröſteten aber mit einer glänzenden Zukunft, die alle Unbilden ausgleichen müſſe, denen das Volk preisgegeben. Unter den fünf Rednern, welche auftraten, war kein ausgezeichnetes Talent, und außer ihrer Zungengeläufigkeit war nichts zu bewundern. Sie hatten die Hauptpunkte des chartiſtiſchen Glaubensbekenntniſſes, ſo weit ſich dieſes nämlich veröffentlichen läßt, unter ſich vertheilt, und während der eine den jährlichen Parlamentswahlen das Wort redete, führte der andere die Nothwendigkeit des allgemeinen Stimmrechts aus; der dritte bewies, daß das Wohl des Landes lediglich davon abhänge, daß die Parlamentsglieder Taggelder erhielten; der vierte ſprach gegen jede Art Wahlcenſus und der fünfte wies nach, daß die Wahlbezirke gleichmäßiger eingetheilt werden müßten. Dieſe Punkte waren jedoch nur, wenn ich ſo ſagen darf, die Häfen, von denen ſie ausliefen und in welche ſie einraten; denn einmal im „blauen Waſſer,“ wie es die Seeleute nennen, ſegelten ihre Reden nach den verſchiedenſten Richtungen, und ich zweifelte mehreremale, ob ſie je wieder in den rechten Hafen zurückkommen würden; aber ich kannte die chartiſtiſche Rhetorik ſchlecht, deren oberſter Grundſatz die keckſte Verläugnung aller Logik iſt.

Wenn ich eine kleine, eher komiſche als anſtößige, immer aber charakteriſtiſche Scene ausnehme, hat nichts den ruhigen Verlauf der „Rieſenverſammlung“ geſtört. Ein Burſche, welcher außer ſeinen rauhen, ſtark in's Rothe fallenden Haaren keine Art Kopfbedeckung hatte, trat, während man ſich zum Abzug anſchickte, an einen Stutzer heran und ſagte: »I am chartist. Sir-rah!« (ich bin Chartiſt, Herr). Bei dieſen Worten nahm er ihm ſeinen Hut und ſetzte ihn auf; dann zog er einem andern Zierling den ſeinigen ab und ſetzte ihn dem auf, welchen er zuerſt beraubt hatte; da er dieſen Austauſch nun, unter dem Schutze ſeiner Genoſſen, bei wenigſtens zwölf verſchiedenen jungen Gentlemen wiederholte und dem letzten den Hut, welchen er dem erſten genommen, bis über die Augen in den Kopf klappte und jeder nun nach ſeinem rechten Hute lief und griff, entſtand eine höchſt ergötzliche Scene, an welcher das Publikum mit dem heiterſten Behagen Theil nahm. — Nach vier Uhr zogen die Chartiſten in derſelben Weiſe, wie ſie gekommen waren, von dem Green ab und zerſtreuten ſich in der Stadt und Umgegend, um ſich für die Anſtrengungen des Tages zu entſchädigen.

Johnny, der kleine Kellner in Argyle Hotel, welcher mich ſtets einer beſondern Aufmerkſamkeit würdigte, kündigte mir, ſobald er mich anſichtig ward, an, er habe mit einer »blue nose« geſprochen, welche mich dieſen Abend gegen ein kleines Trinkgeld in die „Soirée“ der Chartiſten mitnehmen wolle. „Blaunaſen“ nennt das Volk hier die ſtädtiſchen Polizeidiener, wahrſcheinlich, weil ſie ehedem vom Kopf bis zu den Füßen blau gekleidet waren, wie man zu Edinburg jetzt noch die Bettler „Blaueröcke“ nennen hört, weil ſie an des Königs Geburtstag einen blauen Rock erhielten.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mannheim, Mai.

(Fortſetzung.)

Lumpigshafen. — Gaslbeleuchtung.

Ihr pfälziſcher Korreſpondent hat bereits im December vorigen Jahres die baldige Wiederaufſtellung unſerer Rheinbrücke angekündigt. Wir halten ebenfalls geglaubt, dieſes „bald“ werde ſpäteſtens in den Anfang des Frühlings fallen, aber bis jetzt vermittelt noch immer die leidige liegende Brücke den Verkehr mit dem jenſeitigen Ufer. Das Uebereinkommen bezüglich der Ermäßigung des Brückengeldes hat ſeine Ratifikation nicht

Digitized by Google

so schnell gefunden, als man erwartete. Jetzt soll endlich alles im Reinen seyn. Am Oberdau ist inzwischen fleißig gearbeitet worden, mehrere Joche sind fertig, aber die Pontons werden noch erwartet. Sie werden nicht wieder von Holz, sondern von Eisen seyn, und sind in der Kepler'schen Fabrik zu Karlsruhe in Arbeit. Wir hoffen, daß die „badige" Aufstellung schon im Juni eine Wahrheit werde. — Wie wird uns aber seyn, wenn wir von unserer belebten Rheinluft über den Strom hinüber in die unheimlichen Schlünde der Kanonen blicken werden? Man hat in der That vor Kurzem noch ganz ernstlich davon gesprochen, daß Bayern im Lichtenberger'schen Garten zu Ludwigshafen, unmittelbar oberhalb der Brücke, eine Strandbatterie errichten wolle. Wozu sollte sie dienen? Sollen etwa die Franzosen, wenn sie einmal die Marotte anwandeln sollte, zu Schiff den Rhein herab zu kommen, bei Ludwigshafen am Landen verhindert werden? Als Brückenkopf für Mannheim hatte seiner Zeit die Rheinschanze ihre gute Bedeutung, wie man ihr aber jetzt eine solche geben wollte, kann ich nicht einsehen. Daß den Franzosen, wenn sie jemals wieder die Pfalz occupiren sollten, eine solche Strandbatterie ganz wohl zu Statten kommen würde, liegt außer allem Zweifel. Doch ich bin nur Laie in der Kriegskunst, begehe mich darum gern jedes Urtheils in dieser Sache und bitte nur um Schonung für Mannheims Penaten.

Unsere Stadt hat gegründet Aussicht, daß es bald heller in ihr werden wird, als es bisher war. Diese Hoffnung beruht nicht etwa auf dem deutschkatholischen oder freikirchlichen Prädikanten Heribert Rau, der von nun an unter uns sein Licht leuchten lassen wird, so lange es Gott und den Herrn vom Verstande gefällt; sie hat ihren Grund vielmehr in den Vorbereitungen, welche der Gemeinderath zur Herstellung einer entsprechenden Gasbeleuchtung trifft. Portatives Gas brennt zwar längst in vielen unserer Läden, Gasthäuser und Bierstuben, aber unsere Straßenbeleuchtung ist noch die alte. Sie ist, wenn auch nicht absolut schlecht, doch sehr hinter der nach „mehr Licht" ringenden Zeit zurückgeblieben und entspricht einer so eleganten und stolzen Stadt wie Mannheim durchaus nicht mehr. Es wird sich jetzt vorzugsweise darum handeln, ob die Stadt Herstellung und Betrieb selbst übernehmen, oder beides oder eines von beiden einer Gesellschaft überlassen soll. Tausenden ist das wie mir völlig gleichgültig, wenn die Stadt nur gut beleuchtet wird. Welches Wie das zweckmäßigste sey, darüber mag man sich im conservativen Mannheimer Journal und im badischen Merkur, dem kriegszustandlich gehämmten Nachstimmling der wilden Abendzeitung, zanken oder verständigen.

(Schluß folgt.)

Paris, Mai.

(Schluß.)

Güter feil. — Theater.

Wie gewaltig stießen die Zeitungen in die Posaune, als von der Errichtung großer gemeinschaftlicher Gebäude für Taglöhnerfamilien die Rede war und man den Grundstein zum ersten Hause dieser Art in der Straße Rochechouart legte! Es wurden feierliche Reden gehalten, der Erzbischof von Paris segnete den Grundstein, der Präsident wohnte der Feierlichkeit bei und unterschrieb für 30,000 Franken. Es hieß in den Tagesblättern, das Unternehmen habe sehr guten Fortgang, und aus der Fremde kamen Abgeordnete, um die beginnende Anstalt zu beschauen und zum Muster zu nehmen. Was ist aber aus allem diesen geworden? Grund und Boden mit den eingelegten Grundsteinen wird jetzt zum Verkauf ausgeboten, und vermuthlich wird man alles um die Hälfte oder um ein Drittel des Kaufpreises dem Meistbietenden zuschlagen. Es haben sich nicht Subscribenten genug gefunden, daß die Baukosten gedeckt werden konnten, und so haben die Unternehmer das ganze verdammen müssen, um sich nicht selbst in Schulden zu stürzen. Ein Zellengefängniß ist indessen in der letzten Zeit fertig geworden, und man hat bereits aus der alten Force die Verurtheilten dorthin gebracht. Es liegt in der Vorstadt St. Antoine und soll sehr gut eingerichtet seyn. Daß der erste Versuch, große Gebäude für Tagelöhnerfamilien anzulegen, mißlungen ist, daran sind zum Theil die demokratischen Jeuenale selbst Schuld. Sie machten das Mißtrauen des Volks rege, indem sie zu verstehen gaben, die Regierung gehe bei diesem Projekt nur darauf aus die Arbeiter zu kasernieren und dadurch bei Volksbewegungen unschädlich zu machen. — Ueberhaupt wird seit der letzten Revolution wenig gebaut, der Werth der Häuser ist gesunken, und auch in der Provinz hat Grund und Boden bei weitem nicht mehr den Werth wie früher. Es sind zwei mehrere ehemalige Schlösser mit Pächterreien, Waldungen u. s. w. zu verkaufen, unter andern das Schloß Maisons, welches dem Bankier und Finanzminister Lafitte zugehörte, so wie die Schlösser des ehemaligen Marschalls Oudinot in Bothringen. Man sieht Abbildungen derselben auf großen Anschlagblättern in allen Stadtvierteln; aber schwerlich werden diese Güter die Hälfte des Preises einbringen, zu dem sie in ruhigen Zeiten verkauft worden wären. Dazu kommt, daß die Orleanistische Familie auch mehrere ihrer vielen Besitzungen ausbieten läßt, so daß jetzt eine Menge großer Güter feil sind und reiche Familien große Auswahl haben. Mit dem Werthe der liegenden Güter wird es übrigens gehen wie mit dem der Staatseffekten an der Börse. Kehren Ruhe und Zutrauen wieder, heben sich Handel und Gewerbe, und hat das Eigenthum nichts mehr von den Angriffen der Socialismus zu fürchten, so werden auch alle Arten von Gütern, beweglicher wie unbeweglicher, wieder im Werthe steigen und ihre alte Höhe erreichen. — In der Erwartung dieser glücklichen Umschwungs fehlt es den Parisern, wie oben gesagt worden, trotz aller Drohungen der übertreibenden Tagesblätter, keineswegs an Mitteln sich angenehm zu unterhalten. Die Oper hat ganz unerwartet den Meyerbeer'schen Propheten wieder aufgenommen, den man wegen des Urlaubs und der Abreise der Hauptsängerin Madame Viardot bei Seite gelegt hatte, und der erst im künftigen Herbst wieder erscheinen sollte. Aber in jetziger Zeit scheinen Herrscher, Staatsmänner und Prime Donne ziemlich leicht zu ersetzen. Eine in Paris längst bekannte italienische Opernsängerin, Dlle. Alboni, kam aus London zurück, ließ sich zuerst in einigen Concerten in der großen Oper hören, und da sie beifällig großen Beifall fand, wagte sie sich an die Rolle der Fides in dem Meyerbeer'schen Stücke, und Mad. Viardot ist ersetzt. So braucht sich denn die große Oper, welche bedeutende Kosten auf die mise en scène des Propheten verwendet hat, einstweilen nach keinem andern Stück umzusehen. — Ein sonderbares Drama gibt seit einiger Zeit das Odeon. Das Stück heißt „der Kinderwagen," und wird auf dem Anschlagzettel dem irländischen Könige Edmund zugeschrieben, der es beinahe ein Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung gedichtet haben soll. Die Hauptperson ist ein verabschiedeter Minister, den der König mit Unrecht beleidigt hat, den aber sein Sohn und Nachfolger wieder zu seinem Rathgeber und Vertrauten macht, nachdem er dessen Tugend erprobt hat. Mery soll das Stück aus dem von Wilson herausgegebenen „indischen Theater" entlehnt haben; aber die Einfleidung gehört ihm an, so wie die treffenden Anspielungen auf Zeitumstände und wohlbekannte Persönlichkeiten. Dg.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 139. Dienſtag den 11. Juni 1850.

Most wisely hath Ulysses here discover'd
The fever, whereof all our power is sick.
Shakespeare.

Bilder aus Schottland.

(Schluß.)

„Unter dem Schutze der Blaunaſe kann man,“ ſagte Johnny, „unbeläſtigt in die Kapelle eintreten und, ſo lange es beliebt, der „Soirée“ beiwohnen.“ Ich wollte, Sie hätten den guten Johnny das Wort »soirée« ausſprechen hören; durch »sajirib« gebe ich nur andeutungsweiſe wieder, was ſeine breitſchottiſchen Sprachwerkzeuge aus dem franzöſiſchen Worte machten. Eine Chartiſtenſoirée in einer Kapelle und Burſche, wie ich ſie in ihren ſehr vernachläſſigten Tolletten über das Green hatte ziehen ſehen — es mußte ſich der Mühe lohnen, eine ſolche Scene näher in das Auge zu faſſen.

Schlag ſechs Uhr erſchien Blaunaſe, und nachdem mit Johnnys Beihülfe meine Toilette für die eines chartiſtiſchen Dilettanten gelten konnte, der Führer ſich auch vorſichtig ſeines Trinkgelds verſichert hatte — die Schotten ſind praktiſche Leute — begaben wir uns auf den Weg nach der Diſſenter-Kapelle, in der Nähe von Broomielaw, auf der Weſtſeite der Stadt. Die Mittheilungen, welche mein Begleiter auf dem langen Wege zum beſten gab, waren mehr werth als alles, was ich in der Kapelle ſah und hörte, denn er war vorzugsweiſe mit der Aufſicht über den loſeren Theil des weiblichen Geſchlechts in der Stadt betraut und berichtete erſchreckende Dinge von dieſe Klaſſe der ſo gottesfürchtigen, ſittſamen, augenniederſchlagenden, näſelnden, puritaniſchen Glasgower Bevölkerung.

Die Kapelle — eine Diſſenter- oder katholiſche Kirche mag in dieſem Lande größer ſeyn als die St. Peterskirche zu Rom, ſie heißt eine Kapelle; Kirchen hat nur die Staatsreligionsheerde — war ziemlich voll, ziemlich dunkel und ihre Atmoſphäre ziemlich verdorben. Die größere Hälfte der Anweſenden beſtand aus jungen Arbeitern und Arbeiterinnen, die übrigen waren »gray-pates« (unreife Buben), loſe weibliche Waare in Lumpen und in verſchoſſenem Fliitterſtaat, politiſche und andere Schwindler, eine kleine Zahl chartiſtiſcher Enthuſiaſten aus der beſſern Klaſſe der Bevölkerung, brodloſe Literaten und arbeitſcheue, aber deſto mundfertigere Advokaten. Ein Arbeiter, welcher augenſcheinlich an der Auszehrung litt, hatte, als wir eintraten, den Rednerſtuhl inne und ſchwatzte abgedroſchenes Zeug über Menſchenrechte und Volksbedrückung; ihm folgte ein Mitglied des hieſigen Mäßigkeitsvereins, deſſen Purpurnaſe hinreichendes Zeugniß abgab, daß er dem Vereine erſt ſeit Kurzem beigetreten war, und es mit den Geſetzen eben nicht ſehr ſtreng halten mochte. Sein Nachfolger war ein Schriftſetzer, welchen man, wie ich hörte, nur den „Wolkenbruch“ nannte, weil er in ſeinen leidenſchaftlichen Ausfällen gewöhnlich weder Maß noch Ziel kannte. Heute war ein leichter Rauſch über ihn gekommen und ſeine Stimmung war faſt eine leidmüthige zu nennen, obgleich ſich dem elegiſchen Elemente zuweilen das epigrammatiſche beigeſellte; es kam mir vor, als wüßte er nicht recht, ob er ſeine „Brüder“ und ihr Loos bemitleiden, oder ihre Rath- und Thatloſigkeit, ihre Unwiſſenheit und Stumpfheit verſpotten ſollte.

„Meine Brüder,“ ſagte er unter andern, „wir nennen uns Chartiſten und ſind ſtolz auf dieſen Namen; ihr wißt aber wahrſcheinlich nicht, was die alten Tabakslords und die neuen Hochöfenkönige unter

Digitized by Google

Chartisten verstehen. Arme Teufel, arbeitsscheue Lumpen! O wir sind vortrefflich klassificirt, signalisirt, charakterisirt. Hört, meine Brüder! Ein Tory, heißt es in den goldstarrenden Sälen der Geldsäcke, ein Tory ist ein Mann, welcher täglich zwei frische Hemden anzieht; der Whig wechselt seine Leibwäsche alle Tage einmal; der Radikale weiß sich jeden Sonntag zu einem frischgewaschenen Hemd zu verhelfen; aber ein Chartist wechselt sein Hemd nie, er wartet, bis es ihm in Fetzen vom Leibe fällt. Dieß wäre jedoch, meine Freunde, nur das kleinere Mißgeschick, denn wir wissen, daß die berühmten Republikaner des alten Roms gar keine Hemden getragen haben. Daß aber unter den viertausend Männern, welche heute auf dem Green versammelt waren, nicht zwanzig sich rühmen dürfen lesen und schreiben zu können — dieß ist der Kern unseres Elends! Körperkraft wird von Tag zu Tag unnöthiger, werthloser; eine Maschine bringt in einer Stunde mehr zu Stande, als hundert unserer Arme und Hände während eines langen, mühseligen Tages. Ihr habt alle Herrn Tennant gesehen, den König der Hochöfenkönige, welcher einen Hochofen gebaut hat, nicht einen Zoll kleiner als der Thurm des Straßburger Münsters. Gut, meine Brüder! ist Herr Tennant ein Riese? ein Simson an Kraft? Er ist ein schwächliches Männchen; aber er kann lesen und schreiben, und was mehr ist, er kann rechnen. Geht nach Haus, meine Freunde, und lernt lesen, schreiben und rechnen, und wenn wir mit dieser Reform fertig sind, wollen wir zu unsern übrigen Reformen schreiten." — Während des letzten Theils der Rede war es in dem weiten Raume der Kirche so still geworden, daß man das Rauschen des Clyde draußen deutlich hören konnte, und obgleich kein Laut des Beifalls vernommen wurde, gewahrte man doch deutlich, daß der Wink mächtig gewirkt hatte und daß ein Samenkorn gefallen war, welches vielleicht zu reicher Frucht aufgehen konnte.

Zwischen den verschiedenen Reden wurde Thee herumgegeben und man unterhielt sich in einzelnen Gruppen heiter und anständig, so daß der Ausländer, welchem hier die breite schottische Mundart und dort das rauhe, gurgelnde Gälisch entging, leicht glauben konnte in der Gesellschaft einer ganz andern Menschenklasse zu seyn, als die war, welche der eben erwähnte Redner so bezeichnend geschildert hatte. — Als die Schatten in der Kirche tiefer wurden, suchte ich das Freie auf und wanderte, in Gedanken verloren, wie die eben an mir vorübergegangenen Scenen sie wecken mußten, an dem schönen Clyde hinab, auf welchem die Strahlen des Mondes sich träumerisch schaukelten, während die Stille der Nacht nur durch das leise Anspülen der Wellen, durch das Rauschen des Nachtwindes in den hohen Ulmen und durch den fernen dumpfen Anruf der Schiffswachen unterbrochen wurde. Diese heitern Töne erinnerten lebhaft an die große Veränderung, welche seit den zehn Jahren, während welcher ich Glasgow nicht besucht, die Ufer dieses Theils des Clyde erfahren hatten. Damals konnte man von der Bai der Dampfschiffe bis nach Kilpatrik und Dumbarton hinabgehen, ohne daß etwas anderes als ein gelegentlicher Dampfer oder ein Lastboot den Fluß belebt hätte; jetzt säumen Docks und Waarenhäuser das Ufer weit hinab. Port Glasgow erhebt sein Haupt stolz und der Fluß mit seinem künstlich vertieften Bett ist von den schwerlastigsten Kauffahrteischiffen belebt, welche Glasgow unmittelbar mit den ersten Häfen der alten und neuen Welt verbinden. Dem schottischen Epos, welches einst an den grünen Ufern des Clyde spielte, folgte das Idyll und diesem das großartige Drama der Neuzeit. Der Clyde und der Mersey — Glasgow und Liverpool — werden die untere Themsegegend zu einer idyllischen machen. Liverpool zählt jetzt schon mehr Schiffe in seinen sieben englische Meilen langen Docks, als der Hafen von London. Si spesso vien chi vicenda conseque,« sagt Dante in seiner Schilderung des launenvollen Waltens der Glücksgöttin.

Schwäbische Pfarrhäuser.

(Fortsetzung.)

Rastlos thätig war der Pfarrer in den Arbeiten seines Berufs, und es schien unbegreiflich, wo er Zeit und Kraft hernahm, neben den regelmäßigen Gottesdiensten noch Erbauungsstunden für Junge und Alte, Bibelerklärungen und häusliche Andachten zu halten, wie er stundenlang sein Ohr jedem besondern Gewissensanliegen leihen konnte, das ihm vorgetragen wurde, und wieder Nächte durchwachte am Bette todesbanger Kranken, in der Hoffnung, vor dem Erlöschen noch Einen Trostesstrahl in ihre Seele fallen zu lassen. Und eben so wundersam dehnbar schien die Zeit und die Kraft der Pfarrfrau, die mit einem zarten Körper die kranke Mutter pflegte, in evangelischer Demuth die mühsamsten Arbeiten mit der Magd theilte, eine Kleinkinderschule beaufsichtigte, zu der sie ihren untern Hausraum hergegeben hatte, daneben dem Manne beistand, wo es galt zu helfen und zu trösten, und doch noch Stunden dem hoffnungslosen Bestreben widmen konnte, die verdunkelte Seele der Schwester aufzuhellen. Und doch war sie dabei stets heitern Muthes; mit leichtem, leisem Tritt wandelte sie von einem zum andern, und keines schien sich verkürzt.

Daß in solcher Weise das Pfarrhaus auch zu einer Herberge der Verlassenen, zur Vorrathskammer

Digitized by Google

der Hungrigen wurde, läßt ſich leicht denken; hier jedoch war es nicht ganz vom Vorwurf einer gewiſſen Parteilichkeit frei zu ſprechen. Mit einer frommen Miene, mit ein paar bibliſchen Sprüchen, mit gewiſſen geiſtlichen Schlagwörtern von „Erweckten und Bekehrten“ u. dergl. konnten auch unwürdige Heuchler ſich vom Pfarrer leichter Aufnahme und Hülfe verſchaffen als andere einfache Leute, die ihm noch „unerweckt“ ſchienen. — Da war es gut, daß die Pfarrfrau hierin etwas ſchärfer ſah, und hie und da die Uebergüte ihres Mannes ein wenig eindämmen konnte. Sie war's, die dem wandernden Bruder Jeremias die Branntweinflaſche aus der Taſche zog und ſchweigend vorhielt, als er eben erzählte, wie er ſeinen Leib kaſteie und ſtatt Wein zu trinken das Geld dafür der Miſſion bringe. Sie hatte den neuerweckten Juden durchſchaut, der nach einer Weihnachtspredigt des Pfarrers ſich dieſem vorſtellte als dürſtend nach dem Licht des Evangeliums, welcher Durſt ihn ſchon zuvor bei ſieben verſchiedenen Pfarrern angewandelt hatte, von denen er ſich allemal während der Zeit des Unterrichts frei halten ließ. Sie hatte die fromme Bärbel, die zu ihr kam und verkündete, der Geiſt habe ihr geoffenbart, daß die Frau Pfarrerin ſie acht Tage lang ſpeiſen werde, tüchtig Holz tragen laſſen, alſo daß ihr der Geiſt ſchon am dritten Tage offenbarte, ſie ſolle wieder heimgehen; und als der krumme Schuſter, der alle Verſammlungen beſuchte und ſein Handwerk liegen ließ, ihrem Mann einen gepolſterten Seſſel aus dem Wohnzimmer abgebettelt hatte, „weil ſeine armen Kindlein nichts hätten, um drauf zu ſitzen,“ hatte ſie ihm deutlichen auf der Treppe abgenommen und ihm dafür einen hölzernen Stuhl verehrt mit dem Bemerken: darauf laſſe ſich viel beſſer arbeiten.

Wovon die Pfarrleute lebten, das ſchien auch räthſelhaft. Das Einkommen war klein und der Veranlaſſungen zur Mildthätigkeit ſo viele, und doch ſah man keinen Mangel und hörte keine Klage. Aber die Pfarrerin legte auch niemals die Hände in den Schooß und öffnete nie den Mund, auf daß ihr Gott gebratene Tauben hineinfliegen laſſe; nein, ſie rührete die Hand und ſchloß den Mund lieber, als daß ſie ihn zu überflüſſigem Begehren aufgethan hätte.

Die kranke Mutter ging bald zur Ruhe, mit mehr als Kindestreue gepflegt, die Schweſter aber lebte noch lange Jahre fort, trübſinnig und ſtill; nur ſelten konnte ihr das unermüdet liebevolle Bemühen der Schweſter einen hellen Funken entlocken; nur beim Geſang wurde oft ihr Blick klarer.

Sechs Kinder hatte die Pfarrerin geboren, wie es ſchien mehr zu Prüfung ihrer Geduld, als zur Luſt und Freude. Faſt alle waren zarte, ſchwächliche Geſchöpfe. Drei Jahre nacheinander trug man jeden Frühling eine kleine Leiche aus dem Pfarrhaus. Keine Klage ging über die blaſſen Lippen der Mutter; ſie ſelbſt ſchmückte die Lieblinge für den Sarg, ſie ſelbſt ging feſten und ſtillen Trittes hinter der Bahre her und ihre Stimme tönte vernehmlich im Grabgeſang.— Drei Kinder blieben ihnen, Samuel, ihr erſter und einziger Sohn, Maria, ein ſchönes blühendes Mädchen, und die bleiche kränkliche Dorothea, ein kümmerliches Geſchöpf, verkürzt an Leib und Seele, deren Daſeyn ein beſtändiges Hinwelken ſchien.

Dem Samuel hatte die ernſte Zucht des Vaterhauſes ſchlecht zugeſagt, und als er in die Welt hinaus kam, ſchien er zweifältig einholen zu wollen, was er daheim verſäumt an Lebensluſt. Aus dem Seminar ſchon entwich er, um ſich einer herumziehenden Schauſpielerbande anzuſchließen, und es läßt ſich denken, welche Freude der Vater hatte, als man ihm ſeinen Samuel im Coſtüm des Karl Moor bei Nacht und Nebel daher brachte. Doch das wurde vergeben und vergeſſen, und mit Mühe und Noth gelang es, den Samuel in's berühmte theologiſche Stift zu Tübingen zu bringen. Aber nicht zu ſagen iſt es, wie viel Unzug er hier verübte, bis er zuletzt, nach Karzer und Ultimatum, inmitten der Nacht abgefaßt wurde, als er dem Stift entfleuchen wollte, um einem Commers anzuwohnen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem Hannoverſchen, Mai.

Das Landvolk.

Das hannoverſche Volk hat ſich vor den Märztagen häufig müſſen eine Kritik gefallen laſſen, die es verdiente, und nicht verdiente, je nachdem man die eigentlichen Zuſtände kannte, oder nicht kannte. Nach den Märztagen hat ſich vieles in einem andern Lichte gezeigt; aber auch das hat ſich gezeigt, daß dem Lande oder dem Volke, wie man es nennen will, eine gewiſſe Beſonderheit eigen iſt, wegen deren man ſonſt Luſt hatte an eine Art chineſiſcher Mauer im Kleinen zu glauben, die um das Volk gezogen ſey. Da mußte bald der vereuſene Adel, bald der höhere Beamtenſtand, bald auch die Indolenz des Volks herhalten. Iſt das die chineſiſche Mauer, ſo iſt ſie gefallen; aber das Volk —, es iſt doch noch das Volk. Man denke nur ja nicht, nun ſey mit einemmale alles flüſſig geworden und in das große Volk hineingefloſſen, das ganz Deutſchland durchwühlt hat. — Schon auswendig und obenauf iſt das an der Haltung des Miniſteriums Stüve zu ſehen. Es hat ſich gehalten, ſagt man, weil es ſich in der allgemeinen Strömung der Sturmfluth an dem noch übrig gebliebenen Stumpfe des geſchichtlichen Rechtes feſt-

Digitized by Google

gehalten hat. Ganz wahr! das gibt eine festere Stellung, als wenn man sich erst in die Fluthen wirft, um durch einen beliebigen schwimmenden Ballen sucht, um sich daran zum Stehen zu bringen. Aber heutiges Tages macht ein Minister am wenigsten eine Geschichte des Volks. Hat sich das Ministerium Stüve durch das geschichtliche Recht gehalten, so hat es sich eigentlich nur durch das Volk gehalten, das sich nicht alles geschichtliche Recht mit einemmale wegwühlen läßt, selbst wenn ihm die Wühlerei über den Kopf wächst. Geschichtliches Recht, so nennen's die Staatskünstler; beim Volke heißt das anders. Den Namen dafür hat man freilich noch nicht erfahren, aber die Sache kann man alle Tage sehen und hören. Das Volk ist mit Sitte und Herkommen verwachsen und zu alten hergebrachten Aenderungen nur in der Aufregung zu bringen, steht aber wieder still, sobald die Aufregung vorüber ist. Stille steht es nun freilich nicht, aber die Bewegung zieht sich nach innen und läßt der ruhigen Ueberlegung Raum. Doch wir wollen die Politik im eigentlichen Sinne aus dem Spiele lassen und uns an das Volk halten; daraus mag sich ein jeder seine Meinung für die Gegenwart, und seine Schlüsse für die Zukunft zurecht machen.

Das Volk also, — den Ausdruck wird man bald nicht mehr gebrauchen können. Es ist entweder der Herr Nirgendswo, oder irgend eine souveräne Mehrheit, welche die stärksten Fäuste hat. Von diesem Volke will ich nicht reden. Ich habe es hier nur mit einem kleinen Lande von noch nicht zwei Millionen Einwohnern zu thun; aber ich weiß wohl, trotz seiner Besonderheiten sind die Verschiedenheiten so groß, daß man das Volk lieber in Abtheilungen bringt, und nach Landschaften, Ständen und Lebensart auffährt. Vor allem sind Stadt und Land gänzlich zu sondern. Während die Städte mehr das Bild allgemeinen deutschen Lebens und Treibens bis auf einen gewissen Punkt darbieten, hat das Land, wie fast überall, mehr die überlieferte Art und Sitte des Volks bewahrt. Für diesmal betrachten wir nur das Landvolk.

Spricht man vom hannoverschen Volke, so spricht man auch vom sächsischen Volksstamm; derselbe bildet den Grundbau, und beherrscht das öffentliche Leben. Man erkennt ihn sogleich, wo man in einen Ort kommt; sein Wappen hat er am Giebel des Hauses ausgehängt. Zwei Pferdeköpfe sich durchkreuzend ragen oben hervor. So ist es in der Heide, so einen guten Strich hinauf an der Weser, so auch im Osnabrückischen. Das ist sein Stammsitz des Streitrosses; denn wenn das Landvolk zum kleinen Kriege in den Schenken allzeit aufgelegt ist, so hält es von dem großen Kriege desto weniger, und mengt sich daher nicht gern in Empörungen, um Frieden zu behalten. In seinem Ackerbau, seiner Viehzucht, seiner Landwirthschaft geht seine ganze Seele auf. Dafür ist das Pferd das Sinnbild. Es unterscheidet den eigentlichen Bauern, der eine hinreichende Menge Land besitzt, von dem geringern Landmann, der von seiner Hände Arbeit leben muß. Das Landmädchen sieht erst dann seine Wünsche erfüllt, wenn der Bräutigam mit Pferden auf den Hof gefahren kommt. Nach Pferden wird der Besitz gemessen, und seine Pferde führet der Bauer dem Fremden mit besonderm Wohlbehagen vor, sieht es auch als Theilnahmlosigkeit an, wenn die Pferdeschau zu beiläufig abgehandelt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Mannheim, Mai.

(Schluß.)

Auswanderer. — Pfingsten.

Wer gemüthbewegende Scenen sucht, mag sich draußen am Landungsplatze der rheinischen Dampfschiffe umsehen. Fast täglich sogen dort ganze Züge von Auswanderern dem engeren Vaterlande das letzte Lebewohl. Nicht selten sind darunter solche, die das Mittel und die Wilthätigkeit besonders in Anspruch nehmen. Große Theilnahme haben die Auswanderer der armen Gemeinde Rinteln im Amte Mesbach erweckt. Die ganze Gemeinde, 450 Köpfe stark, ist in zwei Abtheilungen, jede von einem Geistlichen begleitet, hier angekommen und hat sich am 13. und 15. eingeschifft. Reichliche Gaben an Kleidungsstücken, Wäsche, Lebensmitteln und Geld sind diesen Armen von hier zugeflossen, und es begleiten sie die besten Wünsche, daß sie drüben in der neuen Welt das Glück finden mögen, das in der alten sie so beharrlich geflohen, daß der Staat zuletzt selbst keinen andern Rath mehr wußte, als sie nach Amerika zu bringen. — Die Sammlungen für die Rintelner erinnern mich daran, wie unendlich zahlreich in neuester Zeit die Gelegenheiten und die Aufforderungen sind, die edle Mildthergkeit thatsächlich zu beweisen. Es wird gesammelt geheim und öffentlich, und immer fällt etwas Erkleckliches ab. Merkwürdig aber ist, daß man bisweilen gerade das Nahcliegende, und wäre es das Nothwendigste und Beste, mehr und mehr vergißt. So saß vor Kurzem unsere so nützliche Kleinkinderschule so zu sagen auf dem Sande. Hätte die edle Fürstin von Pfenburg der Anstalt nicht mit einem namhaften außerordentlichen Beitrage wieder aufgeholfen, so war ihr Fortbestand geradezu in Frage gestellt.

Zum Schlusse wollen wir noch Pfingsten, das liebliche Fest, benützen und Mannheim auf einen Tag verlassen. Der Pfingstmontag war der erste vollkommene schöne Frühlingstag, obwohl er schon stark an den Sommer erinnerte. Nur vor eben muß, bleibt an diesem Tage zu Hause, wenn er nur halbwegs günstig ist für einen Ausflug. Sonst war nur das nahe Schwetzingen, für wenige etwa noch Heidelberg das Pfingstziel; jetzt lockt die Eisenbahnen nicht nur nach diesen beiden Orten, sondern auch die Bergstraße hinab und hinauf, aber hinüber an das schöne Pfälzer Gebirg zu prächtiger Aussicht und köstlichem Wein aus großen Schoppen. Aus alter Gewohnheit bleibt aber doch Schwetzingen, das wir so gern unser Versailles nennen, der besuchteste Ort. Das dortige Rosenfest am Pfingstmontag ist immer noch das beliebteste. Im Schwetzinger Garten sehen sich an diesem Tage die alten Bekannten noch in großer Zahl, und in diesem Jahre war die Zahl der Besucher auffallend groß. Wer dachte daran, daß die Zeiten so schlecht sind? wo kümmerte hier der Kriegszustand? Welch Glück, daß der Mensch auch das Widerwärtigste so bald verwindet und über einem heitern Tage eine ganze trübe Zeit vergißt! Wenn ich mir die große, bunte, aber so friedliche Menschenmasse überschaute, wie sie alle Gänge des Schloßgartens füllte, da heimelte es mich erdentlich an und ich dankte Gott mit einem stillen Seufzer, daß die Zeit der politischen Beredtsamkeitsrednerei vorüber ist, daß kein Vogt und kein Blum das Pfingstfest zu einer Missionsreise benützt, um den Geist wilder Parteileidenschaft zu entflammen, daß kein Struve und kein Bremiano, kein Heff und kein Werdes zu hören war, und kein Brawo! kein tausendfaches Hoch! oder Nieder! die still Frühlingsluft erschütterte und entweihte. Dieses Gefühl des Friedens mitten im Kriegszustande muß es gewesen seyn, was mich einen vollen Tag unter den Tempeln und Statuen und Wasserkünsten der alten kurfürstlichen Herrlichkeit festhielt. Andere kann ich mir es wenigstens nicht erklären, daß ich nicht mit Hunderten aus der Schwetzinger Sandfläche hinüber nach Heidelberge pöchtigen Bergen eilte, um von ihnen herab mein Entzücken über die Pracht des rheinischen Frühlings in das weite Land hinaus zu jubeln.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 140. Mittwoch den 12. Juni 1850.

Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein nennt Geschlecht? Kehrt das entflohn ne zurück?
Schiller.

Pompeji und Pästum.

I.

Im Volke lebt noch die Sage vom alten Kaiser, der in die Tiefen des Kyffhäusers eingeschlossen einst im Verlaufe der Jahrhunderte wiederkehren wird; noch glaubt es hie und da an Geister, die, zur Strafe gebannt an verborgenen Ort, einst erlöst auf der Erde erscheinen, und die Zeit ist noch nicht allzufern, wo Schatzgräber das Vaterland durchstreifen, der Erde ihre verborgenen Kleinodien abzuzwingen. Und in der That kehren fast täglich Geister aus der Erde wieder, bringt die Erde Schätze von flimmerndem Gold und Edelgestein zurück, schöner als ein Märchen sie malen kann, steigen Kaiser und Könige, Helden und Dichter ewig jung aus ihrem Schooße. Fragen wir nur in den Museen nach den Hunderten jener Musterwerke der Sculptur, die nicht als Raritäten dastehen, nur dem Sammler von Interesse, die noch jetzt dem ausübenden Künstler täglich zum Vorbilde dienen, dem aufmerksamen Beobachter aber Leben und Geist ausströmen und nicht bloß als Denkzeichen einer vergangenen Zeit, sondern gleichsam selbst beseelt erscheinen — fragen wir nach den Hunderten, nun, sie selbst die Statuen mit ihren Wasser- oder Erdflecken antworten uns, woher sie zum Licht von neuem entstiegen sind. Jener betende Knabe zu Berlin lag mehr als anderthalbtausend Jahre in der Tiber; der ruhende Faun, der Stolz der Münchner Sammlung, wurde im versumpften Graben der Engelsburg gefunden, wohin ihn einst Römer, um sich gegen die andringenden Ostgothen zu vertheidigen, hinabgestürzt hatten; dort am Meeresufer, zu Porto d'Anzo, wo einst die Kaiser ihre stolzen Villen weithin gebreitet hatten, findet man jährlich Reste von Schiffsladungen von Statuen, die bestimmt jene Villen zu schmücken, vor dem Hafen untergegangen sind. Und vergleicht man die kleinen Strecken der auf- und umgearbeiteten Erde im Umkreise Roms mit den ungeheuern Prachtanlagen der Kaiserzeit, so kann man mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß wir der Muttererde nur den kleinsten Theil ihrer geistigen Schätze, die sie seit Jahrtausenden in ihrem Schooße birgt, entlockt haben.

Wir haben diese Denkmäler verglichen mit lange gebannten, endlich befreiten Geistern, und wirklich sind sie auch solche. Es ist ja nicht der rohe Stein, nicht die einzelne Gestalt eines Mannes, der es vielleicht nie verdiente über sein Leben hinaus im Andenken der Menschen zu bleiben, was unser Interesse in Anspruch nimmt; aber wir sehen das menschliche Ideal auch im beschränkten Individuum verwirklicht, wir fühlen uns bereichert durch die Anschauung eines geistigen, den irdischen Stoff durchleuchtenden Lebens. Das Einzelne als solches ist vielleicht unbedeutend, aber in Vergleichung, in Verbindung mit tausend andern gibt es uns das Bild einer reichen, gebildeten Zeit, deren geistige Produkte, deren Gedichte, deren sittliche Ansichten, deren Rechtsinstitutionen noch jetzt auf uns fortwirken. Es führt uns nicht allein in die Vergangenheit, es weist uns auch in die Zukunft und wird uns vielfach Muster unserer Bestrebungen.

Auch in unserem Norden durchwühlt eine Menge alterthumsforschender Vereine den Boden, auch hier haben sich Museen mit Antiken gefüllt; aber jene Schwerter, Armspangen und Ringe der Germanen und Celten haben zwar manches geschichtliche Interesse,

Digitized by Google

aber kaum ein künſtleriſches. Dieſe Antiken ſtehen vereinzelt und zerſplittert, immer hat man dabei das Gefühl, als ob ſie einer andern Erde angehörten, als ob ſie vereinſamt trauerten, wie von einem Ganzen losgelöſte Glieder. Daher zieht es Jeden, in dem für die Kunſt und vor allem für die Antike ein tieferes Intereſſe lebt, noch immer von neuem über die Alpen, um dort eine Geſammtheit der Denkmäler, nicht losgeriſſen von ihrem heimiſchen Land, von ihrem Beſtimmungsort, zu ſchauen, um ein lebendiges Geſammtbild des antiken Lebens zu gewinnen. Zwei Punkte treten hier allen andern voran: das ewige Rom mit der Campagna, und die Gegend von Neapel mit Pompeji und dem entfernteren Päſtum. Ich will es verſuchen über dieſen zweiten Punkt Italiens, inſofern er ein reiches Bild des griechiſchen Kunſtlebens gewährt, etwas zu ſagen und die Geſichtspunkte aufzuſtellen, unter denen die Anſchauung eine fruchtbringende wird. Der Reichthum des Stoffes und die vielſeitige Behandlung, die namentlich Pompeji zu Theil geworden, läßt es als nothwendig erſcheinen, beſtimmteren allgemeinen Geſichtspunkten die Schilderung unterzuordnen, die hoffentlich an Wahrheit und Treue dadurch nichts verlieren ſoll.

In den ſeit einem Jahrhundert entdeckten Städten am Fuße des Veſuvs, Herculanum und Pompeji, ſteigt uns auf einmal ein großes Geſammtbild einer längſt verklungenen Zeit auf, und zwar das Geſammtbild einer überraſchenden Wirklichkeit. Noch ſind die Kaufläden geöffnet, noch iſt der Wein in die Krüge gefüllt, noch iſt das Korn zwiſchen den Mühlſteinen, noch hält der eilende Sklave den Schlüſſelbund in der Hand, noch iſt verzweiflungsvoll die Hand an die Wand geklemmt, um einen Durchweg zu ſuchen, noch öffnen die Löwen ihre Rachen, um das kühlende Waſſer zu ergießen, das den Hof erfriſcht, noch ſteht die Wache am Thor. Aber eine gewaltige Hand hat Alles erſtarren laſſen, hat Alles bedeckt mit Aſche oder Lava, und unbekümmert hat der Vignerole Oelbaum und Weinſtock Jahrhunderte lang darauf gepflanzt. Der Hafen iſt verſandet, wo einſt die Schiffe ſich drängten, und eine Stunde weit dehnt ſich ein fruchtbares niederes Flachland aus. Noch jetzt ſind drei Viertheile von Pompeji Vigne, noch jetzt ſteht eine Stadt von 10,000 Einwohnern, Portici, über Herculanum und über dem Kopfe des Wanderers im Theater daſelbſt rollen die Neapolitaner Sedien. Gerade dieſe Geſammtheit gibt dieſer Entdeckung den großen hiſtoriſchen Werth. Das Bild eines ſtädtiſchen Lebens iſt vor uns in ſeiner größten Mannigfaltigkeit ausgebreitet; da iſt auch nicht Eine Seite, die nicht vertreten wäre.

Ringmauern mit Thürmen und Wachthäuſern ziehen ſich um die Stadt, Hauptſtraßen mit Lava gepflaſtert, mit Trottoirs zur Seite, durchſchneiden ſich regelmäßig, die Wagengleiſe laſſen uns Breite und Art der Wagen erkennen; gegen den die Gaſſen herabſtrömenden Gewitterregen ſind Schrittſteine angebracht, um von einem Trottoir zum andern zu gelangen, an den Kreuzwegen ſtehen Altäre, an den Mauern ſind noch heute die öffentlichen Auctionen zu leſen, lateiniſch und griechiſch, und daneben klagt ein unglücklicher Liebhaber in einem Verschen über die Untreue der Geliebten. Die eine Straße, ſieht man, iſt die Straße der vornehmen Welt: es öffnen ſich Thore mit geſchmückten maſſiven Pilaſtern in tiefe Häuſer mit mehreren Höfen; in einer andern ſind faſt nur Buden, auch Stallungen; um den Markt herum drängen ſich die Tempel und die Gerichtshallen, nicht weit davon zieht ſich ein Porticus weithin vor den zwei Theatern, und noch ſind die Sitze wohlerhalten, noch findet man die Theatermarken. Im Amphitheater ſtehen die Gitter geöffnet, zu denen die Thiere heraustraten, und am Boden ſind die Treppen, auf denen die Verurtheilten heraufſtiegen, um mit den Thieren zu kämpfen. Der Badeſaal iſt noch wohl erhalten; das große Tonnengewölbe, geſchmückt mit zierlichen Arabesken, wölbt ſich unverſehrt über dem Warmzimmer (Caldarium), wo in der Mitte das große Kohlenbecken ſtand; noch könnte unter dem Baſſin der Ofen geheizt werden.

Wir gehen zum Thore hinaus und treten in die Gräberſtraße; links und rechts Grabſteine und kleine Häuſer, wo das Leichenmahl gehalten wurde. Hier ſehen wir uns nieder in einem Halbkreiſe, von wo man weithin das Meer und die Küſte von Sorrent beherrſcht; wir leſen, daß einer jung verſtorbenen Prieſterin, Mammia, Tochter des Porcius, die Stadt dieſen Halbkreis an ihrem Grabe geweiht, damit ihre Geſpielen ſich hier an ihrem Todestage verſammeln ſollten. Weiterhin ſteht eine Villa des Domedes, ſehr weitläuftig angelegt, mit zwei Stockwerken.

(Fortſetzung folgt.)

Schwäbiſche Pfarrhäuſer.

(Schluß.)

So brachte man den erſchütterten Eltern die hoffnungsloſe Frucht nach Haus, und nun entſtand die große Frage: was ſoll aus ihm werden? Alles mögliche wollte man aus dem Samuel machen: er ſollte Kaufmann werden, Apotheker, Schreiber, Buchbinder — es ging alles nicht, er war zu keiner geordneten Thätigkeit zu bringen. So blieb am Ende

Digitized by Google

nichts übrig als Amerika, dieſer große Abzugskanal verdorbener Menſchenkräfte. Der Pfarrer that ſein Aeußerſtes, um die nöthige Summe zur Ueberfahrt aufzubringen, und begleitete ihn ſelbſt aus dem Lande. Bei dieſem Abſchied war es zum erſtenmal, daß man die Pfarrerin weinen ſah, als ob das Herz ihr brechen wollte; zum erſtenmal verſagte ihr die Stimme, als ſie an dieſem Tage das Abendlied anſtimmte. Aber kein Morgen und kein Abend verging ſeitdem, ohne daß der Pfarrer ein beſonderes Gebet für den verlorenen Sohn zum Himmel geſchickt hätte, ein Gebet, ſo feurig und kräftig, daß man glauben mußte, es vermöge die Wolken zu zerreißen. Und es iſt nicht unerhört geblieben.

Jahre vergingen ohne Nachricht von Samuel; vergeſſen war er nicht, aber Niemand wagte mehr etwas von ihm und für ihn zu hoffen, als die Mutter allein. Nach langen Jahren kam endlich ein Brief von ihm, eine Freudenbotſchaft, wie noch keine im Pfarrhauſe eingekehrt war. Der Samuel hatte nicht, wie man zu ſagen pflegt, „ſein Glück gemacht;“ der Goldſand Californiens war noch nicht bekannt; er war Pfarrer und ſeine Mittel zu beſcheiden, als daß er nur an einen Beſuch im Elternhaus hätte denken können; aber ſich ſelbſt hatte er wieder gefunden, ſein Kindesherz und ſeinen Gott. Er hatte wunderliche Schickſale gehabt, der Samuel, er hatte ſein Brod geſucht als Steinklopfer, als Hausknecht, als Laufburſche, bis er einmal im Dienſt eines Bilderhändlers zu einer alten Frau kam. Das Mütterchen betrachtete ihn mit wehmüthiger Freundlichkeit, und beim Abſchied fragte ſie ihn ernſt, ob er nie was Beſſeres geweſen? Da brach die Rinde, die ſein rohes, ſelbſtſüchtiges Jugendleben um ſein Herz gelegt und die von der bittern Noth und Verlaſſenheit wohl ſchon lange war gelockert worden. Und der Sorge dieſes ehrwürdigen Mütterleins war es gelungen ihn für ein neues Leben zu gewinnen. Das war ein freudenheller Tag im Pfarrhaus, und „Nun danket alle Gott“ klang am Abend von den Lippen der Mutter faſt ſo hell wie vor dreißig Jahren.

Die blühende Maria faßte mit Zuſtimmung der Eltern den Entſchluß einem Miſſionär nach Afrika zu folgen, und von dem blühenden Kinderkreis war allein die blöde, unſchöne Dorothea übrig. Alle Kraft der Liebe, eine Treue und Geduld, die kein Menſchenauge erkennen kann, wandte die Mutter auf die Entfaltung dieſer wenig verſprechenden Blüthe, und die Mühe war nicht verloren. Als die Mutter, wenige Jahre nach dem Freudentage, den ihr Samuels Brief gebracht, die Augen ſchloß zur ewigen Ruhe, da konnte ſie das ſonſt ſo ſcheue, ungenießbare Geſchöpf zurück laſſen als einen ſtillen freundlichen Hausgeiſt, der allen diente und von keinem etwas begehrte. Und ob ſie auch nur leiſe und ſchüchternen Tones das Abendlied anſtimmte, des Vaters ungebrochene Stimme fiel ein, und es iſt doch zum Himmel gedrungen.

Gar ſtill war es freilich im Pfarrhauſe geworden; aber in ungebeugter Kraft verſah noch immer der Pfarrer ſein Amt, unermüdet war er an den Betten der Sterbenden zu beten, an die Herzen der Lebenden zu pochen. — Mehr als fünfzig Jahre hatte er ſein Amt geführt. „Sie ſollten einen Gehülfen nehmen, Herr Pfarrer,“ meinte der Dekan, der mit Bewunderung die Leiſtungen des mehr als achtzigjährigen Mannes prüfte. — „Ich will ſelbſt wirken, ſo lange es Tag iſt,“ war die Antwort; „wenn es Nacht wird, ſo wird der Herr mich heimrufen.“

Am folgenden Sonntag Nachmittag ſchritt er aufrecht und freundlich, wie immer, in der Kirche unter den Kindern umher, da auf einmal wankten ſeine Schritte, kaum erreichte er noch den Altar, und mit dem Rufe: „Amen!“ ſank er zuſammen. — Der Herr hatte ihn heimgerufen, ehe die Nacht einbrach.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Frühling.

Der Wonnemonat hat ſich eingeſtellt; er bringt uns Licht und Wärme. Die Feuer in unſern Kaminen ſind erloſchen, die Vorhänge mitunter herabgezogen, die heißern Sonnenſtrahlen auszuſchließen. Nicht mehr findet man ſich täglich durch Regenſchauer auf ſeinen Wegen gehemmt, wie das bis jetzt in dieſem desartigen Jahre der Fall war; muthig rüſtet man ſich zu Land- und Waſſerfahrten und erfreut ſich des friſchen Grüns, das jetzt die neu geſchmückte Erde bedeckt. Unſere Parks ſtehen

Digitized by Google

eben in voller Pracht. Der dicke schwellende Rasen biegt sich elastisch unter dem Fuße des Wanderers, das reiche Laub der hohen Bäume bietet die weitesten Schatten gegen die Strahlen einer glühenden Mittagssonne, die Pfade wimmeln von Besuchern aller Art, und auf den plätschernden Fluthen der kühlen Gewässer wiegen sich Schwäne in behaglicher Ruhe und kleine Gondeln laden zu Wasserfahrten ein. Daneben fehlt es nicht an Brunnen, wo der Verdurstgehende gratis seinen Durst zu löschen vermag. Schaaren der niedlichsten Kinder spielen unter, lassen den Schafen nach, werfen kleine Steine in die Fluth, oder drücken einen in nördlichen Kirchen herbeigedrachten Baretath von schönem Weißbrod am Aser hin, damit eine Schaar fetter Enten sich communistisch die guten Bissen streitig mache. Momentan möchte man sich unter diesen Blumen, Bäumen, Kindern in ein paradiesisches Wahlleben hineinträumen, tauschte nicht das Ohr neben dem allen nach einem Etwas, das fehlt, nach den Stimmen der kleinen gefiederten Thierwelt, die uns helfen müssen den Frühling zu begrüßen, wenn wir ihn recht erkennen sollen. In den Zweigen bleibt es still; die kleinen Waldbewohner fliehen ahnungsvoll die Gipfel, wo we es sich auf ein Meer von Dächern herabschaut, und machen es uns leidhaft fühlbar, daß ein Frühlingsleben in einer großen Metropolis immer nur ein Produkt der Kunst ist.

Unsere Blumenausstellungen haben begonnen; auch die Künste haben ihre Hallen geöffnet, Panoramas aller Art locken den nach Neuem Dürstenden, und Wettrennen ruiniren manches Vermögen. Es ist also alles im besten Gange, was so zu den Leiden und Freuden einer großen Hauptstadt gehört. Prinz Albert, der beste aller Väter, sitzet daneben seine Kleinen spazieren und arbeitet für die Ausstellung von 1851, ein Projekt für welches er die Damen der hohen Aristokratie bereits auf das höchste begeistert hat. Da gibt es Meetings, Anreizen und Ueberredungen, damit jede ihr mögliches thue, das meiste gethan zu haben, und die Parasiten jeder Clique laufen umher, um Beiträge und Subscribenten für ihre Patrone zu verschaffen, eine Anstrengung, wetzuch sie sowohl ihre Wichtigkeit als ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen suchen. Die hohen Herrn verschlafen indessen ihre Zeit im Parlamente, wetten, ob Jenny oder Mehaniel gewinne, und besuchen in der Dämmerstunde, pour se désennuyer, ihre Maitressen. Die Gemahlin erscheint mit ihnen in der Gesellschaft, sie ist da für das Decorum; der Geliebten gehört der Mann im Schlafrock. Ein Familienleben gibt es in jenen Sphären nicht; die Familie muß ohne das Leben existiren. Die lieben Kleinen wachsen heran, wie sie eben können. Waisen von Geburt an, müssen sie sich einen Lebensweg zu bahnen suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Hannoverschen, Mai.

(Fortsetzung.)

Das Landvolk.

Es ist merkwürdig, eigentlicher Schönheits- oder Kunstsinn geht dem Sachsen ab; es fällt ihm nicht ein, gleich dem Kelpler, Lieder zu dichten; er bringt es höchstens zu einigen derben Reimen, zu denen ihn ein übermüthiger Verdruß begeistert. Schöne Gegenden mißt er nach dem Kornertrage, und die Blumenpflege in den sogenannten Krautgärten überläßt er den Frauen, die neben den Blumen das Kraut reichlich genug wachsen lassen. Aber die Schönheit der Pferde weiß er zu beurtheilen, und sieht sie mit Behagen an. Wenn er das edle Thier aus dem Stalle zur Schau hervortreten läßt, so schweigt er eine Zeitlang, um dem Eindrucke gehörige Zeit zu lassen. Dann erst geht der Unterricht über das Thier an, über sein Herkommen, sein Alter, seine Eigenschaften. Er wird aber nicht ermangeln hinzuzusetzen, wie viel es werth ist, oder wie viel man ihm dafür geboten hat. So verläuft sich auch dieses Schönheitswasser in dem allgemeinen Strome der nüchternen Wirklichkeit. — Mit seinem Pferde theilt er die arbeitsame, ausdauernde Geduld, die seine gewisse Stätigkeit in sein ganzes Leben bringt. Es gibt hier große Abweichungen, und wir wollen später darauf zurückkommen. Da wo das sächsische Wesen am meisten zu Hause ist, liegt es sich fast überall zu Tage. Der Bau der Wohnungen und Gehöfte ist schon mehrfach beschrieben. Er stammt aus alter Zeit und scheint sich noch lange gleich bleiben zu sollen. Er ist wohl für die Unterbringung von Vieh und Korn als für die Wohnung der Menschen berechnet. Für diese sind nur nothdürftige Gemächer vorhanden, nie mehr als zwei Stuben, eine für die ganze Familie sammt dem Gesinde, eine fürs Beste, wo der Hausherr Fremde anstnimmt, oder Sonntags ein stilles Stündchen bei einer Pfeife Tabak verlebt. Alle Zimmer liegen an der Erde, um den offenen Herd her, der, ohne Schornstein, das Haus und nicht selten auch die Zimmer zum Rauchsang macht. Das ist unbequem, der Landmann fühlts wohl, aber seine Väter haben es ja auch so gemacht. Um das Haus her liegen vereinzelt Speicher und Stallungen, und wenns seyn kann, die Ländereien. Einen schönen Anblick gewähret das alles keineswegs, weder inwendig noch auswendig, und was der reiche Bauer zur Schau stellt, das muß man nicht in seinen Kleidern, oder in der Nettigkeit seines Haushalts, sondern auf dem Felde und im Viehstalle suchen. Der Bauer muß sicher einer von denen seyn, die man „Herr" nennt, wenn seine Einrichtung an das Städtische streifen soll. — Im Durchschnitt ist der Bauer wohlhabend. Er äußerte selbst beim Ausbruche der Revolution, er wisse nicht was man eigentlich wolle; er habe bei guten Jahren mäßige Abgaben gehabt, und wünsche nichts mehr als Frieden, und nichts weniger als die Geschenke der Advokaten. Freilich sah er es auch ganz gern, daß die Beseitigung des Adels aufstörten. Wo der Bauer nicht planmäßig von Wühlern bearbeitet wurde, oder wo nicht die neue Aufklärung schon zu tief eingedrungen war, da hatte er Mißtrauen gegen die Märzstürme, weil er zuerst an neue Auflagen, Einquartierungen und Kriegsfuhren dachte. Er fühlte sich unter dem alten Regimente ganz wohl, obgleich er meinte, daß dieß und das wohl besser seyn könnte. Ueberdieß bekam er an manchen Orten eine unangenehme Lektion, die ihn die neue Zeit verleidete. Die sogenannten kleinen Leute ohne Grundbesitz, Häusler oder Häuslinge genannt, sind genöthigt ihr Acker- und Gartenland von den eigentlichen Bauern zu pachten. Da war ihnen jetzt der Pachtpreis zu hoch; sie wären mit dieser neuen Zeit auch gern zu einigem Grundbesitz gekommen. Gewaltsame wollten sie doch jetzt nicht bloß einen mäßigen, sondern einen sehr niedrigen Pachtpreis erzwingen. Das gab denn an einigen Orten eine kleine Nachfeier der Revolution, freilich ohne Feuerwerk, aber doch nicht ohne Gewaltthätigkeiten. Der Bauer fing nun an Begriffe von Communismus zu bekommen und seine ehrenhin fügige Natur unter die Fahne der Conservativen zu stellen. Ueber die großen Volksversammlungen, die beim Abfall des Landmanns freilich spießbürgerlich genug ausfielen, wäre er gern mit Knitteln hergefallen. Das bildete einen komischen Gegensatz gegen die pausbackigen Behauptungen der Bewegungsmänner, daß sie die Stimme des Volks vertraten. Es läßt sich nicht läugnen, daß auf diese Entwicklung die Unthelbarkeit der Höfe, wie sie meistens noch besteht, einen großen Einfluß gehabt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 141. Donnerstag den 13. Juni 1850.

Die Herren Globisten schreiben keine Zeile, die nicht politisch wäre, d. h. nicht auf den heutigen Tag einzuwirken trachtete. Sie sind eine gute, aber gefährliche Gesellschaft. — Vollkommene Reiner sind es, und wenn man sie als solche gelten läßt, ohne sich von ihnen rühren zu lassen, so gewähren sie viel Vergnügen und wichtige Belehrung.

Goethe.

Goethe und C. F. Reinhard.

Goethe an Reinhard.

1826.

Daß die Herren vom Globe mir wohlwollen, ist ganz billig, denn ich bin wirklich für sie eingenommen. Man wird eine Gesellschaft junger energischer Männer in einer bedeutenden Stellung gewahr; ihre Hauptzwecke glaube ich zu begreifen, ihr Benehmen ist klug und kühn. Freilich macht in Frankreich die nächste Vergangenheit aufmerken und erregt Gedanken, zu denen man sonst nirgends gelangen würde. Doch hat mich gefreut, einige meiner geheimen und geheim gehaltenen Ueberzeugungen ausgesprochen und genugsam commentirt zu sehen. — Eine Recension der Uebersetzung meiner dramatischen Arbeiten hat mir auch viel Vergnügen gemacht. Verhalt' ich mich doch selbst gegen meine Produktionen ganz anders als zur Zeit, da ich sie concipirte. Nun bleibt es höchst merkwürdig, wie sie sich zu einer fremden Nation verhalten, und zwar so spät, bei ganz veränderten Ansichten der Zeit. — Was auf mich besonders erfreulich wirkt, das ist der gesellige Ton, in dem alles geschrieben ist. Man sieht, diese Personen denken und sprechen immerfort in großer Gesellschaft, wenn man dem besten Deutschen immer die Einsamkeit abmerkt und jederzeit nur eine einzelne Stimme vernimmt.

Den Symbolikern konnte ich bisher nicht gut seyn; sie sind im Grunde Antiklassiker und haben in Kunst und Alterthum, insofern es mich interessirt, nichts Gutes gestiftet, ja dem, was ich nach meiner Weise fördere, durchaus geschadet. Wir wollen sehen, ob in der Folge an irgend eine Theilnahme und Annäherung zu denken ist. — Ueberhaupt muß ich mich jetzt sehr zusammen nehmen und mehr als jemals alles Polemische an mir vorübergehen lassen. Der Mensch hat wirklich viel zu thun, wenn er sein eigenes Positive bis an's Ende durchführen will. Glücklicherweise bleibt und zuletzt die Ueberzeugung, daß gar Vieles neben und bestehen kann und muß, was sich gerne wechselseitig verdrängen möchte: der Weltgeist ist toleranter als man denkt.

— — — Die fast tägliche Unterhaltung mit den Herrn vom Globe gibt mir viel zu denken. Ich sehe recht, daß ihre Zwecke weiter liegen, als mir in meinem Alter zu blicken erlaubt ist; aber ihre Betrachtungen rückwärts und vorwärts sind mir wichtig-belehrend; geben doch ihre Schrift- und Blattgenossen selbst ihnen das beste Zeugniß, bei Gelegenheit ihrer Aeußerungen in der Sache Montlosier's. Fürwahr, sie sind streng und kühn, gründlich und mitunter rhadamanthisch; sie sprechen absichtlich, deßhalb man sich ihnen nicht hingeben darf; sie zeigen durchaus einen großen Verstand, den man bewundert, wenn man auch nicht beistimmt. Uebrigens ist das Weltwesen so groß und erstaunlich, daß ich mir wie auf einem kleinen Boote durch die große Kriegsflotte mich durchwindend erscheine. Schwimmt doch alles neben mir, aber dem Auge nicht meßbar und dem Sinne nicht faßlich.

Indessen ich nun, wie ein wachender, nicht erwachter Epimenides, die vorübergezogenen Lebensträume durch den Flor einer bewegten Gegenwart beruhigt schaue, reist ꝛc.

Digitized by Google

Reinhard an Goethe.

1826.

Frankfurt, 11. November.

Die Tendenz des Globe haben Sie sehr richtig gefaßt, aber an dieser Tendenz werden die jungen Leute scheitern. Sie ist die nämliche, an der die richtigsten Ansichten und die reinsten Gesinnungen in der constituirenden Versammlung gescheitert sind, am starren Festhalten an dem, was seyn soll und nie seyn wird. Indessen bleibt ihnen Spielraum zu träumen bis zum vierzigsten Jahre; dann werden unsere Nachkommen ja sehen! Uebrigens stehen sie auf den Schultern ihrer Vorgänger, und dieß ist etwas.

— — — Die Bekanntschaft mit dem Globe verdank' ich Ihnen, und mir verdanken sie Gagern und Wessenberg in Constanz. Eigentlich der Zukunft angehörend, scheinen mir die Verfasser seit einiger Zeit zu fühlen, daß sie, um die Zukunft zu retten, für die Gegenwart kämpfen müssen, und dadurch werden sie gediegener und praktischer. In Rücksicht auf Philosophie, da nun die Koryphäen der neuen Schule sich entschieden zum Eklekticismus bekennen, und da nach ihrer Ansicht sogar keine andere stattfinden kann, wird es sich nun entscheiden, welche Sprache mehr geeignet sey, die philosophische zu werden, ob die französische durch ihre Klarheit, da nichts französisch ist, was nicht klar, oder die deutsche durch ihre Fähigkeit, Worte zusammenzusetzen oder auch zu schaffen. Was von dieser Seite der französischen Sprache fehlt, kann sie sich vielleicht aus der griechischen aneignen, und nie wenigstens wird in Frankreich jedem Systemschmied erlaubt seyn, dem Publikum eine neue Sprache aufzudrängen als die allein gültige. Gerade weil der Eklekticismus jedes System als dem menschlichen Geist angehörend und theilweise richtig anerkennt, wird er sich eine für alle geltende Uebersetzungssprache schaffen müssen und dadurch zur Klarheit gelangen.

Was die Griechensache betrifft, so erinnere ich mich, daß Sie mir vor Jahren einmal schrieben, wie man mit Verwundern sehe, daß eine Opposition der Regierungen auch gegen die allgemeine Meinung sich behaupten könne. Diese, dünkt mich, hat jener nun doch einiges Terrain abgewonnen. Wie ich 1825 im September in Paris war, verlangte der Minister von mir ein Memoire über diese Angelegenheit. So eben hatte der Senat von Argos sich an England gewandt. Von diesem Punkt ausgehend, der von Seiten der Griechen die Unmöglichkeit aussprach, sich selbstständig zu behaupten, blieb ich bei dem Ersten und Einzigen, was nun geschehen konnte und mußte, stehen: d'arrêter l'effusion du sang. Dieß könne nur, da kein freiwilliger Entschluß des Divans denkbar wäre, durch Demonstrationen geschehen. Dazu müßten Rußland und England, unter Frankreichs Vermittlung, sich verständigen, Metternich würde nachfolgen. Die Vermittlung fand nicht statt, aber das Protokoll vom 4. April. Nun fehlen noch die Demonstrationen.

Pompeji und Pästum.

(Fortsetzung.)

Treten wir ein in die Häuser, die freilich ihrer Geräthe, auch der bessern Gemälde meist entkleidet sind, da beide die weiten Räume der Stadt in Neapel füllen, so zeigt sich der verschiedenste Geschmack und die verschiedensten Geldmittel der Besitzer. Hier schlingt sich an den Wänden ein einfacher Arabeskenkranz hin, flüchtig mit Chablonen gemalt, dort haben Künstlerhände, wie man sieht, nach berühmten Mustern, die Macht der Liebe in großen mythologischen Bildern dargestellt, und wahrhaft Raphaelsche Engelsköpfe blicken zwischen der leichtgerankten Umgebung durch. Hier ist der Marmor verschwendet, dort ist alles, auch die Säulen der Halle, mit Stuck überkleidet. Fast von jeglichem Gewerbe finden wir Werkstätten; in den niedrigen Ladentisch sind die Töpfe eingelassen, worin Flüssigkeiten aller Art verkauft wurden; dort ist das Brod, natürlich zu Kohle gebrannt, aufgeschichtet. Weiter treten wir in das Zimmer eines Chirurgen, und erstaunt findet der heutige Arzt eine Sammlung von 294 chirurgischen Instrumenten, 25 Etuis, Spatel, Pincetten u. s. w., darunter eine Trepanirmaschine. Dort muß ein Dichter und Gelehrter gewohnt haben, denn alle Embleme im Mosaik der Fußböden und an den Wänden deuten darauf hin: sinnend sitzt die Muse der Geschichte, den Stift an die Lippen gelegt, die Schreibtafel in der Linken, ihr gegenüber ein tragischer Dichter, von Personen mit Masken umgeben; man sieht, er übt sein Stück zur Aufführung ein. In der Nähe war ein Miethshaus mit großen Räumen, deren Zweck uns die dort gefundenen Pferdegerippe erklären.

Welch reiches Leben eröffnet sich uns da! Da ist nichts, was todt und kalt bliebe. Die Portiken beleben sich mit Spaziergängern, auf dem Markte hört man den Prätor richten, Opferzüge in weißen Kleidern ziehen zum Altar, auf dem noch die heilige Geste verbrannt gefunden wird; in den Bädern ist lustige Conversation, von den Stufen des Theaters lauschest du den Worten eines Sophokles oder Menander, und selbst um die Todtenstätte tönt der heitere Zuruf beim

Digitized by Google

Todtenmahle. Noch immer blickt das blaue Meer durch die Bäume und der hohe Monte S. Angelo mit ſeinen Kaſtanien- und Citronenwäldern ragt über den Straßen; noch immer droht uns im Rücken der Veſuv und der gebändigte Rieſe darunter hat noch nicht die Laſt tragen gelernt, die die olympiſchen Götter ihm aufgelegt.

Doch du träumſt; ſieh, die Decke der Häuſer iſt zerbrochen, der Himmel blickt ruhig in alle verſteckten Ecken des Hauſes; all die Freude, all der Schmerz und Jammer iſt ſeit faſt achtzehnhundert Jahren dahin, und jener flüchtige Augenblick, den jene Bewohner Pompejis lebten, iſt nur ein Tropfen im großen Meere der Völkergeſchichte. Und ſieh dich um! Auch wieder Menſchen, die ebenfalls dem Augenblicke leben, die ſchon die Hand ausſtrecken, um dem Foreſtiere den Beutel zu erleichtern; auch wieder ſteht die Wache da, aber ſtatt des Römers ein Neapolitaner; die Fremden ziehen durch, die einen die Mauern anſtaunend und nicht begreifend, mit leichtem Spaß dieſes und jenes beſtiteln, die andern ängſtlich alles aufnotirend und die wenigen Stunden des Aufenthalts durch den Eifer, alles zu ſehen, ſich verbitternd.

Das Geſammtbild dieſes einzigen Ortes zeigt uns weit mehr als Pompeji, weit mehr als die Stunden, welche ſeine letzten Bewohner gelebt: in demſelben iſt uns das Reſultat der Kultur einer großen Periode gegeben. Aber zu dieſem Bild, das uns jene Städte allein unter allen Trümmern des Alterthums gewähren, kommt noch etwas anderes, das uns die Entdeckung derſelben ſo wichtig und intereſſant macht. Wir treten in keine der berühmten Städte des Alterthums; wir hätten vielleicht kaum den Namen Pompeji gehört, wenn nicht jenes wunderbare Ereigniß ſeiner Verſchüttung von einem naturkundigen Manne beobachtet worden wäre, der damals zufällig Admiral im Golf von Neapel war und der eben dieſer Beobachtung zum Opfer fiel.

Der Städte wie Pompeji, wie Herculanum gab es gar viele allein am Golf von Neapel, und folgen wir auf- und abwärts dem Küſtenzuge Italiens und Siciliens, ſo reihen ſich viel bedeutendere Städte an einander, deren elende Ueberreſte uns eine weit großartigere Anlage als die Pompejis ahnden laſſen. Schon das Baumaterial, die Backſteine, die vielen Stuckarbeiten weiſen auf einen mehr in der Gegenwart lebenden, nur für ſie dauenden Sinn hin. Und wer wollte vollends Pompeji zuſammenſtellen mit Rom, wohin aus allen Theilen des Reichs die Habſucht und der Ehrgeiz der Herrſcher die herrlichſten Kunſtwerke ſchleppte; mit Rom, deſſen Coloſſeum an 50,000 Menſchen faßte, das ſich mit ſeinen Villen polypenartig über ganz Latium ausbreitete, von denen eine einzige, wie die Villa Hadriana, oft wieder eine Stadt in ſich ſchloß; mit Rom, von deſſen Gebäuden, trotz aller Barbarenſtürme, trotz der Verwüſtung der Zeit, ſo viele noch unerſchüttert ſtehen? Nein, Pompeji war eine kleine Mittelſtadt, für das augenblickliche Bedürfniß gebaut, freilich von Menſchen, die unter einem glücklichen Himmel längſt über die erſten Bedürfniſſe des Lebens hinaus waren, die in aller Art Bildung lebend dieſelbe zu genießen verſtanden.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem Hannoverſchen, Mai.

(Fortſetzung.)

Das Landvolk.

Der Bauer verſteht auch die Untheilbarkeit der Höfe mit billigen Beſchränkungen eben ſo ſehr, als ſie der dem Bauer verhaßte Demokrat angreift. Er hält die Theilbarkeit für eine Zerſtörung ſeines Wohlſtandes. Mag er darin recht oder unrecht haben, er fühlt ſich behaglich, und der geringe Mann, der trotz aller Theilbarkeit ſeyn und bleiben wird, kann durch dieſelbe ſchwerlich gewinnen. Das Loos dieſes letztern iſt an vielen Orten gegen das eines Fabrikarbeiters gehalten beneidenswerth. Zu einem guten Tagelohn bekommt er gute Koſt, und er ſpart ſich mit ſeiner Hände Arbeit nicht ſelten ein ſchönes Sümmchen, wovon er im Alter zehrt. Die Armuth auf dem Lande iſt nicht ſo groß, daß nicht die gewöhnlichen Mittel zur Abhülfe hinreichten; an vielen Orten hat die Armenkaſſe überflüſſige Kapitalien, die ſich fortwährend vergrößern, an manchen Orten ſind überhaupt gar keine Arme anzutreffen. Während das Landvolk wohl ſelten in der Stadt betteln wird, ſieht man dagegen die Bettler von der Stadt aus häufig genug mit Säcken, ja mit kleinen Wagen auf das Land ziehen, um die Mildthätigkeit in Anſpruch zu nehmen. — Von der Wohlthätigkeit würde man ſich aber eine falſche Vorſtellung machen, wenn man ſie bloß nach der Ergiebigkeit des Bodens

Digitized by Google

beurtheilte. Im allgemeinen gilt die Marsch, zumal die Elbmarsch, für reicher als die Geest. Vor allen berüchtigt ist die Lüneburger Heide, als müsse man hier nothwendig ein kümmerliches Leben führen. Es ist wahr, weite Strecken sehen einer Wüste ähnlich, mit Sand und Heide bedeckt, und die Dörfschaften sind dünner gesäet. Das Getreide zumal hat ein kümmerliches Ansehen und kriechet sein Leben, wie es scheint, nur aus dem Dünger. Hat man eine Strecke Land gebraucht, so muß man sie vier Jahre unbenutzt liegen lassen, falls es an Dungmitteln fehlt. Indessen findet der Heidbauer reichlichen Ersatz in seinen Höhrenanpflanzungen, die schnell heranwachsen und viel Geld einbringen. Gedeiht kein Weizen, so gedeiht dafür Buchweizen, der in guten Jahren mehr als jener abwirft und weniger Arbeit und Dünger erfordert. Seine Haideflecken aber sind eine gute Weide für die berühmten Heidschnucken (kleine Schafe). Daher ist Wohlhabenheit und selbst Reichthum in der Heide zu Hause. Hat der Bewohner nun eben deswegen keinen großen Trieb nach Neuerungen, so scheint die ganze Beschaffenheit der Natur denselben vollends zu ersticken. Wer hat die große, weite Heide betreten, ohne daß ihn ein Gefühl anwandelte, als wäre er außerhalb der Welt versetzt? Das liegt nicht zunächst in der öden Natur; denn es ist ganz falsch, wenn man sich nur die einförmige Heide vorstellt. Gibt es solche langweilige Strecke genug, so gibt es dafür auch andere, die man wahrhaft romantisch nennen könnte. Ein Bach oder ein kleiner Fluß, der einige frische Wiesen tränkt, umher Gehölze und Buschwerk, darin die Wohnung eines wohlhabenden Bauern, in stiller friedlicher Abgeschiedenheit: das kann für die erste Zeit selbst einen bezaubernden Eindruck machen, zumal wenn man vorher einige Sandstrecken durchpflügt hat. Aber die Abgeschiedenheit ist es, die sich überall fühlbar macht. Der Einfluß der Städte und damit auch die neuere Bildung macht sich da wenig merkbar. Deßhalb wird die väterliche Sitte noch treuer bewahrt, und die Einfalt hat noch nicht die vielen Künste gelernt.

(Fortsetzung folgt.)

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Weiblicher Erziehung.

Die Knaben gehen nach Eaton, oder in die Marine; die Mädchen bleiben daheim in einem abgeschlossenen Winkel des Hauses, wo sie Musik treiben, für die sie kein Talent haben; Sprachen erlernen, die sie nur von einem brummigen alten Lehrer sprechen hören, der sie ihnen von Haus aus zuwider macht, und wo sie den ganzen Tag unter einer Dressur stehen, die von seiner freien Selbstentwicklung weiß. Es gibt für sie ja nur ein Ziel: der erste Ball, und eine sofortige Eroberung. Gelingt das nicht, dann wehe! Muß die Mutter die Tochter ein, zwei, ja drei Jahre vergeblich auf Bälle führen, so erwächst aus diesem „vergeblich“ eine Hölle, der zu entrinnen nichts zu theuer ist, selbst nicht eine ganze Zukunft. So gibt sie sich denn häufig genug dem ersten reichen alten Peasser, der ihr in den Weg kommt, ohne Zögern hin. Nun wird aus der Tochter die Mutter, und wieder aus der Tochter die Mutter, ohne daß es doch Mütter gäbe. Diesenes müßte wahrlich einen Erdrehelt in seine Lampe stecken, um solche zu finden. Daneben wird gleichwohl über die Erziehung ein Unendliches geschwatzt und geschrieben. Man will Universitäten für Mädchen errichten, und man hat deren auch bereits errichtet; aber das wozu, weßhalb, warum? zerstört jede, auch die löblichste Absicht. So lange die Grundidee mangelt, daß auch die Frau ein Individuum in der menschlichen Gesellschaft ausmache und als ein verantwortliches Wesen zu betrachten sey, wird man keinem Mädchen die Charakterbildung geben, die es zu einem selbstständigen Geschöpfe erhebt; und Talente auszubilden, daran ist uns nichts gelegen, diese waren und sind immer eine Seltenheit, ein Juwel für die Eitelkeit, ein Mittel sich zu einem fürstlichen Handelsartikel herabzusetzen. Die hohe Aristokratie denkt indessen über diesen Punkt durchaus nicht noch, so wie sie überhaupt nicht gerne denkt. Und mit Recht, denken ist eine Arbeit, und wer durch seine Geburt über jede Arbeit erhaben ist, wird sich auch zu dieser nicht herablassen wollen. Die Mittelklasse dagegen verfolgt mit einer Art Fanatismus die Erziehung ihrer Töchter. Hier wird alles angewendet ihnen eine Ausbildung zu geben, die sie befähige sich in die Aristokratie hinein zu tanzen, zu spielen, oder zu singen. Trostlose Befriedigung! wie theuer erkauft! wie schwer bereut! Seltsam aber, daß die jungen Mädchen die Männer durch ein Talent bezaubern sollen, für das die letztern gar nicht ausgebildet sind, für das sie kein Verständniß haben und das ihnen im ehelichen Zusammenleben keine Art von Beschäftigung oder Ausdeute bieten kann. Jede verheirathete Frau hört daher auch folglich auf mit der Gymnastik ihrer Finger und ihrer Kehle, und läßt ihr Piano süße Tage der Ruhe genießen, bis die kleine weibliche Generation ein Alter erreicht, wo sie in die Fußstapfen der Mutter zu treten berufen wird, um dieselben Lehrjahre zu demselben Endzwecke durchzumachen. — Von allen Enden und Ecken Englands fliegen jetzt die Mütter in die Stadt, um die Wetterenen in Kreet zu kreuchen und in den Nebenstunden sich umzusehen nach einer deutschen Dame, die die Erziehung ihrer Tochter in der Musik vollende. »Nothing but music!« heißt es da; »I care for nothing else.« Nun ist Tage frey man in der Gesellschaft nicht mehr mit einem kleinen Talente zufrieden, ein junges Mädchen müsse schon gut spielen, um gehört zu werden. „Die Gesellschaft“ und „gehört werden,“ das sind die Punkte, um die es sich handelt; diese Worte werden von allen Müttern dieses Standes in demselben Sinne wieder und wieder gebraucht. Es ist nicht die Sache, um die es hier zu thun, man denkt dabei nicht an die Tochter, nur noch außen hin ist alles berechnet. Die Universitäten für Mädchen sind nicht aus dieser Klasse entsprungen. Man wollte Anfangs nur Erzieherinnen für dieselbe bilden, und indem man menschenfreundlich diesem Plane nachdachte, verfiel man darauf, die heranwachsende Mädchenwelt zugleich bei den Vorlesungen guter Lehrer gegenwärtig seyn zu lassen. So entstand denn zuerst Queens College in Harley Street. Seitdem sind nun mehrere Universitäten für Mädchen gebildet worden, und jetzt, dem Musssystem entsprechend, findet sich der Ausdruck »College for young Ladies« an den Thüren der größern Mädchenschulen in Riesenbuchstaben geschrieben. Der Name macht indeß noch nicht die Sache, und so steht es denn innen aus wie früher. Auf den wirklichen Universitäten sind Klassen für Sprachen und jeden Zweig des Wissens gebildet. Um den Vorträgen der Lehrer folgen zu können, bedarf es indessen der Vorarbeiten und des eigenen Fleißes, und jene, welche meinen ihre Tochter vortrefflich und billig erzogen zu haben, indem sie sie dort einem Cursus folgen lassen, werden ihren Irrthum bald genug einsehen. Dann gibt es noch verschiedene Musikklassen unter guten Lehrern, wo die Schüler auf vielen Instrumenten zusammen spielen, wodurch sie im Takt, wenn auch nicht in der Ausführung gewinnen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 8. Donnerstag den 13. Juni 1850.

[69] In Folge der letztwilligen Anordnung des im Jahr 1832 verstorbenen Staatsministers Dr. Johann Wolfgang v. Goethe bieten die v. Schiller'schen und v. Goethe'schen Erben die Correspondenz zwischen Schiller und Goethe, geführet in den Jahren 1794—1805, welche bis jetzt bei der großherzogl. sächsischen Landesregierung zu Weimar deponirt gewesen, öffentlich zum Verkaufe aus, und zwar:

1. Das Verlagsrecht an diesem Briefwechsel vorläufig auf 8 Jahre, mit der Bemerkung, daß derselbe jetzt zufolge Goethe's Anordnung ohne Auslassung, dem Originale getreu, herausgegeben werden soll, und daß das frühere Verlagsrecht an der ersten Ausgabe bereits erloschen ist.
2. Das Eigenthumsrecht an den Autographen der Originale, von denen 442 von Schiller, 105 von Goethe eigenhändig, 408 aber von Goethe dictirt und unterzeichnet, auch mit Nach- und Aufschrift öfters versehen sind.

Die Erben fordern nun Personen, welche wegen dieses Ankaufs in Unterhandlung zu treten wünschen, hierdurch auf, Angebote zu machen.

Als Termin für die Berücksichtigung dieser Angebote ist in Betreff

1. des Verlagsrechtes **der 1. Oktober 1850**, und
2. in Betreff der Autographen **der 1. Juli 1851**

gesetzt worden.

Beauftragt zur Entgegennahme und Vermittlung der Anerbietungen, sowie zur Ertheilung weiterer Auskünfte sind der königl. württembergische Oberförster Freiherr v. Schiller zu Neuenstadt an der großen Linde im Königreich Württemberg und Walther v. Goethe zu Wien.

Neuenstadt und Wien, im Juni 1850.

E. Friedrich Freiherr v. Schiller.
Walther Wolfgang v. Goethe.

---

[64] In der **Kollmann**'schen und **Rieger**'schen Buchhandlung in **Augsburg** — **Palm**'schen Hofbuchhandlung in **München** — in unterzeichneter und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Fremdwörterbuch für Jedermann oder Sammlung und Erklärung

von (6000) fremden Wörtern,

welche in der *Umgangssprache*, in *gerichtlichen Verhandlungen* und in *Zeitungen täglich vorkommen*, um solche richtig zu verstehen und richtig zu schreiben. Ein für Ungebildete nützliches Buch.

Vom Dr. und Rector Wiedemann.

Zwölfte!! Auflage. Preis nur 12½ Sgr. oder 45 kr.

NB. In diesem vom Professor Petri empfohlenen Buche findet man über jedes vorkommende Fremdwort die genügendste Erklärung; mehr als 2000 Exemplare werden bereits davon abgesetzt.

Zur Erhöhung der Feier bei Familienfesten:

☞ F. Schellhorn, **120** auserlesene

Geburtstags-, Hochzeits-, Neujahrs- und Abschiedsgedichte, Polterabendscherze, Stammbuchverse und Gesellschafts-Räthsel.

Sechste!! Auflage. Preis 15 Sgr. oder 54 kr.

NB. Ein schönes Gedicht ist bei Familienfesten von großem Werthe. Diese Sammlung bester Gelegenheitsgedichte wurde mit solchem Beifall aufgenommen, daß jetzt die sechste verbesserte Auflage davon erscheinen mußte.

☞ Auch bei **Reff** in **Stuttgart** — **Riegel** und **Wießner** in **Nürnberg** — **Montag** und **Weiß** in **Regensburg** — **Geibel** in **Pesth** — **Gerold** und **Sohn** in **Wien** und in allen Buchhandlungen zu haben.

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

---

[44] So eben ist erschienen und von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen:

Don Juan Tenorio.

Religiös-phantastisches Drama in zwei Abtheilungen von **Don José Zorrilla.**

Aus dem Spanischen übertragen durch **G. H. de Wilde.**

8. Geh. 1 Thlr.

[63] **Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.**

Bei **C. L. Fritzsche** in **Leipzig** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Belani, H. E. N., die **Magyaren.** Historisch-romantisches Gemälde aus der Zeit der neuesten Bewegungen in Ungarn.

2 Bände. broch. Preis 2 Rthlr. 20 Ngr.

Digitized by Google

[72] In der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Geist in der Natur.

Von

Hans Christian Oersted.

Deutsche Original-Ausgabe des Verfassers.

Preis geheftet 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Diese von dem berühmten Verfasser selbst besorgte Uebersetzung des dänischen Originals hat nicht allein diesen Vorzug, sondern zeichnet sich auch durch ihre äußere Ausstattung aus, in welcher sie sich den „Ansichten der Natur" von Alex. v. Humboldt anschließt.

[67] Im Verlage von Julius Groos in Heidelberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Hauptmannschaft

des

Götz von Berlichingen

im

grossen Bauernkriege vom Jahre 1525.

Nach

bisher ungedruckten Prozessacten.

Herausgegeben

von

Dr. Heinrich Zöpfl,

Grossherz. Baden'schem Hofrathe, ordentl. Professor der Rechte etc.

4. Geheftet. 25 Ngr. oder 1 fl. 30 kr.

[70] Im Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karl August

Großherzog von Sachsen-Weimar

von

Dr. Franz X. Wegele.

In Oktav. Geheftet. Preis 12 Ngr.

[71] Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Scenen

aus dem

Badeleben in Karlsbad

von **Hugo Jahn.**

8. Geheftet. 2 Thlr.

[68] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Altnordische Bilder

von

Zedlitz.

I. **Ingvelde Schönwang.** II. **Svend Felding.**

8. brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

Der Schöpfer des holdseligen, wohlgerundeten, dabei anmuthig von Scherz und Laune durchrankten Waldfräuleins dichtet in diesen altnordischen Bildern den Freunden seiner Dichtung eine neue werthvolle Spende. Zu „Ingvelde Schönwang" fand Zedlitz die Anregung in einer kurzen prosaischen Erzählung, die er kaum in ihrem Hauptinhalt beibehielt. Beim das Waldfräulein zu naiv und weiblich vorgekommen ware, dem hat der Dichter in „Ingvelde Schönwang" ein Gegenstück ursprünglicher Mannhaftigkeit und rauhester Kraftfülle entgegengestellt. Es ist ein Lied vom Hasse, und zwar vom allergründlichsten, vom feinem künstlich erhitzten, sondern von jenem Naturnothwendigen, ursprünglichen Menschenhasse ohne Reue, da das im Tiefsten gerechte und im Heiligsten und Eigensten verletzte Blut ohne Wahl und ohne Ceremonie wild auffacht und der Löwe im heidnischen Naturmenschen die ungekämmte, ungeschorene Mähne schüttelt zur Blutrache für die erlittene Schmach und Noth. Zeditz hat dieses sein Nibelungenlied übrigens in die schönsten Rahmen gefaßt, und das seltsam Erfundene meisterhaft in keuscher und schöner Formvollendung ausgeführt. Jedes Bild hat er auch mit Gedanken-Arabesken fein umschlungen, in denen wir unser modernes Fühlen und Denken mit dem alten Thun und Lassen vermitteln, und vielleicht mehr als genug der süßen Gewohnheit des Reflektirens und Illustrirens pflegen können.

Das früher in gleichem Format erschienene

Waldfräulein.

Ein Mährchen in 18 Abenteuern.

Zweite unveränderte Auflage.

Preis 3 fl. — oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

ist gleichfalls durch alle Buchhandlungen fortwährend zu beziehen.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1850.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[61] In unterzeichnetem Verlage sind erschienen:

Gedichte

von

Friedrich Halm.

8. geheftet. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 Ngr.

Der hochberühmte Verfasser der „Griseldis" erscheint hier in neuer Gestalt, als lyrischer Dichter, vor dem deutschen Publikum. Dieselben Vorzüge, welche seinen Schauspielen die bekannten seltenen Erfolge auf der Bühne und in der Literatur gesichert haben, zeichnen auch seine Lieder aus; tiefe Fülle der Empfindung, Reinheit des Gedankens, und achtdichterische Stimmung, zwischen milder Trauer und schalkhaftem Humor anmuthig getheilt; dabei ein eigenthümlicher Schmelz und Glanz vollendeter, in klassischer und romantischer Schule gebildeter Formen. Den mannigfaltigen Inhalt der Sammlung bilden: Bilder in Natur, Zeit und Welt, Stimmen des Herzens und der Liebe, erhabende Dichtungen und Gelegenheitsgedichte. Muster und Minen dürfen auf dieselbe ganz besonders aufmerksam gemacht werden; diese finden darin eine Reihe höchst wirksamer poetischer Erzählungen für den öffentlichen Vortrag, und jene einen unerschöpflichen Reichthum von dankbaren Aufgaben für den Tondichter, ähnlich dem so oft componirten: „Mein Herz, ich will dich fragen."

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1850.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bilder

aus dem

Soldatenleben im Kriege

von

F. W. Hackländer.

Mit dem Bildniß des Feldmarschalls Radetzky.

Dritte unveränderte Auflage.

8. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Die besondere Gabe des Verfassers für Genremalerei bewährt sich in diesen „Bildern aus dem Soldatenleben im Kriege" gleich glücklich und glanzend wie in ihren friedlichen Vorläufern. Die Wirklichkeit ist in den kleinsten Zügen belauscht, erfaßt, wiedergegeben, und ein unverwüstlicher Humor wirft die und da sein keckes Licht mitten in dustere Nacht- und Schlachtstücke. Hackländer hat für solche Aufgabe das rechte Auge und die rechte

Digitized by Google

Hand; aufredem kam ihm in den Bande der Lombarden und Piemontesen seine preußische Vorsicht unter weiland General Tschen und Feldwebel Dose ganz wohl zu statten. Soldat und Reisender und Schriftsteller zugleich, verstand er den glorreichen Siegesfluß des Doppeladlers mit seiner Feder zu begleiten, ohne ein streng militairisches, rein ästhetisches, oder scharf politisches Buch zu geben. Sein Buch ist, was es heißt, ein Bilderbuch, das zahlreiche Freunde und Leser finden wird.
Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[62] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat April 1850.

Größere Aufsätze.

Die nordatlantischen Schiffahrtsgesetze. — Scenen aus dem merikanischen Leben: Der Verräther. Von Tadeo Cheilfoul. — Sardinien im Jahr 1849. Erster Abschnitt. Zweiter Abschnitt. — Die Sklavenhandelspolitik Englands. Aus dem Tagebuch einer Reise von Teheran nach dem westlichen und nördlichen Persien: Post- und Karawanenwesen von Teheran nach Persien; Täbris. — Die Zustände zu Neapel. — Afrikanische Studien. — Die Kornpreise in England. — Weinhandelssitten in Italien. — Die Goldausfuhr aus Californien und deren Einwirkung auf den Goldwerth der Welt. — Ueber einige Alterthümer in der Nähe des Bibrax. — Die Insel Helgoland. — Stimmen der Slawen. 1. Böhmens verflossene Kämpfe. — Gibraltar. — Das schöne Kamel. Erzählung aus dem Kabylenleben. — Gregorianische vom Sachsenhaus. Einleitung; die Küsten und Inseln. — Etwas über die Geschichte von Gylfan. — Etwas über die Aequatorialtiefwärme im atlantischen Meere. — Ein Alterthümer in den Mittelrissen Australiens. — Alterthümer im G. Klew. — Erinnerungen eines Naturforschers: die Bay von Biscaya. 1. Biarritz, Guethary, St. Jean de Luz. — Weltvereinsmeister in Indien. — Skizzen aus der Provinz Constantine. — Die Polizeipolitik und Polizei. — Etwas über den Namen Zimmt (Cinnamomum). — Der Petroleumsrus. — Der Werth von Maxeuna. — Allgemeiner Beschreibung von Californien. — Militairzustand in Indien. — Bayonne.

Chronik der Reisen.

Mitt in die Botschaft 4. Unterst.

Kleinere Mittheilungen.

Nationaltrachtbot in England. — Entrechung einer Theorie der ehemaligen Könige durch Lyell. — Bildnerung der französischen Nationaldibliothek. — Der Tier Annibalator. — Die französische Niederlassung auf Neuseeland. — Zustand des französischen Guiana. — Lage der belgischen Colonie Santo Thomas. — Anwendung der Chinesen nach Amerika. — Eine Gewerksahe zu Ehren eines römischen Teibmen. — Versuch einer neuen Beleuchtung zu Paris. — Neuer Reisepian zur Aufsuchung des Schwabsterfer in Südafrika. — Orientalische Forschungen in Rom. — Etwas über Poulards Charlotte Corday. — Baldige Verdolgung der magnetischen Telegraphen zwischen England und Frankreich. — Etwas über die alten Bauten oder Schanzen Englands. — Die altafrikanische Gesichtsmaske. — Herabgeschwemmte goldhaltige Erde bei Sarawak. — Anordnung des Poststempels in England. — Die Burggrafen und die Markgrafen in Frankreich. — Actober Angriff des Canals von Nicaragua. — Die Bodenfläche in Algier. — Die Menschenopfer Afrika's. — Die Sittin-Geschichte. — Feuchte der Einrichtung des Pradhommes in Paris. — Geschenke im Orient. — Der Distrikt westlich vom Indus. — Zolter in Chiva. — Die Bevölkerung von Tiemsan. — Erleichterung der Bildschiffahrt. — Etwas Communicationen über den gallischen Krieg als apotrophy angegriffen. — Betrag der Taxes an Knowledge in England. — Unwissenheit in England. — Ueber Lepsius Annahme eines höheren Alluiveau's in Nubien während der historischen Zeiten. — Beleuchtung nach eine elektrische Sonne. — Die Seeschlange abermals. — Englische Wiederbesetzungen. — Folgen der Revolution im Seinedepartement.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

[55] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers

Polytechnisches Journal.

Einundbreißigster Jahrgang.

Zweites Aprilheft.

Inhalt: Mittheilungen aus meinem Leben als Maschinenbauer; von Hr. Ernst Alban in Plau. (Fortsetzung. 4. Ueber seine neuen Walzenwalken für Wollentuche. 5. Ueber seine neuen vereinfachten Dampfmahlmühlen.) — Ueber Baillie's Patent-Schneckenfeuern für Eisenbahnwagen, Tender rc.; von C. H. Schlarbaum. Mit Abbild. — Verfuch um die Röhren in die Platten der Dampfkessel einzunieten, von Legal in Rouen. Mit Abbild. — Verbefferungen in der Fabrikation von Röhren, Ziegeln, Treppenstufen, Gefimsen und andern Gegenständen aus Thon, von Gorton in London. Mit Abbild. — Verfahren zur Saponisikation, von Smith in New-York. Mit Abbild. — Verbefferte Wetterführung in Bergwerken, von Robert Goetzen. Mit Abbild. — Bidell's feldstthätiger Gasbrenner. Mit Abbild. — Ueber den Brennwerth einiger Brennstoffen in der Provinz Sachsen, von F. Bischof. — Ueber die Beschaffenheit und den technischen Werth der im Kaiserthum Oesterreich vorgekommenen Braun- und Steinkohlen; von Prof. Schrötter. — Ueber das beim Eisenbahnwesen verwendete Eisen. Bericht der zur Untersuchung dieses Gegenstandes von der englischen Regierung angeordneten Commission. — Bericht über die in Frankreich üblichen Methoden der Bleiweißfabrikation, hinsichtlich ihres Einflusses auf die Gesundheit der Arbeiter; von Pelouze, Roper und Gombe. — Ueber die Entfilberung der Erze, des Kupfersteins rc. durch Kochsalzzugung. — Ueber salpeterfreies Eisenoxyd, insbesondere für Färberein, aus über salpetersaurer Thonerde; von J. Drwan. — Mitcellen. Zu „Hr. Ernst Alban's Mittheilungen aus seinem Leben und Wirken als Maschinenbauer." — Preisaufschreibung für Locomotiven zum Dienst über das Semmeringgebirg. — Eine frühere Bemerkung Clement's über den sphäroidischen Zustand von Flüssigkeiten. — Ueber Jacquelains von Eisenbahnschwellen und Telegraphenstangen mit Kupfervitriol. — Die Verfuche über Anwendbarkeit des galvanischen Lichts zur Straßenbeleuchtung in St. Petersburg. — Ueber die Ableitung des Wortes Thrvolit. — Die thierische Kohle als Gegengift, nach Dr. Garrod und Howard Reed. — Auffindung des Arsenik in Leichnamen, welche seit Jahren begraben sind. — Verfahren, das schwefelsaure Eisenoxydul ohne Veränderung aufzubewahren; von Knyphil. — Unauslöschliche Tinte, von Lenoir in Poitiers — Vorschrift zu dinner Tinte.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, auf 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar ältere als Jhrer Jahrgang oder Band 1 bis 114 zu 480 fl. oder 280 Rthlr. anbieten. Einzelne Jahrgange sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

Digitized by Google

Vierteljahrs-Schrift 1850.

Zweites Heft zweite Abtheilung.

[66] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die zweite Abtheilung des zweiten Heftes

der

deutschen Vierteljahrs-Schrift

für 1850.

April — Junius.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Deutschland und die skandinavische Union. In besonderer Beziehung auf die schleswig-holsteinische Frage. — Provinzielle Erfahrungen über Civilehe und Trennung der Schule von der Kirche. — Das materielle Wohl und die Reformen in Behausung, Nahrung und Bekleidung der Bewohner Europa's, insbesondere Deutschlands. — Vergangenheit und Gegenwart der evangelischen Kirche in Oesterreich. — Das Erfurter Parlament.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1850. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Friedrich Hölderlin's Werke.

Herausgegeben

von

Christoph Theodor Schwab.

2 Bände. gr. 8. broch. Preis 5 fl. 15 kr. oder 3 Rthlr.

Der erste Band dieser neuen Ausgabe enthält die Gedichte und den Hyperion. Ersterer sind darin um ein ziemliches vermehrt, namentlich durch die bedeutende Erweiterung des dramatischen Fragments „der Tod des Empedokles" dessen vollständigere Auffindung schon Arnim, als ein ausgezeichnetes Glück für unsere Literatur so sehr wünschte. Dem Herausgeber, der dem unglücklichen Dichter in dessen letzten Lebensjahren persönlich nahestand, und sein Vertrauen genoß, wurden jene Vermehrungen durch freundliche Unterstützung von Seiten der Familie, so wie durch ein fortgesetztes mühevolles Studium der betreffenden Papiere möglich. Die Jugendgeschichte und einiges Prosaische, so wie Briefe, aus denen sich eine fortlaufende innere und äußere Lebensgeschichte Hölderlins ergibt, sind in dem mit einer biographischen Einleitung versehenen zweiten Band enthalten. Aus der Periode seines traurigen Gemüthszustandes sind nur einige Proben des biographischen Interesses wegen beigefügt worden, da der poetische Werth der Produkte aus dieser Zeit des Dichters im Allgemeinen gänzlich unbedeutend ist, was auch von der aus derselben Epoche herrührenden Uebersetzung einiger sophokleischen Stücke gilt, welche daher in diese Sammlung nicht aufgenommen ist.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Gedichte

von

Annette Freiin von Droste-Hülshof.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Alle Freunde echter Poesie werden diese gesammelten Gedichte einer deutschen Sängerin von schon anerkanntem Rufe, welche im Jahr 1848 gestorben ist, doch willkommen heißen. Mit einer Fülle von neuen, überraschenden und tiefen Gedanken und Gefühlen verbindet sie die glücklichste Naturempfindung und Naturanschauung, welche weit hinaus über allgemeine, verschwommene Naturschwelgerei und Sentimentalität, die innere Eigenthümlichkeit jedes Wesens in allen Sphären und Elementen mit scharfem Sinn zu erfassen, mit der kecksten, pragnantesten Sprache zu bezeichnen, durch treffende Bilder zu veranschaulichen weiß. Eine entschiedene Originalität, welche auch vor dem Höchsten und Tiefsten nicht zurückscheut, und das anscheinend Gewöhnliche, die alltägliche Wirklichkeit des Lebens in adeln weiß, tritt in der reichhaltigen und mannigfaltigen, Scherz und Ernst, Humor und Phantasie, Wehmuth und Feuer vereinigenden Sammlung überall unverkennbar hervor. Selbst manche Schroffheit, Härte und Dunkelheit der Gedanken, der Gefühle, der Sprache, erhöhen nur das scharfe Gepräge der Eigenthümlichkeit, vielleicht selbst den Reiz dieser Dichtungen, da sie mit großer Klarheit, inniger Zartheit und Weichheit und dem schönsten Fluß kraftvoller und blühender Sprache abwechseln. Ein großer, umfassender, edler Sinn, der sich schon in manchem kleinen Liede verkündet, prägt sich auch in umfangreicheren Kompositionen historischer Art glücklich aus, mit welchen die mächtig ringende Muse der Dichterin, den Kreis des Lyrischen durchbrechend, auch epischer Gestaltung, Fülle und Mannigfaltigkeit strebt.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 142. Freitag den 14. Juni 1850.

Istine vultus Alsatiae meae,
Hi sunt ocelli! Non decor in genis,
Non gemma collo, non in ore
Gratia purpurei coloris!
Jac. Balde.

Die Wunderfahn in Feindes Hand!
Der Thurm in Welscher Macht!
Max v. Schenkendorf.

Deutschland an Straßburg.

(Bei der Nachricht von der beschlossenen Errichtung eines Denkmals zum Gedächtniß der Einverleibung in Frankreich.)

1.

Du meiner allerschönsten Töchter eine,
So voll und straff an jeglichem Gelenke,
Umgürtet stolz mit schmuckem Wehrgehenke,
Stadt Straßburg, hochgebietend längs dem Rheine!

Du Kleinod stets in meines Herzens Schreine,
Einst mir geraubt durch schnöde welsche Ränke,
Du fragst, warum ich mich so tief doch kränke,
Warum ich klagen muß, warum ich weine?

Und doch muß ich so traurig mich geberden,
Seitdem du mir den süßen Trost entrissen,
Der mich allein nicht ließ zu Schanden werden:

Den Trost, daß treu und deutsch noch dein Gewissen,
Daß mir gehöre deines Herzens Klopfen,
Daß noch von meinem Blut in dir ein Tropfen!

2.

Ein Mal der Schmach, um dich und mich zu schänden,
Kein Ehrenmal, gedenkst du aufzubauen,
Drauf Frankreichs stolzes Conterfei zu schauen,
Dein Wappenschild umklammernd mit den Händen!

Erzittert nicht dein Dom in seinen Wänden?
Wird er nicht zornig seine altergrauen
Thurmquadern, die sich in die Lüfte stauen,
Vernichtungsschwer auf dich herniedersenden?

Sein Riesenleib, von deutscher Zucht und Sitte,
Beginnt im Zorn sich wundersam zu recken
Und wiegt den Knauf und neigt sich in der Mitte:

Als woll' in wildem Grimm er von der ersten
Bis zu der letzen Mauerschicht zerbersten
Und mit den Trümmern deine Schmach bedecken.

3.

Das Fremdjoch knirschend tragen die Sarmaten,
Die Fäuste ballend drohn sie ihren Bütteln,
Bekämpfen stetig sie mit allen Mitteln,
Und Waff' und Wehr wird ihnen Hack' und Spaten.

Doch du thust nicht, wie sie und andre thaten,
Dich sieht man nicht an deinen Fesseln rütteln,
Nein, des Erobrers Hand voll Inbrunst schütteln,
Und was er thut, das nennst du wohlgerathen.

Du, abgelöst von deiner Mutter Rumpfe,
Verherrlichst nun des fremden Volks Triumphe,
Und hilfst ihm winden seine Siegsguirlanden.

Du hilfst ihm bau'n an seinen Ehrenpforten,
Du schmiegst dich freundlich lächelnd seinen Banden,
Du sprichst mit *seinen*, nicht mit *deinen* Worten.

Digitized by Google

4.

Die Ketten, die mit Frankreich dich verſchlungen,
Du nennſt ſie ſanft und zart gleich ſeidnen Schnüren,
Und Palaſtpforten deine Kerkerthüren,
Und leiſen Wunſch, was man dir aufgezwungen.

Zwar wild wie Frankreich hab' ich nicht gerungen,
Der Freiheit Glut zur Feuersbrunſt zu ſchüren
Und die geheimſten Tiefen aufzurühren
Im Kampf der alten Mächte mit den jungen.

Doch in der Zeit zerwühlte Furchen ſenkt' ich
Die Saat der Freiheit, der vernünftig wahren,
Und ſelbſt mit Blut den jungen Saamen tränkt' ich.

Und wenn dann einſt am Tage Allerſeelen
Sich meiner Kinder Reih'n zuſammenſchaaren
Auf meinen Ruf — wirſt du allein mir fehlen?

5.

Sprich ſelbſt, ob du nicht mit gekrümmtem Rücken
Stets aufgehorcht, wenn dir Paris geboten?
Sind doch des Reichs Provinzen nur Heloten,
Die vor der Seinestadt ſich ſklaviſch bücken.

Und was ſie bietet, nimmſt du mit Entzücken,
Und ſchwörſt den Weißen jetzt und dann den Rothen,
Dann einem trotzig eiſernen Deſpoten,
Dem du dein Blut leihſt, andre zu erdrücken.

Und deine Söhne ſieht man dich in Menge
Zu Frankreichs Ruhm nach der Metidſchah ſenden,
Daß ſie der Wüſte Brand zu Tode ſenge.

Du, Vorſtadt nur der rieſ'gen Metropole!
Geſtreichelt glaubſt du dich von weichen Händen,
Wenn auf dir ruht der Herrin ſchwere Sohle.

6.

Du warſt ſo deutſch im Mark und im Geblüte,
Als du voll heißer Inbrunſt noch gehangen
An Tauler's Mund, wenn auf des Prieſters Wangen
Ein Widerſchein des innern Lichts erglühte;

Als über ihrer Zeiten Sündenblöthe
Brandt, Geiler, Murner ihre Geißel ſchwangen
Und Fiſchart's üpp'ger Geiſt mit ſeltnem Prangen
Rings um ſich wunderſame Funken ſprühte!

Hand drauf! So lang noch einer deiner Söhne
An meinen Strahlen ſeinen Geiſt entzündet
Und ſeinen Schein entlehnt von meinem Scheine;

So lang noch einer die geliebten Töne
Der Mutterſprache zum Gedichte ründet —
So lang und länger noch biſt du die Meine!

Hermann Margraff.

Pompeji und Päſtum.

(Fortſetzung.)

Aber gerade dieß hat für den aufmerkſamen Beobachter doppelten Reiz: er ſieht hier den durchſchnittlichen Grad der Kultur, wie er damals über einen Theil der Erde, an allen Küſten des Mittelmeeres ausgebreitet war. Er findet nicht viel ganz ausgezeichnete Werke der Sculptur oder Malerei, aber er findet ein Leben, das bis in's Kleinſte von Kunſtſinn durchdrungen war. Werfen wir nur einen Blick auf die reichen Sammlungen von Bronze- und Thonſachen aus Pompeji, die jetzt in Neapel ſich befinden. Da iſt kein Candelaber, kein Ruhelager, kein Gefäß, ja kein Löffel, keine Zange, an denen nicht irgend ein finniges Ornament ſich befände. Alles iſt belebt und einem höhern Geſetz als dem des Bedürfniſſes huldigend. Hier läuft eine Taube den Schaft des Candelabers hinauf, der ſelbſt aus einer von einer Venus getragenen Schale ſich erhebt; dort ſchaut ein Löwenkopf heraus, hier umſchlingt den einfachen Becher Weinlaub mit den bachiſchen Cymbeln; die Füße der Stühle, der Lager werden zu Thierfüßen, oder Atlanten tragen die Laſt. Ein Knabe in phrygiſcher Tracht hält uns freundlich ſeinen Blumenſtengel hin, und die Blüthe iſt die Oeffnung der Lampe. Selbſt das Gewicht der Schnellwage zeigt uns den ernſten, ſtrengen Kopf der jungfräulichen Athene. Welch reiche Muſter breiten ſich auf den zahlloſen Fußböden aus! Mit zwei, drei Arten von Steinen ſind die ſchönſten Figuren gelegt, und wie ſtimmen Fußboden und Wandgemälde zu einander! Da ſind nicht etwa die Malerien im ſelben Hauſe gleichförmig; jede Abtheilung hat ihre Farbe und ihre beſtimmte Anordnung. Zum plätſchernden Springbrunnen gehört meiſt das tiefe Blau mit leichten Weinranken; die Eingangszimmer ſind tapetenartig auf weißem Grund gemalt, von welchem dann auf dunkelbraunem Felde die wirklichen Kunſtgemälde hervortreten. Aber gerade dieß Alles erfüllt den Beſchauer mit innerem Behagen; es ſind keine Prachtzimmer, neben denen das Elend wohnt, mit mäßigem Aufwand iſt Alles verſchönert, erheitert. Und dieß iſt es vorzüglich, was der Entdeckung jener Städte den hohen praktiſchen Werth noch für unſere Zeit gibt. Unendlich viel von jenen Muſtern iſt bereits in unſer

Digitized by Google

Leben übergegangen; jene Wandmalereien finden wir wieder in größeren geſelligen Lokalen, nicht bloß in den Königshäuſern von Charlottenburg oder Aſchaffenburg; jene Formen von Stühlen, Lagern, Candelabern begegnen uns jetzt tauſendfältig, ohne daß wir daran denken, daß ſie ſeit kaum hundert Jahren der Erde entſtiegen ſind.

In dieſen zwei Hauptpunkten drängt ſich der Eindruck jener wunderbaren Stätte immer zuſammen: es iſt kein düſteres Bild der Zerſtörung, menſchlicher Vergänglichkeit, das hier aus Aſche und Lava emporſteigt, ſondern das einer heitern, vielfach beſchränkten, wohl in mancherlei Abſonderlichkeiten des Rococo ſich verirrenden, aber ganz von Kunſtſinn durchdrungenen Zeit. Um dieſe Ruinen ſchweben keine Sagen von gewaltigen Kämpfen und großen Perſönlichkeiten, die friſche Luft der Gegenwart weht uns daraus an.

Gehen wir in die Mitte der Trümmer, in ein eben erſt aufgegrabenes Haus,* das man ganz unverändert gelaſſen, nur die bedeutenderen Gemälde durch Glasſcheiben gegen die Einwirkungen der Luft geſchützt hat. Wir biegen von der großen, eine Miglie langen Straße della Fortuna ab, die faſt die ganze Breite der Stadt durchſchneidet, vom Thore nach Nocera ausgehend, in eine der rechtwinklig ſie ſchneidenden Nebenſtraßen. Noch iſt der Boden einige Fuß mit Aſche bedeckt, die hintern Theile der Räume, die wohl nur Vorrathshäuſer waren, ſind noch mit Aſche gefüllt und der Oelbaum und Weinſtock wachſen luſtig oben weiter auf dem leichten Erdreich. Linker Hand öffnet ſich ein Eingang, von zwei Pfeilern eingerahmt, in das neu entdeckte Haus. Durch einen engeren Vorraum blickt man in den erſten Hof mit einem viereckigen Waſſerbaſſin in der Mitte. Die Mauern treten näher zuſammen und auf einem Abſatze erſcheint ein zweiter kleinerer Hof, deſſen Proſpekt eine von gelben und blauen Steinen gebildete Grotte ſchließt. In ihr ſteht ein bärtiger Silen, dem es ſchwer wird den Schlauch zu halten, aus dem einſt das Waſſer ſich ergoß; mit hochwichtiger Miene blickt er vor ſich hin, ſich gleichſam als Herrſcher einer ganzen Welt lebendiger Weſen fühlend, die um das Becken geſchaart ſind. Da ſchützt ſich ein Satyr vor der blendenden Sonne durch die vorgehaltene Linke und ein Pan ſtemmt ſich vor Schmerz auf die Erde, während ein anderer jener trotzigen Geſellen ihm den Splitter aus dem Fuße zieht. Begeiſtertere Mänaden, ſich anſchmiegende Panther, weinbekränzte Bacchanten ſtellen ſich ein.

(Fortſetzung folgt.)

* Die erſte Beſchreibung davon gab Panofka nach zweimaligem Beſuche im Bullettino dell' instituto di corrispond. arch. 1847. p. 127—137. 184—185.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Schluß.)

Weibliche Erziehung.

Von einem Franzoſen, einem Mr. La Roche, ſind Vorleſungen über die Geſchichte eröffnet, die ſehr en vogue ſind. Er bleibt indeſſen bei Frankreich ſtehen, um alles, was darum her vorgegangen, kümmert er ſich nicht. So viel die deutſche Sprache auch gelehrt wird, ſo wenig iſt man noch mit Deutſchland bekannt, und trotz der vielen Beſchäftigung ſuchenden Deutſchen, die jetzt hier leben, iſt doch noch keiner darauf verfallen einen Curs unſerer Geſchichte oder Literatur zum Beſten zu geben. Dunkelheit herrſcht demnach noch über Albion und ein „es werde Licht“ wird devoutly to be wished for.« — Ein anderer Umſtand, der der Ausbildung der Mädchen hemmend in den Weg tritt, iſt die irrige Meinung, daß man ein Werk, das ſchlecht begonnen, gut beendigen könne. Man wendet nämlich nur in den letzten paar Jahren etwas an die Erziehung der Mädchen, »to finish them,« wie es heißt. Bis zu ihrem fünften Jahre bleiben ſie in ihrer Nurſery, mit einer alten Wärterin, die die Pflege des Körpers verſteht. Dieſe ſteht darnach, daß die Kleinen jeden Morgen und Abend ihr kaltes Bad bekommen, daß die Haare ſchön gebürſtet und ſorgfältig geflockt werden, daß der Anzug ſauber und rein ſey. Die Diät iſt dabei ſehr einfach; ſie beſteht in der Arrikotatie aus Milch und Brod für das Frühſtück, das den Kindern um acht Uhr gereicht wird; um ein Uhr erhalten ſie ihr Mittageſſen, Fleiſch und Gemüſe und Mehlſpeiſe, um fünf Uhr wieder Milch und Brod; ſind ſie weniger vornehm, ſo gibt es ſtatt deſſen Thee. Zwiſchen den Mahlzeiten wird ihnen nichts gereicht; gewöhnlich fallen aber zwei Stunden Spaziergang in dieſe Pauſen. Dieſe einfache, geregelte Lebensweiſe, die viele Bewegung in friſcher Luft ſchaffen hier die ſchönen Kinder. Vom fünften Jahre an werden ſie aus der Kinderſtube in eine Lehrſtube verſetzt und erhalten eine Untergouvernante zur Aufſicht, die ihnen bis zu ihrem dreizehnten, vierzehnten Jahre das wenige lehrt, das ſie ſelbſt weiß. Nun kommt der nöthigen der eine Lehrerin erfordert, die 100 £. erhält, wozu denn noch,

Digitized by Google

noch dem Vermögen des Eltern, Lehrer angestellt werden, die nun das Meisterstück von Erziehung mit Dampf herstellen sollen. Die Vernunft hat, wie zu erwarten, die ganze Weile brach gelegen. Die Logik ist die der Kinder und Ammen geblieben. Das Ziel aller Hoffnungen und Wünsche ist das Ende dieses Zellenlebens, der Eintritt in die Welt, der erste Ball. Von der Religion ist nichts begriffen worden, was göttlich oder menschlich zu nennen wäre; nur das Weltliche davon, die Formen sind eingeprägt, die Verehrung für den Sonntag, das verständige Benehmen beim Gebet, der Gang zur Kirche im festlichen Gewande. Glauben ist Pflicht, Lernstoff ein Uebel, ein Andersdenkender ein Greuel. So ausgerüstet tritt die neue Weltbürgerin in das Leben ein, und wehe ihr, wenn sie eine begabte Natur ist, die nach anderem lechzt, als nach den bunten Flittern, die ihr hier geboten werden! Sie wird sich grausam betrogen finden. Sie ist aus der Schulstube entlassen, sie tritt in den Kreis der Eltern ein. Zum erstenmal speist sie mit denselben zu später Abendstunde und verfügt sich am Morgen, wenn die große Glocke erschallt, in den Speisesaal zum gemeinsamen Frühstück. Und was findet sie? Der Vater, der ihr fremd ist, wünscht ihr einen guten Morgen und liest seine Zeitungen; die Mutter sinnt über tausend Dinge nach, die in den Kreislauf ihres Tages gehören, und für die sie weder Theilnahme noch Roth von einem unwissenden Weltkinde erwartet und fordert. So trennt man sich, um sich auf eben die Weise wieder zusammen zu finden, und die Tochter mag in den einsamen Stunden noch von den Dingen träumen, von denen sie ihr Lebenlang getrümmt hat, die ihr jetzt so ferne wie immer liegen, der Hoffnung aber noch erreichbar scheinen. Ein Tummel von Zerstreuungen wird ihr jetzt geboten, die Nacht wird zum Tage, der Tag zur Nacht; bald ist sie so abgespannt, daß sie auch zu träumen aufhört. Die Zeit fliegt an ihr vorüber, sie merkt es nicht, und merkt sie es, so fremd es sie, es wird so entsetzlich schnell kommen. Trotz Glanz und Pracht und aller Teilnehmen ist sie ja doch einsam. Gestehen hat sie nicht, die Eltern sehen ihr fern und auf Bällen tauscht man nicht Gedanken aus. Wie froh ist sie daher, da sich eine Hand bietet, die ihr den Begleiter verspricht, ihr aber nur den Gatten bietet, der ihrer weiter nicht bedarf. Alone again! Was bleibt ihr anderes übrig, als jetzt zu ihnn, was ihre Mutter auch gethan, das Leben einer Hetzjagd gleich zu machen, der Scele Augen nur nach außen blicken zu lassen, weil in sich schauen jetzt Verzweiflung wäre? Aus solchen Mädchen werden solche Frauen; was Wunder also, daß die Mütter fehlen?

Aus dem Hannoverschen, Mai.

(Fortsetzung.)

Das Landvolk.

Es liegt wohl zum Theil mit an der Untheilbarkeit der Güter, daß in einem großen Theile des Landes nicht der jedesmalige Besitzer dem Hofe, sondern immer der Hof dem Besitzer den Namen gibt. Der Hof hat seinen stehenden Namen, und wenn ein Fremder hinein heirathet, so übernimmt er damit den Namen des Hofes als Familiennamen und wird mit demselben in die Amtsrollen eingetragen und im gewöhnlichen Leben genannt. Dieß bringt uns auf einen verwandten Gegenstand. Wo die alte Sitte noch am treuesten bewahrt ist, da herrscht auch noch durchweg das vertrauliche „Du“ und das Anreden beim Vornamen. Daneben gilt aber das Duzen der Kinder gegen die Eltern als eine übelbemerkte Neuerung. Daß unter solchen Umständen der Verkehr zwischen großen und kleinen Leuten (man verstehe das vom Besitze) auf dem Fuße der Vertraulichkeit stattfindet, erklärt sich von selbst. Auf eine Naivetät im Verkehr darf man aber daraus nicht schließen; sie wird ganz von der Derbheit verdrängt, die oft einen Anflug hausbackenen Witzes zeigt. Ueberhaupt flicht das nüchterne Wesen überall hervor. Der Landmann läßt sich nicht leicht in Schwindeleien ein, überlegt ruhig und langsam, will handgreifliche Beweise haben, und ist auch dann noch mißtrauisch. Was er aber gefaßt hat, das hält er auch gegen die einleuchtendsten Gründe fest, und will man ihn auf einem andern als dem naturgemäßen Wege davon abbringen, so wird man sehen, mit wem man es zu thun hat. Er verhärtet sich dann ganz in seinen Ansichten. Kann aber Jemand über alle Vorurtheile hinweg die Brücke zu seinem Herzen finden und ihn in seiner eigenen Denkweise behandeln, so gewinnt er Zutrauen und läßt sich allmählig auf andere Gebiete bringen. Man muß sich's aber nicht verdrießen lassen, daß er hundertmal auf seine alten Vorstellungen zurückkommt. Sein Mißtrauen rührt häufig daher, daß er nicht im Stande ist über seinen Standpunkt hinaus weitere Kreise zu überblicken; nun hat er immer die Furcht, es könnte doch etwas zwischen durchlaufen, was ihm den Hals bräche. Da derauf er handgreiflicher Beweise, oder Personen, denen er sein volles Vertrauen schenkt. Das wird wohl nicht bloß eine Eigenschaft des sächsischen Landmanns seyn; aber wohl ist es seine Eigenschaft, daß er nicht gleich lebhaft auf eine vortheilhaft scheinende Sache eingeht, sondern sie lange mit sich herumträgt, mit kühlem Blute bespricht und die Umstände abwartet. Wer sich aber durch günstige Aeußerungen verführen läßt, zu früh eine Sache ins Werk zu setzen, wird finden, daß er nicht nur auf zähen Widerstand stößt, sondern auch auf lange hin verspielt.

Aus dem Vorhergehenden geht schon hervor, daß das äußere Leben weder große Reize noch große Mannigfaltigkeit hat. An besondern Volksfesten und Volkslustbarkeiten ist eben kein Ueberfluß. Das Hauptvergnügen ist das Tanzen, bei dem es weder sinnig, noch kunstreich, noch anziehend, sondern ziemlich roh hergeht. Meistens entstehen sich nur die trübere Seite des Volkslebens; an Prügeleien und Saufereien pflegt es nicht zu fehlen, und durch müßes Geschrei offenbart sich die Zusammenkunft schon von ferne. Das geht freilich hauptsächlich von dem jungen Volke aus; aber durch ausgeschickte Geiger wird auch das ältere Volk hergenöthigt, aber hermuffelt, und muß sich den Unfug gefallen lassen. Somit gibt es eigentlich keine Fröhlichkeiten, als die, welche durch die Kirche veranlaßt werden: Kindtaufen, Hochzeiten und Beerdigungen. Der Skandal der Kindtaufen, wogegen somit die Gesetze wiederholt eifern mußten, hat sehr abgenommen, und selten arten sie noch in große Schmauserein aus. Bei Hochzeiten und Beerdigungen will man aber die alte Weise nicht fahren lassen. Dieß sind die einzigen Veranlassungen, wo der Bauer Gäste traktiren kann; hier läßt er es sich nicht nehmen, den freigebigen Wirth zu spielen. In den meisten Orten findet sich eine bestimmte Personen, welche das Geschäft des Bittens oder Einladens übernimmt. Mit bedändertem Stab und Hut zieht der Hochzeitbitter aus, und wandert von Dorf zu Dorf. In jedem Hause bringt er seine wohlgesetzten Verse an und erhält dafür ein Trinkgeld. Die Geladenen schicken an manchen Orten vorher ihre Geschenke in das Brauthaus, bestehend in Geschirren und andern Sachen. Eine Hauptrolle spielt die Butter, die in künstlicher Form allerlei Figuren darstellt und mit Flittern und Verzierungen ausstaffirt ist. An andern Orten geht bei der Hochzeit ein Teller herum, auf den die Geladenen ihre Geldgeschenke niederlegen. Hat ihnen die Hochzeit gefallen, und ist dabei nicht gespart, so fallen die Geschenke reichlich aus.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 143. Sonnabend den 15. Juni 1850.

Contra quos Dominus iratus, tradidit eos in manus Philisthiim.
Lib: Judicum.

Eine kleinstädtische Geschichte.

Kraut wie Unkraut läßt der Himmel mit gleicher Liebe gedeihen und die goldene Sonne küßt mit demselben Strahl gleichmüthig des Pfirsichs beflaumte Wange und des Giftschwamms gedunsenen Hut. Eben so hat unser Herrgott wie die großen auch die kleinen Städte wachsen lassen; aber wer etliche dieser kleinen Städte zu Fürstensitzen machte, war nicht Er, sondern der böse Feind. Mit Städten ist es wie mit Menschen: ihr müßt sie an den rechten Fleck stellen, wenn sie etwas vorstellen sollen, und am allerbesten gerathen doch immer diejenigen, welche sich selber stellen und zu etwas machen. So wuchs in Freiheit, Wind und Wetter das Fischerdorf an der Amstel zur mächtigen Weltstadt empor, so erstand an der Donau naturwüchsig die werthe Kaiserstadt, das Bollwerk des Reichs gegen die östlichen Barbaren, der Schlüssel zu Handen des Reichs zur Eröffnung des Ostens, um dort deutsche Sitte, deutsches Recht und deutsche Rührigkeit bis zu den Gestaden des schwarzen Meeres auszubreiten. Im Gegensatz zu solch urkräftigem Gemeinwesen denkt euch nun so eine Schöpfung eigenmächtiger Laune aus der lieben Lockenperrückenzeit, ein Potsdam, ein Karlsruhe, ein Ludwigsburg, oder vollends die verzweifelte Waldgrasenstadt Weißach.

Wo einst in des Waldes grüner Einsamkeit an passender Stelle das Jagdschlößchen gestanden, erhob sich unpassend genug die zusammengetrommelte und zusammengewürfelte Stadt, ein Wohnsitz für arme Junker, rohe Söldner, schreibseilge Beamte, schmierige Krämer. Kaum eine Stunde Wegs davon entfernt fließt der schiffbare Strom vorüber, und der Abstand ist gerade groß genug, um die Stadt aller Wohlthaten der Wasserstraße verlustig zu machen. Wie die Lage unglückselig, ist die Anlage von trostloser Regelmäßigkeit, ohne Rücksicht auf billige Vertheilung von Sonnenschein, Regen und Wind. In diesen nach der Schnur gezogenen Gassen wohnt auch nicht die leiseste Mahnung an eine ehrwürdige Vergangenheit. Das neue Geschlecht, aus allen Ecken und Enden der Welt zusammengeweht, hat nicht einmal eines Josephs Gebeine mitgebracht, um durch sie den Kirchhof einzuweihen, und so wenigstens durch eine heilige Erinnerung die haltlose Gegenwart mit der Vorzeit zu verknüpfen. Dieses Volk von Schranzen und Trödlern, Lakaien und Angestellten, oder Bedienten und Dienern wird es noch in hundert Jahren nicht zu einem ehrsam erbgesessenen Bürgerthum bringen; von erhebenden Gefühlen war ihm bisher auch gar nichts gemeinsam, als eine wunderliche Art von Andächtigkeit, womit es die Blicke zum Schloß emporrichtet. Zu Weißach paßt ein solches Schloß vollkommen. Von der Hauptstraße führt eine unerquickliche Doppelreihe langer Pappeln den sanftansteigenden Hügel hinan, auf dessen Höhe der plumpe Bau ruht, ein buntscheckiges Allerhand, anzuschauen unten wie ein Stall, in der Mitte wie eine Kirche von der allernüchternsten Bauart, oben wie eine schnöde Kaserne. Hier hielt seiner Zeit der reichsfreie, unmittelbare Waldgraf Hof, prangend in seinem Stücklein vom zerfetzten Kaisermantel, prunkend mit seinem Beutetheil von des deutschen Reiches zertrümmerter Majestät. Weil heutzutage besagtes Prangen und Prunken mit Riesenschritten dem Ende naht, so möge zur Erinnerung an seine Blüthentage die nachfolgende Begebenheit hier erzählt

Digitized by Google

werden. Sie wäre eigentlich nicht gar ſo alt, läge nicht zwiſchen heut und damals die ungeheure Kluft der gewaltſamſten Veränderungen.

Im Monat November war's und zufällig hübſches Wetter, ſo daß der Altweiberſommer ſeine ganze Pracht entfalten konnte. Durch die Luft flogen in hellem Silberglanz die Marienfäden. Die Laubreſte der Kaſtanienbäume auf dem Rathhausplatz nahmen ſich mit ihren braunen, gelben und rothen Blättern maleriſch genug aus. Die Mittagsſtunde hatte geſchlagen und ein Lichtblick des Weißacher Lebens kam zum Vorſchein, nämlich die Wache zog auf, freilich nur zwanzig Gewehre ſtark, aber mit einem gewaltigen Zug von Spielleuten. Die eigentliche Heeresmacht des Waldgrafen beſtand aus der Spielbande, ſowohl der Zahl als der Wichtigkeit nach. Ihr Dienſt war der beſchwerlichſten einer, vom früheſten Morgen an, wo ſchallende Fanfaren vom Schloßthurm aus den Sonnenaufgang begrüßten, bis zum ſpäten Abend, an welchem ein großer Theil der Spielleute das tönende Meſſingblech mit dem Fiedelbogen vertauſchte, um im Schauſpiel, im Conzert oder zum Tanz aufzuſpielen. Demſelben „philharmoniſchen Verein“ in blauen Röcken mit rothen Kragen und Aufſchlägen und mit gelben Treſſen gehörten auch die Zeichenbläſer an, welche mit der Hofjagd zu Holz ritten. Jetzt durchzog der geſammte Verein mit klingendem Spiel die Hauptſtraße, geführt vom ſtattlichen Großtrommler, welchen der Waldgraf ſeiner Länge und ſeiner Verdienſte wegen mit dem Titel eines „geheimen Hofrieſen“ begnadet hatte.

In dieſem Augenblick machte die Stadt gar keinen unangenehmen Eindruck, und der eben anlangende Fremde nahm es daher nicht allzu übel auf, als im Hereinfahren ſein Diener ihm eröffnete, der Wagen bedürfe einer Ausbeſſerung, die einen Aufenthalt von mehreren Tagen verurſachen werde. Dieſer Fremdling war ein alter Herr, behäbig und wohlgenährt, mit einem Geſicht, worauf geſchrieben ſtand: „Ich bin beruhigt in mir ſelbſt.“ Der Wagen hielt vor dem Gaſthof zum Landprinzen, dem vornehmſten der Stadt, am Rathhausplatz gelegen. Den Reiſenden nahm ein Schwarm von gebügelten und geſchniegelten Kellnern in Empfang, die ihn auf ſein Zimmer brachten, ihn fragten, ob er an der Tafel zu ſpeiſen gedenke, und ihm mit liebenswürdiger Zudringlichkeit das unvermeidliche Fremdenbuch vorlegten. Er zeichnete ſich ein als Barant von dem Kroof, ohne „Charakter,“ aus Amſterdam; mündlich fügte er hinzu: „Ich komme aus Italien und bin auf dem Heimweg begriffen, im Uebrigen bitte ich mich mit Fragen zu verſchonen.“ — „Schon,“ verſetzte ſahbuckelnd der Zimmerkellner, „doch wegen der Tafel? Um ein Uhr wird geſpeiſt.“ — „Belegen Sie ein Gedeck für mich,“ ſagte Barant, „ob ich nun komme oder nicht; Sie bringen es eben in Rechnung, und damit Baſta.“ — Im Fortgehen ſprach der Kellner zu ſich ſelber: „Der Menſch hat keinen Charakter, iſt nicht einmal Hofrath, und thut ſo papig wie ein geheimer Regiſtrator, vermuthlich bloß darum, weil er im eigenen Wagen mit Extrapoſt reiſt. Das kann jeder Narr, wenn er nur das Geld dazu hat.“

An der Gaſttafel im Landprinzen war das Eſſen gut, aber leider auch das Beſte. Die Geſellſchaft beſtand größtentheils aus langweiligen Schreibern und noch langweiligern Offizieren, die von Kriegsleuten nichts an ſich hatten als Anzug und Schnurrbart. Heute war freilich die Unterhaltung belebter wie ſonſt wohl; doch fand ſich der Myntheer dadurch um nichts gebeſſert, denn die Geſchichte, welche die Gemüther erregte, wurde nur mit halben Worten, mit Winken und Zeichen erörtert. Vergebens bemühte ſich Barant den Schlüſſel dazu zu finden; er begriff nur ſo viel, daß ein Hauptabſchnitt aus der Läſterchronik der Behandlung unterlag. Geradezu fragen mochte er nicht; auch ein minder feiner Menſchenkenner wie er hätte augenblicklich erkennen müſſen, daß er damit nicht weit kommen würde. Die Weißacher waren von jeher gewohnt, jeden Fremdling wie einen Paria zu behandeln, und thun es heute noch. Vermuthlich meinen ſie dadurch ihre großſtädtiſche Ueberlegenheit zu bekunden, weil ſie nicht ahnen, daß des ächten Großſtädters bezeichnende Eigenſchaft die feine Sitte iſt. Sie lernen in ihren Schulen lateiniſch, aber nicht genug, um zu merken, daß Urbanitas, das leutſelige Betragen, von Urbs, der Stadt, herkommt.

(Vorrückung folgt.)

Pompeji und Päſtum.

(Fortſetzung.)

Die ganze blendend weiße Geſellſchaft, die eben erſt aus der Hand des Künſtlers hervorgegangen zu ſeyn ſcheint, hebt ſich trefflich ab vom dunkeln Grund der Wände, die dem näher Herantretenden die Umgebung des Waſſers zeigen, Schilf- und Waſſerpflanzen, in denen bunte Vögel niſten. An die eine hintere Ecke des weiten Hofs ſchließt ſich dann der dritte rechtwinklig, deſſen Umgebungen aber durch Mangel aller Malerei oder die ſehr flüchtigen Striche uns den untergeordneten Zweck deſſelben hinlänglich verrathen. Von hier führet eine Nebenthür in eine Seitengaſſe.

Doch wir kehren zurück zum erſten Hofe, auf den ſich von beiden Seiten je drei Gemächer öffnen. Er

Digitized by Google

ſelbſt erſcheint gleichſam tapezirt mit merkwürdig willkürlich lang gezogenen Architekturſtücken auf hellblauem Grunde: Tempel, Hallen mit gedrehten Säulen, Meer und Inſeln mit Häuſern, aus denen man lächerlicherweiſe hat ſchließen wollen, daß die Alten keine Perſpektive gekannt haben. Eigentliche Bilder von künſtleriſcher Hand ausgeführt, meiſt in Ovalen eingeſetzt, finden ſich erſt in den Zimmern, und zwar bilden ſie alle einen großen Cyklus von Darſtellungen aus dem bachiſchen und erotiſchen Leben, verbunden mit dem feuchten Element.

Wir treten gleich in das Hauptzimmer, das am Ende des erſten Hofs unmittelbar vor dem Abſatz zum zweiten ſich befindet und ein Fenſter dahin hat. Hier ſchlingt ſich um drei große Gemälde ein Kranz kleinerer Darſtellungen, die uns den ſchönen Mythus von Amor und Pſyche in höchſt anmuthiger Weiſe zeigen. Hier erſcheint Pſyche mit Schmetterlingsflügeln in einem Halbkreiſe muſicirender Amoren, dort öffnet ſie das verhängnißvolle Käſtchen; hier hält die Amorenwelt ein feſtliches Gaſtmahl, dort klatſcht einer freudig in die Hände über den luſtigen Reigen der Genoſſen, die Amors und Pſyches Vermählung feiern. In den drei großen Gemälden iſt die Allmacht des Dionyſos und der Aphrodite dargeſtellt. Rüſtig ziehen zwei Stiere den Erntewagen der Weinleſe; keck und munter blickt uns der die Stiere führende Jüngling mit ſeinem Stecken an, ein anderer bläst luſtig die Flöte, während hinter dem Wagen drei weibliche Figuren beſchäftigt ſind ein Weingefäß emporzuheben. Aber auf dem Wagen thront heiter und luſtig der einziehende Silen mit dem kleinen Bacchuskinde, das von der Welt fröhlich empfangen wird. Noch bedeutender iſt das zweite Bild: wir ſehen hier einen gefangenen Helden; voll Scham kehrt er das Geſicht ab, um den Hals iſt ihm ein Strick gebunden, er muß ſich küſſen auf einen ältlichen Mann; aber er kehrt nicht aus einem harten Kampfe zurück, nur, wie es ſcheint, von einem Gelage; er iſt nur beſiegt von der Macht der Weiber, denn ihm, dem Heroen aller Heroen, ſteht eine Omphale ſtolz und ruhig gegenüber an ein Poſtament gelehnt; ſie trägt ein goldenes und blaues Gewand, das ſchwarze Haar fällt reich herab, und ihre großen Augen blicken unter den ſchwarzen Augenwimpern frei und wirklich majeſtätiſch einem entgegen. Das dritte Bild iſt leider zum Theil zerſtört, ſo daß eine ganz beſtimmte Deutung nicht zu geben iſt. Noch lange könnten wir uns beſchäftigen den ganzen bildlichen Reichthum, den ein ſolches Haus birgt, mit allen ſeinen geiſtreichen, oft kecken Einfällen zu betrachten. Jedes Gemach würde uns von neuem den oben im Allgemeinen dargeſtellten Eindruck wiederholen und verſtärken.

Doch ſchon zu lange haben wir uns in den engen Räumen der pompejaniſchen Welt aufgehalten; wir eilen fort, nur noch einen Augenblick vom Jupiterstempel aus die blaue Meeresfläche, das gezackte Gebirge mit ſeinen hängenden Städten, die freundliche Ebene und den dunkeln Veſuv betrachtend. In einer Stunde wären wir zurück im regen Straßenleben von Neapel, wären zurück aus der längſt verſchollenen Vergangenheit in der friſchen, doch nicht immer erfreulichen Gegenwart. — Ich möchte aber den Leſer noch ein wenig weiter ſüdlich auf ein anderes Trümmerfeld führen, das am Meerbuſen von Salerno ſich ausbreitet, das zwar nicht, von Aſche und Lava verſchüttet, jung und neu aus der Erde emporgeſtiegen iſt, das aber, von der wuchernden Vegetation der ſich ſelbſt überlaſſenen ſüdlichen Natur um- und überwachſen, Jahrhunderte lang dem forſchenden Sinn der nordlichen Fremdlinge, wie der italieniſchen Sorgloſigkeit entgangen war, bis es nicht viel ſpäter als Pompeji von einem herumſtreifenden Maler entdeckt, die Aufmerkſamkeit der Alterthumsforſcher auf ſich zog. Seit Päſtum auf fahrbarer Straße ſich erreichen läßt, ſeit der Sagenkreis kühner Raubanfälle vor der nüchternen und ſehr handfeſten Erſcheinung einer berittenen Gensdarmerie ſich aufgelöst, iſt es meiſt zum ſüdlichſten Endpunkt der Touriſtenunternehmungen geworden.

(Schluß des erſten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Danzig, Mai.

Im Rathskeller.

Danzig beſucht haben und nicht in ſeinen Rathskeller hinabgeſtiegen zu ſeyn, das wäre, ſo hatte man mir geſagt, als ſey man in Rom geweſen, ohne dem Papſte den Pantoffel geküßt zu haben. Dieſe Mahnung hatte mir ein Freund noch zum Abſchiede mitgegeben und dabei zugleich bemerkt, daß in dieſem Keller zwar keine Jungfer „Roſe“ und keine zwölf Apoſtel thronen, wohl aber manches Faß alten Rheinweins und edeln Tokaiers

Digitized by Google

aufgestapelt liege; ein Grund mehr, die Erinnerung meines Freundes zu beherzigen. Auch war mir längſt klar geworden, daß es mich leicht ein wichtigeres Inſtitut geben kann, als der Rathskeller für Danzig war. Man weiß ja, wie viel Einfluß die Weinkäſſer in den untern Kellerräumen auf die Beſchlüſſe der Herrn Senatoren oben im Artushofe geübt, und wie man in früherer Zeit bei den gewaltigen Humpen lebhaft über das Wohl der Stadt discutirt und den nüchternen Beſchlüſſen erſt hier in den unterirdiſchen Kammern die geiſtige Weihe ertheilt hat. Allen Reſpekt vor den alten Rathskellern! ſie waren ein weſentliches Organ der alten Rathshäuſer. Jetzt freilich iſt das alles anders geworden.

Es war an erſten Dominiktage, * Vormittags zehn Uhr, als ich mich anſchickte, aus dem Gewühle des Jahrmarkts, wie ihn der Kehrſte und lange Markt zeigten, in die Eingeweide dieſes ehrwürdigen, unter dem Artushofe gelegenen Rathshausbaues hinabzuſteigen, den Kopf noch angefüllt mit Bildern der alten ſenatoriſchen Herrlichkeit, die ich oben im Artushofe geſehen hatte. Darunter ſpukte nun ſeltſamer Weiſe der h. Dominikus mit ſeinen Ablaßkarten in der dürren Mönchshand. Ich fürchtete mit jedem Augenblicke ihm zu begegnen. „Heiliger Dominikus!“ rief ich bei mir, indem ich die dunkle ſteinerne Treppe zum Keller hinunterſtieg, „Dir zu Ehren will ich heute an deinem Namenstage eine Flaſche Unger Ausbruch leeren. Willſt du dafür mir meine Sünden vergeben?“ — „Ich bitte erſt um fünf Silbergroſchen,“ ließ ſich dicht vor mir eine hohle Stimme vernehmen. Ueberraſcht blickte ich auf. Da ſtand er leibhaftig vor mir, der Heilige, wie ihn meine Phantaſie mir vorgeſtellt: ein dürres, konſumirtes Männchen in abgeſchabter grauer Kutte, eine Ablaßmarke in der Hand. Aber Dominik fuhr fort: „Die Marke wird Ihnen bei der Bezahlung für voll angenommen. Es geſchieht blos nur heute wegen des großen Zudrangs.“ — Damit war meine Illuſion geſchwunden. Mein Auge hatte ſich während deſſen an das trübe Kellerlicht gewöhnt, und ich ſah nun, daß der vermeinte Heilige kein gepenſtiſcher Dominikaner, ſondern ein ehrlicher Marqueur war, in ſchlichtem grauem Rocke, mit kahler Glatze. Beſchämt zahlte ich meine fünf Silbergroſchen, ſteckte die Marke ein und zog weiter. Fünf ſchmale, gewölbte Hallen breiteten ſich vor und neben mir aus. Nur die vorderſte und hinterſte waren durch Gasflammen ſpärlich erleuchtet; in die andern fiel das Tageslicht von oben durch niedrige Fenſter. Ueberall an den Wänden zogen ſich Reihen von Stühlen oder Polſterbänken mit langen Tiſchen davor hin, die voll beſetzt waren mit fröhlichen Trinkern und ganzen Batterien von Flaſchen und Gläſern. Sämmtliche Gewölbe bilden ein zierliches Ganze, in welchem man ſich ganz behaglich fühlt. Beſonders elegant macht ſich ein noch der Marktſtraße gelegenes Zimmer mit Spiegelwänden. Dieſe ſchönen Keller ſtechen recht auffallend gegen das dunkle, widerliche „Blutgericht“ auf dem Schloßhofe zu Königsberg ab. Die hinterſte der Hallen bildet das Büffetzimmer. Hier an einem kleinen, noch unbeſetzten Tiſche, in der Nähe des Büffets, ward meinerſeits Halt gemacht, und bald ſtand eine Flaſche funkelnden Tokayers vor mir.

(Fortſetzung folgt.)

* Der Danziger Hauptjahrmarkt fängt mit dem Tage des heiligen Dominikus an und dauert drei Wochen; es ſind ehemals gleichzeitig ein Ablaß dazu. Noch gilt der Heilige als Schutzpatron Danzigs.

Aus dem Hannoverſchen, Mai.

(Fortſetzung.)

Das Landvolk.

Kleine Leute greifen wohl zu dem Mittel eine große Hochzeit anzuſtellen, weil ſie dadurch zu einer guten Ausſteuer gelangen, die ſich auf mehrere hundert Thaler belaufen kann. Mit großer Begleitung geht das Brautpaar zur Kirche; Schüſſe verkünden ihren Abgang, Schüſſe verkünden ihre Wiederkunft. Die meiſten füllen vorher ihre Branntweinflaſche, um beim Austritt aus der Kirche das Wohlſeyn des Brautpaars in vollen Zügen zu trinken, und ihrem Jubelgeſchrei deſto mehr Nachdruck, aber freilich ſehr wenig Melodie zu geben. Nun geht der bunte Schmaus und der noch buntere Tanz an, was ſich mehrere Tage fortſpinnt. Das Paar würde glauben nicht recht copulirt zu ſeyn, wenn es daran fehlte. Es braucht wohl nur beiläufig geſagt zu werden, daß die Ehen ſeltener nach Neigung, als nach der Mitgift geſchloſſen werden; denn das geſchieht auch anderswo. Andere freilich, aber nicht viel ernſter, ſind die Beerdigungen. Auch hier holt der Leichenbitter die Leute zur Schmauſerei zuſammen, und mancher geht ſchon deßwegen hin, weil es hier ein gut Glas Branntwein gibt. Unter Branntweintrinken wird das Grab gegraben, und mit Branntwein wird die Leiche zur Erde gebracht. Wenn auch einiger als bei einer Hochzeit, geht das Schmauſen und Zechen im Trauerhauſe nach der Beſtattung ungehört fort. Die Leidtragenden fühlen das Drückende und Ungehörige, aber es iſt eben immer ſo geweſen. Wie müſſen doch unſern Todten die letzte Ehre erweiſen, heißt es.

Aus dem Geſagten geht hervor, daß die Trunkſucht noch immer zu den verwüſtendſten Laſtern, wie des deutſchen, ſo des ſächſiſchen Volks gehört. Eine genaue Statiſtik der heimlichen und öffentlichen Säufer, der unmäßigen und maßloſen würde ein trübes Bild liefern. Es iſt ein großer Fehler in der Beurtheilung der Volksſtände, daß man ſich äußerlich an einige ſchreiende oder wirkliche Tugenden des Volks hält, dieſelben redneriſch und patriotiſch ausſchmückt und den freſſenden Krebs überſieht, oder wenigſtens verſucht, der ſo offen am Tage liegt. So kommt man zu dem Traume von der Nüchternheit des Volks, der alle Schranken hinwegnimmt, um alle böſen Geiſter frei zu laſſen. Vergleicht man die ältern Zuſtände mit den heutigen, namentlich was die Trunkſucht anbetrifft, ſo kann man nicht zweifeln, daß es beſſer geworden iſt, aber richtiger geſagt, daß es nicht mehr ſo ſchlimm iſt. Dazu haben die Mäßigkeitsvereine einen kleinen Theil beigetragen; aber ſie haben doch eigentlich nur die Früchte von dem geerntet, was früher geſäet war. Beim Landvolk haben ſie nur geringen Beifall, und darum auch nur geringen Eingang gefunden. Sie ſind eine äußerliche Zucht mit ſehr beſchränkten Mitteln geblieben, und werden abſterben, ſobald ihre Zeit um iſt. Es iſt nicht möglich, daß eine einzelne Idee, wie die Mäßigkeit, eine antauernde Begeiſterung hervorrufen könnte, wie es nöthig iſt, wenn gegen ein ſo jähes Laſter gekämpft werden ſoll. Eine ſolche Idee hat nur Kraft im Zuſammenhange einer großen ſittlichen Lebensanſchauung, in der ſie aufgehen und aus der ſie immer verjüngt werden muß. Die äußerlichen Schreckmittel tragen verlieren mit der Zeit ihre Kraft, oder erweiſen ſich auch zum Theil als unwahr. Hat man aus Amerika große Dinge in Betreff der Mäßigkeitsſache zu berichten, ſo ſind wir ſchon gewohnt bei dem ſtets ſtattfindenden Leben plötzlich neue Betten auf dieſem Gebiete gewählt zu ſehen. Bei uns iſt das, Gott ſey Dank! die jetzt noch wie ſo geſchwind gegangen. Was kommen wird, weiß man freilich nicht, denn wir ſind nun auch in den Fluß gerathen. So ſehr fürdrar als anderswo iſt aber bei dem ſächſiſchen Landmann die Erſchlaffung der äußerlichen Zügel noch nicht geworden. Das hat ſeinen Grund zum guten Theil darin, daß die Kirche für ihn noch eine Macht iſt; und damit kommen wir auf einen andern Gegenſtand.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 144. Montag den 17. Juni 1850.

Though this be madness, yet there's method in it.
Shakespeare.

— Novos canto terra detura deos.
Ovid.

Der neue republikanische Kalender.

Die dem französischen Charakter eigene Neuerungsſucht, die ſich wie in der erſten Revolution auch in der letzten durch die Veränderung der Namen öffentlicher Plätze, Straßen, Theater und Anſtalten bekunnete, konnte nicht verfehlen auch an der üblichen Kalendereinrichtung und Bezeichnung ſich zu bethätigen. Ein Wunder faſt, daß ſie nicht damit umgingen, den Kalender der erſten Republik wieder einzuführen, deſſen Eintheilung in alle Gewohnheiten des Lebens ſo große Störniſſe brachte und den armen Citoyens das Leben ſo ſauer machte. Wenn es nach dem Sinne der ächten, der reinen Republikaner gegangen wäre, ſo würde derſelbe vielleicht auch wieder hervorgeholt worden ſeyn; dießmal aber ſtand den Sozialiſten die Entſcheidung zu, und weit entfernt zu Veraltetem zurückzukehren, glaubten dieſe etwas ganz Neues aufſtellen zu müſſen, das die Kulturgeſchichte der Menſchheit in ihren bedeutendſten Momenten ſymboliſch in ſich faßte. Das geſchah auf folgende Weiſe.

Jahreseintheilung, Apoſtel- und Heiligennamen ſind, wie auch die Feſttage, abgeſchafft, die Bezeichnungen der Tage und Monate beibehalten, die letztern aber in vier gleiche Wochen eingetheilt, wodurch ein dreizehnter, ſogenannter Schlußmonat (Final) entſteht. Jeder Monat beginnt mit dem Montag und endet mit dem Sonntag. Jeder Monat und jeder Tag hat ſeine beſondere Widmung und ſeinen beſondern Schutzpatron. Das Jahr zerfällt überdieß in drei große Abſchnitte zur Verehrung des Alterthums, des Mittelalters und des Eingangs zur neuen Zeit (préparation moderne). Januar, Februar, März, April und Mai ſind dem Alterthum gewidmet; Juni und Juli dem Mittelalter; September, Oktober, November und Final der neuen Zeit.

Die Wochentage haben folgende Beſtimmung: Montag iſt der Ehe geweiht, Dienſtag der Bruderliebe, Mittwoch der Kindſchaft, Donnerſtag der Brudertiebe (?), Freitag der Hausgenoſſenſchaft, Sonnabend dem Weibe oder der Liebe, Sonntag der Menſchheit.

Die Monate ſind gewidmet: Januar der urſprünglichen, einführenden Theokratie; Schutzpatron iſt Moſes; an den Sonntagen werden die Feſte des Numa, des Buddha, des Confucius und Mahomets gefeiert. — Februar der Poeſie der Alten; Schutzpatron Homer; gefeiert werden: Aeſchylos, Phidias, Plautus, Virgil. — März der Philoſophie der Alten; Schutzpatron Ariſtoteles; Gefeierte: Thales, Pythagoras, Sokrates, Plato. — April der Wiſſenſchaft des Alterthums; Schutzpatron Archimedes; Gefeierte: Hippokrates, Apollonios, Hipparch, Plinius d. ä. — Mai der Civiliſation der Militärherrſchaft; Schutzpatron Julius Cäſar; Gefeierte: Themiſtokles, Alexander, Scipio, Trajan. — Juni dem Katholizismus; Schutzpatron Paulus; Gefeierte: St. Auguſtinus, Hildebrand, St. Bernhard, Boſſuet. — Juli der Feudalciviliſation; Schutzpatron Karl der Große; Alfred, Gottfried (von Bouillon?), Innocenz III., der heilige Ludwig. — Auguſt der Feudalepopoe; Schutzpatron Dante; Arioſt, Raphael, Taſſo, Milton. — September der modernen Gewerbthätigkeit; Schutzpatron Guttenberg; Columbus, Vaucanſon, Watt, Montgolfier. — Oktober der neuern dramatiſchen Kunſt; Schutzpatron Shakeſpeare; Calderon, Corneille, Molière, Mozart. — November der neuern Philoſophie;

Digitized by Google

Schutzpatron Descartes; Thomas von Aquino, Baco, Leibnitz, Hume. — December der neuern Politik; Schutzpatron Friedrich der Große; Ludwig XI., Wilhelm von Oranien, Richelieu, Cromwell. — Final der neuern Wiſſenſchaft; Schutzpatron Bichat; Galilei, Newton, Lavoiſier, Gall.

Je nachdem das Jahr ein gemeines oder ein Schaltjahr iſt, gibt es einen oder zwei Complementartage; der Complementartag des gemeinen Jahres iſt zu einer allgemeinen Todtenfeier beſtimmt, der der Schaltjahre iſt geweiht der feierlichen Verabſcheuung der drei großen Zurückdränger (rétrogradateurs) der Menſchheit: Julian (Apoſtata), Philipp II. und Napoleon Bonaparte.

Außer den 364 Tagesnamen des Jahrs gibt es noch eine gewiſſe Anzahl ſupplirender Heiligen, darunter Herkules, Sappho, Anakreon, Rabelais, Frau von Staël, Benvenuto Cellini, Carnot, Madame Roland, Goethe, Voltaire, Diderot, Büffon, Walpole u. ſ. w., im Ganzen etwa fünfhundert.

Als Verfaſſer dieſes ſeltſamen Machwerks wird der durch mehrere geiſtvolle Schriften und vorzüglich als Erfinder des philoſophiſchen Syſtems des „Poſitivismus“ bekannte Auguſt Comte genannt. Merkwürdig genug hat er einen Namen übergangen, der ſich ihm vor allen andern in die Feder drängen mußte; und deſſen Auslaſſung ſich nicht anders als durch eine wohl begreifliche, indeſſen bei ihm verwunderliche Scheu erklären läßt: Chriſtus. A. G.

Eine kleinſtädtiſche Geſchichte.

(Fortſetzung.)

Wenn jedoch Barant ſich hütete mit der Thüre in's Haus zu fallen, ſo gab er darum ſeinen Vorſatz nicht auf, etwas Näheres zu erfahren. Er war entſchloſſen die Langeweile des Aufenthalts ſich nach Kräften zu verſüßen. Mit dem Nachbar zur Rechten ſchien nichts zu beginnen; der zeigte ſich als ein ächter Kanzleimenſch, trocken wie ein Stockfiſch, mit einer verſteinerten, vorſündfluthlichen Amtsmiene. Der Nachbar zur Linken ließ nach und nach eher mit ſich reden; er war der Tracht nach ein Zierbengel, und zwar ein doppelter, wahrſcheinlich aus dem einfachen Grunde, weil er die Jahre von zwei jungen Leuten beſaß. Die Rechnung war ſo richtig als die jener alternden Frau, welche ſich zwiſchen zwei Anbeter theilte, um für jeden nur fünfundzwanzig Jahre zu haben. Der übereifrige Jüngling trug eine feine Perrücke, weiße Halsbinde und Weſte, eine Laſt von Ketten und Ringen, augenſcheinlich auch einen Schnürleib, was ihn jedoch nicht hinderte tapfer zuzulangen.

Nachdem das Gemüſe verzehrt war, ließ er ſich herbei einige Gemeinplätze mit dem Holländer zu wechſeln. Beim Braten plauderten ſie ſchon ganz gemüthlich, und noch gemüthlicher vertilgten ſie miteinander beim Nachtiſch eine Flaſche Champagner, welche Barant hatte kommen laſſen. Des Fremdlings Anſehen hieß dadurch nicht wenig bei der Geſellſchaft, welche inzwiſchen auch in Erfahrung gebracht, daß er in eigenem Wagen mit Poſtpferden angekommen und einen Bedienten bei ſich führe. Einſtweilen äußerte ſich die Wirkung nur durch neidiſche Bemerkungen über den Allerweltsſchmarotzer Philipp, der ſich von jedem hergelaufenen Kerl fremde Weine in den Hals gießen laſſe.

Inzwiſchen wurde der Saal immer leerer, Philipp aber immer geſprächiger. „Ich habe hier das angenehmſte Leben von der Welt,“ ſagte er; „ich führe für S. A. Gutkind und Söhne die franzöſiſche, engliſche und italieniſche Korreſpondenz.“ — Barant lächelte. „Bei dieſem Briefwechſel,“ bemerkte er, „werden Sie ſchwerlich den Schreibkrampf bekommen.“ — Philipp warf ſich in die Bruſt, indem er zur Antwort gab: „Die Firma Gutkind iſt in aller Welt berühmt. Wir beziehen Kaffee und Zucker unmittelbar von Amſterdam.“ — Barant wurde wieder ganz ernſthaft, bloß weil ihm dieſe Aeußerung ungemein ſpaßhaft vorkam; er war nämlich ſelber ein großer Kaufmann. Sein Haus hatte manchen Ballen überſeeiſcher Waaren an Gutkind und Söhne abgefertigt, und er kannte aus früheren Erkundigungen die Firma wohl, welche nicht nur in offenem Laden allerhand Waaren feilhielt, ſondern auch die Krämer der Waldgrafſchaft mit Vorräthen verſah, und gelegentlich ſogar ſich zu Bankgeſchäften verſtieg. So ſprach er denn: „Gott ehre mir Gutkind; das Haus mag immerhin ſeine zweimalhunderttauſend Gulden werth ſeyn, und ich will ihm ſeinen Ruhm nicht ſchmälern. Für einen Ort wie Weißach iſt ein ſolches Geſchäft durchaus achtungswerth. Die Hauptſache für Sie iſt, daß Sie ſich hier wohl befinden.“ — „Wie der Zeiß im Hanſiamen,“ bekräftigte der franzöſiſch-engliſch-italieniſche Briefſteller; „ich bin ſehr zufrieden. Gutes Eſſen und Trinken, geſunde Luft, muntere geiſtreiche Geſellſchaft, und das weibliche Geſchlecht . . .“

Hier unterbrach der Redſelige ſich ſelbſt, um mit geheimnißvoller Miene den Zeigefinger auf den Mund zu legen und dann wiederum vorſichtig mit halblauter Stimme fortzufahren: „Uebrigens haben die Roſen auch hier ihre Dornen, und darum iſt die höchſte Zurückhaltung eine unumgängliche Pflicht. Wohl dem jungen Manne, der durch fremde Erfahrung ſich belehren läßt! Wir haben da eine ſchreckliche Geſchichte in unſerer nächſten Nähe erlebt.“ — Barant verzog

Digitized by Google

keine Miene. „Aha, jetzt kommt's," dachte er bei sich, und richtig kam's.

„Der Herr," flüsterte Philipp, „ist, unter uns gesagt, ein Tausendsasa." — „Der Herr Gutkind?" — „Nicht doch, der Herr, seine Durchlaucht. Wenn hier Jemand kurzweg „der Herr" sagt, so meint er immer den Allergnädigsten. Im Punkt der Liebe ist der ein wahrer Pavillon, ich wollte sagen Papillon, Schmetterling zu deutsch. Er hat schon mehr Abenteuer gehabt, als ihm Haare auf dem Kopf sehlen. Sie sehen's ihm zwar nicht an, ich meine das von wegen der Haare. Der alte Geck, Gott verzeih' mir die Sünde! trägt nämlich eine Perrücke. Er ist auch sonst nicht mehr der Rüstigste, aber sein Rang gibt ihm vor uns jungen Leuten bei den Damen mehr als ein Doublé vor. Dabei ist er äußerst leidenschaftlich und rachsüchtig, so daß ihm keiner gern in demselben Gehege begegnet. Wo er also hinkommt, weicht ihm alles aus, und er hat nur heimliche Concurrenten, wenn deren überhaupt sich heranwagen. Er selbst aber, der Furchtbare, muß seinerseits wieder sich sehr in Acht nehmen, denn die allergnädigste Landesmutter versteht in Angelegenheiten der Eifersucht keinen Scherz und ist so eifersüchtig, daß sie die Kaffeekanne aufdeckt, um eine Nebenbuhlerin zu suchen. Darum ist der Herr sehr behutsam, und so ersuhr man denn auch lange nicht, daß er sich seit zwei bis drei Jahren, nicht gerade ununterbrochen, aber doch sehr lebhaft um die Gunst eines schönen Mädchens hier bemüht. Daß ich den Namen verschweige, werden Sie mir gestatten. Die Bewerbung ist nicht glücklich, aber eben deßwegen von schlimmen Folgen für das liebe Kind, weil sie Aufsehen erregt. Kein Freiersmann wagt sich heran, und sie scheint bestimmt eine alte Jungfer zu bleiben, wenn nicht der Herr selber ihr eine Versorgung zuwege bringt." — Der Berichterstatter holte Athem. Barant, bereits sehr enttäuscht, bemerkte: „Warum wählt die Schöne nicht einen andern Aufenthalt?" — „Sie wird wohl noch bei fernen Verwandten eine Zuflucht suchen müssen," wenn sie nämlich deren besitzt," entgegnete Philipp. „Der Vater selbst darf seinen Ruhegehalt nicht im Ausland ausgeben. Er ist ein ausgedienter Beamter, der jährlich sechshundert Gulden und ein für allemal einen Titel zu verzehren hat. — Hören Sie nur, wie die gefüllte Bombe endlich geplatzt ist. Der Herr versuchte alles mögliche, die spröde Schöne zu erweichen; vergebens. Durchlaucht wurden dadurch so hitzig, daß sie alle Klugheit vergaßen. Gestern nun war Ball in unserer Zwietracht . . ." — „Zwietracht?" fragte Barant verwundert. — „Eigentlich," erläuterte der Briefsteller, „eigentlich heißt die Gesellschaft „zur Eintracht," aber wir jungen Leute haben uns die Benennung „Zwietracht" dermaßen angewöhnt, daß wir uns fast ausschließlich ihrer bedienen. Ball war also, Festball zu Ehren des allerhöchsten Geburtsfestes der gnädigsten Frau, und es ist hergebracht bei uns, daß der Hof auf diesem Ball immer ein halbes Stündchen erscheint, um die Polonaise mitzumachen. Da hatte denn der Herr den unseligen Einfall, mit Uebergehung aller vornehmen Damen die Hand seiner Spröden zu nehmen. Das war schon unvorsichtig genug, und doch sollte es noch ärger kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Pfingstgedanken. — Pfingstreisen.

Pfingsten, das liebliche Fest, ist gekommen, und es ist wirklich lieblich, zum Trotz der Nordwinde und Regenstürme, die ihm vorausgingen, und der Hagelschauer, die es begleiten. Der Blüthenschnee hängt noch an den grünen Zweigen, und die Bienen summen wie im tiefsten Frieden um die Wipfel. Es hält schwer in dieser Wonne der erwachten Natur an die Ungewißheit der Zukunft, an die Schrecken eines möglichen, eines blutigen Bürgerkrieges zu denken. Das klingt wie der Eingang zu einem Gedicht, das außer der Mode ist. Wer aber kann dafür, daß diese Betrachtung von der Zeit uns so oft aufgedrungen wird, daß die Natur in ihrem ewigen befriedigten Daseyn uns fort und fort zur Reflexion drängt, weßhalb wir denn nie, trotz aller Revolutionen, in beiden Gebieten unseres Daseyns zur Befriedigung gelangen? — Werden Blutstürme diesen Blüthenschnee fortschwemmen? In unserer nächsten Nähe ist's gerade nicht zu besorgen; der doppelköpfige und der einköpfige Adler haben zwar nicht Friede geschlossen, aber zeitweilig ihre scharfen Schnäbel wieder stumpf gewetzt. * Es kommt nichts dabei heraus, sagt sich die beiderseitige Politik, d. h. die gemeine, die hinter der Kasse und am Contobuch sitzt. Es käme vielleicht etwas heraus, sagt die andere Politik, die indeß jetzt zum Schweigen gebracht ist, und die Humanität, die allgemeine, um nicht die gemeine zu sagen, hat am wenigsten etwas dagegen einzu-

* Es waren Pfingstgedanken; der Brief hat sich zufällig verzögert und die Kanonengewitter-Schwüle scheinen sich jetzt, wo ich ihn absende, wieder zu schlichten, aber die er gedacht ist, meine ich, ist er wieder anders geworden.

Digitized by Google

wenden. Die Stürme, die in die Blüthen fahren dürften, drohen im Augenblick, wo ich schreibe, allem von der Seine her die Bollwerke gegen dieselben sind hier aber so befestigt, daß nach menschlicher Voraussicht für die nächsten Jahre nichts für uns zu besorgen ist. Ein wunderbares Walten der Vorsehung wäre es, wenn Frankreich auch diesmal wieder dazu bestimmt würde, in procura für das gesammte östliche Europa den Prozeß durchzumachen, welcher über das Geschick der nächsten Jahrzehnte entscheiden soll. Siegte der Socialismus dort, und er könnte es diesmal nur in seiner krassesten Gestalt, so würden unabweislich auch bei uns die Flammen, stärker oder schwächer, früher oder später, verheerender oder compakter, herausbrechen, selbst dann noch, wenn Frankreich selbst in einem Flammenmeer zur Wüste geworden wäre. Gesetzt wäre vielleicht nur dann, wenn der Kampf sich verzögerte; bricht er in der nächsten Zeit aus, so sind die Keulen überall bei uns bereit ihn niederzuschlagen, ehe er sich verbreitete. Geschieht aber sehen in Frankreich durch eine rasche entscheidende That unterdrückt und ausgetilgt, so läßt sich voraussehen, daß der Fanatismus der Wahndenkörten nur in einer ecclesia pressa foetebt. Diese ist nicht gefährlich, so wenig es die Mennoniten sind, obgleich Nachkömmlinge der Wiedertäufer. — Und wenn man die ganze Reihe der Nachkömmlinge des Socialismus in alter und neuer Zeit überblickt, brauchen wir beim Anblick der Herrnhuter besorgt zu werden? Die Kinder der Graechen, der Catilina, der Owen, Saint Simon und Fourrier — wo ist ihr Platz in der Geschichte! — Das sind eigene Phantasiegebilden, aber wenn man ernster nachdenkt, sehr natürliche. Und wer sich an die Brust schlägt und Wahrheit fordert, schauert vielleicht, wenn er das Geständniß findet, es wäre doch gut, wenn der ewige Kampf, der der Menschheit droht, durch einen raschen Schlag, wenngleich einen blutigen, an den Steinsetzen in procura für uns alle ausgekämpft und abgethan würde. Wir gehorchen ihren Noten, folgten dem Marsche ihrer Civilisation; zur Vergeltung für uns, zur Nemesis für ihren Uebermuth dabei, müßten sie nun für uns bluten.

Zur Vergeltung dafür, daß die Eisenbahnen theurer geworden sind, nämlich, daß sie ihre Fahrpreise erhöht haben in ernsten Dingen, haben sie diese zu lustigen herabgesetzt. zu Pfingstausflügen. Officielle Einladungen ergingen von den Directionen fast aller Bahnen zu Vergnügungsreisen nach dem Harz, Hamburg, Neustadt, Dessau, Dresden und der sächsischen Schweiz, verhältnißmäßig zu Spottpreisen für die Hin- und Rückfahrt. Zu um es recht lockend zu machen, erhielt man auf einigen Bahnen für ein bestimmtes Geld zugleich Billete für die denkbarsten Nachtquartiere, was sich indeß auf das Bett beschränkte, woran sich allerdings beim Uebernachten einzelner Orte mit Reisenden ein bedenklicher Mangel einstellte. Das Essen und Trinken auf Discretion hat man einstweilen sich noch gescheut in Entrepreise zu nehmen. Was in Frankreich und Italien möglich ist, ein Normalschmitt des Appetites, dieses Stadium zum Socialismus, das fehlt noch in Deutschland. Der Pantschmarismus macht sich auch in der Construktion und den Neigungen des Magens geltend, und ich glaube, hierin eine Einheit hervorzubringen, hieße nicht viel weniger als den deutschen Charakter und die deutsche Natur zerstören. Die Einladungen sind reichlich benutzt worden. Namentlich sind die Berliner nach Hamburg förmlich ausgewandert. Zwischen Potsdam und Berlin sausten die Locomotiven, wie man sich dessen nie erinnert, und die Züge waren von einer Länge, daß ihr Schweif die Bahnhöfe nicht mehr erreichte. Auch die Thorwache und die Constabler drückten vor solcher Lustigkeit ihre strenges Auge etwas zu.

(Fortsetzung folgt.)

Danzig, Mai.

(Fortsetzung.)

Im Ratskeller.

Eben hatte ich das erste Glas an die Lippe gebracht, da erscholl Musik. In einem Winkel der Nebenhalle war eine Rotte von Heiden aufgestimmert, wofelbst eine Caricatur von Apollo sammt einer kleinen Musenschaar anhob zu spielen und zu singen. Die kleinen Musen, Sprößlinge der jungfräulichen Göttin, strichen lustig die Geige und schlugen die Harfe, während der Alte mit der Flöte entsetzlich den Mund verzerrte. Vor ihnen stand lauschend ein kleines närrisches Männlein, das mit seinem blaßgelben schwielenbronnen Gesichte und seinem lahmen Fuße wie ein bedeutender Pan aussah und so wohmüthig zärtlich nach den pausbackigen Sängerinnen hinschaute, wie ein glattgeschorener Spitz nach einem Stückchen Pudete, welches das gnädige Fräulein in der Luft schwenkt. Dabei blinzelten die Augen der Liebenswürdigen so schelmisch lächelnd herab, wie losende Schlangen, deren Gift auf dem Heilsen bekanntlich unschädlich seyn soll. Freilich hatten die lächelnden Musengesichter so wenig antiken griechischen Zuschnitt, wie die Geigen, die sie strichen, cremonesisch klangen; aber dafür stellten sie auch nicht daheim auf ihrem lorbeerschattigen Götterberge, sondern gastierten im unterirdischen Rathskeller zu Danzig, und das lasschende Publikum bestand nicht aus Najaden und Waldgöttern, sondern aus reellen Danziger Bürgern, Schiffskapitänen, Militärs und Dominikusgästen, aus einer dunt zusammengewürfelten Gesellschaft. — Es war gerade zur Zeit der Börse, und da konnte es denn natürlich nicht fehlen, daß auch vom Artushofe herunter der Kaufherren viele in Bachus Gewölbe herabstiegen. Sie gruppirten sich meist zusammen, nicht weit von mir, an einem apartien Tische, so daß ich deutlich ihre eifrigen Gespräche mit anhören konnte. Der Cours, der Cours war die einzige Unterhaltung. Getreide, Spiritus, Holz, und hin und wieder auch einmal ein „Bapierche," das waren die Gegenstände ihrer Debatte. Wie konnte es auch anders seyn! Wir reden nur über das, was wir verstehen, und lassen uns auf andere Dinge nicht ein. Politik und Kunst sind dem Danziger Handelsherrn behemische Dörfer. Steckt denn in seinen blauen Getreideprobenbeuteln nicht Politik und Poesie und Kunst genug? Während die Bürger anderer größerer Städte, zumal in gegenwärtiger Zeit, sich um die Zeitung balgen, liest der Danziger ruhig die Anzeigen seines ihm unentbehrlichen, allergeistreichsten Intelligenzblatts oder die Börsennachrichten. Andere Tageblätter, deren es auch in diesem Keller mehrere gab, bleiben höchst sauber; nur wo die in- und ausländischen Marktpreise stehen, bemerkt man des Lesers politische Gesinnung, einen verrätherischen dunklen Fleck. Was kümmert den reichen Patrizier Danzige der „freie deutsche Rhein," nach dem der Franzose so lüstern herüberschielt, und auf dem der Danziger dos ganze Jahr hindurch auch nicht eine Last Weizen verlaset! Wenn ihm nur seine Weichsel nicht versandet und England, sein Merilo, seine Goldquellen nicht versiegt. Was fragt der Danziger Krämer nach „Schleswig-Holstein meerumschlungen!" ihm liegt Polen und Rußland mehr am Herzen, denn beide sind seine Holzhälfte und seine Kornkammer; er hat's mit der Weichsel zu thun und nicht mit der Eider. Was gilt ihm die „freie Presse?" Werden die Kornpreise und Schiffsfrachten nicht schon genug gepreßt? soll nun noch jeder Unbesonne frei pressen dürfen? Da ist die Matrosenpresse in England, welches Land doch auch eine Constitution hat, ein ganz ander Ding; darin ist doch etwas Reelles, Könnt ihr mit enrer freien Presse Banknoten aus der Erde pressen? Nein, also was wollt ihr denn?

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 145. Dienstag den 18. Juni 1850.

Die empfänglichſte, leichtbeweglichſte Seele des Dichters ſchreitet wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort. Eingeboren auf dem Grund ſeines Herzens wächſt die ſchöne Blume der Weisheit empor, und wenn die andern wachend träumen, ſo lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das ſeltenſte, was geſchieht, iſt ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft.

Goethe.
Wilhelm Meiſter.

Goethe und C. F. Reinhard.

Reinhard an Goethe.

1827.

Frankfurt, 27. Auguſt.

Ein Urtheil muß ich zurücknehmen, das über Lord Byron. Ich kannte ihn eigentlich nur durch Auszüge in Journalen oder durch Hörenſagen. Das Düſtere und das Vermeſſene und das Entzweitſeyn mit Gott wegen der eigenen innern Selbſtentzweiung ſchien mir kleinlich. In ſehr ähnlichen Zuſtänden hatte ich auch zuweilen an jene Grenzen geſtreift, aber ſchnell und demüthig hatte ich mich wieder zurückgezogen. Nun aber in Kronberg habe ich ein gutes Drittheil ſeiner Werke geleſen, beſonders die humoriſtiſchen Gedichte, und ich habe einen ungeheuern Genius gefunden. Da hebt ſich aus immer ſchwarzem Grunde das farbige, phantaſtiſche Gewebe, und der geiſtige und moraliſche Gyniismus ſproßt immer aus dem, was die Menſchheit Edelſtes und Höchſtes hat. Das iſt der gefallene Engel, nicht Jean Pauls im Bierrauſch gezeichnete, erbärmliche Carrikatur. Und iſt er denn gefallen? In ſeinem »humour« liegt wenigſtens Verſöhnung.

Goethe an Reinhard.

1828.

Das vorige Jahr habe ich meiſtens in unverrückter Thätigkeit geſchloſſen und bin, ich dürfte faſt ſagen, zufällig in eine Jugendepoche zurückgekehrt. Ich mag mich gern wieder der alten leichten loſen Sylbenmaße bedienen, an denen der heitere Reim gefällig wiederklingt, und unter ſolcher Form, in ſolchem Klang, nach ächter Poetenart, dasjenige heiter vor den Geiſt zurückführen, was uns im Leben erfreuen und betrüben, verdrießen und aufmuntern konnte. * Wunderbarerweiſe fügt ſich's auch, daß die Außenwelt ſich in gleichen Bewegungen hervorthut:

Daß hinten weit in der Türkei
Die Völker auf einander ſchlagen,

die Siege von Lepanto, Tſcheſme u. ſ. w. ſich erneuern und wir uns alſo mit der Weltgeſchichte wie mit dem Erdball auf unſerer eigenen Achſe herumzudrehen ſcheinen. Eben ſo erneut ſich in England und Frankreich die alte Verlegenheit, daß ſchon wieder Niemand regieren kann oder mag, da ſich denn einmal über's andere für einen Uſurpator gar vortheilhafter Raum fände.

Zu dieſen mir ſonſt nicht gewöhnlichen Betrachtungen werde ich geführt durch mein letztes ſorgfältiges Leſen des Walter Scott'ſchen Napoleons. Alle neun Theile habe ich in den letzten Wochen des Decembers mit aufmerkſamem Wohlwollen durchgeleſen, und zwar in engliſcher Sprache, welches nothwendig iſt, weil es doch eigentlich immer ein Engländer iſt, der ſpricht, auf deſſen einſeitigen Vortrag man gefaßt ſeyn muß. Denn daß er die große Symphonie des wunderſamſten aller Heldenleben durchaus mit Sordinen abſpielt, thut nicht wohl, wenn man nicht belehrt ſeyn will, wie dieſe großen Angelegenheiten über den Kanal herüber angeſchaut werden, oder wie man dort will, daß ſie angeſchaut werden ſollen. Ich habe das Werk als ein wohlgeſtricktes Netz betrachtet, womit ich die Schattenfiſche meiner eigenen Lebenstage aus den

* Es handelt ſich vom zweiten Theil des Fauſt.

Digitized by Google

anspielenden Wellen des lethäischen Sees wieder herauszufischen in den Stand gesetzt ward,* und wirklich dadurch mehr Interesse an denen sich anschließenden und entwickelten Weltbegebenheiten gewann.

Auch Ihrer, mein Theuerster, mußte ich oft dabei gedenken, denn Sie waren gegenwärtig und theilnehmend und sind es noch; deßhalb denn freilich sich das alles für Sie ganz anders und bedeutender gestalten mag als mir, der ich, in meinen Klostergarten schauend, jene wichtigsten Ereignisse nur als phantasmagorische Wolken über mir vorbeiziehen sehe.

Goethe an Reinhard.

1829.

Seit einiger Zeit bin ich in das Lesen französischer Bücher gewissermaßen ausschließlich versenkt worden. Die acht Bände der Revue française, die mir erst jetzt zur Hand gekommen, nachzuholen, ist keine geringe Aufgabe, wegen der Mannigfaltigkeit und großen Bedeutung der mitgetheilten Artikel. Die Verfasser nehmen ein herausgekommenes Buch nur zum Text, zum Anlaß, wobei sie ihre wohlgegründeten Meinungen und aufrichtigen Gesinnungen an den Tag legen. Die Anerkennung aller Verdienste steht dem liberalen Manne so gar wohl, und zwar eine Anerkennung, wie wir sie hier finden, welche uns sogleich Beweise gibt eines freien Ueberblicks über die verschiedensten Angelegenheiten, von einem höhern Standpunkte aus, der doch eigentlich nur zur Unparteilichkeit berechtigt. — Es ist wirklich wundersam, wie hoch sich der Franzose geschwungen hat, seitdem er aufhörte beschränkt und ausschließend zu seyn. Wie gut kennt er seine Deutschen, seine Engländer, besser als die Nationen sich selbst; wie bestimmt schildert er in diesen die eigennützigen Weltmenschen, in jenen die gutmüthigen Privatleute! — —

Victor Hugo ist entschiedenes poetisches Talent, nur geht er auf einem Wege, wo er den völligen reinen Gebrauch desselben wohl schwerlich finden wird. Andere vorzügliche Talente versuchen, wie er, auf dem romantischen Boden Fuß zu fassen, aber es schwärmen in dieser feuchten Region so viel Irrlichter, daß der brave Wanderer in Gefahr kommt seinen Pfad zu verlieren; dabei findet man am hellen Tage die freie Landschaft, in die man sich eingelassen, so mannigfaltig anmuthig, daß man sie wohl zu durchwandern gereizt, aber sich da oder dort anzubauen nicht leicht bestimmt wird. Indessen sind die französischen Talente nahe daran, etwas ganz Treffliches, Haltbares zu leisten. Vor allen Dingen müssen sie suchen im höheren Sinn das für's Theater Brauchbare hervorzubringen, wie es Casimir de la Vigne mit seinem Marino Falieri gelungen zu seyn scheint. Doch kommen in diesen Lagen so viele Betrachtungen zusammen, in die ich mich nicht einlassen darf; das Wunderlichste bleibt immer, daß die Nationen überhaupt gern etwas Vortreffliches wünschten, und doch wohl, wenn es sich ganz rein darstellte, es kaum genießen könnten. Ein jedes Produkt muß wenigstens die Nationalkokarde aufstecken, um in den privilegirten Kreis gutwillig aufgenommen zu werden.

Sehr bewegt und wundersam wirkt freilich die Weltliteratur gegen einander. Wenn ich nicht sehr irre, so ziehen die Franzosen in Um- und Uebersicht die größten Vortheile davon; auch haben sie schon ein gewisses selbstbewußtes Vorgefühl, daß ihre Literatur, und zwar noch in einem höhern Sinne, denselben Einfluß auf Europa haben werde, den sie in der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich erworben.

Eine kleinstädtische Geschichte.

(Fortsetzung.)

„Der Waldgraf," fuhr der Briefsteller fort, „hatte nur Augen und Worte für seine Begleiterin, ohne zu bedenken, daß die Waldgräfin unmittelbar hinter ihnen herschritt. Beim Schluß der Polonaise vergaß sich seine Durchlaucht so weit, mit einigen verbindlichen Worten der Schönen seinen Blumenstrauß zu überreichen. Das Fräulein zögerte, und als es endlich zaghaft die Hand nach der Blumenspende ausstreckte, trat die gnädige Frau dazwischen, bemächtigte sich des Straußes und sprach laut genug, indem sie der Thüre zuschritt: »Voici de la pâture bien choisie pour une chèvre.« So tauschte die Fürstin von dannen; der Herr mußte ihr wohl oder übel folgen. Der Vorfall machte ungeheures Aufsehen, wie Sie sich denken können. Der Schönen guter Ruf ist vernichtet, und in der Weltgeschichte wird sie für alle Zeiten als gefürchtete Geis fortleben. Die Schadenfreude der zurückgesetzten Frauen that das Ihre, um die Wunde noch zu vergiften. Die Schöne und ihre Schwestern blieben Tanz für Tanz sitzen und zogen sich ziemlich früh zurück. Heute Morgen hat der Alte seine Entlassung gegeben." — „Aus dem Staatsdienst?" — „Beileide, aus der Zwietracht. Er entsagt dadurch dem mit einem Jahresbeitrag besteuerten Recht, als ordentliches, durch Kugelung aufgenommenes Mitglied die Tageblätter zu lesen, Abends in Wolken von Knaster beim vollen Glase die Welthändel zu erörtern, vom allerhöchsten Hof zu reden, oder Stis und Pagat zu

* Anspielung auf Polygnots Gemälde der Unterwelt in der Lesche zu Delphi, worin der Fluß des Schattenreichs Fische, die nur schattenartig dämmerten, durchsehen ließ.

handhaben, die Helfer in allen Nöthen. Es wird ihm ſchwer genug werden, ſich dieſer dreißigjährigen Gewohnheit zu entſchlagen."

„Der Mann dauert mich in der That," bemerkte Barant, „und es heißt fürwahr in der verkehrten Welt leben, ſich darum von der Geſellſchaft geächtet zu ſehen, weil unſere Töchter das meiden, was ſonſt im gemeinen Leben mit Acht und Aberacht belegt zu werden pflegt." — Mit Achſelzucken verſetzte Philipp: „Ländlich ſittlich!" und ſchloß mit der Einladung auf eine Partie Domino im Café Löwenthal. Der Wynheer gab ſeine Einwilligung. „Kaffee und Domino," ſagte er dazu, „das erinnert viel zu ſehr an Paris, um nicht unwiderſtehlich zu ſeyn." — „Hernach führe ich Sie in unſere Zwierecht," hob Philipp wieder an, „wo Sie als Fremder vier Wochen lang freien Zutritt haben." — „Mehr als ich brauche," lächelte der Reiſende.

Mit dem Lächeln hatte Barant nur zur Hälfte Recht, weil er ſeine Abreiſe verſchieben mußte, wenn gleich der freie Zutritt in die Eintracht von ihm unbenutzt blieb. Er wurde nämlich unwohl, und da ſehr ſchlechtes Wetter eintrat, ſo widerrieth der Arzt die Weiterreiſe bis zur völligen Herſtellung. Der kranke Mann ließ ſich bedeuten, miethete in einem Bürgerhaus ein paar eingerichtete Zimmer, hegte und pflegte ſich und war in angemeſſener Friſt wieder hergeſtellt. Die Abreiſe aber verſchob er von Tag zu Tag, von Woche zu Woche. Wie kam das nur? Er langweilte ſich doch wie ein Einſiedler unter den Todten, er ſehnte ſich doch von ganzem Herzen zurück nach dem lebensfriſchen Treiben der Handelsſtadt am Meeresſtrande, wo ſein Hausſtand, wo ſeine Angehörigen in rühriger Thätigkeit lebten und webten, wo Söhne, Töchter und Enkel voll liebender Ungeduld ſeiner harrten. Wie langſam verfloß hier die Zeit! Der endloſe Vormittag in Schlafrock und Pantoffeln, die Mittagstafel im Landprinzen unter ſteifen Philiſtern, die Partie Domino mit Cichorienbrühe bei Löwenthal, war das ein Leben? Und vollends die langen Winterabende. — Doch halt, mit den Winterabenden hatte es ſeine eigene Bewandtniß. Hier blühte an ödem Pfad ein Veilchen, um deſſentwillen der wackere Wynheer ſich die bleierne Laſt der Tage gefallen ließ. — Aber das muß in aller Ordnung berichtet werden, ſein der Reihe nach.

Eliſe hatte die Hölle im Hauſe, wie des Hauſes Hölle die kleine Stadt war. Abends ſaß der Vater unwirſch im Sorgenſtuhl und ſehnte ſich insgeheim nach den Herrlichkeiten der Zwietracht zurück, aus welcher er in aufwallender Empfindlichkeit ausgetreten war. Am Ofen kauerte die Mutter mit dem Strickſtrumpf. Wenn ſie zuweilen emporblickend die drei lieblichen Töchter muſterte, hing ſie in bitterer Wehmuth dem Gedanken nach, daß alle dieſe Reize beſtimmt ſeyen, unbeachtet von ehrlichen Freiern und Verſorgern zu verblühen. Zuweilen dachte die gute Frau auch laut. Amalie und Joſephine grollten und ſchmollten gewöhnlich, und wenn die Frau Mama ſich in liebloſen Bemerkungen erging, ſo warfen ſie hämiſche Seitenblicke auf die arme Eliſe, und ſchalten flüſternd auf den Vater, der in ſeinem Eigenſinn ſie um die Bälle gebracht. Wenn „die Liſel" allein weggeblieben, meinten ſie, ſo wäre wohl genug geſchehen, und es ſey ganz überflüſſig geweſen, auch ſie, die unſchuldigen, zu Opfern zu machen. So machten ſie ſtets Partei gegen die ältere Schweſter, die an Reizen wie an Geiſt und Gemüth ihnen weit überlegen, ihr verletztes Gefühl unter ſtolzem Schweigen barg und ſich zu ihrem Flügel flüchtete. Dieſen letzten Troſt durften die neidiſchen Gänslein ihr nicht verkümmern, ſo gern ſie es auch gethan hätten, weil Eliſens Spiel für des Vaters trübe Laune noch das einzige Labſal war.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Danzig, Mai.

(Schluß.)

Im Rathskeller.

Briefträger traten in's Gewölbe, den Kaufleuten ihre engliſchen Korreſpondenzen zu überreichen. Wie ſich die Augen des Empfängers beleben! wie ſeine Hände krampfhaft zittern! Unſchlüſſig ruhen die Daumen am Siegel, plötzlich wird dieſes aufgeriſſen, mit Rieſenſchrift ſehen wie das große Fragezeichen auf ſeinen Lippen ſchweben: „Wie ſteht die Weiz?" Ich verdenke es den ſchönen Danzigerinnen ſehr, daß ſie den Weizen von ihren Ehemännern zum weiblichen Geſchlechte zählen laſſen. Wie viel Liebe und Zärtlichkeit wird ihnen dadurch entgehen! Doch ſollte ich meinen Augen trauen? nicht weit von mir, an zwei Tiſchen ſaßen elegante, junge Herren, wahrſcheinlich

Digitized by Google

Comptoiristen, die kranken mitten im Sommer, und noch dazu Vormittags, ein gelbes, dampfendes Getränk in wiederholter Auflage; es war Grog, der Rumgeruch drang bis zu mir herüber. Das war mir neu. Aber Trinken ist die Leidenschaft aller Gestädte. Der Danziger Liqueur ist weltberühmt und in Petersburg wie in Boston spricht man vom Danziger „Lachs," einer renommirten Branntweinbrennerei, die es an Großartigkeit und Eleganz mit den Berliner „drei Kugeln" und mit den Londoner „Gin-Tempeln" wohl aufnimmt. Hat doch der Danziger Volkswitz sich sogar des in's gelehrte Latein verstiegen und die Inschrift auf dem hohen Thore:

»Justitia et pietas regnorum omnium fundamentum.«

zu seinen Gunsten dergestalt verdolmetscht, daß er mit Ueberspringung der ersten Zeile bei der zweiten verbleibt: „Rum ist das Fundament aller Dinge," und darum auch der Meinung ist, dieser Ausspruch, den die Väter der Stadt einst in goldenen Buchstaben zur Kenntniß des Volks gebracht, müsse für alle Zeit in Ehren gehalten werden. Dieß erwägend, wunderte ich mich keineswegs mehr über die Frühgroßtrinker. Mundete doch auch mir der feurige Ungar ganz vortrefflich. Der grämliche Kellner, welcher eben die Lichter auf meinem Tische putzte, schien auf seinem bekerbten Antlitze einen Zug freudigen Beifalls zu zeigen, als ich die Neige ausgetrunken und er mit der leeren Flasche abzog. Doch selbst recht zur Freude gestimmt war ich nicht. Der vielgepriesene Danziger Kartoffeln hatte trotz der lustigen Gruppen von Trinkern etwas wehmüthiges für mich; er erschien mir als eine gefallene Größe, als eine untergegangene Herrlichkeit. Sein warmer Glanz war verblichen mit dem alten Senatorenglanze. Die alten Patrizier tranken ohne roth zu worden ihre gewaltigen Humpen im freundlichen Rathshofe oder bei hellem Tageslichte; ihre Enkel schleichen sich unter die Erde und trinken in der Verborgenheit, damit die grassirenden Mäßigkeitsvereine sie nicht ertappen. Als ich schwermüthig an der Treppenthüre eben noch einen Blick zurückfandte nach den langen Hallen unter mir mit den trinkenden Dominikgästen, da schien eine Riesenleiche vor mir zu liegen, an deren Gebein schon Würmer zehrten. Die geschäftigen Kellner glichen Leichenbestattern, welche das theure Gebäude durch sorgsames Einbalsamiren vor gänzlicher Verwesung sichern wollten, und jetzt begreif ich auch, zu welchem Zwecke der verweinte Dominikus mit seinen Einlaßkarten unten an die Treppe gestellt war. „Heiliger Dominikus!" rief ich beim Hinausgehen, „Schutzpatron des Danziger Marktes, gib Segen und Gedeihen keinem preußischen Venedig!"

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Theaterreise. — Trockene Steuern. — Der Fürstencongreß.

Berlin war einst eine glückliche, eigentlich die glücklichste große Stadt in Deutschland in dieser Beziehung. Wenn man nicht Mehl und Fleisch in den Kleiden trug, fragte seit Decennien Niemand an den Thoren nach Namen und Stand. Wir fügen uns in die Folgen der Errungenschaft, weil wir müssen, und weil wir erkennen, daß es nothwendig war, möglicherweise noch ist. Der stille Wunsch, daß es anders werde, wird aber bald ein lauter werden. Sind wir doch so ziemlich vom Paßwesen, und trotz der Revolutionen, erlöst geblieben. Die Theatersteuer, eine sehr untergeordnete Species, hat aber für das Gefühl etwas weit Drückenderes. Die Gensdarmen sind nicht mehr aus der Bürgerklasse hervorgegangene Beamte, sondern mehr und mehr wohlgeschulte Staats- und Polizeidiener geworden, und da dem so ist, erscheint es auch ganz passend, wenn man ihnen den militärischen Helm statt des Hutes aufsetzt. Es ist längst angekündigt, aber noch nicht geschehen. Es ist gewiß, der Helm gibt Respekt; vielleicht gewährt er den Vortheil, daß wir statt der vielen numerirten Hüte nun mit wenigen Helmen auskommen.

Aber dieses Wort „Auskommen" hat im Großen wie im Kleinen einen ominösen Sinn. Wie kommen nicht aus, nicht im Staats-, nicht im Stadtbudget. Das versteht sich nach einer Revolution, die weit schrecklicher war als sonst ein lang andauernder Krieg, eigentlich von selbst. Die extraordinären Ausgaben sind die nothwendige Folge beider. Aber sonst schränkte man sich nach einem Kriege, der den Wohlstand des Landes verzehrt hatte, ein. Von dieser alten Theorie ist man abgekommen. In allen Kreisen des Lebens wird verschert, daß nicht nur der alte, sondern ein neuerer größerer Luxus herrsche. Die neue Theorie verlangt, daß man das Werthhabende flüssig mache, damit es allen zu gut komme; es ist die Praxis des Communismus, und man hört hier nicht, wie es aus Paris verlautet, daß die Mittelklassen ihre Ersparnisse in die Bank von England senden. Nur im Bauen hält man noch inne, vielleicht weniger weil die Spekulationslust fehlt, als weil man schon vorher zu viel gebaut hatte. Und doch, trotz dieser Entsatzung des Luxus, der vor den Schrecken der Revolution in die Winkel verkrochen war, hört man nur das Wort: Sparen! um auszukommen, um Mittel zu gewinnen für die Steuern, welche kommen werden. Um sie stehen drohend vor der Thür, Steuern für Stadt und Staat. Daß man das Damoclesschwert, welches einst herabfallen muß, so lange über uns schweben läßt, geschieht vielleicht um uns auf den Schreck und Schmerz vorzubereiten, wenn der Faden wirklich reißt. Und reißen muß er, und der immer weiter ausgesponnene bewaffnete Friede, in der einen Hand den Teller, in der andern den gezogenen Degen, muß seine Runde machen, und jedem wird er zurufen: Gerste lieber hinein, der Finger in der Westentasche genügt uns nicht.

Glanz und Pracht und Schmaus des Fürstenkongresses sind vorüber, und es ist viel geschehen, viel gesehen, gehört, gesprochen worden, aber zu jeder andern Zeit, welches Aufsehen hätte ein solcher Congreß gemacht, wie wäre jeder Mund davon voll, wie würden sich alle Federn damit beschäftigen! Er ist eben nur ein Ereignis geblieben neben vielen andern Ereignissen. Es kam zu früh. Seine geheime Geschichte zu schreiben bleibt spätern Memoiristen vorbehalten; sie mag interessant genug sein. Ich gehöre nicht zu denen, welche meinen, daß hie Sache selbst erstickt worden sey unter den Sinnengenüssen, ich halte sie überhaupt noch nicht für erstickt und ausgelöscht aus der Reihe der verbrauten Dinge. Es ist nicht alles abgethan und Schlacke, was so scheint, es wartet oft nur auf den elastischen Druck, der die noch wogenden Massen zur Gestaltung bringt. Eine Kaiserkrone war nicht das Resultat. Wie konnte sie es sein, wo die Hand fehlte, um mit kühnem Griff sie zu ergreifen und sich auf's Haupt zu setzen! Aber uns wird jetzt einstimmig versichert, daß ohne König Friedrich Wilhelms begeisterten Eifer für die deutsche Einigung schon am Himmelfahrtstage die ganze Sache schlafen gegangen wäre. Von einzelnen Fürsten, deren Namen in Ehren bleiben wird, ward er lebhaft unterstützt; es waren die, welche als Charaktere am reinsten dastehen. Dieser moralische Impuls hielt auch die andern wach, daß wir nicht in das Loos verfielen auf's neue den Siebenschläferschlaf in der Gschenheimer Gasse zu schlafen, um einst furchtbar erweckt zu werden. Daß die freien Hansestädte es seyn mußten, welche sich mit Reservationen umschanzten, die zum Einschlummern führen, ist auffallend.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 146. Mittwoch den 19. Juni 1850.

Lob' ich den reizenden Weg vom pompejanischen Weinberg,
Oder La Cavas Thal, grünend Dionengebirg?
Nein, erst fühl' ich mich wohl, wenn aus südlich bekleideter Felswand
Plötzlich der griechische Golf strahlend ins Auge mir glänzt.

Waiblinger.

Pompeji und Pästum.

(s. Nr. 140—143.)

II.

Die Straße nach Pästum wendet sich kurz vor Pompeji bei Torre del Annunciata vom Golf von Neapel südöstlich ab, am Rande der großen fruchtbaren Ebene Campaniens hin, aus deren Mitte der Vesuv sich selbstständig erhoben hat. Zur Rechten bleibt der gewaltige, fast 5000 Fuß hohe Monte S. Angelo mit seinen grauen Kalksteinfelsen, der bis zur Punta di Campanella hin sich lagernd, den Golf von Neapel und den von Salerno trennt und nach Süden in einem Absturz zum Meer sich senkt, während er nach Norden in seinem Schooße auf einer vulkanischen Terrasse den reichsten Garten von Italien, die Pianura di Sorrento birgt. Von Nocera an, bis wohin die überall sich gleiche Eisenbahn den Reisenden bringt, steigt man allmälig den sehr niedrigen Bergsattel la Cava hinauf, der den S. Angelo mit dem Apenninensystem verbindet. Wir folgen einem weniger betretenen Fußpfade, der uns westlich von der Straße ab unmittelbar unter die hier fast senkrecht abstürzenden Felsen des Angelo bringt, wo in tiefer Einsamkeit, an eine Berghöhle angebaut, auf den gewaltigen Untermauern des alten Klosters die weiten, freundlichen Hallen der berühmten Trinità di Cava ruhen. Hier walten seit mehr als 800 Jahren die Benediktiner, auch hier ihren nobeln und freundlichen Charakter nicht verleugnend. Schon manchen Monat haben hier deutsche Gelehrte verlebt und die reichste Ausbeute gefunden für deutsche Geschichte und für deutsche Rechtsinstitutionen, die sich hier in der Nähe in den longobardischen Fürstenthümern, wie Capua, Salerno, Benevento, in großer Reinheit erhalten hatten, bis sie von Saracenen, Griechen, Arabern, Normannen verscheucht und dem Pergament anvertraut, einen ruhigen Zufluchtsort in der Bibliothek des Klosters fanden.

Wir eilen weiter an der Hälfte des Gebirges hin über Wiesen, die das frische Frühlingsgrün geschmückt hat; die Berghöhen, die den Ausgang La Cavas schließen, treten allmälig auseinander und der blaue Gebirgssaum vom entgegengesezten Ufer des Golfs lockt schon hier und da das suchende Auge. Aber die reiche Vegetation der Obstbäume, der Orangen und Oliven und das sanft gewellt abfallende Gelände läßt uns nicht ahnen, welch überraschender Anblick unser so bald wartet. Der Weg führt felsig und steil in den Ort Arbore hinein und die Ecke der ersten Häuserreihe fällt in die blaugrüne Fluth des Meeres ab. Bleiben die Füße des Wanderers zuerst unwillkürlich gefesselt und jubelt er still über die in beschränktem Durchblick ihm entgegenstrahlende Meeresfläche, so wird er beim zweiten- und drittenmale unruhig und ungenügsam; er sucht nach einem freieren Standpunkte, aber überall Mauern und Häuser. Endlich vor der Kirche auf einem aufgebauten Halbrund ist ihm ein freierer Ueberblick geöffnet und die niedrigen, mit Früchten beladenen, eben ihre Blüthenknospen treibenden Orangen bilden mit den Steinmassen der Häuser den dunkeln trefflichen Vordergrund.

Vor uns ausgebreitet liegt der Golf von Salerno, wie er im weiten Bogen bis zur Punta di Licosa sich hinstreckt. Der Standpunkt von wohl achthundert Fuß des schroffsten Abfalls in das Meer zeigt uns in

Digitized by Google

weitester Ferne die ſchneebedeckten Höhen der Apenninen, vom Monte Serino bis zum Monte Diano, die auf dem nordöſtlichen und ſüdweſtlichen Ende nahe an's Meer herantreten, während ſie die weite vom alten Fluſſe Silarus durchſtrömte Ebene in ihrer Mitte haben. Hier führt die einzige Straße nach Calabrien in das Gebirge hinein, hier öffnen ſich die Thäler Val di Diano, Val di Norte, deren tapfere, unabhängige Bewohner während meines Aufenthalts in Neapel der Schrecken der Regierung waren, während ſie von der liberalen Partei als Vollender der durch die neugegebene und vom Volke beſchworene Charte nur halb durchgeführten Revolution täglich angeſagt wurden; * aber die königlichen Huſaren und die eleganten Revolutionärs haben acht Tage lang vergeblich an der Eiſenbahn gewartet und die Calabreſen ſind nicht erſchienen, und wir können uns trotz aller Warnungen ruhig in das gefährliche Gebiet wagen.

Nicht ſie ſucht unſer Auge von der Kirche von Ardore in der duftigen Ferne; langſam folgt es dem Küſtenzuge von der äußerſten Punta und bleibt endlich haften auf einem Punkte, wo drei helle Maſſen aus der violettgrünen Ebene hervortreten; noch zweifelt es ungläubig, bis das Fernrohr ihm die einfachen Maſſen als reich gegliederte Hallen nahe rückt. Ja, es iſt die Poſeidonſtadt, es iſt Päſtum, vor deſſen Tempeln wir im Geiſte oft geſtanden, das uns die Sehnſucht nach dem Süden oft mächtig erregt hat. Und vor die Seele traten uns die Worte des deutſchen Dichters, der neben Goethe die italieniſche Welt am tiefſten und in vollendetſter Form aufgefaßt hat, die Worte Platens, mit denen er Päſtum von der luſtigen Zinne Ravellos begrüßt:

Tritt auf jene Balkone hinaus und in duftiger Ferne
Siehſt du das Ufer entlegener Bucht und am Ufer erblickſt du
Herrlicher Säulen in Reihen aufſtrebendes doriſches Bildwerk.
Nur Cirechſen umkletteren es jetzt, nur flatternde Raben
Ziehen geſchaart jetzt über das offene Dach laut kreiſchend u. ſ. w.

Wir haben aber noch eine halbe Tagereiſe zurückzulegen, ehe wir in die Mauern von Päſtum eintreten. In einem leichten Wagen, von der vorſorgenden Wirthin zu Salerno mit Proviant an Wein und Brod verſehen, einen etwas zerlumpten Jungen hinter uns, da der Kutſcher nie vom Bock ſteigt und an Ort und Stelle ſich nicht ſehr viel um ſein Geſchirr bekümmert, rollen wir raſch den ſchönen Molo von Salerno entlang und bald vom Meere abwärts in die weite, hier noch trefflich bebaute Ebene. Ein friſcher Seewind ſtreicht darüber hin und grüne Felder, Citronengärten, ſtattliche Häuſer geben den erfreulichen Eindruck der Kultur und des Wohlbefindens. Aber nach zwei Stunden verläßt man die große Calabreſer Straße und wendet ſich mehr dem Meere zu. Zwar bleibt in der Ferne der großartige Anblick des Apenninenkranzes mit ſeinen Schneegipfeln unverändert, und weithin dehnt ſich in den ſo beſtimmten runden Formen der Wald an ihrem Fuße; allmälig treten die ſüdlichen Bergwaſſen hervor, nach der einen Seite ſchroff abfallend, die andere mit den nackt daliegenden Schichten langſam ſich ſenkend. Aber die nächſte Umgebung zeigt uns eine ganz andere Welt: öde Heideland, von Bächen unterbrochen, alles in fahlgrauer Farbe. Und ſtatt der fleißigen Stiere, ſtatt der Wagen und Roſſe begegnen uns nur Schaaren will durchſtreifender Büffel. Dummneugierig ſtrecken ſie ihre plumpen grauen Köpfe mit den großen Ohren und kurzen, abſtehenden Hörnern aus dem Waſſer hervor; zuweilen jagt ein berittener Hirt, mit Beinſchienen vor Schlangenbiß wohl verwahrt, vor ſich den grünen Mantel, die lange Lanze in der Hand, die träge Heerde vorwärts, und mit Wohlbehagen ſtürzt ſich die ganze Geſellſchaft in die ihnen befreundeten Sumpfgewäſſer. Hie und da ſtehen ein paar armſelige halbnackte Kinder bettelnd am Wege, an deren Geſichtsfarbe und unförmlichem Körper man den traurigen Einfluß der Malaria ſieht, welche während des ganzen Sommers hier oft tödtlich herrſcht und auch in der kühleren Jahreszeit vor und nach Sonnenuntergang als dichter niedriger Nebel auf der Gegend ruht.

(Fortſetzung folgt.)

* Im Frühjahr 1848.

Eine kleinſtädtiſche Geſchichte.

(Fortſetzung.)

Eines Abends nun, als die Hölle noch um einige Grade heißer wie gewöhnlich glühte und Clife mit rothgeweinten Augen am Flügel ſaß, pochte ein beſcheidener Finger an die Thüre. Verwundert rief der Vater: Herein! Wer war der Beſuch? Kein anderer als der fremde Herr, welcher die zwei Zimmer gemiethet hatte, die mit Bett und Einrichtung von der Familie abgegeben wurden. „Was fällt dem ein!“ dachte die Frau; „ſeit vierzehn Tagen hat er nicht daran gedacht ſeinen Beſuch zu machen, und nun kommt er bei Nacht, gleichſam um auf die erſte Grobheit die zweite zu pfropfen.“ — Indeſſen ſagte Barant mit dem unbefangenen Anſtand eines Großſtädters: „Einſam wie gewöhnlich in meiner Sophaecke lehnend vernahm ich bisher an jedem Abend Muſik. Ich kann nicht länger der Verſuchung widerſtehen, auch einmal in der Nähe das ſeelenvolle Spiel zu

Digitized by Google

belauſchen, das ſo mächtig die Gedanken von dem Buch in meiner Hand abzieht."

Der Vater hieß ihn ohne Umſtände Platz nehmen; die Mutter machte in kleinſtädtiſcher Heuchelei der Umſtände um ſo mehr; Amalie und Joſephine reckten neugierig die Hälſe; Eliſe bemerkte mit gelaſſener Freundlichkeit, ſie wolle ihr Spiel gern einſtellen, wenn es den verehrten „Zimmerherrn" ſtöre. Der aber ſagte ernſt und nicht ohne einen Anflug von Empfindlichkeit: „Verlaſſen Sie ſich darauf, Fräulein, daß ich, am erſten Tag geſtört, am zweiten ohne weiteres ausgezogen wäre. Ich rede nie das Ding, das nicht iſt. Ich wünſche, wie ich eben zu äußern die Ehre hatte, Ihr Spiel einmal deutlicher als durch eine Riegelwand zu hören." — Somit ließ er ſich behaglich nieder, winkte mit der Hand gegen die Taſten hin, und während Eliſe beinah unwillkürlich gehorchte, muemelte die Mutter in ſich hinein: „Und der will ein Holländer ſeyn? Ja freilich iſt er einer, aber vom Wald droben." — Sie meinte damit einen Baumſtamm von denen, welche nach den Niederlanden zum Verkauf geflößt werden, und deßhalb Holländerſtämme, oder kurzweg Holländer heißen. Die gute Frau war, wie ſo viele ihres Gleichen, des alten Vorurtheils voll, die Holländer ſeyen ein altzeäntiſch höfliches, chineſiſch geſpreiztes Volk; ſie konnte ſich daher vor Erſtaunen nicht faſſen, einen wirklichen Mynheer in Fleiſch und Bein vor ſich zu erblicken, der gar nichts von peinlicher Höflichkeit zu wiſſen ſchien.

Barant van dem Kevok hörte mit augenfälligem Behagen dem mehr feelenvollen als kunſtfertigen Spiel Eliſens zu. Freundlich bedankte er ſich für den Genuß, ſpeach noch Einiges über Wind und Wetter und empfahl ſich mit der Bemerkung, er werde wieder kommen. Pünktlich hielt er Wort. Kaum hatte am nächſten Abend Eliſe ein paar Töne angeſchlagen, ſo ſchlürfte des Holländers ſchwerer Tritt auch über den Flur, gerade als ob er nur des Zeichens geharet hätte. Vom dritten Abend an verſtand ſich der Beſuch von ſelber. Der Vater bot dem Fremden eine Pfeife; dieſer lehnte ab. „Ich kann nur meinen gewohnten Knaſter vertragen," bemerkte er dazu, „doch wied es mir angenehm ſeyn, mich deſſen bedienen zu dürfen."

— So geſchah es, und der Gaſt fand dadurch die erwünſchte Gelegenheit, den Hausherrn mit einer Rolle Varinas zu bedenken, wie ihn zu ihree Zeit die Hochmögenden ſelber nicht feiner zu rauchen hatten. Mit dieſer edeln Gabe war des Vaters Herz für ewige Zeiten gewonnen, und ganz überflüſſig erſchien die Zugabe eines Kiſtchens ächter Havannahcigarren. Cigarren waren damals im innern Deutſchland noch etwas ſehr Vornehmes, und namentlich zu Weißach ein Gegenſtand üppigen Aufwandes. Im Kaffeehaus und beim Luſtwandeln thaten die jungen Stutzer mit Cigareen groß.

Auf ſolche Weiſe war Barant ein Mitglied des Familienkreiſes geworden und hatte in die einförmige Stille deſſelben verſchiedene Gemüthsbewegungen gebracht, mithin den wirkſamſten Stoff zur Unterhaltung. Die wahre nachhaltige Unterhaltung geht immer nur aus tiefern Beziehungen hervor. An ſolchen fehlte es nicht, ſobald die Mutter vom Bedienten herausgebracht, daß der Gaſt ſeit Jahresfriſt Wittwer ſey, und zwar bereits zum zweitenmal. Sie ſchloß daraus, daß er nothwendiger Weiſe ausgezogen ſeyn müſſe, um ſich wiederum eine Frau zu ſuchen. An dieſen Schluß knüpfte ſich die kühne Folgerung, daß es nur von Eliſen ſelbſt abhänge, die Rolle dieſer dritten Frau zu übernehmen. Die „Verſorgung" erſchien ganz anſtändig; der Freieesmann war offenbar ſehr wohlhabend, und ſein holländiſches „Van" imerthin ſo gut wie ein hochdeutſches „Von" vor dem Namen. Die hohen Jahre und zweifelhaften Geſundheitszuſtände zog die ſorgliche Mutter nur in Betracht, um zu bemerken, man müſſe den Heirathsvertrag auf einen baldigen Wittwenſtand einrichten. Eliſe gewann dabei; ſie wurde von den Ihrigen weniger gequält und beſreundete ſich ſelbſt mit dem Gedanken, daß, wenu ſie in Barant einen zweiten Vater gewönne, ſie dadurch den Peinigungen der Mutter und der Schweſtern entzogen würde. Dazu war ſie dem alten Herrn mit wahrhaft kindlicher Neigung zugethan, und hätte dieſes Gefühl, des jungfräulichen Herzens erſte Regung, allenfalls für Liebe halten mögen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem Hannoverſchen, Mai.

(Fortſetzung.)

Das Landvolk.

Im Durchſchnitt iſt das Leſen von Büchern nicht nach dem Geſchmacke des Landmanns. Was ihm geboten wird, iſt aus fremden Lebensentwicklungen hervorgegangen, von denen er keinen Begriff hat. An manchen Orten lieſt er nicht einmal Zeitungen oder Volksblätter, zum Theil weil ſie ſeine Sprache nicht reden. Auf künſtlichem Wege hat man ihn vielfältig hineingezogen, und nun lieſt er wohl, ſo lange die Arbeit draußen feiert.

Digitized by Google

Was er dagegen liest, das ist seine Polille, der man die Jahre oder die Jahrdunderte ansieht. Ist sie verbraucht, so kauft er eine neue, d. h. eine eben so alte. Diese wird Sonnabends vorgelesen, als Vorbereitung zum Sonntag, und wer nicht zur Kirche gehen kann, nimmt sie Sonntags vor. Außerdem hat er nur noch sein Gesangbuch, das täglich gebraucht wird, und sein Gesangbuch, das er mit jenem in der Krankheit zur Hand nimmt. So ist also sein geistiger Gesichtskreis vortrefflich durch den Glauben seiner Väter bedingt, und wenn seine Gedanken einmal einen höhern Flug nehmen wollen, so regehen sie sich in diesem Gebiete. Das Christenthum ist ihm noch die höchste Lebensbedingung. Was noch an äußerer Zucht im Volke steckt, daran kann man nicht zweifeln, das kommt aus diesem Grunde. Denn von Grundsätzen der Humanität, der Veredlung und Vervollkommnung um der Menschenwürde willen, oder was man sonst noch für Beweggründe ausgesonnen, hat der Landmann schlechterdings keinen Begriff, und man wird mit jedem andern Erziehungs- und Bildungsmittel die öffentliche Sittlichkeit nur zerstören, weil man den gelegten Grund damit bei Seite schiebt. Es ist aber auf ein solches Ziel lange und umfassend genug hingearbeitet worden, so daß die Folgen auch im schlimmen Sinne merkbar genug sind.

Die gegenwärtige Ueberzeugungs- und Denkweise ist ein wundersames Gemisch der verschiedensten Anschauungen, die sich gegenseitig ums Leben bringen oder bringen können. Aus der ältesten Zeit ist noch ein guter Theil Aberglauben übrig geblieben, der bei vielen soll den Angriff der Religion ausmachen, und diese selbst in seinen verpönten Dunkelheit hinabzieht. Von Hexen, von Zaubrei, vom bösen Auge, von Segensprechen und dergleichen kann man überall die Zeugnisse finden. Die Lehrer klagen, wenn sie die Kinder in der Schule von der Thorheit und Schädlichkeit des Aberglaubens überzeugt haben, so gehen diese nach der Schulzeit auf dem Wege ihrer Väter, und es bleibe alles beim Alten. Die Predigte haben zum Theil nur dehuhlam den Aberglauben angreifen mögen, weil sie fürchteten, daß damit auch der Glaube hinuntergeschlagen möchte. Diesen fehlte entweder das rechte Mittel, dem Aberglauben beizukommen, oder die rechte Einsicht, daß einer sittlichen Wiedergeburt des Volks der Aberglaube nicht minder als der Unglaube im Wege steht. Man kann auch ehrenwerthe Landleute genug finden, die mit dem Aberglauben nicht auch dem Glauben den Abschied gegeben haben, sondern nur noch lebendiger in ihrem Glauben geworden sind; und eben diese bezeichnen selber den Aberglauben als die gröbste Kette, welche die Leute im alten Schlamme festhält. Das ganze religiöse Leben eines Aberglaubischen wird ein äußeres Werk. Gedankenlos sitzt man in der Kirche, gedankenlos treibt man die häusliche Andacht. Dieses dunkle Gebiet des Volkslebens ist noch viel zu wenig in's Auge gefaßt und in seinen weitgreifenden Folgen erkannt.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Prophet. — Eine Hochzeit.

Der Glanzpunkt der Feierlichkeit blieb Meyerbeers Prophet. Ist er etwa zum Symbolum bestimmt für die Reaktion, für die wiedererstandene monarchische Macht, wie Anders Stimme von Portici in den dreißiger Jahren das Symbolum war für die revolutionären Bewegungen? Der Glanz der aufgebotenen Scene wirkt noch heute überraschend, und vorher die Morgendämmerung und das Schlittschuhlaufen. Wenn Sie jemand über die Oper sprechen, so sind alle einig: so was sah man noch nicht, man muß es sehen. Es ist eine eigene Sache, wenn man eine Oper nur sehen will! Die Kritik schlägt dann tüchtich nach. Drei bis vier Stunden muß das Ohr unter Hammerschlägen, Orgel- und Glockenklang, Kanonendonner und Pulverexplosionen sich abmühen, eine Melodie zu erwischen, welche es erfreut! so sagen die einen, die andern: erfreulich sey doch nur das, was für das Auge geboten wird. Womit, wenn der Componist so fortfährt, will er den Propheten in extravaganten Lärm überbieten? — Dieß sind Stimmen, die in unserer kritischen Stadt allmählig aus dem Meer der Erwartung und Bewunderung auftauchen. Aber der Componist kann dazu lächeln. Er hat etwas mehr davon weg, als den Champagnerschaum; und ist das seine Errungenschaft, sein Ruhm, das halbe Europa in Contribution gezigt, die Presse gewonnen und selbst die Kritik überwunden zu haben? — Nicht ganz; denn eben kommt uns eine Broschüre: „Meyerbeers Prophet als Kunstwerk von Dr. C. O. Lindner" zu Händen, welche mit gründlichem Scharfsinn, wenn nicht den Componisten, doch sein jüngstes Kunstwerk zermalmt. Sie kämpft weniger gegen Meyerbeer, dessen Hugenotten sie einen Ehrenplatz anweist, als gegen den Text des Propheten, aus dem sie die gänzliche Verirrung des Componisten und zu beweisen sucht, daß er sich für das, was er componirte, nicht begeistern konnte. „Die allergrößte dramatische Schöpfungskraft," heißt es darin, „wird sich vergeblich abmühen, wenn sie sich herbeiläßt, Unwahrheit und Lüge in Gestalten verwandeln zu wollen, die ein wahrhaft menschliches Interesse erwecken können. So könnte tiefer Prophet den herrlichsten, begeistertsten Lobgesang auf den Herrn singen; wer seinen Gesang nicht blos als ein gelungenes einzelnes Musikstück, sondern im Zusammenhange mit dem dargestellten Charakter, dem Verlaufe der Handlung auffaßt, würde nur bedauern können, daß hier diese Töne nicht am rechten Orte sind. — Sobald die Kunst sich von der Wahrheit, von der Natur in einem so hohen Grade losfagt, wie dieß im Propheten geschieht, kann sie mit dem Aufwande aller Mittel, mit der allerhöchsten Anstrengung kein Herz ergreifen."

Neben dem Fürstenconcert lief eine Hochzeit her, welcher freilich nur wenige der Fürsten beiwohnten, die aber doch eigentlich dazu gehörte, denn sie war des Congresses wegen bis zu Pfingsten verschoben worden. Es wird keine Hochzeit der Thetis gewesen seyn; aber soviel man von dem Brautpaar weiß, ist es eine Heirath, wo die Neigung von beiden Seiten weit mehr gethan, als die Convenienz. Es klingt uns wie eine unerwartete Idylle aus goldener Schäferzeit (nämlich seitdem es Höfe gibt), wenn man sich erzählt, wie der junge Prinz von Meiningen, der in jeder Beziehung liebenswürdig ist, bei den Ballfesten mit unsichtbaren Blumen hinter seiner Braut gestanden, um, sobald ihr Bouquet verwelkt war, ihr ein frisches überreichen zu können. Doch ist es das nicht, weßhalb die große Stadt so lebhaften Antheil nahm. Man hatte die alte gute Zeit wieder herausbeschworen, ich weiß nicht, ob zur Freude für das junge Brautpaar, ob die Pagen im Festum Friedrichs des Großen, ob das Silberbrokatkleid der Braut, ob der alte Fackeltanz die „hochgezeitliche" Lust der Vermählten erhöht haben. Jene Pagenkleider sollen vom Könige selbst gezeichnet worden seyn; in einem Silberbrokatkleid würde jede junge Braut sich wohl gern sehen, wenn auch nur um des Außerordentlichen willen; der Fackeltanz aber ist etwas so außerordentlichen aus der Mecrecerzeit, daß er wohl nur als ein barocker Spaß aus der Urgesprätergeit noch Lustigkeit erregt. Die geborenen Fackeltänzer sind nämlich sämmtliche Excellenzen des Staates, welche gerade in Berlin verweilen, Minister, Diplomaten, wirkliche Geheimeräthe und Präsidenten.

(Beschluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 147. Donnerstag den 20. Juni 1850.

Shylock. — — Trift is blessing, if men steal it not. — —
Antonio. — I like not fair terms, and a villain's mind.
Shakespeare.

Eine kleinstädtische Geschichte.

(Fortsetzung.)

Der alte Herr freute sich ohne Hehl an Elisens Zuneigung. „Sie sind ein gutes Kind," sagte er mehr als einmal, „und ich werde Sie zu versorgen wissen, verlassen Sie sich darauf." Mehr aber sprach er nicht über diesen Gegenstand und stellte dadurch die Ungeduld der Mutter auf eine harte Probe, gleichwie die Neugier der ganzen Stadt. Die Leute harrten mit großer Spannung des Ausgangs, und vertrieben sich einstweilen die Zeit mit schadenfrohen Bemerkungen. „Da seht die Tugendheldin!" hieß es; „den „Herrn" hat sie spröde abgewiesen, aber der fremde Abenteurer macht Glück bei ihr. Barant blieb nicht ohne Kenntniß von diesen Aeußerungen, dafür sorgte sein Tischnachbar Philipp; aber mit ruhigem Ernst wies er alle Neckereien von der Hand und ließ sich weiter nicht stören.

So kam die Zeit heran, in welcher die Nächte kürzer, die Tage merklich länger werden. Da sprach eines Vormittags der Holländer zu seinem Diener: „Morgen in aller Frühe reisen wir ab, doch ohne Sang und Klang. Verstanden?" — Der Diener nickte und ging, um im Augenblick darauf mit der Meldung zurückzukommen, ein Herr wünsche seine Aufwartung zu machen. — Meinetwegen, sagte Barant. Sofort erschien ein ältlicher Mann in schwarzem Frack, mit schweren Goldketten behangen, die Hände in weißledernen Handschuhen, deren Glanz schon etwas gelitten hatte, und mit weißer Wäsche von nicht ganz tadelloser Frische. Der Eintretende sagte: „Ich bin der Hofagent, geheime Commerzienrath Gutkind, Vorstand der berühmten Firma S. A. Gutkind und Söhne, und habe wohl die Ehre den Herrn von dem Krook aus Amsterdam zu sprechen?" — Der Holländer wies auf einen Stuhl und bekannte sich zu dem Namen. Der Besucher fuhr geläufig fort: „Ihre schätzbare Ankunft ist dem Hause gar nicht gemeldet worden, und blieb uns um so mehr verborgen, als wir keine Ahnung davon hatten, daß Sie die bekannte Wittwe Nacatenus sehen. Gestern Abend erst erhielten wir durch einen freundschaftlichen Brief Aufschluß darüber. Es hat mich unendlich geschmerzt, daß ein ausgezeichneter Kaufmann wie Sie, und noch dazu unser Geschäftsfreund, mein bescheidenes Dach unbeachtet gelassen. Zum Glück steht unser Credit fest und unerschütterlich, sonst müßte Ihre wenn auch nur anscheinende Gleichgültigkeit demselben schaden."

Nicht wenig erstaunt über solche Zudringlichkeit, versetzte Barant mit höflicher Kälte: „Ich reise nicht in Geschäften, sondern zur Erholung, und bin demgemäß zur Stunde nicht die Wittwe Nacatenus; auch war mein verlängerter Aufenthalt hier nur Folge eines Unwohlseins, und ich stand tagtäglich auf dem Sprung abzureisen." — „Ich schätze und ehre Ihre Gründe," hob der Hofagent und geheime Commerzienrath wieder an, „verlange jedoch dagegen, daß auch Sie mein Bedauern wegen dero strenger Zurückgezogenheit nicht ganz ohne Anerkennung lassen. Ich mache hier ein Haus, in Weißach sozusagen das einzige, und würde sehr im Stande gewesen seyn Ihnen die langweilige Winterzeit vertürzen zu helfen. Meine Salons vereinigen alle einheimischen und fremden Notabilitäten, vornehme Reisende, Virtuosen aller Fächer und dramatische

Digitized by Google

Künſtler. Meine Gemahlin iſt ſelbſt eine ausgezeichnete Pianiſtin, meine Töchter beſitzen die Weihe der Kunſt in ihren verſchiedenartigſten Aeußerungen.“

Kroof gähnte, doch das ſtörte den begeiſterten Redner nicht in der vollſtändigſten Erſchöpfung ſeines Stoffes; er zählte unerbittlich ſeines gaſtlichen Hauſes Herrlichkeiten auf und ſchloß endlich mit der Einladung „auf einen Löffel Suppe.“ — Der Fremdling lehnte ab. „Ich eſſe in der That kaum mehr als einen Löffel Suppe,“ ſagte er, „und muß um meiner Kränklichkeit willen mit dem Uebermaß auch jeglichen Zwang vermeiden.“ — „Gott, gerechter!“ rief Gutkind aus, „Sie ſollen ſich auch nicht den mindeſten Zwang anthun, Sie ſollen geradezu wie daheim ſich fühlen.“ — Barant ließ ſich nicht bewegen, und da der andere gar nicht mit Drängen und Bitten aufhören wollte, fing der Holländer urplötzlich in verändertem Tone an: „Genug der Winkelzüge, mein beſter Herr! Verſtändigen wir uns! Wenn ich auch Ihre Suppe ungegeſſen laſſe, ſo kann ich darum doch anhören, was Sie eigentlich zu mir führet. Es wird mir ſogar ganz angenehm ſeyn, Ihnen eine Gefälligkeit erweiſen zu können. Spielen Sie alſo ohne weiteres Ihre Trümpfe aus, ich will Farbe bekennen.“

Des Holländers eiſerne Ruhe und kaltblütige Zuverſicht verblüfften den kleinſtädtiſchen Geſchäftsmann dermaßen, daß er beinahe die durchſchaute Abſicht geleugnet hätte; da er jedoch fühlte, daß er durch Leugnen den ganzen Handel für alle Zukunft verderben mußte, ſo gab er zur Antwort: „Wenn es ein gutes Geſchäftchen gibt, wozu ich der Theilnehmer bedarf, werde ich damit zu meinen Feinden gehen? Ich denke nein. Und wenn zum Beiſpiel ſeine Durchlaucht mich mit dem ſchmeichelhaften Auftrag beehrt hätten, eine Anleihe für ſie in Gang zu bringen, wo glauben Sie wohl, daß ich Geld ſuchen würde? Ich denke bei reichen Leuten.“ — Barant nickte. „Der Waldgraf iſt ein guter Mann,“ ſagte er. Die „Güte“ war hier kaufmänniſch gemeint und wurde auch nicht anders verſtanden.

Ermuthigt durch des Fremdlings Bemerkung, fing Gutkind an ſeinen Plan zu entwickeln, der ſich, wie er geſagt, um eine Anleihe für den Waldgrafen drehte. Der kleine Fürſt hatte in den letzten Jahren, trotz der trüben Ausſichten auf Krieg und Umſturz aller Dinge, große Bauten und Anlagen unternommen. Auch bei ihm galt das wälſche Sprüchwort: »Principoni hanno armate e canoni; principini hanno palazzi e giardini.« (Große Fürſten haben Heere und Geſchütze, kleine Herren Paläſte und Gärten.) So bedurfte er denn Geld, viel Geld, baares Geld, mehr als der Hofagent mit ſeinen nächſten Freunden ſofort zur Stelle ſchaffen konnte. „Ich denke nun ſo,“ ſagte Gutkind, „daß die ganze Anleihe den Nennwerth einer Million haben haben und in zweitauſend Verſchreibungen vertheilt ſeyn ſoll, verzinslich zu fünf vom Hundert bis zur Heimzahlung, die innerhalb zwanzig Jahren zu erfolgen hat. Wenn ſeine Durchlaucht das Geld vom 1. Juli an in fünf monatlichen Raten erhalten könnte, ſo würde ſie mit fünfundſiebzig vom Hundert zufrieden ſeyn. Wäre das nicht ein niedliches Geſchäft?“ Barant lächelte und dachte bei ſich: „Bei uns nennen wir das Wucher.“ Laut ſagte er: „Ganz niedlich. Aber welche Rolle haben Sie mir dabei zugedacht?“ — „Die Hauptrolle,“ erwiederte Gutkind; „ich meine, Sie ſollten zwölfhundert der Looſe übernehmen und mir die Uebernahme der übrigen durch einen Vorſchuß von 150,000 Gulden auf drei Jahre zu fünf vom Hundert erleichtern. Ihr Haus, das weiß ich wohl, macht keine Bankgeſchäfte, aber Sie könnten ja mit Ihrem Taſchengeld ſo nebenbei den Handel bewerkſtelligen, wär's auch nur um die Reiſekoſten herauszuſchlagen. Sie wagen nichts dabei, zu gewinnen aber ſteht viel. Ich getraue mich, Ihnen in Friſt von vier bis fünf Jahren Ihre Verſchreibungen alleſammt im Lande ſelber zum vollen Nennwerth und ſogar darüber anzubringen, wenn Sie mir das Geſchäft übergeben wollen. Die Schuld ſoll nämlich als erſter Satz auf die Herrſchaft Oberwaſſer in das Grundbuch eingetragen werden, und dieſe Herrſchaft, des Herrn perſönliches Eigenthum, hat mehr als den doppelten Werth des ganzen Betrages. Auch wird Ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß der gewöhnliche Zinsfuß bei uns zu Lande zu vier ſteht.“ — So ſprach Gutkind und fügte noch allerhand hinzu. Barant ließ ihn ruhig ausreden, bevor er antwortete: „Ich werde mir die Sache überlegen.“ — „Wie recht und billig,“ bemerkte Gutkind, „indeſſen wäre es mir ſehr wünſchenswerth, wenn ich den Herrn gelegentlich mit irgend einem Beſcheid vergnügen könnte; ſeine Durchlaucht kann nämlich die vorgelegten Bauplane nicht eher genehmigen, als bis ſie des Geldes ſicher iſt.“ — „Sie ſollen morgen Beſcheid haben,“ verhieß Barant, indem er ſich erhob.

(Fortſetzung folgt.)

Pompeji und Päſtum.

(Fortſetzung.)

Endlich iſt der Seleſfluß erreicht, der Grenzfluß Unteritaliens im Alterthum, und das erſehnte Ziel iſt nahe. Einige Kultur beginnt hier wieder; man ſieht, es ſind ganz neue Anlagen, von Privaten unternommen, die freilich nie dieſe einſt ſo reichen, geſegneten Gefilde ihrer früheren Beſtimmung wiedergeben werden.

Digitized by Google

wenn ſich nicht endlich die Regierung entſchließt, auf die oftmaligen Anträge der Provinzialſtände einzugehen und in umfaſſender Weiſe durch Kanalanlagen und Kapitalvorſchüſſe zur Bebauung dem Uebel abzuhelfen.

In ovaler vieleckiger Geſtalt ziehen ſich noch jetzt, freilich tief verſchüttet, die Mauern um den Platz, den einſt Päſtum deckte. In dreiviertel Stunden kann man ſie umgehen. Vier Thore öffnen ſich nach den vier Himmelsgegenden, aber nur eines, das öſtliche, iſt mit ſeiner hohen ſchönen Wölbung und den nach außen vorſpringenden Mauern noch vollſtändig erhalten. Noch kann man die Straße, die zu ihm führte, genau am Pflaſter verfolgen, noch in einer andern Richtung eine Reihe von Grundmauern der Häuſer bezeichnen, und ein verriefter ovaler Raum zeigt uns die Stelle eines Amphitheaters.

Schon drängen ſich Kinder um uns herum, eine Handvoll Münzen zum Verkauf anbietend; ein Mann tritt herbei mit wichtiger Miene; er klagt über die Armſeligkeit der jetzigen Ausbeute und zeigt dem nach ſeiner Anſicht auf derlei Sachen toll verſeſſenen Forestiere eine etwas ſtumpfe Thonfigur, eine Ceres mit dem hohen Aufſatz und Schleier, mit dem hochgehobenen Fruchtkorbe. Wir ſind aber nicht hier, um Antiquitäten zu kaufen, um die Straßenſpuren der alten Stadt zu verfolgen; wir ſuchen die ragenden Säulen von Päſtum, die uns ſchon aus weiter Ferne auf der Höhe von Arbore geleuchtet. Gleich bei der Einfahrt in die Mauern hat uns zur Rechten der hohe Giebel des Demetertempels überraſcht; wir eilen noch weiter zu dem zweiten Punkte, wo der Tempel des meerbeherrſchenden Poſeidon und daneben eine Säulenhalle, die ſogenannte Baſilica, uns feſſelt.

Ein Zaun verſchließt den trümmererfüllten Raum und hohes Geſträuch mit roſenrothen Schmetterlingsblüthen verdeckt uns noch einen Theil der Gebäude. Wir treten ein, und auf einmal ſteigt der gewaltige Bau mit ſeinen Säulenhallen und ſeinem Giebel ſcharf und rein, als wäre er eben erſt aus der Hand des Baumeiſters hervorgegangen, in den freien Himmel auf. Die von der Vormittagsſonne durchglühte Orangefarbe des harten Tuffſteins hebt ſich leuchtend vom hellblauen Aether ab, während dunkelblau das Meer durch die Säulenhalle ſchaut.

Wir verweilen etwas länger vor dem Tempel und ſuchen den gewaltigen, ernſten und doch ſo freundigen Eindruck recht feſtzuhalten und zu gliedern. Hier ſteht nicht der Alterthumsforſcher vor einem intereſſanten, ſchwer zu löſenden Problem, nicht der Architekt vor einem Muſter, das er raſch in ſein Skizzenbuch bringt, um es anderswo zu nützen: es ſteht der Menſch vor einer einfachen, harmoniſchen Schöpfung eines geiſtig hochbegabten Volks. Ich kannte einen Offizier in Neapel, der nun auch ſchon in fremder Erde bei Meſſina ruht, einen einfachen, ernſt religiöſen Schweizer, den das heitere, mannigfaltige Leben der griechiſchen Kunſtwelt in den Studi zu Neapel kalt und intereſſelos ließ; dieſer verſicherte mir, der Anblick des Poſeidontempels zu Päſtum habe ihn tief ergriffen; nur ein Volk von tief religiöſem Sinn könne ein ſolches Bauwerk aufführen. Und in der That haben wir im doriſchen Tempelbau, und vor allem in ſeiner früheren ſtrengeren Form, wie ſie hier in Päſtum auftritt, die großartigſte Entwicklung der religiöſen griechiſchen Kunſt. Das Bild des erderſchütternden Gottes mit dem geſchwungenen Dreizack iſt zertrümmert und keine Gebete erheben ſich mehr zu ihm beim Opferdampf; aber ſtehen geblieben iſt die Form, unter der der Menſch der Gottheit gehuldigt, ſie hat ſich losgelöst vom nationalen Gottesdienſt und iſt allgemein und muſtergültig geworden. Wir begegnen ihr häufig wieder, freilich oft entweiht, wenn ſie die niedrige Wachſtube neapolitaniſcher Sbirren verkleidet oder das müſſige Treiben des Kaffeehauſes überſchattet.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortſetzung.)

Die Ausſtener. — Theater.

Wenn auch einige Excellenzen in jüngern Jahren zu der Ehre gekommen ſind, ſo iſt es doch im Ganzen ein Corps von, was man ſo nennt, alten Knaben. Daß eine derartige Faſchingsluſtbarkeit, die nach dem Mittelalter ſchmeckt, wieder aufkommen würde, hatte man vor zwei Jahren nicht für möglich gehalten. Habeat sibi, wenn nichts Schlimmeres wieder in die Mode käme! Aber alles das war es nicht, was unſer revolutionäres Berlin in Bewegung

Digitized by Google

brachte: es war die Ausstattung der Prinzessin. Die Schätze an Gewanden und Geschmeiden waren nach alter Ordnung ausgestellt, daß männiglich es sehen und daran sich freuen sollte. Und sie sahen es und freuten sich, und die Haushofmeister und Lakaien konnten nicht genug Billete vertheilen; die Cennerionen wurden angerufen, man drängte, schlug sich, und Polizei, Wachen und Gensdarmes mußten einschreiten, um das loyale Publikum zur Ruhe zu bringen, das staunen und sich freuen wollte, weil eine Prinzessin seines Königshauses mit einer so reichen Aussteuer aus dem Lande ging.

Auf unserm Theater zeigt nichts, weder daß eine neue Zeit anhebt, noch daß eine alte ausgeläutet ist, noch auch das Verlangen zu dieser zurück zu kehren. Wir nehmen natürlich den Propheten aus, der aber eine vorübergehende Erscheinung bleibt. Welcher arme Dichter, der seine Sonnen aufgehen, noch die Stadt Münster in Trümmer zusammenstürzen und unterge hen lassen kann, dürfte so etwas nachzuahmen wagen! Die Jüdin Deborah huscht noch zuweilen über die Bühne; Hebbels Maria Magdalena kann keinen Platz finden, weil das Publikum ihren Schmerz nicht begreift, oder vielmehr nicht den Grund, warum sie sich in den Schmerz gestürzt hat. Von Raupach wird ein neues Stück gegen die Zeitenwenden, nothgedrungen, als Schmerzensgeld dafür gegeben, daß die Direktion seinen Miradeau nicht geben wollte. Zuweilen noch geht Cäsars riesiger Schatten über die Bretter, und um etwas Heiterkeit aus der alten Schatzgrube des Britten zu bringen, hat man sein: „Was Ihr wollt.“ einstudirt, zum erstenmal ziemlich dem Original getreu. Daß dieses phantasiereichste, vollsaftigste Lustspiel unverwüstlich ist, hat die Aufführung hier bewiesen. Von der Mehrzahl der Mitspielenden konnten die Charaktere nicht schlimmer vergriffen werden, und doch machte es eine große Wirkung; denn auch der Stumpfsinnigste fand etwas, was seinem Gaumen schmeckte; das ist das sicherste Zeichen des Genius. Nur die Gräfin Olivia, von Frei Thomas gegeben, entsprach in Weichheit und Adel der Formen dem Gedanken des Dichters. Der Malvolio Dörings war gänzlich verfehlt. Ist diese spröde, hochmüthige Bedientenseele, in der der große Britte den Puritanismus, wenn auch nicht in seinen tiefsten, doch in den Seiten belauschte, durch welche er sich der Außenwelt verräth, nicht eigentlich eine tragische Person? Man darf über ihn lachen, und doch ist man innerlich bewegt, man kann erschüttert werden, daß um der Sünde willen auch der Aehrer zum Gespött für die Gemeinheit wird. Das ist der Humor, der nicht in Worten ausgedrückt ist, aber, Shakespeare eigenthümlich, durch alle seine Werke wie der rothe Faden sich hindurchzieht. Döring gab ihn von Anfang an als einen Possenreißer. Das Publikum lachte und fühlte doch, vielleicht ohne Shakespeare zu kennen, heraus, wie die Rolle vergriffen sey. Das ist denn auch das allgemeine Urtheil. Und doch kann die Kritik hie und da sagen, Döring habe Recht gehandelt, nur auf diese Weise habe er den Beifall der Zuschauer für seinen Charakter erringen können; hätte er ihn nach der Absicht des Dichters gegeben, wäre er wirkungslos geblieben. Steht es schon so um uns, daß ein Charakter vernichtet werden muß, um zu wirken? Wir glauben, so schlecht es mit dem Theater aussieht, daß es doch noch etwas besser damit steht.

(Schluß folgt.)

Aus dem Hannoverschen, Mai.

(Fortsetzung.)

Das Landvolk.

Vor dem Sturmläuten der neuern Aufklärung hat sich der Aberglaube freilich mehr in's Dunkel zurückgezogen, aber er ist selbst aus den Städten noch nicht verschwunden, und diejenigen irren sich sehr, welche meinen, die neue Zeit habe auch hierin reine Bahn gemacht. Der zweite Bestandtheil, der Glaube selbst, nur oft und viel in seinen genannten Entstellungen, hat zur Zeit noch ein großes Gebiet unter dem Landvolke. Man kann wohl sagen, daß er noch unter drei Vierteln des Landvolks eine öffentliche Macht ist, und wenn auch für einige Zeit unterdrückt, doch unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht ausgerottet werden kann. Man kann sich auch nicht darüber täuschen, das conservative Element des Landes hat hier insbesondere seinen Boden gefunden. Trotz aller Vortheile, welche die Revolution bot, stellte sich der Landmann doch recht bald feindlich gegen die Revolution, weil sie das Christenthum bei Seite schob. Hätten die Gemeinden überall die rechten Leiter gehabt, hätte die Regierung das Volk selber noch mehr verstanden, es wäre ein Leichtes gewesen, die Bewegung durch die Gegenbewegung zu ersticken. Der Name Demokrat hat noch jetzt auf dem Lande einen übeln Klang. Es haben aber die Demokraten besser verstanden als die Regierungen, das Volk zu bearbeiten. Sie haben bald erkannt, daß ihnen am meisten der christliche Glaube des Volks im Wege stehe, und haben gesucht denselben zu durchlöchern. Die Regierungen aber haben diesen ihren natürlichen Bundesgenossen an manchen Orten systematisch mit Füßen getreten und ihren Gegnern in die Hände gearbeitet. Auch die hannoversche Regierung kann sich hievon nicht freisprechen, obgleich sie weit mehr Zurückhaltung bewiesen hat, als namentlich die kleineren Staaten Deutschlands. — Was nun den religiösen Zustand des Landvolks insbesondere anbetrifft, so ist dasselbe zum großen Theil noch so wenig in die neuern Ideen eingegangen, daß es, zumal an Orten, wo nur Ein Glaubensbekenntniß regiert, von Duldung Andersgläubiger gar keinen Begriff hat und auch nichts davon wissen will. Es war überraschi und erstaunt, daß jetzt auch ein Jude sollte Ammann oder gar Minister werden können. Mit der Ehrfurcht vor Gesetz und Obrigkeit ist es ebenfalls sehr schlecht bestellt. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß eine Veränderung des alten Eides manchen so viel gelten würde als eine Abschaffung des Eides. Man würde auf Befehl den neuen Eid schwören, aber ihn nicht für bindend halten; und wie man sich früher gewöhnigt gesehen hat, die Juden ihren salmudischen Eid schwören zu lassen, so würde man sich bald genöthigt sehen, nach der Neuerung das Alte wieder herzustellen. Die Blindheit der neuen Gesetzgeber kommt nirgends deutlicher zu Tage als hier. Sie sehen es nicht ein, daß sie mit solchen Neuerungen die öffentliche Sittlichkeit untergraben und die Bürgschaften einer festen Ordnung zerstören, ohne neue zu schaffen. Bis jetzt, kann man sagen, hat der Eid bei dem Landvolk eine große Heiligkeit gehabt. Zwei Verbrechen gelten ihm für gleich hoch und schwer zu sühnen: der Ehebruch und der Meineid; und es findet sich häufig der Glaube, dieß seyen die Sünden wider den heiligen Geist, die nicht vergeben werden könnten. Wo daher ein Eid geschworen wird ohne große Noth, da hört man allgemeine Mißbilligung, und es ist nicht selten, daß man in kleinen Dingen lieber Schaden leidet, als einen Eid schwört. Denkt man hiebei an die heidnische Zeit und die große Zahl von Eidhelfern, die doch nur eine schwache Bürgschaft für den Eid gaben, so sieht man, welchen Einfluß die Kirche gehabt hat. Davon hat auch die jetzige Regierung noch ein ziemliches Bewußtseyn. Sie hat es nicht zu einer völligen Trennung von Staat und Kirche kommen lassen; sie hat nachgegeben, weil sie nicht widerstehen zu können glaubte.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 148. Freitag den 21. Juni 1850.

— Es weihte für ewig
Jene dem Krieg die wieder gelungene Rose von Päſtum!
Platen

Pompeji und Päſtum.

(Schluß.)

Betrachten wir dieſe Form etwas näher. Auf drei hohen Stufen erhebt ſich das rechtwinkelig lange Gebäude, das mit ſeinen Fronten nach Oſt und Weſt ſchaut; die Längenſeite überſteigt noch bedeutend das Doppelte der Breite und beträgt 191 engliſche Fuß. Um das eigentliche Tempelgebäude zieht ſich rings herum die freie, luftige Halle, die die einfache Mauer gänzlich verdeckt und den Tempel nach allen Seiten gegliedert dem heandrängenden Volke öffnet. Unmittelbar aus der oberſten Stufe wachſen ohne Zwiſchenglieder, ohne Baſen, dicht gedrängt die doriſchen Säulen empor, je ſechs an den Fronten, vierzehn an den Langſeiten. Ihr gewaltiger Schaft, aus fünf bis ſechs Felsblöcken zuſammengeſetzt, verjüngt ſich nach oben ſtark, kurz vor der Mitte in leiſer Schwellung gleichſam noch einmal aufſtrebend. Aber keine kalte, glatte Cylinderfläche tritt hier dem Auge entgegen; unwillkürlich folgt es auf und nieder den ſcharf, ohne Steg an einander grenzenden Cannelirungen; es iſt, als ob die in der Achſe emporſtrebende Kraft die Säule nach innen zuſammenzöge. Und wie einfach iſt der Uebergang aus der perpendikulären Richtung des Schaftes zur horizontalen des Capitells in den drei einfachen Einſchnitten gefunden, die um den obern Theil der Säule, den ſogenannten Hals herumlaufen! Aber vor allem am Capitell zeigt ſich die hehre, großartige Einfachheit des doriſchen Bauſtyls. Er verſchmäht die breit heraustretenden gewundenen Voluten der Jonier, den um dieſe ſich leicht gruppirenden Kranz der korinthiſchen Akanthusblätter, die frei heraustretenden Flügelgeſtalten und Embleme der Römer, oder die wunderliche Thierwelt des Mittelalters; mit einer einzigen ſcharf gezogenen, geſchwungenen Linie erreicht er den Eindruck der emporſtrebenden, gerade an dieſem Punkte concentrirten Federkraft, die mit der ſchweren heraustretenden Platte nicht niedergedrückt wird von der gewaltigen Wucht des darauf ruhenden Gebälks, ſondern es ohne Beſchwerde trägt.

Der aus einer doppelten Steinreihe gebildete Architrav, von dem einzelne Stücke achtzehn Schuh Länge haben, der zurücktretende Fries und das ſchräg weit herausragende Geſims bilden eine an Höhe einer Säulenhälfte gleichkommende zuſammenhängende Maſſe. Aber auch dieſe iſt nichts weniger als einförmig und plump, obgleich wir hier keines der Glieder finden, deſſen die ſpätere griechiſche Architektur ſich ſo reichlich bedient. Der Fries iſt hier nicht mit einer fortlaufenden Reihe von Reliefdarſtellungen geſchmückt, ſondern iſt ſelbſt noch architektoniſch gegliedert durch die Triglyphen mit ihren nach unten und oben ſich fortſetzenden Theilen, mögen wir nun hierin das Bild der im Holzbau hervortretenden Querbalken und der an ihnen gleichſam für immer haftenden Regentropfen, oder mögen wir eine neue, der Säulenſtellung analoge Gliederung finden. Mit einer leichten Schwungslinie tritt das Geſims heraus, den ſcharfen Schatten auf den Fries hinwerfend, und über ihm erhebt ſich das hohe Giebeldach, das einſt an ſeinen drei Endpunkten von einer Palmette bekrönt ward. Hier war der Raum zu großen Gruppendarſtellungen, hier mochte

Digitized by Google

Poseidon, der den Dreizack schwingende, dem Volke erscheinen, etwa wie er das Roß schafft oder Giganten bändigt oder in der Theseusſage auftritt. — Ueberblicken wir noch einmal die ganze Fronte, so tritt uns der eigenthümlich ernſte, einfache doriſche Sinn lebendig vor die Seele, der ſich nicht ſcheut große Kräfte in Bewegung zu ſetzen, aber die richtige Harmonie zwiſchen dem Tragenden und Getragenen hervorzurufen weiß, der all die reichen Formen verſchmäht, die die organiſche Natur im Pflanzen- und Thierleben dem Menſchen an die Hand gibt, und doch über die ſtrenge mathematiſche Form hinaus geht, der keine todten Maſſen kennt, aber die einfachſten Grundgedanken in jedes Glied des Bauwerks niederlegt.

Und treten wir in die Halle ſelbſt hinein, ſo öffnet ſich vor uns von Oſt und Weſt eine zweite kleinere Vorhalle, die an ihrem Ende durch einen hohen ſchmalen Eingang uns in das Heiligthum ſelbſt führt. Wir finden hier keine der Tempelzellen, wie ſie, meiſt einfach und düſter, als Sitz des Gottesbildes erſcheinen, ſondern der lange Raum iſt durch zwei Säulenreihen in drei Theile getheilt, und auf dieſen ſteht frei und luſtig eine kleinere Säulenreihe, die einſt das Ende des Dachſtuhls trug, ſo daß in den mittlern Raum der blaue Himmel hineinſchaute. Eine Treppe beim Eingange weiſt uns auf die obere Galerie, die durch die kleineren Säulen nach dem Mittelraume ſich öffnete. So konnte hier im Tempel die Gemeinde ſich ſammeln, um den feierlichen Opfern zuzuſchauen, und auch hier fand ſie im Bauwerke denſelben hohen einfachen Charakter, der ihr von außen entgegengetreten war. Zwar iſt die doppelte Mauer des Heiligthums zum großen Theil abgetragen, um als Bauſteine den Normannenbauten zu dienen, aber ihre größeren Flächen zeigen uns noch die glatt behauenen, ſcharf gefugten Maſſen, um die ſich außen ein einfaches Geſimsband herumſchlingt.

Wir achten nicht des unruhig treibenden Zurufs unſeres Cicerone; das Bild des Poſeidontempels wollen wir uns rein und unvermiſcht zu erhalten ſuchen. Nicht ohne innere Bewegung trennt ſich der Reiſende, den die Zweitracht der Völker ein noch fühlicheres Ziel nicht erreichen läßt, von dieſem Endpunkt ſeiner Pilgerfahrt; der helle, ſtrahlende Frühlingshimmel iſt ihm noch nie ſo ſchön, ſo ſüdlich erſchienen als hier, wo er umkehren ſoll. Aber wozu, höre ich fragen, überhaupt ſich verſenken in die Trümmer der Vorwelt, wozu in die kleine, beſchränkte Welt der Griechen, in dieſe Heidentempel treten? Das Leben der Gegenwart weht uns friſch an; ganz andere Geſichtskreiſe, von denen Römer und Griechen nichts geahnt, ſtehen uns offen; ein anderes politiſches Großleben iſt für uns lebendig, nicht mehr eingeſchloſſen in den engen Bezirk ſtädtiſcher Verfaſſung. Ja, und dennoch fühlen wir uns oft ſo klein, ſo ärmlich der griechiſchen Welt gegenüber; wir fühlen es, eine Seite unſeres Ich iſt meiſt leer und öde; wir umfaſſen die Welt unter logiſchen Formen, wir forſchen mit wiſſenſchaftlichen Inſtrumenten den Geſetzen der Natur glücklich nach, wir unterwerfen ſie uns in der Maſchine; aber jene ſcharfe, unbefangene, freudige Auffaſſung der Formen der Natur, wie ſie als ein ewig ſchöner Compler urſprünglicher Weſen unter der ordnenden Hand des Weltgeiſtes erſcheint, iſt uns fremd geblieben, jene unmittelbare, nicht nach Ziel und Zweck fragende Schöpferkraft und Freude am Geſchaffenen im Menſchenleben iſt ſo ſelten geworden.

Wohl hat ein gewiſſer Schmerz und die liebevolle Erfaſſung des uns noch Gebliebenen ſein Recht; wohl können wir mit Goethe ſagen:

Wir tragen die Trümmer hinüber
Und klagen um die verlorne Schöne.

Aber ſoll es bei der Klage bleiben? Nein, die Kunſt und der Kunſtſinn iſt kein Monopol einer Zeit, eines Volkes. Gerade das geſchichtliche Studium derſelben, gerade das heute im Volke lebendiger werdende Bewußtſeyn von andern kunſterfüllten Zeiten, gerade die Oeffnung des Auges und die Uebung an den Reſten des Alterthums ſoll die Frucht ſchaffen in der Gegenwart, die den Menſchen auffaßt nicht als vereinzeltes Weſen, ſondern als Glied einer langen Reihe von Kulturentwicklungen, in der das Bleibende, Ewige der Vergangenheit fortlebt und weiter treibt. Und ſo wollen wir nicht unverſtandene Formen aus der griechiſchen Welt in unſere mechaniſch einzügen, wie Maſſen von Säulen aus Päſtum in die Kirchen Salernos gewandert ſind; wir wollen unſer Auge, unſern Sinn an ihnen üben und vor allem die zwei Hauptpunkte beherzigen, die uns in Pompeji und Päſtum ſo lebendig entgegengetreten ſind, daß nur bei einem offenen, regen Sinn für die Natur, ihre Formen und Freuden, nur bei dem einfachen, feſten, auf religiöſem Leben ruhenden Charakter eine wahrhaft im Volk lebende Kunſt möglich iſt.

Eine kleinſtädtiſche Geſchichte.

(Fortſetzung.)

Der Hofagent machte vergebliche Verſuche, ſeine Einladung zu wiederholen, und ſtand vor der Thüre, bevor er ſich deſſen verſah. Der Holländer aber entwarf einen Brief, worin es hieß: „Nachdem ich Ihren Vorſchlag, eine Anleihe für Seine Durchlaucht den Herrn Waldgrafen zu eröffnen, mir überlegt habe, erkläre ich mich bereit darauf einzugehen, doch nur für

Digitized by Google

meine Perſon, ohne die geringſte Betheiligung meines Hauſes. Seine Durchlaucht ſoll die verlangte Million vom 1. Juli an in fünf Monatsraten erhalten. Was jedoch die näheren Bedingungen betrifft, ſo behalte ich mir vor, darüber noch zu entſcheiden, und bemerke einſtweilen nur zu ſeiner Durchlaucht Beruhigung, daß ich nicht etwa darauf ausgehe, den Fuß von 75 Procent noch zu drücken. Sie ſollen darüber in der erſten Hälfte des Monats Mai alles Nöthige erfahren. Bis dahin begnügen Sie ſich wohl mit meinem Wort, und damit Sie es können, werde ich von zu Hauſe unmittelbar an Seine Durchlaucht ſchreiben."

Abends ſpät vor Schlafengehen verehrte Barant dem Hausherrn einen Vorrath von Rauchkraut, der Hausfrau Zucker und Kaffee, die Tags zuvor von Amſterdam angelangt waren, Amalie und Joſephine erhielten goldene Spenden. Zu Eliſen hintretend, nahm er ihre beiden Hände in die ſeinen. Die andern wagten in geſpannter Erwartung kaum zu athmen; ſie erwarteten das längſt erſehnte Wort der Entſcheidung. Statt deſſen ſagte der alte Herr, mit unverkennbarer Rührung zwar, aber doch gefaßt: „Sie gehen für den Augenblick leer aus, liebe Eliſe, doch aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Ich habe etwas für Sie von Surinam beſtellt und werde es ſelber mitbringen, ſobald ich wiederkomme. Sie ſollen damit zufrieden ſeyn, denk' ich. Und nun Gott befohlen, ohne Abſchied!" — Er küßte das erröthende Mädchen auf die Stirn, grüßte die Andern mit einem Wink der Hand und ging.

Als am nächſten Morgen die Familie ſich zum Frühſtück verſammelte, war der wunderliche alte Herr bereits über alle Berge. Zu ſeldiger Friſt mag dem Reiſenden das linke Ohr gewaltig geklungen haben; doch hatte Eliſe keinen Theil an dem, was Krools Beſchenke unter einander redeten. Sie ließ ihren Kaffee ſtehen, gab die Bretzel dem Pudel und ſuchte die Einſamkeit. Der Vater rettete ſich mit einer Cigarre in den Garten, um ungeſtört des freundlichen Gebers dankbar zu gedenken. Zu ſich ſelber ſprach er im Luſtwandeln: „Der närriſche Kauz! Er ſcheint uns doch recht lieb zu haben, weil er den Schmerz des Abſchiednehmens ſich erſparte. Aber weßhalb hat er nicht lieber ſich ganz offen erklärt? Vermuthlich ſchämt er ſich mit ſeinen weißen Haaren noch zu freien. Er iſt freilich noch ein gutes Stück älter wie ich; doch was hat das zu bedeuten, wenn mein Mädchen ihn will?" Das Selbſtgeſpräch wurde bald darauf zum Geſpräch mit Eliſe, die ſich auf der Flucht vor Mutter und Schweſtern im Garten einfand. Vater und Kind erſchloſſen einander ihre Herzen, und die Tochter geſtand, der ehrenfeſte van dem Krook gefalle ihr beſſer als alle jungen Herrn der Stadt.

Der mitternächtige Eilwagen hatte in vergangener Nacht dem Landprinzen mehrere Gäſte gebracht, darunter einen, der ſich als „Robert Legrié, Kaufmann aus Paramaribo" in das Fremdenbuch eingeſchrieben. Der fremde Herr ſah in der That ziemlich überfeilſch aus durch die gelbbraune Färbung ſeines Angeſichts. Im übrigen war er ein ganz hübſcher Mann, angenehm von Zügen, groß und ſtark, von tadelloſem Wuchs wie ein Jüngling, obſchon er augenſcheinlich das vierzigſte Jahr überſchritten hatte. Ermüdet von beſchwerlicher Fahrt, hatte er feſt und lange in den Morgen hinein geſchlafen. Zehn Uhr war vorüber, als er im Frühſtückszimmer erſchien und beim Kaffeetrinken ſich erkundigte, wo der Steuerrath Müller zu finden ſey? Der Kellner deutete durch das Fenſter und ſprach dazu: „Sehen Sie dort ſchräg gegenüber das roſenrothe Haus mit den grünen Schattladen? Juſt geht die Frau geheime Hofrieſin dran vorüber." — „Das Haus ſeh' ich wohl," antwortete Robert, „aber keine Rieſin, ſondern nur eine kleine dicke Frau." — „Richtig, die im gelben Halstuch." — „Vortrefflich; wenn die eine Rieſin ſeyn ſoll, ſo iſt ſie's in der That ſehr geheim. Aber beſteht euer Hof etwa aus Pygmäen?" — Der Kellner machte ein blödſinniges Geſicht. Robert brach die Unterhaltung ab, indem er nach der Zeitung griff und vor ſich hinmurmelte: „Bis um eilf Uhr will ich warten; da bin ich ſicher ihn nicht in ſeiner Bequemlichkeit zu ſtören. Alten Leuten geht ja ihre gewohnte Behaglichkeit vor allen Bedürfniſſen des Herzens."

Die Stunde ſchlug endlich. Robert eilte in das bezeichnete Haus, die Treppe hinauf, und erblickte an einer halboffenen Thüre die Namenskarte des Holländers, den er ſuchte. Der Geſuchte ſelber war nicht zu erblicken, ſtatt ſeiner aber ein ſehr ſchönes Mädchen, das in der Fenſterbrüſtung ſitzend in tiefes Nachdenken verloren ſchien. Der Fremdling blieb höchlich betroffen ſtehen. Ihm war zu Sinne, als ob er nie in ſeinem Leben eine ſolche Schönheit mit Augen geſchaut hätte. Welch edle Züge, welch auserleſene Formen! Die hohe Stirn, eingerahmt von glänzend braunem Haar, die leichtgebogene Naſe, fein und dennoch von ſo ſtolzem Gepräge, der ſchwellende Mund, eine geöffnete Roſenknospe, die lebhafte Färbung der Wangen, der zierliche Hals, die vollen runden Schultern — welch ein Anblick! Und wie wurde dem Staunenden erſt zu Muthe, als plötzlich die ſeidenen Wimpern ſich hoben und ein leuchtendes Augenpaar ihn anblitzte! Mit der Seligkeit, wie ſonſt nur ein zwanzigjähriges Herz ſie empfindet, überkam ihn zugleich eine ſo knabenhafte Blödigkeit, daß er ganz verwirrt nur unverſtändliche Redensarten ſtammelte.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Schluß.)

Schauſtellungen. — Das Attentat.

Der Theater, und was ſonſt zu theatraliſchen Vorſtellungen gehört, ſind ſo viele, daß es einige Aufmerkſamkeit koſtet, mehr als man in einer politiſchen Zeit dafür erübrigt, um ihre Produktionen zu verfolgen. Das Selbſtſtändige und Eigenthümliche würde ſich indeß von ſelbſt hervorthun. Die theatraliſche Kunſt greift, wie immer in den Zeiten ihres Verfalls, zu allen möglichen Ausnahmsmitteln und Verbindungen, um die Sinne zu feſſeln. Der Troß, daß die Erfindungskraft darin endlich zu Ende gehen und man gezwungen ſein werde, zur Wahrheit und zur Natur zurückzukehren, iſt ein ſehr leidiger. Es findet ſich immer wieder etwas, was den Sinnen neu iſt und ſie reizt. Vor mehreren Jahren galt die Aufſtellung des Antiken Müller, der mit lebenden Perſonen Gruppen und Attituden der Antike aufführte, für eine ſittlich ſo bedenkliche, daß die Polizei von höchſter Seite angewieſen ward, dieſe Schauſtellung des Nackten zu unterſagen. Mit Mühe wurden geſchloſſene Darſtellungen für die Akademiker geſtattet. Die Revolution hat natürlich alle dieſe Schranken niedergeriſſen, wenn ſie es nicht ſchon früher waren, und in einer Menge Winkeltheatern flotiren die ſchönſten Gruppen des Alterthums und dazu neu erfundene, von lebendigen Menſchen im nachgeahmten Marmorkleide dargeſtellt. Ich weiß nicht, ob Begeiſterung für die plaſtiſche Schönheit und Kunſt bei den Schauſpielgebern und den Zuſchauern, wie das früher bei den Müllerſchen Darſtellungen der Fall war, jetzt noch das Motiv iſt, oder Spekulation und Sinnenkitzel bei beiden. Der Kunſtfreund kann aber noch immer wirklich ſchöne Geſtalten ſehen, und für die Preiſerie iſt mehr als nöthig dadurch geſorgt, daß man alle die Theile faſt übermäßig verhüllt, welche man an der Antike ruhig bewundert. Aber eine Ankündigung in den Zeitungen überſteigt denn doch das Maß des für jetzt noch Schicklichen, wenn uns ein beſtellter Kritiker die körperlichen Schönheiten der einzelnen Zigmannnonen einer im Kuliciren begriffenen Geſellſchaft, die wir zu ſehen bekommen werden, im voraus zeichnet und malt. Hier drängt ſich unwillkürlich die Frage auf, ob nicht eine gewiſſe polizeiliche Cenſur denn doch zuläſſig wäre? Aber nein, polizeilich darf ſie nicht ſeyn, die Cenſur ſoll in uns ſelbſt liegen. Bis wir ſie nicht gegen uns ſelbſt zu üben verſtehen, müſſen wir es aber in Zweifel ſtellen, ob wir ſchon reif ſind alles anzuführen, was wir denken. — Die Ausſtellung in der Kunſtakademie wird mit dieſem Monat geſchloſſen. Die Kämpfe zwiſchen Künſtlern und Kritikern waren heftiger als die Theilnahme des Publikums. Wir kommen wohl gelegentlich auf eine oder die andere Erſcheinung dieſer Ausſtellung zurück.

Ich wollte Ihnen eben von einem ſchreckenvollen Ereigniß, dem Brande einer großen Zuckerraffinerie, der Schickterſchen, ſchreiben, die, bei hellem Tage ausbrechend, einen großen Stadttheil bedrohte, und manche ſeltſame, faſt romanhafte Ereigniſſe in ihrem Gefolge hatte, da nimmt ein anderes ſchreckenvolles, welthiſtoriſches Ereigniß unſere ganze bange Aufmerkſamkeit und Theilnahme in Anſpruch. Am Schluß einer Korreſpondenz auch nur einen Theil aller der Gedanken niederzulegen, welche ſich dabei anknüpfen, wäre unpaſſend. Wir wollen einſtweilen am beruhigenden Gedanken feſthalten, daß der Königsmörder dieſmal rein Wahnſinniger iſt. Alle übereinſtimmenden Nachrichten ſprechen dafür.

Aus dem Hannoverſchen, Mai.

(Fortſetzung.)

Das Sonntagsvolk.

Es hieße auch das Volk ganz mißverſtehen, wenn man es hierin nicht verſtehen wollte. Ein religionsloſer Staat iſt ihm ein weltlich Ding, und was unter dieſe Rubrik fällt, fällt ihm auch in das Departement der Militär. Von der Ehe noch ein Wort zu reden, ſo würde die allgemeine Einführung der Civilehe faſt dieſelben Folgen für das häusliche Leben haben, wie der geänderte Eid für das öffentliche Leben. Bis jetzt, wie geſagt, hat das Ehebund noch eine große Heiligkeit gehabt. Es zeigt ſich das auf eine merkwürdige Weiſe ſelbſt in dem Aberglauben, daß man aus einem Stock aus dem Zaun eines Ehebrechers Rauten und anderes Ungeziefer aus den Gewächſen vertreiben kann, wenn man mit dem Stocke das Land in der Luft beſtreicht. Alſo ſelbſt das Ungeziefer hat einen ſolchen Abſcheu vor dem Ehebrecher, daß es unter ſeinem magiſch teufliſchen Einfluße nicht leben kann.

Was nun ſonſt das ſittliche Leben anbetrifft, ſo findet ſich noch aller Orten Biederkeit und ehrliches frommes Weſen, aber die Sittenloſigkeit iſt daneben groß genug. Das Urtheil würde hart lauten müſſen, wenn man nicht im Vergleich mit vergangenen Zeiten, z. B. mit den Zuſtänden vor zwei- oder dreihundert Jahren, einen offenbaren Fortſchritt wahrnehmen könnte. Wenn dagegen ſeit den letzten dreißig Jahren ein Rückſchritt eingetreten zu ſeyn ſcheint, der ſeit den Märztagen noch in die Augen fallender geworden iſt, ſo hängt das mit der veränderten Luft zuſammen, die ſchon vor dem März Deutſchland durchweht hat. Es ſind von Schule und Kirche aus viele neue Begriffe in Umlauf gekommen, deren Sinn und Folgen der Landmann entweder verſtanden hat, und kann iſt er die zum völligen Unglauben gekommen; denn von dem Deismus hat er keine Vorſtellung, vermag ſich auch ſelten auf dieſer Linie zu halten: oder er hat ſie nicht verſtanden, und ganz unverdaut mit ſeinem alten Glauben vermengt, und dieſem dadurch ein wunderliches Ausſehen gegeben. Ohne wirkliche und ſichtbare Folgen iſt dieſer Einfluß nirgends geblieben, und ſchon die Folge iſt bedeutend genug, daß die Denk- und Ueberzeugungsweiſe des Landmannes durch dieſes wunderliche Gemiſch von Aberglauben, Glaubm und Unglauben ein todtes widerſprechendes Ding geworden iſt, um das ſich drei Geiſter ſtreiten. So iſt denn auch vieles von den äußerlichen Dingen verloren gegangen, die man gewöhnlich für gleichgültig hält, und die doch dem Landmann die koſtbaren, heiligen Gefäße ſind, welche er nicht eher zerſchlägt, als bis ihm der ſcheinbare oder wirkliche Inhalt verſelben anekelt. Zwar verrichtet noch eine große Zahl ihre Tiſchgebet und ihre häusliche Andacht, und lieet Sonnabends die Poſtille als Vorbereitung auf den Sonntag. Aber bei Manchen iſt auch nicht mehr als der Kirchenbeſuch und der regelmäßige Gebrauch des heiligen Abendmahls zu finden; und das halten ſie für genug, es ſey denn, daß ſie bei ſchweren Wettern auch einmal ihr Gebetbuch mechaniſch zur Hand nehmen. Manche Gebräuche aus älterer Zeit ſind überall abgekommen, und zwar ſeit der Franzoſenherrſchaft.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 149. Sonnabend den 22. Juni 1850.

The seventh day this, the jubilee of man!
— Right well thou know'st the day of prayer!
Byron.

Bilder aus Schottland.

(s. Nr. 133—139.)

II.

Von Glasgow nach Edinburg.

Glasgow gleicht Edinburg, wie das Eichhörnchen dem Murmelthiere, wie die Biene der Drohne, wie die schwarzgeräucherte Schmiede dem reich geschmückten Boudoir gleicht. Glasgow ist wie die unermüdliche Hausfrau, die nur ihrem Berufe lebt und weder sich noch den ihrigen Ruhe gönnt; Edinburg ist wie die sorglose jugendliche Schöne, die nur an ihren Putz denkt und zu jeder Stunde des Tags mit Wohlgefallen auf ihr Spiegelbild schaut. Glasgow ist Dantes Hölle, Edinburg dessen Paradies; dort waltet riesige Thatkraft, ungestüme Leidenschaft, der Drangsturm industrieller Genialität; hier herrscht milde Ruhe, behaglicher Genuß, stille Selbstbeschauung. Dort lassen die schwarzen Dämpfe, welche während des Tages aus hundert Hochöfen aufsteigen, die lodernden Flammen, welche die ganze Nacht hindurch himmelan züngeln, der Phantasie den reichsten Spielraum für großartige Gebilde; hier lächeln die milden Strahlen der Sonne durch heitere Lüfte; die Pentlandhöhen, die Ochills, die Lammermoor- und die Grampianberge heben sich in schönen weichen Formen und in warmen Tinten am blauen Horizonte ab, und die Wohlgerüche, welche eine üppige Pflanzen- und Blumenwelt aushaucht, der Seeduft, welchen der laue Wind vom schwellenden Busen des Forth heraufsendet, nehmen die Sinne zauberisch gefangen. In Glasgow lebt man nur, um zu arbeiten; zu Edinburg arbeitet man nur, um zu leben; ja man kann mit Recht sagen, Edinburg lebe von der Arbeit der Schwesterstadt, denn ohne die Edinburger Kapitalien hätte die Glasgower Industrie sich nicht zu der Höhe emporschwingen können, welche sie erreicht hat, wie Mülhausen ohne die Basler Millionäre nie einen so stolzen Aufschwung genommen hätte. Um mit unsern Vergleichungen abzuschließen — Glasgow hat in Städten wie Liverpool und Manchester mächtige und glückliche Nebenbuhlerinnen, und Sheffield raucht und dampft, pocht und stampft, glüht und flammt noch mehr als Glasgow; aber Edinburg steht einzig da; Edinburg ist die Perle Großbritanniens, und wenn sie von der „schönen Stadt" — the fair city — sprechen, weiß alle Welt, daß Edinburg und nur Edinburg gemeint ist.

Man sollte glauben, zwei Städte, welche sich in allen Beziehungen so grell entgegen stehen, müßten durch Berge und Meere getrennt seyn; Glasgow sieht aber Edinburg, und Edinburg sieht Glasgow für seine Vorstadt an, seit sie durch eine Eisenbahn mit einander verbunden sind. Der Reisende, welcher beeilt ist, kann in Fünfvierteistunden von Glasgow nach Edinburg kommen; von dem Lande hat er dann freilich gerade so viel gesehen, wie eine Kanonenkugel von der Gegend sieht, über welche sie wegfliegt. Wer langsam und bequem reisen will, wählt die Kanalfahrt; die Kanalboote brauchen vierzehn Stunden, um die zweiundvierzig englische Meilen, welche Glasgow von Edinburg trennen, zurückzulegen. Mit den viermal täglich zwischen Glasgow und Edinburg hin und her gehenden Eilwagen hat man in vier Stunden sein Ziel erreicht und kann sich auf einem Platze draußen überzeugen, daß Fluren und Dörfer angenehm wechseln,

Digitized by Google

daß die Häuſer, wie bei uns, bald mit Schindeln, bald mit Ziegeln gedeckt ſind, und daß die Bäume den größern Theil des Jahrs grüne Blätter haben, faſt wie in unſerem lieben Deutſchland. Wenn der Reiſende die Eiſenbahn verſchmäht, hat er ferner die Wahl zwiſchen drei verſchiedenen Straßen, unter welchen die über Airdrie und Uphall führende die kürzeſte und anziehendſte iſt.

Man ſieht, daß es nicht an Gelegenheiten fehlt, den Weg zwiſchen Edinburg und Glasgow des Tags drei und viermal zu meſſen. Nur der „Sabbat“ macht eine Ausnahme. An dieſem Tage ruhen die Lokomotiven und die Pferde, die ſonſt ſo belebten Heerſtraßen und Schienenwege ſind verödet, und unter keiner Bedingung und für keine noch ſo hohe Summe würde man ſich Poſt- oder Miethpferde verſchaffen können, um von einer Stadt in die andere zu gelangen. Der Sabbat iſt, wie ſchon früher angedeutet worden, in dieſem Lande der unbedingteſten Ruhe geweiht, und ſelbſt ein Spaziergang wird an manchen Orten als ein Frevel betrachtet und kann in der Nähe größerer Städte ſogar als ein gefährliches Wagniß gelten. Bekanntlich ſind alle Verſuche, die Sabbatsruhe der frommherzigen Schottländer zu erſchüttern und einen wenn auch noch ſo kleinen Riß in die alte Sitte zu machen, an der Knoxiſchen Starrköpfigkeit der Chriſten par excellence, der ſtrenggläubigen Puritaner geſcheitert. „Ihr habt ſechs Tage, um euch zu bewegen, um zu handeln und zu ſchachern, um zu reiſen und euch zu vergnügen; der ſiebente iſt dem Herrn geweiht. Ihr ſollt den Sabbat feiern!“ So will es das Geſetz und die Propheten — die letztern tragen ſchwarze Röcke und Stutzperrücken — und dieſe überchriſtlichen Chriſten finden es gar nicht ſündhaft, jedem, der anders denkt als ſie, ein Plätzchen in dem heißeſten Höllenwinkel anzuweiſen. Auch iſt es ihnen gelungen, einige der volksthümlichſten Männer von Glasgow um ihren ganzen Einfluß zu bringen, weil ſie ſo gottlos waren, die Verſuche, am Sabbat wenigſtens Einen Eiſenbahnzug nach Edinburg und zurück in's Leben zu rufen, lebhaft zu unterſtützen. Die Welt iſt ſo voll von Widerſprüchen wie das Ei voll Dotter; zu Rom will der Papſt den Sonntag ſtreng gefeiert wiſſen, und das Volk iſt dagegen; hier will der Magiſtrat weniger Zwang in der Sabbatfeier anbahnen, und die große Maſſe iſt für die bisherige ſtrenge Zucht.

War es bloße Laune, war es eine Art Trotz gegen dieſen puritaniſchen Starrſinn, gegen welchen man in den Geſellſchaften täglich mit dem größten Eifer deklamirte, nie aber ernſtlich und nachdrücklich zu Felde ziehen mochte — kurz, eines Sonntag Morgens erfaßte mich eine ſolche Sehnſucht, „die ſchöne Stadt“ wieder zu ſehen, daß ich in aller Eile das auf einem kurzen Ausfluge Unentbehrliche zu mir ſteckte und während des Morgengottesdienſtes Argyle Hotel verließ. Dieſe Eile und die Wahl dieſer Stunde hatten, um aufrichtig zu ſeyn, einen kleinen Nebengrund. Ich fürchtete mich vor meinem kleinen Kellner Johnny. Der gute Burſche hätte mich nicht aus dem Hauſe gelaſſen. Er hätte gebeten und geſteht, er hätte hundert Geſchichten von Unfällen und Unannehmlichkeiten, welche Reiſende am „Sabbat“ betreffen, vorgebracht; er wäre, wenn all dieß nicht half, zu einer nahe wohnenden, mit ſehr befreundeten Familie gelaufen, um ihr meinen „erſchrecklichen“ Entſchluß mitzutheilen, ſo daß aus den »trips« gewiß nichts geworden wäre. Alſo raſch auf den Weg!

(Fortſetzung folgt.)

Eine kleinſtädtiſche Geſchichte.

(Fortſetzung.)

Die Jungfrau gerieth in dieſelbe Verwirrung. Auch ſie wechſelte die Farbe, auch ſie redete ohne Zuſammenhang, auch ihre Blicke ſagten, wozu das Herz ſie zwang, ohne daß der Verſtand darum wußte. Hätten die beiden, etwa er ein Jäger und ſie eine Hirtin, ſich am Waldesraud getroffen, ſo wären ſie ohne weiteres einander in die Arme geflogen, um den ſchönſten Bund zu ſchließen; aber ſie beſannen ſich nicht unter Gottes freiem Himmel im Schatten grüner Bäume auf blumigem Wieſengrund, ſondern in einem ſtädtiſchen Gemach, er ein Herr, ſie eine Dame, und darum konnte aus der leiblichen Umarmung nichts werden. Die Hexen hatten ſich gefunden, doch bevor es nur zum Händedruck kam, machte die Erziehung ihre Rechte geltend.

Das Mädchen gewann zuerſt die Faſſung wieder und ſagte: „Vermuthlich wollen Sie die leergewordene Wohnung ſehen?“ — „Ich nehme ſie unbeſehens,“ war ſeine Antwort. Er hatte gänzlich vergeſſen, daß er gekommen war, um einen Beſuch abzuſtatten. Sofort ſollte er daran erinnert werden. „Die zwei Zimmer ſind einſtweilen leer,“ ſagte das Mädchen, „und Sie können dieſelben ſo lange haben, bis der Herr von dem Kroof zurückkommt.“ — „Er iſt abgereiſt?“ fragte Robert, unangenehm betroffen; Barant war ja gerade derjenige, den er hatte ſprechen wollen. — „Seit heute früh,“ lautete der Beſcheid. — „Und Sie erwarten ihn zurück?“ forſchte er weiter, noch mehr verwundert über dieſen Umſtand als über die Abreiſe ſelber. Sein Erſtaunen wuchs, als er ſah, wie das Mädchen hocherröthend in Verwirrung gerieth. Von draußen rief eine gellende Stimme: „Eliſe!“ —

Digitized by Google

„Ich komme, Mutter," antwortete die Jungfrau, augenscheinlich froh, sich abberufen zu hören, und ließ mit einem leicht hingeworfenen: „Entschuldigen Sie!" den Fremdling stehen. Der aber schüttelte nachdenklich das Haupt. „Was soll das seyn?" dachte er; „der Alte wird doch nicht etwa — Ach nein, so etwas fiel ihm im Traum nicht ein. Hat er nicht bereits die zweite Hälfte der Sechzig angebrochen?"

Statt der Tochter erschien die Mutter, knixend und förmlich. Robert ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein, in dessen Verlauf er des Hauses bürgerliche Verhältnisse erfuhr. Dann bezahlte er zum voraus einen Monat der Miethe und empfahl sich, um sein Gepäck zu holen. Im Fortgehen sprach er zu sich selber: „Elise oder keine mehr! Wenn sie sich mir versagt, so ist mein Herz gebrochen und ich schließe nie einen zweiten Ehebund, sondern bleibe zeitlebens ein trauernder Wittwer." — Zur selben Frist sagte die Mutter zu den Ihrigen mit schlauem Lächeln: „Merkt ihr nichts?" — „Was sollen wir denn merken?" — „Unser neuer Zimmerherr ist aus Paramaribo, also von Surinam, von woher der Alte etwas für unsere Lisel bestellt hat." — Amalie und Josephine horchten hoch auf, Elise hatte mit einem höchst widerspenstigen Schuhband zu schaffen, der Vater aber sagte sehr ernsthaft: „Schweig, Weib! Herr Barant hat versprochen, seine Gabe selber zu bringen, und ich wette darauf, daß sie nicht auf zwei Beinen kommen kann. Weiß schon warum. Und nun kein Wort mehr von solcher Narretei!" — Die Frau schwieg, Elise seufzte verstohlen: „Wär' es wie die Mutter sagt, wie glücklich wär' ich!"

Die Jungfrau fand bald Muße, ihren Gedanken ganz unbehindert nachzuhängen. Die Schwestern gingen zur Bleiche hinaus, um nach dem Weißzeug zu schauen; die Mutter hatte irgend ein wichtiges Geschäft bei einer Freundin aus der kleinen Zahl der treugebliebenen; den Vater lockte der helle Sonnenschein zum Lustwandeln; die Küche war dergestalt versorgt, daß die Magd Suppe, Fleisch und Gemüse ohne Aufsicht fertigkochen konnte. Elisens Gedanken aber bildeten dießmal eine wunderliche Gesellschaft. Der Fremdling hatte beim ersten Anblick einen Eindruck hervorgebracht, der sich trotz aller Mühe nicht wegleugnen ließ; auch war klar, daß er, was er ausgetheilt, in demselben Augenblick zurückempfangen hatte. Ganz offenbar war er eher aus jeder andern Ursache in das Haus gekommen, als wegen der Wohnung, und hatte die Zimmer nur gemiethet, um die Gelegenheit beim Schopf zu fassen. Jung war er freilich nicht mehr, aber doch auch nicht alt, und hatte in seinem Wesen etwas, das Vertrauen einflößte. Je mehr solche Betrachtungen sich Elisen aufdrängten, um so heftiger schalt sie mit sich selber, doch mußte sie eben durch diese Heftigkeit ersetzen, was ihr am rechten Ernst abging. Und wie sie so im Zwiste mit sich selber lag, kam der Bewußte in leibhaftiger Gestalt. Er war eingezogen, hatte sich eingerichtet und fand es schicklich, den Antrittsbesuch abzustatten.

Elise drückte ihr Bedauern aus, daß ihre Angehörigen alle ausgeflogen seyen. Worauf Robert: „So werde ich später die Ehre haben, Sie zu sehen. Ich dürfte übrigens einen schweren Stand haben." — „Wie so, mein Herr?" — „Sie nannten mir und an der Thüre las ich den Namen meines Vorgängers. Der Herr Barant van dem Kroof ist ein sehr liebenswürdiger Mann." — „Sie kennen ihn also?" rief Elise freudig bewegt. Es war ihr in dem Augenblick, als könnte die Mutter mit ihrem Zusammenreimen von Surinam und Paramaribo doch Recht behalten. — „Gewiß," entgegnete Robert, „ich habe in seinem Hause die Handlung gelernt." — „Sie sind also Kaufmann?" — „Aufzuwarten. Ich habe ein Geschäft zu Paramaribo und mein Haus in Hamburg. Dort will ich jetzt bleiben, nachdem ich sechs volle Jahre in Amerika zugebracht. Nun stehe ich in genauer Geschäftsverbindung mit Kroof, und der alte Herr war es, den ich eigentlich in diesem Hause aufsuchen wollte, da ich von seiner Anwesenheit unterrichtet war." — „Dann muß ich mich wundern," fuhr Elise rasch heraus, „daß Sie ihm nicht nachreisen. In der nächsten Nachtherberge würden Sie ihn einholen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg-Altona, Juni.
Frühling. — Ottensen.

Wenn man das ewig alte und ewig junge Märchen von der bezauberten Königstochter, die der sonnenfreudige, jugendliche Frühlingsgott aus ihrem langen Zauberschlafe erlöst, so recht innig in seiner Wahrheit empfinden will, so muß man im Norden dem Kommen des Frühlings zusehen. Am sechzehnten März freute ich mich im Schloßgarten zu Bibrich am Rhein über die knospenden Blätter, ließ mir eine Gartenwohnung in Altona miethen und reiste einige Tage später dorthin ab. An den Abhängen des Taunus und vor allen in Wiesbaden ist der Frühling mit einem Sprunge im Lande, um sofort in den Sommer überzugehen; ich wurde erst hier daran erinnert, daß der Eingug desselben in das Land an der Niederelbe gegen zwei

Digitized by Google

Monate dauert. Mit Ausflügen in die „Länder“ zwischen den beiden Meeren konnte ich erst um Pfingsten den Anfang machen. Der erste Pfingsttag war der erste eigentliche Frühlingstag. Ich verlebte ihn bei einem befreundeten Gutsbesitzer in der Wilster Marsch an der Stör. Als ich meine Augen lange geweidet hatte an den reifrischen Buchenwaldungen, dem Stolze des Nordens, an dem saftigen Grün der Wiesen und an den Schlangenwindungen der Stör zwischen den üppig feuchtbaren Marschäckern hindurch, da stieg gegen Abend mit der Fluth der Ebbe ein Gewitter am Himmel auf, Blitz folgte auf Blitz und Schlag auf Schlag. Augen und Ohr wußten es nun, daß Thôrr seinen Einzug in die Lande gefeiert hatte.

Meine Anschauungen von Holstein und Schleswig sind noch sehr vereinzelt, die regelmäßige Dampfschifffahrt nach Helgoland beginnt erst mit dem 15. dieses Monats und die Dithmarsen kenne ich nur aus ihren Sagen, Mährchen, Liedern und aus ihrer Geschichte. Sie verzeihen deßhalb wohl, daß ich mich heute auf einige Plaudereien über Altona und Hamburg beschränke, und auch hier mehr meine individuellen Erlebnisse hervortreten lasse, als das wirkliche Leben und die Zustände der beiden Seestädte. Ein Freund hat in Altona eine allerliebste Wohnung für mich ausfindig gemacht. Im Schlafzimmer und im Wohnzimmer höre ich von allen Seiten den Schlag der Nachtigall, und wenn ich am Morgen von der Laube eines Blumengartens aus eine Weile auf das zu meinen Füßen liegende Altona und Hamburg herabgriefen und eine Zeitlang den unergründlich dummkomischen Bewegungen einer am Ende des Gartens liegenden Windmühle zugesehen habe, gehe ich entweder durch eine Reihe von Wiesen nach Ottensen oder nach Eimsbüttel, beides Dörfer, die ich bequem in einem Viertelstündchen erreichen kann. — In Ottensen kann man allerlei ernste Gedanken haben. Die Kirche und der Kirchhof und das Grab Klopstocks, beschattet von der weiten Krone einer Linde, geben ein wahres Bild des Friedens. Den Herzog von Braunschweig suche ich vergebens auf dem Kirchhofe, bis ich höre, er sey ausgegraben und nach Frankfurt gebracht worden. Das mag gut daran gethan, wird ein vernünftiger Mensch wohl nicht behaupten wollen. Wo hätte wohl der greise Held besser ruhen können, als in der Nähe des deutschen Sängers, der dem Gedanken seine Lieder geweiht, dem jener seinen tapfern Arm geliehen hat? Aber man hat den Krieger entführt, man hat die Vereinigung von Wort und That nicht für zweckmäßig erachtet, und deßhalb suchte ich vergebens die Ruhestätte des Helden. — Dem Kirchhofe von Ottensen gegenüber und von diesem durch eine Heerstraße getrennt liegt Rainvilles Garten, ein palastartiges Gebäude auf hohem Elbufer und eine weitläufige Anlage an der Abdachung dieses Ufers, am Donnerstag und am Sonntag Sammelplatz für Hamburg und Altona, weil hier alsdann regelmäßig am Nachmittag Concerte gegeben werden. Ich verlebe gern ein Stündchen im frohen Gewühl der Menge, aber sobald Natur und Umgebung so sind, daß sie meinen Geist hinlänglich fesseln können, so bin ich lieber allein. Ich gehe deßhalb Morgens in den Garten. Hinter mir das Gasthaus, zu meinen Füßen in weiter Ausdehnung der Elbspiegel. Im Gasthause im zweiten Stock und in einem Zimmer mit dem Blick auf die Elbe wohnte Karl X. nach seiner Vertreibung aus Frankreich. Ich sehe regelmäßig nach dem Fenster hinauf, und dann heftet sich mein Blick auf die Elbe, die hier, wie bekannt, nahe an zwei Stunden breit ist. Welch ein herrlicher Punkt, um nachzudenken über die Mirren des Lebens! Wie frei wird der Sinn von jeder Noth des Augenblicks! Ringsum feierliche Stille, nur dann und dann unterbrochen durch den überlauten Ruf eines Matrosen, oder durch die Musik eines Dampfschiffes — Dampfschiffe und Musik scheinen bei den kleineren Fahrten unzertrennlich zu seyn, — wenn der Wind gerade geneigt ist, die Töne an das diesseitige Ufer zu tragen. Auf der Elbe zahllose Schiffe, Dreimaster dicht vor mir, aber weit genug, um nur zu sehen und nicht zu hören. Folgt das Auge den Fluthen des Stromes, so verlieren sich die Fahrzeuge allmählig am fernen Horizonte zu unscheinbaren Punkten; wendet sich das Auge dem Strome entgegen nach Hamburg, so treten sie in immer deutlicheren Umrissen hervor: ein ewiges Gehen und Kommen, ein ewiges Wachsen und Schwinden. Sonderbare Gedanken tauchen in der Seele auf. Soll man gehen mit den Scheidenden oder abwarten die Kommenden? Ist es überhaupt der Mühe werth in der Unendlichkeit der Zeit und des Raums ein gesondertes Daseyn zu führen?

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Hannoverschen, Mai.

(Schluß.)

Das Landvolk.

Wenn sich nun dem neuen Geiste kein Theil des Landvolks ganz hat entziehen können, so hat er an manchen Orten schon seit längerer Zeit bedeutenderen Eingang gefunden und diesen ein sehr abweichendes Ansehen gegeben. Dieß gilt z. B. vom Kalenbergischen und Göttingischen. Hier wollen die größern Bauern schon lange nicht mehr Bauern heißen, und sehen es für ein Schimpfwort an; sie nennen sich lieber Oekonomen oder Grundbesitzer, und lassen sich Herr und in aller artigen Weise anreden. Ihre ganze Einrichtung und Lebensweise, ihre Kleidung und ihre Manieren sind städtisch, obgleich sich das bäuerische Wesen dabei nie ganz verläugnet. Man kann nicht sagen, daß dieser Einfluß der sogenannten Bildung eben sehr vortheilhaft gewirkt hat, wenn gleich damit einige äußerliche Rohheiten verschwunden sind. Doch gilt dieß hauptsächlich nur von dem reicheren Bauernstande. Die kleineren Leute sind im Ganzen der alten Sitte mehr treu geblieben, obgleich der Einfluß der Reicheren nicht wirkungslos an ihnen hat vorübergehen können. Doch lassen sich auch Gegenden, wie im Hildesheimischen, nennen, wo die Verhältnisse überhaupt locker geworden sind, weil hier seit alten Zeiten die öffentliche Sittlichkeit planmäßig untergraben ist. Selbst im Osnabrückischen gibt es Ortschaften, die in bewundernswürdiger Weise dem Geiste der neuen Aufklärung ihre Huldigung gebracht haben. In einer Gemeinde besteht sogar eine Bauernbibliothek, wo Schriften wie das Leben Jesu von David Strauß verbreitet werden, und schon seit mehreren Jahren ein gar zäher lichtfreundlicher Kampf von den Leitern der Gemeinde geführt wird. Sonst ist gerade im Osnabrückischen gute sächsische Art zu Hause. Daß nun gerade von diesen Herden neuer Bildung unter dem Landvolke auch seit den Märztagen eine politische Bewegung ausgegangen ist, läßt sich erwarten und ist ganz erklärlich. Doch ist sie in sich selber von geringer Bedeutung, weil die eigentlichen Leiter der Bewegung mit wenigen Ausnahmen nicht aus dem Landvolke selbst hervorgegangen, sondern von außen hergekommen, zum Theil dem Landvolke aufgedrungen sind. Es wird noch viel dazu gehören, ehe die neue Zeit in Fleisch und Blut des Landvolks übergeht; und selbst wenn ihre Einrichtungen demselben aufgepaßt sind und es sich daran fügt wird man das Ansehen der Zwangsjacke nicht verkennen können. Wir schließen hier diese allgemeine Uebersicht, bei der einzelne Landestheile gar nicht berücksichtigt sind, weil sie sich nicht dem vorherrschenden sächsischen Volksstamme anschließen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 150. Montag den 24. Juni 1850.

Wherefore was I to this keen mockery born?
When, at your hands, did I deserve this scorn?
Shakespeare.

Eine kleinstädtische Geschichte.

(Fortsetzung.)

Robert lächelte bedeutsam. „Ich treffe ihn wohl auch zu Amsterdam," sagte er. — „Sie haben demnach Geschäfte hier, mein Herr?" — „Geschäfte? Nein, ich wüßte hier nichts zu kaufen noch zu verkaufen. Meine Handelschaft zieht ihre Fäden nicht über das Binnenland. Was mich hier festbannt, ist etwas anderes. Wären Sie vielleicht neugierig es zu erfahren?" — Elise erhob sich rasch von ihrem Sitze und ließ sich die Selbstverleugnung nicht anmerken, die es sie kostete, gerade bei dieser anziehenden Wendung die Unterhaltung abzubrechen. „Die Neugier ist mein geringster Fehler," antwortete sie, „und jedenfalls dürfte sie jetzt sich nicht geltend machen, da die unscheinbare, aber strenge Pflicht mich abruft." — „Auf ein andermal also," sagte Robert, ihre Hand ergreifend, die sich ihm zu entziehen zögerte und dann, bevor sie es that, erst noch den sanften Druck erwiederte. Mit Purpur übergossen eilte Elise zur Küche, um richtig die Suppe zu versalzen. Bei Tische mußte sie dafür Armesünderqual erdulden. Der Vater brummte, die Mutter leistete mit der Magd und sprach dazu: „Die Grethe hat gewiß an ihren Hans gedacht und dabei die Suppe versalzen." — Aber die Grethe war nicht auf den Mund gefallen. „Ich meine," sagte sie, „die Brueddelsuppe gehört dasmal der Fräulein Lisel. Die hat mit dem Zimmerherrern geschwatzt und ist hernach mit einem feuerrothen Kopf in der Küche herumgefahren." — „Schon gut," antwortete die Mutter, urplötzlich besänftigt, mit einem schelmischen Seitenblick auf Elise.

Ein paar Tage darauf hielt Gutkind mit seinem Untergebenen Philipp in stillem Kämmerlein eine eifrige Zwiesprach. „Herr Philipp," sagte der Commerzienrath, „Sie wissen, daß ich Ihnen wohlwill." Der Briefsteller verneigte sich. Jener fuhr fort: „Ferner ist Ihnen nicht unbekannt, daß die Frau Waldgräfin mich mit ihrem besondern Zutrauen beehrt." — „Wie sollte ich das nicht wissen?" antwortete Philipp; „ich habe Sie ja deßhalb gebeten, ein gutes Wort für mich einzulegen, damit ich eine Stelle in der Rechnungskammer erhalte. Ich bin nicht mehr der Jüngste, obschon man mir das nicht ansieht, und muß allgemach an die alten Tage denken, wo zur Ruhe auch der gewährleistete Ruhegehalt gehört." — „Ganz recht, mein Freund," bob Gutkind wieder an, „ich schätze und ehre Ihre Gründe; auch werden Sie nachgerade entbehrlich im Geschäft, da mein Moriz bald von Paris zurückkommt. Darum habe ich für Sie gehandelt und Sie können auf die erledigte Stelle des Gegenschreibers zu Oberwasser rechnen. Tausend Gulden Gehalt nebst verschiedenen Nutzungen —." — Philipp unterbrach den Gönner mit Dankbezeugungen, der aber fuhr fort: „Indessen wissen Sie wohl, daß eine Hand die andere wascht. Ein Gegendienst wird von Ihnen verlangt." — „Welcher? Vermuthlich soll ich eine Kammerjungfer heirathen. Wenn sie jung und hübsch ist, meinetwegen." — „Wo denken Sie hin? die Gnädigste hat ja nur verheirathete Kammerjungfern, und keine unter fünfzig Jahren. Aber Eines haben Sie doch errathen, heirathen sollen Sie." — „Das ist bedenklich," meinte Philipp; „eine abgelegte Liebschaft des Herrn möchte ich doch nicht heimführen, so wenig Vorurtheile ich sonst auch in diesem Stück habe." — „Beruhigen Sie sich," tröstete Gutkind, „es

Digitized by Google

iſt ja die Frau Waldgräfin, die Ihnen eine Heirath vorſchlägt; Sie ſollen dem Geier ein Täubchen aus den Fängen rücken. Es handelt ſich darum, Steuerraths Eliſe wegzuſchaffen." — „Die laß ich mir gerne gefallen," meinte Philipp, „aber ſie hat zwei Freier, den alten Krook und den Herrn Legris."

Gutkind lachte wie ein Kobold. „Wiſſen Sie nicht," rief er aus, „daß zwei Verneinungen eine Bejahung machen? Sie ſetzen dem Legris bei Tiſch einen gehörigen Floh in's Ohr wegen des Alten, und kämе der Alte wieder, bevor wir im Reinen ſind, ſo werden Sie ungefähr wiſſen, wozu der Legris gut iſt. Verſtehen Sie mich? Für das Uebrige laſſen Sie mich ſorgen. Ich habe Vollmachten und Vorſchriften von der Frau Waldgräfin, und was den Herrn betrifft, ſo müſſen ſeine Durchlaucht von wegen der Anleihe dießmal durch die Finger ſehen. An Krook werde ich übrigens nächſter Tage in Geſchäften ſchreiben, und wenn ich ihm von ſeinen hieſigen Hausleuten etwas erzähle, ſo iſt das wohl ſehr natürlich."

Ungefähr zu derſelben Stunde wußte Robert allen Hinderniſſen zum Trotz ſich eine unbelauſchte Zwieſprach mit Eliſe zu verſchaffen. „Sie weichen mir gefliſſentlich aus," fing er an und hörte nach wenigen Worten damit auf, daß er ihr mit dem Herzen die Hand bot. Sie aber ſagte nicht Ja, nicht Nein. Thränen rannen ihr die Wangen hinab, deren Farbe vom tiefſten Purpur zur Todesbläſſe übergegangen war. Robert kniete vor ihr nieder, bedeckte ihre Hände mit unzähligen Küſſen und flehte beweglich um das Wort der Erhörung, das auf den Lippen zu ſchweben ſchien. Der Ungeſtüme ließ nicht ab, doch bevor er die Entgegnung erzwingen konnte, kam Amalie dazu. Verdrießlich erhob ſich der geſtörte Anbeter und ſagte, indem er ſich entfernte: „Ich werde heute noch mit dem Herrn Vater reden." Das Ohr des Enteilenden erreichte aber noch ein böſes Wort aus Amaliens Mund, die zur Schweſter ſprach: „Sind denn alle Freier nur für dich allein auf der Welt?" — „Alle Freier?" wiederholte Robert unaufhörlich in ſeinen Gedanken. Somit kam er wie auf Beſtellung zurechtgemacht zu dem Feuerwerk, das der pfiffige Philipp für ihn angerichtet. An der Gaſttafel im Landpringen war kaum von etwas anderem die Rede als vom Verhältniß des alten Holländers zum Müller'ſchen Hauſe. Den Tod im Herzen verließ der Fremde die Tafel, eh' die Mahlzeit halb beendet war, beſtellte Poſtpferde, packte ſeinen Koffer und fuhr ohne Abſchied von dannen. „Ich eile nach Hamburg," ſprach er zu ſich ſelber, „ſchiffe mich ein und kehre dahin zurück, wo die Sonne der Wendekreiſe das Werk des Grames ſchnell zum Ziele führen wird. Alter Mann, warum haſt du mir das gethan?"

Im Spätjahr hatte Eliſe wohl ſchlimme Tage erlebt, doch ſchienen ſie golden im Vergleich zu dem, was ihr der Frühling brachte. Die Mutter zankte täglich mit der unbeholfenen Tochter, die nicht verſtanden den reichen Freier zu feſſeln, ſondern durch ihr eigenſinniges Schweigen ihn verzweifelt in die Flucht gejagt. Die Schweſtern legten ihrer neidiſchen Bosheit nicht Zaum noch Gebiß mehr an, weil Eliſens bisherige Stütze, der Vater, ſie preisgab. Sie ſey ein gefallſüchtiges Ding, ſagte er, denn ohne Aufmunterung von ihrer Seite würde der Herr Legris ſchwerlich ſich ſo nahe herbei gewagt haben. Wenn nun auch der Herr Krook wegen der Geſchichte mit dem andern ſie ſitzen laſſe, ſo werde ihr gerade recht geſchehen. Um das Maaß zu füllen, brachte Grethe täglich vom Brunnen, vom Krämer oder vom Markt die Gerüchte heim, welche über das Fräulein umliefen. Die Magd glich darin zum Theil einem Handelsmann, der Flachs ausführt und Leinwand einkauft, denn ſie ſelber hatte hauptſächlich den Stoff zur Verarbeitung geliefert. Die Arbeit übertraf indeſſen den Stoff und machte ihn unkenntlich. Der unglücklichen Eliſe war das Leben verleidet. Sie verſank in eine trübſelige Stimmung, welche nach außen ſich wie Gleichgültigkeit geſtaltete. Doch aus dieſer ſollte ſie ſofort aufgerüttelt werden.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus Schottland.

(Fortſetzung.)

Die Sonne lag wie ein halbgebackener Eierkuchen auf den dünnen, wäſſrigen Wolkenſchichten, und ſchien nicht zu wiſſen, ob ſie zu meinem Beginnen lächeln oder weinen ſollte; jedenfalls war ihr das Weinen näher als das Lachen. Die Berge von Argyleſhire waren auf eine höchſt verdächtige Weiſe umflort und ich hatte das ſabbathſtille Dorf Camlachie kaum hinter mir, als die Wolken den nun wahrſcheinlich ganz gebackenen Eierkuchen verſchlangen und dann, wie es ſchien zu ihrer Unterhaltung, einen verzweifelten Wettlauf begannen, bei welchem ſie zuweilen heftig an einander geriethen, ſich drängten, ſtießen und preßten und den ſchwächern unterliegenden Theil in Geſtalt einer feinen, nebelartigen Sprühe zur Erde ſchleuderten. Dieſes kindiſche Spiel trieben ſie den lieben langen Tag fort und die Luft trocknete meinen Regenſchirm nur, damit die Nebelkrauſe Gelegenheit hatte ihn von neuem zu befeuchten. Dieſe ächt „ſchottiſchen Tropfen" wurden mir jedoch in viel zu kleinen, ſchwachen Doſen gereicht, als daß ſie mich

Digitized by Google

um meine gute Laune hätten bringen können, und ich begann bereits mich meines launenhaften Einfalls zu freuen, über all die Geſchichten, welche man mir von den Gefahren einer Sabbatsfußreiſe in ſo grellen Farben aufgedrungen hatte, zu lachen und mich ſo behaglich und ſicher zu fühlen, wie der Rinderdieb Merkur auf den piräiſchen Bergen, als Apoll nach ſeinem Köcher greifen zu wollen ſchien, um den Frevler zu ſtrafen.

Ich hatte, um bei der nackten Proſa zu bleiben, den nähern Fußweg um Drumpeller eingeſchlagen und blickte eben in die lange von Kohlendampf ſchwarz geräucherte Häuſerreihe zurück, durch welche die Straße führt, als zwei wüſt ausſehende Burſche von einem Seitenpfade her auf mich zuſtolperten. Ich that als ſäh' ich ſie nicht und ſchritt auf dem die Landſtraße entlang führenden Fußwege weiter, als einer der Geſellen mich rauh und drohend anrief. Ich ließ ſie herankommen. Die ſtark gerötheten Geſichter und die ziemlich elliptiſchen Bahnen, welche der eine beim Weiterſchreiten an der Straße beſchrieb, ließen keinen Zweifel über den Zuſtand, in welchem ſie ſich befanden. — »Odd day!« rief der Trunkenbold über den Chauſſeegraben, der uns trennte, herüber und ſtierte mich mit ſeinen feurig rollenden Augen an. Das hieß ſo viel als: „Sie haben da einen ungewöhnlichen Tag zum Reiſen gewählt.“ Da ich es nicht für nöthig hielt eine Antwort zu geben, kreiſchte er mich an: »What profession follow you? Are you a clergyman?« (Was iſt Ihr Beruf? Sind Sie ein Geiſtlicher?) Ich lachte dem Burſchen in's Geſicht und ſagte ihm, er habe nicht darnach zu fragen. Jetzt färbte der Zorn ſein Scharlachgeſicht noch einmal ſo roth; er hob ſeinen maſſiven Stock und wollte über den Chauſſeegraben auf mich zuſpringen; ſein minder betrunkener Kamerad hielt ihn jedoch zurück, und da er ſich von dieſem loöreißen wollte, tammelten beide und ſtürzten, ſich umſchlungen haltend, in den eben nicht ganz trockenen Graben, wo ich es ihnen überließ, ſich zu einigen und wieder feſten Fuß zu faſſen.

Die Straße führte nun eine ſanfte Anhöhe hinan und ich ſah mich bald außerhalb der Dampf- und Nebelatmoſphäre von Glasgow, obgleich es noch immer um die ſchwarzen Kohlengruben rechts und links umheimlich dampfte und qualmte. Gegen zwei Uhr erreichte ich das zehn engliſche Meilen von Glasgow entfernte Airdrie und ſchritt mit lebhaftem Intereſſe die breite mit ſchönen Häuſern beſetzte Straße dieſes jungen, erblühenden Städtchens entlang, deſſen reiche Kohlenlager, deſſen Eiſenwerke Thätigkeit und Luxus zumal raſch ſteigern. Als ich Airdrie hinter mir hatte, ſah ich mich plötzlich in eine ganz andere Welt verſetzt. Alles weitum athmete Ruhe und Frieden. Die Kohlengruben, die ſchwarzen, bedenklichen Geſtalten, welche wie Dämonen unter Dampf und Schwefelgeruch aus der Erde herauſſtiegen und ſich in ſie verſenkten, die in die Luft emporſtarrenden Hochöfen, die aſchgrauen, verlebten, oder branntweinrothen, aufgedunſenen Geſichter der Fabrikarbeiter waren verſchwunden und ich ſah mich von fetten, reichbebauten, hoch und duftig umzäunten Fluren umgeben. Der Eindruck, welchen dieſe Stille und Heimlichkeit der freundlichen Landſchaft auf mich machte, war nach ſo vielen im Geräuſch und Getümmel der überfüllten, raſtlos bewegten Stadt hingebrachten Tagen doppelt mächtig und wohlthuend. Aus den Häuſern und Hütten der Dörfer erwiederten freundliche, geſundheitſtrahlende Geſichter meinen Gruß und weit nach Süden, bis zu den Moffat Hills hinab, lachten liebliche Dörfer, behagliche Pächterwohnungen und ſchöne Landſitze aus dem dunkeln Grün der Ulmen, während der Kanal zuweilen in dem tiefen Wieſengrunde wie eine polirte Stahlplatte auf grünem Sammt herüberblitzte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

Freiheitsbäume.

Unſer trauriger demokratiſch-ſocialiſtiſcher Weltstand hat der ironiſchen Seiten gar viele, und es gehört nur einige gute Laune dazu, um ſich den politiſchen Jammer und die Angſt unſerer Tage durch Feſthalten ihrer ſpaßhaften Seite erträglicher zu machen. Wir ſind nun einmal in unſerer belle France „halb Affen, halb Tiger“ wie Voltaire ſagt. Dieſes wiederholen jetzt täglich unſere guten Provinzialblätter, und einige ſcherzen ſogar über dieſe traurige, niederſchlagende Wahrheit. — In der erſten Revolution wurden an allen Ecken Freiheitsbäume gepflanzt, die man ſpäter verkommen ließ, oder gar wieder umhieb, weil ſich der politiſche Wind gedreht hatte. Wer hätte glauben ſollen, daß dieſe lächerliche Sucht ſich wieder erneuern würde? Sie hat ſich aber erneuert, und bald nach der Februarrevolution äfften unſere Leute die Hauptſtadt nach. Während der Herrſchaft

Digitized by Google

Etienne Arago's, des unsaubern Commissärs der noch unsaubern provisorischen Regierung, war diese Baumpflanzung zur geheiligten Mode geworden. — Da es Pappeln waren, gingen sie bald aus Mangel an Bewässerung und Pflege ein und handen da wie mächtige Zuchtruthen für große ungezogene Kinder, und nur wenige erhielten sich. Aber auch diese wurden nach den Juniustagen 1849 und noch mehr später der Regierung und vielen Einwohnern verhaßt, als widerliche Symbole und Erinnerungen; daher verschwand einer nach dem andern und am Ende ließ man die noch vorhandenen officiell umhauen. Der Citoyen D. war im Februar und März 1848 einer von denen gewesen, die den hitzigsten Eifer bei der Pflanzung der Freiheitsbäume gezeigt hatten, ihr gänzliches Verschwinden mußte ihm daher sehr peinlich seyn. Seine eifrigen Protestationen gegen das Umhauen dieser heiligen Bäume hatte nichts gehelfen, er war vielmehr bedhalb ausgelacht worden, was ihn veranlaßte in ein anderes Stadtquartier zu ziehen. Einige Tage nachher dringt Feuchtigkeit, dann Tropfen durch die Decke des unter ihm wohnenden Miethsmanns. Dieser wendet sich deßhalb an den Hauseigenthümer, der einige oberflächliche Reparaturen vornehmen läßt, aber vergebens. Bald kommen die Tropfen wieder, und ärger als vorher, sie werden immer stärker und größer, ja es scheint sich eine Art von Aquädukt bilden zu wollen. Neue Klagen. Nun läßt der Eigenthümer einen Architekten kommen, der dieses Sintflutbium um so weniger begreift, als es nicht vom Dache kommen kann. Er will daher die obere Wohnung sehen, von der das Wasser kommen muß. Der Bewohner, Citoyen D., protestirt mit Hand und Fuß dagegen und will nicht öffnen. Der Hauseigenthümer läßt also den Polizeikommissär holen. Als dieser mit einigen Polizeidienern und einem Schlosser kommt und die Thüre geöffnet wird, was zeigt sich da? Eine blutjunge, drei Fuß hohe Pappel, mit der rothen Freiheitsmütze, neben andern Zuflüchten der Revolution und der Demokratie gepflanzt, mitten in einem kleinen Blumengarten stehend, der von Zeit zu Zeit begossen wurde. Die Sache war nun klar, man sah gleich, woher die rothrepublikanische Wassereinlung kam. Der Citoyen D. mußte Reparaturs- und Polizeikosten bezahlen und ausziehen, hat aber seine Freiheitspflanzage im Stalle eines Freundes aufgeschlagen, wo sie bis auf den heutigen Tag grünt und blüht.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg-Altona, Juni.

(Fortsetzung.)

Die schöne Marianne. — Der Jungfernstieg.

Eimsbüttel habe ich lange nur dem Namen nach gekannt. Erst vor wenigen Tagen trat ein holsteinischer Major in mein Zimmer, um mich zu einem Spaziergange dorthin abzuholen. Ich habe nie etwas Aehnliches gesehen, wie dieses in Landwerk und Bäumen versteckte Dörfchen, wo jedes Haus eine Welt für sich ist. Dörfchen ist eigentlich nicht das richtige Wort, es ist eine Anzahl geschmackvoller Landhäuser der Hamburger Kaufleute, untermischt mit Gasthöfen. Als wir etwa die Mitte des Dorfes erreicht hatten, wies mein Begleiter auf einen Gasthof: „Hier wohnte einst die schöne Marianne.“ — Die schöne Marianne? — „Sie werden doch wohl von der schönen Marianne Root schon gehört haben?“ Und nun erinnerte ich mich plötzlich, daß ich sogar schon sehr viel von ihr gehört hatte. Noch vor einem Jahre gerieth ein in der literarischen Welt berühmter Philolog in einer Abendgesellschaft sammt seiner Frau in Enthusiasmus, als die Rede auf die schöne Marianne kam. Ich hatte diesen Schulmann mit weißem, ehrwürdigem Haar und kindlich reinem Sinn nie anders warm gesehen, als wenn die Rede auf seine verstorbenen Freunde Fr. A. Wolf und J. H. Voß kam, und nun geriethen der Mann in Feuer und erzählte mit seiner Frau um die Wette, wie sie, ihre ich nicht, in den dreißiger Jahren Hamburg besucht, wie sie hinausgefahren nach Eimsbüttel, um dort das berühmte Schenkmädchen, die schöne Marianne, zu sehen, wie verzückt sich dieselbe sie empfangen, wie sie sich gegen Fürsten und Grafen benommen u. s. f. „Da,“ fuhr mein Begleiter fort, „mir ist schon allerlei Seltsames in der Welt vorgekommen, aber ein Mädchen, das so zu gewinnen und die Gewonnenen so in den Kreis des strengsten Anstandes zu bannen wußte, ein solches Mädchen ist mir nur einmal vorgekommen. Der Gasthof war vom frühen Morgen bis zum späten Abend belagert; die Herzoge von B. und P. von M. haben z. B. alles ausgeboten, um nur zu irgend einer andern aparten Gunst zu gelangen, aber vergebens. Ich selbst bin mit ihr aufgewachsen, sie hielt große Stücke auf mich, aber als ich mich einmal nicht halten konnte, und ihr gewaltsam einen Kuß raubte, erhielt ich eine Ohrfeige, daß ich längerer Zeit bedurfte, um wieder zur Besinnung zu kommen.“ — „Aber,“ fragte ich, „was ist aus ihr geworden?“ — „Sie hat den Gastwirth reich gemacht, weil hier Leute aus allen Ländern Europas zusammenströmten; sie hat sich endlich in den Sohn eines Hamburger Kaufmanns verliebt, und da die Eltern desselben einer ehelichen Verbindung entgegen waren, ist sie von ihrem Geliebten verlassen worden. Nach Jahren hat sie sich“ — ich muß hier, so sehr es vielleicht dem einen oder andern Leser unerwünscht ist, eine Menge von Einzelheiten übergehen, da die Personen noch sämmtlich leben und ich nicht gern in einen Prozeß verwickelt werden möchte — „so verheirathet, daß sie jetzt in den unglücklichsten Verhältnissen lebt. Sie ist vor der Zeit eine alte Frau geworden, obwohl, wie sie genauer aufsteht, noch die Züge ehemaliger Schönheit entdeckt.“

Nach Hamburg sind mir zwei Spaziergänge besonders lieb geworden: der eine führt an der Elbe hin zum Hafen, der andere schneidet von Altona aus die Vorstadt St. Pauli und führt über ammuthige Wiesen zum Jungfernstieg. Wer wie ich sich mit der Politik zu plagen hat, thut wohl daran, nach dem Jungfernstieg zu gehen, nachdem er die Zeitungen gelesen hat, nach dem Hafen, bevor er sie lesen will. Mein Auge hatte sich, ehe ich hierher kam, an die goldenen Abhänge des Taunus, des Odenwaldes und Schwarzwaldes gewöhnt. Soll ich aber unparteiisch urtheilen, so bietet der Jungfernstieg einigen Ersatz, wenn man am Ufer des Alsterbassins am frühen Morgen oder am Abend bei voller Beleuchtung hinwandelt, wenn die stattlichen, seit dem Brande gebauten Paläste sich in majestätischer Ruhe in dem Bassin spiegeln, eingefriedigt von einem Kranze zahlloser Lichter. Ich liebe die Natur, ich liebe den Rhein wie meine Seele, aber hier muß ich wider meinen Willen das Werk menschlicher Hand bewundern. Frankfurt, Leipzig, Berlin haben stattliche Häuser und Straßen, aber es fehlt der großartige Sinn der Hamburger. Leipzig ist sogar höchst langweilig. Der Kaufmann des Binnenlandes kann nicht wahrhaft schön bauen, weil sein Geist so oft ein engherziger Krämergeist ist; er kann festspielig bauen, aber er baut ohne sich etwas dabei zu denken. Der Hamburger verräth in allem, daß er mit dem Meere in Verbindung steht, daß seine Blicke hinausschweifen über den engen Kreis des Continents, daß er kühn genug ist, um Neues und Unerhörtes zu erfinden. Nur in der Kleidermode folgt er der nichtsnutzig verwachsenen Zeit, wenn auch nicht in dem Grade wie der Leipziger.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 151. Dienstag den 25. Juni 1850.

— Mores tibi nosse volenti
Sufficit unus domus.
Juvenal.

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Vor dem letzten Hause von Clerkston war ein bunter und wie es schien sehr heiterer Menschenknäuel versammelt und ich trat hinzu, um zu erfahren, was es gebe. Durch die offene Thüre sah man in der Stube das Herdfeuer lustig brennen; neben dem Herd stand ein Korb und in diesem saß eine Henne, welche ihre Freude über das Ei, das sie zur Welt zu bringen im Begriffe war, mit einem so emphatischen, durchdringenden Geschrei an den Tag legte, daß bald alle in und vor dem Hause in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Jemehr aber gelacht wurde, desto lauter gackerte die Henne, und wir begannen bereits zu fürchten, sie möchte ihre Schreiwerkzeuge sprengen, als sie, plötzlich ihrer Last entledigt, die Flügel schwang und wie verzweifelt durch die Stube und die Menschenmenge in den anstoßenden Hof zu ihrer gefiederten Freundschaft eilte, um sich an den flockigen Brodkrumen, welche ihr die ergötzte Zuhörerschaft zuwarf, gütlich zu thun. Ich bat die Hausfrau, ein munteres junges Weibchen, meine Cigarre anzünden zu dürfen, hatte ihr aber kaum in die freundlichen Augen gesehen, als ich ihr auch gestand, daß die Cigarre nur ein Vorwand sey, und daß ich, aus einem fernen Lande kommend, in das Innere der Wohnung eines schottischen Landmanns einen Blick zu werfen wünschte. „Wir sind nur arme Leute," sagte das holde Weib, „und die Umschau wird nicht viel Zeit hinnehmen."

Nachdem ich mich in der Stube, die als Küche und Wohnzimmer diente, umgesehen und dem blanken Küchengeschirr, den glänzendweißen Fayencetellern und Tassen, und selbst den spiegelglatten gebrannten Steinen, mit welchen der Fußboden belegt war, meine Bewunderung gezollt hatte, öffnete das Weib nicht ohne Zaudern und Erröthen die Thürklinke der Nebenstube, in welcher ein mit einer blendendweißen Wolldecke belegtes, von einem kattunenen Vorhang überspanntes Bett von sehr behaglichem Umfange, eine Wiege und zwei Rohrstühle standen. An der einen Seite des Fensters hing ein Spiegel, in welchen die junge Frau einen Blick warf, der ihre bereits hochrothen Wangen nur noch mit höherem Purpur übergoß; auf der andern Seite sah ich das Porträt eines jungen Soldaten von gewiß wohlmeinender, aber wenig geübter Künstlerhand. „Das Bild des Vaters," sagte das Weibchen, „der noch vor zwei Jahren in dem Regimente des Prinzen Albert stand." Bei diesen Worten faßte sie die Klinke wieder und ich trat, ihr Zartgefühl ehrend, in die Wohnstube zurück, wo ich erfuhr, daß „der Vater" mit dem kleinen „Albert" zur Großmutter gegangen sey, daß er auf der Besitzung des Herrn Campbell zu Woodhall die Aufsicht über die Arbeiter habe und wöchentlich fünfzehn Schilling Lohn beziehe, und da die Mutter ihres Mannes auch einen kleinen Zuschuß leiste, werde ihnen das Leben wenigstens nicht schwerer, als hundert andern in und um Clerkston.

Ich hatte meine Cigarre angezündet, für freundliche Auskunft gedankt und wollte eben meinen Weg fortsetzen, als ein hübscher junger Mann mit einem Kind auf dem Arme um die Ecke bog und dem unter der Thüre stehenden Weibchen im besten Englisch — die junge Frau zog und schleifte die Vokale ein wenig

Digitized by Google

und brauchte zuweilen einen Ausdruck, welcher dem schottischen Wörterbuche ausschließlich angehört — zurief: »To-morrow there will be lilting at Baldoon« (morgen wird zu Baldoon der Dudelsack schnarren). „Und was ist der Gegenstand dieses »lilting,« das dich schon jetzt so heiter zu stimmen scheint, Dan?“ fragte die junge Frau, indem sie Dan das Kind vom Arm nahm und es herzlich küßte. — „Die lustigste Geschichte, die ich je gehört habe, Mary.“ — „Ich bin neugierig, Dan.“ — „Zum erstenmal in deinem Leben,“ rief Dan lachend. Indessen hatten sich einige Nachbarn, welche die Schreihenne aus ihren Wohnungen gelockt hatte, der schönen Gruppe — eine heilige Familie in schottischem Styl — genähert und ich schloß mich ihnen an, um die „lustigste Geschichte“ mit anzuhören. Dan begann seine Erzählung nicht ohne einiges Selbstbehagen, dem sich jener nicht zu beschreibende Charakterzug des ächt schottischen Gesichtes zugesellte, der zwischen Verschlagenheit und Schalkhaftigkeit, zwischen List und guter Laune die Mitte hält und seinen Sitz in den Augen und um die Lippen hat.

Seine Geschichte war folgende: „Der alte Flachshechler David Macdougall, welcher in der ganzen Gegend unter dem Namen Mamy (der Liepler) bekannt ist, lud an seinem vierundsiebzigsten Geburtstag eine kleine Gesellschaft zu sich ein. Als der Toddy (das Lieblingsgetränk der Schottländer, aus Whisky, Zucker und heißem Wasser bestehend) sein Blut erwärmte, begann er seiner Jugendfreundin Meg Mogg, welche seit dreißig Jahren gichtisch ist und an zwei Krücken geht, zärtliche Blicke zuzuwerfen, und ehe die Gesellschaft auseinander ging, waren der alte Hektiker und die fast eben so alte gichtbrüchige Verlobte, der Aufruf in der Kirche erfolgte und der Tag der Trauung wurde festgesetzt. So weit ist die Sache zwar auffallend und ziemlich lächerlich, aber eben nicht unerhört, denn in den Hochlanden, wo man viele achtzig und neunzigjährige Greise frisch und rüstig in den Bergen umherwandern sieht, sind solche verspätete Verbindungen eben keine große Seltenheit. Das Merkwürdige im vorliegenden Falle ist folgendes. Der alte David stand mit Mellie Dallas, einer jungen Wittwe von zweiundsiebzig Jahren, seit längerer Zeit in freundschaftlichem Verkehr und war ihr bei mannigfachen Veranlassungen mit Rath und That zur Hand gegangen. Die gute Mellie, deren Verstandeskräfte nie sehr hoch anzuschlagen waren, gab sich der Täuschung hin, diese Aufmerksamkeiten haben ihren Grund im Einflusse, den ihre Reize auf den alten Junggesellen ausgeübt, und versenkte sich dergestalt in zärtliche Gefühle für den Flachshechler, daß sie jeden Augenblick einer förmlichen Bewerbung um ihre Hand entgegensah. Als sie daher den Aufruf in der Kirche hörte, fiel sie unter lautem Stöhnen in Ohnmacht, rückte später ihrer gichtbrüchigen Nebenbuhlerin auf die Stube, überschüttete sie mit Vorwürfen und freundlichen Namen, wie Verführerin, Männernärrin, Buhlerin, und Süßigkeiten gleicher Art, und war eben im Begriffe die schöne Braut mit einer ihrer eigenen Krücken anzufallen, als der wohlehrwürdige Jeremias Todd in die Stube trat und seinem friedlichen Berufe so glücklich entsprach, daß Mellie in der Zerknirschung ihres Herzens die tiefste Reue über ihre Hingebung an den Versucher bethätigte und als Beweis völliger Sinnesänderung und Versöhnung sich als Brautjungfer anbot. Nun denkt euch diese Scene in der kleinen Kirche von Baldoon, wohin morgen alles strömen wird, was auf drei Stunden in der Runde gehen, reiten und fahren kann! Wollen wir den Aufzug mit ansehen, Mary?“ — „Gewiß nicht, Dan!“ flüsterte das holde Wesen mit einem Blick, welcher alles sagte, was sie auszusprechen für unnöthig hielt, und teat mit dem Kleinen in die Stube, wohin Dan, den Nachbarn freundlich zunickend, folgte und die Thüre schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Eine kleinstädtische Geschichte.

(Fortsetzung.)

Am Sonntag war's, zur Besuchstunde nach der Kirche. Die Familie befand sich zu Hause; Besuche hatte sie nicht zu machen, noch weniger deren zu gewärtigen. Aber das Unerwartete geschah. Gutkind kam mit seinem Philipp, beide geckenhafter noch als sonst herausgeputzt, mit Blumensträußen in den Händen, feierlichem Ernst in den Mienen. Mit Erstaunen wurden sie empfangen, mit Verwunderung angehört. Der Commerzienrath nahm das Wort: „Mein verehrter Herr Steuerrath, meine werthgeschätzte Frau Steuerräthin, ich habe hier die Ehre Ihnen den Herren Gegenschreiber Philipp vorzustellen, der, nachdem er eine ausnehmliche Anstellung im Staatsdienst erhalten, sich in den Stand der heiligen Ehe zu begeben gedenkt und mich deßhalb beauftragt hat, um die Hand der Fräulein Elise, Ihrer Tochter, anzuhalten.“ — „Schon wieder die Liese!“ brummten Amalie und Josephine verdrießlich, während Philipp mit gaetlichen Seitenblicken auf die Ersoene seine eingelernte Anrede herplapperte, um dann dem Fräulein seinen Blumenstrauß darzureichen. Elise winkte abwehrend mit der Hand, während ein verächtlicher Blick den Freier maß. Der Vater aber sagte, er wisse die Ehre zu schätzen und werde am nächsten Sonntag die Antwort selber überbringen. Mit diesem Bescheid mußten die beiden

Digitized by Google

sich begnügen. Philipp bat um die Erlaubniß seinen Besuch in der Zwischenzeit zu wiederholen. Sie wurde verfagt. Zur Begründung dieses Ablehnens äußerte der Vater: „Sie werden begreifen, meine Herrn, welches Aufsehen es erregt haben muß, daß man sie in so feierlichem Aufzug mein geächtetes Haus hat betreten sehen. Die Leute werden nicht ermangeln den wahren Grund zu errathen. So würde denn ein erneuerter Besuch des Herrn Gegenschreibers ein gegebenes Jawort voraussetzen. Wir aber wollen unsere Freiheit bis zum Ablauf der Bedenkzeit ganz ungeschmälert behaupten. Aus diesem Grunde muß ich Sie auch ersuchen Ihre Blumensträuße wieder mitzunehmen." — So gingen denn die Besucher wie sie gekommen, doch ermangelte Gutkind nicht zum Abschied zu sagen: „Ihre Durchlauchten, der Herr Waldgraf und die Frau Waldgräfin wünschen des Herrn Steuerraths gesellschaftliche Stellung wiederherzustellen, und haben deßhalb mich beauftragt die Verbindung zu Stande zu bringen. Ich rechne also darauf, daß der Herr Steuerrath nicht so vermessen seyn werden, diesem Sonnenblick der allerhöchsten Gnade den Rücken zu wenden."

Jetzt brach der Sturm im Hause los. „Ich nehme den Menschen nicht," erklärte Clise, „und wenn sie mit Gewalt mich zum Altar schleppen, so sag' ich vor dem Altar noch nein!" — Der Vater gab ihr vollkommen recht, aber Mutter und Schwestern hoben ein gewaltiges Jetern an. „Ungerathenes Kind," hieß es da, „durch deine Schuld sind wir in die allerschiefste Stellung gerathen. In keiner Gesellschaft werden wir gesehen, wir sind verachtet und werden wie Pestkranke gemieden. Ein solches Daseyn ist nicht länger zu ertragen. Du mußt daher wieder gut machen, was du verschuldet. Du mußt dich zum Heil des Ganzen opfern. Und am Ende ist wohl auch das Opfer nicht so schwer. Du kommst dadurch unter die Haube, und wenn der Herr Philipp nicht so reich ist, so ist er dafür jünger als der andere, und dazu ein Landeskind, dessen Eltern und Freundschaft gehörig bekannt sind. Auch ist ja ein Spaß in der Hand immerhin besser, als die Taube auf dem Dach." — In diesem Tone ging es fort, bis der Vater selber sich auf die Seite der Mutter zu neigen begann. Clise jedoch hatte ihre ganze Spannkraft wieder gefunden. „Opfern will ich mich allerdings," sagte sie, „doch nicht wie ihr meint. Ich gehe zur Tante Clementine nach Gelsheim. Sie ist freilich ein böser Drache, aber meine einzige Zuflucht. Am Samstag reis' ich ab, und mit mir ist der Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt." — „Aber des Waldgrafen Befehl?" — „Wenn Gutkind vielleicht auch nicht gelogen," meinte Clise, „so sind wir nicht verpflichtet ihm zu glauben. Am Samstag um Mitternacht geht der Botenwagen nach Gelsheim, und im Morgengrauen bin ich jenseits der Grenze, wo seine Durchlaucht nichts mehr zu befehlen hat." — Der Vater fing wieder an sich mit den Ansichten Clisens zu befreunden, bis er, ein Schilfrohr im Sturm, von der andern Seite her sich angeblasen fühlte. In solcher Weise ging es die ganze Woche hindurch fort. Die Partei der Mutter und der Schwestern erhielt Verstärkung von außen. Muhmen und Basen, durch Gutkinds wohlangebrachte Winke gespornt, fanden den vergessenen Weg zu Müllers Hause wieder. Philipps Werbung, behaupteten sie, habe Clisens Ruf einstweilen hergestellt, doch allerdings nur, um denselben rettungslos zu verderben, wenn dieselbe abgewiesen werde.

So kam der Samstag Abend. Clisens Koffer und Nachtsack standen gepackt und verschlossen in Bereitschaft. Das Abendessen war vorbei und Clise sagte: „Wenn die Grete gespült hat, kann sie meine Sachen in den goldenen Stern tragen." — „Du darfst nicht fort!" antwortete die Mutter. Der Vater dagegen: „Was fliegen will, das laß. Wir können dich nicht halten, Lisel, aber drei Kreuze werden wir hinter dir her schlagen, und wo du hingehst, da magst du bleiben. Allzugut wirst du's eben nicht haben und deine Reue wird zwar zu spät kommen, aber darum doch bald genug. Bei der Tante wirst du zu allen Heiligen beten lernen, verlaß dich darauf, und keinen Trost haben, als den Gedanken an unsere Trübsal. Wenn dir's recht schlecht ergeht, wenn du denkst: ach wär' ich doch lieber die Frau Gegenschreiberin zu Oberwasser geworden! dann magst du auch hinzufügen: aber die andern liegen auch nicht auf Rosen; der Vater langweilt sich wie ein Mops, die Schwestern bekommen keine Männer, was will ich mehr?"

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg-Altona, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Hafen. — Hamburger Politik. — Thorsperre. — Journale.

Der Weg längs des Hafens macht den entgegengesetzten Eindruck von dem am Jungfernstieg. Hier ein Bild majestätischer Ruhe, dort ein ewiges Treiben, ein ewiges Hin- und Herrennen, ein Rufen, Schreien, Fluchen u. s. f., daß man sich bald betäubt fühlt. Hier ein Schiff mit aushängender Tafel: „Für Auswanderer nach Australien, Abfahrt am ....." dort ein anderes: „Nach Port Adelaide, Abfahrt am ..." u. s. f. Wenn ich dem Treiben einige Zeit zugesehen und zugehört habe, verdoppele ich trotz des schlechten Pflasters meine Schritte, um

Digitized by Google

das Baumhaus am Ende des Hafens zu erreichen. Dort trinkt man ein treffliches Glas Rheinwein. Kundige Leute erzählen mit dann wohl, daß der Hamburger Hafen der großartigste Hafen, daß Hamburg nach London die zweite Weltstadt sey, aber das kann mich wenig rühren. Ich gehe nicht am Hafen zurück, sondern schlage einige Nebenwege ein, und freue mich herzlich, wenn ich mich im friedlichen Zimmer hinter die Zeitungen setzen kann.

Vom politischen Leben in Hamburg verstehe ich schlechterdings gar nichts. Ich besuche manchmal einen Freund, der der erbgesessenen Bürgerschaft angehört und dessen Familie aufs engste mit der Geschichte der Stadt verknüpft ist. Bringe ich diesen auf die Lage der Dinge in der Stadt, so geräth er allemal in Zorn und hält mir eine lange Rede über die Nichtsnutzigkeit der öffentlichen Verhältnisse. Ich höre dann so allerlei Begriffe, wie Constituante, Oberalte, Schziger-Collegium, Neuner-Commission, Neuner-Verfassung, Niedergericht, Obergericht, Bürgerverein, präsidirender Bürgermeister, Senatoren u. s. f., aber was ich mit diesen Begriffen machen, in welche Verbindung ich sie bringen und wie ich sie gegeneinander abgrenzen soll, davon habe ich nicht die geringste Ahnung. Daß ferner Hamburg preußische Besatzung hat, daß das oft zu Reibereien zwischen dem souverainen Volke und der Besatzung führt, ist bekannt; weniger bekannt dürfte seyn, daß in Hamburg noch unendlich viel altes Zopfthum vorhanden ist. Dahin gehören z. B. die „reitenden Diener," die bei allen öffentlichen Aufzügen sichtbar werden, bei Leichenbegräbnissen, Hochzeiten u. s. f. Die Tracht dieser Leute ist vollständig noch, bis in das geringste Detail, die spanische Mode des sechzehnten Jahrhunderts. Ich liebe diese Tracht nicht, aber sie belästigt mich nicht; was mich aber belästigt, das ist die Thorsperre in Hamburg und in Altona. Wenn man Abends aus den Thore von Altona will, so muß man dafür ein gewisses Geld bezahlen und wenn man in Hamburg hinein oder hinaus will, desgleichen. Die Summe der zu zahlenden „Thorsperre" steigt am Abend in Hamburg mit jeder Stunde, dergestalt, daß ich einmal das Vergnügen hatte kurz nach eilf Uhr eine Mark zu bezahlen. Der Gebrauch rührt aus dem Anfang dieses Jahrhunderts her. Früher konnte nämlich Niemand mehr nach sieben oder acht Uhr Abends — die Stunde war nach den Jahreszeiten verschieden — aus der Stadt. Es wurden um diese Zeit die Zugbrücken aufgezogen, die Thore verschlossen und die Schlüssel zum Bürgermeister gebracht, weil man den Stadtfrieden nicht die Bewachung der Stadt anzuvertrauen wagte. Dafür ist nun im Anfang dieses Jahrhunderts die Einrichtung der Thorsperre getreten, die von allen Leuten als eine Wohlthat des Himmels gepriesen wird und mit der ich mich, ein Kind der modernen Zeit, schlechterdings nicht vertragen kann.

Etwas mehr, aber nicht viel mehr als mit den politischen Verhältnissen, habe ich mich bis jetzt mit der seit den Märztagen üppig emporgewachsenen Tagespresse vertraut gemacht. Aeltere Zeitungen Hamburgs sind die „Hamburger Nachrichten," ein Blatt mit etwas juvenilen Ansichten, der „Hamburger Korrespondent" — sehr oft der Diplomatie zu Mittheilungen dienend, aber schlecht redigirt — und die äußerst gründliche und respektable „Börsenhalle." — Die einzige Altonaer Zeitung seit dem sechzehnten Jahrhundert bis zu den Märztagen war der „Altonaer Merkur," die zur Mitte des vorigen Jahrhunderts „Altonaer Postreuter" genannt. Der Merkur ist zugleich conservatives Parteiblatt und Organ der Regierung. Außerdem erscheinen in Hamburg und Altona eine Unzahl radikaler Zeitungen: „Reform," „holsteinische Reform," „Mephistopheles" — alle drei Blätter bringen gräßliche Carrikaturen, — „Freischütz," „Opponent," „Eisenbahnzeitung," „Norddeutsche freie Presse" u. s. f. Die letztgenannte ist darunter das einzige Blatt, das mit Geist und Umsicht redigirt wird, das aber leider zum größten Theile von Verdächtigungen lebt. Es mag da geschehen unter der Sonne, was da will, es wird zur Verdächtigung der Regierung benutzt.

(Schluß folgt.)

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Kunst.

So gut wird es andern Bäumen nicht. Sie haben wie die Weinreben in unsern Gärten und in der Umgegend durch die starken Märzfröste nach hinterlistiger, die Vegetation herauslockender Frühlingswärme sehr gelitten, ein Unfall, der auch die mittäglichen Provinzen, die Departements Dordogne, Hérault, die ganze Provence und selbst Nonfillon getroffen hat, wo in derselben Märznacht, und später noch in der Mitte Mai's die Oelbäume, die Südfrüchte und die Weinreben bedeutend litten, was für jene Provinzen doppelt schmerzlich ist, da auch die vorigen Weinlesen gering ausgefallen sind. Dazu kommt unser unverständiges Douanensystem, das den Absatz unserer südlichen Weine ins Ausland so sehr hindert.

Lange habe ich nichts von Kunst und Alterthum aus Lyon geschrieben, und doch ist in der neuesten Zeit manches Interessante hier und in der Nähe an den Tag gekommen. Es ist erfreulich und tröstlich, daß hier der Sinn für die Kunst nicht wie in Paris unter dem Drucke der Politik ganz erliegt, daß unsere Lyoner doch noch einigen Sinn für die Kunst haben, die mit ihren Formen, Farben und Tönen das veramte und zerrissene Leben aufzurichten vermag. So hatte Lyon vor einiger Zeit noch Herz für die Trauer über den Verlust eines ausgezeichneten Künstlers, der oft hier lebte und den wir nicht nur wegen seines seltenen Talents, sondern auch wegen seiner liebenswürdigen Persönlichkeit lieb gewonnen hatten, des Malers Payerne. Neben seinen vielen trefflichen Zeichnungen aus Rom, der Campagna, Neapel, Sicilien, Hetrurien, Griechenland und den Inseln des Archipels, zog uns besonders etwas ganz Neues an. Es war eine Frucht seiner Studien nach den alten Mosaiken in Byzanz, die bisher so wenig bekannt waren, obgleich jene Künstler acht Jahrhunderte lang (vom dritten bis eilften Jahrhundert) allein die Kunst äußerst erhielten, indem sie die antike Kunst fortführten und der Restauration in Italien, Frankreich und Deutschland vorangingen. In Payerns zahlreichen Sammlungen waren besonders die Arbeiten nach Panselinos merkwürdig, der zu seiner Zeit der Apelles der byzantinischen Malerei hieß. Diese Zeichnungen sind von der Regierung für das Museum im Louvre angekauft worden, glücklicherweise kurze Zeit vor der Februarrevolution. Mehrere von Payerns Gemälden sind nach Deutschland, ich glaube nach Berlin gegangen.

Daß jetzt Frankreich in seiner politischen Gesunkenheit und Schwäche mit großer Sehnsucht an Napoleon, den Schöpfer seines kurzen Ruhms, zurücksieht und sich nach ihm sehnt, ist sehr begreiflich und erklärt den Eifer, womit die guten Franzosen in Lyon darauf denken, ihm in ihrer Stadt eine bronzene Reiterstatue zu errichten, damit er wo möglich „den tollgewordenen Renner mit ehr'ner Faust beherrsch' und ehr'nem Schenkel." Noch bevor ein öffentlicher Aufruf zur Errichtung dieser Statue erschien, kamen schon Beiträge ein, besonders von Veteranen der Kaiserarmee, und sogar von Arbeitern aller Art.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 152. Mittwoch den 26. Juni 1850.

Still! die Verwirrung end' ich,
Die Wunderdinge wend' ich
Zum Schluß, der schön sich fügt.
Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Eine kleinstädtische Geschichte.

(Schluß.)

Die Mutter hob wieder an: „Du rechnest auf den Holländer, doch da hast du dich sicherlich verrechnet. Hat er doch die ganze Zeit her nicht geschrieben. Von der Geschichte mit Herrn Legris wird er gewiß erfahren haben. Darum nimm den Gegenschreiber, du sollst ihn nehmen, du mußt ihn nehmen." — „Ich muß?" sagte Elise; „welche Gewalt der Erde soll mich zwingen?"

Die mißliebige Unterhaltung unterbrach ein später Besuch, Gutkind in eigener Person. „Verzeihen Sie," sagte der Commerzienrath, „daß ich zu so ungelegener Zeit komme." — Knixend antwortete die Mutter: „Sie hätten nicht gelegener erscheinen können." — „Sehr verbunden, verehrte Frau Steuerräthin," fuhr Gutkind fort; „ich habe übrigens die triftigsten Gründe der Entschuldigung. Vor einer Viertelstunde nämlich erhielt ich eine Zuschrift aus dem geheimen Kabinet seiner Durchlaucht." — Bei diesen Worten zog er einen Brief aus der Brusttasche, reichte das Blatt dem Steuerrath hin und sagte dazu: „Der Herr läßt mir befehlen, morgen zwischen eins und zwei beim großen Empfang im Rittersaal mich einzustellen und in meiner Begleitung nebst dem Herr Philipp auch die ganze Familie Müller mitzubringen — verstehen Sie wohl, die ganze Familie. Da ich nun vernommen habe, daß Fräulein Elise eine kleine Lustreise nach Gelsheim vorhat, so bin ich selber gekommen, um sie zu ersuchen, den Ausflug zu verschieben. Vielleicht würde sie sogar am besten thun, den Besuch bei der Tante bis zur Hochzeitreise zu verschieben."

Die arme Elise war einer Ohnmacht nahe. An Widerstreben schien nicht zu denken; dem ausdrücklichen Gebot des Fürsten gegenüber galt kein Einwand. Was folgen sollte, war leicht zu errathen; zum Ueberfluß ließ Gutkind sich auch darüber aus. „Die beabsichtigte Reise des Fräuleins," sagte er, „hat der Frau Waldgräfin große Unruhe erregt. Sie glaubte eine Verabredung voraussetzen zu dürfen, worauf der Herr sich entschloß, durch einen entscheidenden Schritt seine Frau Gemahlin von jedem Argwohn zu heilen. Ich wünsche Ihnen recht von Herzen Glück zu dieser Erledigung und bitte um Erlaubniß, den Herrn Steuerrath als ordentliches Mitglied unserer Gesellschaft zur Eintracht vorschlagen zu dürfen. Ich bürge für das günstige Ergebniß der Kugelung."

Elise brachte eine entsetzliche Nacht zu. Ihr Mißgeschick hatte den höchsten Gipfel erreicht; weil der Waldgraf ein allzugnädiges Auge auf die schöne Jungfrau geworfen, mußte er nun durch ein Machtgebot sie mit dem unwürdigen Gemahl verbinden, und ihr Lebensglück fiel der fürstlichen Laune zum Opfer. Mit bleichen Wangen und gerötheten Augen erschien sie beim Frühstück, und die unverhehlte Freude der Ihrigen gewährte ihr keinen Trost. Der Vater allein bewies Theilnahme für ihren Kummer. „Arme Kleine," sagte er, „ich würde dir gerne helfen, wenn ich nur könnte." — Die Mutter fiel ihm in die Rede: „Das ist sicherlich nicht übertrieben; um dem Schooßkind ein Vergnügen zu machen, trüge uns der Haustyrann allenfalls in's Wasser."

Sie ließ es nicht bei dem einen Vorwurf bewenden und sprach noch, als die Thüre sich öffnend den Holländer einließ und hinter ihm den

Digitized by Google

Herrn Legris. Das ſchien ſo zum Verwundern, als brächte wer Feuer und Waſſer in einer Schüſſel. Barant grüßte leichthin, trat auf Eliſen zu und ſagte: „Da bin ich, mein Kind, um mein Wort zu löſen.“ — „Ich bin die Ihrige,“ antworte Eliſe; „aber ein Geſtändniß muß ich Ihnen ablegen. Da Sie uns verließen, war mein Herz frei, ſeitdem iſt es anders geworden.“ — „Deſto beſſer,“ ſprach der alte Herr lächelnd; „ſehen Sie, liebe Tochter, ich habe, Ihren Werth erkennend, eine Vernunftheirath ſtiften wollen, aber unſer Herrgott ſelber hat einen Herzensbund daraus werden laſſen. Was ich Ihnen in Paramaribo beſtellt, war mein Stiefſohn Robert Legris. Er wollte mich in Amſterdam, dann hier überraſchen und verfehlte mich an beiden Orten; meine Briefe aber hat er erſt in Hamburg vorgefunden. Da kehrte er nach Weißach um; mich aber hatte zur ſelben Zeit ein Schreiben Guttkinds von Hauſe weggelockt, und ſo trafen wir uns unterwegs. Hier ſind wir. Da nehmt euch; Gott ſegne euern Bund!“

Die Liebenden flogen einander in die Arme, unbekümmert um Müllers: Halt! — „Oho,“ fragte Krook, „warum denn Halt? Sie hätten mir, dem Greis, ohne Umſtände das Mädchen gegeben, und wollen Sie nun dem Sohn meiner zweiten Seligen verweigern, einem guten jungen Mann, den Eliſe liebt wie er ſie?“ — Der Steuerrath berichtete, was kürzlich vorgegangen. Da ſprach kopfſchüttelnd der alte Herr: „Eigentlich geht den Waldgrafen ſeiner Unterthanen Lieben und Heirathen nichts an. Doch dießmal mag es drum ſeyn. Ich fahre ſtehenden Fußes zum Schloß und ſchaffe mir Gehör.“ — „Das Gehör werden Sie als Fremder vielleicht erhalten,“ meinte Müller, „aber helfen wird es nichts.“ — Barant lachte. „Lieber Freund,“ ſagte er, „der Zutritt iſt mir ſicher. Seine Durchlaucht weiß, daß ich die Gelder für ihre Anleihe ſchaffen ſoll. Wenn ich jetzt ſage, der Herr ſolle ſeine Million al pari haben, ſo iſt er mein. Ich rette ihn aus den Händen eines ſchnöden Wucherers, was übrigens ohnehin geſchehen wäre; er thut mir dafür den Willen. Mag er nicht, auch gut; dann ziehen wir alle nach Amſterdam und die Wittwe Nacatenus erſetzt doppelt und dreifach, was meine Freunde zu Weißach im Stich laſſen.“

Dem Waldgrafen fiel es nicht ein zu widerſtreben. Er erklärte im Ritterſaal, zur großen Ueberraſchung der Anweſenden, Eliſe und Robert als Verlobte. Auch verſäumte er nicht, den zwei Fremdlingen eine Art Bürgerrecht in Weißach zu ertheilen; er zog ſie nämlich zur Tafel, gab ihnen ſeinen Orden und ernannte jeden von ihnen zum Conſul. Von Stund' an war das geächtete Haus Müller der angeſehenſten eines in der Hauptſtadt. Der bisherige Steuerrath wurde zum geheimen Oberfinanzrath. Wenn von ihm die Rede, ſagen die Weißacher: „Derſelbe, „wo“ den Millionär zum Tochtermann hat.“

Bilder aus Schottland.

(Fortſetzung.)

Nachdem ich meinen Weg eine Zeitlang verfolgt hatte, hörte ich in der Ferne ein ſanftes Klingen und Rauſchen, das wie Harfenton auf den Schwingen des Windes ſchwoll und ſich dämpfte. Harfentöne am Sonntag in der Heimath der Puritaner! Harfentöne in dem Lande des Dudelſacks! War es die Harfe des greiſen Ullin, der vor der ſchönen Minona in die Saiten griff? Die Wirklichkeit zerriß das Truggewebe faſt in demſelben Augenblick, in welchem es geſponnen worden. Ein ziemlich ſtarker Bach ſtürzte ſich über fünf bis ſechs Felſenſchichten und ſtoß dann in ſtolzer Ruhe, als hätte er eine mächtige Heldenthat vollbracht, durch üppige Wieſenabhänge dem Kanale zu. — Der Abend ſenkte ſich raſch auf die Fluren, welche die Sabbatsruhe zu theilen ſchienen und ſich früh in ihre Decken von ſilberweißem Nebeldunſt hüllten. Nur dann und wann zeigte ſich rechts und links der ferne, unſichere Umriß eines Landhauſes oder einer Pächterwohnung. Die Schatten der Nacht kamen in dichten Schaaren von Oſten herüber; nirgends rief eine Glocke zum Abendgebet, nirgends ſchimmerte ein Licht durch das unheimliche Dunkel, von Mond und Sternen nicht zu reden, denn dieſe werden den Schottländern nur bei abſonderlichen Gelegenheiten gezeigt.

Ich hatte gehofft Bathgate noch bei guter Zeit zu erreichen und inmitten der wohnenden, folglich frommen Bevölkerung dieſes Burgfleckens — Bathgate nennt ſich ein bourgh of barony — mich einer ruhigen Nacht zu erfreuen. Der lange Aufenthalt zu Clerkſton und die früh einbrechende Nacht vereitelten dieſen Plan und ich fühlte mich ſo ermüdet, daß ich beſchloß, in der erſten beſten Hütte um Gaſtfreundſchaft zu bitten. Schottland iſt vorzugsweiſe das Land der Gaſtfreundſchaft. Der Fremde pocht an keiner Thüre vergeblich an, und der ärmſte Fiſcher oder Hirt theilt ſein Abendbrod freudig mit ihm und bereitet ihm ein Lager von Schilf oder Heu, wenn kein Wirthshaus in der Nähe iſt, zu welchem er den Vetirten geleiten kann. Bei meiner ziemlich ſorgloſen Weiſe zu reiſen, iſt es mir in den Bergen mehreremale begegnet, daß ich erſt in tiefer Nacht eine Hütte erreichte, und ſtets habe ich die freundlichſte Aufnahme mit der, mir wenigſtens nicht läſtigen Beigabe kindlicher, um nicht zu ſagen kindiſcher Neugierde gefunden, welche des Fragens nach dem woher, wohin und

Digitized by Google

warum, des Staunens über mühevolle Wanderungen „zum Vergnügen," und des Betrachtens und Betastens eines Perspektivs, einer Repetieruhr nicht müde ward. Zuweilen wurde jede Vergütung geradehin abgewiesen, zuweilen durfte ich eine Kleinigkeit in die Sparbüchse der Kinder, hier penny-pig genannt, werfen, und dann wurde den Kleinen stets eingeprägt, den fremden »gentlemaan« im Gebete nicht zu vergessen.

Gegen sieben Uhr sah ich endlich zu meiner großen Freude die Umrisse eines Gebäudes, welchem meine Phantasie oder die täuschenden Schlagschatten der Nacht die Höhe und Ausdehnung eines schloßartigen Landsitzes gaben, rechts an der Straße emporsteigen. Thor und Fensterladen waren geschlossen und kein Licht zu sehen; ich hörte aber, als ich mich dem Hause näherte, daß eine männliche, volltönende Stimme ein Kapitel aus dem Psalter vorlas. Bei der ersten Pause ließ ich den Klopfer derb anschlagen. Es dauerte mehrere Minuten, ehe sich etwas in dem Hause rührte. Endlich nahten Schritte und eine Stimme, welche bei den ersten Lauten den Gälen verrieth, fragte, wer klopfe. „Ein Reisender, der müde, hungrig und durstig ist," war die Antwort. „Will es meinem Herrn melden," gurgelte der Hochländer. Bald that sich der nächste Fensterladen auf und ich wurde von dem Hausherrn in's Verhör genommen. Nach verschiedenen, von Vorsicht eben so sehr wie von Neugierde zeugenden Fragen, welche ich mit der Ausführlichkeit, die der Schottländer in solchen Fällen liebt, beantwortete, erkundigte ich mich, wo ich sey. „Nun," versetzte der Mann, „dieß ist West-Craigs-Inn" (das Gasthaus zu den West-Felsen). »Hechmo« (alle Welt!) rief ich vergnügt, „dann machen Sie Ihr hoal (Fensterloch) zu und öffnen Sie das Thor!" Dieß wirkte. Nach wenigen Sekunden erschloß der lange »heelaun« (Hochländer) das Thor und führte mich rechts in das Gastzimmer, während links der Psalmist seine Lektüre drei[illegible] wieder aufgenommen hatte. »A rauky nicht. Sir'« (eine neblichte Nacht, Herr!) begann der Bergsohn die Unterhaltung, während er zwei Wachslichter anzündete und mich neugierig musterte. „Ein ächter Schottländer sollte sich eher über eine klare als über eine »rauky nichta wundern," bemerkte ich und ging kurzweg zum wesentlichen über, indem ich den langen Master Smith in die Küche schickte. Als er mit Thee, Eiern, Roastbeef und Butter zurückkam, fand er mich in John Williams Bericht über die Missionsreisen in den Südseeinseln vertieft. „Ein sehr schönes Buch, Herr," sagte der Wirth, „und ein frommes obendrein." — „Und wie kommt dieses schöne, fromme und obendrein theure Werk in das abgelegene West-Craigs-Inn?" — „Der Hausherr ist Mitglied der Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse, und aus der Bibliothek derselben erhalten wir jeden Samstag ein neues Werk, und da ich nur am Sabbat zuweilen eine freie Stunde habe, überläßt mir die Familie an diesem Tage das Buch."

Master Smith war, wie ich mich bald überzeugte, ein wackerer, achtbarer Bursche, und der Wirth, welcher mit seinen Psalmodien endlich fertig geworden und in das Gastzimmer gekommen war, um sich „nach dem Gehaben seines Spätgastes" zu erkundigen, ertheilte ihm das beste Lob. „Donald Smith Macdonald, denn so lautet sein ganzer Name," sagte der Inhaber des West-Craigs-Inn, „war noch nicht fünfzehn Jahre, als ich ihn auf dem Gesindemarkt zu Stirling dingte." — „Wie heißen Sie diesen Markt, wenn ich bitten darf, Herr? In England führt man zuweilen die Weiber auf den Markt und in einem Theile des freien Amerika sind Sklavenmärkte, wie zu Konstantinopel und Alexandrien, etwas ganz gewöhnliches. Bei meiner großen Vorliebe für Schottland möchte ich um alles in der Welt nicht ein »blunder« zum Nachtheil dieses Landes machen; es könnte mir wie dem Fürsten Polignac ergehen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Alterthümer. — Kunstausstellung.

In dem benachbarten Departement Drome steht die kleine Stadt Aixan auf einem Boden, wo in der Römerzeit viel militärischer und Handelsverkehr gewesen seyn muß. Man hat daselbst schon mancherlei Alterthümer aus jener Zeit ausgegraben. Vor Kurzem waren Arbeiter beschäftigt, Gebälg auszureuten. An den Wurzeln einer alten Eiche stießen sie auf ein Hinderniß. Es war ein dicker, rother Backstein, die man in jener Gegend ierig Sarazenensteine nennt. Darunter fanden die Arbeiter einen Haufen römischer Münzen, die aus der Zeit der Antonine, Hadrians, A. Severus und Commodus auf Julius Cäsar zurückgehen. Der Eigenthümer des Grundstücks hat damit dem Antikenmuseum im nahen Valence ein Geschenk gemacht. — Auf Lyoner Boden selbst werden fortwährend Mosaikfragmente aus

der Römerzeit ausgegraben, ohne daß man großen Werth darauf legt und viel davon spricht. Viel wichtiger ist das in der Nähe des an römischen Alterthümern reichen Autun ausgegrabene Mosaik, das aber nicht im dortigen Museum bleiben durfte, sondern dem also an sich reichen Centralkörper Paris einverleibt werden mußte. Es ist eines der größten und schönsten Werke dieser Art, die bisher in Frankreich gefunden worden sind, ein länglichtes Viereck, in der Mitte ein Medaillon von 7' 6" Durchmesser, auf dem Bellerophon auf dem Pegasus die Chimära zu Boden wirft. Composition und Ausführung sind gleich bewundernswürdig. Bellerophon, die Hauptfigur, hat einen Charakter von Ruhe, Würde und Heldengröße, der nur guten antiken Werken eigen ist. Auch Pegasus und die Chimära sind zwei vortreffliche Gestalten. Rund herum laufen geschmackvolle Guirlanden von Lorberblättern. Alles deutet darauf hin, daß das alte Augustodunum, die Hauptstadt der Aeduer, jetzt eine kleine, schmutzige Stadt, vor Jahrhunderten ein Lieblingssitz der römischen Kunst war. — Großartige Trümmer einer bisher unbekannten Römerstraße wurden vor Kurzem auf dem Landsitz La Sarah auf dem Plateau von Fourvières entdeckt. Dieselbe zog sich von Osten nach Westen, wahrscheinlich nach dem alten Forum, das bekanntlich auf der Stelle der jetzigen Kapelle von Fourvières lag, oder zu einem alten Gebäude, von dem man noch in der Nähe die massenhaften Fundamente sieht, sechs bis sieben Schuh dick, aus Granitblöcken bestehend, ein Gebäude, auf das jene Straße gerade stößt. Auch diese war aus Granitblöcken gebaut, die ohne Cement oder Klammern genau auf einander passen und noch heute keine Lücken zeigen.

Es gehörte kein geringer Muth dazu, voriges Jahr die gewöhnliche Kunstausstellung zu halten, und sie fiel eben nicht schlecht aus für die schlechten Zeiten, weil die Arbeiten großentheils in der Zeit, oder doch unter ihrem Einfluß gemacht worden waren, wo noch die Traditionen der vordemokratischen Kunst einigen Boden in Frankreich hatten. Man sah der Ausstellung die Revolutionsjeuzeit wenig an, die meisten Arbeiten waren noch Kinder der Monarchie; sie erinnerten auch stark an diesen verbrecherischen Ursprung, sie hatten noch etwas aristokratisches an sich. — Dieses Jahr war es anders. Die Arbeiten athmeten fast alle die demokratische und sociale Republik, und sie gaben uns die Hoffnung, daß viele Maler es in diesem neuen Kunststyl zum Höchsten bringen werden. Wer kann bestimmen, zu welchem Grad von Herrlichkeit und Glanz Sculptur und Malerei in Frankreich gelangen, wenn Louis Blancs Arbeitsorganisation einmal bei der Kunst in Anwendung kommt, da sich 1848 die Pariser Künstler selbst offiziell für Ouvriers erklärt haben und als solche behandelt seyn wollen; wenn große historische Gemälde zur Verewigung merkwürdiger Ereignisse und ausgezeichneter Männer in einer Art von ateliers nationaux von Künstlern ausgeführt werden, die alle so und soviel Tagelohn erhalten, einer wie der andere, ohne den mißerabeln, aristokratischen Unterschied von Genie, Talent und Handwerksfertigkeit, von Künstlern, die künftig nicht mehr hohe Preise für ihre Kunstwerke fordern dürfen, was den heiligen Dogmen der republikanischen Kirche so ganz zuwider ist; wenn der Fortschritt Künstlern wie H. Vernet, Paul de la Roche, Ingres, J. Deabier, Marochetti und Andern ihre eigentliche Stellung angewiesen und sie gezwungen haben wird, sich den Häusermalern und Steinmetzen gleichzustellen! So käme denn endlich der schöne Tag, wo Bilder, wie die Eroberung der Smala und die Schlacht von Jaly, in einer weiten nationalen Werkhalle ausgeführt würden zu drei Franken des Tags.

(Schluß folgt.)

Hamburg-Altona, Juni.

(Schluß.)

Journalwesen. — Palmaille.

Außer diesen Blättern sollen noch zwei andere Zeitungen für Oberalte und Senatoren erscheinen; die eine führt den Namen „Patriot," der Name der andern ist mir wieder entfallen. Es sollen „Heulerzeitungen" seyn, und mit dem Heulen können wir, darüber ist wohl kein Streit mehr unter den Gelehrten, keine erträgliche Zukunft schaffen. Sie sehen, die Zahl der Zeitungen ist groß genug, aber selbsam ist und bleibt es, daß Hamburg, außer der „Börsenhalle" für Handel und Schiffahrt, keine eigentliche Weltzeitung hat, daß vielmehr die einzige deutsche Zeitung dieser Art tief im Continente, in Augsburg erscheint. Welche Verbindungen hat Hamburg noch allen Weltgegenden, und wie verschieden ist schon die lokale Basis einer Hamburger Zeitung von der einer Augsburger Zeitung! Uebrigens hat die Hamburger Presse zwar nichts mehr mit dem Censor zu schaffen, desto mehr aber mit der Polizei. Die Hamburger Polizei hält sich nämlich nicht an den Verleger oder Redakteur, sondern an den Colporteur der Zeitung, die einen gegen das Preßgesetz streitenden Inhalt hat. Dieses Verfahren ist, soweit ich sehe, originell. Noch vor Kurzem wurden sämtlichen Colporteurs verurtheilt, die die „Reform" verkauft hatten, während man den Redakteur und Verleger ruhig schreiben und drucken ließ. Die radikale Presse gab bei dieser Gelegenheit ihr unmaßgebliches Votum dahin ab, daß fortan nicht nur der verantwortliche Verleger und der verantwortliche Redakteur, sondern auch der verantwortliche Colporteur auf den Journalen figurieren müsse. Ob die Verurtheilungen der Colporteurs mit dem Preßgesetze in Einklang zu bringen sind, muß ich dahin gestellt seyn lassen, wohl aber würde man an jenes Gespräch über die deutschen und russischen Bienen erinnert, von welchen letzteren der Russe behauptete, sie seyen so groß wie die Katzen, während die russischen Bienenstöcke genau so groß seyen wie die deutschen. „Aber die Bienen können dann ja gar nicht in die Körbe hinein kommen," sagte der Deutsche. „Da, der Bien' muß!" schmunzelte der Russe.

Ueber Merkwürdigkeiten in Hamburg und Altona berichte ich Ihnen vielleicht ein andermal. Der von Heine besungene Austernkeller von Lorenzen an der A. B. G. Straße bietet einen vortrefflichen Moselwein. Von den Austern weiß ich nichts zu sagen, ich schwärme nicht für dieselben. Die schönste Straße Altona's, die Palmaille, altert, die alten Bäume mußten durch jüngere ersetzt werden. Das Wort Maille soll an allen Ecken und Enden Europas in Zusammensetzungen vorkommen, wenigstens nannte mir der weitgereiste General Willisen neulich ein Dutzend hieher gehöriger Straßen und Plätze mit der Frage, was Palmaille heiße. Da ich nachmals fand, daß man hier vielfach über die Bedeutung dieses Wortes in Verlegenheit ist, so bemerke ich, daß die Palmaille früher ein Platz für Wettrennen, gymnastische Kämpfe oder ähnliche Zwecke gewesen seyn muß. Pal heißt Pfahl, maille ist corrumpirt aus mal von málen, bezeichnen, verzieren, Palmaille also ein durch Pfähle bezeichneter Platz. — Ich sprach eben von Merkwürdigkeiten. Ich habe hier das mit Perlmutter eingelegte Schachbrett entdeckt, an dem Ludwig XVI. zum letztenmal Schach gespielt hat. Sollte ein Engländer den für mich liebenswürdigen Entschluß fassen, mir für meine Lebenszeit eine Rente zu gewähren, mit der ich ungestört am Golf von Neapel den Wissenschaften leben kann, so bin ich gern erbötig ihm den Besitzer dieses Schachbrettes zu nennen. Die Rechtheit des Brettes will ich mit ziemlicher Evidenz nachweisen, ich kann aber nicht dafür einstehen, daß der Besitzer es abläßt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 153. Donnerſtag den 27. Juni 1850.

— Replete with mocks,
Full of comparisons and wounding flouts,
Which you on all estates will execute,
That lie within the mercy of your wit.
Shakespeare.

Die Carrikatur in Frankreich ſeit der Februarrevolution.

VII.

Die politiſche Carrikatur fährt fort, die Bahnen, die ich in den früheren Capiteln flüchtig angezeigt, gleich einem raſchen Freibeuter zu durchſtreifen, und wie die Tragödie, einem ſatiriſchen Wort zufolge, in Frankreich zwei Jahrhundert lange von Agamemnon und ſeinem Hauſe lebte, ſo zehrt die Carrikatur ſeit vielen Monaten von beinahe nichts anderem als von Molé, Thiers, Berryer und Montalembert. Als Beilage wird ein Stück Louis Napoleon oder Soulouque aufgetragen. Auch ein paar neue Speiſen wurden verſucht, aber ohne großen Erfolg, und was außerhalb der Politik geleiſtet wird, iſt nicht der Rede werth, oder ſo eng verwachſen mit den Eigenthümlichkeiten des Pariſer Lebens, daß es eines langen Commentars bedürfte, um manche der Spottbilder, die in den letzten Jahren nichtpolitiſche Gegenſtände betrafen, in der Ferne verſtändlich zu machen. Der Witz aber zerſchmilzt wie das Salz im Waſſer, wenn man ihn mit weitläuftigen Erläuterungen begießt.

Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, etwas von den verſchiedenen Blättern zu ſagen, in denen die Carrikatur ihr Weſen treibt. Meine Abſicht iſt jedoch nicht, ein vollſtändiges Verzeichniß zu geben; ich will nur die paar vorzüglichſten hervorheben und verſuchen, die Phyſiognomie eines jeden derſelben mit einigen Strichen anzudeuten.

Am ſchwerſten dürfte dieß wohl beim Charivari ſeyn; es iſt zu vielſeitig, um ſich gut charakteriſiren zu laſſen. Da das Blatt täglich etwas bringen muß, iſt es, wenn es nicht ermüden will, zu der größten Mannigfaltigkeit gezwungen. Es mußte daher nach allen Seiten hin ausſchlagen und Freunde wie Feinde für gute Priſe erklären. Die Republikaner verſchonte es daher eben ſo wenig als die Royaliſten, und erſt in der neueſten Zeit hat die Reaktion das Privilegium der Streiche, die es austheilt. Durch ſeine Parteiloſigkeit wurde ſeine Satire harmlos, und ihr Zweck war mehr Beluſtigung als Hohn. Welcher Farbe man angehört, man ſchlägt das Charivari auf, nicht um den komiſchen Ausdruck dieſer oder jener politiſchen Meinung zu finden, ſondern um recht von Herzen zu lachen. Selbſt jetzt, wo es die Rolle eines unparteiiſchen Hofnarren des ſouveränen Volks aufgegeben und ſich von neuem in die Oppoſition eingereiht, iſt die Polemik ſeiner Bilder ohne Bitterkeit und ergötzt ſelbſt diejenigen, gegen die ſie gerichtet iſt.

Das »Journal pour rire« von Berthall macht gleichfalls ſeinem heitern Titel alle Ehre, mit dem Charivari kann es ſich jedoch nicht vergleichen. Sein Frohſinn iſt lang nicht ſo rein und muthwillig, und die Erfindungen, in denen er ſich kundgibt, ſind bei weitem nicht ſo ungekünſtelt und einfach. Auch das Charivari iſt zuweilen matt und geſucht; die fruchtbarſte Phantaſie erlahmt am Ende und eine ganze Truppe von Künſtlern reicht nicht hin, um das Publikum Jahrzehnte hindurch jeden Morgen mit Meiſterſtücken zu verſehen. Allein der kecken, ſchlagenden und überſichtlich ausgeführten Einfälle iſt eine ſo große Anzahl, daß man das minder Gelungene ohne Murren mit in den Kauf nimmt. Im „Journal zum Lachen“ dagegen ſind die verwickelten Allegorien,

Digitized by Google

über die man ſtudiren muß, die Regel und man lacht ſelten plötzlich, unwillkürlich, unaufhaltſam, wie ſo oft im Charivari. Geiſt iſt jenem Blatt nicht abzuſprechen, ſo wenig als ein namhaftes Talent der Darſtellung. Man ſagt ſich: das iſt ſehr glücklich erdacht, ſehr treffend, aber das Zwerchfell bleibt ruhig; die elektriſirende Gutmüthigkeit, die in den Poſſen des Charivari herrſcht, geht dieſen ſonſt verdienſtvollen Erzeugniſſen ab.

Das »Journal comique,« das nach kurzem Daſeyn ruhmlos, wie es gelebt hatte, verſchied, ſuchte ſich durch eine gewiſſe Derbheit der Darſtellung ein Publikum zu machen; aber für die Maſſen zu reich an häufig dunklen Anſpielungen, den Gebildeten nicht fein genug, und ohne die hinlängliche Doſis Salz ſelbſt in ſeinen plebejiſchen Späſſen, konnte es den Mächten der Vernichtung nicht lange widerſtehen. — Die „Silhouette,“ die ſich früher durch eine Art vornehmer Zierlichkeit ausgezeichnet und vor der Revolution die Geſichter der bekannteſten Schöngeiſter ſo kenntlich carrikirt hatte, daß der neugierige Pilger aus Spanien oder aus der Provinz, aus Albion oder Deutſchland ſich mit Hülfe dieſer ſatiriſchen Bildniſſe in der Pariſer belletriſtiſchen Welt ganz gut zurecht finden konnte, dieſe Silhouette hat ſich nun gleichfalls in's Gemeine verloren und ſich dadurch gleichſam um ihre Perſönlichkeit gebracht.

Philippons unter Louis Philipp ſehr geſchätzte „Carrikatur“ lebte nach der Februarrevolution einen Moment lang wieder auf, ging aber zu ſehr in das Gehege des Charivari, um ſich halten zu können. Auch die oft ſehr witzige „Wochenſchau der Illuſtration“ iſt eine Filialanſtalt des Charivari, und Cham, der ein Abſteigequartier in beiden hat, wollte gleich den Pächtern, die das Feld eines andern bauen, aber nebenbei auch auf eigenem Grund und Boden ſchaffen, ein Haus für ſich haben, und ſtiftete einen Pariſer „Punch,“ in dem er jedoch lange nicht ſo viel Laune und Erfindungsgabe zeigt als in ſeinen übrigen Sachen. Ich kann mich nicht entſchließen dieſem Punch ein hohes Alter zu prophezeien. — Von einem conſervativen Blatt mit Sportbilder hab' ich vor einiger Zeit ein paar Nummern geſehen, daſſelbe ſeitdem aber ganz aus dem Geſicht verloren. — Die „Semaine,“ ein halbradikales Wochenblatt, das viel in die Provinz geht und namentlich auf dem platten Lande herum kommt, tiſcht ſeinen einſamen Leſern Carrikaturen auf, die leider eben ſo ſchwerfällig ſind als der Text, in deſſen Mitte ſie prangen. — Endlich iſt noch ein bunter Hauſe von ſatiriſchen Bildern zu erwähnen, die bei verſchiedenen Gelegenheiten einzeln, ohne allen Zuſammenhang mit journaliſtiſchen Unternehmungen veröffentlicht wurden. Dieſe Kategorie, ſehr zahlreich in den Flegeltagen der Republik, iſt jetzt beinahe ganz ausgeſtorben.

Es fehlt in den trüben und unſichern Zeiten, in denen Frankreich mit ganz Europa nach einer vernünftigeren, beſtändigeren Zukunft ringt, hier nicht an beſchwichtigenden und troſtreichen Stimmen, die der Nation alle in ihr noch vorhandenen Elemente eines ruhmvollen und geſegneten Lebens haarklein aufzählen. Der unermüdliche Trieb nach Fortſchritt, die gewerbliche Thätigkeit, die jeden Tag neue Kräfte entwickelt und neue Wunder thut, die Ausbreitung, wenn auch nicht Vertiefung des Unterrichts, die wenigſtens vermeintliche Steigerung der geiſtigen Bedürfniſſe, die Milde, welche das Volk in ſeinen revolutionären Freiſtunden gezeigt hat, eine Milde, der freilich bedenkliche Drohungen für das nächſtemal entgegen ſtehen, und endlich die Gewalt, welche die Religion noch immer, ja ſichtbarer als ſeit vielen Jahren auf die Gemüther übe, all dieſe ſchönen und heilbringenden Dinge und noch mehr figuiren auf der Liſte der erwähnten Zukunftselemente.

Ich laſſe dieſe Troßgründe mehr oder minder alle gelten, ich lege dem zuletzt erwähnten die höchſte Bedeutung und eine göttliche Macht bei; nur möchte ich dem Catalog noch jene Schwungkraft und Fruchtbarkeit des Witzes beifügen, die ſich in der Carrikatur glänzender vielleicht als irgendwo anders offenbaren und ſchwerlich die Symptome einer verſumpfenden Geſellſchaft ſind.

Bilder aus Schottland.

(Fortſetzung.)

„Und wie iſt es dieſem ergangen, Herr?“ fragte der Wirth. — „Während Polignac Karl den Zehnten von Frankreich an dem Hofe von St. James vertrat, machte er einen Ausflug in die Hochlande und hörte in den Sutherlandthälern von einem »pheasant-huntinge; unglücklicherweiſe verwechſelte er pheasant und peasant (Faſan und Bauer) mit einander und ſchrieb ſeinem königlichen Freunde mit großer Entrüſtung, er möge ſich vorſtellen, welche Barbarei noch in dieſem Lande herrſche: man ſcheue ſich nicht, in den öffentlichen Blättern eine förmliche Jagd auf arme Bauern anzukündigen. — Wie verhält es ſich alſo mit Ihrem Geſindemarkt?“

Der Wirth hatte ein trockenes Lachen laut werden laſſen, wie man wohl lacht, wenn man zwei Stunden Pſalmen vorgeleſen und ſein Gemüth gründlich zur Abweiſung auch der unſchuldigſten Heiterkeit geſtimmt hat, und begann: „Wir pflegen das Geſinde

Digitized by Google

weder auf den Markt zu treiben noch zum Verkauf aufzuſtellen; wohl aber finden ſich im Frühling an beſtimmten Tagen und in gewiſſen Städten an den Grenzen der ackerbauenden Diſtrikte Burſche und Mädchen vom dreizehnten Jahre aufwärts in großen Schaaren aus den Bergen ein, um Dienſte zu ſuchen. Die Preiſe ſteigen und fallen nach der größern oder geringern Anzahl der Bewerber und Bewerberinnen. Ein tüchtiger Ackerknecht war vergangenen Frühling zu Stirling nicht unter eilf Guineen Jahreslohn zu haben; Knaben zum Hüten der Heerden wurden zu vier Guineen gemiethet, Mägde zu vier bis fünf Guineen. Dieß nennen wir hier hiring trystes und ſie haben mit Sklavenmärkten wahrlich nichts gemein, denn es ſind höchſt vergnügte Tage für die Bergbewohner und viele ſehen ihnen mit Sehnſucht entgegen, während manche freilich auch mit Leidweſen auf ſie zurückblicken, denn, die Wahrheit zu ſagen, Stöcke und Fäuſte miſchen ſich zuweilen in die Freuden. Und wie haltet ihr es in Amerika mit der Beſchaffung des Geſindes?" — „Sie nehmen mich für einen Amerikaner, Herr? Habe ich Federn auf dem Kopf? durchbrochene Arbeit an den Naſenflügeln? eine Bildergalerie auf meine Haut gezogen? Habe ich überhaupt etwas Wildes an mir, weil ich ein Amerikaner ſeyn ſoll?" — Der Rundkopf lächelte, wie Jemand, deſſen Geſichtsmuskeln ſeit zwanzig Jahren einer ſolchen Bewegung fremd waren, zu lächeln vermag, und ſagte dann: „Eben weil Sie nichts Wildes an ſich haben, nahm ich Sie für einen Amerikaner. Dieſe Franzoſen, dieſe Italiener, dieſe Deutſchen mit ihren langen ſchmutzigen Bärten und ihrer trüben Wäſche müſſen bei uns, die wir alles gern glatt, blank und ſauber um uns ſehen, für Wilde gelten. Da Sie nun nichts der Art an ſich haben und da Sie auch kein Engländer oder gar Schottländer ſeyn können, denn ein ſolcher würde am Sabbat nicht reiſen, mußte ich Sie für einen Amerikaner aus jenen Gebieten halten, welche ſich der guten väterlichen frommen Sitte zu entſchlagen anfangen und wie die Franzoſen am Sabbat ſchneidern, ſchuſtern, hämmern und reiſen." — „I am school'd!" (ich habe meine Lektion) ſagte ich mit Percy Heißſporn und ſchob meine Taſſe zurück, eine Bewegung, welche der Puritaner ganz gut verſtand, denn er empfahl ſich und ſchickte den Waiter, um den Tiſch abzuräumen.

Es war höchſt ergötzlich, Maſter Donald Smith Macdonald's Sprachwerkzeuge in Thätigkeit zu ſehen, und je mehr er ſich bemühte, den Hochländer zu verläugnen, deſto komiſcher traten die bunten Lappen und Läppchen hervor, welche er auf ſeinem Sprachtartan aufgeſetzt hatte. Die Sylben, in welchen er ein ch fand, ſchienen, wie der luſtige Punch zuweilen mit gewaltigen Purzelbäumen auf die Scene ſpringt, in der Kehle erſt einige Räder zu ſchlagen, ehe ſie in ihrer vollen Glorie zur Welt kamen, und die au und ui balgten ſich förmlich im Gaumen, ehe ſie hervorſprudelten. Um mir das Vergnügen zu machen, den Burſchen ſprechen zu hören, fragte ich ihn, welches Wetter er für den kommenden Tag prophezeihe. — „Weiß nicht, Herr," antwortete Macdonald. „Wenn wir den Wunderſtein des Thomas an Achachuilinn hier hätten, könnte ich die ſicherſte Auskunft geben." — „Wer iſt dieſer Thomas und ſo weiter, Maſter Smith? ein fahrender Ritter oder ein hochländiſcher Hexenmeiſter?" — „Thomas an Achachuilinn" — man denke ſich den verzweifelten Kampf zwiſchen Lunge, Kehlkopf, Gaumen, Zunge und Lippen, bis dieſes verwünſchte Wort, das ich nie recht gäliſch auszuſprechen vermochte, in das Reich der vernehmbaren Töne kam — „Thomas an Achachuilinn," fuhr Macdonald fort, nachdem ich mehrere verunglückte Verſuche gemacht hatte ihm das Wort nachzuſprechen, „iſt ein ziemlich wohlhabender Pächter zu Achachuilinn im kleinen Thale von Abriachan, wo ſein Vater Ziegenhirte war."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

Stimmung.

Es ſind mehr als ſechs Wochen, worüber ich Ihnen zu berichten habe, und doch fragen Sie zunächſt wohl nur nach den Neuigkeiten der letzten zwei. Aber gerade von dieſen, von den in der Ferne vielleicht mit Spannung erwarteten Wirkungen unſerer Juni-Ordonnanzen iſt wenig zu erzählen. Jenem Lärm, der in den Zeitblättern darüber erhoben worden iſt, entſpricht der Antheil im Publikum, der Grad oder Bereich der Aufregung keineswegs. Die Partei- wie die Regierungs-

Digitized by Google

organe ſuchen nun ſchon vierzehn Tage lang das vorausgeſetzte Intereſſe an der Sache nach der einen oder andern Richtung zu leiten und zu lenken. Geleſen werden die vollen Spalten wohl, aber ſehr ruhig oder gar nicht beſprochen. Verſchont gebliebene Maßethen, oder vormalige Enthuſiaſten des Deutſchvereins, oder ſtreitgewohnte Rechtspraktikanten, oder ſorgenvolle Gelbwänner zeigen ſich noch am lauteſten darüber, aber meiſt nur in größerer Geſellſchaft. Bei Begegnungen, Beſuchen, im Familienkreiſe iſt nur ſelten davon zu hören. Aerzte- und Lehrer, die viel in Privathäuſern herumkommen, verſichern das einmüthig. Und was die Stimmung oder Bewegung am ſicherſten bemeſſen läßt, iſt die erſtenkundige Erſcheinung, daß es neben dem mäßigen Getreide trotz aller Klagen und Anreizungen der Preſſe hier noch nirgends zu thätigen Schritten, Antragſtellungen, Demonſtrationen und dergleichen gekommen iſt. Wenige Meilen über der preußiſchen Grenze hat man ſchon von neuen Aufruhrſcenen in Dresden, von Fenſtereinwerfen bei den Miniſtern, von Barrikadenbau und wer weiß was ſonſt geſprochen. Hier haben wir von dem allen nicht die leiſeſte Regung verſpürt. Das einzige Auffällige auf manchen Straßen und Plätzen bleiben die Schirmbächer, die Buden und Wagen des friedlichen, dem Vernehmen nach günſtigen Wollmarkts, die braunen Landwirthsgeſichter auf der Terraſſe oder dem Theaterplatz, die nimmer endenden Arbeiten des Steinröhrenlegens, das dem Stahlfeckel ſo hoch zu ſtehen kommt und Knickereien bei andern Bedürfniſſen aufnöthigt. Der Belagerungszuſtand der Stadt und Umgegend iſt nun ſchon ſein einem halben Monat aufgehoben; aber zur Rückforderung der ausgelieferten Waffen, * zur Wiederbildung der Vereine in den neu vorgezeichneten Grenzen, zur Herſtellung der Bürgerwehr, die vor einigen Zeit mitten im Kriegsſtande betrieben wurde, iſt jetzt noch von keiner Seite eine Anregung laut geworden. Man hat nichts als den ſeroiten Ruf zu einer Dankadreſſe gelten ſollte, die dem erneuten Vertrauen zur Geſinnung des Volks gelten ſollte, und zwar ſtille Unterzeichner genug, aber auch manchen lauten Spötter gefunden hat. Den Freunden der Ordnung war nicht dieſe vertrauensvolle Erklärung vom Belagerungsſtand, wohl aber der gleichzeitige Erlaß der Verordnungen viel zu ſpät gekommen. Gleich nach der Beſämpfung des Maiaufruhrs, ſagt man, hätte die ſaltiam exprobte Unzuträglichkeit des proviſoriſchen Wahlgeſetzes proklamirt, und ſeine Geltung nicht erſt durch abermals darnach berufene Vertreter beſeſtigt, ſo wie dem Mißbrauch der Preß- und Vereinsfreiheit, deſſen Frucht man doch geerntet hatte, nicht noch ein Jahr lang nachgeſehen werden ſollen. Aber damals, vermuthet man, wollte ſich der kleine Staat nicht allzuſeſt auf die preußiſche Nachbarhülfe ſtützen, und erſt wieder Freiheit zum allgewohnten Rückfall an Oeſterreich gewinnen. Kein Wunder, wenn in dieſer vielfach beweiſenen Schwäche, in der langen Duldung eines Oberhäuptes, in den erſten zaghaften Maßregeln der Maitage, dann wieder in der halben Losſagung von der hülfreichen Großmacht, in der Ueberbürdung mit Steuer- und Militärlaſt, und nun zuletzt in dieſen verſpälteten, nach jahrelanger Ruhe wieder übel empfundenen Beſchränkungen, mancher Weiterblickende ſo was vom finis saxoniae ahnen will, und über den Wirren und Wehen des größern Vaterlandes an dem, was ſich „in unſerem kleinen Leben begibt,“ alles Intereſſe verloren hat. Tritt doch auch bei den meiſten, in denen dieſes Intereſſe noch rege iſt, faſt nur eine Art ſchadenfroher Neugier hervor. Man iſt geſpannt, was werden ſoll, wenn die vormaligen Vertreter, wie es Einzelnen in der Stadt und Umgegend nachgeſagt, von der Dresdner Zeitung ſogar dem katholiſchen Biſchof nachgerühmt wird, der neuen Berufung als einer unrechtmäßigen nicht folgen, oder die Geſetzvorlagen nicht genehmigen, die außerordentlichen Steuern, die projektirte Anleihe nicht bewilligen wollen?

(Fortſetzung folgt.)

* Das Kriegsminiſterium iſt ſo eben mit der Ankündigung dieſer Zurückgabe zuvorgekommen.

Lyon, Juni.

(Schluß.)

Kanonenſtellung. — Die Hämmer der Stadt.

Bei unſerer dießjährigen Ausſtellung herrſcht entſchieden das demokratiſche Element vor; ſo auch bei dem durch Länge und Breite ausgezeichneten Hauptwerk, dem „Sklavenmarkt“ von Jacquand aus Lyon. Das Ganze iſt ſo trivial und unedel, daß es paſſender Weiſe Bichmark genannt würde. Eine junge Sklavin iſt die Hauptperſon, ohne allen Ausdruck, ohne alle Anmuth, ohne alles Steinerleben, nicht einmal mit ein bischen Koketterie, die doch einem franzöſiſchen Maler nicht ſchwer werden ſollte. Die drei Figuren in dieſem Gemälde ſcheinen eigentlich nur Nebenſache, um die Hauptperſonen, ein gothiſches Möbel, einen Schrank, hervortreten zu laſſen, worauf ſich der Käufer der Sklavin ſtützt. Dieſer Schrank iſt vorzüglich, eigentlich mit Liebe gemalt. — Der „ſterbende Rafael“ von Decaisne gehört auch ganz unſerer Zeit an. Da liegt ein von Ausſchweifungen erſchöpfter, blaſirter „Viveur“ ohne alle Poeſie, ohne irgend ein edles Motiv. Freilich iſt auch er nur Nebenſache und die an ſeinem Lager ſinnende Fornarina iſt die Hauptperſon, allerdinge eine Perſon in der anmuthigſten Attitüde. Unter dem vielen Mittelmäßigen und Verfehlten hat uns ein alter Bekannter aus beſſerer Hand und aus beſſerer Zeit erfreut, ein Bild von Lugarden in Genf, deſſen wir uns wohl von einer Pariſer Ausſtellung erinnern. Es iſt der „Verurtheilte.“ Ein zum Tod Verurtheilter, der nur noch einige Minuten zu leben hat, erhält, an die Mauer des Gefängniſſes gelehnt, den Zuſpruch eines Mönchs. Die Angſt und die innere Zerriſſenheit des Verurtheilten, und der feſte Glaube und der glühende Eifer des Mönchs bilden einen ſchönen Contraſt.

Was auch Lyon nach zwei Jahren der Unruhe, Angſt und Entdehrung in der nächſten Zeit bewerſtehen, wie ſich auch ſein morgen oder übermorgen geſtalten mag, immer können wir von denen Gutes hoffen, in deren Händen jetzt der Stadt Schickſal liegt. Obenan ſteht ſeit kurzem der General de Caſtellane, der Commandant der fünften und ſechsten Diviſion, einer der durch Kenntniſſe, Geiſtesgegenwart, Entſchloſſenheit und Muth ausgezeichnetſten Generale Frankreichs, ein Offizier »hors ligne,« wie er ſchon als Lieutenant in den Conduitenliſten aufgeführt war. Er behandelt unſere Rothen und Röthlichen mit treffiſcher Ironie, was ſie in nicht geringe Verlegenheit ſetzt. So unwingte ihn ein Haufe dieſer Gumpane und rief: »Vive la république democratique et sociale;« lange that er, als ob er es nicht höre, als aber endlich der Haufe immer dicker und das Geſchrei immer ärger wurde, da wandte er ſein Pferd und fragte die Schreier lächelnd ganz kurz: »Et puis?« Sie waren nicht gefaßt auf die lakoniſche Frage zu antworten, griffen alſo grüßend an Hüte und Kappen und zerſtreuten ſich. Auch de la Goſte, unſer Präfekt, iſt ein tüchtiger, redlicher Mann, der ſich von der feindlichen Maſſe nicht einſchüchtern läßt. Deßgleichen Reverii, der Maire, der den Namen mit der That führt und zu dem die gutdenkenden Einwohner volles Vertrauen haben. Se geſtellt muß es die Stadt abwarten, was in Paris geſchieht, wo bisher immer das Geſchick unſerer Stadt entſchieden worden iſt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 154. Freitag den 28. Juni 1850.

Ich muß doch nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft dringen.
Damit du siehst, wie leicht sich's leben läßt.
Goethe.

Spaziergänge eines Erfurter Journalisten.

Der Steiger.

Und wenn mir alle Bilderpracht und die ganze Musik der Sprache des „Wiener Poeten" zu Gebote stände, es würde mir sicherlich nicht gelingen, einen dichterischen Reiz über die Landschaft von Erfurt zu verbreiten. Die unmittelbaren Umgebungen der Stadt tragen das Gepräge einer nüchternen, spießbürgerlichen Natur zur Schau. Nach drei Himmelsgegenden hin erstreckt sich von Erfurt aus ein ziemlich plattes, lahles Land, von staubigen Straßen durchschnitten, die mit verkrüppelten Bäumen eingefaßt sind, eine Art märkischen Panoramas, welches dem Auge kaum einen einzigen gefälligen Punkt darbietet, von dem es einige Sekunden lang festgehalten würde. Nur nach Südwesten öffnet sich eine freundliche Aussicht auf den Steiger und auf den in einer Entfernung von fünf oder sechs Stunden hinter demselben aufsteigenden Thüringer Wald.

Der Steiger ist eine bewaldete Anhöhe, kaum eine Viertelstunde von den Thoren der Stadt entfernt, durch die gewerbfleißige Hand von Bier- und Kaffeewirthen mit den Kulturbedürfnissen eines gebildeten Sonntagspublikums in das Verhältniß der schönsten Harmonie gebracht, und Dank dieser Fürsorge der Zielpunkt aller Nachmittagsausflüge der Erfurter. — Der Weg nach dem Steiger ist in der That recht artig. Er führt durch ein ziemlich breites und flaches Thal, welches von dem Steiger auf der einen und von der Cyriaksburg auf der andern Seite gebildet und von der Gera im raschen Fall durchströmt wird. Längs des Flusses liegen die berühmten Brunnenkressepflanzungen von Erfurt. Die Brunnenkresse wird in Gräben von fünf oder sechs Fuß Breite gezogen, welche von der Pflanzenmasse bis zum Rande dergestalt ausgefüllt sind, daß man das fließende Wasser unter der grünen Decke eigentlich errathen muß. Zwischen je zwei solcher Gärten liegt ein hochaufgeschaufeltes Beet, in welchem mit Hülfe sorgfältiger Bewässerung der vortrefflichste Blumenkohl gezogen wird. Diese Gärtnerei, welche übrigens im freien Felde betrieben wird, soll außerordentlich einträglich seyn, und man nennt fabelhafte Summen als den durchschnittlichen Jahresertrag des Handels, den Erfurt weit und breit, durch einen großen Theil von Thüringen und Sachsen mit seiner Brunnenkresse und seinem Blumenkohl treibt.

Am Abhange des Steigers, dicht am Waldrande, werden die nicht minder einträglichen Kaffee- und Kuchengärten angebaut, von denen oben die Rede war. Die Einrichtung dieser Anstalten ist netter und zweckmäßiger als ich sie noch irgendwo gefunden. Besonders empfehlenswerth und nachahmungswürdig ist es, daß man in den Anlagen eine Menge förmlicher kleiner Häuser gebaut hat, welche darauf berechnet sind, Gesellschaften oder Familien aufzunehmen, die unter der Menge und doch allein seyn wollen. Manche dieser Häuser laufen vorn in eine Terrasse aus, auf der man, mit der vollen Aussicht auf Erfurt, im Freien sitzt, während die Rückseite des Häuschens ein Zimmer bildet, in welchem man gegen einen etwaigen Ueberfall von Wind und Wetter vollständigen Schutz findet.

Diese Einrichtungen, wie überhaupt die Gartenanlagen, sind indessen für eine Jahreszeit berechnet, von welcher wir in den ersten Tagen des heurigen April

Digitized by Google

noch ziemlich entfernt zu ſeyn ſcheinen. Für jetzt bleibt uns keine Wahl übrig als zwiſchen der großen Bierſtube und dem kleinen Kaffeeſaale, welche die ſchlechte Luft, den Tabaksqualm und eine ziemlich „gemiſchte Geſellſchaft“ mit einander gemein haben. Dort rechts an der großen maſſiven Tafel von Eichenholz eine Gruppe von Offizieren, ſchlanke Figuren, feine Geſichter, auf denen das Patent des Treubundes mit Frakturſchrift, zu leſen iſt. Die Herren gefallen ſich augenſcheinlich nicht ſehr an dieſem Ort, was ich für meine Perſon ihnen gar nicht übel nehme; ſie ſind einſylbig, ſprechen mit gedämpfter Stimme und ſcheinen ſich frühzeitig mit dem Rückzugsplan zu beſchäftigen. Gegenüber, in einer Vertiefung des Zimmers, welche durch ein Sopha und einen runden Tiſch ausgefüllt wird, eine zahlreiche Geſellſchaft von ächtem Erfurter Schlage, Mann und Frau, Jung und Alt dunt durch einander, und alle ſeelenvergnügt. Den Mittelpunkt der Unterhaltung bildet eine Dame von zweifelhaftem Alter, welcher eine große Brille auf der großen Naſe eine bedeutende Würde verleiht, deren ſtrenger Ausdruck indeſſen durch ein überaus lebendiges Geberdenſpiel und eine ſehr ungezwungene Haltung beträchtlich gemildert wird. Genau betrachtet ſcheint mir dieſe Frau weniger imponirend als gefährlich. Je länger ich ſie anſehe, deſto weniger kann ich mich des Gedankens erwehren, daß ſie zur Emancipationsſucht hinneige, daß ſie vielleicht ſelbſt vom Socialismus angeſteckt ſey, oder wohl gar — der Himmel möge mir den Argwohn verzeihen, wenn er ungerecht iſt! — oder wohl gar heimlich Schriftſtellerei treibe. Jedenfalls ſollte man von Obrigkeitswegen ein wachſames Auge auf dieſe Dame haben, zumal die in Erfurt wehende parlamentariſche Luft nur zu geeignet iſt, die Keime ſolcher naturwidrigen Neigungen zu zeitigen. Großer Gott, wenn das friedliche Erfurt eine zweite Louiſe Aſton in ſeinem Schooße trüge!

Ein mit jeder Minute wachſender Lärm an meiner Seite zieht mich endlich ab von dieſen beklommenen Gedanken. Hier zu meiner Linken hat ſich ein Häuflein ſehr junger Handlungsbefliſſener niedergelaſſen, die offenbar mit dem feſten Entſchluſſe aus dem Laden fortgegangen ſind, ihren Sonntag Nachmittag recht gründlich zu genießen. Und wie gedacht, ſo gethan; Kaffee und Bier fließen in Strömen, der Tabaksrauch ſteigt in Wetterwolken auf, man iſt beredt, man iſt witzig, man bringt mit unendlicher Zuverſicht und Selbſtgenügſamkeit ein Franzöſiſch zu Markt, bei welchem dem Zuhörer die Haut ſchauert. Kurz, die handlungsbefliſſene Jugend amuſirt ſich königlich. Inzwiſchen, während die übrigen immer lauter und zuletzt überlaut werden, iſt einer der jungen Leute nach und nach ganz ſtill geworden, und nicht bloß ſtill, ſondern auch blaß; unheimliche Dinge ſcheinen in ihm vorzugehen, mir wird bange um ihn, und noch mehr um ſeine Nachbarn, welche im Eifer ihrer Luſt die Gefahr nicht ahnen. Plötzlich, raſcher und ſchrecklicher als ich gefürchtet, wie ein Wolkenbruch, bricht die Kataſtrophe herein. So verheert ein ausgetretener Bergſtrom die blühenden Gefilde zu beiden Seiten ſeine Ufer. Ich griff nach Hut und Stock und eilte von dannen, um den Jammer nicht bis zu Ende mit anzuſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus Schottland.

(Fortſetzung.)

„Wenn das Heu gemäht,“ fuhr Macdonald fort, „wenn das Korn geſchnitten iſt und das mühſam Erzeugene, unter Gebet der Teochridheachd, ich will ſagen der Gnade Gottes und ſeiner Sonne, übergeben wird, daß es trocken nach Haus komme, ſind alle Blicke auf Thomas an Achachuilinn gerichtet, und wenn er ſeine Heubündel und Garben auf den Schlitten aufhäuft — Wagen wären dort nicht zu brauchen — und nach Haus bringen läßt, dann heißt es Thal auf und Thal ab: Thomas hat nach ſeinem Maithailidh, nämlich nach ſeinem Barometer geſehen, und dann mag die Sonne noch ſo ſchön ſcheinen, der Wind noch ſo günſtig wehen, Niemand bekümmert ſich um all dies. Die Schlitten gehen und kommen, als wenn die Mädchen, welche in den Hochlanden dieſes Geſchäft zu beſorgen haben, zu einem Leumartaich, will heißen zu einem Tanze eilten. So kommt es, daß man Thomas in dem ganzen Thale den Bandraoidh, den Hexenmeiſter, oder den Gloinetheidh an Achachuilinn, den Wetterpropheten von Achachuilinn nennt. Seine Weisheit aber hat er einem Druidenſtein zu verdanken, welchen er auf dem Ben Cruachan gefunden haben ſoll und den er unter der Halle ſeines Hauſes einmauern ließ. Drei Tage vor dem Ausbruch eines Regens wird der Stein allmälig wärmer und wärmer; und endlich ſieht man auf ſeiner Fläche Tropfen ſtehen, die glühend heiß ſind, wie die Thränen einer Dirne, welcher die Burſche dearmad-fluràn — wörtlich den Kranz des Leichtſinns — an die Thüre gehängt haben, oder neben der Niemand mehr in der Kirche Platz nehmen will.“

„Ihr habt noch viel alten Spuk in euern Hochlanden, Maſter Smith,“ bemerkte ich, als der Waiter ſchwieg. Donald Smith Macdonald ſchlug die Augen nieder wie ein junges Mädchen, das gern eines Geſtändniſſes los wäre. — „Nun, Herr,“ ſagte er nach

Digitized by Google

einer kleinen Pauſe, welche ich mich wohl hütete zu unterbrechen, um den einfachen Burſchen nicht von ſeiner Gedankenfährte abzubringen — „man braucht nicht in die Hochlande zu gehen, wenn man alten Spuk hören will. Wir haben deſſen zuweilen hier in den untern Landen mehr als uns lieb iſt.“ In dieſem Augenblick fuhr ein Windſtoß wider den Fenſterladen, das nachläſſig geſchloſſene Fenſter flog auf, der Laden raſſelte und dröhnte in ſeinen Angeln und die Lichter erloſchen. Während ich, in der Nähe des Fenſters ſitzend, dieſes ſchloß, ging Donald Smith Macdonald, wie es mir ſchien nicht ſehr feſten Schrittes, aus dem Zimmer, um ein Licht zu holen. Mit zitternder Hand zündete er zwei Wachskerzen an, ſtemmte die Fenſtereiſen feſt und machte ſich allerlei auf den Seitentiſchen zu ſchaffen, um mich die Bläſſe, welche ſein Geſicht überzogen, nicht gewahren zu laſſen.

„Ich will nun mein Nachtlager aufſuchen, Maſter Smith,“ ſagte ich; „wir können von dem und jenem morgen früh reden, wenn Sie mir meinen Kaffee auf mein Zimmer bringen.“ — „Beliebt Ihnen nicht ein Currache Oidſche zu nehmen?“ — „Ein — was?“ — „Nun, ſeit die Schlafmützen aus der Mode ſind, nennt man ein Glas Toddy ſo.“ Ich dankte für das wohlgemeinte Anerbieten und folgte dem Burſchen, welcher mich eine Treppe hoch in ein ſehr einfach möblirtes, aber ſauberes, mit einem blüthenweiß gedeckten, umfangreichen Vorhangbette verſehenes Zimmer führte und ziemlich beeilt, als fürchte er, ich möchte ihn wegen des Spuks, deſſen er erwähnt hatte, doch noch an dieſem Abend zur Rede ſtellen, Gutenacht ſagte.

Bald herrſchte die tiefſte Stille in dem ohnehin ſabbathſtillen Hauſe; ein ſchwaches Licht, das noch in einem Gemache des Anbaus feſtgimmert hatte, erloſch, und nichts war draußen zu ſehen, als der Nebel, der in ſchwarzen Maſſen nach Weſten trieb, nichts zu hören, als das Heulen des Windes, der mit den Zweigen und Aeſten der alten Ulme vor meinem Fenſter ein unbarmherziges Spiel trieb. Was war Donald Smith Macdonald im Begriffe zu erzählen, als der plötzliche Windſtoß ihn unterbrach, ſeine Glieder durchbebte und ſein Geſicht bleichte? Befand ich mich in einem jener alten ſchottiſchen Spukhäuſer, in welchem der Kobold Brownie ſein Weſen trieb, auf dem Stiefeltnecht Treppe auf und Treppe ab ritt, und das ungeſcheuert ſtehen gebliebene Porcellangeſchirr in der Stube ausbreitete und dann mit dem Dreſchflegel bearbeitete, während die Magd Morgens die Treppe ſchön aufgewaſchen und die Hausfrau ihr Geſchirr glänzend geſcheuert und in dem Glasſchranke aufgeſtellt fand? Oder hatte man in früherer Zeit einem Reiſenden in dem einſam gelegenen Hauſe übel mitgeſpielt und rächt er ſich ob der Unthat, oder wandert der Mörder in dem Gemache, das den Frevel vollbringen ſah? Oder — — Ich war eben daran, ein neues Oder, wie der ſchottiſche Aberglauben deren zu hunderten bot, auszuhecken, als der Schlaf dem phantaſtiſchen Spiel ein Ziel ſetzte und mich in ſeine bleiernen Arme nahm und darin feſthielt, bis die Hausuhr ſieben raſſelte und Stimmen im Hofe laut wurden.

Wenn der Seemann morgens zum erſtenmal auf ſein Deck tritt, blickt er vor allem nach dem Stand der Dinge in den höhern Regionen, nach dem Gang der Wolken, der Richtung des Windes und den hundert kleinen Zeichen, welche eine vieljährige Erfahrung ihn am Saum des Horizontes ſuchen gelehrt hat; ſein zweiter Blick gilt dem Segelwerk und der dritte dem Element, das ihn umgibt, der Farbe, der Strömung des Meeres und dem lebendigen und lebloſen Geleite in der Tragweite des Auges oder des Fernrohrs. In ziemlich gleicher Weiſe verfuhr ich am Bord des Weiß-Craigs-Inn; der erſte Blick nach oben ſagte mir, daß der Wind ſich nach Norden gewendet hatte und ſteiger, wenn auch ein wenig kälter geworden war; die Wolken hingen wie ſchmutige Wäſche um den Horizont und die Höhen zwiſchen dem Forth und Teith, ſo wie die Sidlaw Hills waren von einem zartwolligen, verſchämten Roth angehaucht, welches ahnen ließ, daß die Sonne noch nicht Luſt habe, ſich von der neuentdeckten Centralſonne mediatiſiren zu laſſen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Die Saiſon. — Die Prinzen von Neapel. — Der Hippotamus.

Was eine Saiſon in London beſagen will, kann man wirklich nur durch den Augenſchein kennen lernen; keine Feder beſchreibt es. Dieſes Rennen und Jagen, dieſen Zuſammenfluß von Menſchen, dieſen Schwall von Vergnügungen und Luſtbarkeiten aller Art bietet ſonſt kein Ort der Welt. Das Leben erſcheint hier, äußerlich genommen, wie eine fortlaufende Feſtlichkeit, ohne Schwerpunkt, ohne innern Halt. Der Seufzer

Digitized by Google

der Armuth, der Klageruf des Bedrängten verhallen unbeachtet neben dem Gepränge von Equipagen und Dienern, die jetzt die Straßen erfüllen. Das Volk bleibt stehen und betrachtet gaffend die glänzenden Toiletten der Damen, die reich galonirten Diener mit ihren gewalteten Köpfen, die herrlichen, den Boden übermüthig stampfenden Pferde, und seufzt nach einem Pfennig. der ein Lager für die Nacht erkaufe. Dort ziehen die Jockeys hinaus zu den Pferderennen; die Ascot-races finden eben statt, zu denen sich die vornehme Gentry aus den fernsten Provinzen einfinden, um ihre Wetten auf dieses oder jenes herrliche Raethier anzustellen. Frauen und Töchter haben die Herrn herbegleitet, um bei der Gelegenheit sich ein wenig im Sonnenschein der vornehmen Welt zu baden und sich mit neuen Moden zu versehen. Daneben winken die Hofhalle und Drawingrooms, die jungen Mädchen, who are to come out, es müssen vorgestellt werden, und sollen für diese sublime Ceremonie den Knix einstudiren, den schwierigen, der sie der kleinen britischen Majestät als hoffähig darstellt. Himmlischer Moment! mit wie viel schlaflosen Nächten erkauft und vorbereitet! — Nun kommen die Blumenfeste, zu denen neue Morgenanzüge bestellt werden müssen, so frisch wie die Blumen, so glänzend wie der Farbenstaub derselben. Dann folgen Dejeuners, bei denen selbst die Kinderchen der aristokratischen Mütter eine Rolle zu spielen berufen werden, und wie schön ist ihr schöne Feen, von den niedlichen kleinen Wesen umringt, die wie Elfen auf dem grünen Rasen umherschwirren! Den Cyklus all des schmenden Glückes voll zu machen, kommen nun noch die Prinzen von Neapel, mit Agraffen an ihren Turbanen, so lostbar, ach! so lostbar, daß sie den jungen Mädchen noch im Traum verschwenden. Doch wehe! die braunen Oerheiten könnten nicht als Heirathskandidaten auftreten; sie sind Buddhisten und dürfen als solche von Englands Flora nur den Blumenkehl bewundern, der sie entzückt, für den sie schwärmen, in dem sie schwelgen. Und doch Eins Englands Töchter so schön, ach! so schön! Den braunen Prinzen entgeht das nicht, sie streichen ihren weißen Turban aus ihrer Stirne und schauen umher; da sehen sie denn braune und blaue, grüne und graue, und was es sonst noch für Augen geben mag, aus den verschiedensten Gesichtern, Flammen sprühend, auf ihre Agraffen gerichtet, und bereiten den todten Schmuck um dieses Glück. Die glückliche Agraffe! wenn sie empfinden könnte, wenn sie zu erkennen vermöchte, daß es besser ist eine Agraffe als ein Prinz von Neapel zu sein! In allen Seiecken, bei allen Festlichkeiten, ja sogar in der Elite, die Lady Palmerston bei sich versammelt, erscheinen auch die Agraffen mit ihren kafferbraunen Trägern; die vortheilhafteste Fassung, sondern Zweifel. Auch ist jeder andere arme Lion satt ganz darüber vergessen, und nur das einzige kleine Ungeheuer aus Afrika, der Säugling Hippopotamus, darf sich diesen Celebritäten an die Seite stellen. Das junge Ungethüm wohnt jetzt im Regentspark, wo es täglich an die achttausend Zuschauer hinlockt, die seinem Bade zusehen, das es häufig mit vieler Grazie nimmt. Dabei ist es sehr zärtlicher Natur, liebt seinen Wärter wie ein verzogenes Kind, und kann nur schlafen, wenn es seinen Kopf auf das Knie desselben legen darf. Armes Thier! mußten deine vier Füße ein so warmes Herz unter diesen düstern Himmel führen, wo nur selten zwei Füße ein anderes als ein latzet tragen? Armes Thier! Sogar Punch ist von der Einsamkeit deiner Lage gerührt worden und hat dich besungen. Könntest du doch seine Sprache verstehen! Aber wer weiß? Vielleicht führen wir im neunzehnten Jahrhundert einmal wla belle et la bêtes auf; wir sind wahrlich böse genug dazu, wenigstens in Deutschland.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, Juni.

(Fortsetzung.)

Politische Abspannung.

Nach einem Journalartikel, der unsers Wissens unbestritten geblieben ist, sollte schon jetzt eine übermäßig bezahlte Geldforderung nicht ohne Antheil an der Verdoppelung des Militäretats auf eine kaum erschwingliche Höhe gebracht. Die ärmern Hausbesitzer vorzüglich seufzen und klagen von Quartal zu Quartal, viele sollen schon Rückstände angehäuft, andere aus Noth die Zahlung offen verweigert haben. Wenn dieser Steuerdruck noch lange fortwährt, und wenn auch Verwaltung und Rechtspflege noch lange so bleiben, daß mancher in den schicksalsten Klagsachen nur für ein Unmaß von Kosten Hülfe findet, so dürfte es mit dem längst gesunkenen sächsischen Particularismus bald ganz zur Neige gehen.

Daß die Kammerauflösung keine sonderliche Theilnahme erregen würde, und es der Wachtverdoppelung, die man am Tage derselben bemerkt haben wollte, sicher nicht bedurft hätte, war bei der politischen Abspannung des Volks längst vorauszusehen. Die Nachwahlen setzen die Stimmberechtigten immer weniger in Bewegung. Nach Carlowitzens Austritt war sein Stellvertreter mit 305 Stimmen aus demselben Wahlbezirk hervorgegangen, in welchem 1848 die Mehrheit 1163, im vorigen Jahre doch noch 808 gezählt hatte. Die Kammervorhandlungen, selbst die Auszüge daraus in der Zeitung, wurden immer seltener gelesen. Des Justizministers Auslassung über die Grundrechte in der letzten Sitzung erregte zwar unverhalt der Kammer einen Sturm, verlor sich aber im Publikum gar bald aus dem Tagesgespräch. Auch andere Ankündigungen der Reaktion, wie zu Ende April die Ausweisung zweier deutsch-katholischen Prediger, die Inhibirung ihrer Gottesdienste am letzten Aprilsonntag, wobei nur die Errichtung der Rathswachmeisters im der Kirche Anstoß gab, gingen ohne viel Aufsehen vorüber. So haben denn auch die jüngsten Verordnungen über Presse, Vereinsrecht, Todesstrafe weiter heftige noch nachhaltige Aufregung hinterlassen. Die Kundgebungen des demokratischen Geistes werden fast allein noch in den Artikeln der „Dresdner Zeitung“ oder in verirrten Spötterein des „Anzeigers“ bemerkbar. Das Revolutionsfieber von 1848 scheint sich nur in der liefterlich abgesperrten Jugend der hohen Fürstenschulen erhalten zu haben. In Meißen hat man jüngst nöthig gefunden, dem herrschenden demokratischen Sinn mit Verbot oder Beschränkung der Zeitungslektüre wenigstens die Nahrung zu entziehen. In Grimma, wo der Rektor noch kurz zuvor mit dem Verdienstorden ausgezeichnet worden war, hat sich das nitimur in vetitum bis zum offen eingesprochenen „Mißtrauensvotum“ gegen einen Lehrer verstiegen. Anderes, was man auch gegen den Rektor gewagt haben soll, ist kaum glaublich. Die Prima ist in Folge davon durch Entlassungen und Abgänge, wie es heißt, auf zwei Schüler zurückgebracht, und die altberühmte Anstalt, einst die Erzieherin des Staatsrechtslehrers Pufendorf, hat für die nahe Feier ihres dreihundertjährigen Stiftungsfestes gerade die Spitze verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 155. Sonnabend den 29. Juni 1850.

Scelus, inquam, factum'st jamdiu antiquum et vetus. —
Quae hic monstra fiunt, anno vix possum eloqui.
Plautus.

Bilder aus Schottland.

(Schluß.)

Der zweite Blick galt dem Anbau, in welchem ich am vergangenen Abend ein schwaches Licht hatte schimmern sehen, das aber fast in demselben Augenblick, wo ich seiner ansichtig geworden, erloschen war. Und es lohnte sich der Mühe dahin zu blicken, denn eine hübsche junge Dirne schnürte sich am Fenster mit der Unbefangenheit der Unschuld und, wie es mir schien, nicht ohne einige Mühe und eine kleine Ungeduld das Leibchen zu, dessen Sklavenbande die freie, stolze Brust der Schottländerin verabscheute, während sie sich einem leichten Kattuntüchlein in den Nationalfarben anmuthig fügte. Bis dann das volle braune Haar geflochten und befestigt war, hatte ich Zeit, meine Bewunderung zwischen dem hübschen Oval des Gesichts, den blendendweißen Ermeln des Hemdes und dem schwellenden Rund des Arms zu theilen. Das reizende, jugendfrische Geschöpf war längst vom Fenster verschwunden, als ich zum drittenmal ausschaute, indem ich den Hof und dessen Umgebung in das Auge faßte, und siehe da, die schottische Aphrodite hatte bei ihrer Toilette mich nicht allein zum Zeugen gehabt; ein gewisser Psalmist saß auf einer Bank unter dem Schuppen dem Anbau gegenüber und seine Hand streute dem zahlreich um ihn versammelten Federvieh Futter aus, während seine Augen wie festgebannt an dem erwähnten Fenster hingen. Mir fiel ein, daß in der Bibel das hohe Lied dem Psalter fast unmittelbar folgt, und ich rief dem Waiter herauf, um durch ihn zu meinem Kaffee, zu seiner Spukgeschichte, zu des Wirthes Rechnung und zu des schönen Mädchens Namen zu kommen.

Donald ließ lange auf den Kaffee warten. Miß Ann, sagte er, sey spät aufgestanden, und ohne Miß Ann könne kein Kaffee in dem Hause gemacht, kein Brod geröstet und überhaupt nichts gethan werden; er zweifle nicht, daß man sie bald Mistreß Graert nennen dürfe. Der Kaffee war dünn, wässerig, geschmacklos. Nirgends in der Welt trinkt man schlechtern Kaffee als in Großbritannien, wie man zu Rüdesheim in der Regel den schlechtesten Rheinwein trinkt. „Gebt den Handel frei," sagt der Freetrader, „und ihr werdet den besten Thee und Kaffee in eurem Lande trinken." — „Was Thee und Kaffee! schützt Gewerbe und Ackerbau," ruft der Protektionist, „und ihr habt Brod und Fleisch besser und wohlfeiler als irgendwo auf Erden." Bis diese zwei große Parteien, in welche sich das britische Reich jetzt zu spalten scheint, ihren Kampf ausgefochten haben oder ein begabter Geist die glückliche Mitte findet, die zwischen der Scylla der Freetrader und der Charybdis der Protektionisten durchführt, wird man in diesem Lande schlechten Kaffee trinken und Brod und Fleisch werden theuer bleiben.

„Master Smith," sagte ich, als ich mit dem Frühstück zu Ende war, „streng genommen, muß man Geister- und Gespenstergeschichten nur erzählen, wenn die Nacht bedeutend vorgerückt ist, wenn der Sturm draußen heult, die Eulen schreien, die Wetterfahnen knarren und die Fensterladen in ihren Angeln ächzen. Da es mir aber unmöglich ist eine so günstige Zeit und Gelegenheit abzuwarten, möchte ich bitten, meine durch eine gewisse Andeutung mächtig erregte Neugierde

Digitized by Google

jetzt sogleich und Angesichts des jungen Tags, dieses Freigeistes, der jedes Spukes lacht, zu befriedigen." — „Der Morgen," erwiederte der lange Donald, „eignet sich, nach meiner geringen Ansicht, besser zu solchen Mittheilungen als die Nacht, und ich habe mir vorgenommen, nie wieder in den Abendstunden auf gewisse Dinge anzuspielen. Der Schrecken, welcher mich gestern Abend überkam, ließ mich die ganze Nacht nicht schlafen." — „Auch ich wäre diese Nacht zwei- bis dreimal vor Angst beinahe erstickt, mein guter Donald." — Donald wurde blaß und trat näher an mich heran. „Was war es, lieber Herr? Sie haben doch nichts gesehen, nichts gehört?" — „Nichts gesehen und nichts gehört, Master Smith; ich wollte aber im Traum versuchen einige gälische Wörter auszusprechen." — „Ah, ah," rief Donald Smith Macdonald, „der Herr ist guter Laune, ich merke, an feuras-chuideachd, wie wir es in den Hochlanden zu nennen pflegen; und da dem so ist, nehme ich keinen Anstand meine Geschichte in aller Kürze zu erzählen."

„Der nahe Flecken Bathgate war, wie Sie ohne Zweifel wissen, eine dem großen Robert Bruce zustehende Besitzung, auf welcher er stets mit Vorliebe verweilte, wenn die Kriege mit Eduard dem Ersten ihm einige freie Tage ließen. Einst hatte er, zum zehnten- oder zwanzigstenmale, ein englisches Heer über den Tweed geworfen und kehrte mit Beute und Gefangenen in sein Schloß zu Bathgate zurück, um von den Mühen und Anstrengungen des rasch geführten Schlages auszuruhen. Diese Ruhe war jedoch nur ein Vorwand, denn der Held hatte eine schwere Wunde erhalten, die dadurch nur um so gefährlicher wurde, als er sie vor seinen Leuten zu verbergen suchte, um sie nicht muthlos zu machen. König Eduard hatte aber gute Spione und wußte bald, daß Robert Bruce in seinem Schlosse bedenklich darnieder lag, während seine Schaaren in der Umgegend Standquartiere bezogen hatten. Eine kleine verwegene Schaar Engländer überschritt den Tweed, brach in einer dunkeln, stürmischen Nacht wie ein Tairneanach, nämlich wie ein Ungewitter, über die sorglosen Haufen her, alles niederhauend und verstümmelnd, was ihnen in den Weg kam. Vor Bruces Schloß holten sie sich blutige Nasen und eilten wie der Blitz über den Tweed zurück. So weit Sie aber von West-Craigs-Inn sehen können, waren die Felder, die Hügel, die Schluchten mit schauerlich verstümmelten Leichen bedeckt. Ohne Zweifel haben diese Unglücklichen, welche nicht nur in der Einneacheadh, das heißt in der Blüthe ihres Lebens, sondern auch in der Blüthe ihrer Sünden aus dem Leben schieden, vor Gott keine Gnade gefunden, denn in stürmischen Nächten, wie die war, in welcher sie den Tod fanden, sammeln sie sich auf den nahen Höhen, suchen ihre abgehauenen Glieder und weinen und jammern, daß einem das Herz brechen möchte, und wenn ich West-Craigs-Inn je verlasse, geschieht es nur, weil ich auf Bealtuinn, will sagen auf Pfingsten, geboren bin und daher mehr höre und sehe als mir lieb ist. Oft wenn ich mich auf meinem Heimweg verspätete, hat mich das Aechzen und Stöhnen der Unglücklichen verfolgt; aus jedem Busch drang ein Klageton, in jeder Furche sah ich blutige Hände ringen, auf jedem Pfad abgehauene Füße hin und her schreiten. — Da rief Miß Ann bereits zum zehntenmal nach mir."

Der Tag hatte mehr versprochen, als er zu halten gesonnen war. Als ich die ungemein billige Rechnung — drei Schilling fünf Pence, oder zwei Gulden drei Kreuzer rheinisch — berichtigt und Master Smith so wie die „Chambermaid" mit einer Kleinigkeit bedacht hatte und unter das Thor trat, um meine Wanderung fortzusetzen, begann es prasselnd zu regnen, und da fast in demselben Augenblick der erste von Glasgow nach Edinburg gehende Eilwagen daher rollte, folgte ich dem Rath der schönen Miß Ann, welche mir das Geleite gab, und hob meinen Zeigefinger, was der in seinen Tartan-Plaid vermummte Rossebändiger sogleich verstand, anhielt, die Hand nach seinen vier Schilling Fahrtare ausstreckte, und ehe ich halb in dem Wagen war, im Galopp weiter fuhr. Im Geleite von Wind und Regen erreichte ich nach zwei Stunden Edinburg, fand zu meiner Freude das Zimmer in Union Hotel, das ich vor zehn Jahren bewohnt hatte, unbesetzt und richtete mich sofort für einige Tage häuslich ein.

Spaziergänge eines Erfurter Journalisten.

(Fortsetzung.)

Rode.

Vier Wochen lang war ich, dem unveränderlichen Strom der Erfurter und ihrer parlamentarischen Gäste folgend, tagtäglich nach den Kaffeegärten des Steigers gewallfahrtet, so daß ich des Weges und des Ortes müde zu werden begann. Und doch mußte schon zur Verdauung der Parlamentssitzungen gegangen seyn, und doch mußte der Spaziergang einen gastlichen Zielpunkt haben, der wenigstens ein Obdach bot, unter dessen Schutze sich die Zwischenräume der Aprilschauer abwarten ließen. Das Schießhaus, das Waldschlößchen, welche man mir zum Ausflug vorschlug, dieses am Fuße, jenes auf dem Kamme des unvermeidlichen Steigers gelegen, gehören ihrer Einrichtung und ihrer Bevölkerung nach zu den Oertlichkeiten, welche

Digitized by Google

man einmal ſieht und nie wieder. Der Verſuch, auf der Landſtraße das erforderliche Maß der Bewegung zu ertroben, war ein Auskunftsmittel der Verzweiflung.

Da endlich ſchickte der Himmel einen heitern Frühlingstag und zugleich einem meiner Bekannten den Gedanken eines längern Ausflugs, als wir ſie bisher hatten unternehmen können. Auf Befragen der Ortskundigen ſchallte uns von allen Seiten der Name Roda entgegen. Roda iſt ein anderthalb Stunden von Erfurt gelegenes gothaiſches Dörfchen, welches die Säulen des Herkules der Erfurter Spaziergänger bildet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Weg nach Roda wiederum durch den Steiger führt, der ſich nun einmal um keinen Preis umgehen läßt. Dießmal ließ ich ihn mir gefallen. Ein ſauberer Fußpfad, junges Grün an den Weißdornbüſchen, blühende Palmweiden, blauer Himmel — was bedarf es mehr, um ein winterliches Gemüth zu erhellen und zu erwärmen?

Wir hatten zahlreiche Begleitung auf dem Wege nach Roda. Jung und Alt zog muntern Sinnes und heller Kehle durch den ſproſſenden Wald. Die Frühlingsſonne war es nicht allein, was den dunten Schwarm hinausgelockt, ſondern es kam hinzu, daß der gothaiſche Kalender einen Buß- und Bettag anzeigte, den die weiland preußiſche Staatsreligion längſt wieder abgeſchafft oder auf den nächſten Sonntag übertragen hatte. So wanderte denn halb Erfurt nach dem Auslande hinüber, wo man ja volles Recht hatte, bei Speiſe und Trank, mit Scheibenſchießen, Kegelſchieben, Muſik und Tanz Buße zu thun die einen für die Sünden und für den Müßiggang, die andern für die ſaure Arbeit und für das unfreiwillige Faſten des letzten Vierteljahrs.

Zumal die Soldaten zogen in hellen Haufen über die Grenze, jedoch ohne Seitengewehr, damit das fremde Staatsgebiet nicht verletzt werde und nicht etwa gar ein casus belli entſtehe. Wäre ich indeſſen an der Stelle der gothaiſchen Regierung, ſo würde ich einen Polizeidiener an der Grenze aufſtellen und größerer Sicherheit wegen jeden preußiſchen Soldaten unterſuchen laſſen, ob er nicht etwa ſeinen Säbel unter dem Rocke trage. Man bedenke nur, welche Staatsgefahr aus der Vernachläſſigung einer ſolchen Vorkehr entſtehen kann! Angenommen, Preußen hätte Eroberungsplane gegen Gotha, ſo dürfte es nur unter dem Vorwande eines Buß- und Bettages oder einer Kirchweihe ſeine Soldaten, heimlich bewaffnet, nach Roda ſchicken, und ein beträchtlicher Theil der gothaiſchen Lande wäre im Nu in ſeiner Gewalt. Ja ſogar die nur drei Stunden entfernte Haupt- und Reſidenzſtadt des Staats könnte von dieſem durch Ueberfall genommenen Punkte aus bedroht, ja wer weiß, vielleicht berannt werden, ehe ſich das gothaiſche Heer durch die Herbeiziehung der koburgiſchen Streitkräfte in gehörigen Vertheidigungszuſtand geſetzt hätte.

Das Dörfchen Roda liegt ganz anmuthig am ſteilen Abhange einer tiefen Thalſchlucht, von deren oberſten Rande aus man die ganze Kette des Thüringer Waldes überſieht. Als vorgeſchobene Poſten des Gebirges ſtehen die drei Burgberge der Gleichen mitten in der Ebene, vulkaniſchen Kegeln ähnlich, und wie gemacht für den Horſt der Raubritter. Wer etwas Poſtliveres verlangt als eine freundliche Ausſicht, dem bietet die ländliche Schenke — freilich zu ziemlich ſtädtiſchen Preiſen — köſtliche Bachforellen und einen vortrefflichen Gerſtentrank aus der benachbarten Herrnhuter Kolonie Neubietendorf. Wer aber die Tafelfreuden in Roda in Ruhe genießen will, dem rathe ich, daß er nicht an einem Buß- und Bettage hinausgehe, und wenn er meinen Rath in den Wind ſchlagen ſollte, ſo wünſche ich ihm, daß wenigſtens nicht ein unerwarteter Regenſchauer Hunderte und aber Hunderte von Büßenden und Betenden aus Feld, Wald und Garten in die engen Räume des Wirthshauſes ſcheuche, wo er ſeinen luculliſchen Liebhabereien obliegt. Nichts würde ihn ſchützen, nicht die Heiligkeit des bereits bezahlten Glaſes Bier, das ihm die Kellnerin bringt, nicht die Allgewalt ſeines harrenden Appetits, nicht der im Schweiße ſeiner Ellenbogen erworbene Platz am Tiſche; nichts wird von dieſen waſſerſcheuen Fanatikern reſpektirt. Und man ſpricht vom Polizeiſtaat!

(Vorleſung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortſetzung.)

Diorama.

An die Theater denkt Niemand mehr, ſeit der Hippopotamus angekommen; die Sontag iſt rein vergeſſen, und Mlle. Rachel, die dem Unthier den Rang einer Prima Donna ſtreitig machen will, wird näher betrachtet die Sache nicht ſo leicht finden. Auch mit Dioramas und Panoramas ſind wir reich geſegnet. Wir bereiſen den Miſſiſippi und den Nil, wandern dann in die Regionen des kalten Nordens hinauf zu den Eisbergen und Eisbären, machen einen Abſtecher nach Caliſornien, wo wir uns neidiſch am Anblick der Goldſucher ſatt ſehen und die Sache, ohne ein Reſultat für uns, recht langweilig finden, und ſchließen endlich mit einem kleinen Ausflug nach Indien auf dem kürzeſten Wege

Digitized by Google

mit der sogenannten Overland-mail. Diese Reise ist äußerst angenehm, poetisch schön und vielseitig. Wir möchten sie jedem gönnen und rathen sie allen an, wenn auch nur im Zimmer. Das Lokal ist gebräuchlich, kein Kajüt kann zur Erde fallen; ja man muß Stunden lang vor der andraumten Zeit da seyn, um nur Eintritt zu erhalten. Die Scene öffnet sich; wir sind im Hafen von Southampton, von wo unser Schiff in See sticht. Freunde und Zuschauer zieren das Ufer und winken uns den letzten Abschiedsgruß zu. Die Nacht rückt heran, der Mond geht auf, und findet uns auf dem weiten Meere, dessen Fluthen wir ruhig sieg durchschneiden, nach dem Takte einer Musik, die uns in sanften Weisen begleitet. Wir erreichen die Bay von Biscaya, wir sehen die Küsten Spaniens, dann Portugals an unserm Blick vorübergleiten, das Cap St. Vincent streckt sich weit in die See hinaus, wir umschiffen es, und befinden uns im Angesichte Gibraltars, dessen hohe Felsen sich stolz über den kleinen Festen der Menschenhand zum Himmel aufthürmen. Der Britte trampelt gewaltig beim Anblick eines Nationalreichthums, das auch er als Individuum zu besitzen meint. Sein Herz hebt sich und rauhe Töne des Vergnügens entsteigen seiner Brust. Wir schwimmen weiter, da kommt das stattliche Malta, mit den Terrassen von weißen Palästen sich herrlich über der blauen Fluth des Mittelmeers erhebend, das es wie eine Feenkönigin überschaut. Wie schön muß es dort seyn, wie lieblich, wenn Nacht und Tag sich scheiden! Wir armen Bewohner des Nordens, wissen wir denn so recht eigentlich wie schön die liebe Erde ist, so lange wir nicht den Süden geschaut, auf duftenden Orangenblüthen gewandelt, im Schatten der Oliven geruht haben? Dort wohnt das Leben, die Frische, die Fülle, bei uns der rationale Tod. John Bull trampelt auch hier wieder. Wen Malta geht's nun weiter; Nächte kommen mit silbernem Mondschein, und Tage mit Schatten und Licht; da endlich sehen wir Alexandrien, das berühmte, und desswegen fürs erste das wirthliche Land, das der Islam beherrscht. Aber die Zeit drängt, nur zu flüchtigem Schauen ist die Minute uns vergönnt; es gilt eiligst das Schiff zu entladen, und auf dem Canalboot den Nil und von dort Cairo und Suez zu erreichen. Die Hauptstadt wird uns beim Sternenschimmer gezeigt; die zahllosen Moschen sind erleuchtet, die enge Hauptstraße von unten erhellt, und über dem Ganzen ruht der lichte Nachthimmel einer südlichen Zone, die warme Färbung der tropischen Klimate. Nun kommt die Wüste mit Karavanen, mit Zügen von Kameelen und den zur Fortschaffung der Reisenden bestimmten Omnibussen; wir sehen das unendliche Sandmeer, wo ein Grauen tödlicher Einsamkeit uns anweht, sehen den Araber und sein steigez Roß, und die einsame Akazie, den Wegweiser des verirrten Wanderers. Endlich kommt Suez, kommt das rothe Meer mit seinen Traditionen und Pharaos Fußpfad, bei dem John Bull nicht trampelt, weil er ihm nicht gehört. Jetzt sind wir wieder im weiten Weltmeer, wo uns aber gar bald die Insel Ceylon mit Adams Fußtritt darauf willkommen heißt, und von hier sind Madras und Calcutta bald erreicht, und unsere Reise ist beendet.

(Schluß folgt.)

Dresden, Juni.

(Fortsetzung.)

Verhältniß zum Königthum. — Militär.

Wenn aber auch unter den Erwachsenen der Freiheitsschwindel gewichen ist, so schrint damit doch die Achtung vor dem Königthum und die vormalige Volksgunst des Königshauses noch nicht wieder eingezogen. Bei den letzten Militärschaufpielen, die man dem Herzog von Genua gab, blieben die oft dabei erscheinenden Majestäten meist nur lau bewillkommt und von vielen im Publikum ganz unbegrüßt. Bauern, die den Donnerwetter bei der Elbüberbrückung zusahen, murrten, daß man dem fremden Prinzen immer nur Kriegszurüstungen, nicht auch ihre ländlichen Friedensverke zeige. Einer der schönsten Frühlingsabende, der die königliche Familie mit den Neuvermählten unter Feuerwerken und Prachtbeleuchtungen der nächsten Berge auf dem Dampfboot vom Königstein zurückbrachte, hatte viel Zuschauer an die Elbufer gelockt und hielt die Terrasse noch bis zehn Uhr dicht bevölkert. Es war eine erhebende, heitre stimmende Scene. Unter Musikklängen rauschte das fackelbeleuchtete Schiff auf dem ruhigen, wiederspiegelnden Strome durch die klare Sternennacht daher und steuerte in malerischer Schwenkung dem Landungsplatze zu. Aber die Ausschiffung, die Heimfahrt in den Hofwagen ging lautlos vorüber, kein Zuruf der Versammelten ließ sich hören. Die junge Herzogin ist vor der Abreise noch von einigen dreißig Bürgermädchen im Schlosse begrüßt worden; man hat aber nicht viel davon vernommen, und noch unbedachter blieb die Ermahnung einiger andern jungen Damen, die sich bei der Abfahrt am 2. Mai Blumen streuend und Wünsche lispelnd im Gewühl des Bahnhofes der Scheidenden näherten. Der 18. Mai gab als Geburtstag des Königs bald wieder Gelegenheit, die Volksstimmung zu beobachten. Man las im alten „Dresdener Journal“ und in der „Sachsenzeitung“ zwei gesungene Gedichte, hörte aber weder ihre poetische als ihre patriotische Seite loben. Man vernahm von Ministers- und Offizierstönern, fand jedoch auch in einer vorzugsweise conservativen Privatgesellschaft die Tafel eben nicht zahlreich besetzt. Man sah die Soldatenkompagnien durch Regen und Nebel zu ihrem Freidier im Großen Garten hinausmarschiren, aber Volkshaufen wollten sich nicht anschließen, und als die halbberauschten Abends unter Hurrarufe und Gesang stampfenden Trupps durch die Straßen zurückzogen, erregte der Lärm sogar Mißstimmung. — Was in der Stadt die Rückkehr der bessern Stimmung erschwert, und Einheimischen wie Fremden, ersterе auch an den Steuerdruck erinnernd, allenthalben auffällig entgegentritt, ist die Ueberzahl des Militärs. Die Einquartierungslast ist zwar durch Kasernen und andere Einrichtungen bedeutsigt oder erleichtert. Der sonstige Trommelklang ist den ausschließlich beibehaltenen Hörnern gewichen; aber auch die geräuschlose Begegnung bleibt nicht unbemerkt. In geselligen Cirkeln sah man noch nie so viel Uniformen und Epauletten, fand noch nie so viele Majors und Hauptleute auf den Notelisten zur Aufnahme. In den Straßen sieht man aller Orten Grünröcke mit Seitengewehr müßig umherschlendern, oder Abends schaarenweise über die Brücke der Kaserne zuraben. In den letzten Tagen haben insessen einzelne Militärabtheilungen Beschäftigung gefunden. Eine Compagnie leichter Infanterie ging am 10. Juni nach dem sechs Stunden entfernten Neustadt bei Stolpen ab, wo man den Bürgermeister wegen Verbots einer Scheibenschützenaufzugs mißhandelt haben sollte. Das Regierungsblatt gab zwar nachher Vertheilung der Einquartierungslast als Hauptgrund jenes Ausmarsches an, verlängerte aber doch nicht, daß Unruhen in jener Gegend die Maßregel beschleunigt hatten. Jedenfalls mag der radikale Same, den der dort einheimische, auch in Frankfurt bemerklich gewordene Schafstall daselbst ausgestreut hat, bei den in der Niederschrung zurückgebliebenen Provincialen noch fortwuchern.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Monatsregister Juni.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Orgelspielerin. Von J. Krais. 135.
Deutschland an Straßburg. Von H. Margraff. 142.

Erzählungen.

Schwäbische Pfarrhäuser. 132. 133. — 135. 136. — 138. 139. 140.
Eine kleinstädtische Geschichte. 143—152.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Goethe und C. F. Reinhard. 131. 132. 133. 134. 135. — 137. 138. — 141. 142. — 145.
Aus dem Romanenleben eines Naturforschers. 131.
Bilder aus Schottland. 134. 135. 136. 137. 138. 139. — 149. 150. 151. 152. 153.
Pompeji und Pästum. 140. 141. 142. 143. — 146. 147. 148.
Der republikanische Kalender. 144.
Die Carrikatur in Frankreich seit der Februarrevolution. VII. 153.
Spaziergänge eines Erfurter Journalisten. 154. 155.

Korrespondenz.

Göttingen. 131. 132. 133. 134. — London. 132. 133. 134. 140. 141. 142. — 135. 136. 137 138. — Mannheim. 136. 137. 138. 139. — Aus dem Hannoverschen. 139. 140. 141. 142. 143. 144. — 146. 147. 148. 149. — Danzig. 143. 144. 145. — Berlin. 144. 145. 146. 147. 148. — Hamburg-Altona. 149. 150. 151. 152. — Leon. 150. 151. 152. 153. — Dresden. 153. 154. 155.

Vierteljahrs-Schrift 1850.

Zweites Heft zweite Abtheilung.

[66] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die zweite Abtheilung des zweiten Heftes

der

deutschen Vierteljahrs-Schrift

für 1850.

April — Junius.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Deutschland und die skandinavische Union. In besonderer Beziehung auf die schleswig-holsteinische Frage. — Provinzielle Erfahrungen über Civilehe und Trennung der Schule von der Kirche. — Das materielle Wohl und die Reformen in Behausung, Nahrung und Bekleidung der Bewohner Europa's, insbesondere Deutschlands. — Vergangenheit und Gegenwart der evangelischen Kirche in Oesterreich. — Das Erfurter Parlament.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1850. J. G. Cotta'scher Verlag.

[61] In unterzeichnetem Verlage sind erschienen:

Gedichte

von

Friedrich Halm.

8. geheftet. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 Ngr.

Der hochberühmte Verfasser der „Griseldis" erscheint hier in neuer Gestalt, als lyrischer Dichter, vor dem deutschen Publikum. Dieselben Vorzüge, welche seinen Schauspielen die bekannten seltenen Erfolge auf der Bühne und in der Literatur gesichert haben, zeichnen auch seine Lieder aus: tiefe Fülle der Empfindung, Reinheit des Gedankens, und acht-dichterische Stimmung, zwischen milder Trauer und schalkhaftem Humor anmuthig getheilt; dabei ein eigenthümlicher Schmelz und Glanz vollendeter, in klassischer und romantischer Schule gebildeter Formen. Den mannigfaltigen Inhalt der Sammlung bilden: Bilder in Natur, Zeit und Welt, Stimmen des Herzens und der Liebe, erzählende Dichtungen und Gelegenheitsgedichte. Musiker und Mimen dürfen auf dieselbe ganz besonders aufmerksam gemacht werden: diese finden darin eine Reihe höchst wirksamer poetischer Erzeugungen für den öffentlichen Vortrag, und jene einen unerschöpflichen Reichthum von dankbaren Aufgaben für den Tondichter, ähnlich dem so oft componirten: „Mein Herz, ich will dich fragen."

Stuttgart und Tübingen, Juni 1850.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Annette Freiin von Droste-Hülshof.

8. Velinp. brech. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Alle Freunde echter Poesie werden diese gesammelten Gedichte einer deutschen Sängerin von schon anerkanntem Rufe, welche im Jahr 1848 gestorben ist, doch willkommen heißen. Mit einer Fülle von neuen, überraschenden und tiefen Gedanken und Gefühlen verbindet sie die glücklichste Naturempfindung und Naturanschauung, welche weit hinaus über allgemeine, verschwommene Naturschwärmerei und Sentimentalität, die innere Eigenthümlichkeit jedes Wesens in allen Sphären und Elementen mit scharfem Sinn zu erfassen, mit der keuschen, prägnantesten Sprache zu bezeichnen, durch treffende Bilder zu veranschaulichen weiß. Eine entschiedene Originalität, welche auch vor dem Höchsten und Tiefsten nicht zurückscheut, und das anscheinend Gewöhnliche, die alltägliche Wirklichkeit des Lebens zu adeln weiß, tritt in der reichhaltigen und mannigfaltigen, Scherz und Ernst, Humor und Phantasie, Wehmuth und Feuer vereinigenden Sammlung überall unverkennbar hervor. Selbst manche Schroffheit, Härte und Dunkelheit der Gedanken, der Gefühle, der Sprache, erhöhen nur das scharfe Gepräge der Eigenthümlichkeit, vielleicht selbst den Reiz dieser Dichtungen, da sie mit großer Klarheit, innigster Zartheit und Weichheit und dem schönsten Fluß kraftvoller und blühender Sprache abwechseln. Ein großer, umfassender, edler Sinn, der sich schon in manchem kleinen Liede verkündet, prägt sich auch in umfangreicheren Kompositionen historischer Art glücklich aus, mit welchen die mächtig ringende Muse der Dichterin, den Kreis des lyrischen durchbrechend, nach epischer Gestaltung, Fülle und Mannigfaltigkeit strebt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by